Westermanns Monatshefte
Georg Westermann Verlag

Digitized by Google

*DF
Westermann

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

1950/16

Siebenunddreißigster Band.

Der dritten Folge fünfter Band.

October 1874 — März 1875.

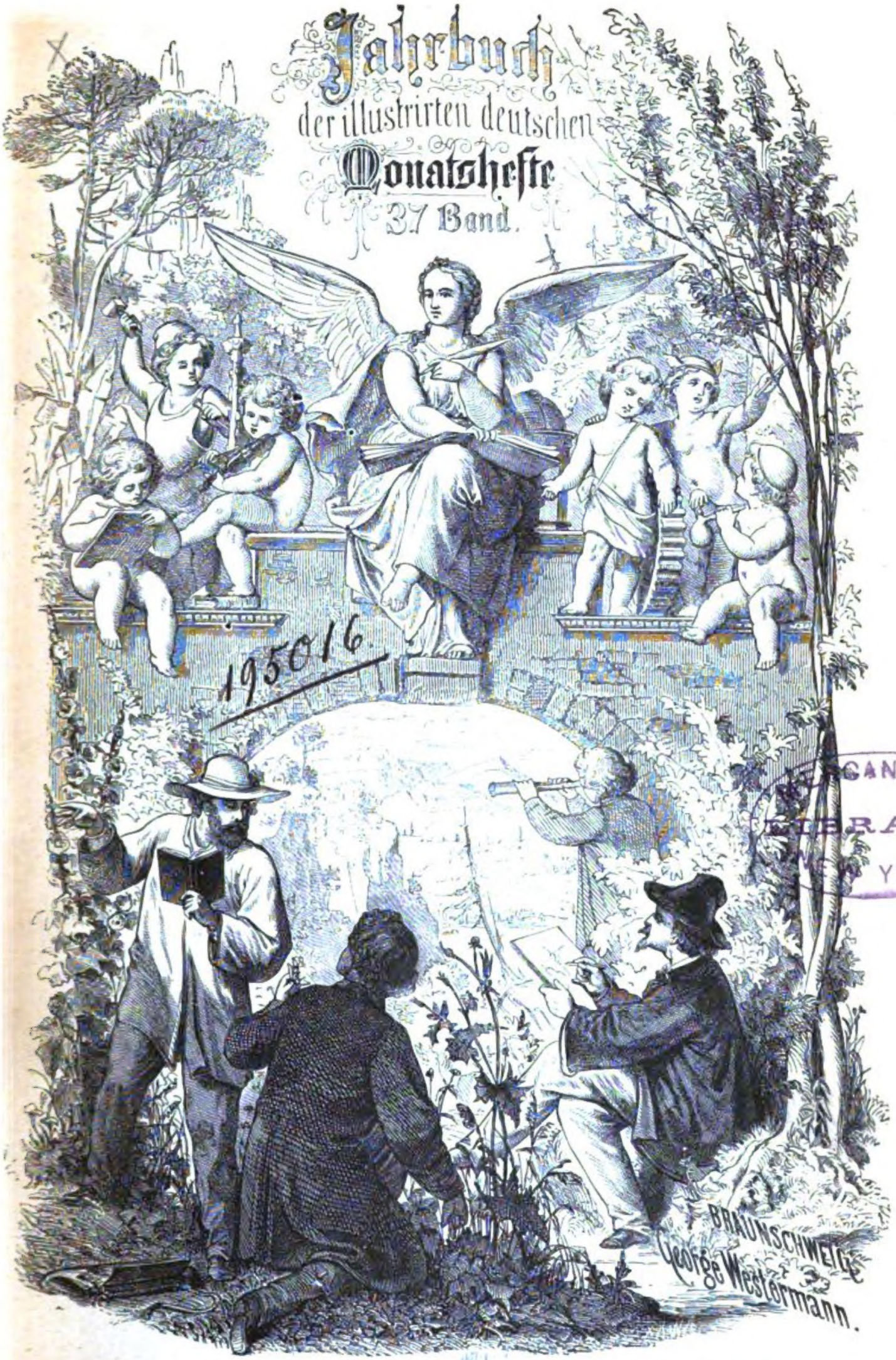
Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1875.

Digitized by Google

Jahrbuch
der illustrirten deutschen
Monatshefte
37 Band.



195016.

Braunschweig
George Westermann.

NEW YORK CITY

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
972453
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R L

Digitized by Google

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

siebenunddreißigsten (der dritten Folge fünften) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Bacher, Julius, in Berlin, 521. — Brachvogel, Udo, in New-York, 217, 575. — Braun, Karl, in Berlin, 101, 316, 436. — Bunge, Rud., in Köthen, 325, 432. — Buttlar, H. von, in Meiningen, 658. — Carriere, M., in München, 544. — Finsch, O., in Bremen, 48. — Gerland, G., in Kassel, 409. — Heyer, Gustav, in Zahlbach, 279. — Heyse, Paul, in München, 179. — Hoffner, Wilhelm, in Breslau, 21, 444, 588. — Jensen, Wilh., in Kiel, 136, 261, 364. — Kirchner, K., in Chemnitz, 639. — Klein, Herm. J., in Köln, 282. — Kupfer, F., in Kassel, 172. — La Mara, in Leipzig, 392. — Lange, Henry, in Berlin, 170, 668. — Lasard, Adolf, in Berlin, 606. — Leesenberg, A., in Berlin, 378. — Lichterfeld, Fr., in Berlin, 267, 389. — Marggraff, Hugo, in München, 537. — Meyer, E. H., in Göttingen, 146. — Nöggerath, Jakob, in Bonn, 385. — Porta, W. de, in Minden, 593. — Raabe, Wilh., in Braunschweig, 1, 113, 449. — Ritgen, Hugo von, in Gießen, 73. — Roquette, Otto, in Darmstadt, 337. — Roscher, W., in Leipzig, 511, 596. — Rosegger, P. K., in Graz, 60, 423. — Sacher-Masoch, Leopold v., in Bruck, 225. — Schmidt, Julian, in Berlin, 89, 198. — Spiller, Ph., in Berlin, 608. — Stahr, Adolf, in Berlin, 25, 140, 256. — Stein, P., in Darmstadt, 614. — Vacano, E. M., in Wien, 561. — Vogel, August, in München, 45, 408, 664. — Vogt, Karl, in Genf, 32, 159. — Waldmüller, Robert, in Dresden, 494.

Digitized by Google

Inhalt

des ſiebenunddreißigſten (der dritten Folge fünften) Bandes.

Eulenpfingſten. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe, 1, 113.
Aus F. W. J. Schelling's Leben. Von Wilhelm Hoffner, 21.
Aus der Jugendzeit. Lebenserinnerungen von Adolf Stahr, 25, 140, 256, 369.
Schmarotzer im Thierreiche. Von Karl Vogt, 32, 159.
Reiz- und Beizmittel der Pflanze. Von Auguſt Vogel, 45.
Wiſent und Biſon. Nacherzähltes und Selbſterlebtes von O. Finſch, 48.
Das Haus auf der Höhe. Eine Geſchichte von P. K. Roſegger, 60.
Erhalten und Reſtauriren. (Die Wartburg.) Von Hugo von Ritgen, 73.
Thomas Carlyle. Von Julian Schmidt, 89, 198.
Karlsbader Culturſtudien. Von Karl Braun, 101, 316, 436, 553.
Nel mezzo del cammin di nostra vita. Terzinen von W. Jenſen, 136, 261, 364.
Die Begründer der Sprachwiſſenſchaft. Von E. H. Meyer, 146.
Die erſte deutſche Geſandtſchaft nach Perſien. Von Henry Lange, 170.
Die Bai von Rio de Janeiro. Von F. Kupfer, 172.
Die ungariſche Gräfin. Novelle von Paul Heyſe, 179.
Transatlantiſche Mittheilungen. New-Yorker Chronik von Udo Brachvogel, 217.
Die Aeſthetik des Häßlichen. Novelle von Sacher-Maſoch, 225.
Die Nashornvögel. Von F. Lichterfeld, 267.
Das merkwürdigſte der Metalle. Von G. Heyer, 279.
Die Bahn des Blitzes. Von Herman J. Klein, 282.
Bilder aus Columbien, 289, 533.
Johannes Brahms. Von La Mara, 292.
Deutſche Samariterinnen. Von Rudolf Bunge, 325, 432.
Der ſchlimme Finger. Muſikaliſch-novelliſtiſche Rhapſodie von Otto Roquette, 337.
Eliſa von der Recke. Von A. Leeſenberg, 378.
Geſchichte der Platina. Von Jakob Nöggerath, 385.
Der Salamander. Von Fr. Lichterfeld, 389.
Gaswaſſer und Fiſchzucht. Von Auguſt Vogel, 408.
Die Trockenlegung der Zuiderzee. Von G. Gerland, 409.
In der Waldheimath. Erinnerungen aus lichtvollen Tagen von P. K. Roſegger, 423.
Mohamed. Von W. Hoffner, 444.
Frau Salome. Eine Erzählung von W. Raabe, 449.
David Friedrich Strauß. Von Rob. Waldmüller, 494.
Neun Tage in Dalmatien und Montenegro. Von W. Roſcher, 511, 596.
Die Bernſteinküſte am baltiſchen Meere, ſowie die dort vorhandenen Lager und die Gewinnung des Bernſteins. Nach perſönlichen Beobachtungen von Julius Bacher, 521.
Wie ſich die Länder heben und ſenken. Von Hugo Marggraff, 537.
Die Offenbarung Johannis. Von M. Carriere, 544.
Unter dem Miſtelzweige. Von E. M. Vacano, 561.
Zwei Charakterköpfe aus der Geſchichte der Vereinigten Staaten. Von Udo Brachvogel, 575.
Die Fürſtin Galitzin. Von W. Hoffner, 588.
Das ſardoniſche Lachen. Von W. de Porta, 593.
Der Gletſchergarten von Luzern. Von Ad. Laſard, 606.
Die Wunder der Polarzone. Von Philipp Spiller, 608.
Er oder ich. Erzählung aus Andaluſien von Paul Stein, 614.
Anaſtaſius Grün. Literariſch-biographiſche Skizze von Karl Kirchner, 639.
Die Gebeine der heiligen Eliſabeth. Von H. von Buttlar, 658.
Zur Geſchichte der Liebig-Stiftung. Von Auguſt Vogel, 664.
Die öſterreichiſch-ungariſche Nordpolarexpedition unter Weyprecht und Payer, 1872 bis 1874, 668.
Neueſtes aus der Ferne: Japaneſiſche Gebräuche. — Die Diamantfelder in Capland. — Die Peſt in der Türkei. — Aus Weſtindien, 109.
Literariſches: Aus meinem Skizzenbuche. Von Friedrich Spielhagen. — Geſammtausgabe der Werke von Otto Ruppius, 59.
Deutſche Jugend. Illuſtrirte Monatshefte. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. — Moritz Hartmann's Geſammelte Werke, 108.
Der graue Freund. Roman von Hans Hopfen.

— Bibliothek des Vereins für deutſche Literatur: Aus dem Nachlaſſe des Mirza Schaffy, von Bodenſtedt. Vorträge von Sybel. Die Schweizer, von Oſenbrügger. — Uffe Hjaelm's und Valle Löwe's Erlebniſſe. Roman von Henrik Scharling, 158.

Regiomontanus (Joh. Müller aus Königsberg in Franken), ein geiſtiger Vorläufer des Columbus. Von Alex. Ziegler, 215.

Der Mann mit dem ſteinernen Herzen und Wir bewegen die Erde. Romane von Maurus Jokai. — Asmus Jakob Carſtens' Werke. Zweiter Band. Von Herman Riegel, 216.

Young's Nachtgedanken. Bearbeitet von E. von Hohenhauſen, 266.

Verfaſſung und Demokratie der Vereinigten Staaten. Von Dr. J. v. Holſt. — Novellen und Gedenkblätter. Von Theodor Storm, 384.

Das deutſche Reich in geographiſcher, ſtatiſtiſcher und topographiſcher Beziehung. Von Guſtav Neumann, 422.

Die Magyaren und andere Ungarn. Von Franz von Löher, 447.

Holbein und ſeine Zeit. Von A. Woltmann. — Baedeker's Reiſehandbücher für Ober- und Mittelitalien, 448.

Shakeſpeare's dramatiſche Werke. Herausgegeben von Richard Goſche und Benno Tſchiſchwitz, 543.

Meyer's Converſations-Lexikon. Erſter und zweiter Band, 559.

Deutſchland nach ſeinen phyſiſchen und politiſchen Verhältniſſen geſchildert von Hermann Adalbert Daniel. — Die Inſel. Gedicht von W. Jenſen, 560.

Mendelsſohn's Werke. — Aus Wäldern und Bergen. Stille Geſchichten von P. K. Roſegger, 595.

Die geſammten Naturwiſſenſchaften. Für das Verſtändniß weiterer Kreiſe und auf wiſſenſchaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb u. A. Eingeleitet von Herm. Maſius. — Elfrida von Monte-Salerno. Drama in fünf Aufzügen von G. Conrad, 666.

Mordgeſchichten von Karl Braun. — Brutus. Trauerſpiel von Heinrich Kruſe. — Aus Mirza Schaffy's Nachlaß. Von Fr. Bodenſtedt. — Nächte des Orients und Lothar. Gedichte von Adolf Friedrich von Schack. — Erwin. Gedicht von Karl Landſteiner. — Gedichte von Ernſt Scherenberg. Düſſeldorfer Künſtleralbum, 667.

MERCANTILE LIBRARY NEW YORK

Namen- und Sachregiſter

zum ſiebenunddreißigſten (der dritten Folge fünften) Bande.

Adams, John. Von Udo Brachvogel, 564.

Aeſthetik, Die, des Häßlichen. Von L. von Sacher-Maſoch, 225.

Bahn, Die, des Blitzes. Von Herm. J. Klein, 282.

Bai, Die, von Rio de Janeiro. Von F. Kupfer, 172.

Barranquilla, 289.

Begründer, Die, der Sprachwiſſenſchaft. Von E. H. Meyer, 146.

Bernſteinküſte, Die, am baltiſchen Meere. Von J. Bacher, 521.

Bolivar's Landſitz, 533.

Brahms, Johannes. Von La Mara, 292.

Carlyle, Thomas. Von Julian Schmidt, 89, 190.

Charakterköpfe, Zwei. Von Udo Brachvogel, 575.

Columbien, Bilder aus, 289, 533.

Dalmatien und Montenegro. Von W. Roſcher, 511, 596.

Deichmann-Schaafhauſen, Frau. Von R. Bunge, 432.

Deutſche Geſandtſchaft nach Perſien, Die erſte. Von H. Lange, 170.

Diamantfelder, Die, in Capland, 110.

Eliſa von der Recke. Von A. Leeſenberg, 378.

Er oder ich. Von Paul Stein, 614.

Erhalten und Reſtauriren. Von H. v. Ritgen, 71.

Eulenpfingſten. Von W. Raabe, 1, 113.

Finger, Der ſchlimme. Von Otto Roquette, 337.

Galitzin, Die Fürſtin. Von W. Hoffner, 588.

Gaswaſſer und Fiſchzucht. Von A. Vogel, 408.

Gebeine, Die, der heiligen Eliſabeth. Von H. v. Buttlar, 658.

Gletſchergarten, Der, in Luzern. Von A. Lafard, 606.

Grün, Anaſtaſius. Von K. Kirchner, 639.

Haus, Das, auf der Höhe. Von P. K. Roſegger, 60.

Japaneſiſche Gebräuche, 109.

Jefferſon, Thomas. Von Udo Brachvogel, 564.

Jugendzeit, Aus der. Von Ad. Stahr, 25, 140, 256, 369.

Karlsbader Culturſtudien. Von Karl Braun, 101, 316, 436, 553.

Liebig-Stiftung, Die. Von A. Vogel, 664.

Literariſches: Baedeker's Reiſehandbücher, 543.
Bodenſtedt, Fr.: Aus Mirza Schaffy's Nachlaß, 667.
Braun, Karl: Mordgeſchichten, 667.
Conrad, G.: Elfrida von Monte-Salerno, 666.

Daniel, Herm. Adalbert: Deutſchland, 560.
Deutſche Jugend, Zeitſchrift, 108.
Geſammten Naturwiſſenſchaften, Die, 666.
Hartmann, Moritz: Geſammelte Werke, 108.
Hohenhauſen, F. v.: Young's Nachtgedanken, 266.
Holſt, J. v.: Die Vereinigten Staaten, 384.
Hopfen, Hans: Der graue Freund, 158.
Jenſen, Wilh.: Die Inſel, 560.
Jokai, Maurus: Romane, 216.
Kruſe, H.: Brutus, 667.
Landſteiner, K.: Erwin, 667.
Löher, Franz v.: Die Magyaren, 447.
Mendelsſohn's Werke, 595.
Meyer's Converſations-Lexikon, 559.
Neumann, Guſtav: Das deutſche Reich, 422.
Oſenbrügger: Die Schweizer, 158.
Riegel, Herman: Carſtens' Werke, 216.
Roſegger, P. K.: Stille Geſchichten, 595.
Schack, A. F. von: Dichtungen, 667.
Scharling, Hendrik: Uffe Hjaelm, Roman, 158.
Scherenberg, Ernſt: Gedichte, 667.
Shakeſpeare, illuſtrirt, von Richard Goſche und Benno Tſchiſchwitz, 543.
Spielhagen, Friedrich: Aus meinem Skizzenbuche, 59.
Storm, Theodor: Novellen, 384.
Sybel: Vorträge, 158.
Woltmann, A.: Holbein und ſeine Zeit, 448.
Ziegler, A.: Regiomontanus, 215.

Metalle, Das merkwürdigſte der. Von G. Heyer, 279.
Mohamed. Von W. Hoffner, 444.

Nashornvögel, Die. Von F. Lichterfeld, 267.
Nel mezzo del cammin di nostra vita. Von W. Jenſen, 136, 261, 364.
Nordpolarexpedition, Die öſterreichiſch-ungariſche, 668.

Offenbarung Johannis, Die. Von M. Carriere, 544.

Peſt, Die, in der Türkei, 111.
Platina, Geſchichte der. Von J. Nöggerath, 385.
Polarzone, Die Wunder der. Von Ph. Spiller, 608.

Reiz- und Beizmittel der Pflanze. Von A. Vogel, 45.

Salamander, Der. Von F. Lichterfeld, 389.
Salome, Frau. Von W. Raabe, 449.
Samariterinnen, Deutſche. Von R. Bunge, 325, 432.
Sardoniſche Lachen, Das. Von W. de Porta, 593.
Schelling, Aus ſeinem Leben. Von W. Hoffner, 21.
Schmarotzer im Thierreiche. Von Karl Vogt, 32, 159.
Simon, Mutter. Von R. Bunge, 325.
Strauß, David Friedrich. Von R. Waldmüller, 494.

Transatlantiſche Mittheilungen. Von Udo Brachvogel, 217.
Trockenlegung, Die, der Zuiderzee. Von G. Gerland, 409.

Ungariſche Gräfin, Die. Von Paul Heyſe, 179.
Unter dem Miſtelzweige. Von E. M. Vacano, 564.

Waldheimath, In der. Von P. K. Roſegger, 423.
Wartburg, Die. Von H. von Ritgen, 71.
Weſtindien, Aus, 112.
Wie ſich die Länder heben und ſenken. Von Hugo Marggraff, 537.
Wiſent und Biſon. Von O. Finſch, 48.

Zuiderzee, Die Trockenlegung der. Von G. Gerland, 409.

Nro. 25 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 217.

PUBLIC LIBRARY. NEW YORK.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte

October 1874.

Eulenpfingsten.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

De dag was schöne, dat weder klar, und die Frankfurter Glocken, die am 22. Mai 1858 das Pfingstfest einläuteten, läuteten harmonisch in den entstandenen Wirrwarr, von dem wir erzählen wollen, hinein. Die Sonne hatte den ganzen Tag geschienen und ging sehr schön unter über Frankfurt am Main. Wenn sie es sonst recht wohl versteht, ihre Schleppe mit einem Griff zusammenzuraffen und rasch über den Horizont hinüberzutreten, so ging sie diesmal in vornehmer, lächelnder Ruhe, und der rothe Saum ihres Gewandes schleifte lang durch den Abend nach. Die Stadt hatte vollkommen Zeit, letzte Hand an ihren Putz für den morgenden Tag zu legen, und that es mit Eifer im Innern wie im Aeußern.

Ein Personenzug der Main-Weser-Bahn hatte den Main-Weser-Bahnhof gerade beim Ausklingen des Vigiliengeläutes erreicht, und die Tante Lina Nebelung war ausgestiegen und war richtig von Käthchen Nebelung, der Nichte, sofort „der Beschreibung nach" erkannt worden.

Der Legationsrath hatte die Tante dem Töchterlein diplomatisch genau und zwar sehr häufig abgemalt. „Ich habe sie seit zwanzig Jahren nicht gesehen," sagte der Bruder Legationsrath, „aber sie hat sich nicht verändert, sie kann sich nicht verändert haben; es liegt nicht in ihrem Charakter, in ihrer Natur; ich kenne sie darin."

Digitized by Google

Darauf war dann jedesmal die allergenaueste Personalbeschreibung der Tante, wie sie vor zwanzig Jahren war, gefolgt, und zu allem Uebrigen trug Käthchen Nebelung auch noch zwei vor einem halben Jahre aus New-York gesandte Photographien der guten Dame (ein Brustbild und ein Bild in ganzer Figur) in der Tasche. Daß aber der Papa nicht mit zum Bahnhof ging, sondern es dem Kinde allein überließ, die ankommende Verwandte aus dem Gewühl herauszufinden, das eben hatten die Furien, die Erinnyen gewollt. Das war der Spaß, den sie sich zu Pfingsten machten.

Mit rothen, verweinten Augen und zuckenden Lippen, verstört, ärgerlich und voll Angst, an die Unrechte zu gerathen, stand Fräulein Katharina Nebelung im Getümmel, ihre beiden photographischen Cabinetsstücke nebst dem thränenfeuchten Taschentuche in der Hand.

„Es ist zu abscheulich!“ hatte sie gesagt, und dann war der Zug herangeschnoben und hatte ausächzend seine Insassen von sich gegeben. Arg war das junge Mädchen hin und her geschoben worden; es war fast zu arg gewesen, und die Leute waren doch eigentlich zu rücksichtslos; aber als der Schwarm sich so ziemlich verlaufen hatte, hatte das Kind schüchtern vor einer stattlichen, länglichen, in ein graues Reisecostüm gekleideten und etwas verwundert, verschnupft um sich blickenden Dame geknixt und — immer ihre Photographien in der Hand — dem hellen Weinen nahe, gestottert:

„Gnädige Frau — Fräulein — liebe Tan — vielleicht bin ich Käthchen, — Käthchen Nebelung!“

„Wa — was? Bist du vielleicht Käthchen? meine Nichte Katharina Nebelung?“

„Ja, liebe Tante — o Gott sei Dank!“ hauchte das junge Mädchen.

„Also du bist es,“ sagte die Deutsch-Amerikanerin, klopfte auf die kleine Hand, die krampfhafter denn je die zwei Photographien hielt, aber jetzt schnell mit ihnen in die Tasche fuhr — neigte sich, gab der Deutsch-Frankfurterin einen ruhigen Kuß und sprach:

„Aber ich wundere mich doch! Du allein? Ohne deinen Vater? Ist dein Vater nicht zugegen? Weshalb ist dein Vater nicht zugegen?“

Das war die Frage! und der Leser wird sie mit der Tante wiederholen. Was uns anbetrifft, so fragen wir nicht nur Wo? sondern auch Wer? Nicht nur wo ist dein Vater; sondern auch wer ist dein Vater, — dieser Herr Legationsrath von Nebelung, kleines Käthchen? Damit sind wir drin, — im Hader, Verdruß und Unfrieden mit aller Welt, wie der alte Biedermann es sich und uns und vor allen Dingen der Tante recht hübsch zugerichtet hatte.

Man hat sich an die Stirn zu greifen, wenn man es sich genauer überlegen will, wie rasch der Adler zur Sonne und wie langsam das Faulthier in den Gipfel des Baumes emporsteigt: der Carrière des Raths Nebelung wegen brauchte sich jedoch Niemand an den Kopf zu fassen. Der Mann hatte Jurisprudenz studirt, hatte sich das Wohlwollen und Zutrauen seiner Vorgesetzten erworben und war nach Frankfurt gekommen als Secretarius des Gesandten für — für — beim Ruder des Charon, es ist uns augenblicklich nicht möglich, uns auf den Namen des Staates zu besinnen, den dieser Gesandte damals vertrat am durchlauchtigsten deutschen Bundestage! Beide sind seit Jahren hinübergegangen, der Gesandte wie der Staat; daß der Herr Secretär Nebelung mit dem letzten Exemplar des Landesordens, dem daran haftenden persönlichen Adel und dem Titel Legationsrath noch übrig ist, das eben ist unser ganz specielles Glück. Wir haben gottlob schon öfters dergleichen Venuswürfe zu verzeichnen gehabt.

Es war Mehreres, was den Legationsrath bewog, in Frankfurt am Main zu verbleiben, nachdem er daselbst überflüssig geworden war.

Erstens, natürlich das Aussterben des angestammten Fürstenhauses selber. Was war das Vaterland ohne den Vater desselben? Nichts! — Gründlicher wie dem Rath Alexius von Nebelung durch das höchstselige Abscheiden Alexius des Dreizehnten war selten einem Staatsangehörigen der Boden der Heimath unter den Füßen weggezogen worden.

Zweitens, seine Verheirathung mit der Wittwe eines Frankfurters (die Dame selbst war keine Frankfurterin), die gleichfalls keinen Gefallen an Offenburg fand

und seltsamerweise an ihren von dort her angeheiratheten Verwandten noch weniger als keinen.

Drittens, die Geburt seiner Tochter, die vom ersten Aufblick an sich auf den Standpunkt ihrer Mutter stellte und nach dem Tode derselben diesen Standpunkt festhielt.

Viertens, eben der Tod seiner Frau.

Fünftens, seine angenehme Wohnung auf der Hanauer Landstraße.

Sechstens, sein Freund und Nachbar in der Hanauer Landstraße, Herr Florens Nürrenberg, und:

Siebentens, er selber, Legationsrath Alex von Nebelung; ohne daß wir uns hier eines Pleonasmus oder einer Tautologie schuldig machen. Wem übrigens daran gelegen ist, die sonstigen sechs Taufnamen unseres Gönners zu erfahren, der mag selber im Kirchenbuche zu OfOburg nachschlagen.

Es ist immer unser Bestreben, so kurz als möglich zu sein, und das Längere und Breitere über uns kommen zu lassen, aber nicht es faul an uns heranzuziehen. Wir könnten nun ganz wohl eben aufgeführte sieben Punkte durch A A, a a, B B, b b u. s. w. ins Unendliche zerlegen, thun's aber nicht, sondern wenden uns zum Freunde unseres Freundes und Gönners und sagen Einiges über den Herrn Commerzienrath Florens Nürrenberg, den Nachbar des Herrn Legationsraths.

Einiges? Das Wort reicht doch nicht aus einem Manne gegenüber, den der letzte Doge von Venedig, nein, der letzte reichsunmittelbare Bürgermeister der weiland freien Reichsstadt Rottweil am Neckar aus der Taufe gehoben hatte. Das war im Jahr 1800 geschehen, und der Vater des Täuflings war Präsident des kaiserlichen Hofgerichtes und aus Sachsenhausen gebürtig. Nach Sachsenhausen verzog er denn auch wieder mit seiner Familie, nachdem der dicke erste württembergische König Friedrich auch Rottweil verschluckt hatte, und das kaiserliche Hofgericht daselbst eben so überflüssig geworden war, wie der Legationsrath von Nebelung einige vierzig Jahre später zu Frankfurt am Main.

Ob der kaiserliche Rath Herr Elardus Nürrenberg als ein vermöglicher Mann von Rottweil nach Sachsenhausen ging, können wir nicht sagen; allein sehr Vieles deutet darauf hin, daß er sein Schäflein am Hofgericht nicht ohne Verständniß geschoren habe. Sein Sohn Florens saß jedenfalls gegen Ende der fünfziger Jahre in der Hanauerstraße in der Wolle, als ein Mann in den besten Jahren, Darmstädtischer Commerzienrath, gleichfalls Wittwer und als der Vater eines Sohnes, der wiederum Elard hieß und sich in den noch besseren Jahren des menschlichen Lebens befand. Bis zum Jahre 1850 hatte es sich Herr Florens zu Höchst als ein berühmter Tabaksfabrikant sauer werden lassen; aber nachher — konnte er's, und beim Beginn unserer Geschichte konnte er's immer noch. Er bewohnte mit seinem Sohne (NB. wenn derselbe in den Ferien daheim war) und seiner Haushälterin, der Frau Drißler, sein eigenes Haus mit Garten in der Hanauer Landstraße; der Rath Nebelung gegenüber wohnte zur Miethe, jedoch als eine stille Familie bereits seit fünfzehn Jahren in demselben Hause und Stockwerk; ja er war sogar während dieser Zeit zweimal mit dem Grundstück verkauft worden, und der neue Besitzer hatte ihn wie das Käthchen stets gern mit in den Handel genommen.

Der jüngere Elard hatte auf verschiedenen Universitäten Philologie studirt und hatte Italien und Griechenland mit Nutzen gesehen. Er war Professor der Aesthetik zu Heidelberg und augenblicklich in den Pfingstferien zu Hause. Sachverständige behaupteten, daß er zu den schönsten gelehrten Hoffnungen des deutschen Vaterlandes gehöre, und — wir dürfen es gleich sagen — Fräulein Käthchen Nebelung theilte diese Hoffnungen des Vaterlandes; — schnöde Kritiker werden das wohl den ganz gewöhnlichen Roman-Apparat nennen.

Außer seinem Professor besaß der Commerzienrath Nürrenberg eine der größten Sammlungen gläserner Pocale zu Frankfurt am Main. Seine Cacteenzucht war weit berühmt, und es existirt natürlich auch ein ganz neuer Cactus Florens Nürrenberg. Mit seinem diplomatischen Nachbar war der vergnügliche Patricius politisch einig. Beide betrauerten eine untergegangene schönere Welt, der Commerzienrath jedoch mit einem höchst vollkom-

menen Behagen an der Gegenwart. Um einen Hausfrauenausdruck zu gebrauchen, waren ihm drei Fingerspitzen-Reize der Vergangenheit vollständig genügend, um dem augenblicklich vorhandenen Tage den nöthigen Haut-gout zu verleihen. Der Legationsrath brauchte mehr; und damit werfen wir uns wieder in die volle Gegenwart und kehren zurück zum Main-Weser-Bahnhof, wo wir die Tante Lina und das aufgeregte Käthchen, wenn auch nothgedrungen, so doch sehr ungern nach der ersten flüchtigen Begrüßung verlassen haben. Es ist die höchste Zeit.

II.

„Das ist mir eine schöne Geschichte!“ rief die Tante Nebelung. „Man kann ein Jahrhundert von der Heimath abwesend sein, und man findet sich nach der Rückkehr sofort wieder in dem alten Spuk. Ich hätte es mir gleich denken können. Na, ein Gutes hat es doch: da behält man eben seinen mühsam errungenen Gleichmuth und verschiebt seine Rührung auf eine unbestimmte passende Gelegenheit. Go ahead, also sie haben sich in den Haaren gelegen?“

„O ganz grimmig! Ganz schrecklich müssen sie sich gezankt haben! Elard — ich meine der Herr Professor Nürrenberg, kam athemlos, und dann war ich so ärgerlich — deinetwegen, beste Tante; und da sagte ich ihm meine Meinung über seinen Papa; und dann stürzte er wieder fort, meinem Papa nach, und die Droschke kam, und ich mußte außer mir einsteigen und hierher fahren. Und hier bin ich und was für eine Angst ich ausgestanden habe, dich nicht zu erkennen und dich zu verfehlen, Tante Lina, das kann ich gar nicht mit Worten ausdrücken. Was wirst du von uns denken? und wir hatten doch Alles gethan, um deinen Empfang so festlich als möglich zu machen!“

„Hm,“ sagte die Tante, „beruhige dich, mein Kind; ich kenne meine Familie, und so lange ich denken kann, sind unsere Familienfeste immer in der Art ausgefallen. Guten Willen haben wir stets gehabt, leider genügt derselbe nur nicht, um sich das Leben angenehm zu machen in dieser schlechten Welt, und so bin ich denn nicht ohne meine Gründe in die Fremde und nach Amerika gegangen. Und jetzt komm, mein Kind; jetzt wollen wir nach Hause fahren und uns eure Vorbereitungen in der Nähe ansehen.“

Damit bestiegen beide Damen das Fuhrwerk, das sie nach der Hanauer Landstraße führen sollte, und sie fuhren ab vom Main-Weser-Bahnhof durch das Gallusthor, den Fluß entlang und dann über die Promenade nordwärts zum Allerheiligenthor; aber am Metzgerthor rief Käthchen:

„O Gott, da rennt ja der Papa! Lieber Himmel, er rennt, — er rennt nach Sachsenhausen hinüber!“

„Wo?“ fragte die Tante, sich aus dem Fenster biegend.

„Dort, — dort über die Brücke! Halt, Kutscher — o Tante laß uns halten, wir holen ihn noch ein und nehmen ihn wieder mit uns um!“

„Nein!“ sprach die Tante Lina Nebelung mit Nachdruck. „Da er es einmal so gewollt hat, so nehmen wir ihn nicht mit uns, sondern lassen ihn laufen. Es liegt so in unserer Familie; fahr zu, Kutscher; — er wird wohl seinerzeit von selber umkehren. O Kathy, du kennst unsere Familie doch noch nicht so lange als ich.“

Sie saß bei diesen Worten sehr aufrecht, während das Käthchen nunmehr in vollständiger Verzweiflung sich zurückwarf und das Gesicht mit dem Taschentuch bedeckte. Letzteres ahmte die Tante auf der schönen Aussicht mit beiden Händen memnonsbildartig nach, und ließ erst am Obermainthor die Decke wieder sinken. Da kam dann ein verzwickt-komisch Gesicht zum Vorschein, und Fräulein Karoline Nebelung sprach:

„Du, jetzt guck nur auch vergnügt auf. Will der Alex Eulenpfingsten feiern, so tanzen wir Beide doch um die Maje. Also von eurem Herrn Nachbar brachte mein guter Bruder diese liebliche Stimmung mit herüber?“

„Ja wohl! Sie pflegen immer an solchen schönen Tagen wie dieser im Garten des Herrn Commerzienraths in der Laube eine Pfeife zum Kaffee zu rauchen, d. h. der Papa schnupft nur; und seit ich mich besinnen kann, ist das so gewesen! Da sagt der Papa: Ich gehe noch ein Stündchen hinüber, aber zur rechten Zeit bin

ich wieder da und dann holen wir das Tantchen; nimm dich nur zusammen, Käthchen, daß wir es ihr recht behaglich bei uns machen, es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit! — Nun hatte der Nachbar Nürrenberg schon am Morgen ganze Körbe voll Blumen geschickt; alle Vasen sind gefüllt, und es ist ganz ein Garten bei uns. Ich hatte mir eben die letzten Schleifen zurecht gezogen und saß vor dem Clavier, um mein Herzklopfen zu verklimpern — da geschah das Schreckliche. Plötzlich stürzt der Papa in die Thür wie ein Unthier, schlägt sich vor die Stirn, trampelt mit den Füßen und lacht dazwischen wie ein Bösewicht auf dem Theater. Ich sitze bleich und erstarrt und wage es nicht, ihn anzureden, und als ich ihn doch anrede, schreit er: Alles hat ein Ende, selbst meine Geduld; — o dies sich sagen, sich bieten lassen zu müssen, — von solch' einem Schneebergerschnupftabaksgroßhändler; — sieh aus dem Fenster, Käthchen — siehst du was? — Ich war zitternd aufgesprungen und sah aus dem Fenster. — Siehst du was? ruft der Papa außer sich. — Nein, o nein; was soll ich denn sehen? stottere ich. — Einen Abgrund, — den Abgrund, der sich da aufgethan hat; es ist zu Ende mit der Freundschaft, der Bekanntschaft, — für ewige Zeiten zu Ende! — Einen Abgrund sah ich nicht in der Hanauer Landstraße, aber jetzt stand Elard — der Herr Professor Nürrenberg in der Gitterthür und sah auch verstört nach unserm Balcon hinüber, und als er mich erblickte, erhob er die Schultern und Arme und ließ dann die ausgebreiteten Hände sinken. Er sieht sonst so geistreich aus, und nun wurde seines Aussehens wegen mein Schrecken noch um Vieles größer, und ich faßte den Papa am Arm und rief: Papa, o Papa, was ist vorgefallen? — — Nichts! schnarrt der — Alles! fügte er hinzu als einzige Erläuterung. Und da springt er herum und schreit: Luft! Luft! — die Pfingstweide! und er schien das heftigste Fieber zu haben. Er fand seinen Hut und seinen Stock und wollte aus der Thür; ich aber faßte ihn jetzt weinend fester und hielt ihn und schluchzte: Aber, Papa, wir müssen ja nach der Eisenbahn, — du willst doch jetzt nicht nach der Pfingstweide?! sieh' mich nicht so an, liebster bester Papa; sage mir ruhig, was geschehen ist! — Da sah er mich aber doch so an; aber gottlob kannte er mich wenigstens noch, und da murmelte er: Ja richtig, die Tante!.. auch das noch! in einer Stunde und zwanzig Minuten wird sie nach zwanzigjähriger Abwesenheit anlangen, — nein, es geht nicht, es ist nicht möglich, ich muß mir Fassung, Ruhe laufen! Kind, fahre voraus nach dem Bahnhof, ich komme dir nach! — Damit war er aus der Thür, und ich hörte ihn die Treppe hinabstürzen, o Gott, und unser Hausarzt wohnt in der Großen Bockenheimergasse! — Tante, Tante, du hast eben selber gesehen, wie er uns nachgekommen ist; — über die Brücke ist er, nach Sachsenhausen ist er hinüber, und hier fahren wir am Rechneygraben! Wir hatten uns so sehr auf dich gefreut; aber gewiß, gewiß hat er ein Gehirnfieber, und der Nachbar, der Herr Commerzienrath ist Schuld daran; — ich habe das Elard auch scharf genug gesagt, als der nun auch noch kam und mir seine Unschuld darthun wollte. O ich habe ihn nicht zum Worte kommen lassen. So voll Angst und Zorn und Verzweiflung bin ich in meinem ganzen Leben noch nicht gewesen, und wie ich zu der Ueberlegung kam, daß ich die beiden Photographien mit nach dem Bahnhof nahm, das weiß ich nicht, das war ein Erbarmen des Himmels, und der hat sie mir in die Hand gedrückt und mitgegeben."

In Norddeutschland hat man für ein derartiges Erzählen oder Berichten das wenn nicht hübsche so doch ziemlich bezeichnende Klangwort rawweln; und heiter ließ die Tante Lina das Käthchen sich ausrawweln. Daß die Frankfurter Droschke nicht auf Gummirädern lief, war sicher; aber es war nicht einzig das Stoßen des Wagens, welches den Oberkörper der Tante so häufig in eine zuckende Bewegung brachte; beim Umbiegen in die Hanauer Straße jedoch setzte sie sich plötzlich fest hin und erkundigte sich erschreckend jach: wer denn dieser oft genannte Herr Elard eigentlich sei. Und Käthchen Nebelung, ihrerseits plötzlich angestrengt aus dem Wagenfenster sehend, gab die erwünschte Auskunft, wenngleich in etwas unbestimmter und stockender Weise:

„O, nur der Sohn des Herrn Commerzienraths, der Herr Professor Nürren-

berg. Weißt du, sonst auch ein guter Freund meines Papa. Er wohnt uns auch gegenüber, das heißt, jetzt wohnt er in Heidelberg und hält Vorlesungen, und wir kennen uns ganz gut seit langen, langen Jahren."

„So?!.. Nur — und: seit langen, langen Jahren," sagte die Tante lächelnd, und dann hielt die Droschke.

„Hier wohnen wir denn, und dort drüben wohnt der Herr Commerzienrath," seufzte Käthchen. „O lieber Himmel, wie ist mir diese schöne Stunde verdorben worden."

„Recht nett," sagte die Tante, und es war zweifelhaft, ob sich das Wort auf den ersten Satz der Nichte — die Benachrichtigung; oder auf den zweiten — den Stoßseufzer bezog. Sie stieg elastisch aus, und ihr Handgepäck wurde ins Haus geschafft (das Uebrige kam nach). Auf der Schwelle blickte die Deutsch-Amerikanerin noch einmal durch die Lorgnette nach dem gegenüberliegenden feindlichen Lager, und dann küßte sie die Nichte und sprach tröstend:

„Nun trockne dir die Thränen ab, Kind; ich heule auch nicht."

„Ja du auch! Du kannst wohl lachen!"

„Das ist richtig," sagte die Tante, „als ich so jung war wie du, wurde ich mir auch häufig genug selber interessanter durch die hydrodynamischen Erscheinungen meiner Natur; aber jetzt bin ich Lehrerin der Physik und der Physiologie am Vassar-College in New-York gewesen und habe mir manchen Wind zu Wasser und zu Lande um die Nase wehen lassen. Was ist die Thräne? Eine serös-schleimige Feuchtigkeit, wenig specifisch schwerer als Wasser, und enthält viel Soda in reinem, kochsalzsaurem, kohlensaurem und phosphorsaurem Zustande."

„Gütiger Gott, Tantchen?!" stammelte Käthchen Nebelung, den Mund zierlich offen behaltend; doch ruhig schloß Fräulein Karoline Nebelung:

„Kurz, ich kenne die Welt, habe das Meinige drin erlebt und kenne deinen Papa, meinen lieben Bruder, gleichfalls. Sonst aber ist es mir seit meiner Abreise vom Vaterhause dann und wann gegeben worden, hier und da Ordnung zu stiften, und ich werde auch hier Ordnung zu stiften wissen. Laß ihn nur nach Hause kommen!"

Sie stiegen nunmehr in die kühle, angenehme Wohnung des Herrn Rathes hinauf, und sofort trat Tante Lina, auf deren Stirn jetzt das Abendroth wirklich in sehr ernstem Sinne glühte, auf den Balcon, warf einen prüfenden Blick nach rechts und nach links in die Hanauer Landstraße und auf das zierliche Haus hinter dem niedrigen eisernen Gitter gegenüber. Es interessirte sie doch sehr.

Ueber das Gitter wuchs und hing dichtes maigrünes Gebüsch, und hinter dem Busch stand der Nachbar Nürrenberg im langen grünen Schlafrock und hatte die erloschene Pfeife an den Strauch gelehnt. Gespannt vigilirte er seit dem Vorfahren der Droschke auf die Fenster des Nachbars Nebelung. Jetzo erblickte er die Tante auf dem Balcon, und sah, wie sie sich graziös über die Balustrade beugte.

„Da ist sie also!" murmelte er, und hastig tief in die Tasche seines Schlafrockes greifend, riß er ein Opernglas hervor und starrte auch da hindurch.

„Hm," sagte er, „eine gediegene, eine würdige Persönlichkeit. Gut gearbeitetes Deckblatt. Ei, ei, hm, hm, es ist mir doch unangenehm, daß diese Meinungsverschiedenheit gerade heute zu Tage treten mußte. Und was konnte ich dafür? Nun, zum Teufel, hätte der leidige Satan nicht bereits die ganze Dynastie geholt, so würde ich sie ihm in diesem Moment zu schleuniger Berücksichtigung anempfehlen."

In eben diesem Momente wendete sich die Tante Nebelung und trat durch die Balconthür in den Salon zurück.

„Hm!" wiederholte Herr Florens Nürrenberg hinter seinem Operngucker. Die Tante gefiel ihm auch von der Rückseite, und sie machte also in jeder Hinsicht einen sehr vortheilhaften Eindruck auf ihn.

III.

Daß wir diesmal, wie es sich gehört, dem Strich nach erzählen, kann Niemand verlangen. Ganz und gar Ephemeron fährt die Geschichte auf dem Wasserspiegel unter den überhängenden Weiden hin und wieder und kreuzt sechs Mal, ehe du sechs zählst, die eben hingezuckte Bahn.

Sie — der Legationsrath und der Commerzienrath hatten den süßesten

Frühlingstag oder Frühsommertag, und zwar nachdem sie beide, der Eine mit dem guten Sohn, der Andere mit der lieben Tochter, behaglich zu Mittage gespeist und friedlich ihre Siesta gehalten hatten, dazu benutzt, sich in der That gründlich zu überwerfen.

Seien wir nun auch gründlich und berichten wir: warum!

Wir wissen bereits durch das Töchterlein, daß der Rath Nebelung nicht rauchte, sondern nur schnupfte, und letzteres harmlose Vergnügen hatten die Götter gleich benutzt (wie nachher deutlich wurde), um darzuthun, daß sie Tücke im Sinne führten. Beim Eintritt in den Garten hatte der Legationsrath dem Nachbar und Freunde die goldene Dose, ein Geschenk seines höchstseligen Landesherrn, dargeboten, und Herr Florens Nürrenberg hatte behaglich den Daumen und Zeigefinger eingetaucht und — seinen Lehrjahren bei Bolongaro in Höchst sowie seinem gesammten eigenen Geschäftsbetrieb zum Trotz — sofort nach dem Genuß dreimal genieft.

„J, was ist denn das?" fragte er denn auch einigermaßen erstaunt, und er hatte Recht, zu fragen: was sonst nur ein günstiges Zeichen der Götter sein soll, bleibt einem Tabaksfabrikanten gegenüber jedenfalls zweifelhaft und erwies sich diesmal als ein finsteres, unheilvordeutendes Omen.

Nach der gewohnten Begrüßung hatten die beiden würdigen Herren in gewohnter Weise ihren Inspectionsgang durch das Gärtchen angetreten, und der Commerzienrath hatte mit der Pfeifenspitze wie der Hand selbst auf die kleineren Einzelheiten der in der Nacht vorgefallenen Veränderungen in der Vegetation aufmerksam gemacht. Der Legationsrath hatte als ein theilnehmender Dilettant über Alles seine Meinung freundschaftlich abgegeben, und nach einem Einblick in das Cacteendepartement hatten die beiden Nachbarn ihre festbestimmten Plätze in der Laube eingenommen. Es gab gar nichts Behaglicheres als ihre Stimmung in diesen Augenblicken.

Von drüben herüber jubelte Käthchen's Stimme und Piano in den blauen Maienhimmel hinein; und der Professor der Aesthetik, Herr Elard Nürrenberg, am offenen Fenster seines auf den Garten sehenden Schüler- und Junggesellen-Stübchens liegend, hatte nimmer in seinen Ferien himmelblauere Minuten genossen. Auf seinem Tische hinter ihm lag in des Frankfurter Poeten Wolfgang Goethe's Liederbuche Alexis und Dora aufgeschlagen, und nach vorn hinaus durch das Weinlaub vor seinem Fenster blinzelte der Professor durch das halbgeschlossene Auge und sagte: „Es ist zu herzig!"

Das war es; und die Tante Lina wurde noch obendrein erwartet, und auch Herr Florens und der junge Doctor freuten sich auf die Tante. Die beiden Räthe in der grünen Laube waren eben bei der Tante angelangt und bei den Blumen, die der Commerzienrath geschickt hatte, und bei dem Monstre-Papierbogen mit dem Worte Willkommen, den der Legationsrath über die Thür genagelt hatte. Kein Wölkchen am Himmel, und morgen — Pfingsten! — morgen, Pfingsten, das Fest der Freude! — — Ja, Eulenpfingsten! — — — — Hätte Satan, der Fürst der Finsterniß, ein Herz gehabt; er würde es trotz aller seiner Bosheit nicht darüber gebracht haben, jetzt seine Krallen durch den Jasmin zu strecken, die beiden guten Papas bei dem ergrauten Haarwuchs zu fassen und sie mit den Stirnen gegen einander zu stoßen.

Die Hölle hat kein Herz! Das ist es ja eben, was wir ihren Fehler nennen, was sie selber aber schnöderweise ihren Vorzug zu nennen beliebt. Und wenn wir eben dem Teufel seine alte Bezeichnung wieder gegeben haben, wenn wir ihn den Fürsten der Finsterniß nannten, so widerrufen wir das Wort feierlichst. Es ist nicht wahr, daß die Nacht, die Finsterniß vorzugsweise das Reich des Bösen ist; im Gegentheil, es macht ihm gerade ein Hauptvergnügen, den schönen, hellen, lichten, sonnigen Tag zu seinen schlimmen Werken zu benutzen. Wenn die Sonne scheint, wenn die knospende Rose unter ihrem Strahl den Schoß zu öffnen willens ist, wenn die Lerche über dir singt, wenn du die Flasche Asmannshäuser der Kühlung wegen im dunkelsten Schatten des Buchengebüsches verbirgst, — wenn du, holde Braut, den Schein des prächtigsten aller Fixsterne in dem seligen Tropfen, der sich an der Wimper des Geliebten sammelt (die Tante Nebelung

würde sich freilich anders ausdrücken), sich wiederspiegeln siehst: dann — dann gerade ist die richtige Zeit für old iniquity; dann ist die Zeit, wo der seltene, gewitzigte Mensch der Schönheit und Lieblichkeit der Welt um ihn her am wenigsten traut.

„Ich traue dem Dinge nicht so recht," sagt der gewitzigte Mensch, und diese Redensart, die er wahrlich nicht aus sich selber hat, stammt nicht aus der dunkeln Nacht, sondern von dem hellen Tag her. Der alte Feind weiß es nur allzu gut, wann er sich am nachdrücklichsten ein Vergnügen mit den Erdbewohnern machen und seine Späße am boshaftesten in Scene setzen kann.

Was war es denn gewesen, was den beiden guten alten Herren die Laune in dieser gemüthlichen Stunde verdorben hatte?

Nichts! Ein Nichts! Ein Garnichts! der Schatten eines Gespenstes — Seine höchstselige Hoheit Alexius der Dreizehnte. Aber wenn derselbe sich als der dreizehnte Gast höchsttrübseligst an einer festlich geschmückten Hochzeitstafel niedergelassen haben würde, so hätte sein Erscheinen da keine verstimmendere Wirkung haben können als hier in der Jasminlaube, wo man zu Drei sich befand.

Er war in die Laube eingetreten und zwar in his nightgowne, d. h. nicht in der Uniform seines Leibbataillons, sondern im schwarzen Frack, den Cylinderhut in der Hand und den Großcordon seines Hausordens sammt dem Stern über der Brust: der Commerzienrath Nürrenberg aber hatte unter dem Einblasen des bösen Genius der Stunde, und wahrscheinlich ohne es selber zu wissen, einen schlechten Witz über ihn gemacht, und die Hölle hatte gelacht über diesen Witz. So war es! Das war es gewesen; und wir sind fest überzeugt, daß dem gutmüthigen verstorbenen Fürsten die Sache selber sehr leid gethan haben würde, wenn er in der Gruft seiner Ahnen eine Ahnung davon gehabt hätte.

Eine von Feldwachtdienstübung heimkehrende und durch die Hanauer Landstraße dem Allerheiligenthor zu marschirende Abtheilung preußischen Fußvolkes hatte Anlaß gegeben, daß sich die Unterhaltung der beiden Nachbarn in rem militariam wendete. Die Querpfeifen und Trommeln der blauen Füsiliere hatten mit kriegerischem Schall den Beginn des Krakehls begleitet.

Von den Pickelhauben war man auf die Soldateska der guten alten Zeit mit dem Zopf und den Klebelocken gerathen; vom Jahre 1858 und der Schlacht bei Bronzell auf das Jahr 1757 und die Schlacht bei Roßbach; von der freien Stadt Frankfurt auf die olim freie Stadt Rottweil, und von dem Senat und Volk von Rottweil auf seine Hoheit den Fürsten Alex den Dreizehnten. Daß aber der Legationsrath Herr Alex von Nebelung es im Grunde gewesen war, der den abgeschiedenen Souverän heraufbeschwor, machte ihn nachher nur um so jähzorniger und grimmiger.

Vom Abt zu Gengenbach, der den Lieutenant zum zweiten schwäbischen Kreisregiment zu stellen hatte, und der Aebtissin von Rottmünster, die den Fähnrich lieferte, war es natürlich nur ein Schritt zur freien Stadt Rottweil, die den Oberlieutenant anschaffte, gewesen. Der Legationsrath aber hatte einen guten Witz zu machen geglaubt, als er mit seinem diplomatisch feinsten Lächeln den Freund Commerzienrath in der Person jenes Oberlieutenants für Alles verantwortlich machte, was dem niedergehenden heiligen römischen Reiche bis zum Jahre 1803 Komisches und Tragisches begegnet war. Himmlische Pfingsten, die augenblicklich Station Bonames passirende Tante Lina konnte keine Ahnung davon haben, was für ein Empfangsvergnügen ihr der Abt von Gengenbach, die Aebtissin von Rottmünster, die Stadt Rottweil und der Fürst Alexius der Dreizehnte in der Hanauer Landstraße zusammenquirlten!

Nach dem guten Witz des Legationsrathes war der schlechte des Commerzienrathes wie der Schwefelgestank nach dem Verpuffen des Schwärmers gekommen, und Fräulein Käthchen Nebelung hatte auch, wie wir wissen, keine Ahnung von dem, was unter dem Jasmin vorging, obgleich sie eine Sammlung der schönsten deutschen Volkslieder auf ihrem Nähtischchen liegen hatte und vor ihrem Piano sang:

„Was soll ich dir klagen,
Herztausender Schatz?
Wir beide müssen scheiden
Und finden keinen Platz."

Aber:

„Alle Teufel, was haben denn die beiden Alten?“ sagte jetzt mit einem Male der Professor der Aesthetik in seinem weiland Schülerstübchen über Alexis und Dora aufhorchend.

„Geh, hol' meinen Mantel,
Geh, hol' meinen Stock,
Jetzt muß ich von dannen,
Muß nehmen b'hüt Gott,“

sang Käthchen; doch wenn der Vers auch paßte, so war die süße Stimme doch zu fern, den ausgebrochenen Hader zu übertönen; sie begleitete nur leise, leise die kurz und kreischend hervorgestoßenen Meinungsäußerungen ihres Papas, sowie das dumpfer gehaltene Dreinreden des Nachbar Nürrenberg's.

Näher rief es: Alexis! Das heißt der Professor Elard klappte sein Buch aufgeschlagen mit dem Druck auf den Tisch und rief aufspringend und zum Fenster eilend:

„Bei der Erinnyen Fackel, dem Bellen der höllischen Hunde, — wahrhaftig, sie zanken sich im Ernst!“

Das Weinlaub vor seinem Fenster und das Gezweig der Laube verbarg ihm die beiden Streithähne; aber er vernahm sie freilich deutlich genug, und — eine Cigarre anzündend, citirte er:

„Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!“

Dann stieg er die Treppe hinunter in den Garten. Drüben beendigte Käthchen Nebelung ihr Volkslied:

„Mein allerfeinst' Liebchen,
Nimm mich in deinen Schutz!
Jetzt woll'n wir erst lieben
Den Leuten zum Trutz!

Den Leuten zum Possen,
Den Leuten zum Trutz:
Ich will meinen Schatz lieben,
Wenn mich's gleich nichts nutzt.“

Sie zankten sich wahrlich im vollen, im bittersten Ernste! Der entsetzte Elard fand die beiden Freunde in heller Wuth gegen einander aufgerichtet wie Alt-Limburg und Haus Frauenstein im Kampfe um das Recht der Verwaltung und den Stadtsäckel von Frankfurt am Main. Mit den entbrannten oder erbleichten Nasenspitzen auf einander einbohrend, standen sie sich gegenüber am grünen Tisch und funkelten sich an mit dem uralten Giftlächeln, für welches Haus Zollern und Haus Habsburg am grünen Tisch in der Eschenheimer Gasse damals noch ebenfalls ihre Leute hatten.

„Aber lieber Vater — aber Herr Rath — bester Herr Nachbar?!“ stammelte der junge Professor. „Um Gotteswillen, was hat es denn gegeben? um was handelt es sich hier?“

„Er hat meinen hochseligen Herrn einen Häring genannt!“ keuchte der Legationsrath.

„Er hat das kaiserliche Hofgericht und die Stadt deiner Väter, Elard, die freie Stadt Rottweil am Neckar einen Eselstall betitulirt!“ rief der Commerzienrath, um einen Grad ruhiger als sein Gegner.

„All' ihr unsterblichen Götter!“ ächzte Elard.

„Ja, und ich verachte ihn mit seinen Insipiditäten, ich werfe ihn zu dem Abgethanen mit seinen abgestandenen bonmots!“ schrie der Legationsrath.

„Ja, und ich,“ grollte der Commerzienrath, „ich — da er es denn nicht anders haben will — ich finde ihn selber lächerlich, ich finde ihn lächerlich abgeschmackt! Dummes Zeug: Ahnengruft — Orden Härings des Großen — Alexius! Da kam schon, als ich ein Bub in meines Vaters Hause war, ein ruinirter Magister aus Tuttlingen häufig zu uns, und der schon wußte es, daß sich der Pastor Corydon einen famosen Häring briet. Ist es etwa nicht so, Elard?“

Der Heidelberger Professor der Philologie und Aesthetik hob die Hände über den Kopf, doch er schlug sie auch in heller Verzweiflung über den entsetzlichen, vorsündfluthlichen, den jämmerlichsten aller gelehrten Kalauer zusammen, als sein Erzieher fortfuhr:

„Und das sind mir Alles faule Häringe. Alexis, — heißt etwa nicht der Häring auf griechisch oder lateinisch Alexis; ich bitte dich, du mußt es doch wissen, Elard?“

„Mein Name und der Name meines durchlauchtigsten Herrn ist Alexius und auf deutsch: der Heilbringer, der Helfer,“ sprach der Legationsrath von Nebelung, sich plötzlich den Bundespräsidialgesandten in seinem größesten Momente zum Muster

nehmend; doch die erkünstelte Ruhe hielt nicht über das Wort hinaus. „Gut also!“ kreischte er aufs Neue explodirend und stürzte aus der Laube und dem Garten, seiner eigenen Wohnung zu und war verschwunden, ehe Elard sich fassen und ihn am Rockschoß begütigend zurückhalten konnte.

Der Commerzienrath Florens Nürrenberg setzte sich auf einen seiner Gartenstühle, legte die Hände auf die Knie und sagte gebrochen:

„Ich will selber auf der Stelle zu einem sauern Häring werden, wenn ich sagen kann, was eben hier vorgegangen ist! Elard ich bitte dich —“

„Ja wohl,“ rief der gute Sohn ärgerlich und angsthaft zu gleicher Zeit, „du hast jetzt gut bitten. O Papa, Papa, kann man euch denn keinen Augenblick allein lassen?“

Da schlug der biedere ermattete Tabaksfabrikant und Patricius von Rottweil mit der flachen Hand auf seinen Gartentisch und ächzte:

„Mein Junge, mein brav' Büble, ich gebe mein Ehrenwort darauf: ich habe nicht angefangen. Zum Henker, es konnte eigentlich Keiner was dafür. Da war der Abt von Gengenbach und die Aebtissin von Rottmünster —“

„Der leidige Satan hole euch verruchte zwei alte Zinshähne, die Aebtissin, den Abt von Gengenbach, den Herzog Alexius, und die Stadt Rottweil obendrein!“ schrie Elard wüthend. „Das wird ein Pfingsten werden!“ schloß er hier schluchzend, und führte sich damit alle Folgen der gegenwärtigen Vorgänge eindringlichst zu Gemüthe.

Drüben hatte Käthchen Nebelung das süße Lied: „Soviel Stern' am Himmel“ begonnen, brach aber mitten im Satz ab; der ins Zimmer hereinfallende Papa in seinem Wuthsturm würde aber auch den tactfestesten Heldensänger aus dem musikalischen Sattel gehoben haben; — sein melodisches Töchterlein saß sofort stumm und erbleichte.

IV.

Ja: Willkommen! stand rosenumkränzt über der Vorsaalthür der Wohnung der Familie Nebelung, und unter dem freundlichen Begrüßungswort durch war der Rath in seinen kühlen Salon gehopst, sein Kind vom Flügel aufscheuchend. Wir wissen schon, was Fräulein Käthchen der Tante Lina auf der schönen Aussicht davon erzählte; aber es macht uns Vergnügen, selber noch einmal den diplomatischen Biedermann außer sich im Kreise herum rennen zu sehen.

Er lief im Kreise in dem Gemache umher und zwar mit einem gewissen zirpenden Entrüstungsgekicher:

„He, he, hi — Alexis — ein Häring — mein Herr und sein hochseliger Herr Vater, mein durchlauchtigster Pathe — Alexius der Zwölfte — ein Häring! — Beide Häringe, und ich auch ein Häring — ein wahnsinniger Häring! der elende Spießbürger, der nichtswürdige, unverschämte Stinkkrautkrämer!“ u. s. w. Nun war die Tochter auf den Abgrund in der Gasse aufmerksam gemacht worden, und alles übrige hatte sich im athemlosen Auskeuchen dran geschlossen.

„Geh, hol meinen Mantel,
Geh, hol mir meinen Stock,“

hatte das liebe Mädchen kurz vorher in süßer Unbefangenheit gesungen; und nach seinem Hut und nach seinem Stock hatte der Papa jetzt wirklich geschrien; Käthchen konnte es der Tante recht gut schildern.

Luft! Luft! Luft! Der Mann, dessen Gang und Wandel in den Gassen von Frankfurt sich der regierende Bürgermeister zum Muster genommen hatte, stürzte auf die Pfingstweide hinaus mit den Sprüngen wahrlich nicht eines wahnsinnigen Härings, sondern einer toll gewordenen Heuschrecke. Er lief auch auf der Pfingstweide im Kreise umher, doch besser wurde ihm nicht in der frischen Luft, die der Platz bietet. Die Aufregung trieb ihn weiter, trieb ihn zurück, trieb ihn in das Allerheiligenthor, jagte ihn die Fahrgasse hinunter, jagte ihn über die Mainbrücke und durch Sachsenhausen — allen Sachsenhäusern zum Erstaunen — und durchs Affenthor auf die Landstraße, auf den Weg nach Darmstadt. Die Tante und Käthchen sahen ihn auf der Brücke; und wir — wir lassen ihn jetzt rennen in der fröhlichen Hoffnung, späterhin doch noch ein Stück Weges ruhiger mit ihm zu gehen.

„Wo will er nun hin? was hat er vor? was hat er meinem Kinde — ich meine seinem gesagt?“ fragte drüben hinterm Garten- und Laubengitter der Professor Nürrenberg, dem aus der Hausthür springenden Nachbar nachstarrend. Der Commerzienrath Nürrenberg saß noch immer auf seinem Stuhle; aber er erschien schlaffer zusammengesunken und jetzt, auf das lebhafte Wort des Sohnes, stöhnte er:

„Weißt du, was ich wollte, Elard?“

„Nun?“

„Ich wollte, ich hätte heute Nachmittag Leibweh oder sonst dergleichen gehabt und wäre dies Mal nicht in den Garten hinunter gegangen. Nachher wäre uns dieses nicht passirt.“

„Und ich wollte, das ganze Weltall bekäme das Bauchgrimmen, da es für solch ein paar hirnwüthige alte — na, einerlei — Platz in sich hat!“ rief der gute, aber augenblicklich etwas bewegte Sohn. Er sah dabei noch immer dem Legationsrath nach, obgleich dieser schon längst verschwunden war im Staube der Hanauer Landstraße. Plötzlich überkam es ihn wie eine Eingebung von Oben. Seinen Vater seinen Gewissensbissen überlassend, sprang er ins Haus, schon im Laufe die Joppe vom Leibe reißend. In sein Gemach fallend, fuhr er in einen anständigeren Rock und in die Stiefeln. Er warf sich in beides so zu sagen hinein, er hatte die volle Absicht, sich selber nicht die geringste Zeit zur Besinnung und Ueberlegung zu lassen. Blaue, gelbe und rothe, doch zumeist lichtblaue Funken und Flammen tanzten vor seinen Augen.

„Na, Junge, — aber wohin denn?“ rief der Alte aus der Laube ihm nach; doch der Junge hörte nicht, er stürzte über die Gasse, er sprang in das Haus, er stürmte die Treppe empor, er — ging zum Nachbar, oder vielmehr zur schönen Nachbarin.

„Nun sehe Einer an, müßte ich ihn nun nicht auf der Stelle enterben?“ sprach der Commerzienrath Florens Nürrenberg grinsend.

„Mein Fräulein — Fräulein Käthchen! —“

„O Herr Doctor — Herr Professor — Sie? Jetzt? O, das ist gut — nein, das wollte ich nicht sagen — Herr Professor, ist das nicht entsetzlich?“

„Freilich, — gewiß, ganz gewiß ist es entsetzlich! Ein Dämon, — der nichtswürdigste aller Dämonen hat uns dies heute, gerade in dieser Stunde eingerührt. Ich bitte Sie, Fräulein Käthchen, fest überzeugt zu sein —“

„Daß Sie nichts dafür können. O, liebster Himmel, ich auch nicht!“ —

Wir saßen mit in der Droschke, wissen was Fräulein Katharina Nebelung der Tante Lina über diesen Besuch mittheilte und werden wieder einmal in unserer Ueberzeugung bestärkt, daß den Worten der jungen Damen nicht unter allen Umständen zu trauen sei. Unter gewissen Umständen lügen sie nur zu gern; — ob sie etwas dafür können, wissen wir freilich nicht.

„Käthchen,“ rief der junge Aesthetiker, (er nannte das Fräulein in diesem Momente zum erstenmal auch im Wachen kurzweg beim Taufnamen) „Käthchen, wenn es ganz einfach nur zwei alte Narren wären, so könnte uns die Geschichte ganz gleichgültig sein; es sind aber zwei wirklich gute Freunde, und da bin ich Psychologiker genug, um unter diesen Umständen einen ewigen Haß vorauszusehen. Der eine Bösewicht bedeutet uns sicherlich einen wochenlangen — mondenlangen Jammer; der ist im Stande, uns von dieser Stunde an aus dem guten Frankfurt das richtige Verona zu machen und uns nichts übrig zu lassen, als —“

Er brach ab; aber Fräulein Käthchen Nebelung fragte kläglich:

„O Gott, Sie meinen meinen Papa?“ setzte die Gedanken- und Bilder-Reihe des Professors der Aesthetik stumm fort, fand leider sehr viel logischen Zusammenhang darin, nahm sich jedoch fest vor, keinesfalls ihre Rettung bei dem Schlaftrunk des Paters Lorenzo zu suchen, sondern im Gegentheil so wach als möglich zu bleiben.

„Und ich muß noch dazu in einer halben Stunde nach dem Main-Weserbahnhof, um die Tante abzuholen. Er ist nach der Pfingstweide, und mich schickt er allein hin — und ich habe die Tante in meinem Leben nicht gesehen — und sie kommt, und die Droschke hat Er schon heute Morgen bestellt, — Alles ist bereit; wir haben wochenlang darauf hin gearbeitet, und Alles ist über den Haufen geworfen —

da sollte man doch an Gott und der Welt verzweifeln!"

„Liebes Käthchen," flüsterte der Sohn Montague's.

„O Elard!" hauchte die Tochter Capulet's, und so — hatten sie es denn, wie sie es lange gern gewollt hatten, und — so ist das Schicksal! manchmal ist es recht nett, und arrangirt dergleichen Angelegenheiten auf das Zuvorkommendste, wenngleich immer auf seine Weise. Die beiden jungen Leute hätten noch gut ein Jährchen bis in einen neuen Frühling hinein schämig und verlegen, bis über die Ohren verliebt, sinnig und so dumm wie denkbar um einander herum gehen können, wäre nicht der Witz und der Zorn der Erzeuger dazu getreten. Aber nicht nur der Witz und die Wuth der Väter, sondern ganz speciell der deutsche Fürst und Held hochseligen Angedenkens, Alexius der Dreizehnte, der Vater eines ganzen, mit seinem Absterben vom Erdboden verschwundenen Volkes! Dieser herrliche Selige trat herzu, legte segnend den beiden Kindern die Hände auf die Häupter, fügte ihre Hände in einander, drückte ihre Lippen gegeneinander und machte sowohl den Legationsrath von Nebelung, so wie den Commerzienrath Nürrenberg — zu Großvätern — letzteres selbstverständlich nach der gehörigen Zeit und unter den althergebrachten und theilweise sogar noch aus dem blinden Heidenthum überlieferten geistlichen und weltlichen Ceremonien und Formalitäten.

„Sollte ich den Jungen nun nicht auf der Stelle enterben?" hatte der fröhliche Rottweiler Expatrizier wahrlich nicht ohne seine Gründe gesagt, als er den Sohn über die Hanauer Landstraße schlüpfen sah. Glücklicherweise jedoch kicherte er dabei, und zwar auf eine viel gemüthlichere Art, als der giftigere diplomatische Nachbar in seinem Salon. Während der brave Herr Florens seine Blumentöpfe zum zweiten Mal die Revue passiren ließ, kicherte er, und zwar wie Jemand, der sich zwar auch an einem Andern geärgert, aber doch die beste Hand in diesem Aergerniß behalten hat. Er zog dabei auch den Kopf zwischen die Schultern und ging ducknackig mit seiner Gießkanne und seiner Pfeife, als ob er sich als den Schlauesten unter den augenblicklich den Erdball bewohnenden Menschen wohl zu taxiren verstehe. Nachher versank er in seiner Laube hinter der Oberpostamtszeitung und that als nähme er weiter keine Notiz von der Welt, — dem war jedoch nicht also. Drüben fiel noch ein Kuß und dann sagte Käthchen schämig:

„Das ist nun gut und wäre also in Ordnung; aber die Knie zittern und das Herz bebt mir, daß ich fast umkomme. Was wird der Papa sagen, und was werde ich zu ihm sagen, wenn er nach Hause kommt?"

„Ha — ja — oh!" seufzte Elardus.

„Und dann die Tante! Ich habe eine entsetzliche Angst, wie diese unbekannte Tante ausfällt. Denke dich nur in unsere Lage, wenn sie alle Eigenschaften unserer Familie in sich vereinigt und bei uns wohnt!"

„Ich denke gar nichts, Kind," rief der Professor der Aesthetik. „Wie könnte ich in diesem Moment denken? Im Nothfall ziehen wir Beide aus und überlassen dieses alte Gesindel sich selber und seiner eigensten Liebenswürdigkeit. Du gehst mit mir nach Heidelberg, da miethen wir ein Häuschen mit einem Garten unter dem Heiligenberg und leben in den Blumen und im Grün —"

„Bis es Winter wird; o ja das ist ganz reizend, ganz entzückend," rief Käthchen, „aber jetzt kommt erst die Tante Lina, und ich muß nach dem Weser-Bahnhof, ehe wir mit der Neckarbahn abfahren können!"

„Ich werde dich jedenfalls begleiten."

„Nein, nein, unter keinen Umständen, um Gottes Willen nicht! Das wäre was Schönes! Daß du dich nicht unterstehst, mir gar nachzulaufen."

„Aber Liebchen?" stammelte der Aesthetiker ein wenig verblüfft.

„Ich bitte dich, bester Elard, sei nicht böse, sei nicht gleich böse, — es geht ja nicht. Denke nur, was ich antworten sollte, wenn mich unter den jetzigen Umständen die Tante fragte, wer du eigentlich wärest? Ach Himmel und sag' nur, hat dich denn dein Herr Vater gesehen, als du eben hieher kamest?"

Herr Elard Nürrenberg sah über die Schulter; dann schlich er zu der Balconthür und blickte nach dem väterlichen Besitzthum hin. Die Landstraße ist ziemlich

breit, und der Professor führte kein Opernglas in seiner Tasche wie der Commerzienrath. Dafür aber fühlte er den süßen Athem der Geliebten an seiner Wange, als sie auf den Zehen stehend, ihm über die Schulter guckte, und er wendete sich, zog sie von neuem in seine Arme und rief:

„Ei, laß ihn treiben was er will! wahrscheinlich wird er ruhig seine Blatt- oder Kaffeeläuse von seinen Cacteen rauchen."

„Ach, lieber Elard, ich will ihm eine so gute Tochter sein!"

„O und ich, mein Käthchen, ich will deinen Papa, —" er brach ab und zog eine ziemliche Quantität Luft in sich, stieß sie wieder heraus und mit ihr unwillkürlich seine wirklichen augenblicklichen Gefühle für den Legationsrath: „Herrgott, es mag nun sein wie es will, der Wütherich trägt doch die Schuld an aller Verwirrung. Ich will mich gern als Sühnopfer auf den Altar seines Ingrimms legen, Käthchen; aber wenn du ihn vorhin drüben in der Laube gesehen und gehört hättest, so würdest du ihn sicherlich später unsern Buben und Mädeln nicht als Muster der Sanftmuth aufstellen."

Der Geliebte wußte wahrscheinlich nicht, wie weit er sich vorwagte, aber die Geliebte machte es ihm klarer, indem sie sich aus seinen Armen loswand und an den Tisch tretend und in einem Bilderwerk die Blätter umschlagend, sagte:

„Dein Papa muß doch wohl eben so heftig gewesen sein, wie der meinige."

„Liebes Mädchen, ich versichere dich —"

Doch das liebe Mädchen drückte plötzlich das Taschentuch auf die Augen, brach in das bitterlichste Schluchzen aus und stotterte und stammelte:

„Ja, und es ist recht böse von dir, — und grade in diesem Augenblick! Du solltest doch mehr Mitleiden haben — mit mir und mit ihm. Er ist auf die Pfingstweide gelaufen; — wenn ihn sein Asthma befällt, pflegt er immer auf die Pfingstweide zu laufen. O Gott, was soll ich thun. Mein armer Papa, was habe ich gethan? O Gott, Gott, Gott, und eben saß ich noch so ruhig am Clavier, und jetzt hat sich die ganze Welt verändert; du bist gekommen, und ich bin wie im Traume, und jetzt hat sich die ganze Welt wieder verändert. Und ich muß nach dem Bahnhof, die Tante Lina kommt, und ich wollte, ich wäre gestorben und bei meiner Mutter!"

Der Heidelberger Professor faßte sich in die Haare und fing an, im Zimmer herumzurasen wie vorhin der Papa Legationsrath. Er versuchte es vergeblich, das Tuch von den Augen der holden Weinenden wegzuziehen; er küßte die Hände, die das Tuch hielten; aber es half Alles nichts: der Krampf mußte heraus. Elard beschwor den ganzen Olymp zum Zeichen, daß er nicht wisse, was er eigentlich verbrochen habe. Er rief alle Sonnen und Sterne her, um ihm zu bestätigen, daß ihm die Welt sich nur in's Himmlische in der letzten Viertelstunde verändert habe, und daß er gern und willig und herzlich die beiden alten Sünder zur Rechten und zur Linken der Hanauer Landstraße für Alles, was sie gesagt und gethan haben möchten, abküssen werde. Er erhob die Schwurfinger zur Decke und schwor, daß es nimmer einen Schwiegersohn besser als er, gegeben habe und geben werde; es half ihm Alles nichts. Das Einzige, wozu er seine in Thränen untergehende Verlobte brachte, war das Wort:

„Vergieb mir nur; — vielleicht ist es nur körperlich."

Und jetzt gerade fuhr die bereits am Morgen von dem Legationsrath bestellte Droschke an der Hausthür vor, und jetzt gerade fingen die Vigilienglocken des Pfingstfestes an zu läuten in Frankfurt am Maine. Das war eben Eulenpfingsten, und Käthchen Nebelung suchte, wie der Papa, ihren Hut und nahm ihr Sonnenschirmchen; und als der Geliebte sie die Treppe hinunterführte, stützte sie sich mehr auf das Geländer als auf ihn. Er durfte sie zwar in den Wagen heben, aber statt alles Weitern bekam er nur eine matte, kalte Hand und das zitternde, verschleierte Wort:

„Lebe wohl, lieber Elard. Ich will es versuchen, wieder ruhiger — wieder glücklich zu werden!"

Da stand er und sah dem Wagen nach. Er hätte nun wieder nach Hause gehen können; der Papa würde ihm gern ein Blatt der Oberpostamtszeitung zur Abendlectüre überlassen haben.

„Lache nicht diesmal, Zeus!" ächzte

der Unglückselige, ganz als Alexis; und dann rannte er dem Allerheiligenthor zu.

Derweilen stiefelte der Legationsrath Herr Alexis von Nebelung allgemach im immer ruhigeren Tempo der Isenburger Warte entgegen, und hinter ihm erklangen außergewöhnlich friedlich und melodisch die Glocken von Sachsenhausen.

V.

Wir haben es schon gesagt: wir lassen uns auf nichts ein, was die Ansprüche des Lesers an die Geschichte betrifft. Was wir zu thun haben, wissen wir, und was wir zu sagen haben, gleichfalls, und dies genügt uns vollkommen.

Von dem Balcon in den Salon tretend sprach die Tante:

„Ihr wohnt recht angenehm, Kind, und wenn Ihr nach Hanau wollt, so habt Ihr den Bahnhof bequem genug zur Hand. Für's Erste aber wollen wir ruhig hier in der Hanauerstraße bleiben, und nun laß dich einmal genauer ansehen, Schätzchen."

Sie ließ sich nieder bei diesen Worten, und es war als ob sämmtliche Staaten der großen nordamerikanischen Republik (Utah nicht ausgeschlossen) sich mit ihr setzten. Sie nahm das Käthchen zwischen ihre Knie, ungefähr wie Uncle Sam die schöne Insel Kuba, wenn er es irgend möglich machen könnte, zwischen die seinigen nehmen würde. Wirklich, es war bei allem Tantlichen etwas ausgesprochen Onkelhaftes in der Art und Weise, wie sie das junge ängstliche Mädchen an den Handgelenken ergriff, die Willenlose daran festhielt und sie von der Rechten und von der Linken mit auf die Seite gelegtem Kopfe besah. Es fehlte nicht viel, so hätte sie das Nichtchen auch umgedreht, um es auch von der Rückseite zu betrachten, — wie sie selber vorhin von Nachbar Nürrenberg betrachtet worden war. Da aber doch die Unterhaltung dabei gelitten haben würde, so verzichtete sie auf diese Wendung und begnügte sich mit der reizenden Vorderansicht.

„Hm," sprach die Tante Lina Nebelung, „wenn man solch' ein Geschöpfchen ansieht, dann merkt man, wie die Zeit hingeht. Es ist mir wie gestern, als ich so alt oder vielmehr so jung war wie du, und doch ist das nun schon eine schöne, lange Reihe von Jahren her. Ganz und gar eine Nebelung! Hier dieses Fältchen von dem Nasenwinkel nach dem Lippenwinkel stammt fast komisch verdrießlich von uns her; ich kenne es ganz genau, und ich kenne es an mehr als einem Familienportrait in Oel, Kreide und Bleistift. Aber hier um das Auge hat sich jedoch auch ein anderer Zug in unserm Familiengesicht eingefunden. Den wird deine selige Mutter hineingebracht haben; er gefällt mir jedenfalls viel besser als dieses Fältchen, und es thut mir um so mehr Leid, daß ich dein Mütterchen nicht persönlich kennen gelernt habe."

„Oh!" seufzte Käthchen wehmüthig.

„Nein, nein! nicht weinen, Kind! Das habe ich nicht gewollt. Wir Alle müssen sterben — all must die — 't is an inevitable chance — the first statute in Magna Charta, sagt Mr. Shandy; doch was rede ich englisch zu dir, wir werden genug zu thun haben, um uns auf Deutsch in einander zurecht zu finden, und den Tristram Shandy wirst du hoffentlich wohl auch nicht gelesen haben."

„Nein, bis jetzt noch nicht; das ist gewiß vor meiner Zeit geschrieben, und wir lesen nur die neuen Bücher aus der Leihbibliothek. Ist es noch älter als die Ritter vom Geist, Auerbach's Dorfgeschichten und Freytag's Soll und Haben?"

„Ein wenig," sprach die amerikanische Tante, wendete aber kurzum auf dem Wege in die Weltliteratur und that wohl daran, denn es lagen allerlei Abgründe an diesem Pfade. Sie begab sich wieder auf das Feld der Familiengeschichte und bemerkte:

„Ich kann mir das Leben, welches dein guter Vater hier als Junggesell, verheiratheter Mann und Wittwer gelebt hat, recht wohl ausmalen. Er war und ist ganz ein Nebelung, ohne jeglichen fremdartigen Zug um das Auge. Er wurde als Nebelung geboren, und hat sich mir gegenüber stets als ein solcher bewiesen, und wird — muß ein Nebelung geblieben sein. Für das letztere spricht unter anderm auch das, was ich jetzt an ihm erlebe, und ich — freue mich um so mehr, ihn nach zwanzigjähriger Trennung wiederzusehen. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst; aber das ist, wie wenn man in

seine Geburtsstadt nach langer Abwesenheit zurückkehrt; — da wünscht man auch Alles unverändert und auf dem alten Flecke wieder zu finden. Was deinen Papa anbetrifft, so wird derselbe sicherlich nicht in dieser Hinsicht gerade meinen Wünschen sein Leben entgegengelebt haben."

Arm Käthchen verstand die Tante wahrlich nicht recht, und um so weniger, als dieselbe jetzt herzlich lachend fortfuhr:

„Und nun sieh mich an, Töchterchen. Ich führe alle Familienzüge im Wappen — Katzenkrallen, Eulenklauen et une langue mechante, Alles im gelben Felde; aber dahinter sitze Ich, eben ich und sehe aus meinen Augen. Und jetzt sieh' mir noch einmal in diese Augen, mein Mädchen; ich will doch nicht ganz umsonst unter meinen letzten Verwandten aus der Fremde wieder angekommen sein. Willst du mir trauen, Käthchen Nebelung?"

„Ja, ja, o ja, ich wünsche ja gar nichts Besseres!" rief das Kind.

„Gut! bei guter Gelegenheit wirst du dann mehr von mir erfahren. Jetzt bitte ich dich, mir mein Wohn- und Schlafgemach zu zeigen; mein Gepäck ist angelangt und ich wünsche Toilette zu machen. Es ist mir lieb, daß ich wenigstens dich zu Hause vorgefunden habe, und — so schlimm wie ich aussehe, bin ich nicht."

„Das bist du gewiß nicht!" rief Käthchen, im überströmenden Gefühl der Tante die Arme um den Hals werfend; doch Fräulein Karoline Nebelung machte sich frei von diesen hübschen Armen, wie sich kurz vorhin Fräulein Katharina aus denen des Heidelberger Professors Elard Nürrenberg gelöst hatte.

„Na, nun nur nicht lachen, Kind! Du wirst dich doch wohl dann und wann in mir täuschen; meine ganze Familie hat das dann und wann gethan und mir zuletzt sogar mit gesträubten Haaren ins Blaue nachgeguckt. Uebrigens wiederhole ich dir: dieser Empfang seitens meines Bruders, deines armen Papa's, amüsirt mich königlich, oder vielmehr ganz republikanisch. Alles dieses versetzt mich vollständig in meine Jugendzeit und in das Haus meines Vaters, deines Großpapa's, zurück. Ich kenne, ich kenne das, und ich wollte nur, ich könnte meine Mama, deine Großmutter, Käthchen, in diese Stunde hineinbeschwören, und dazu die Bernburger Tante und den Nordhäuser Onkel und die Vetternschaft bis nach Hamburg und Bremen hinunter! Von Nebelung! O dear me, dein Papa hat mit dem Alexiusorden den persönlichen Adel erhalten; aber ich habe den allerpersönlichsten Adel gehabt, so lange ich mich erinnern kann. Was du, mein Herz, in der Beziehung für Documente aufzuweisen hast, kann ich der kurzen Bekanntschaft wegen nicht sagen; aber was mich betrifft, so bin ich als geborene Aristokratin aus dem Deutschland meiner Jugend durchgebrannt, und erst als Gesellschafterin nach Sanct Petersburg und dann als Governeß nach Amerika gegangen."

„Und ich — ich weiß nicht, was ich sagen soll!" rief Käthchen. „Daß solch' ein Tag kommen könnte, hab' ich nie, nie geahnt!" rief sie, in das lauteste Weinen ausbrechend. „Und eben habe ich mich mit Elard verlobt, und er ist so gut, und dann bin ich so grob gegen ihn gewesen, und dann habe ich dich auf dem Bahnhofe angelogen, und doch habe ich für Alles, Alles nichts gekonnt, und ich weiß gar nicht, was sich die Weltgeschichte mit mir vorgenommen hat. O Tante, Tante, Tante Lina, ich bin das unglückseligste Wesen auf Gottes weitem Erdboden!"

Sie hatte sich damit der Tante von neuem um den Hals geworfen, und diesmal ließ die Wackere das schluchzende Kind da hängen; ja zog es nur noch fester an sich und sprach begütigend und beruhigend:

„Elard? ist das der Sohn des Nachbars, mit dem sich dein Papa gezankt hat?"

„Ja, ja, wie ich es dir schon in der Droschke sagte. O ich bin zu schlecht gegen ihn gewesen, nachdem er zu gut gegen mich war, und dann ist er in Groll weggegangen, und ich mußte nach dem Bahnhofe, um dich abzuholen."

Die Tante Lina lächelte. „Wenn der junge Mann respectabel und wohlmeinend ist, und wenn du ihn liebst, sollst du ihn haben. Euch scheint es übrigens auch früh in eure junge Seligkeit hineingeregnet zu haben! Nun, sei nur still; ich habe meine eigene, meine allerpersönlichste Erfahrung in dergleichen Angelegenheiten."

Die Tante seufzte bei den letzten Worten; aber durch Käthchen Nebelung's Thrä-

neuregen schien plötzlich wieder die Sonne, und der Bogen des Friedens wölbte sich auch mit über die deutsch-amerikanische Mädchenerzieherin von Vassor College.

„O Gott, Gott, o Himmelstante, so habe ich dich mir wahrlich nicht vorgestellt!“ rief Käthchen durch das funkelnde Gestiebe lachend. „O Herzenstante, was wird Elard zu dir sagen! wie gut wirst du Elard gefallen!“

„Ja, ja, es ist möglich; wir wollen das aber gelassen abwarten; jetzt führe mich nur erst nach meinen Gemächern, Kathy. Ich wiederhole es, ich empfinde nach der langen Fahrt das dringendste Bedürfniß, mich zu waschen.“

VI.

Unter den Redensarten, die den Wandel der Menschen über die Erde begleiten und nach dem Weltende wohl noch unter dem Throne des höchsten Richters der Jury des jüngsten Gerichts in die Ohren klingen werden, befinden sich einige von außergewöhnlich einschmeichelndem Wohlklang. Da ist zum Exempel das schöne Wort: Sich für Andere aufopfern, — welches bei Lichte besehen und gar beim fahlen Schein des Weltbrandes — nichts anderes gewöhnlich bedeutet, als Anderen ihr Dasein mit aller Gewalt und der unermeßlichsten Rücksichtslosigkeit nach dem eigenen Geschmack und Neigungen einrichten wollen.

Diese Redensart stammt wahrscheinlich von Eva her; aber auch Adam, wie er heute noch ist, weiß recht gut mit ihr umzugehen. Die Herren sind immer so klug, nie ihren Weg quer durch das Behagen des Gegenparts zu nehmen, ohne sich innerlich oder auch mündlich vor sich selber und der Nachbarschaft durch das drollige heillose Wort zu rechtfertigen. In vorliegender Geschichte wirkt die Tante Lina am wenigsten und ihr guter Bruder am meisten damit.

Sich *an* das Ganze hingeben, ist ein ähnliches schönes Dictum, wird jedoch mehr von Leuten angewandt, die durch ihre Anlagen sich gedrungen fühlen, den Betrug über das Privatleben hinaus zu spielen.

Am schönsten freilich ist die Redensart: Sich *für* das Ganze hingeben, und damit wollen wir es diesmal hier bewenden lassen. Wir machen uns keineswegs besser als wir sind, aber auch nicht schlechter als die Andern sind; wir geben uns auch für das Ganze hin, wenn auch diesmal nur für das Ganze dieser Geschichte.

Während die Tante Lina Toilette macht, d. h. sich gründlich von dem Staub und Schweiß des Reisetages reinigt, spazieren wir vergnüglich im holden Abendschein dem Papa Nebelung, der sich sein ganzes Leben durch für Andere aufgeopfert zu haben behauptet, nach durchs Affenthor. Die Unterhaltungen, die er mit sich selber und später noch mit einem Andern führt, sind uns sehr wichtig.

Sachsenhausen lag längst hinter dem zu Ruhe gesetzten Diplomaten, und wenn er auch, wie wir sagten, allgemach im gemächlicheren Tempo schritt, so hatte er seine Aufregung doch bei weitem noch nicht genug verlaufen. Die Rachegeister begleiteten ihn immer noch dicht an seinen Rockschößen auf der Darmstädter Chaussee; und so deutlich wie in dieser Stunde war es ihm sehr selten geworden, daß er sich sein ganzes Leben fort und fort, bei Tage und bei Nacht für die Andern geopfert und hingegeben habe. Hin und her wendete er das verruchte Wort in seinem Gemüthe; — das war ganz die richtige Stimmung, in welcher der Mensch seiner bodenlosen, unglaublichen Gutmüthigkeit und Herzlichkeit wegen vor Gift und Galle ersticken möchte! Das war die Laune, in der der gekränkte, erboste Mensch sich nur zu gern in ein Brett verwandelt sähe, unter der Bedingung, daß die ganze nichtsnutzige Welt kommen müßte, um sich den Hirnschädel dran einzurennen!

Alle Kränkungen, Zurücksetzungen, Beleidigungen, die ihm, Alexius Nebelung, während seines mehr denn sechszigjährigen Lebenslaufes zu Theil geworden waren, traten ihm auf diesem Abendspaziergange frisch und unverblaßt vor die Seele; und, das goldbeknopfte spanische Rohr gen Himmel schwingend, schwur er unter dem Läuten der Pfingstglocken wieder einmal, sich von heute an aber wirklich zu bessern, an nichts anderes mehr zu denken als sich selbst und sein Leben für keinen Andern mehr zu verbrauchen als für sich selber.

„Nach dem Bahnhofe komm' ich doch

zu spät, selbst wenn ich jetzt noch umkehren würde," hing er sodann epilogisch an den Schluß seiner guten Vorsätze; und die Rachegeister — wendeten sich mit verächtlicher Entrüstung von ihm; sie hatten ihr Möglichstes gethan und ihn doch nicht zum Sprung über seinen eigenen Schatten gebracht. Der Legationsrath von Nebelung begann eine neue Reihe von Gedanken, Gefühlen und Empfindungen. Plötzlich griff er sich über der linken Hüfte in die Seite; er fühlte den ersten Gewissensbiß, und aus der Erbosung über den Nachbar Nürrenberg fiel er in den Aerger über sich selber.

„Ich hätte doch nach dem Bahnhof gehen sollen!" murrte er und stieß heftig mit dem Stock auf.

Man kann mancherlei auf der Darmstädter Landstraße sehen und empfinden. Da ist z. B. ein Buch auf Erden, genannt: Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben, — das handelt unter vielem Andern auch mehrmals von diesem Wege. Wir rufen es auf, indem wir den Beweis der Wahrheit des eben Gesagten antreten.

Da ist ein junger Mensch, dem die Lage von Frankfurt zu statten kam, weil es „zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne" lag.

„Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge — mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel Wanderers Sturmlied, übrig ist:

„Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schlossensturm
Entgegen singen — —
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalion's Fluthschlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apoll."

Mit Blumenfüßen über Deukalions Fluthschlamm wandelte der Legationsrath gerade nicht. Er ging jetzt mit vorgeneigtem Kopfe, krumm, mit den Augen im Staube des Weges, und hätte um ein Haar einen ihm von der Sachsenhäuser Warte her entgegenkommenden Wanderer angerannt, welches Mißgeschick wahrscheinlicherweise von den schlimmern Folgen für ihn selber begleitet gewesen wäre. Dieser die Straße herab schreitende Spaziergänger war ein alter, frischer Herr mit weißem Backenbart, weißer Halsbinde, im Frack und begleitet von einem weißen Pudel. Er trug gleichfalls ein spanisch Rohr mit einem Goldknopf und wich dem Zusammenstoß mit einem verdrießlichen Grunzlaut aus und zwar nach rechts hin. Da nun aber der Rath sofort nach links fuhr, so standen Beide wieder vor einander, und der Alte mit dem Pudel grunzte um ein Bedeutendes grimmiger und sprach dazu leise ein englisches Wort. Mit einer deutschen Entschuldigung zog der Legationsrath den Hut, und der Alte seinem Grundsatze: Give the world its due in bows nach, hob mit wüthendster Höflichkeit den seinigen gleichfalls von der breiten Stirn, schritt kurz und schnell weiter dem zornwüthigen Sachsenhausen zu und schnurrte das Wort: „Bipes!" indem er wie zu seiner Selbstberuhigung und Besänftigung hinzufügte:

„Die Klötze werden es *nicht* lernen, nach rechts auszuweichen!"

Der Legationsrath Alexius von Nebelung vernahm im Weitergehen die Bemerkung ganz wohl; allein er wendete sich nicht, um sich eine Erläuterung auszubitten. Nicht daß er sein Gift schon völlig verspuckt gehabt hätte, aber augenblicklich fühlte er die Zähne etwas stumpf und hatte das Wiederzusammenlaufen der Galle abzuwarten. Den klaräugigen Alten im Frack kannte er aber auch zu gut vom Lesezimmer des Casino's und der Table d'hôte im Englischen Hofe her, um sich mit ihm auf dem nämlichen Fuße einzurichten wie mit dem guten Nachbar und braven großherzoglich darmstädtischen Commerzienrath Florens Nürrenberg.

„*Der* hätte meine Schwester Lina heirathen sollen!" sagte der Legationsrath im langsamen Weiter- und Hügelan-Schleifen. „Jetzt wird sie angelangt sein und sich sehr darüber wundern, mich nicht am Main-Weserbahnhofe zu finden. Und mit Recht! es war meine Schuldigkeit, dort zu sein; zumal unter den obwaltenden Verhältnissen. Wie wird sie mich nun ihrerseits empfangen, wenn ich nach Hause

komme? Werde ich sie überhaupt zu Hause finden? Wenn sie ihren Charakter über das Weltmeer wieder gebracht hat — wenn Käthchen sie vielleicht — was der Himmel verhüten möge! — gleichfalls verfehlt hat — wenn das Kind, das die Tante gar nicht kennt, sie im Menschengewühl nicht herausgefunden hat, ist sie im Stande, in gerader Richtung vom Bahnhof nach irgend einem Hotel zu fahren, mir eine Visitenkarte zu schicken und mit dem nächsten Zuge wieder abzureisen. Und das Alles nach zwanzigjähriger Trennung! das Alles, nachdem sich so Manches verändert, — nachdem wir Beide — — milder, bedächtiger, gelassener — ja, milder geworden sind! Zwanzig Jahre — und ihre freundlichen Briefe aus der Fremde! — zwanzig Jahre, seit wir uns nicht sahen; seit die ganze Welt eine andere geworden ist! Ei, so wollte ich doch —"

Er stand still und blickte auf den Weg nach Sachsenhausen zurück, und — sah nach der Uhr.

„Es ist zu spät!" murmelte er mit einem Seufzer. „Jetzt ist es gleichgültig, ob ich bei eingebrochener Dämmerung, oder erst bei vollständiger Nacht heimkehre. Ich werde noch bis zur Warte hinaufsteigen, mir überlegen, was ich daheim sagen werde und dann ruhig heimgehen. Ist es denn meine Schuld, daß uns dieser schöne Abend so schändlich verdorben worden ist?"

Nun schlich er unter dem Gesange der Feldgrillen um ihn her und sah, fühlte und empfand das Seinige auf dieser Landstraße, die von Frankfurt nach Darmstadt führte. Von nun an blieb er dann und wann stehen, entweder mit dem Kopfe schüttelnd oder mit ihm nickend. Er gerieth immer tiefer in die Vergangenheit, in jene Zeit, als er noch mit der Schwester Lina im Elternhause zu Offenburg lebte, und als ein Mann ohne jegliche Phantasie malte er sich die Bilder bunt und farbig genug aus; da fand sich freilich nicht die Stimmung und Anlage, Wanderers Sturmlieder zu singen oder über die Welt als Wille und Vorstellung nachzugrübeln. Wie eine Clauren'sche Novelle wuchs das empor in seiner Seele und es fehlte Nichts von allen Zubehörigkeiten dabei. Nur die Schwester Lina paßte ganz und gar nicht hinein, und das war auch der Grund, weshalb sie vor zwanzig Jahren daraus wegging.

Da war die kleine Residenz mit dem Fürsten Alexius dem Dreizehnten, der auf Alexius den Zwölften gefolgt war; — die kleine Residenz mit dem hochfürstlichen Ministerio, dem Hofmarschallsamte, dem Leibgarde-Jägerbataillon, dem Landesconsistorio, dem Landeszuchthause, dem Hoftheater, dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publico, wie es in den achtzig oder hundert Bänden der gesammelten Werke des berühmten Autors genau verzeichnet steht.

Da war das Haus des Papas, welcher der Großpapa unseres Käthchen Nebelung in der Hanauerstraße da drunten in Frankfurt am Main war. Wilhelm Hauff hat es ganz genau kennen gelernt, und die Tante Lina las als ein ganz, ganz junges Backfischchen den Mann im Monde nebst der darangehängten Controverspredigt und Vermahnung an die deutsche Nation. Sie hätte beinahe für die letztere ein Danksagungsschreiben, einen Belobungsbrief an den jungen Stuttgarter Hauslehrer geschrieben, und zwar ganz verstohlen, denn ihre sämmtlichen älteren und jüngeren Bekanntinnen waren entrüstet über den schwäbischen Doctor und sein heimtückisches, frivoles, lästerliches Vorgehen gegen den herrlichen liebenswürdigen Hofrath im Generalpostamt zu Berlin, Karl Gottlieb Samuel Heun. Sie schrieben nach dem Eßlinger Proceß ganz offen ein Gratulationsschreiben an den Hofrath und gaben das duftende Briefchen am hellen Tage auf die Post, und ihre Mama's hatten nicht das Mindeste dagegen einzuwenden.

Auch der Studiosus der Jurisprudenz Alex Nebelung las damals seinen Clauren und las ihn in den Ferien den Schwestern seiner Studiengenossen vor.

„Hm, ha!" sagte der Legationsrath Alexius von Nebelung auf der Darmstädter Chaussee.

Er dachte immer inniger daran, wie schön es doch sei, jung zu sein und sich begeistern zu können. Er dachte an den ersten Hofball, auf dem er als jugendlicher Auscultator, seiner Tanzfüße wegen, wenn auch nicht seiner socialen Stellung nach, hoffähig war, und dann — dann dachte

er an das, was während dieses Balles zu Hause vorging, und wie damals das Wohlbehagen in O†Oburg durch Schuld der Schwester Karoline in eine Katastrophe auslief.

Die Schwester Lina war nicht hoffähig. Tänzerinnen gab es nur allzuviel in den höchsten gesellschaftlichen Sphären der Residenz Seiner Durchlaucht Alex des Dreizehnten. Es war wirklich nicht nothwendig, die Ueberzahl derselben durch Zufuhr aus den Reihen der Bourgeoisie zu vermehren, und wenn die guten Kinder mit noch so gutem Rechte in diesem winzigen Staatswesen zur noblesse de robe zu rechnen waren.

Während also der Bruder im fürstlichen Palais sich mit dem weiblichen Theile des hohen Adels des Landes, im Glanz der Girandolen und unter der Musik des fürstlichen Leibgarde-Jägerbataillons im Kreise drehte, hatte Schwesterchen Lina still zu Hause bei ihrem Strickstrumpf und hinter einem Bande von Börne's gesammelten Schriften (wiederum verstohlen) gesessen und — an ihren Fritz gedacht.

An ihren Fritz! Es war zu Boden schmetternd, und es war um so zerschmetternder, da Niemand im Hause eine Ahnung davon gehabt hatte, daß das Kind, während Andere tanzten, sich auf ihr eigen Fäustchen einen Tänzer, und zwar für den Ball des Lebens ausgesucht haben könne! Einen Tänzer nach ihrem Geschmack! Den braven Fritz Hessenberg, den Anrüchigsten aller Bewohner der Stadt!

Und Fritze hatte auch die Rechtskunde studirt, oder sich doch unterm Vorgeben, sie zu studiren, von verschiedenen Universitäten relegiren lassen. Und Fritze war politisch anrüchig, und die Entrüstung über ihn war um so größer in der Residenz, als er ihre Verachtung mit vollkommenster Gemüthlichkeit auf seinem breiten Rücken trug. Seine Lasterhaftigkeit hatte lange zum Himmel — einen übeln Geruch gesendet; — der gutmüthige Fürst hatte ihn persönlich gewarnt, und es hatte Alles, Alles nichts geholfen.

Nachher ist es herausgekommen; der Unhold hatte sogar während der Audienz, während sein langmüthigster Landesvater ihn so väterlich ermahnte, sich zu bessern — auf der bloßen Brust, nur vom Hemde verdeckt, ein schwarzrothgoldenes Band getragen! Der Legationsrath von Nebelung unter der Isenburger Warte erinnerte sich des Entsetzens der Residenz bis in die leisesten Schwingungen. Wegen demagogischer Umtriebe wurde der biedre Fritze in jener Ballnacht verhaftet, und mit der Welt, die selten etwas Anderes sagt als was schon vordem gesagt worden ist, meinte der Auscultator Alex Nebelung:

„Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

Der in den höheren Kreisen so gut angeschriebene junge Rechtsgelehrte sollte aber auch noch über verschiedenes Andere seine Meinung abgeben. Vom Schlosse heimkehrend fand er auch die Schwester eingesperrt, den Papa in sich zusammengekniffen und die Mama auseinandergegangen. Fritze's Papiere hatte man von Amtswegen versiegelt, aber mit Lina's Papieren war ganz das Gegentheil vorgenommen worden. Lina's Papiere lagen auf dem Tische, offen und theilweise von einer scharf zugreifenden Hand arg geknittert: die Mama hatte die geheimsten Verstecke im Schreibtische des Töchterleins sofort aufgefunden; und für den soliden Gang ihres Hauswesens war es ein Glück, daß der deutsche Bund ihre Talente in dieser Hinsicht nicht gekannt hatte.

Großer Gott, die Schriftstücke, die das Gericht in der Wohnung des Verbrechers gefunden und eingesiegelt hatte, waren nichts, gar nichts gegen die Documente von seiner Hand, die Papa und Mama Nebelung im Besitze ihrer Tochter fanden. Der hatte Fritze sein Herz aufgeschlossen, — der hatte er gesagt, wie er dachte, — der hatte er nichts verhehlt, gegen die war er gerade herausgegangen! O, und was für einen Stil er schrieb! einen braven Stil, einen biedern Stiel; der Landesvater selber schrieb keinen bravern. Und er schrieb, wie er war; und bei allen Mächten im Himmel und auf Erden, er war ein alter guter Junge, und Linchen hatte ihn mit dem eingeborensten Instinkt für altdeutsche Treue und Redlichkeit für sich aus der Blüthe des Vaterlandes herausgefunden und herausgepflückt; was konnte sie dafür, daß er der Residenz und dem durchlauchtigen deutschen Bunde so schlecht gefiel?!

Das war nun dreißig Jahre her, aber

für einen Mann ohne Phantasie, wie der Rath Nebelung, war's um so merkwürdiger, wie scharf und klar jegliche Einzelheit jener denkwürdigen Nacht aus dem Dunkel emportauchte. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Sachen standen ganz deutlich an diesem Abend vor Pfingsten 1858 vor dem innern Auge des Legationsrathes. Nicht nur der Papa und die Mama, sondern auch ihre Portraits über dem Sopha, die Uhr mit dem antiken Tempel an der Wand gegenüber, und vor Allem der Tisch mit der rothen wollenen Decke und den confiscirten Papieren des Schwesterchens, — der Tisch, an dem das Schwesterchen selbst lehnte, die Hand fest auf die Platte gestützt und trotz ihrer verweinten Augen mit einem lachenden Zug um diese Augen und einem trotzigen um die Lippen.

Der Wanderer hörte die theilweise so lange verklungenen Stimmen, und vor allem andern hörte er die Rede des bildhübschen, schlanken, naseweisen neunzehnjährigen Dinges, der Schwester Lina.

„Nun, was wollt Ihr denn eigentlich? Ja es ist so, wie es jetzt herausgespionirt ist; — ich habe ihn gern und er mich, und das sind seine Briefe an mich! Mit mir könnt Ihr machen was Ihr wollt; aber was Ihr ihm anhaben könnt, das will ich doch erst einmal sehen. Festung? Er auf die Festung? ach du lieber Gott, da baut Euch doch erst eine! . . . Und ich — Wasser und Brot? gütiger Himmel, Papa, ganz so tief im hohen Mittelalter, und im tanzenden Schädel am Rabenstein, im Konrad von Strahlenburg und dem wandelnden Geist auf der Kuksburg stecken wir doch nicht mehr. Eine schlechte Creatur bin ich? Ach Mama, liebe Mama, das bin ich auch; denn ich habe ihn verführt, und ich will es auch vor Gericht aussagen, ich will Alles gestehen, und ich will auch Seiner Durchlaucht selber mein Geständniß ablegen. Ja, ja, es ist so, wir Beide — ich und Fritz, wir haben die deutsche Republik gründen und Seine Durchlaucht als deutschen Kaiser an die Spitze stellen wollen, — wir haben uns unser Wort darauf gegeben, und Fritz hat einen Ring mit einer Haarlocke von mir."

Der Legationsrath hatte sich auf dem Wege nach der Isenburger oder Sachsenhäuser Warte überlegen wollen, was er nach seiner Nachhausekunft der Tante sagen könne, aber nicht was vor dreißig Jahren in jener schrecklichen Nacht die Tante sagte.

„Ich versuche vergeblich es von mir zu weisen," murmelte er jetzt. „Es ist stärker als ich, und mir ist schlecht zu Muthe! Ich hätte doch nach dem Bahnhof gehen sollen. Es war meine Pflicht. Den Verdruß über den Nachbar Nürrenberg hätte ich mir auf eine andere Art von der Seele schütteln können, als durch dieses tolle Gerenne ins Blinde. Da ist die Warte, und es ist mir, als ob mir eine Gerichtspedellenhand die Kehle zusammendrücke. Setzen muß ich mich einen Augenblick; ich komme sonst gar nicht wieder nach Hause — wenigstens nicht lebendig." —

Er arbeitete sich schwer und mühsam dem alten Thurme zu, und scharf und hell vernahm er während dieser letzten hundertfünfzig Schritte die Stimme seiner seligen Mutter.

„Ich will dir etwas sagen, Karoline. Morgen Mittag, sobald dein Koffer gepackt ist, schaffe ich dich aus der Stadt; hörst du?! Ich werde dich selbst der Tante Nebelbohrer in Bernburg bringen. Du bleibst mir keinen Augenblick länger als nöthig ist im Hause. Bilde dir ja nicht ein, vielleicht den Papa allmälig durch Trotz oder Krokodilsthränen herumzubringen. Dafür bin ich auch noch da; — nach Bernburg gehst du morgen Mittag, und jetzt gehst du auf der Stelle zu Bett, und ich gehe mit dir, um die Thür hinter dir zu verriegeln — in diesem Leben traue ich dir nicht wieder. O Vater, Vater, ist es denn möglich, daß wir diese Nacht überleben?" —

Das war möglich gewesen. —

Am folgenden Morgen hatte Alex Nebelung das Protocoll beim ersten Verhör seines Schul- und Universitätsgenossen Fritz Hessenberg zu führen, und war seiner Aufgabe in einer Weise nachgekommen, die ihm die Achtung aller seiner Vorgesetzten erwarb. Am Nachmittage befand sich Linchen Nebelung verstockt und leider gänzlich reulos auf dem Wege in die Verbannung.

Selten von jener Nacht an hatten sich die Geschwister wiedergesehen, und seit zwanzig Jahren gar nicht. Im Verlaufe dieser zwanzig Jahre waren die Eltern ge-

storben; Alex Nebelung war als Legationssecretär nach Frankfurt geschickt worden, und Lina nach Amerika gegangen. Fritze Hessenberg hatte einige Jahre still auf der Festung eines benachbarten größern Staates (es lohnte sich doch nicht, seinetwegen eine im Heimathlande zu bauen!) zugebracht und war dann auch in der Fremde verschwunden. Einmal kam das Gerücht, er habe geheirathet. Daß er seine erste Liebe nicht geheirathet habe, stand jedoch fest. — Alexius der Dreizehnte war auch gestorben, und heute schrieb man den 22. Mai 1858. Wie doch die Jahre und die Leben hingehen! —

Der Legationsrath hatte die Isenburger Warte erreicht, und der Athem zum Rückwege mangelte ihm in der That. Dazu wühlte es immer seltsamer in ihm. Was er widerwillig Rührung nannte, hätten Andere wahrscheinlich Verdrießlichkeit benamset. Sentimental angehaucht war er augenblicklich, allein nur zu einem Drittel, was die anderen beiden Drittel anbetraf, so krittelte er sich, und zwar nicht allein über sich. Wie ein von Entozoen und Epizoen geplagter diplomatischer Lachs suchte er sich durch einen Schwung und Sprung Luft zu verschaffen, und in seine gewöhnliche Seelenstimmung zurückzuschnellen. Mit giftiger Energie rief er sich ins Gedächtniß zurück, was der satanische Nachbar und Commerzienrath am Nachmittag in der Jasminlaube verbrochen hatte. Nur um einen Augenblick die Tante Lina aus dem Gewissen los zu werden, malte er es sich noch 'mal recht grell aus, und in das Wirthschaftslocal guckend, rief er:

„Einen halben Schoppen Aepfelwein!"

Der wurde schnell gebracht, und ein Glas des edeln Trankes in die Abenddämmerung empor hebend, brachte der Legationsrath einen Trinkspruch aus und sagte laut und feierlich-grimmig:

„Es lebe Alexius der Dreizehnte!" — — als worauf sich etwas sehr Curioses ereignete. —

An einem Nebentisch im Grün unter dem alten Wachtthurm horchte ein anderer Gast — ein breitschultriger, jovialer Herr mit einem dicken Eichenstock zwischen den Knien, und in einem langen blauen Rock — hoch auf, erhob dann gleichfalls sein Glas Eppelwei', erhob sich selbst, trat an den erstaunten Diplomaten heran und sagte:

„Hören Sie, Herr, wenn wir denselben Landesvater im Sinn haben, so stoße ich mit Ihnen an auf den fidelen alten Hahnen. Vivat Alexius der Dreizehnte!"

„Mein Herr?" — stammelte der Legationsrath.

„Na, na" sagte der Andere gutmüthig, „kommen Sie, setzen Sie sich hierher, hier zieht es am wenigsten. Wissen Sie, ich bin ein Schweizerbürger und habe längst keinen Connex mehr mit Ihren respectiven Landesvätern. Aber auf Den stoße ich doch an, und noch gar in diesem angenehmen Getränke. Sie sind wohl auch ein Offenburger? Wissen Sie, vor dreißig Jahren war ich auch 'mal einer. Damals war ich ein forscher Studente, eben frisch von Göttingen her, und hatte das Jus studirt. Heute aber bin ich Lohgerber in Romanshorn am Bodensee, und habe daselbst ein forsch, florirend Ledergeschäft. Mein Name ist Hessenberg; — wenn Sie mir den Ihrigen sagen wollen, so kommen wir als Landsleute einander vielleicht ganz nahe; — freuen sollt's mich schon. Herrgott, was ist Ihnen aber denn?"

Er mochte wohl fragen. Der Legationsrath Alex von Nebelung saß auf dem nächsten Schemel mit geschlossenen Augen und schnappte wie jener vorhin erwähnte brave Fisch, wenn er statt sich in sein gewohntes Element zurück zu schnellen, sich aufs Trockene geschleudert fühlt und findet.

(Schluß folgt.)

Aus F. W. J. Schelling's Leben.*

Von

W. Hoffner.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Schelling hatte unter uns ein seltsames Schicksal. Seine Jugendversuche hatten eine mächtige philosophische Gährung hervorgerufen, alle seine späteren Arbeiten

* Geschichte der neueren Philosophie. Von Kuno Fischer. Sechster Band. Erstes Buch. Schelling's Leben in Schriften. Heidelberg. Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann. 1872.

waren nur in den Händen Weniger und noch Wenigere hatten Sympathie für dieselben. Erst die merkwürdige Wendung, welche Schopenhauer der metaphysischen Erörterung gab, wies auf den einsamen, über die Mysterien des Willens in dem Individuum wie im Universum nachsinnenden Denker zurück, und als Hartmann hervortrat, sprach er die Abhängigkeit der Ideen Schopenhauer's wie der seinigen von den späteren Schelling's ebenso offen aus, als Schopenhauer sie seinerseits zu verheimlichen beflissen gewesen war. Nun bemerkte man wohl, daß sich in Schelling auch nach dem Hervortreten der Naturphilosophie Bedeutendes ereignet hatte, aber es bedurfte erst der Veröffentlichung der Correspondenzen desselben, um den Zusammenhang in seiner Entwicklung erkennen zu können. Diese Veröffentlichungen verdanken wir theils den Söhnen Schelling's, theils Professor Plitt, vor Allen aber Waitz in Göttingen, welcher uns in dem unter dem Namen „Caroline" erschienenen Buche mit der anschaulichsten Selbstcharakteristik derjenigen Frau erfreut hat, welche eine entscheidende Rolle in dem Leben und Entwicklungsgange Schelling's spielte, welche ebenso nach außen zerrüttend, als nach innen fördernd und zu immer höheren Leistungen treibend gewirkt hat.

Kuno Fischer hat den Vortheil genossen, daß diese Publicationen bei dem Erscheinen seines großen Werkes, „Geschichte der neueren Philosophie", bei der Darstellung Schelling's an ihn gelangt waren. Das erste Buch seiner Darstellung Schelling's, welches kürzlich erschienen ist, läßt die Ergebnisse der neuen Veröffentlichungen in klarer, schöner Sprache überblicken.

Ich habe nicht die Absicht, das Leben Schelling's, wie es sich nunmehr darstellt, hier darzulegen: ich hebe nur einige interessante Momente in demselben heraus. So sende ich nun voraus, daß Schelling 1774 in Schwaben geboren war, als Jüngling sich an Fichte anschloß und den Ruhm dieser neu aufsteigenden Philosophie theilte, in Jena seine glänzende Wirksamkeit begann und hier in den Kreis der Romantiker eingetreten war, unter deren Einwirkung ihm eine Zeit lang die Kunst als die höchste Offenbarung des Weltgeistes erschien. In diesem Kreise war ihm denn auch die Gattin Schlegel's, Caroline, gegenübergetreten.

Caroline war die Tochter des berühmten Johann David Michaelis, des Göttinger Orientalisten, und zwölf Jahre älter als Schelling. Als sie Schelling kennen lernte, war sie fünfunddreißig Jahre alt und hatte furchtbare Stürme des Lebens hinter sich, aus denen sie sich in die wenig innige Ehe mit Wilhelm Schlegel gerettet hatte. Gleich mit der ersten Bekanntschaft war ihr Interesse für Schelling entschieden. Und dennoch faßte sie, als ihr Interesse sich bereits zur entschiedensten Neigung gesteigert hatte, den Plan, Schelling mit ihrer Tochter Auguste zu verbinden; der plötzliche Tod Auguste's im Bade Boklet vereitelte denselben. Schelling verfiel in die tiefste Schwermuth. Es wird wohl immer räthselhaft bleiben, wie in Schelling die Neigung zu Caroline und die zu ihrer Tochter sich in einander verwebt hatten, und wie nun nach dem Tode Auguste's die zu Caroline Schlegel zu völliger Herrschaft in seiner Seele gelangte. Nie hat wohl eine Frau mehr verstanden als sie, das ganze geistige Wesen eines hervorragenden Mannes in liebevollem Verständniß zu umfassen und ihn so gewissermaßen in dem Kern seiner Natur zu verstehen. Hier liegt für geistig hervorragende Männer jeder Zeit der am meisten fesselnde Reiz im Verkehr mit Frauen; für die Welt ist doch immer nur das Einzelne der Leistung und die augenblickliche sichtbare Seite des Charakters eines bedeutenden Mannes vorhanden, selbst Freunde haben selten die Empfänglichkeit und die Muße, zu erfassen, was einer Frau zu verstehen gegeben ist: das gesammte persönliche Wesen, aufgefaßt unter dem Gesichtspunkte der höchsten Naturbestimmung gerade dieses einzelnen Menschen. Als Friedrich Schlegel in Jena aufgetreten war mit einer philosophischen Vorlesung im Wettstreite mit Schelling und der Ueberlegenheit Schelling's erlag, schrieb Caroline an Schelling:

„Ja, du bist wieder in die Schlacht gekommen, theurer Achilles, und nun fliehen die Troer. Die Unsterblichen haben dich wieder geehrt und werden dir das lange Leben obendrein geben. Das ist die wahre Rache, und ich triumphire ohne alle Schonung. Nichts von Bedauern, das wäre

LIBRARY NEW YORK

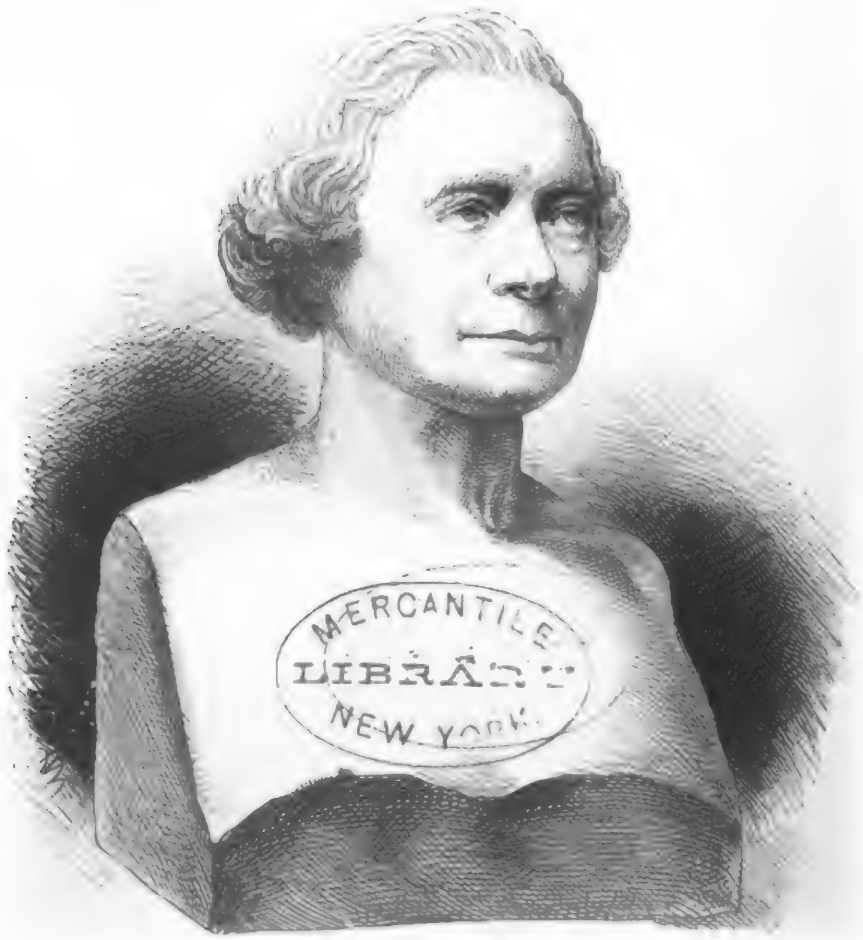
gar nicht im großen Sinne der Humanität selber. Denn Manche gedeihen in der Unterdrückung, dahin gehört Friedrich, es würde nur seine beste Eigenthümlichkeit zerstören, wenn er einmal die volle Glorie des Sieges genösse. Dir ziemt sie, du weißt dich in diesem Elemente zu bewegen."

Der Kreis der Selbsttäuschungen Caroline's war endlich im Sommer 1802 durchlaufen; alle Betheiligten empfanden es als Erlösung aus unerträglicher innerer Unwahrheit, als die Trennung von Wilhelm Schlegel 1803 vollzogen war, und am 26. Juni darauf in Schwaben in der Stille die Verbindung von Caroline und Schelling stattfinden konnte. Der Leser dieser Darstellung Fischer's wie der Correspondenz athmet erleichtert auf, wenn er diese Verwirrungen hinter sich lassen darf, in welchen Schelling sowohl als Caroline sich unedel und Schelling sich seiner selber keineswegs würdig betragen haben.

Im Leben Schelling's aber bezeichnet dieser Vorgang eine äußere wie eine innere Krisis. Aus der schönsten Wirksamkeit, welche Schelling in Deutschland überhaupt zu finden je vermocht hätte, wurde er herausgerissen; denn Jena war in diesen Jahren der Centralpunkt der philosophischen Bewegung in Deutschland, zu welchem seit Reinhold und Fichte alle der Philosophie zugeneigten Studirenden sich wandten, auf den die Augen von ganz Deutschland von Reinhold ab gerichtet waren. Ich kann mich der Ansicht von Kuno Fischer nicht anschließen, der neben den geschilderten Verhältnissen die Händel Schelling's mit seinen Amtsgenossen als Grund für das Ausscheiden aus seiner Jenenser Stellung ansieht. Schelling ist eine Natur, welche ohne Händel und ohne Streit in früheren Jahren überhaupt nicht zu leben vermochte; er hat sich in Würzburg dieselben Widerwärtigkeiten geschaffen, die er in Jena verließ, und wie auch wissenschaftlich gebildete Männer über die Streitfragen denken mochten, welche zwischen ihm und seinen Gegnern schwebten: Schelling wurde getragen von der Begeisterung der Studirenden und der Gunst Goethe's als des leitenden Weimarischen Ministers; er durfte gar nicht mehr Gunst der leitenden Regierung und Begeisterung der Studirenden suchen, als es in Jena der Fall war. Ueberblickt man den äußeren Verlauf seines Lebens, so erscheint sein Abschied von Jena als ein durch keine Schicksalswendung wieder gut gemachtes Unglück für die äußere Wirksamkeit und die innere Continuität seiner philosophischen Ideen. Er ging, weil seine persönlichen Verhältnisse dies forderten, und weil seine Gegner dieses in solcher Gestalt ausgenutzt hatten, daß zu gehen besser war.

Doch tritt auf der anderen Seite unverkennbar hervor, welchen Werth der tiefe innere Friede, dessen von nun ab sein stürmischer Geist sich erfreute, für die Entwicklung seiner Ideen gehabt hat. Es waren unsichere und wenig erfreuliche Verhältnisse, welche er nunmehr in Würzburg vorfand. Schelling hatte bei seiner Berufung geloben müssen, sich der Polemik zu enthalten, aber es lag etwas in seiner Wirksamkeit, was die Gegner nicht ruhen ließ. Und diese Gegner in einer weitaus günstigeren Lage als die, mit welchen er seinerzeit in Jena seine ersten Schlachten geschlagen, sie waren in diesem Lande der katholischen Aufklärung einheimisch, fest gewurzelt und mit der Regierung verbunden; sie brachten es dahin, daß in einem Studienplane, welchen die Regierung veröffentlichte, die philosophische Richtung von Schelling ganz deutlich zum Gegenstande der Mißbilligung, des Tadels und der Warnung gemacht wurde. Schelling's System in solchen Kriegsfällen, wie es aus einer unbändigen Natur entsprang, hatte jederzeit die Mittel der Drohung und Einschüchterung benutzt, und er hatte Erfolg damit gehabt. Als er nun aber auf diesem ganz andern Terrain zur selben Taktik griff, als er am 26. September 1804 in einem Schreiben an das Curatorium in sehr bestimmten und drohenden Ausdrücken der Regierung den Krieg erklärte gleichsam wie ein Staat dem andern, als er eine öffentliche Kritik dieser und aller folgenden Maßregeln in Aussicht stellte, falls die Regierung nicht einlenkte, da sollte er die peinlichste aller Niederlagen erfahren, welche ihm je zu Theil geworden; ein amtliches Schreiben vom Kurfürsten erklärte dem Briefsteller: „Höchstdero Mißfallen über die von ihm bewiesene Arroganz, welche einen überzeugenden Beweis liefere, wie wenig die

ſpeculative Philoſophie den Menſchen vernünftiger und ſittlicher mache, zu erkennen gegeben, und derſelbe auf das landesfürſtliche Edict über Preßfreiheit, wo eine beſcheidene Freimüthigkeit, Erforſchung nützlicher Wahrheiten geſchätzt, ſowie Inurbanität und Zügelloſigkeit leidenſchaftlicher Schriftſteller in die Schranken geſetzlicher Ordnung zurückgewieſen werden, aufmerkſam gemacht." Und hier iſt ein Moment in Schelling's Leben, in welchem er es auch an perſönlicher Würde ermangeln läßt; die Erklärung der Regierung, daß ſeine ſpeculative Philoſophie weder geeignet ſei, die Menſchen vernünftiger noch ſie ſittlicher zu machen, war nichts Anderes als die Andeutung, daß man ihn in Würzburg überflüſſig finde, und im Zuſammenhange ſeines Auftretens der Regierung gegenüber hätte er nichts Anderes thun können als ſeinen Abſchied fordern; aber er, der mit Drohungen begonnen hatte, zog nun einen würdeloſen Rückzug vor; er that nichts, enthielt ſich jeden Schrittes, der die Regierung hätte reizen können, und die Schrift, welche er ſeinem Freunde Windiſchmann angekündigt hatte, erſchien nicht. Ja er gab eine Erklärung an das Publicum, welche auf deſſen Unkenntniß



F. W. J. Schelling.

der Vorgänge, die zwiſchen ihm und der Regierung ſtattgefunden hatten, berechnet war und als eine Entſtellung der Wahrheit gelten muß. Es war ein Glück für ihn, daß die großen Weltereigniſſe dieſer Jahre, durch welche Würzburg vorübergehend an einen öſterreichiſchen Fürſten kam, ihn aus der Schwierigkeit ſeiner dortigen Lage befreiten und ihm von 1806 bis 1820 eine ruhige Lage in München als Mitglied der Akademie der Wiſſen-

Digitized by Google

schaften und General-Secretär der bildenden Künste gewährten. Doch traf ihn schon in den ersten Jahren ganz plötzlich und unerwartet der schwerste Schlag, am 7. September 1809 starb Caroline.

„Sie entschlief sanft und ohne Kampf, auch im Tode verließ sie die Anmuth nicht; als sie todt war, lag sie mit der lieblichsten Wendung des Hauptes, mit dem Ausdrucke der Heiterkeit und des herrlichsten Friedens auf dem Gesicht. Sie war ein eigenes, einziges Wesen," schrieb Schelling an seinen Schwager Philipp Michaelis, „man mußte sie ganz oder gar nicht lieben. Diese Gewalt, das Herz im Mittelpunkte zu treffen, behielt sie bis ans Ende. Wir waren durch die heiligsten Bande vereinigt, im höchsten Schmerz und im tiefsten Unglück einander treu geblieben — alle Wunden bluten nun, seit sie von meiner Seite gerissen ist. Wäre sie mir nicht gewesen, was sie war, ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß dies Meisterstück der Geister nicht mehr ist, dies seltene Weib von männlicher Seelengröße, von dem schärfsten Geiste, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. O, etwas der Art kommt nie wieder!"

Immer tiefer versank Schelling von da ab in Schweigen, in magische Träume, in Mystik.

Die Geschichte dieser Epoche in Schelling's Leben ist ein merkwürdiger Beitrag zu jener großen Sammlung, welche die entscheidenden Einwirkungen solcher Verhältnisse auf das innere und äußere Schicksal denkwürdiger Männer umfaßt. Man wird dann weiter in dem Buche Kuno Fischer's mit Vergnügen den ruhigen Verlauf seiner späteren Lebensjahre verfolgen; wie er mit einer jungen Freundin Caroline's, Pauline Gotter, sich vermählte, wie ein glücklicher häuslicher Kreis sich bildete, wie die denkwürdigen Werke seiner späteren Zeit entstanden, wie er dann im hohen Alter, schon eine Art mythischer Person geworden, in Berlin noch einmal auf dem Katheder eine weiter gehende Wirksamkeit suchte mit sehr zweifelhaftem Erfolg; was er in Jena aufgegeben, war für immer verloren. Achtzig Jahre alt ist er in Ragaz den 20. August 1854 gestorben; dort in der mächtigsten Natur hat König Max die Bildsäule des bedeutendsten der deutschen Naturphilosophen errichten lassen.

Aus der Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Am Tage nach meiner Einsegnung fuhr mein Vater mit mir nach Prenzlau, um mich von dem Rector des dortigen Gymnasiums, dem Dr. Kannegießer, behufs meiner Aufnahme in dasselbe prüfen zu lassen. Es war das erste Examen, das ich im Leben zu bestehen hatte, und ich glaube nicht, daß mir bei irgend einem der späteren, deren ein für das „Studium" bestimmter Erdenbürger in dem Prüfungsstaate Preußen bekanntlich zahlreiche durchzumachen bestimmt ist, das Herz ängstlicher geschlagen hat, als beim Eintritt in das an allen Wänden mit Büchern bis an die Decke gefüllte Studirzimmer des wegen seiner Gelehrsamkeit in der ganzen Provinz berühmten Rectors. Aber der Anblick des kleinen schwarzbraunen freundlichen Mannes mit dem sinnigen Blicke der braunen großen Augen, der so gar nichts Fürchterliches hatte, ermuthigte mich bald wieder. Er examinirte mich in den beiden alten Sprachen, in der Geographie und Geschichte, und bedauerte am Schlusse der Prüfung, daß er mich, wegen völlig mangelnder Kenntnisse in der Mathematik nicht nach Secunda setzen könne, sondern mich für die obere Tertia aufnehmen müsse, während er meinem Vater das Compliment ertheilte, daß er seit den sechs Jahren seines Rectorats noch keinen, in allen übrigen Fächern so wohlvorbereiteten Schüler zur Aufnahme erhalten habe.

Als ich mit dem Aufnahmezeugniß, meiner Bestallung als wirklicher Ober-Tertianer des Gymnasiums in der Tasche, wieder auf die Straße trat, war mir zu Muthe, als ob die Blicke aller Begegnen-

den mir meine neue Würde ansehen müßten. Sehr viel zu diesem erhebenden Selbstbewußtsein wirkte auch der Umstand, daß ich zum ersten Male in meinem Leben, statt meines bisherigen, von Herrn Becken gefertigten Landcostüms, einen vollständigen städtischen Anzug, meinen Einsegnungsanzug, trug. Derselbe bestand in einem dunkelgrünen „deutschen" Rocke, schwarzer Weste, müllergrauen Hosen und Wichsstiefeln — alles von Prenzlauer Bekleidungskünstlern völlig neu gemacht, bis auf die Weste, zu welcher eine abgelegte seidene Weste des Vaters den Stoff hergegeben hatte. Und als nun mein Vater, zur Belohnung des wohlbestandenen Examens, dazu das Geschenk einer neuen Mütze fügte, schwarz, mit Silbertresse und einer Verzierung von zwei versilberten Eichenblättern mit einer Eichel in der Mitte, wie sie die Schüler des Gymnasiums trugen, — da erschien ich mir als der beneidenswertheste Mensch in der Welt.

Meine Wohnung fand ich bei einem Amtsbruder meines Vaters, dem Prediger Knape, welcher mehrere Pensionäre hielt, die theils das Gymnasium besuchten, theils von ihm privatim unterrichtet wurden. Sie waren, mit Ausnahme eines zehnjährigen Knaben, sämmtlich älter als ich und bereits Secundaner oder Primaner, hochgewachsene stattliche Gestalten, die mir wie Männer vorkamen, und von denen einer, der sein Militärjahr als Freiwilliger abdiente und deshalb soldatische Kleidung trug, mir besonders imponirte. Sie zahlten ganze Pension, und aßen am Tische des Predigers, während ich selbst nur Wohnung und Frühstück erhielt, wofür mein Vater fünfzig Thaler zahlte. Meine weitere Verköstigung an Mittags- und Abendbrot gewährten befreundete Familien meines Vaters, in deren Häusern ich sogenannte „Freitische" hatte. Diese wohlthätige Sitte machte es vielen Eltern, namentlich den meist mittellosen Landpredigern der Provinz, möglich, ihre Söhne auf dem Gymnasium zu erhalten. Bei meinem Vater kam noch eine andere Rücksicht dazu. Er wäre damals wohl im Stande gewesen, für mich eine sogenannte ganze Pension zu bezahlen. Aber er selbst war in seiner Jugend genöthigt gewesen, sich auf jene Weise durchzuhelfen und er hatte die wohlthätige Wirkung erfahren, welche ein solches Sichschickenmüssen in verschiedene Lebensgewohnheiten und in gebildete Umgangsformen auf einen jungen Menschen zu seiner „Formirung", wie er es nannte, ausübt. Seine große Beliebtheit aus den Zeiten seiner Feldpredigerschaft, die er in der Stadt verlebt hatte, verstattete ihm zu jenem Zwecke die Auswahl unter den gebildetsten und angesehensten Familien, und ich kann sagen, daß ich durch diese Tischgenossenschaft in denselben in meiner äußern Cultur, und nicht bloß in dieser, während meiner Schulzeit mannigfaltig gefördert worden bin.

Das erste Jahr hindurch, welches ich in der Tertia zubrachte, war ich keineswegs fleißig zu nennen. Die Aufgaben, welche der Unterricht mir stellte, wurden mir, mit einziger Ausnahme der Mathematik, allzuleicht und entbanden mich von jeder häuslichen Vorbereitung. Dazu fehlte jede Anregung durch begabte Lehrer. Das Prenzlauer Gymnasium besaß keinen einzigen Philologen, und selbst in den beiden oberen Klassen war der Unterricht in den alten Sprachen und in der Geschichte einem Theologen anvertraut, der in allen diesen Fächern ein Stümper war. Es fehlte eben, kaum fünf Jahre nach der nothdürftigen Regeneration Preußens, noch überall an zureichenden Lehrkräften und wissenschaftlich gebildeten Schulmännern. In der Tertia war unser Hauptlehrer der alte Subrector Ditmar, bei dem wir den Justin und Ovid tractirten, und neben den Anfangsgründen im Griechischen zugleich den Unterricht im Deutschen und in der Geographie genossen. Wenn auch in seinem Wissen nicht weit hinaus über den Bildungsgrad eines damaligen Unterlehrers, war er doch ein tüchtiger und energischer Mann, der trotz seines gepuderten Haars und des kleinen, unter dem Rockkragen versteckten Zopfes sehr gut Disciplin zu halten verstand. Aber die übrigen Lehrer meiner Klasse, der Collaborator Büttner, der Cantor Schröter, und vor allen der französische Prediger Pascal, dem die Religionsstunden anvertraut waren, erwiesen sich als vollständig unfähig, auch nur die nothdürftigste Ordnung unter einer Schaar von einigen zwanzig lebhaften Burschen aufrecht zu erhalten.

Nur vor Einem zitterten Alle, vor dem Prorector Nizze, der in den drei oberen

NEW YORK

Klassen den Unterricht in der Mathematik ertheilte. Er war ein tüchtiger Mann in seinem Fache, und imponirte uns um so mehr, als er den Befreiungskrieg unter Lützow's „wilden Jägern" als Officier mitgefochten und, wie es hieß, eine schwere Wunde davongetragen hatte, deren Nachwehen die nervöse Reizbarkeit des kräftig schlanken Mannes mit dem bleichen von rabenschwarzem Lockenhaar umschatteten Antlitz und den dunkelblitzenden Augen noch vermehrten — eine Reizbarkeit, die ihn in seiner drakonischen Strenge nicht nur gegen träge, sondern selbst gegen langsam fassende Schüler oft über das Maß hinausriß. Es kam dabei vor, daß er bei der examinirenden Wiederholung des in der letzten Stunde von ihm Vorgetragenen beim Ausbleiben einer Antwort die ganze Reihe der vergeblich Befragten vom Ersten bis zum Letzten durchohrfeigte. Als er einmal bei einer solchen Execution bis zu mir, dem Letzten in der mathematischen Klasse, gekommen war, hielt er plötzlich inne, blickte mir starr ins Gesicht und sagte dann, meine schwächliche Gestalt musternd: „Bei Ihm" — er nannte uns im Zorne Er, statt des in der Tertia noch üblichen Du — „bei Ihm kann ich die Ohrfeige sparen, Er Jämmerling wird doch in Seinem Leben keine Mathematik begreifen!" eine Prophezeihung, mit welcher der strenge Mann leider Recht behalten hat.*

Trotz dieser übermäßigen Strenge und Heftigkeit war er indeß von seinen Schülern — wenn auch gefürchtet, so doch keineswegs gehaßt, oder auch nur mit Abneigung angesehen. Die Jugend hat einen merkwürdig scharfen Blick in Beurtheilung und Schätzung ihrer Lehrer. Sie vergiebt selbst unbillige Härte und übermäßige Leidenschaftlichkeit da, wo sie beide mit großer wissenschaftlicher Tüchtigkeit und brennendem Eifer, die Schüler vorwärts zu bringen, gepaart und von einem kräftigen und in der Hauptsache gerechten und Respect fordernden Charakter getragen sieht. Dies aber war hier in vollem Maße der Fall, und als „der Schwarze" — so hieß der Gefürchtete bei uns — nach Jahresfrist von seiner Stelle abberufen und als Director an das Gymnasium nach Stralsund versetzt wurde, gab es wenige unter uns, die seinen Abgang nicht aufrichtig bedauerten. Es ist mit der Jugend wie mit den Völkern: nur der untüchtige und im Gefühle seiner Untüchtigkeit oder aus Charakterschwäche tyrannische und launenhafte Regierer hat ihren Haß zu fürchten, nicht der Starke und Tüchtige.

Ein Beispiel dafür lieferte der damalige Conrector und Lehrer der alten Sprachen und der Geschichte in den beiden obersten Klassen des Gymnasiums, bei dem alle jene schlimmen Eigenschaften zutrafen, und der seine doppelte Untüchtigkeit vergebens durch übergroße Strenge und Gespreiztheit zu verbergen bestrebt war. Auf ihm lastete der allgemeine Haß der ganzen Schule, und als wir im Laufe der Jahre durch den Eintritt eines in jenen Fächern gründlich gebildeten Philologen und Historikers allmälig auch noch hinter seine wissenschaftlichen Schwächen kamen, gesellte sich zu dem Hasse auch noch das schlimmere Gefühl der Verachtung seiner wissenschaftlichen Unzulänglichkeit. Nur Eins war, was beide Empfindungen in etwas gegen diesen armen Schelm minderte, und dies war, sonderbar genug, die Komik seiner äußern Erscheinung und seines ganzen Behabens. Auf einem ungewöhnlich langaufgeschossenen spindeldürren Körper saß ein ebenso ungewöhnlich kleiner, von dichtem schwarzen Strupphaar bedeckter Kopf, dessen Gesicht mit dem kurzen schwachen rothen Backenbarte, den unruhig durch eine große silberne Brille schauenden graugrünen Augen, der langen spitzen Nase, dem schwachen, stets in eine hohe, dicke, weiße Halsbinde begrabenen Kinn eine Erscheinung bildete, wie ich sie nie im Leben wiedergesehen habe. Wenn diese schwächlich lange Gestalt in dem bis an die Knöchel reichenden Ueberzieher mit gravitätischen Storchschritten über den Marienkirchplatz, an welchem unser Gymnasium, ein altes Klostergebäude, lag, einhergestelzt kam und, im Hause angelangt, seine schneidend krähende Fistelstimme vernehmen ließ, mischte sich in unsere Abneigung und Furcht vor ihm immer ein komischer Reiz der Lachlust und des Spottes über den „Fliegenschnepper" oder auch kurzweg „Schnepper", wie ihn der Schülerhumor wegen seines unruhigen Umherschauens getauft hatte und

* Der vortreffliche Mann, der bald darauf als Director an das Gymnasium zu Stralsund berufen wurde, ist in dem hohen Alter von 84 Jahren (März 1872) dort verstorben.

so regelmäßig benannte, daß ein besonders lebhafter und unbedachter Mitschüler mit diesem Spitznamen sogar einmal bei einer Frage des Rectors, ohne es zu wollen, herausfuhr.

Und doch war er eigentlich keineswegs ein böser Mensch, wofür wir ihn damals Alle hielten. Er galt uns als tückisch und arglistig; wir glaubten, daß er eine Freude daran habe, Fehler entdecken, schelten, höhnen, strafen zu können, daß es ihm Vergnügen gewähre, bei jeder Gelegenheit uns seine Wissensüberlegenheit und zugleich seine Herrschaft fühlbar zu machen; und gewiß ist, daß von dem Allen ein gut Theil begründet war. Aber noch ehe ich die Schule verließ, war ich zu der Einsicht gelangt, woher diese seine Fehler stammten. Ihre Quelle war hauptsächlich das geheime Bewußtsein, daß seine wissenschaftliche Vorbildung und Kenntnisse der Stellung, zu welcher man ihn, den Candidaten der Theologie, in der damaligen Lehrernoth hatte aufrücken lassen, durchaus nicht gewachsen waren. Dies quälende Gefühl der eignen Unsicherheit und Unzulänglichkeit und die stete Nothwendigkeit, es verdecken zu müssen, daß er in den Fächern, die er lehren sollte, selbst ein schülerhafter Stümper war, hatten des armen Mannes Charakter verschlechtert und sein Gemüth verbittert; und das für einen Lehrer wahrhaft entsetzliche Bewußtsein, daß seine Schüler ihm sämmtlich abgeneigt waren, trug natürlich dazu bei, auch in ihm das Gefühl der Zuneigung für sie mehr und mehr zurückzudrängen, ja in das Gegentheil zu verkehren.

Aber auch außer der Mathematik lernte ich nicht viel in dem ersten Jahre meiner Gymnasialzeit. Ich war zu weit hinaus in meinem Wissen und Können über die Anforderungen, welche die niedere Klasse, in welche ich, eben meines Mangels an mathematischen Kenntnissen wegen, gesetzt worden war, an mich stellte. Die Aufgaben interessirten mich nicht, da ich sie spielend zu leisten vermochte und Vorbereitung und Repetition zu den Lehrstunden in den alten Sprachen, der Geschichte und Geographie nicht nöthig hatte. Dazu besaßen auch meine Klassenlehrer nicht die geistigen Mittel, einen begabten jungen Menschen anzuregen. Nur die Musik trieb ich eifrig unter einem alten Musiklehrer Benkenstein, der von Wien, wo er noch unter Mozart studirt hatte, durch ein wunderliches Schicksal nach dem Norden verschlagen worden war. Er gewann mich bald vor allen seinen Schülern lieb und wußte mich dermaßen für seine Kunst, in welcher ihm Mozart, den er leidenschaftlich verehrte, am höchsten stand, zu begeistern, daß ich eine Zeit lang im Stillen den Vorsatz hegte, mich einst ganz der Musik zu widmen. Auch das Französische, das ich geläufig las und leidlich sprach, würde ich verlernt haben, da es nach den Freiheitskriegen (seit 1816) auf unserm Gymnasium, und, wie ich glaube, auf den meisten ähnlichen Schulanstalten Preußens, nicht mehr gelehrt wurde, wenn nicht mein Vater auch hier für Privatunterricht Fürsorge getroffen hätte. Der wohlberechtigte Haß gegen die Franzosen und alles Französische herrschte damals noch in seiner vollen Stärke. Auf den Turnplätzen war jedes französische Wort verpönt, und eine gewisse Art der Bestrafung, welche die Turner unter einander ausübten, ward „Französischmachen" genannt.

Zweites Capitel.

Als ich mit meinem Vater in Prenzlau eingefahren war, hatten wir auf dem vor dem Steinthore befindlichen Turnplatze eine Anzahl Arbeiter beschäftigt gesehen, die verschiedenen auf demselben befindlichen Geräthschaften an Kletterstangen, Barren, Recken u. s. w. abzubrechen und auf bereitstehende Wagen zu verladen.

Nur zu bald erfuhren wir den Grund dieser Zerstörung. Sie war auf Befehl der Regierung geschehen, die sich bewogen gefunden hatte, das Turnen in ganz Preußen zu verbieten und alle Turnplätze der Gymnasien und sonstigen Unterrichtsanstalten aufzuheben.

Das war für mich eine betrübende Nachricht. Mehr als einmal hatte ich bei meinen Besuchen in Prenzlau den Uebungen der rüstigen Jugend zugeschaut, und mehr als einmal war ich den Schaaren der Turner auf ihren meilenweiten Turnfahrten durch das Land begegnet, wie sie in ihren grauleinenen Turnanzügen, oder in den kleidsamen schwarzen „deutschen Röcken", die Mützen oder Barette mit grünen Zweigen geschmückt, unter fröhlichen Gesängen

daherzogen, und hatte mich auf die Zeit gefreut, wo ich auch Einer dieser frischen und fröhlichen deutschen Turner sein sollte. Damit war es nun vorbei! Die unselige That Sand's, der im Jahre zuvor am 23. März den elenden Kotzebue erstochen hatte, war für die deutschen Regierungen und für die, von der herrschenden Reaction gegen die in den Gemüthern der deutschen Jugend nachzitternde Bewegung der großen Befreiungskriege in Todesangst hineingehetzten Fürsten der erwünschte Anlaß gewesen, mit schonungslosem Haß alles dasjenige niederzutreten, was dafür galt, jenen Geist des deutschen Volksaufschwungs zu nähren und wach zu erhalten. Dazu gehörte denn auch das von Jahn in der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes gestiftete Turnwesen, das nach 1813 förmlich als Staatssache in den öffentlichen Unterricht aufgenommen worden war.

Ich fand bei meinem Eintritt in das Gymnasium die gesammte Schülerschaft in voller Empörung über die oben erwähnte Maßregel. Alle waren „Turner" gewesen und hatten in dieser turnerischen Gemeinschaft den Geist derselben mehr oder weniger eingesogen, der in der Begeisterung für Deutschthum und deutsche Nationalität, für das große Gesammtvaterland gipfelte, wie es die Jahn und Arndt, die Schenkendorf und Körner gepredigt und gesungen hatten. Selbst in der Klasse, in welche ich gesetzt worden war, und wo die Mehrzahl aus Fünfzehn- bis Sechzehnjährigen bestand, war der Zorn über die Aufhebung des Turnplatzes und der Turnerschaft äußerst lebhaft und gab sich in Aeußerungen kund, die mir theils völlig unverständlich, theils äußerst befremdlich, ja erschreckend waren. Ich hörte reden und singen von „schuftigen Schmalzgesellen", den Verräthern und Unterdrückern des deutschen Vaterlandes und der deutschen Freiheit, die den allverehrten Turnvater Jahn, den „deutschesten Mann", in den Kerker gebracht hätten, und erfuhr auf mein Befragen, daß dieser Schmalz ein Berliner Professor, der ärgste „Demagogenriecher" und Verfolger der turnerischen deutschen Jugend sei, und daß seine Schriften am großen Wartburgsfeste vor drei Jahren von der versammelten Burschen- und Turnerschaft feierlich verbrannt worden seien. Ich lernte das Lied kennen, das man dabei gesungen und dessen letzte Strophe mir noch heute im Gedächtnisse geblieben ist. Sie lautete:

„Zuletzt nun rufet Pereat
Den schuftgen Schmalzgesellen,
Und dreimal dreimal: Pereat!
So fahren sie zur Höllen.
Auf, auf, mein deutsches Vaterland!
Ihr Brüder reichet euch die Hand,
Und schwört: so woll'n wir's halten!"

Daneben vernahm ich hier zuerst Näheres über Sand und seine That. In meinem Vaterhause war darüber nur als über eine beklagenswerthe Verirrung gesprochen worden. Hier dagegen lautete die Meinung anders. Sand galt der turnerischen Jugend als ein Held, ein Freiheitsmärtyrer wie Harmodios und Aristogeiton, der sein Leben für das Heil des Vaterlandes, für die Bestrafung eines Verräthers am Vaterlande eingesetzt habe. Ich sah sein Bildniß in deutscher Tracht mit Federbarett und langem Haar — die Turner und Gymnasiasten trugen damals gleichfalls noch fast Alle langes Haar — neben dem Bildnisse Jahn's über den Schlafstätten mancher Bekannten aufgehängt und mit Eichenlaub bekränzt, und selbst unter den Erwachsenen fand ich in den Familien, in welche ich durch meinen Vater eingeführt war, die Stimmung und das Urtheil dem Mörder Kotzebue's meistens nicht ungünstig. Was den Turnvater Jahn betraf, so war die Rede davon, daß zwei unserer Primaner, welche als die Hauptführer deutsch-turnerischen Geistes bei uns in hohem Ansehen standen, entschlossen seien, ihn während der Sommerferien in seiner Festungshaft zu Colberg zu besuchen, um ihm den Ausdruck der Verehrung der aufgehobenen Prenzlauer Turnerschaft zu überbringen — ein Vorsatz, welchen sie später auch, wenn ich nicht irre, wirklich ausführten.

Alle diese Dinge bildeten nun für mich förmlich eine neue Welt. Es war der erste Einblick in einen, mir bis dahin durchaus verschlossen gewesenen Bereich, in den Bereich des Allgemeinen, wenn man will des staatlichen und politischen Lebens und seiner Zustände. Ich war im Vaterhause streng monarchisch erzogen worden. Vom Staate wußte ich nichts, als daß „unser Preußen" das beste und bestregierte Land der Welt und „unser König" der beste

und weiseste aller lebenden und todten Monarchen sei, und allgemein verdientermaßen als solcher verehrt werde. Wenn man heute über die Infallibilität des Papstes spottet, welche ein Kirchenconcil in Rom zum Glaubensdogma zu erheben im Begriff steht, so ist es nur gerecht, daran zu erinnern, daß in der Zeit, von welcher ich hier rede, genau genommen dieselbe Eigenschaft der Unfehlbarkeit des absoluten Königs in allen politischen Dingen — und nicht nur in solchen — von der ungeheuren Mehrzahl der preußischen Unterthanen gläubig an- und hingenommen wurde.

So hatte bekanntlich in der Zeit der Noth beim Wiederauftreten Napoleon's auf den Weltschauplatz König Friedrich Wilhelm III. seinem Lande eine Verfassung und Versammlung der Stände feierlich und öffentlich verheißen. Diese Verheißung aber war unerfüllt, das verpfändete königliche Wort uneingelöst geblieben, als die Gefahr beseitigt und dem Könige die ärgerliche Einsicht gekommen war, daß er gar nicht nöthig gehabt hätte, jenes Versprechen zu leisten, da der Erzfeind Napoleon auch ohne diese Maßregel besiegt worden wäre. Nun erinnere ich mich sehr wohl, daß ein Jahr vor meinem Abgange zum Gymnasium bei Gelegenheit eines Besuchs von einem ehemaligen Universitätsfreunde meines Vaters in meiner Gegenwart die Rede auf diesen Gegenstand kam, den der Gast als einen Wortbruch zu bezeichnen wagte. Dagegen erklärten die andern Anwesenden einstimmig — mein Vater allein ausgenommen: „Wenn „Seine Majestät der König" sein freiwillig gegebenes Versprechen bisher nicht erfüllt habe oder überhaupt nicht erfüllen werde, so müsse er sicher dazu seine guten Gründe haben!" Es war das, wie man sieht, eine wörtliche ernsthafte Uebersetzung des englischen: „The king can do no wrong" in das damalige Preußische, eine Uebersetzung, durch welche die Entschließungen des Königs für ebenso infallibel erklärt wurden wie die „unerforschlichen" Rathschläge Gottes. Und diese Ansicht über das Versprechen Friedrich Wilhelm's III. in seiner Gesetzverordnung vom 22. Mai 1815 war damals in der That bei der überwiegenden Mehrzahl die herrschende. Gegen dieselbe stand, außer einigen wenigen aufgeklärten Patrioten, fast nur die Jugend der Gymnasien und Hochschulen, in der vorzugsweise der Geist der Freiheitskriege fortlebte. Welche Folgen daraus für diese Jugend hervorgehen und bis zu welcher ungerechten und grausamen Härte sich dieselben in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren steigern sollten, davon wird im spätern Verlaufe dieser Erinnerungen noch zu reden sein.

Unter unsern Lehrern war es nun besonders der zuvor erwähnte Prorector, der seine Abneigung gegen diesen Geist der Jugend unverhohlen zur Schau trug und dadurch seine eigne Verhaßtheit noch beträchtlich steigerte. Das deutsche und turnerische Wesen, die deutsche Tracht und die Kriegs- und Freiheitslieder waren ihm äußerst zuwider, und er konnte es nicht unterlassen, diese seine Abneigung bei jeder Gelegenheit durch allerhand spöttische Bemerkungen an den Tag zu legen. Er wäre ganz der Mann dazu gewesen, dem Vorhaben des großen Welttyrannen Napoleon hülfreiche Hand zu leisten, von dem mir viele Jahre später (1853) Humboldt einmal erzählte, daß derselbe daran gedacht habe, die alten Classiker einer nachträglichen Censur zu unterwerfen, und in eigens veranstalteten Ausgaben alle diejenigen Stellen austilgen zu lassen, welche das Lob der Freiheit und der staatsbürgerlichen Gleichheit gegenüber der Tyrannei, der absoluten Monarchie enthielten. In der That versuchte unser „Schnepper", diese Censur in seinen Unterrichtsstunden praktisch zu üben, und ich entsinne mich noch sehr wohl, daß er bei der Lectüre des Herodot, den er mit uns in der Secunda tractirte, als wir an das berühmte Capitel des fünften Buchs gelangten, in welchem der Altvater der Geschichte die wohlthätigen Folgen der Befreiung der Athener von dem Joche ihrer Tyrannen feiert, dieses Capitel zu überschlagen befahl, „weil es Dinge enthalte, die längst als gefährliche Irrthümer erkannt seien." Natürlich war dies für uns nur ein Ansporn, dieses Capitel außerhalb der Lehrstunden eifrig zu lesen; und da fanden wir denn zu unserer großen Genugthuung, daß der Inhalt desselben folgender war:

„Also blühte die Macht der Athener auf seit der Befreiung von der Herrschaft der Pisistratiden und der Herstellung der freien Verfassung. Das beweist aber nicht

nur in einer Beziehung, ſondern auch überhaupt und allerwegen, daß die Freiheit eine herrliche Sache für ein Volk iſt, inſofern eben auch die Athener, ſo lange ſie unter abſoluten Herrſchern ſtanden, keinem der ihnen benachbarten Völker im Kriege überlegen waren, während ſie, frei geworden von ihren Beherrſchern, bei weitem die Erſten unter allen wurden. Daraus ergiebt ſich nun, daß ſie, ſo lange ſie einem Herrſcher unterworfen waren, freiwillig ihre Schuldigkeit zu thun unterließen, weil ſie ſich ſagten, daß ſie als Sclaven für einen Herrn arbeiteten. Als ſie aber freie Bürger geworden waren, da war jeder von Eifer und Luſt erfüllt, für das eigne Wohl zu ſtreben und zu arbeiten."

Ich führe dieſe Thatſache an, weil ſie den Beweis liefert, wie der Conflict der alten und der neuen von den Freiheitskriegen wachgerufenen Weltanſchauung damals bis in die Schulſtuben und Lehrſtunden der Gymnaſien eingedrungen war.

Noch eines andern Zuges muß ich gedenken, weil er gleichfalls beweiſt, bis zu welcher Kleinlichkeit die Geſinnung der Menſchen durch die Furcht, nach oben hin Anſtoß zu geben, herabgebracht worden war. Im zweiten oder dritten Jahre meiner Gymnaſialzeit kam plötzlich die Kunde: der König Friedrich Wilhelm III. werde die Hauptſtadt ſeiner getreuen Uckermark mit ſeinem allerhöchſten Beſuche beehren. Die Freude der guten Prenzlauer ſteigerte ſich zu wahrer Begeiſterung, als man bald darauf erfuhr, daß der König ſogar der Stadt die hohe Auszeichnung gewähren werde, in derſelben Nachtquartier zu nehmen. Uns intereſſirte dabei in erſter Linie die Ausſicht auf einen „freien" Schultag, der indeſſen, da der König erſt um zwei Uhr Nachmittags eintreffen ſollte, getreu dem Geiſte preußiſcher Pflichtſtrenge von Seiten unſerer Lehrer, zu einem freien Nachmittag zuſammenſchrumpfte. Was aber geſchah? Am Morgen vor dem Einzugstage verſammelte der Rector, in Folge eines von dem Bürgermeiſter erhaltenen Winks, die obern Klaſſen und zeigte ihnen an: daß Seine Majeſtät deutſche Röcke und lange Haare, wie wir ſie größtentheils noch trugen, nicht zu ſehen liebe, und daß daher diejenigen, welche andere Kleidung nicht beſäßen und ihre Haare nicht abſchneiden laſſen wollten, hiermit aufgefordert würden, entweder ſich zu Hauſe oder in Entfernung von der Sehweite des königlichen Auges zu halten! Natürlich geſchah keins von beiden. Wir behielten unſere deutſchen Röcke und unſere langen Haare nun erſt recht bei, und unſere Neugier, den König von Angeſicht zu ſehen, ward nur noch geſteigert durch die jetzt erhaltene Gewißheit, daß unſere Tracht die Aufmerkſamkeit des allerhöchſten Herrn erregen und uns dadurch um ſo ſicherer die Auszeichnung ſeines Anblicks verſchaffen werde. Aber jene alberne Aengſtlichkeit unſerer Vorgeſetzten hatte doch einen Eſſigtropfen in die Milch unſerer frommen Denkart geworfen; und wenn wir bis dahin an nichts als an das Vergnügen gedacht hatten, auch unſere Hochrufe in den allgemeinen patriotiſchen Jubel zu miſchen, ſo gab uns jene ungeſchickte Aufforderung eine dünkelhafte Meinung von unſerer Wichtigkeit, während ſie zugleich die Erinnerung an die Schließung der Turnplätze und an die Verfolgung der von uns hochverehrten ſchwarz-roth-goldenen Burſchenſchaften und damit eine oppoſitionelle Stimmung in uns wachrief. Bei mir jedoch hielt dieſelbe nicht vor, und als der „alte König" — Friedrich Wilhelm III. war damals erſt in den Fünfzigern, als wir ihn ſo nannten — in ſeinem ſchlichten grauen Mantel, mit dem einfachen Militärmützchen auf dem Haupte, im offenen zweiſpännigen Wagen in die mit Laub- und Blumengewinden geſchmückte Stadt unter Glockengeläute und Böllerſchüſſen und dem jubelnden Hurrah der Bewohner und der aus der ganzen Provinz zuſammengeſtrömten Bevölkerung einzog, und als er ſodann von dem königlichen Freihauſe am Markte, wo er abgeſtiegen war, ſich zu Fuße nach der altehrwürdigen Marienkirche begab, da war ich unter den hochrufenden Tauſenden einer der begeiſtertſten. Ja, ich wußte mir ſogar noch lange nachher etwas damit, daß ich beim Eintritte des Königs in die Kirche, vom Volksgedränge fortgeriſſen und vorwärts geſchleudert, den König im Stolpern ſtreifend berührt und ein lächelndes Hinwenden ſeines Hauptes nach mir veranlaßt haben ſollte.

(Forts. folgt.)

Schmarotzer im Thierreiche.

Von

Carl Vogt.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Was ist ein Schmarotzer, ein Parasit? — Es wäre wahrlich schwer, eine vollkommen genügende Antwort auf die Frage und damit zugleich eine ausreichende Definition des Begriffes selbst zu geben — aus dem einfachen Grunde, weil es in der organischen Welt überhaupt keine vollkommen scharf umschriebenen Begriffe giebt. Es liegt mir auch fern, meine Hirnfasern zu dem Versuche einer solchen Definition in Molekularschwingungen versetzen zu wollen; ich überlasse das den Philosophen, die ja heutzutage ohnehin sich so sehr abmühen müssen, in den Naturwissenschaften herumzufischen, um aus der Fülle der Thatsachen die für sie brauchbaren aufzutischen und die anderen bei Seite liegen zu lassen, während sie sich beständig beklagen, daß diese Naturwissenschaften über ihre von Alters her ihnen zugewiesenen Grenzen hinausschweifen, um auf ihrem Gebiete Wilddieberei zu treiben. Mögen sie uns mit Gleichem vergelten; wir überlassen ihnen mit Vergnügen die Aufgabe, uns zu sagen, was ein Thier, was eine Pflanze und bei meinem Thema, was ein Schmarotzer ist! Ich greife mitten in den vollen Topf hinein und beschäftige mich hier nur mit solchen Thieren, die gewohnheitsmäßig während kürzerer oder längerer Zeit im Inneren anderer Thiere auf deren Kosten leben.

Das Heer ist so schon groß genug, selbst wenn wir anerkennen, daß wir einestheils den ganzen, aus geflügelten, springenden, hüpfenden und kletternden Uhlanen bestehenden Vortrab und anderentheils den schwerfälligen Troß des Nachtrabes bei Seite lassen, der sich mitschleppen läßt, um von Liebesgaben zu leben und Krankenhülfe zu leisten. Obgleich, nach Goethe's Pater Brey

> Ratten, Mäuse, Flöh' und Wanzen
> Müssen auch mit beitragen zum Ganzen,

sehen wir uns doch genöthigt, unsere Kräfte zu concentriren. Freilich werden wir wohl von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf jene interessanten Geschöpfe werfen müssen, welche sorgenvolle Mütter mit engstem Kamme von den lockigen Häuptern ihrer Lieblinge abstreifen, oder jene braunen, von Mephisto und E. T. A. Hoffmann gefeierten Gesellen, die dem Altmeister Goethe weit weniger verhaßt waren, als die Nebel des traurigen Nordens — aber auch nur Seitenblicke sollen es sein, die unser Haupt-Thema, dasjenige

der inneren Schmarotzer, in einzelnen Punkten erläutern und erklären mögen.

Aber selbst in dieser Beschränkung beschleicht uns die Unsicherheit unserer Grenzen. Was ist Außen und was Innen? Eine heikle Frage! Eine einsame Kleiderlaus, welche den Unreinen durch ihre Stiche von Zeit zu Zeit für seine Vernachlässigung der Hautpflege bestraft, schmarotzt sicher nur äußerlich — wird sie dadurch ein innerer Schmarotzer, daß sie sich bei Massenanhäufung in die Haut eingräbt und Geschwüre erzeugt? Es giebt eine Menge kleiner, auf anderen Krebsen und Fischen schmarotzender Krustenthiere. Die einen klammern sich nur außen, an den Schuppen und Panzern ihrer Wirthe fest — andere wandern ein wenig weiter, in die Kiemenhöhle, die nur eine von den äußeren Bedeckungen überwölbte Außenfläche ist; andere setzen sich an die Kiemen an; noch andere bohren sich nur mit dem Kopfe ein und lassen den übrigen Körper heraushängen und so graben sich andere tiefer und tiefer ein, bis sie gänzlich in den Geweben verschwinden. Die später zu erwähnende Binnenassel (Entoniscus) sitzt im Innern ihres Wirthes, aber der Gang, durch den sie sich eingebohrt hat, bleibt nach außen offen. Die Krätzmilbe des Menschen arbeitet maulwurfsartige Gänge in der Oberhaut aus, in deren Nebenkammern sie ihre Eier ablegt; die unentwickelte Milbe, welche in den Haarsäcken des Menschen sitzt und die sogenannten Mitesser erzeugen hilft, schlüpft nur in diese offenen Drüsenmündungen hinein, ohne selbständig zu bohren und zu graben. Die vielen Würmer, welche in Oeffnungen des Körpers einwandern und dort sich festsetzen, sind sie, wie die eben angeführten Beispiele, als innere oder äußere Schmarotzer zu betrachten? Wir werden auch hier, wie bei so vielen Dingen, zugestehen müssen, daß es Uebergänge giebt, die sich nicht scharf von einander scheiden lassen, und daß wir nicht berechtigt sind, die einzelnen Glieder der ununterbrochenen Kette zunehmenden Versinkens in das Schmarotzerleben mit der Schärfe des Schwertes zu trennen.

Die neuere, durch Darwin wieder zu frischem Eifer angespornte Naturwissenschaft findet eines der bestimmenden Momente des Kampfes um das Leben in der Concurrenz. Aber wo hört die erlaubte Concurrenz, ohne welche das Thier überhaupt nicht leben kann, auf und wo fängt jenes häßliche Treiben an, welches wir mit dem verächtlichen Namen des Schmarotzerthums bezeichnen? Auch hier ist die Grenze nicht zu ziehen, so wenig als in dem socialen Leben des Menschen. Bebel zieht die Grenze der erlaubten Concurrenz gewiß weit enger, als Schulze-Delitzsch, und im Thierreiche giebt es nicht, wie im deutschen Reich, eine momentan entscheidende Instanz, weder eine einfach, noch dreifach gegliederte. Die meisten Schmarotzer, die wir ins Auge fassen, leben freilich unmittelbar auf Kosten der Gewebe, des Fleisches, der ernährenden Flüssigkeiten des Körpers ihres Wirthes — aber es giebt auch manche, die das Thier, welches sie bewohnen, nur als Hotel garni benutzen, in welchem sie Schutz und Obdach finden, während sie ihre Nahrung von anders woher beziehen, und viele wieder leben nur von den Auswurfsstoffen, die zur Entleerung bestimmt, also dem Wirthe von keinem Nutzen mehr sind. Die einen haben nur Schlafstelle, die anderen Wohnung, die dritten Logis und Frühstück oder Abendessen, die letzten endlich sind in vollständiger Pension und essen den ganzen Tag, wie der Kirchenrath Schmidt in Gießen den ganzen Tag Kaffee zu trinken behauptete. Ein höflicher Student, der ihn bei dieser Beschäftigung traf, meinte, er wolle ihn nicht stören, aber mit seiner Bitte um Erklärung des Mysteriums der Dreieinigkeit wiederkommen, wenn der Herr Kirchenrath mit seinem Kaffee fertig sei. „Ich trinke den ganzen Tag Kaffee," sagte Schmidt mit unglaublicher Hoheit und Bestimmtheit, und der Student blieb mit seinem Fassungsvermögen vor dem Mysterium der Dreieinigkeit eben so verlegen stehen, wie wir vor der Definition des Schmarotzerthums.

Mag man nun, mit Darwin und seinen Anhängern, die Verwandtschaften unter verschiedenen Thiergruppen, die sowohl der äußeren Form als dem inneren Bau und der fortschreitenden Entwicklung nach unleugbar ist, mag man diese Verwandtschaften als wirkliche Verwandtschaften in verschiedenen Graden auffassen, oder mag

man, mit Agassiz und seinen frommen Freunden, diese Verwandtschaften als den Ausdruck eines tief ersonnenen Schöpfungsplanes ansehen, so viel ist gewiß, daß wir innerhalb des Thierreichs eine Menge von einzelnen Gruppen und Stämmen unterscheiden können, die durch gemeinsame Grundzüge ihres Baues, ihrer Geschichte und ihrer Entwicklung mit einander verbunden und von anderen Gruppen und Stämmen verschieden sind. Wer z. B. die mannigfachen Formen von Krustenthieren (Crustaceen) durchmustert, wird trotz aller Verschiedenheit der äußeren Gestaltung doch unmittelbar die Zusammengehörigkeit der Krebse und Hummern mit den Krabben und Taschenkrebsen und dieser wieder mit anderen Formen bis herab zu den sogenannten Wasserflöhen (Daphnia) und Krebsflöhen (Cyclops) erkennen und dieselben demnach als näher oder entfernter mit einander verwandt betrachten. Wenn der Laie sich hier nur an die äußere Form halten kann, so wird es die Aufgabe des Naturforschers sein, durch genauere Vergleichung dieser Formgestaltungen, durch Nachweis der inneren Structur und der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Arten vom Ei an die Belege für eine solche Betrachtung des Thierreiches zusammenzustellen und dadurch die Verwandtschaftsgrade selbst näher zu begründen. Von solchen enger oder weiter begrenzten Gruppen oder Stämmen aus können wir dann weiter schreiten, um endlich das ganze vielgestaltige Thierreich in einem Gesammtbilde zu umfassen und allgemeine Schlüsse, sogenannte Gesetze, aus den Thatsachen und Beobachtungen abzuleiten.

Der Kampf um das Leben wogt überall, sowohl in diesen Gruppen selbst, als auch zwischen ihnen und ihren Nachbarn oder ihren entfernteren Concurrenten. Dieser Kampf um das Leben wirkt aber, je nach seiner Gestaltung und nach seinen Bedingungen, in verschiedener Weise auf die Kämpfenden selbst zurück. Können wir uns ja ähnlichen Betrachtungen nicht verschließen, wenn wir des Menschen Kampf um das Leben näher in das Auge fassen und in seinen Rückwirkungen auf die Kämpfenden selbst studiren. Kriege und Feldzüge, wo am Ende doch die physische Kraft, sei es im Ertragen von Strapazen und Anstrengungen, sei es im unmittelbaren Dreinschlagen, den Sieg davon trägt, wirken anders auf den Menschen zurück, als der innere Kampf um das Mein und das Dein, um die Gewinnung des Lebensunterhaltes durch Concurrenz im Handel und Wandel, wo Gedanken und Combinationen, richtige Auffassung der Lage und der vortheilbringenden Verhältnisse den Erfolg herbeiführen. Der Krieg wird also, wie wir es jetzt sehen, eine Verwilderung der Massen, eine Vermehrung der Brutalität, der gewaltsamen Entscheidungen zwischen den Individuen herbeiführen; denn er mußte ja diese Mittel, die zum Siege führten, ausbilden und stärken. Diese Anpassung zum Gebrauche physischer Gewaltmittel wird sich fortpflanzen nach dem Gesetze der Vererbung in den Nachkommen derer, welchen sie vortheilhaft war, so wie sie sich bis jetzt fortgepflanzt hat in sämmtlichen europäischen Staatseinrichtungen. Halte man dagegen die Anpassung, wie sie in einem seit Jahrtausenden unterdrückten, aber hoch civilisirten Volke, den Juden, auf die Träger des Kampfes um das Leben ohne Anwendung von Gewalt eingewirkt hat. „Wäre Europa," sagt Alph. de Candolle in seiner „Histoire de la Science et des Savants," die im vorigen Jahre erschienen ist, wäre Europa nur von Juden bewohnt, so würde es ein sonderbares Schauspiel bieten. Es würde keine Kriege mehr geben; das moralische Gefühl würde mithin weniger oft verletzt und Millionen von Menschen würden nicht ihren nützlichen Arbeiten entrissen werden. Die Staatsschulden und die Steuern würden abnehmen. Die Pflege der Wissenschaften, der Literatur, der schönen Künste, besonders der Musik, würde nach den bekannten Neigungen der Juden außerordentlich gefördert werden. Industrie und Handel würden blühen. Man sähe wenig Verbrechen gegen Personen und die gegen das Eigenthum wären selten von Gewalt begleitet. Der Reichthum des Volkes im Ganzen, wie der Individuen würde ungemein zunehmen durch die Wirkungen einer intelligenten und regelmäßigen Arbeit, verbunden mit Sparsamkeit. Dieser Reichthum würde außerordentlich mildthätig sein. Der Clerus würde mit dem Staate nicht in Collision kommen. Leider würde unter

den Beamten eine große Bestechlichkeit und wenig Festigkeit zu finden sein.“ de Candolle erwähnt dann noch der frühzeitigen, aber meist respectirten und mit zahlreichen Kindern gesegneten Ehen und fährt dann fort: „Nach diesem Bilde, zu dessen Entwerfung keine Phantasie gehört, da es auf bekannten Thatsachen beruht, beeile ich mich hinzuzufügen: Eine so zusammengesetzte Gesellschaft wäre nicht lebensfähig. Wenn in Europa oder den benachbarten Ländern nur einige Nachkommen der alten Griechen und Römer, der Cantabrer oder Celten, der Germanen, Slaven oder Hunnen existirten, so wäre die ungeheure europäische und jüdische Bevölkerung bald vergewaltigt, unterdrückt und beraubt. Je größer ihre Reichthümer, desto eher würde sie geplündert. Mit einem Worte, annehmen, daß eine große, hochcivilisirte Bevölkerung, die also sehr menschlich, sehr sanft, sehr intelligent und sehr reich wäre, ohne Räuber und Despoten bestehen könne, die sich diese Zustände zu Nutze machen, würde eben so wenig den Thatsachen entsprechen, als wenn man annehmen wollte, daß ein Continent nur von Grasfressern ohne Raubthiere bewohnt sein könne.“

Warum ich dies hier anführe? Weil es nur ein handgreifliches Beispiel der allgemein in der Thierwelt wie in der Menschenwelt auftretenden Erscheinung giebt, daß in den größeren Gruppen und Stämmen zwei verschiedene aus einander gehende Richtungen im Kampfe um das Leben sich geltend machen, die wir mit zwei Worten ausdrücken können: Schutz und Trutz. Die eine Richtung bildet die Angriffswaffen und die Mittel zur Vergewaltigung aus; die andere sucht sich zu retten durch Mittel des Schutzes, die freilich sehr verschiedener Art sein und sogar der Ausbildung der Angriffswaffen sich in mancher Beziehung annähern können. Dort bildet sich das Raubthier, hier der Pflanzenfresser, sobald die Gegensätze zu ihrer höchsten Potenz gelangen — aber in beiden Fällen giebt es Zwischenstufen und verschiedene Richtungen in der Ausbildung selbst. Jenes Raubthier wird bestimmt sein, durch Schnelligkeit im Laufe, im Fluge oder im Schwimmen seine Beute zu erhaschen — seine Tendenz wird durch natürliche Zuchtwahl dahin gehen, seine Schnelligkeit zu vergrößern, seine Gewandtheit in Bewegungen zu vermehren — die gleiche Tendenz wird bei seiner Beute vorwalten, welche ihm zu entrinnen strebt. Die Füße, Beine, Flügel, Flossen werden also an Größe, Länge und Stärke zunehmen und zugleich eine solche Stellung einnehmen, daß sie bei möglichst geringer Arbeitsleistung den möglichst großen Nutzeffect erzielen. Wo aber die einseitige Ausbildung des Individuums nicht ausreicht, da tritt die Gesellschaft für dasselbe ein — anfänglich wohl nur auf das Paar der Gatten oder auf die engere Familie beschränkt, später ausgedehnt auf weitere Blutsverwandte und ganze Rudel. So sehen wir gerade bei denjenigen Raubthieren, welche durch Schnelligkeit über ihre schnelle Beute siegen sollen, die Geselligkeit vorwiegend ausgebildet, während die Raubthiere, die in dem Ueberfall, in der listigen Beschleichung und dem plötzlichen Anprall ihren Vortheil suchen, am liebsten einsam bleiben. Es läßt sich indessen schon aus rein physiologischen Gründen nachweisen, daß solche Verhältnisse, wie sie z. B. bei Hunden einerseits, bei Katzen andererseits sich ausgebildet haben, nothwendig sich ausbilden müssen. Das Raubthier muß mit seinen Waffen packen, festhalten, zerreißen können — ist es z. B. ein Säugethier, so muß es nothwendigerweise freie, mit Klauen bewehrte Füße und scharfe Zähne besitzen. Der Grasfresser dagegen wird den Vortheil haben, seine Füße noch besser zu dem alleinigen Behufe der Fortschaffung im Raume ausbilden zu können. Ernährung ist Arbeit — wer wie ein Hund oder eine Katze wenigstens 16 Zehen zu ernähren hat, muß mehr Arbeit dafür leisten, als wer, wie ein Schaf oder ein Pferd, nur acht oder gar nur vier zu ernähren braucht. Zwar steht der Umstand dem Grasfresser hindernd entgegen, daß er ein complicirteres Laboratorium im Bauche mit sich schleppen muß, um seiner Nahrung den nöthigen Stoff entziehen zu können, als der Fleischfresser, dem diese schon zubereitet übergeben wird — aber immerhin würde der Vortheil auf Seiten des Grasfressers sein, wenn nicht die Geselligkeit einträte und ein Hund den andern im Jagen ablöste.

Aber nicht jedes Raubthier, nicht jede Beute bildet die Schnelligkeit aus und die wenigsten eine andauernde Schnelligkeit, wie in dem eben berührten Falle. Die Katze jagt nicht im Laufe; sie lauert ihrer Beute auf und überfällt sie in jähem Sprunge. Die Beute sucht Schutz auf andere Weise; sie bildet ihre Sinneswerkzeuge aufs höchste aus, um den verborgenen Feind zu wittern, zu hören, zu sehen; sie sucht Deckung durch ihre Farbe, durch ihre unmerklichen Bewegungen, durch Aufsuchung von Zufluchtsorten, durch Ausbildung von harten Hautpanzern, von Drüsen, deren Absonderung einen unerträglichen Gestank verbreiten, durch Anpassung ihrer Lebensweise an die Bedingungen der Rettung. Es genügt auf diese Verhältnisse aufmerksam gemacht zu haben — Jeder wird bei einigem Nachdenken, selbst in dem kleinen Kreise der ihm bekannten Thiere, eine Menge Beispiele finden, welche dieselbe erläutern.

Vor einem Mißverständniß aber möchte ich warnen. Wenn ich im Folgenden noch oft gezwungen sein werde, solche Ausdrücke zu gebrauchen, wie in dem Vorhergehenden, die dem Thiere einen bewußten Zweck gleichsam unterschieben, so geschieht dies nur der Kürze wegen, nicht aber, weil der Ausdruck richtig wäre. Das Thier bildet sich z. B. zum Rennen aus, nicht weil es will, sondern weil die flüchtigsten Beutethiere entrinnen und ihre Flüchtigkeit auf ihre Nachkommen vererben, während die flüchtigsten Raubthiere, um bei dem gewählten Beispiele zu bleiben, das reichste Futter erhaschen und deshalb ebenfalls die zahlreichste, mit vererbter Flüchtigkeit ausgestattete Nachkommenschaft erzeugen. — Das Resultat dieses unbewußten Vorganges, der sich durch Generationen abspielt, ist aber schließlich dasselbe, als wenn er aus dem Bewußtsein hervorgegangen wäre. Ich streue diese Bemerkung hier ein, weil ich nur zu häufig habe hören und lesen müssen, wie sehr die Ausdrücke mißverstanden werden, die uns durch die Sprache und namentlich durch die Natur des Verbums gewissermaßen aufgenöthigt werden.

So fein und glatt, wie wir uns die Sache aus einander gelegt haben, stellen sich die Verhältnisse in der Natur auch nicht. Denn schließlich ist kein Wesen reine Beute und keines reines Raubthier — meistens beides zugleich, und so giebt es denn der widerstreitenden Tendenzen genug, die den Organismus bald nach links, bald nach rechts ziehen, ohne daß man immer genau die Diagonalen finden könnte, die aus dem Parallelogramm der Kräfte resultiren. Der Maulwurf ist dem Engerlinge gegenüber ein furchtbares und unersättliches Raubthier — aber der Storch oder die Katze verschmausen ihn mit derselben Befriedigung wie eine Maus, und wenn er dort als ein Tyrann auftritt, muß er hier darauf bedacht sein, dem Uebermächtigen zu entgehen. Ja selbst der Beute gegenüber ist das Raubthier nicht immer übermächtig und muß seine Schwäche dadurch verdecken, daß es entweder massenhaft auftritt oder aber seine Angriffe auf Theile beschränkt, wo ihm die übermächtige Beute nichts anhaben kann. Der einzelne Wolf kann dem einzelnen wilden Stiere nicht beikommen; er wagt nicht einmal, ihn anzugreifen; ein Rudel überwältigt den riesigsten Büffel. Die Stechmücke oder Bremse, die ein Schlag des Pferdeschwanzes zerschmettern würde, weiß sehr wohl die Stelle auszusuchen, wo sie ungestraft das Blut ihres Opfers saugen kann.

Hier rücken wir schon unserer Aufgabe näher. Ein Schmarotzer, wie wir ihn eben umgrenzten, ist offenbar ein Raubthier, ein Thier, das sich auf Kosten der Substanz eines anderen zu ernähren strebt; aber dieses Raubthier ist zu schwach, um seine Beute im offenen Kampfe, mit offener Gewalt sich zu eigen zu machen, und es sucht deshalb Angriffspunkte aus, wo das andere Thier sich seiner nicht entledigen kann. Mit diesem Angriffe auf die Substanz des Wirthes ist aber zugleich das Bestreben verbunden, Schutz nach außen zu finden — und wo wäre dies leichter, als in dem Körper des Wirthes selbst, der dadurch, daß er sich den Feinden und schädlichen Einflüssen zu entziehen sucht, zugleich seinen Insassen vor Unbilden schützt und wahrlich nicht im eigenen Fleische wühlt, um den Schutz und Nahrung suchenden Schmarotzer anzugreifen.

Der Wirth des Schmarotzers (denn so wollen wir einmal für allemal das Thier benennen, das einen solchen Insassen beherbergt), der Wirth hat also zweierlei

Arbeit für den Gast zu besorgen: er muß ihn ernähren und ihn schützen, indem er ihn beherbergt. In den meisten Fällen muß er sogar noch die Ortsbewegung des Gastes besorgen und ihn überall mit hinschleppen, wohin er sich selbst begiebt. Nur die festsitzenden Thiere, welche selbst der Locomotion entsagt haben, sind dieser Arbeitsleistung ledig.

Man glaube nicht, daß alle diese Leistungen geringe seien. Es macht für uns freilich nicht sehr viel Arbeitsverschwendung, wenn wir auch einen Bandwurm von dreißig Ellen Länge in unserem Darme beherbergen, ernähren und mit uns herum tragen müssen; aber für Andere wird die Sache höchst unbequem oder selbst gefährlich. Denn der Gast beträgt sich, als sei er Herr im Hause und er läßt seinen Wirth dies in den meisten Fällen fühlen. Er wählt sich sein Logis aus, wo es ihm behagt, und wenn er zufälligerweise, wie der Hirnwurm der Rinder und besonders der Schafe, einen ganz besonderen Geschmack für die Hirnkammern des Thieres bethätigt, so wird er freilich des Thieres grimmigster Feind, indem er die Function dieses wichtigsten Organs nach und nach aufhebt und vernichtet. Die Quese (Coenurus cerebralis) tödtet in der That allmälig ihren Wirth, indem sie durch Zunehmen der gemeinsamen Blase, auf welcher Tausende von Bandwurmköpfen sitzen, das Gehirn desselben zusammendrückt. Es giebt Fälle genug, wo der Insasse nach und nach den Wirth von Innen heraus gänzlich ausfrißt, so daß er nur die leere Hülle übrig läßt, wie das bei so vielen von schmarotzenden Larven der Schlupfwespen (Ichneumoniden) bewohnten Insecten der Fall ist. Auch die Fälle sind nicht selten, wo der Schmarotzer fast das Gewicht des Wirthes erreicht und diesem die Nothwendigkeit auferlegt, die doppelte Arbeit für die Fortbewegung zu leisten. Schon in dem eben erwähnten Falle der Quese wird dies bemerklich. Das Thier bekommt die sogenannte Drehkrankheit — da ein seitlicher Theil des Gehirnes von dem Blasenwurme zusammengedrückt wird, so stellen sich dieselben Folgen ein, wie wenn man gewisse Hirntheile verletzt oder durchschneidet — statt gleichmäßig auf beiden Seiten, arbeiten die Muskeln nur auf einer Seite und das Thier, statt gerade aus zu laufen, dreht sich im Kreise. Man trage dies Verhältniß auf den wilden Zustand über. Wird ein mit der Drehkrankheit behaftetes Schaf eben so leicht den Nachstellungen des Wolfes entgehen können, als ein anderes, dessen Muskeln ihre volle Thätigkeit entfalten können? Gewiß nicht — es wird vor den anderen die Beute des Raubthieres werden! Freilich, wenn die Quese hierüber ein Urtheil fällen könnte, so würde sie sich nur darüber freuen müssen, daß das von ihr besetzte Schaf vom Wolfe gefressen wird, denn erst in dem Darme des Raubthieres kann sie sich weiter entwickeln und Nachkommenschaft erzeugen.

Aber es ist meine Absicht nicht, ausführlicher auf die Folgen einzugehen, welche die Schmarotzer für ihre Wohnthiere herbeiführen können — es mag sich wohl keine Zwischenstufe von dem absoluten Wohlbefinden bis zu dem unausbleiblichen Tode finden, welche nicht in Folge dieses oder jenes Schmarotzers beobachtet würde. Reiz und Schmerz jeder Art, Functionsstörungen einzelner befallener Organe oder Theile, gänzliche Vernichtung anderer — alles das reiht sich an einander, ohne daß eine Lücke zu entdecken wäre. Freilich wäre auch hier ein interessanter Stoff, wenn man alle die Verkrüppelungen und Verbildungen aufzählen wollte, welche die Wirthe durch die Gegenwart ihrer Gäste erleiden müssen — aber diese Folgen ließen sich weniger leicht unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammenfassen und man müßte sich in unendliches Detail verlieren, während im Gegentheil diejenigen Folgen, welche das Schmarotzerthum für den Schmarotzer selbst mit sich führt, weit leichter in übersichtlicher Weise behandelt und in bestimmte Kategorien vertheilt werden können.

Halten wir den Gesichtspunkt fest, daß Schmarotzer Raubthiere sind, welche zugleich Schutz suchen in dem Körper, den sie sich zur Beute erkoren haben, so folgt daraus nothwendig, daß die Schmarotzer, selbst diejenigen, welche niemals und unter keinen Umständen ihr Wohnthier verlassen, ursprünglich frei lebende Thiere gewesen sein müssen, welche in ihre Wohnthiere eingewandert sind und nach und nach sich diesen neuen, durch die Einwan-

derung bedingten Lebensverhältnissen angepaßt haben. In der That sehen wir Vorgänge dieser Art vor unseren Augen sich abwickeln. Die wenigsten Schmarotzer sind Parasiten ihr ganzes Leben hindurch, vom Ei bis zum endlichen Tode — die meisten haben Zwischenperioden, wo sie frei, meistens im Wasser leben, nach deren Ablauf sie sich wieder in Wirthe begeben, und bei vielen werden die freiwilligen Ein- und Auswanderungen wenigstens insofern ersetzt, als passive Wanderungen in der Weise stattfinden, daß der Wirth mit sammt seinen Insassen von einem anderen Thiere gefressen wird, in dessen Eingeweiden der Schmarotzer ein neues Leben beginnt. Die freien Zwischenperioden können mit solchen passiven Wanderungen in der Lebensgeschichte combinirt sein; sie können auf der Höhe des Lebens oder am Beginne desselben sich einschalten. So legen die Schlupfwespen ihre Eier in Eier, Larven oder vollkommene Insecten, indem sie mit ihrem Legestachel dieselben anbohren. Die Eier entwickeln sich im Innern des Wirthes — es kriecht eine kleine, wurmähnliche Larve daraus hervor, welche zuerst den Fettkörper, dann häufig auch die zum Leben nöthigen Organe des Wirthes verzehrt. Die Knaben, welche Schmetterlinge aus Raupen erziehen, kennen diese Schmarotzer, welche ihnen die Freude verderben. Die Raupe ist angestochen, sie birgt im Innern oft eine Unzahl kleiner Feinde, aber sie lebt und frißt weiter und verpuppt sich. Nun erst gehen die schmarotzenden Larven an die Eingeweide und wenn sie diese verzehrt und die Puppe getödtet haben, verpuppen sie sich selbst im Innern der ausgefressenen Puppe, um dann als vollkommene Insecten hervorzukommen. Hier schmarotzt also das Thier in der Jugend und lebt frei in den Lüften im Alter. Gerade umgekehrt verhält es sich bei den schmarotzenden Crustaceen, die in anderen Krustenthieren, in und auf Fischen leben. Sie schwärmen in der Jugend im Wasser umher, frei beweglich, als Herren über sich selbst; aber wenn das reifere Alter naht, klammern sie sich an einen Wirth an und wandern in denselben ein, mehr oder minder tief, je nach ihrer Art. Aber nicht nur nach verschiedenen Lebensaltern, auch nach Geschlechtern finden sich Unterschiede — der Mann schweift frei umher, das Weib schmarotzt, wie dies bei jenen merkwürdigen kleinen Insecten vorkommt, deren Lebensgeschichte sich vorzugsweise auf Wespen abspielt und die man mit dem Namen der Strepsipteren bezeichnet hat. Bis jetzt aber kenne ich kein Beispiel, daß das Männchen schmarotzte, während das Weibchen frei lebte; wohl aber kommt es vor, daß auf dem schmarotzenden Weibchen das Männchen selbst wieder schmarotzt.

Wie diese vielgestaltigen Verhältnisse also auch sein mögen, ob der Schmarotzer von seinen Eltern in Gestalt eines Eies dem Wirthe zugeführt wird, ob er sich in seiner Jugend mit offener Gewalt wie so viele Embryonen und Larven von Würmern einen Weg durch die Bedeckungen des Körpers bohrt oder durch natürliche Oeffnungen einschlüpft, ob er im Alter auf ähnlichen Wegen zu seinen Wohnsitzen gelangt oder unfreiwillig und passiv von einem Wohnthiere in das andere übergepflanzt wird — wie dem Allem auch sein mag, wir müssen durch die Vorgänge selbst überzeugt den Grundsatz festhalten, daß die Schmarotzer ursprünglich freie Thiere waren, daß sie sich nach und nach dem parasitischen Leben angepaßt haben und daß demnach die Veränderungen, welche sie ihren freien Verwandten gegenüber darbieten, aus diesen Anpassungen hervorgegangen sind.

Aus diesem Grundsatze geht schon selbstverständlich das Verschwimmende der Begrenzung zwischen äußeren und inneren Schmarotzern, momentanen und permanenten Parasiten hervor. Man könnte fast sagen, es gehe Einem hier, wie dem Wolfe in der Fabel, dem der Fuchs einen Menschen zeigen sollte. Ein Schulknabe geht vorüber. Ist das ein Mensch? fragt der Wolf. Nein, antwortet der Fuchs, das will erst einer werden. So kann man beim Betrachten eines Flohes, einer Laus, einer auf der Oberfläche der Haut von Fischen festgeklammerten Fischassel (Cymothoë) auf die Frage: Ist das ein Schmarotzer? ebenfalls antworten: Nein! Es will erst einer werden. Die meisten äußeren Parasiten sind in der That auf dem besten Wege dazu, innere zu werden, und bei vielen inneren sehen wir diese Uebergänge in der That sich abspinnen. So finden wir die

Jungen eines mit vielen Saugnäpfen am Hinterende des Körpers ausgerüsteten Plattwurmes (Polystomum integerrimum) in der Jugend an den Kiemen der Froschlarven angeklammert, während die alten, geschlechtsreifen Thiere in der Harnblase des Frosches ihren Wohnsitz aufschlagen. Der Schmarotzer ist also, wie Dr. Zeller von Winnenthal so schön nachgewiesen hat, während der Verwandlung der Froschlarve nach Innen gewandert, was um so nöthiger erschien, als sein bisheriger Wohnsitz, die Kiemen, während der Verwandlung des Frosches abgebrochen und sein Gerüste anderweitig verwendet wird.

Nimmt man einen allmächtigen Schöpfer an, der Alles nach einem wohldurchdachten Plane auf das Beste eingerichtet und jedem seiner Geschöpfe eine gewisse Zahl von Schmarotzern aufgestreut und eingepflanzt hat (denn keines ist frei davon und in Schmarotzern leben oft wieder andere Schmarotzer), so bleibt uns weiter nichts übrig, als vor den Thatsachen selbst still zu stehen und sie mit der obligaten Bewunderung, die man vor dem Unerklärlichen empfindet, anzustaunen und einzuregistriren. Der Zweck freilich, warum diese Schmarotzer speciell für ihre Wohnthiere geschaffen wurden, erscheint uns nicht ganz klar; wir können es mit der unendlichen Güte nicht recht vereinigen, daß unschuldige Thiere, die von Recht und Unrecht keinen Begriff haben, für Sünden, die sie nicht begangen haben oder die ihnen wegen mangelnder Rechtsbegriffe nicht angekreidet werden können, auf das Blut gepeinigt werden, während wir diese Annahme wohl für den Menschen statuiren dürfen; wir können eben so wenig gegenüber den Verwüstungen, die viele dieser Schmarotzer anrichten, zu der Ueberzeugung kommen, daß dieselben nur zum Vergnügen ihrer Wirthe geschaffen seien, etwa um sie durch einen gelinden Hautreiz zum Kratzen und zur Uebung ihrer Kräfte anzuspornen und sie vor dem Schlafe der Gerechten zu bewahren. Aber selbst bei der Annahme einer selbständigen Schöpfung müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß die Schmarotzer höchstens gleichzeitig, wahrscheinlich erst nach der Schöpfung der Wohnthiere geschaffen wurden — ein Schluß, der bei der Ansicht, die eine Umwandlung und Anpassung ursprünglich freier Thiere statuirt, an und für sich selbstverständlich ist. Gegen die fromme Annahme, daß die Schmarotzer mit dem Tode erst durch den Sündenfall des Menschen in die Welt gekommen seien, spricht die unläugbare Thatsache, daß wir Schmarotzer an und in Thieren kennen, die längst vor der Erschaffung des Menschen lebten.

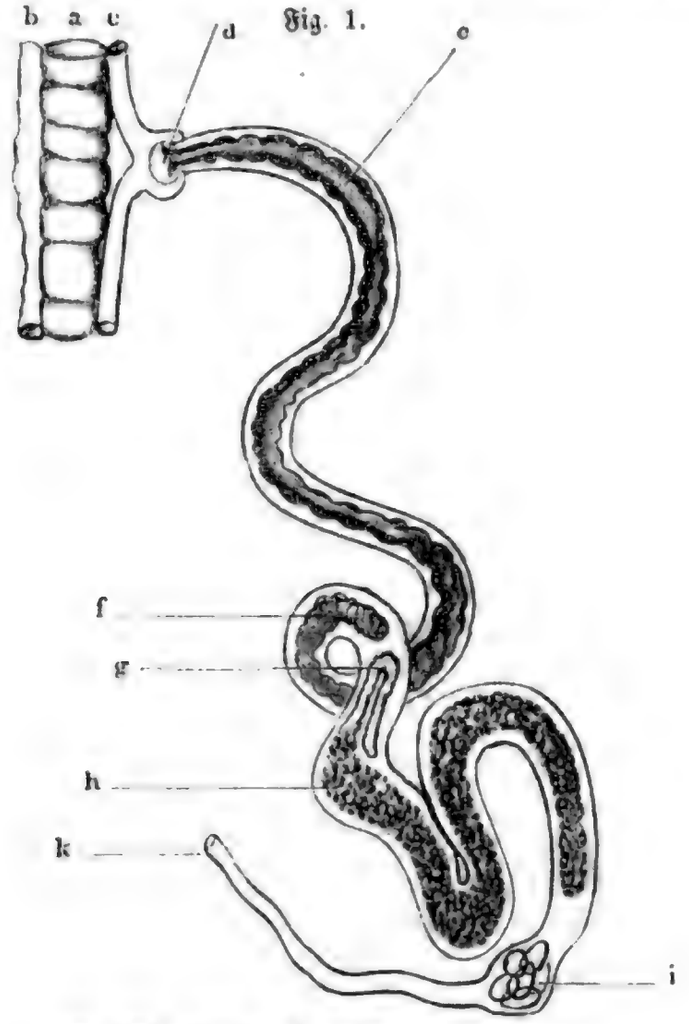
Für uns also, die eine allmälige Umwandlung ursprünglich freier Thiere in Schmarotzer durch alle möglichen Entwicklungsstadien hindurch statuiren müssen, dürfte es von dem höchsten Interesse sein, diese verschiedenen Phasen uns insofern klar zu machen, als wir daraus ein allgemeines Bild der Vorgänge zu entwerfen suchen, welche sich abwickeln müssen, um ein freies Thier in einen Schmarotzer zu verwandeln. Es handelt sich also darum, nach genauester Erforschung der Thatsachen und Vergleichung derselben das allgemein Gültige zurückzubehalten und die besonderen Einzelheiten auszuscheiden, welche durch specielle Eigenthümlichkeiten der Organisation bedingt sind.

Man sollte glauben, daß man bei der Suche um Thatsachen nicht verlegen sein könnte, da fast in allen Classen der Thiere parasitische Formen in mehr oder minder großer Anzahl vorkommen; freilich nur unter den niederen Typen, während die höheren ein selbständiges Leben führen. Die einzelligen Gregarinen kommen nur in parasitischem Zustande vor — unter den Infusorien giebt es ganze Reihen, wozu die bekannten Opalinen gehören, die in dem Darme der Frösche fast ausnahmslos, aber niemals im Freien gefunden werden; Plattwürmer und Rundwürmer sind vorzugsweise, die sogenannten Kratzer (Echinorhynchus) stets Schmarotzer, ja selbst gewisse Borstenwürmer (Alciopa) schmarotzen in ihren ersten Jugendzuständen in Quallen oder Medusen; einige Räderthiere verschmähen es nicht, innere Höhlen niederer Thiere, ja selbst von Fröschen aufzusuchen; unter den Krustenthieren giebt es ganze Reihen, die eigentlichen Schmarotzerkrebse (Siphonostomen), viele Rankenfüßer (Cirrhipeden), Asseln und Fischasseln, die sich mehr oder minder tief eingraben; die Spinnenthiere (Arachnida) zeigen in ihren niederen Ordnungen, Milben (Acarida) und Zungenwürmern (Linguatula oder Pentastomum) parasitische Formen; unter

den Insecten giebt es Wanzen (Hemiptera), Fliegen (Diptera), Immen (Hymenoptera), welche während ihrer jugendlichen und Larvenzustände im Innern anderer Thiere schmarotzen, während bei den sonderbaren Kolbenflüglern (Strepsiptera) das Weibchen wenigstens während seines ganzen Lebens mit Ausnahme einer kurzen Larvenperiode sich parasitisch ernährt. Unter den Muscheln (Lamellibranchia) bohren sich manche in Schwämme ein, während unter den Schnecken bis jetzt nur eine Gattung (Entoconcha) bekannt ist, welche in Folge ihres parasitischen Aufenthaltes in Seegurken (Synapta) bis zur Unkenntlichkeit verändert ist. Selbst unter den Fischen finden sich einige Gattungen, wie die sehr tief stehenden Inger (Myxinoïden) und selbst ein Knochenfisch (Fierasfer), die ein schmarotzendes Dasein führen.

Uebersieht man diese Liste, die ich nicht im Einzelnen ausführen will, so zeigt sich auf den ersten Blick, daß mit einigen Ausnahmen es nur die niederen Typen innerhalb der großen Kreise des Thierreiches sind, welche Schmarotzer geliefert haben. In der That betreffen die Ausnahmen nur die Insecten, wo gerade die Hautflügler oder Immen, die in ihrem vollkommenen Zustande so hoch intelligente Thiere, wie die Ameisen und Bienen in sich schließen, im Larvenzustande oft die ausgesprochensten Schmarotzer sind. Hier mögen dieselben von uns noch nicht näher gekannten Gründe, welche die Bildung von Thierstaaten bedingen, die gerade bei den Immen eine so große Rolle spielen, zur Ausbildung des Parasitismus der Larven bestimmend eingewirkt haben. Denn der Thierstaat beruht auf der Pflege der unbehülflichen Larven, welche unfähig sind, sich selber zu ernähren und deshalb von der Gesellschaft gefüttert und auferzogen werden müssen, und diese Unbehülflichkeit

Fig. 1.



Der Schneckenschlauch am Darme der Synapta.

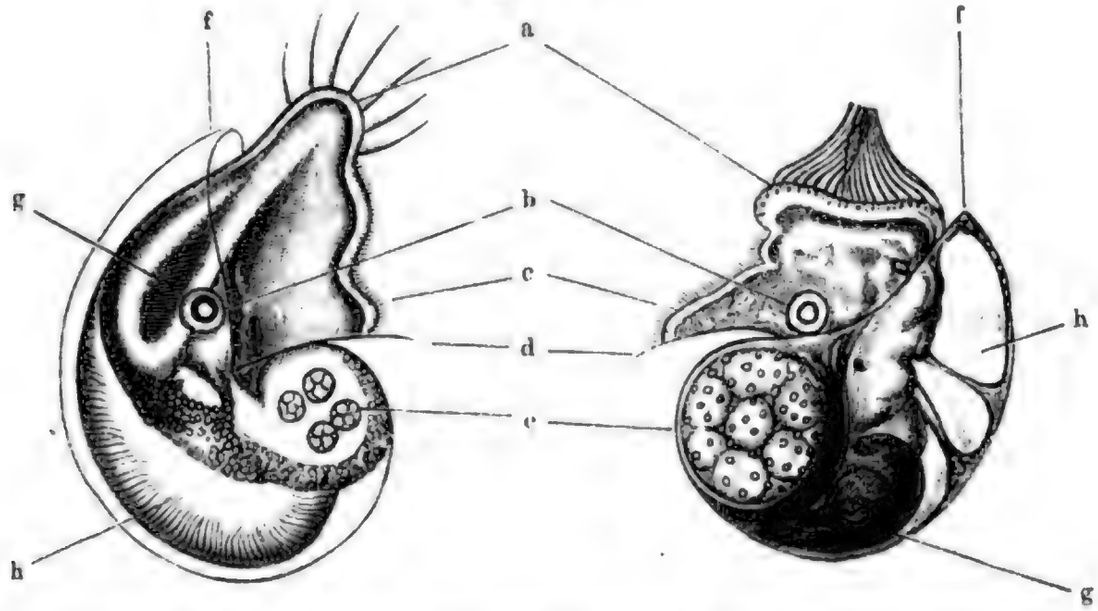
a. Darm der Synapta, an beiden Enden abgeschnitten; b. Aeußeres Darmgefäß; c. Inneres Darmgefäß, in dessen Erweiterung der Schmarotzer mit dem Mundknopfe d sitzt; e. Darm des Schmarotzers; f. Dessen blindes Ende; g. Nebendrüse des Eierstockes h; i. Hodenbläschen; k. Offenes Ende des Schneckenschlauches.

wird bei denjenigen Immen, welche einsam leben, dadurch wett gemacht, daß die Mutter die Eier an Orte bringt, in welchen die ausschlüpfenden Larven mit dem geringsten Aufwande von Arbeit sich ernähren können; also im Inneren anderer Thiere. Abgesehen davon wird man unter den höheren Typen der Wirbelthiere, Säugethiere, Vögel, Reptilien, unter den Kopffüßlern (Cephalopoden) als höchsten Repräsentanten der Weichthiere, unter den höheren Krebsen, den eigentlichen Spinnen u. s. w. vergeblich nach wirklichen, inneren Schmarotzern suchen. Nur der Mensch hat hier wieder sein Besonderes — giebt es ja doch Individuen, die sich derart in den Reptilienfonds eingefressen haben, daß sie gänzlich darin untergegangen sind!

Vergleicht man die Schmarotzer mit ihren Wohnthieren, so tritt uns, aber ebenfalls nicht ausnahmslos, der Umstand entgegen, daß die Parasiten gewöhnlich bei Thieren schmarotzen, die höheren Typen angehören oder doch wenigstens mit ihnen auf gleicher Stufe der ursprünglichen Ausbildung stehen. Dieses Verhältniß wird besonders da bedeutungsvoll, wo die Schmarotzer sich innerhalb desselben Stammes halten, indem es dann unbedingt auf jenes Zeitverhältniß hinweist, das wir oben erörterten und nach welchem der Wirth vor dem Bewohner existiren mußte, da dieser eine gewisse Zeit brauchte, um aus einem freien Thiere zum Schmarotzer sich umzuwandeln. Das Schmarotzen von niederen Krebsen in höheren, demselben Stammbaume entsprossenen Typen will also sagen, daß während der Zeit, in welcher die Schmarotzer sich zu dem ausbildeten, was sie sind, die frei lebenden Verwandten sich weiter vervollkommneten und eine höhere Stufe erklommen. Wenn Ausnahmen von diesem Verhältnisse vorkommen, wie dies in der That der Fall ist, so beziehen sie sich auf Thiere, die nicht demselben Stammbaume angehören, deren Ausbildung in der Zeit also nicht von gleichen Bedingungen abhängig ist. Es kann uns also nicht wundern, wenn Krebsarten in Quallen, Ingerfische oder Schnecken in Seegurken schmarotzen — die Ausbildung der Schmarotzer hängt unmittelbar mit derjenigen der Wohnthiere zusammen.

Zu dem Nachweise der Veränderungen, durch welche ein freies Thier sich zum Schmarotzer ausbildet, wird man vorzugsweise diejenigen Typen auswählen müssen, die in ihrer Jugend frei leben, im Alter dagegen schmarotzen, während der umgekehrte Fall nur geringere Ausbeute gewährt — schon aus dem einfachen Grunde, weil eine jede individuelle Entwicklung schon einen analogen Weg durchläuft, indem sie einen ursprünglich abhängigen Organtheil zu einem selbständigen Individuum erhebt. Man hat schon oft, und

Fig. 2 u. 3.



Larven von Entoconcha und Actaeon einander zur Vergleichung gegenübergestellt.
Gemeinschaftliche Zeichen:
a. Segel; b. Ohrbläschen; c. Fuß; d. Deckel; e. Leberanlage; f. Schale; g. Darm; h. Mantelhöhle.

nicht ganz mit Unrecht, ein junges Thier, welches sich aus einem Ei entwickelt, mit einem Schmarotzer verglichen, der von einem kleinen Punkte ausgehend, allmälig den Organismus überwuchert, auf dessen Kosten er sich entwickelt — es liegt insofern etwas Wahres in der Vergleichung, als die Ueberführung aus der Abhängigkeit in die Freiheit bei dem aus dem Ei oder aus einer Sprosse werdenden Individuum ähnliche Wege einschlägt, als die Ueberführung aus der Abhängigkeit des Schmarotzerthums in das freie, selbständige, auf eigene Arbeit angewiesene Leben des Individuums. Bei der Ueberführung aus freien Jungen oder Larven in das Schmarotzerleben spielen sich aber im Individuum genau dieselben Vorgänge ab, die sich in dem Typus überhaupt bei gleichem Bildungsgange folgen mußten; das Leben eines Thieres, das aus einer freien Larve ein abhängiger Schmarotzer wird, ist das Spiegelbild der geschichtlichen Entwicklung, welche der Typus überhaupt in auf einander folgenden Generationen durchlaufen haben muß.

Hier ergiebt sich nun in vielen Punkten eine große Lückenhaftigkeit unseres thatsächlichen Wissens. In den meisten Fällen sind uns nur die beiden Endpunkte, der Anfang der Ausbildung und das schließliche Resultat, bekannt — die Zwischenstufen fehlen. Ich will dies mit einem Beispiele klar machen. Die meisten Schmarotzerkrebse leben auf und in anderen Krebsen oder Fischen und zwar diejenigen, welche die größten Veränderungen erlitten haben, fast gänzlich in das Fleisch ihrer Wohnthiere eingebohrt, so daß nur die Eisäcke, welche die Weibchen am Hinterende ihres Körpers angeheftet tragen, hervorschauen. Wir kennen diese Weibchen mit Eisäcken großentheils sehr genau — wir kennen ebenfalls die Structur und Bildung der Jungen, welche aus den Eiern schlüpfen, um eine Zeit lang in dem Wasser schwimmend ein freies Leben zu führen. Aber damit hört bei den meisten unsere Kenntniß auf. Die Zwischenstufen, durch welche die aus den Eiern schlüpfende freie Larvenform in die definitive Gestalt des schmarotzenden Weibchens übergeführt wird, kennen wir nicht — wir haben sie noch nicht zur Stelle bringen und untersuchen können, so mannigfache Nachforschungen wir auch angestellt haben. Freilich läßt sich Vieles ergänzen durch Beobachtung analoger Vorgänge bei anderen Thieren, durch kritische Vergleichung des Baues der einzelnen Theile bei den beiden Endformen — aber dies giebt nur eine Wahrscheinlichkeit, keine Gewißheit. Diejenigen Formen von Schmarotzern aber, deren verschiedene Zustände uns von Anbeginn an bis zum Ende bis in die kleinsten Einzelheiten bekannt sind, lassen sich, wir müssen dies gestehen, jetzt noch an den Fingern abzählen.

Ich sagte, daß man sich durch die Beobachtung analoger Vorgänge in manchen Stücken helfen könne. In der That gleicht die Schmarotzerwerdung, wenn ich mich so ausdrücken darf, in vielen Beziehungen der Festsetzung. Wir kennen eine Menge von Thieren, welche in der Jugend frei umherschwärmen, in einem gewissen Alter aber sich festsetzen und somit ihre Bewegungsthätigkeit auf das geringste Maß beschränken. Die Reaction gegen die Außenwelt nimmt mit der Festsetzung ebenso ab, wie die Organe, welche ihr dienen. Nun ist aber in vielen Fällen das beginnende Schmarotzerthum nur ein Festsetzen auf einem lebenden Thiere, statt auf einem leblosen Körper, der im Wasser liegt, und jedes Schmarotzen beginnt mit einem solchen Festsetzen. Ob eine Meereichel als echter Balanus auf einem Steine, oder als Coronula auf einer Walfischhaut sitzt, ist am Ende für das Thier selbst nicht besonders wichtig, da es in dem einen wie in dem anderen Falle sich nicht von der Substanz des Körpers nährt, auf dem es seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Der Schmarotzer, der sich einbohren will, muß aber zuerst sich an dem Angriffspunkte wenigstens für einige Zeit festsetzen, ehe er weiter operiren kann. Bis dahin werden also die Veränderungen, welche die Thiere erleiden, gleich sein — später trennen sich allerdings die Wege, auf welchen sie ihrem definitiven Standpunkte zuwandeln.

Ich greife, um die in Beziehung auf manche Organe rückschreitende Metamorphose, welche die in der Jugend freien Schmarotzer erleiden, aus der Fülle der Beobachtungen zwei Beispiele heraus, die ich im Alter wie in dem jugendlichen Larvenzustande mit Thieren vergleichen will,

die einen ähnlichen Larvenzustand besitzen, aber während ihres ganzen Lebens frei bleiben.

Das erste Beispiel ist jene berühmte und bis jetzt einzig in ihrer Art dastehende Schnecke, welche Johannes Müller, der berühmte Berliner Anatome und Physiologe, in Triest entdeckte und Entoconcha mirabilis nannte. Soweit auch Müller in der Erkenntniß der Thatsachen kam, so müssen wir doch offen eingestehen, daß er hinsichtlich der Auffassung und Erklärung derselben vollständig im Finstern tappte und daß erst die schönen Untersuchungen eines leider jung verstorbenen Naturforschers, Albert Baur, neben vielen neuen und vervollständigenden Beobachtungen volles Licht in die Sache brachten.

In dem Bodenschlamme der Bucht von Muggia bei Triest findet sich in ungezählten Mengen eine kleine, durchsichtige Seegurke (Synapta digitata), auf deren Bau ich nicht näher eingehen will. Man bekommt gewöhnlich nur höchstens fingerlange Stücke herauf, da diese Seegurke, wie alle verwandten Arten, leicht abbricht und sich sogar selbst zerstückelt. Am Kopfe trägt das Thier einen Fühlerkranz, in dessen Mitte der Mund sich befindet. Der Darm durchsetzt den Körper und öffnet sich am hinteren Ende — er ist durch eine geräumige, überall geschlossene Leibeshöhle von der Körperwand getrennt, an welcher weite Gefäße sich hinabziehen. Müller fand an einem solchen Gefäße, das längs dem Darme sich erstreckt, festsitzend und in dasselbe mit dem einen, etwas knopfförmig verdickten Ende förmlich eingewachsen, einen spiralig gewundenen Schlauch, welcher mit dem anderen Ende, vor welchem sich eine knopfförmige Anschwellung befindet, frei in die Leibeshöhle hineinhängt. Der Zufall begünstigte den großen Forscher, denn man kann annehmen, daß höchstens unter 200 Individuen der Synapta eines einen solchen Schlauch zeigt und daß es noch seltener vorkommt, mehrere Schläuche, wie dies Müller einigemal begegnete, in einem und demselben Exemplare der Synapta zu finden. Der Schlauch (Fig. 1) ist stets mehr oder minder wie ein Korkzieher gewunden, in der Mitte am dicksten, vorn und hinten dünner und etwa einen Zoll lang im ausgedehnten und ausgewachsenen Zustande. Am hinteren Ende ist er offen und wie abgeschnitten; mit dem vorderen etwas verdickten Ende sitzt er stets an dem der Bauchhöhle zugewandten Längsgefäße (c) des Darmes in der Weise an, daß seine vordere Mündung in diejenige des Gefäßes hineinragt — der Blutstrom, der sich im Gefäße bewegt, kann also in diese Oeffnung des Schlauches eindringen. Die Haut des Schlauches ist gelblich, fest, aber durchsichtig, und schon mit bloßem Auge lassen sich drei Theile im Innern desselben erkennen, welche durch die Farbe der durchschimmernden Organe sich auszeichnen; — im vorderen Drittel schimmert ein grünes oder braunes Rohr, im mittleren ein orangerothes körniges Organ durch; der hintere Abschnitt ist leer mit Ausnahme der blasenförmigen Erweiterung, in welcher helle Kugelblasen durchschimmern. Eine genauere Untersuchung lehrt, daß das vordere, grüne Rohr (e) der Darm ist, der sich von der Mundöffnung her mit dicken Wänden gerade nach hinten zieht und etwa im ersten Drittel der Länge blind endet. Der orangefarbene Theil des Leibes wird zum größten Theile von einem röhrenförmigen Eierstocke (h) ausgefüllt, welcher eine zarte Kapselumhüllung und seitliche kurze Traubenanhänge zeigt, die wie die Röhre selbst mit weicher Punktsubstanz fest ausgefüllt sind. In diesem füllenden Zellstoffe und auf Kosten desselben bilden sich die Eier, durch deren Entwicklung dieser Theil eine größere oder geringere Länge zeigt. Der Eierstock geht nach vorn in einen hohlen, umgebogenen Zipfel (g) über, der keine Eier erzeugt, nicht orangefarbig, sondern einfach grau erscheint und gewiß die Rolle einer Drüse spielt. Das hintere Drittel des Schlauches ist leer — nur in der kugelförmigen Auftreibung finden sich runde Blasen (i), die ganz frei zu sein scheinen und mit Samenthierchen in verschiedenen Graden der Ausbildung gefüllt sind. Der ganze Schlauch, der sich langsam wurmförmig zusammenzieht und ausdehnt, ist also ein hohles Rohr, in welchem sich ein blind endender Darmcanal, ein männliches und weibliches Fortpflanzungsorgan finden. Von übrigen Organen ist auch nicht die leiseste Spur vorhanden.

Was ist dieser Schlauch? Da die Geschlechtsorgane der Synapta gleichzeitig in gewöhnlicher Weise entwickelt sind, der Schlauch selbst sich nur verhältnißmäßig

selten und an verschiedenen Orten, freilich immer an einem Gefäße, angeheftet findet, so kann er nur ein der Synapta fremdes Gebilde, ein parasitisches Wesen, ein innerer Schmarotzer sein.

Also ein Wurm? Freilich kennen wir Würmer genug, deren Bildung auf keiner höheren Stufe steht, die keine anderen inneren Organe unterscheiden lassen, als einen kurzen Blinddarm und die Fortpflanzungswerkzeuge.

Ein Wurm erzeugt Würmer — dieser Schlauch aber erzeugt Schnecken, oder vielmehr Schneckenlarven.

Man kann sich denken, daß Müller, der nicht auf diese einfache, von Baur durchgefochtene Ansicht kam, sondern die Schneckenlarven für ausgebildete Schnecken hielt, die er Entoconcha mirabilis nannte, sich vor einem unlösbaren Räthsel befand, dessen Dunkelheit sogar, glaubwürdigen Angaben zu Folge, nicht wenigen Antheil an der Schwermuth hatte, welche ihn zu einem verhängnißvollen Ende trieb. Der Schlauch ist eine schmarotzende Nacktschnecke, die durch das Blut der Synapta, welches in ihren Mund und Darm eindringt, ohne weitere Mühe ernährt wird und continuirlich auf geschlechtlichem Wege ihre Brut erzeugt, welche bei weiterer Ausbildung, in Blasen eingeschlossen, den hinteren leeren Körperraum erfüllt, der also ein Brutraum ist.

Müller und Baur haben die Erzeugung der Brut aus den Eiern kennen gelehrt. Ich will mich dabei nicht aufhalten; das Resultat dieser Ausbildung ist eine Schneckenlarve, welche der Larve einer gewöhnlichen Nacktschnecke eben so ähnlich sieht wie eine Schnecke der anderen. (Fig. 2 u. 3.) Die ausgebildete Larve (Fig. 2) hat eine durch einen Deckel verschließbare, etwas gewundene Schale mit weiter Mündung (f), in welche sie sich gänzlich zurückziehen kann. Am vorderen Theile des Thierchens, das die Schale bewehrt, läßt sich ein mit steifen Borsten besetzter Hautsaum beobachten, ein wenig entwickeltes Segel (a), das bei den anderen Nacktschneckenlarven stärker ausgebildet, mit langen Flimmerhaaren besetzt ist und als Schwimmwerkzeug dient. Hinter diesem Segel, zwischen ihm und der Schale, stehen zwei kurze, warzenförmige Fühler. Unter dem Segel befindet sich der zweilappige, mit Flimmerhaaren besetzte Fuß (c), der auf seinem hinteren Lappen den Deckel (d) trägt, womit beim Zurückziehen des Thieres die Schale geschlossen wird. Zwischen Segel und Fuß findet sich der Mund — alle diese Theile in derselben Lage, wie bei den Nacktschnecken. Der Mund führt in einen weiten magenähnlichen Raum, der nach Baur blind geschlossen ist. Am Fuße noch eine Drüsenöffnung (?) und ein ausstülpbarer Theil, welcher vielleicht zum Saugen dient und bei Nacktschnecken nicht beobachtet ist. Die in der Schale eingeschlossene Masse besteht aus einem noch indifferenten Zellenhaufen. Im vorderen Theile sieht man, wie bei allen Nacktschnecken, zwei große Gehörblasen (b) mit einem großen, runden, durch Flimmerhaare in Bewegung gesetzten Gehörsteine (Otolithen) darin. Beim Uebergange der vorderen, ausstreckbaren Körperhälfte in die hintere bildet die Haut eine Mantelhöhle (h), deren äußere Wand sich an die Schale anschmiegt und deren Inneres mit großen, reihenweise schwingenden Wimperhaaren besetzt ist. Die Thierchen bewegen sich langsam, mehr kriechend umher.

Stellen wir, um uns das Verhältniß klar zu machen, die Larve einer nackten Meeresschnecke, des Actaeon viridis, dessen Entwicklung ich vor beinahe dreißig Jahren beobachtete, unserer Schmarotzerlarve gegenüber (Fig. 3). Ich darf das um so mehr, als Müller mit dürren Worten schon in seiner Abhandlung erklärte, „die Entwicklung der Schnecke aus dem Dotter hat viele Aehnlichkeit mit der Entwicklung anderer Schnecken, wie z. B. des Actaeon nach Vogt's Beobachtungen." Die einander homologen Theile sind mit den gleichen Buchstaben bezeichnet. So sehen wir denn die Schale, den Fuß mit seinem Deckel, das Ohrbläschen, das Segel in gleicher Lage, sogar theilweise bis auf Einzelheiten ähnlich gebildet. Beiden Larven fehlt ein differencirtes Nervensystem, ein Herz nebst Gefäßen, sämmtliche Fortpflanzungsorgane; die Leber ist noch nicht gehörig ausgebildet; der größere Theil der inneren Körpermasse nur ein unbestimmt körniges Gewebe. Freilich giebt es, außer unbedeutenden Formdifferenzen in den einzelnen Theilen, noch einige größere und tiefer greifende Verschiedenheiten: das Segel (a) ist bei der Actaeonlarve zu-

rückziehbar, mit großen, lebhaft schwingenden Wimpern besetzt; der Darm ist vollständig als Röhre mit einer Magenerweiterung, mit Mund- und Afteröffnung ausgebildet. Bei der Schmarotzerlarve trägt das Segel nur steife Borsten; Anlagen zu Fühlern und eine Mantelhöhle mit schwingenden Wimpern sind vorhanden; der Darm bildet einen kurzen Blindsack, der wohl nur Schlundsack ist, und selbst eine unvollständig ausgebildete Leber fehlt. Aber die verschiedene Ausbildung des Segels kommt auch bei andern Schnecken vor, die nicht als Larven schwimmend sich umherzutummeln bestimmt sind — nur die Verkümmerung des Darmes ist eine Eigenthümlichkeit des Schmarotzers. Abgesehen von dieser ist die Schmarotzerlarve durchaus so angelegt, wie die Actaeonlarve, und wenn aus ersterer eine Nacktschnecke würde, dem Actaeon ähnlich, würde Jedermann dies selbstverständlich finden.

Dagegen im endlichen Ausbau, welche ungeheure Verschiedenheit! Hier im Actaeon eine prächtige kleine Schnecke mit lappenförmigen Fühlern, mit Augen und Ohren, mit ausgebildetem Nervensystem, Herzen und Gefäßen, mit wohlbewaffnetem Schlundkopf, in dem Körper verzweigtem Darme, verzweigter Leber, verzweigten Fortpflanzungsorganen — kurz ein hochorganisirtes Thier, dessen Fuß ein Kriechorgan geworden ist, dessen sämmtliche, in der Larve angelegte Organe sich weiter ausgebildet haben, während nur die Schale abgeworfen und das Segel rückgebildet ist. Dort, in dem Schneckenschlauche dagegen, nur ein entfernter Anklang an die Larvenbildung in dem verkümmerten Darmcanale — sonst keine Spur mehr von Bewegungswerkzeugen, Sinnesorganen, Ohrblasen, Fühlern, kurz von Allem, was auf die Beziehungen zur Außenwelt Bezug hat. Keine dieser Anlagen hat sich ausgebildet; was vorhanden war, ist verkümmert und geschwunden. Ein Wurm, der nur ein Fortpflanzungsschlauch mit Zwitterorganen in höchst primitivem Zustande und verkümmertem Darmcanale ist, bleibt als letztes Resultat einer Rückbildung, die von einem so viel versprechenden Anfange ausging.

Wir brauchen die Zwischenformen, die indessen auch noch nicht beobachtet sind, wahrlich in keiner Weise, um uns klar zu werden, daß bei der Ausbildung des Schmarotzerthums Sinnesorgane und Bewegungswerkzeuge vor allen Dingen verloren gehen, die Kreislauf- und Athemorgane niemals zur Ausbildung kommen, daß die Ernährungsorgane sich zurückbilden, um schließlich ebenfalls gänzlich zu verschwinden und durch die Aufsaugung von Außen her ersetzt zu werden, und daß am Ende von allen thierischen, so mannigfach differencirten Functionen nur eine einzige übrig bleibt, die Fortpflanzung.

Daß diese Ansicht, die übrigens durchaus nicht das Verdienst der Neuheit hat, die richtige sei, mögen einige andere Beispiele belegen.

Ich wähle zuerst eins aus den so zahlreichen Formen der Schmarotzerkrebse.

(Schluß folgt.)

Reiz- und Beizmittel der Pflanze.

Von

August Vogel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19. v. 11. Juni 1870.

In früheren Zeiten ist viel von „reizendem Dünger" die Rede gewesen. Man dachte sich, es könne auf den Lebensproceß der Pflanze ebenso oder in ähnlicher Weise eingewirkt werden, wie dies auf das animalische Leben z. B. durch geringe Gaben von Weingeist u. dgl. möglich ist. Aus den berühmten Forschungen J. von Liebig's wissen wir heutzutage, daß es keinen reizenden Dünger giebt, daß die Werthunterschiede der Düngersorten nicht auf einer geheimnißvollen reizenden Kraft, sondern ausschließlich auf den Unterschieden ihres Ernährungswerthes und ihres Ernährungsvermögens beruhen. Für die vollkommen entwickelte Pflanze ist dies gewiß außer Zweifel; aber für die Anfangsperiode des vegetabilen Lebens — für die Keimung — besteht doch ein etwas anderes Verhältniß. Hier kann allerdings von Reiz- und Beizmitteln die Rede sein.

Samenbeizmittel sind in der Regel Substanzen, welche entweder als schwache Säuren oder schwache Alkalien wirken. In diesem Sinne wirken verdünnte Mineralsäuren, Kupfer- und Eisenvitriol, dann

andererseits frisch gelöschter Kalk, die Jauche selbst u. dgl. Der Zusatz größerer oder geringerer Mengen verschiedener auflöslicher Salze der Alkalien und alkalischer Erden, wie Kochsalz, Glaubersalz, Potasche, Bittersalz u. s. w. zu den Beizmitteln verleiht ihnen zum Theil ein directes Ernährungsvermögen. Eine Zerstörung schädlicher Krankheitsstoffe, wie sie auch in den Pflanzensamen vorhanden sein können, darf vermuthlich den alkalisch reagirenden Beizmitteln zugeschrieben werden. Aber es steht denselben wohl außerdem noch eine direct fördernde chemische Thätigkeit im Processe des Keimens selbst zu. Der erste chemische Vorgang, welcher den Keimproceß oder die Umwandlung der im Samen befindlichen organischen Stoffe begleitet und bedingt, besteht wie man weiß in einer Absorption von Sauerstoffgas aus der den umgebenden Erdboden durchdringenden atmosphärischen Luft und in der Aushauchung von Kohlensäure. Durch Samenbeizmittel kann hiernach auf eine doppelte Art das Keimen befördert werden, einmal dadurch, daß man eine größere Menge von Sauerstoff und gleichsam in einem concentrirten Zustande mit den keimenden Samenkörnern in Berührung setzt, wie solches geschieht bei der Anwendung von Chlor- und Jodwasser; dann dadurch, daß man für eine möglichst schleunige Entfernung der neugebildeten Kohlensäure aus der unmittelbaren Umgebung der keimenden Samenkörner Sorge trägt und hiermit einer anderen Quantität der stets aufs neue sich entwickelnden Kohlensäure auf das Schleunigste Platz macht. In dieser zweiten Richtung wirken die Samenbeizmittel alkalischer Natur und überhaupt die Substanzen, welche große Neigung besitzen, sich mit der Kohlensäure chemisch-innig zu verbinden. Von welcher Wichtigkeit die beschleunigte Entfernung der Kohlensäure ist für chemische Processe, bei denen eine stetige Entwicklung von Kohlensäure — den Vorgang bedingend — auftritt, dies lehrt uns der völlig geänderte Verlauf einer geistigen Gährung in einem Raume, welcher seiner Natur nach geeignet ist, sich der Kohlensäure rasch zu bemächtigen. Die Thatsache steht fest, daß in neugebauten mit Kalkwänden versehenen Kellern das daselbst gelagerte Bier vor der Zeit dem Verderben entgegengeht. Es ist durch directe Versuche dargethan, daß in der allmäligen Carbonisation der Kalkwände die wahre und einzige Ursache der schnellen Zersetzung des Bieres in Kellern der Neubauten zu suchen sei. Selbstverständlich ist der Kalkbewurf frisch getünchter Wände äußerst begierig nach Kohlensäure und entzieht somit dem Biere, auch dann, wenn es in locker verschlossenen Fässern aufbewahrt liegt, schnell die Kohlensäure, d. h. das Bier verliert weit rascher seinen Kohlensäuregehalt, als dies unter gewöhnlichen Umständen der Fall sein würde. Durch diese vermehrte Absorption der Kohlensäure ist aber als nothwendige Folge ein vermehrtes Nachdringen der atmosphärischen Luft bedingt, welche, mit dem Bier in Berührung tretend, vermöge ihres Sauerstoffgehaltes die Essigsäurebildung in demselben wesentlich begünstigt.

Etwas Aehnliches findet statt bei der Anwendung alkalischer nach Kohlensäure begieriger Samenbeizmittel. Durch die fortwährend ununterbrochene Absorption der durch den Keimvorgang gebildeten Kohlensäure wird ein rasch erneuerter Luftzutritt zum keimenden Samen eingeleitet und somit eine indirecte Zufuhr von Sauerstoffgas gegeben. Die Wirkungsweise der alkalischen Samenbeizmittel erscheint daher — allerdings auf einem Umwege — ganz dieselbe, als die Wirkung der unmittelbar Sauerstoffgas liefernden Beizmittel, wie Chlor, Jod u. a. Hiernach kann über die Erklärung der Thatsache, daß alkalische Samenbeizmittel den Keimvorgang befördern, kaum ein Zweifel bestehen. Ihre Anwendung, ursprünglich eine rein empirische, in der Folge wissenschaftlich begründet, darf als eine durchaus rationelle betrachtet werden.

Wenn nun die Wirkungsarten der bisher erwähnten Samenbeizmittel in ihrem chemischen Verhalten eine ganz natürliche Erklärung finden, so ist doch in neuerer Zeit zu diesen Samenbeizmitteln noch ein anderes hinzugekommen, bei welchem von solchen Wirkungsarten keine Rede sein kann, dies ist der Kampher. Zahlreiche Versuche über die Einwirkung des Kamphers auf die Keimkraft (Münchener akademische Sitzungsberichte, Juni 1873) haben gezeigt, daß diese Substanz mit Recht in die Klasse der Samenbeizmittel einzureihen

ist; es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kampher, in richtiger Weise angewendet, eine stimulirende Wirkung auf eine große Anzahl von Samengattungen ausübe.

Der Kampher ist im Stande, sowohl die Keimkraft zu stärken, als die Keimzeit zu beschleunigen. Mit Kampherwasser behandelte Samen keimen bedeutend früher, als dieselben mit gewöhnlichem Wasser getränkten Samen. Die Wirkung ist um so auffallender, als das Kampherwasser wegen der geringen Löslichkeit des Kamphers nur sehr wenig davon aufgelöst enthält; ein Theil Kampher bedarf nämlich über 1000 Theile Wasser zur Lösung.

Die Keimkraftdauer der einzelnen Samengattungen ist bekanntlich eine sehr verschiedene. Während einige eine fast unbegrenzte Keimkraftdauer zu besitzen scheinen, haben andere schon nach einem Jahre oder nach mehreren Jahren ihre Keimfähigkeit völlig verloren. Bei solchen Samen, die unter den gewöhnlichen Verhältnissen nicht mehr keimen, zeigt sich die Wiederbelebung der Keimkraft durch Kampher deutlich. Es mag von vielen Beispielen nur eines hervorgehoben werden. Eine sehr große Samenmenge von Cucumis sativa war bei gewöhnlichem Anbaue in fruchtbare Gartenerde gelegt worden; auch nach längerer Zeit hat kein einziges Korn dieser Samen nur die leiseste Keimbewegung wahrnehmen lassen. Unter der Einwirkung des Kamphers dagegen zeigten dieselben Samen eine rasche Keimentwicklung. Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, daß die günstige Wirkung des Kamphers auf die Keimkraft der Samen nicht ohne alle Ausnahme zu sein scheint. So hat z. B. unter anderen ein Versuch mit Kleesamen sogar der Vermuthung Raum gegeben, daß hier die Anwendung von Kampher unter Umständen eine nachtheilige sein könne.

Die erste Beobachtung über das Verhältniß des Kamphers zur Vegetation gehört einer sehr frühen Zeit an; sie rührt her von dem alten englischen Chemiker Dr. Benjamin Smith Barton: „Versuch über die stimulirende Eigenschaft des Kamphers auf die Vegetabilien. 1798.“ Barton beschreibt zwei Versuche, welche er über die stimulirende Wirkung des Kamphers auf Vegetabilien angestellt hat; der eine hatte zum Object einen Tulpenzweig (Liriodendron Tulipifera), welcher, in ein mit Kampher abgeriebenes Wasser gebracht, ein lebhafteres Wachsthum zeigte und auch länger dem Verwelken widerstand, als Tulpenzweige von derselben Art in gewöhnlichem Wasser; der andere Versuch bezieht sich auf eine gelbe Iris, welche, dem Verwelken nahe, durch Behandlung mit Kampher auf einige Stunden neues Leben erhielt.

Die Folgerungen, welche Barton aus diesen beiden Versuchen ableitet, verdienen erwähnt zu werden. „Es ist klar, sagt er, daß der Kampher nach dem, was ich soeben gemeldet habe, eine größere Wirkung auf die Pflanze ausübe, als jeder andere Körper, den ich kenne. Ich kann mich nicht enthalten, die Wirkung des Kamphers auf Vegetabilien mit der Wirkung spirituoser Flüssigkeiten oder des Opiums auf den menschlichen Körper, wenn man sie in gewisser Menge nimmt, zu vergleichen.“ Er bedauert, mit Kampher nicht Versuche wie mit Mist anstellen zu können, „der hohe Preis dieser Substanz verhindert uns, es ins Große zu treiben. Können wir ihn aber nicht zu nützlichen Gegenständen anwenden?“ Wie man sieht, Barton hat die Tragweite seiner Beobachtung keineswegs gering geschätzt; indeß scheint dieselbe ungeachtet seiner dringenden Empfehlung doch nur wenige Beachtung gefunden zu haben. Meine eigenen nach Barton'scher Manier mit abgeschnittenen Blumen und Pflanzen in großer Zahl angestellten Versuche zeigten, daß die Wirkung des Kamphers keineswegs für alle Vegetabilien in dieser Richtung eine gleich regelmäßige sei, und daher auch der Kampher für die Wiederbelebung welkender abgeschnittener Pflanzentheile zur Erhaltung ihrer „Existenz und Schönheit,“ wie Barton angiebt, wohl nicht von ganz allgemeiner Bedeutung sein dürfte.

Es wäre indeß doch wohl der Mühe werth, das Verhältniß des Kamphers zur Vegetation in der Folge noch weiter zu prüfen; denn ob es für den Lebensvorgang der Pflanze nicht Beförderungsmittel giebt, deren Einfluß wir bis jetzt wenigstens nicht einem chemischen Processe — einer erhöhten Ernährung — zuschreiben können, darüber bestehen allerdings vorläufig nur Vermuthungen.

Wisent und Bison.

Nacherzähltes und Selbsterlebtes

von

O. Finsch.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Wenn bei einer allgemeinen Vergleichung der Thierwelt Nordamerika's und Europa's die Verschiedenheit der Formen und Arten als überwiegend hervortritt, so zeigt sich immerhin innerhalb gewisser Thiergestalten eine innige Verwandtschaft. Behalten wir nur die Wirbelthiere im Auge, so kann bei den niederen Klassen der Fische und Reptilien zwar kaum von einer solchen die Rede sein, mindestens nicht was artliche Uebereinstimmung anbelangt, desto stärker ist sie aber schon bei gewissen Vögelgattungen entwickelt und noch weit mehr innerhalb der Säugethiere. Zwar macht sich auch in dieser Klasse, wie im allgemeinen, der viel ansehnlichere Artenreichthum Amerika's bemerkbar, aber wir begegnen zugleich einer Anzahl naheverwandter Formen, die als Vertreter gewisser Gattungen in beiden Welten betrachtet werden müssen. So innerhalb der Wölfe, Füchse, Marder, Dachse, Bären, Biber, Hirsche ꝛc., ja bei einzelnen arctischen Arten, wie dem Vielfraß, Polarfuchs, Eisbär und Ren, ergiebt sich die vollkommenste Identität.

Unter den Säugethieren fordern wohl keine mehr zu einer vergleichenden Betrachtung auf, als die mächtigsten und gewaltigsten der jetzt lebenden Repräsentanten dieser Klasse, der Wisent und der Bison, ersterer für Europa und hier fast als ausgestorben zu betrachten, letzterer für Nordamerika und einem gleichen Geschick entgegeneilend.

Beide Arten bilden innerhalb der Rinderfamilie eine eigene Unterabtheilung, die sich nicht allein durch äußere Merkmale, sondern auch durch Abweichungen im Knochengerüst unterscheidet.

Obwohl in der allgemeinen Körperbeschaffenheit, in Hornbildung, Färbung, Größe und Schwere beide Arten sehr übereinstimmen, so bieten sie doch so auffallende Formverschiedenheiten, daß man nicht recht begreift, wie hervorragende Forscher, unter ihnen noch neuerdings ein Blasius, die Identität beider überhaupt als wahrscheinlich hinstellen konnten. Wer nur einmal beide Thiere lebend neben einander vergleichen konnte, wird nie mehr daran zweifeln, daß Wisent und Bison zwei wohlbegründete Arten ausmachen, deren Verschiedenheiten schon bei den Kälbern hervortreten und keine Verwechslung zulassen. Was den Bison ganz besonders auszeichnet, sind die bedeutende Schulterhöhe, durch einen höckerartigen Fettbuckel am Wiederrist hervorgebracht, und die unverhältnißmäßig stark abfallende hintere Körperpartie, welche mit der vorderen keineswegs im Ebenmaße steht und dem Thiere ein eigenthümliches verschrobenes Aussehen verleiht. Der Wisent, hochbeiniger, niedriger an der Schulter, höher am Kreuz, bietet daher bei Weitem regelmäßigere Formen, die mehr an die unseres Rindes mahnen. Wir dürfen indeß nur auf unsere Abbildungen, das Resultat eingehender und mit besonderer Liebe gepflegter Studien des genialen Thiermalers Moritz Hoffmann in Berlin, im dortigen zoologischen Garten verweisen, um die Verschiedenheiten beider Arten mit Eins klar zu machen, und wollen daher nur einige Bemerkungen über Färbung, Behaarung u. s. w. anfügen, ehe wir es versuchen, eine Lebensskizze zu entwerfen. Bei beiden Arten ist ein dunkles Braun, welches am Kopfe, Halse und Schwanzquaste dunkler wird und in Schwarzbraun übergeht, vorherrschend. Der kürzere Sommerpelz ist beim Wisent heller gefärbt, wogegen er beim Bison gerade umgekehrt blasser und mehr gelblichbraun erscheint. Das Wisentkalb ist röthlichgrau und wird gegen den Herbst zu dunkelbraun, während das Kalb des Bison von tief Rothbraun in Schwarz übergeht. In der Behaarung unterscheiden sich beide Arten wesentlich. Beim Wisent sind die Halsseiten, wie der übrige Körper, von einem kurzen, weichen, wolligen Haar bedeckt, welches nur auf dem Halsrücken bis zum Genick, sowie vom Kinn bis zur Brust durch langes ersetzt wird, während der Bison auf der ganzen vorderen Körperhälfte mit langem, zottigem Pelze bekleidet ist, gegen welche die hintere kurzbehaarte scharf absticht und gleichsam wie geschoren erscheint. Die Körperschwere beider Arten differirt von 12 bis 17 Centnern. Das Gewicht der schwä-

cher gebauten Kuh, welche sich durch schlankere, etwas längere Hörner und minder zottigen Pelz auszeichnet, bleibt ansehnlich hinter dem des Bullen zurück.

Die Verbreitung des Wisent erstreckte sich im Alterthum über den größten Theil des nördlichen und mittleren Europa und Westasien; Tristram hat neuerdings seine Ueberreste im Jordanthale und im Libanon gefunden. Schon Aristoteles beschreibt den Wisent unter dem Namen „Bonasus", Oppian und Pausanias, die ihn aus Paeonien, dem heutigen Bulgarien, kannten, als „Bison". Im alten Rom wurde dieser Wildochs bei den Kampfspielen verwendet und Cäsar berichtete von den kühnen Jagden unserer Vorfahren. Sie nannten ihn „Wisent", während sie mit „Ur" eine zweite Art wildes Rind bezeichneten, das schon von Seneca, Plinius u. A. als „Urus" erwähnt und beschrieben wird und welches sich vom Wisent durch gewaltige Hörner und glattes Haar unterschied. Schon das Nibelungenlied spricht deutlich von zwei Wildochsen, indem es den Helden Siegfried ausdrücklich „einen wisent" und „starcher ure viere" erlegen läßt und nicht minder oft gedenken die älteren Schriftsteller der christlichen Periode, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts derselben. Der interessante uns vom Mönch Eckehard hinterlassene Speisezettel des Klosters zu St. Gallen, ums Jahr 1000 her, führt bei Aufzählung der damals üblichen Fleischgerichte „Wisente" und „Ure" ebenfalls als verschiedene Thierarten an, ebenso die „leges Alamanorum" des sechsten und siebenten Jahrhunderts. Ums Jahr 1364 erlegte Fürst Wratislaw in Hinterpommern einen „Wysant", der größer als ein „Uhrochs" geschätzt wurde, und Erasmus Stella verzeichnet noch im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts die „Uri" und „Bisontes" als verschiedene in Preußen vorkommende Thiere. Das wichtigste Zeugniß giebt indeß Sigismund von Heberstain, der zu Zeiten Kaiser Maximilian's und Karl's V. wiederholt am polnischen Hofe als Gesandter weilte und nicht nur beide Arten aus eigener Anschauung kennen lernte, sondern auch von ihnen ausführliche Beschreibungen und Abbildungen hinterließ. Er nennt den Wisent, den „Subr" der Polen „Bison", während er den rinderartigen „Tur" der Polen als „Auerox" der Deutschen bezeichnet.

Von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an wird mit dem Erlöschen des Ur oder Auerochsen die Verwirrung beider Arten eine immer größere und führte schließlich dahin, daß der letztere Name auf den Wisent übertragen wurde. Zugleich versuchten spätere Schriftsteller die Identität beider Arten nachzuweisen, aber wie die Untersuchungen von Cuvier und von Baer lehren, fällt der längst ausgestorbene, hausrindartige „Auerochse" höchst wahrscheinlich mit dem fossilen Bos primigenius zusammen. Es wird demnach nothwendig, für die noch jetzt in Europa lebende Art die älteste Benennung Wisent wieder einzuführen und für seinen amerikanischen Verwandten das schlecht abgeleitete, aber durch den Sprachgebrauch legalisirte Wort „Bison" beizubehalten.

Den Wisent finden wir noch zu Zeiten Karl's des Großen im Harz und Sachsenlande, im fünfzehnten Jahrhundert in Preußen, im sechzehnten in Lithauen und im siebzehnten noch in Ostpreußen. Obschon von den preußischen und polnischen Großen besonders gepflegt, machten die Lichtung und Urbarmachung der Wälder den Schutz mit der Zeit unmöglich. Am längsten erhielten sich die Wisente noch im preußischen Lithauen und zwar in dem großen Walde zwischen Labian und Tilse. Eine Seuche rieb diese gehegte Herde aber fast gänzlich auf und die wenigen durchgekommenen Stücke fielen Wilddieben zur Beute, so das letzte im Jahre 1775.

Seit dieser Zeit ist der Wisent nur noch auf den District von Bialowicza in der Provinz Grodno im russischen Lithauen beschränkt, wo er unter dem energischen Schutz der russischen Regierung steht, die für die Erhaltung dieser merkwürdigen Thierart in anerkennendster Weise Sorge trägt. In völlig wildem Stande kommt der Wisent übrigens noch am Kaukasus vor, soll hier keineswegs selten sein, aber in so schwer zugänglichen Localitäten leben, daß es selbst dem eifrigen Radde noch nicht gelang, sich Exemplare zu verschaffen.

Die mangelhaften Berichte aus dem Mittelalter geben nur ein sehr unvollständiges Bild hinsichtlich des Freilebens der Wisente. Unsere Kenntniß beruht daher auf den Beobachtungen der früher in

Preußen und jetzt noch in Bialowicza gehegten Herden, da wir über den kaukasischen Wisent keinerlei Kunde besitzen.

Der Wald von Bialowicza ist ein hauptsächlich mit Kiefern bestandener Urwald im eigentlichen Sinne des Wortes, von etwa 17 Quadratmeilen Flächenraum. In seiner Mitte liegt das kleine Dorf gleiches Namens, welches, wie ein paar weitere unbedeutende Colonien, ausschließend von Forstleuten und Jagdbauern bewohnt wird. Nach einer Zählung vom Jahre 1821 fanden sich damals 732 Wisente, die sich nach der Revolution von 1831 bis auf 657 vermindert hatten; Nawall giebt 1853 einen Bestand von 1543 Stück an; neuere Zählungen scheinen nicht bekannt geworden zu sein.

Die Wisente halten sich in kleineren Herden von 20 bis 50 Stück zusammen, die bis zum Beginn der Brunstzeit, anfangs September, unter der Führung eines alten Hauptstieres sehr friedlich mit einander leben und gewisse Standplätze einhalten. Begegnen sich zwei verschiedene Herden, so macht die schwächere der stärkeren Platz, ohne daß es zum Streite kommt. Um so heftiger sind dagegen die Kämpfe der Stiere um den Besitz der Kühe, und hierbei ist es schon öfter vorgekommen, daß der schwächere der Kämpfer auf dem Platze blieb. Ganz alte Bullen führen ein Einsiedlerleben. Nach beendeter Brunstzeit, die 2 bis 3 Wochen dauert, trennen sich die Herden, und Stiere und Kühe halten sich gesondert. Im Mai wirft die Kuh an einem stillen Platze im Dickicht ihr Kalb, welches sie mit der größten Sorgfalt bewacht und behütet. Es ist dann sehr gefährlich sich ihrem Lager zu nahen. Das Kalb wird bis zum Herbst, um welche Zeit die Hörner hervorbrechen, gesäugt und folgt seiner Mutter noch bis zum nächsten Frühjahr auf Schritt und Tritt. Der Wisent wächst bis zum siebten Jahre und erreicht ein Alter von mehr als 50 Jahren. Der Stier wird im dritten, die Kuh im fünften Jahre fortpflanzungsfähig, aber die Fruchtbarkeit der letzteren ist beschränkt, da sie in der Regel ein paar Jahre gelte bleibt. Dies, sowie der Umstand, daß mehr Stiere als Kühe vorhanden sind, dürfte Ursache des endlichen Aussterbens der Art werden.

Die Wisente nähren sich von Blättern, Rinden und Knospen der Bäume, sowie allerlei niedrigen Pflanzen, namentlich Sumpfgewächsen. Am liebsten ist ihnen die Rinde der Eschen, sowie die jungen Triebe der Linden und Espen. Die Rinde der beiden letzteren Bäume verschmähen sie jedoch, ebenso die der Nadelhölzer. Im Winter müssen Korbweiden, Haselstauden, Spindelbaum ꝛc. herhalten, die Thiere erscheinen dann aber auch regelmäßig an den eigens für sie errichteten Heuschobern. Den Feldfrüchten und Saaten thun sie, selbst da, wo sie Gelegenheit dazu haben, keinen Schaden. Im Sommer und Herbste halten sich die Wisente im tiefsten Dickicht des Waldes auf, namentlich an feuchten, sumpfigen Oertern, während sie im Winter und Frühling, zu größeren Herden vereint, trockene Gegenden und lichtes Gehölz vorziehen. Am Wasser erscheinen sie nur zur Tränke, aber nicht um zu baden. Sie äßen gewöhnlich in den Morgen- und Abendstunden, sind aber auch zu anderen Tageszeiten thätig und überhaupt weit lebhaftere Thiere als ihr plumpes Aeußere verrathen läßt.

Von vorherrschend scheuem Wesen, ziehen sich die Wisente vor dem Menschen zwar meistentheils zurück, weichen demselben aber nicht immer aus und werden namentlich im Winter oft sehr dreist. Man kann sich ihnen dann oft bis auf 20 Schritte nahen, und zuweilen ist es sogar vorgekommen, daß sie Durchreisenden den Weg versperrten. In solchen Fällen ist es gewagt und sogar gefährlich, sie mit Gewalt vertreiben zu wollen, denn bei ihrem wilden und trotzigen Charakter gerathen sie sehr leicht in unbändige Wuth und greifen Menschen, Pferde und Gefährt an. Namentlich sind die alten, einsiedlerisch lebenden Stiere gefährlich und haben schon häufig Unglück angerichtet. In Wuth und Zorn gerathen, lassen sie ein kurzes, abgebrochenes Gebrüll hören; sonst vernimmt man nur zu gewissen Zeiten ein schweineähnliches Grunzen.

Die vollkommene Zähmung des Wisent ist bis jetzt ebenso wenig gelungen, als die oft versuchte Kreuzung mit unserem Hausrind, gegen welches der Wisent Abscheu und Haß bekundet. Gilibert wollte eine zahme, dreijährige Wisentkuh mit einem schönen Hausstiere paaren, mußte den letzteren aber schleunigst entfernen, sonst

würde ihn die Kuh umgebracht haben. Jung aufgezogene Thiere befreunden sich mit ihren Wärtern in einem hohen Grade, ihre angeborne Wildheit tritt aber mit den Jahren stets hervor und sie gerathen nicht selten in Wuthanfälle. In der Gefangenschaft vermehren sich die Wisente stärker als im Freien, und die hier geborenen und aufgezogenen gewöhnen sich selbstverständlich leicht an den Menschen und werden bei weitem zahmer. Alle in unseren Thiergärten lebenden Wisente stammen aus dem Bialowiczer Walde und sind Geschenke des Kaisers von Rußland. Das Paar, welches Nicolaus I. dem Kaiser von Oesterreich schenkte, hat in Schönbrunn eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen, von der andere Thiergärten versehen werden konnten. Der zoologische Garten zu London erhielt in den fünfziger Jahren, der Amsterdamer 1860 ein Paar geschenkt, zu deren Fange der bekannte tüchtige Taxidermist Nicolaus in Mainz nach Bialowicza reiste, der leider aber über seine Erlebnisse keinen Bericht veröffentlicht zu haben scheint. Zwei frisch eingefangene Wisente wurden im vergangenen Jahre dem Berliner Garten verehrt, als ein Beweis der lebhaften Theilnahme, welche Kaiser Alexander für das unter der Leitung von Dr. Bodinus so mächtig entwickelte Institut bekundet.

Von einem Nutzen der Wisente im eigentlichen Sinne des Wortes kann gegenwärtig nicht mehr die Rede sein. In früheren Zeiten wurde das Fleisch, als wohlschmeckend, hochgeschätzt, ebenso Haut und Hörner. Aus letzteren verfertigte man Trinkgefäße, die schon bei unseren Vorfahren hochberühmt waren.

Den Sport einer Wisentjagd kann sich gegenwärtig nur der Kaiser von Rußland erlauben. Die letzte wurde 1860 abgehalten, wobei der Kaiser selbst 8 Stiere erlegte. Am großartigsten war wohl die am 27. September 1752 vom König August III. veranstaltete Jagd, von der noch heute ein 18 Fuß hoher Obelisk in deutscher und polnischer Sprache berichtet. An einem Tage wurden 42 Wisente erlegt, von denen die Königin auf völlig geschütztem Stande nicht weniger als 20 schoß.

Während sich unsere Schilderung des Wisent nur auf die Berichte Anderer stützen konnte, ist es uns vergönnt, über seinen amerikanischen Bruder, den Bison, den wir im fernen Westen selbst kennen lernten, aus eigener Anschauung zu sprechen.

Da die äußeren Kennzeichen, durch welche sich der Bison vom Wisent artlich unterscheidet, bereits erwähnt wurden, so brauchen wir hier auf dieselben nicht weiter einzugehen und wenden uns zu seinen Eigenthümlichkeiten in Wesen und Lebensweise.

Im Gegensatz zum Wisent, der streng an Wälder gebunden war, durch deren Verschwinden seine Existenz ebenfalls zum Abschluß gelangte, repräsentirt der Bison ein Charakterthier der Ebenen, welches erst mit der Urbarmachung der Prairien das Schicksal seines europäischen Verwandten theilen wird. Diejenigen, welche Gelegenheit hatten, die Prairie kennen zu lernen, sei es in früheren Zeiten mit Ochsenkarawanen, oder seitdem das Dampfroß sie durcheilt, und einen Begriff von der ungeheuren Ausdehnung jener Gebiete erlangten, werden mit uns übereinstimmen, daß es noch eines langen, sehr langen Zeitraumes bedürfen wird, ehe sich dieses Schicksal erfüllt. „Onkel Sams" Besitzungen sind in der That groß, enorm groß, und bei unseren beschränkten Begriffen von Raumverhältnissen wird es schwer, sich eine richtige Vorstellung zu machen. Die Gestalt Europa's reicht nicht aus, um solche Größen zu messen, wie in den Vereinigten Staaten. Man bedenke, daß es von der Mündung des Kansasflusses bis zum Fort Vancouver am Stillen Meere 180 Meilen weiter ist, als von Madrid nach Tobolsk, daß es von New-York bis San Francisco weiter ist, als von Paris bis Bagdad oder von New-York bis Berlin, daß der Mississippi fünfmal länger als der Rhein, der Missouri dreimal länger als die Donau ist, daß all das Wasser der Seen der Schweiz, Italiens, Groß-Britanniens und Deutschlands in den Michigan gegossen werden könnte, ohne eine merkliche Vergrößerung seiner Wassermasse zu bewirken, daß das Felsgebirge, welches die Höhe des Montblanc nur wenig überragt, sich von Mexico bis British-Columbia auf eine Entfernung erstreckt, welche der von London bis Delhi gleichkommt, und man wird anfangen, von

der Größe dieser angelsächsischen Besitzungen eine Idee zu bekommen und den Ausspruch westlicher Farmer: „Der Fluch dieses Landes ist, daß wir zuviel Land haben," begreifen lernen. In diesem ungeheuren Gebiete wird der weiße Mann, trotz Eisenbahnen und allen erdenklichen Colonisationsversuchen, noch auf lange Zeit weite Strecken für Indianer und Bisonten übrig lassen müssen; die Natur ist hier zu mächtig für ihn.

Immerhin steht die Thatsache unbestritten fest, daß Beide, Indianer und Bison, vor dem weißen Manne schon weit zurückgedrängt wurden und während vor kaum hundert Jahren Bisonherden noch in Pennsylvanien, Kentucky und Ohio weideten, finden wir sie jetzt erst am oberen Laufe des Missouri und westlich vom Mississippi. Wie es scheint, wurde die östliche Verbreitung früher durch die Kette der Alleghanys und das große Seengebiet begrenzt, wenn auch einzelne Fälle bekannt sind, daß Bisonten von den ersten Ansiedlern gelegentlich in den atlantischen Staaten gesehen und erlegt wurden. Gegenwärtig findet sich der Bison vom großen Sclavensee unterm 60. Grade bis zum Rio grande herab, soll angeblich nördlich sogar bis zum großen Marderſee unterm 63. Grade und westlich über die Quellgebiete des Saskatschewan hinausgedrängt worden sein, aber sicherlich hat er im südlichen Theile schon von jeher westlich vom Felsgebirge existirt, denn schon der alte Hernandez beschreibt ihn unter den Thieren Mexico's. Im Bassin des großen Salzsees scheint er niemals vorgekommen zu sein, aber in den Territorien von Neu-Mexico und Arizona ist er noch heutigen Tags außerordentlich häufig. Man irrt übrigens, wenn man annimmt, daß sich der Bison, bedrängt vom Menschen, mühselig über die hohen Gebirge nach dem Westen einen Weg zu bahnen hatte, denn ohnerachtet, daß die Wasserscheide eine Höhe erreicht, welche der der Päſſe des Simplon, St. Gotthard und Großen Bernhard nahekommt, ist das Ansteigen doch so gedehnt und allmälig, daß dem Verkehr zwischen dem Missouri und westlichen Gebieten nichts entgegensteht. Die Pacific-Eisenbahn hatte daher mit keinen technischen Schwierigkeiten zu kämpfen und man erreicht ihre höchste Station Sherman, 8235 Fuß über dem Meere, die höchste Eisenbahn der Welt, ohne von dieser bedeutenden Erhebung kaum etwas gemerkt zu haben. Diese Hochebenen, welche sich in einer Höhe von mehreren Tausend Fuß von Montana und Dakotah bis Texas herabziehen, bestehen im Großen und Ganzen aus Prairien, eine Bezeichnung, deren Uebertragung in „Grasfluren" nur zu falschen Begriffen leitet. Unter Prairien stellt man sich bei uns gewöhnlich weite Ebenen vor, die mit dem üppigsten mannshohen Graswuchse, gemischt mit einer Fülle der verschiedenartigsten Blumen, bedeckt sind. Diesen durch abwechselnde Baum- und Gehölzgruppen steppenartigen Charakter trägt die Prairie nur an ihren Ausläufern, und da, wo Wasserausflüsse eine reichere Vegetation begünstigen; die eigentliche Prairie, in welche wir etwa 200 engl. Meilen westlich vom Missouri eintreten, bietet dagegen ein durchaus verschiedenes Gepräge. Statt der erwarteten unbegrenzt ebenen Fläche finden wir sanft schwellende Hochländer, welche vom Flusse nach den Bergen in einer Reihe aufsteigender mehr oder weniger größerer Wogen sich erheben und in welche die aus schmelzendem Schnee und Eis gebildeten Wässer, oft steil und tief abfallende Rinnsale, Ravinen, gewühlt haben, die von Weitem zuweilen das Aussehen gebahnter Straßen und Wege annehmen. Man glaubt den Gipfel oder Kamm einer solchen Erhebung, die kaum als eine unbedeutende Hügelkette erscheint, in höchstens einer Viertelstunde zu erreichen, aber das Auge hat auf diesen Flächen, wo eine ungemein reine und dünne Luft die Fernsicht in nie geahnter Weise begünstigt, Distanzen noch nicht abschätzen gelernt und man ist froh, vielleicht erst in einer Stunde an dem gewünschten Ziel angelangt zu sein. Nichts bietet sich dem Auge als Anhaltspunkt. Nur da, wo Regenbäche größere Tümpel stehenden Wassers gebildet haben, finden sich Weiden und Sträucher, unter denen sich zuweilen einige Bäume mächtig erheben, als weithin sichtbare Wahrzeichen. Im Uebrigen steht die Vegetation mit der Einförmigkeit der Landschaft in vollem Einklange. Zwar sind Blumen, unter ihnen namentlich die reizende goldgelbe Zwergsonnenblume, weiter südlich zwergartige, niedrig dahinkriechende

Cacteen mit herrlich gelb und rothen Blüthen häufig, aber die Charakterpflanze bleibt doch stets das eigenthümliche Bisongras (Buffalo-grass), eine kaum mehr als Zollhöhe erreichende Grasart, welche in kleinen Bündeln zusammenwächst, und daher keinen ununterbrochenen Rasenteppich im Sinne unserer Wiesen bildet. Dieses unscheinbare Gras ist das Lieblingsfutter der Bison und ernährt fast ausschließend die Millionen, welche jetzt noch in den Prairien weiden. Wenn die drückende Sonnenhitze die grüne Grasflur verbrannt und mit einem gelbbraunen Kleide bedeckt hat, genügen die trockenen Büschel dem Bison noch, und selbst die großen Prairiebrände im Herbst lassen noch so viele vom Feuer übersprungene Oasen inmitten der schwarzen Fläche über, daß die Bisonherden hinreichende Nahrung auf ihrer Wanderschaft finden, aber im Winter sieht es freilich schwierig um die Erhaltung aus, und die kümmerlich unter dem Schnee hervorgekratzten Reste reichen kaum aus. Doch eilt der Bison dann seinen südlichen Winterquartieren zu.

Dieser Wandertrieb bildet einen hervorragenden Charakterzug im Wesen des Bison; nicht minder der ungemein stark entwickelte Hang zur Geselligkeit, welcher nur durch die Fortpflanzung Unterbrechung erleidet. Während derselben, gegen Mitte Juni, kommt es zwischen den Stieren zu den heftigsten Kämpfen, und die sonst gutmüthigen Thiere können dann unter Umständen gefährlich werden. Sobald sich die Paare gefunden haben, tritt wiederum Ruhe und Frieden in die Herde ein, die sich allmälig wieder sammelt, um gegen den Herbst hin ihre Wanderungen nach Süden anzutreten. Die Stiere haben dann ihr Feist wieder erlangt und die Ende März oder Anfang April gebornen Kälber sind bereits so groß, daß die Hörner hervorwachsen, und im Stande, die weitesten Märsche auszuhalten.

Ueber die periodischen Wanderungen besitzen wir noch nicht so genaue Kunde, als zu wünschen wäre. Gewiß ist, daß dieselben mit der Jahreszeit und dem Futterreichthum im innigsten Zusammenhange stehen, wodurch nach den jeweiligen Verhältnissen die Richtung, das kürzere oder längere Verweilen an einer Localität, das raschere oder langsamere Vorrücken bedingt wird. Auch der Mensch mit seinen Verfolgungen und Prairiebränden übt einen gewissen Einfluß aus, und namentlich sind es die letzteren, welche die Bisonherden über das ausgebrannte Land nach neuen Weideplätzen treiben. Sind die letzteren günstig und von genügender Ausdehnung, so sammeln sich die anfangs in kleineren Trupps zu 10 bis 50 ziehenden Bisonten zu immensen Herden, die an Zahl hinter denen der Gnus, Bläßböcke, Quaggas, Strauße ꝛc., wie sie in Südafrika vorkommen, nicht zurückstehen. „In Rotten, in Compagnien, in Bataillonen, in Armeen donnern die schwarzen, zottigen Thiere vor uns her, manchmal vom Norden nach Süden, manchmal von Süden nach Norden; vierzig Stunden haben wir dieselben stets in Sicht gehabt; tausende auf tausende, zehntausende auf zehntausende, eine unzählbare Masse ungezähmter Thiere, deren Fleisch hinreicht, sollten wir glauben, die Wigwams der Arrapahoes, Sioux', Cheyennen und Commanchen bis in die Ewigkeit zu versorgen," schreibt Hepworth Dixon in seiner interessanten Landreise von Leavenworth nach Denver in der Mitte der sechziger Jahre. Die inzwischen eröffneten Linien der Union-Pacific- und Kansas-Pacific-Eisenbahn haben diesen Verhältnissen bis jetzt nur unwesentlich Eintrag gethan, und Schlagintweit folgert aus dem Umstande, daß er im Mai und Juli 1869 längs der ersteren Bahn keinen Bison zu sehen bekam, sehr mit Unrecht das bereits gänzliche Verschwinden dieses mächtigen Thieres. Die früheren Heerstraßen durch die Prairie, auf denen oft hunderte von Fuhrleuten und Auswanderern sich wochenlang umhertrieben, begierig ihre Fleischtöpfe mit köstlichen Büffelzungen und saftigen Lendenstücken zu füllen, haben ohne Zweifel unter den Herden eine bei weitem größere Vernichtung angerichtet, als dies die Eisenbahnen im Stande sind, welche die Reisenden im Fluge durch die Jagdgründe führen und verhältnißmäßig nur sehr Wenige bringen, die dem Sport der Büffeljagd ein paar Tage opfern. Sowohl Büffel, als die bei weitem scheuere Antilope haben sich an den Anblick des heranbrausenden Zuges längst gewöhnt und lassen denselben zuweilen so nahe kommen, daß heißspornige Reisende einen

Schuß abgeben können. Während wir Anfang October 1872 auf der Hinreise nach Denver kaum mehr als einen Bison zu sehen bekamen, obschon sie in der Nähe mancher Stationen, z. B. Buffalo, ziemlich häufig waren, trafen wir sie auf der Rückreise einen Monat später schon bei Kid-Carson in Colorado, obwohl Hauptzüge bereits, laut Zeitungsberichten, am Arkansas und Canadian River eingetroffen waren. Auf unseren Jagden haben wir sie allerdings niemals in solchen Massen getroffen, wie die von Dixon gesehenen, aber nach den glaubwürdigsten Zeugnissen ist seine Schilderung noch heute zutreffend. Jedes Jahr kommt es auf der Kansasbahn, die so recht eigentlich Büffelgebiete durchschneidet, noch vor, daß Züge vor der unabsehbaren Masse halten müssen, da es nicht möglich ist, dieselben zu durchbrechen. Dampfpfeife, Revolver- und Flintenschüsse nutzen dieser schwarzen Armee gegenüber nichts, und es bleibt eben nichts anderes übrig, als zu warten, bis das Gros vorübergezogen ist.

Den von den Leitstieren eingeschlagenen Wegen folgt die ganze Herde unter allen Umständen, sei es über Flüsse oder steile Abhänge hinab. Der Schienenweg macht sie gewöhnlich stutzend; die ersten Ankömmlinge bleiben stehen, beriechen das Gleis und gehen dann ohne Zögern hinüber, das Signal für die Nachfolgenden, ein Gleiches zu thun. Auch die längs der Bahnstrecke zahlreich errichteten hölzernen Schneeschutzwehren beunruhigen die Bison nicht, sie benutzen sie, wie die Telegraphenstangen, um sich daran zu scheuern, und haben damit nicht selten Schaden angerichtet. Obwohl die Bisonten menschliche Niederlassungen vermeiden, so scheuen sie sich vor den einzelnen abgelegenen Prairiehäusern keineswegs und kommen sehr häufig in die Nähe derselben. Unser Wirth in Monotony, Vorsteher dieser einsamen Wasserstation an der Kansasbahn, schoß nur solche Thiere, welche sich ganz in der Nähe zeigten, um den Transport der todten Kolosse zu erleichtern, und versorgte sein Haus für das ganze Jahr mit Büffelfleisch. An einem Morgen hatte er, noch ehe wir mit dem Frühstück fertig waren, schon drei gewaltige Bullen, keine 150 Schritt von seinem Hause entfernt, erlegt. Durch ihn erfuhren wir, daß die Hauptarmee der Bison im November südlich vorüberziehe, aber über den Rückzug im Frühjahr wußte auch er uns keinen Aufschluß zu geben. Derselbe erfolgt in viel kleineren Trupps und wird weit weniger bemerkbar. Wir selbst vermochten uns kein Urtheil zu bilden, da die Fährten auf den bekannten „Büffelpfaden", welche die Prairie zu hunderten nach allen Richtungen kreuzen, ebensosehr allen Richtungen der Windrose zuführten.

Der Bison ist im allgemeinen von scheuem Wesen und gutmüthigem Charakter, doch darf dies nicht für immer gelten. In der Regel ergreift ein Trupp schon in weiter Ferne die Flucht, und oft war es schwer oder unmöglich, schußrecht anzukommen, während sie zu anderen Zeiten, namentlich Abends gegen Sonnenuntergang, sich oft sehr nahe kommen ließen, gleichsam als hätten sie gewußt, daß unsere Patronen verschossen waren. Bei Nacht sind die Bison, welche diese Zeit wahrscheinlich auch zum Wandern benutzen, sehr rege, aber hauptsächlich ist die Prairie früh und Abends von ihnen belebt. In langen, langen Reihen sieht man sie dann, einer hinter dem anderen, die lustig spielenden Kälber zur Seite, auf den von ihnen getretenen, kaum mehr als fußbreiten Wegen, die ganz das Aussehen haben, als seien sie von Fußgängern gemacht, langsam dahin ziehen. Ueberall tauchen neue schwarze Linien auf, die einem bestimmten Ziele, der Tränke, zustreben. Hier entwickelt sich dann ein reges Leben, welches wir, da uns der Wind günstig ist, kaum 100 Schritt hinter einem trockenen Strauche liegend, betrachten können. In der Reihenfolge, in welcher die schwarzen Kolosse an dem Tümpel anlangen, beginnen sie ihren Durst in langen Zügen zu löschen; Säumige werden mit sanften Hörnerstößen zur Eile getrieben, und nur hie und da kommt es zwischen recht alten Bullen zu einer ernsteren Rempelei, so daß wir den Aneinanderprall der Hörner deutlich vernehmen. Ein Stier von riesiger Größe, der uns seine Breitseite zuwendet und dadurch die Jagdlust mächtig entflammt, wird Ursache, daß diese friedliche, höchst anziehende Scene plötzlich durch einen Schuß unterbrochen wird und in das nicht minder interessante Schauspiel, welches eine flüchtige Herde bietet,

sich mit einem Schlage verwandelt. Mit gesenktem Kopfe und hochgehobenem Schwanze saust die Herde im raschen Galopp ein paar hundert Schritt dahin, macht dann plötzlich Halt, und eine Reihe mächtiger, zottiger Köpfe starrt uns an, bis eine neue Salve abermals zur eiligen Flucht mahnt. Der Schuß, welchen das erste Ungeheuer erhielt, saß gut, wir sahen die Kugel deutlich am Blatt einschlagen, aber sie war zu schwach und hatte sich ohne Zweifel am Knochen plattgedrückt. Wir lernten daraus den Bison als ein ungeheuer zähes Thier kennen, welches einen tüchtigen Schuß erfordert, und dem wir mit unsern deutschen Büchsen wenig anzuhaben vermochten. Mehrmals begegnete es uns, daß ein im Feuer gefallener Bison, den wir natürlich für todt hielten, nach Verlauf einer Viertelstunde, während wir uns mit anderen beschäftigten, sich plötzlich wieder erhob und anfangs langsam, dann in den gewöhnlichen Galopp fallend, auf Nimmerwiedersehen verschwand. Die Büffeljäger von Fach bedienen sich daher sehr schwerer Büchsen, deren Ladung noch auf 500 bis 700 Schritt im Stande ist, einen Bison zu Boden zu werfen, denn bei der großen Scheu des Thieres darf man selten darauf rechnen, sich näher als 200 bis 300 Schritt anzupirschen. Der Büffel sieht entschieden schlecht; desto schärfer ist aber sein Geruchssinn, dagegen das Gehör, soweit unsere Erfahrung reicht, bei weitem schwächer entwickelt.

Es würde vergeblich sein, sich mit dem Winde an eine Herde heranschleichen zu wollen, aber gegen denselben gelingt es fast regelmäßig, indeß auch nur dann, wenn man es versteht, in jener meisterhaften Weise schlangenartig sich auf dem Bauche fortzuschieben, die der Jäger des Westens vom Indianer lernte und die ebensoviel Kraft als Ausdauer erfordert.

Wird ein Stück der Herde unruhig, so gilt es, unbeweglich still zu liegen, denn der braune Lederanzug unterscheidet den Jäger kaum von der übrigen Landschaft, und so unter steter Beobachtung, gelingt es ihm die gewünschte Nähe zu erreichen. Auch wenn er den Schuß abgegeben hat, muß er dieselbe Vorsicht beobachten und platt liegen bleiben, um weiter feuern zu können. Hat die erste Kugel nämlich ein Stück tödtlich getroffen oder verwundet, so bringt dies bei den übrigen Thieren eine unerwartete, dem kundigen Jäger wohlbekannte Wirkung hervor, denn statt zu fliehen, werden sie beim Anblick des Blutes wie von einem Zauber zurückgehalten. Mit hochgehobenem Schwanze starren sie ihren gefallenen Gefährten an, umspringen ihn in wilden Sätzen und erst wiederholte Schüsse, die neue Opfer fordern, treiben den Rest zur Flucht. Auf diese Weise erlegt der erfahrene Jäger, sobald er sich nur still zu verhalten weiß, oft ohne Mühe den größeren Theil eines Trupps. Da liegen sie umher, die Kolosse, die, wenn sie ihrer Kraft sich bewußt wären, und, statt zu fliehen und rathlos stehen zu bleiben, kühn angriffen, die Prairie bedeutend von neugierigen Jägern gesäubert haben würden.

Der Pirschgang ist übrigens bei den Amerikanern nicht sehr gekannt und beliebt, weil er auf jenen baum- und strauchlosen Flächen viel Anstrengung kostet und ebenso ausdauernde Beine als gute Lungen und einen genügsamen Magen, der trotz der Sonnenhitze lange des Trinkens entbehren kann, erfordert. Die gewöhnliche Jagdweise ist daher die zu Pferd, welche weniger einen guten Schützen, als einen gewandten Reiter verlangt. Sobald die Herde Wind bekommt und Fersengeld giebt, wählt sich Jeder sein Opfer, dem er im rasenden Galopp nahezukommen sucht, um ihm aus unmittelbarster Nähe eine Revolverladung in den Leib zu jagen oder es mit einem Karabinerschuß sofort zu Boden zu strecken. Wer mit dem Revolver bewaffnet ist, sucht das Thier von der linken Flanke zu fassen; Karabinerschützen dagegen von der rechten, indem sie die Waffe auf den linken Arm stützend abfeuern. Obschon der Büffel einen sehr fördernden und ausdauernden Galopp läuft, wobei die riesige Masse des Höckers kamelartig hin und her schwankt, so wird er doch von jedem guten Pferde eingeholt. Aber die Sache ist keineswegs leicht und ungefährlich. Bald geht die Hetze durch eine Ansiedelung der Prairie-Murmelthiere, ein sogenanntes Hundedorf, in deren unterminirtem Boden Pferd und Reiter leicht zu Fall kommen, bald setzt eine 10 bis 15 Fuß senkrecht abfallende Ravine, in welche sich der Bison als gewandtes Thier ohne Zögern hinabstürzt, dem

Verfolger ein Ziel, oder das Pferd wird im letzten Augenblicke vor dem ſchnaubenden Ungeheuer, wenn es ſeinen mächtigen, zottigen Kopf umwendet, ſcheu und ſpringt zur Seite, wobei der Reiter leicht aus dem Sattel kommt. Im Ganzen paſſirt jedoch wenig Unglück bei der Büffeljagd und nur verwundete Thiere ſtürzen ſich zuweilen, aber bei weitem nicht in allen Fällen, auf den Jäger. Wenn ſich dies ereignet, würde es nutzlos ſein zu fliehen, und die einzige Rettung bleibt dann, das wüthende Thier ruhig heranſtürmen zu laſſen, um ihm aus nächſter Nähe mit einer beſſer gezielten Kugel den Garaus zu machen, wie dies unſer Wirth in Monotony ohne jede Aufregung that, obſchon er wußte, daß ſeine „needle-gun“ beim Abdrücken häufig den Dienſt verſagte.

Der Nutzen des getödteten Biſon iſt

Biſon.

Rothhäuten und Bleichgeſichtern gleichwohl bekannt. Der Anſiedler im Weſten weiß ſaftige Büffelzungen und das ſehr ſchmackhafte Fleiſch, welches nur bei den Bullen während der Brunſtzeit ungenießbar ſein ſoll, ebenſo ſehr zu ſchätzen, als das herrliche, wollige Fell, und eine „buffalo-robe“ gehört im Weſten ſo ſehr zu

den nothwendigen Reiſerequiſiten, als bei uns ein Plaid. Während der rothe Mann aber den Biſon zu ſeinem Lebensunterhalte jagt, ſchießt der Weiße Tauſende nur zum Spaße, des Sports halber, todt. Es macht einen traurigen Eindruck in der Prairie, überall dieſen Spuren nutzloſer Verwüſtung zu begegnen. Bald ſtoßen wir auf einzelne Schädel, bald auf mehr oder minder vollſtändige Skelete und Cadaver, an denen Raben, Cayotten und Wölfe nagen, oder die durch Prairiebrand zu einer unförmlichen Maſſe gebraten ſind, bald iſt es ein verwundeter Biſon, der todeswund daherliegt oder ſich mühſam hinſchleppt.

So verwerflich dieſe Vernichtungen auch ſind, man wird milder über ihre Urheber urtheilen, wenn man bedenkt, daß in der menſchenleeren Einöde ohne Fuhrwerke das Fortſchaffen ſolcher 10 bis 15 Centner ſchweren Fleiſchmaſſen eben eine Unmöglichkeit iſt, und mit ſchwerem Herzen überläßt oft der glückliche Jäger ſeine herrliche Beute den Raubthieren, um ſich mit der Zunge, oder der Endhälfte des Schwanzes zu begnügen, aus welcher Scheiden zu Bowiemeſſern verfertigt wer-

Biſon.

den, die für den Büffeljäger ebenso als Trophäen gelten, wie bei uns Birkhahnfedern und Gemsbart. Dieses zwecklose Hinmorden bleibt für den Indianer natürlich unbegreiflich und ein Räthsel, dem er am liebsten mit Tomahawk und Scalpirmesser ein Ende machte. Die Existenz des Prairie-Indianers ist gar innig mit der des Büffels verknüpft, von dem er fast Alles zu benutzen versteht. Das Fleisch liefert, zu „Pemmikan" getrocknet, die Wintervorräthe, während die Felle, welche die Squaws sehr schön zu gerben verstehen, als Decken und Wandungen der leichten Wigwams dienen; auch Sehnen, Hörner und Hufe finden ebenfalls zu mannigfachen Zwecken Verwendung. Noch heutigen Tags jagen Hunderte von Ute, Sioux's, Arrapahoes, Cheyennen mit Bewilligung der Regierung den Bison, und es war ein interessantes Schauspiel, als wir die Krieger des ersteren Stammes in Denver ausziehen sahen. Wir hielten die schmächtigen, roth bemalten, schwarz gemähnten, bartlosen Kerlchen anfangs für Weiber, aber ein Kundiger versicherte uns, daß es „big warriors", große Krieger seien, und die außer ihren „Papoosen" mit allem möglichen Geräth beladenen Squaws, welche ihren Herren und Gebietern folgten, zeigten uns die Richtigkeit dieser Behauptung. Diese Krieger waren reichlich mit Revolvern und Spencer-Büchsen versehen, führten aber auch Bogen und Pfeile und sollen die letzteren Waffen auch heute noch vorziehen. Auf ihren kleinen, schlecht aussehenden und schlecht gehaltenen, aber ausdauernden Pferden veranstalten sie dann große Kesseltreiben, wobei sie oft große Massen Büffel tödten, deren Verwerthung die Weiber zu besorgen haben, da Arbeit ja nur die „Tapferen" entehren würde. Solche Büffeljagden bieten demnach oft Gelegenheit zu Reibereien zwischen den verschiedenen Stämmen, die zuweilen in ernste Fehden ausarten, bei der es dann beiderseitig Scalpe zu erobern giebt. Da die der Bleichgesichter noch heute hoch im Preise stehen, so kann die Begegnung mit einer Horde jagender Indianer für vereinzelte Sportsmen leicht verhängnißvoll werden, selbst wenn die ersteren nicht den Kriegspfad gehen und mit dem „Großen Vater" in Washington im tiefsten Frieden leben. Aber ein thalergroßes Stück Kopfhaut wird jeder Indianer noch stets dem größten Büffelfell vorziehen. Zwar läßt er die einsamen Stationshäuser unbehelligt und die berittenen Banden ziehen in weiten Bogen um sie herum, aber wohl weniger, „weil ihnen die Regierung verboten hat, sich mehr als zwei englische Meilen zu nähern," wie uns ein biederer Irländer mit großer Genugthuung erzählte, sondern weil die „Tapferen" nicht wissen, wie viel Männer und Hinterlader das Haus enthalten mag, denn der Indianer hütet sich zu kämpfen, wenn er nicht im Voraus weiß, daß die größten Chancen auf seiner Seite sind. Einsamen Prairiejägern gegenüber fallen diese Bedenken und so ereignete es sich noch 1872, daß drei Engländer fröhlich auf die Bisonjagd zogen, um nie wiederzukehren. Ihre scalpirten Leichname fanden sich später nicht weit von Fort Wallace, wo eine Schwadron Reiterei stationirt; aber wie wäre es möglich, in diesem Ocean von Gras den Spuren der Thäter zu folgen, um dieselben zur Rechenschaft zu ziehen?

Die Angabe des Mönches Gomara, daß noch im 16. Jahrhundert im Nordwesten Mexico's ein Indianerstamm lebte, deren größter Reichthum in Herden gezähmter Bisons bestand, beruht jedenfalls auf irrthümlichen Nachrichten und ist ohne Zweifel eben so falsch, als wenn Möllhausen annimmt, die Indianer hätten vor Ankunft der Europäer die Bisonherden unbehelligt gelassen. Es fehlt an jedem sicheren Anhalte dafür, daß irgend ein Stamm Urbewohner Nordamerika's ein Hirtenvolk war, und sicherlich haben alle Rothhäute schon von jeher den Bison gejagt, statt ihn zum Hausthier zu machen und zu zähmen. Wir wollen ihnen deswegen keinen Vorwurf machen, im Rückblick auf die Thatsache, daß unsere Vorfahren den Wisent ebenfalls nur auszurotten verstanden. Ebensowenig wie der letztere zum Hausthiere wurde, ebensowenig wird dies mit dem Bison gelingen, obschon er von sanfterem Naturell ist und überhaupt bildungsfähiger zu sein scheint. Jung aufgezogene Kälber werden bis zu einem gewissen Grade zahm, sicherlich zahmer als Wisentkälber, aber wenn Wicklisse, Kalm und Gallatin von der gelungenen Kreuzung des Bison mit unse-

rem Hausrinde und der daraus hervorgegangenen fruchtbaren Nachkommenschaft sprechen, so hat Smith diese Behauptungen längst widerlegt und die neuere Zeit keinerlei Bestätigung geliefert.

Wenn in nicht näher zu berechnenden Perioden der schwarze, fette Boden der Prairie durch den Fleiß und die Ausdauer des weißen Mannes in lachende Fluren und Gefilde verwandelt worden sein wird, dann werden wir den Spuren seines rothen Bruders, degenerirt oder als Mischlingsvolk, noch lange begegnen, wie dies heute noch in den Oststaaten der Fall ist, aber den Bison nur noch in geschützten Gehegen oder in unseren zoologischen Gärten finden. So unaufhaltsam sich dieses Schicksal auch, trotz aller zu ergreifenden Schutzmaßregeln erfüllen muß, immerhin wird für die Erhaltung des interessanten Thieres besser gesorgt werden, als dies bei uns mit dem Wisent geschah. Wir vertrauen, daß eine Regierung, welche die Reste der Giganten des Pflanzenreichs, die mächtigen Mammuth-Bäume Californiens, das unübertrefflich pittoresque und großartige Josémite-Thal, mit seinen Felswänden, Seen und Wasserfällen, als „Nationaleigenthum" zum Gemeingut Aller machte, welche die hochinteressanten Ohrrobben, die „Seelöwen" an den Felsgestaden des Stillen Meeres unter Schutz stellte, auch für die Erhaltung des Bison Bezirke abstecken wird, gegen welche der Bialowiczer Wald mit seinen 17 Quadratmeilen verschwindet und in welchen der Bison, unbehelligt von Weißen und Rothhäuten, noch für lange, lange Zeit unter kräftigem Schutz fortleben und gedeihen wird.

Literarisches.

Aus meinem Skizzenbuche. Von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Verlag von L. Staackmann.

Das Anziehendste an dem vorliegenden Buch ist die Individualität des Verfassers, denn Skizzen aus der Schweiz, aus Unter-Italien und anderen Gegenden hat man häufig gelesen, und der Gegenstand ist so vielfach und vorzüglich abgehandelt, daß wirklich nur noch der Führer selbst, an dessen Hand wir die weltberühmten Gegenden durcheilen, diese Reise in der Phantasie interessant und anregend machen kann. Und das ist denn auch in hohem Grade der Fall. Wir befinden uns in Gesellschaft eines auf der Höhe moderner Bildung stehenden, der liebenswürdigsten Formen durchaus mächtigen Mannes, von entschieden norddeutschem Gepräge, den eine gewisse selbstbewußte geistige Vornehmheit zwar etwas reservirt erscheinen läßt, der aber nichtsdestoweniger den Schönheiten der Landschaft gegenüber sich erwärmt und in seinen Schilderungen dann auch den hervorragenden Dichter nicht verleugnet. Wir haben eine Natur vor uns, die überall in den menschlichen Verhältnissen den Maßstab weltmännischer Bildung anlegt und sich nur bei erhabenen Naturerscheinungen zu enthusiastischer Empfindung hinreißen läßt. Außer den Reiseskizzen, von welchen die aus der Schweiz im Jahre 1862 und die aus Unter-Italien im Jahre 1873 geschrieben sind, enthält das Buch einige kleinere Aufsätze und Kunstreferate. Bedeutend erschien uns darunter der Aufsatz „In meiner Jugendstadt", der ein echtes Product moderner Auffassung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten einer alten deutschen Hafenstadt bietet, über welche der verwöhnte Großstädter ein Urtheil ausspricht, das der persönlichen Offenheit wegen gewiß anzuerkennen, aber doch nicht ohne Härte und wir möchten behaupten auch nicht ohne Verkennung des Werthes der charakteristischen Formen solcher, für das Ganze doch höchst wichtiger Gemeinwesen ist. Ganz besonders interessant ist auch die am Schlusse gegebene Skizze „Breite Schultern", aus welcher nachträglich des Dichters Roman „Hammer und Amboß" entstanden ist.

Eine Gesammtausgabe der Werke von Otto Ruppius erscheint gegenwärtig im Verlage von Franz Duncker in Berlin. Die ganze Ausgabe soll fünf Bände umfassen und zu einem sehr wohlfeilen Preise versandt werden. Otto Ruppius hat wie kein Anderer das Leben der Einwanderer in Amerika geschildert, und seine Romane, unter denen „Der Pedlar" und „Der Prairieteufel" nicht geringes Aufsehen machten, verdienen die dauernde Wirkung, die ihnen durch diese Gesammtausgabe gesichert wird. In der lebendigsten Weise hat er das bunte Treiben der rastlos wechselnden Bevölkerung in Amerika dargestellt und sich dadurch eine ganz charakteristische Bedeutung unter den neueren Romanschriftstellern erworben. Ein frühzeitiger Tod steckte der weiteren Entfaltung seines eigenartigen Talents leider eine Grenze, aber sein Name war bereits diesseits und jenseits des Oceans rühmlich bekannt und seine Geltung gesichert.

Das Haus auf der Höhe.

Eine Geſchichte

von

P. K. Roſegger.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgeſetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Auf ſonniger Bergeshöhe ſteht ein Haus. Zur Morgenſtunde leuchtet es mit ſeinen röthlichen Holzwänden und ſeinen hellen Fenſterſcheiben freundlich nieder in das thaufriſche Thal, wo zwiſchen den Wieſen und ſilberweiß ſchimmernden Weidenbüſchen der dunkle Forellenbach hinzieht, und wo das Dorf liegt. Zur Morgenſtunde hängt ſtets ein bläulicher Aetherſchleier über dem Dorfe, aber die ſchlanke Kirchthurmſpitze ragt heraus und läßt ihr vergoldetes Kreuz in der Sonne funkeln. Und wer nicht Augen hat, dieſen Strahlengruß zu ſehen, der hat wohl Ohren, das Morgenlied der Glocke zu vernehmen.

Zwei Männer, die aus dem Thale langſam gegen das Haus auf der Bergeshöhe emporſteigen, hören den Glockenklang und ziehen ihre ſpitzigen Hüte ab. Ein vorgeneigtes Greiſenhaupt und ein nach rückwärts ſtrebender ſtrohlichter Lockenkopf ſind es, die im Gehen ihre Morgenandacht verrichten und ſich fromm einſchließen in des Pfarrers Meſſe, deren Beginn die Glocke eben verkündet hat. Die beiden Männer haben mit einander eben nichts zu ſprechen, und ſo überläßt ſich jeder ſeinem Gebete. Der Alte iſt demüthig, blickt zur Erde, zuweilen auch ein wenig nach rechts und links, denn es verlangt ihn zu wiſſen, wie die Saaten grünen. Der Kopf mit den Strohlocken richtet ſeine großen Glotzaugen und ſeinen halb offenen Mund geradewegs zum Himmel hinauf; da oben fliegen und zwitſchern die Meiſen und die Amſeln, und er, der Strohlockenkopf erwirbt ſich durch Vögelfangen ſein Kegelſchiebgeld und ſeinen Bruderſchaftsbeitrag zum Jünglingsverein.

In ſolcher Andacht verſunken, langten ſie endlich oben am Hauſe an.

Das Haus ſtand auf freier Höhe und lehnte ſich rückwärts an einen ſanft abfallenden Tannenwald. Es war weder Stall noch Scheune da; ein kleiner Garten umgab den Bau und gegen die Morgenſeite hin blühten Büſche und ragte eine Eiche. Das Haus war in dieſer Gegend ganz ſeltſam; es war weit geſchmackvoller als andere Menſchenwohnungen der Gegend, und doch wieder viel einfacher als die Landhäuſer der Reichen. Es war mit keiner dieſer Gattung vergleichbar. Das Haus ragte hoch, hatte an den Fenſtern und Thoren feingeſchnitzte Zierrathen, nach Art korinthiſcher Säulen mit ſchön durch-

brochenen Gesimsen. Die Fenster waren schmal und hoch, das Dach aus glatten Schindeln flach und luftig; gegen Mittag hin stand ein erkerartiger Söller hervor, mit festen Seitenwänden wohl verwahrt, mit einem Kranzgesimse in dorischer Form überbaut. Das Haus stand wie ein Tempel.

Wie die beiden Männer bisher ihr Haupt entblößt gehalten hatten, so bedeckten sie es jetzt, da sie in diesen Tempel traten.

War aber doch kein Tempel, war theils ein bequem und zweckmäßig eingerichtetes Wohnhaus, theils eine Künstlerwerkstätte. An den Wänden standen Statuen aus Holz in allen Gestalten und Größen; mitten im Raume ragten Klötze, halbfertige Schnitzwerke, ihrer völligen Vollendung harrend.

An einem solchen Klotz stand der Bildner, ein schier gebeugter, aber doch behender Greis mit schneeweißen Locken, starken weißen Augenbrauen und mit frischrothen Wangen. Auf diesem Antlitze hatte der Meißel des Schicksales den Ausdruck stiller Freude und Befriedigung, aber auch den Zug einer schweren Vergangenheit und den ehernen Hauch eines starken selbstbewußten Geistes eingegraben.

Als die beiden Männer aus dem Thale eintraten und einen christlichen Gruß sagten, zog der Bildner sein Käppchen vom Haupte. Aber die Ankömmlinge thaten nicht desgleichen, diese ziehen ihre Hüte nur vor dem lieben Herrgott und vor dem Herrn Pfarrer.

Der Bildner wies ihnen in der Nähe der Wandfiguren Sitzplätze an; das Grauhaupt nahm den seinen sofort in Beschlag, der junge Gelblockenkopf aber stand ganz verlegen und wendete sich und wußte nicht, wo er sein erröthendes Gesicht hinthun sollte.

„Nu, Steff!“ sagte das Grauhaupt, und das Wort war ein Ermahnen zum Platznehmen.

„Na,“ versetzte der Bursche weinerlich lächelnd, „da setz ich mich nicht hin, ich nicht. Das ist schon gar aus der Weis'! — So — hell mutternackt!“

Wie konnte nur Meister Eman dem jungen unverdorbenen Kirchensteff, der zur Bruderschaft des heiligen Aloisius zählte, zumuthen, neben der kapitolinischen Venus Platz zu nehmen! Indeß bemerkte der Bildner lächelnd sein Fehl und in der Nähe einiger Kobolde und ziegenfüßiger Faunen fand sich eine prächtige Sitzstelle für den jungen Mann.

„Was verschafft mir nur heute den Besuch?“ frug der Bildner.

„Gelt, das ist zum Verwundern!“ rief das Grauhaupt und rieb sich vergnüglich einigen Erdstaub von seinem Zwilchärmel, denn er war der Todtengräber. Aber nicht in dieser Eigenschaft war er heute zu dem Hause des Bildners emporgestiegen, sondern in jener seines zweiten Amtes, denn er war auch Kirchenvater, d. h. der Mann, der nebst dem Pfarrer die Aufsicht über die Dorfkirche führte und an Sonn- und Feiertagen als Meßner waltete.

„Schaut, Meister Eman,“ sagte er schmunzelnd, „ein Grabkreuz brauch ich diesmal nicht, und redlich herausgesagt, Meister, die Grabkreuze macht Er nichts nutz. Mehr Blut muß auf die Herrgötteln kommen, viel mehr Blut; und die armen Seelen im Fegfeuer läßt Er ganz und gar aus. Hätt Ihm auch sagen mögen, daß sich ein Bildniß, wie Er es auf Seiner Gottseligen Grab gestellt, in einen christlichen Friedhof gar nicht reimt. Geht mich aber insoweit nichts an; und wir wissen es allmiteinand', der Meister kann Seine Sach schon auch gut machen, wenn er nur will. Wir bringen Arbeit, Meister.“

Der Meister lächelte ein wenig über den bevormundenden Ton des Kirchenvaters, und da er von den Leuten vollständig unabhängig war, so ließ er sich derlei Bemerkungen um so gleichgiltiger gefallen. Nun hatte er seinen Schnitzer bei Seite gelegt und sich dem Grauhaupte gegenübergesetzt.

„Ja, ja,“ sagte der Kirchenvater und schlug seine flache Hand auf die Lederhose des Oberschenkels, daß es klatschte, „das ist eine verzweifelte Geschichte, jetzt; wir brauchen eine neue schmerzhafte Mutter Gottes auf unseren Hochaltar. Die alte ist schon caput über und über. In drei Tagen ist Fronleichnam, mag Er uns bishin eine schaffen?“

Der Meister zwinkerte mit den buschigen Brauen, hob langsam seine Stirn empor, daß sich das Gesicht erklecklich verlängerte und über die Schläfe scharfe Runzeln zog.

„Drei Tage arbeitet der Schneider an einer Joppe," sagte er hierauf.

„Halt nu," brummte der Kirchenvater, „wenn der Meister meint, daß Er in drei Tagen nicht fertig werden kann mit der Schmerzhaften, so hat's leicht wohl Zeit bis zum Sonntag."

„Mein sehr guter Vetter," entgegnete der Meister in der landesüblichen Redensart, „unfertig kommt nichts aus meinen Händen, denn die Dinge, die wir als Bildnisse aufstellen, halten länger als ich, als ihr, als das jüngste Knäblein Eurer Gemeinde. Und wehe dem, der Aergerniß giebt einem kommenden Geschlechte! Wenn ich bereit bin, die Arbeit zu übernehmen, so kann das Frauenbild bis zur Weihnachtszeit hin fertig werden."

Schier sprachlos war der Kirchenvater. Da ergriff sein Sohn, der Steff, das Wort, und meinte, gut Ding brauche Weile, und man müsse halt einstweilen den Fastenschleier über die Mutter Gottes hüllen, denn es sei schon gar alles Gold weg von ihrem Rock und von den sieben Schwertern in ihrer Brust seien fünf schon armselig abgebrochen; in solchem Zustande, das sei wohl einzusehen, könne sie sich nicht mehr länger anbeten lassen.

„Liebe Leute," sagte nun der Bildner, „wenn ich das Bildniß schnitze, so soll es, so weit das in meinen Kräften steht, ein Kunstwerk werden. Ein einfaches, würdiges Bild, die Gestalt einer glorreichen Himmelskönigin und demüthigen Jungfrau zugleich; ein Bild, das die frommen Beter mit Andacht und Liebe erfüllt."

„Und der sieben Schwerter wegen wollt ich noch sagen," meinte das Grauhaupt, „wenn sie halt thäten vergoldet werden; die Ottenkircher haben es auch so."

„Soll ich das Bild verfertigen," sagte der Meister nicht ohne Nachdruck, „so werden die Schwerter ganz wegbleiben. Der Schmerz der Gottesmutter soll in der Stellung der Gestalt und auf dem Antlitze ausgedrückt sein."

„Eine Schmerzhafte ohne Schwerter!" rief der Kirchenvater aus.

„Wohl," sagte der Meister, „die alte Darstellung mit den sieben Messern in der Brust ist so albern und lächerlich, abgeschmackt im höchsten Grade — läßt sich mit der Kunst nimmer vereinen."

„Thäten aber doch bitten," versetzte das Grauhaupt, „thäten ja die Ueberkosten gern extra bezahlen —"

„Eine solche Bestellung lehne ich dankend ab," sagte der Bildner und erhob sich, „wollt Ihr Fratzen haben auf Euren Altären, so seid Ihr bei mir am unrechten Mann." Sein Gesicht war dunkelroth, das Künstlerthum in seiner Seele war beleidigt.

Die Männer aus dem Dorfe schlichen achselzuckend davon.

Der Meister meißelte an seinem Lindenholze weiter. Aber nicht lange. Sein Arm zitterte, er legte das Werkzeug aus der Hand und starrte auf die Statuen hin, die an den Wänden aufgestellt waren. Der ganze sinnenlebendige Mythus der Griechen war hier verkörpert. Aber des alten Mannes Blick hing heute nicht an der lieblichen Eos, nicht an der hehren Pallas Athene, nicht an dem ehrwürdigen Zeus, nicht an den heiteren Gestalten der Musen; etwas länger weilte er an den finsteren trotzigen Recken der deutschen Göttersagen. — Tretet aus eurer Starrniß und stürzet die Götzen der Nachkommen! — Das war vielleicht des Greises Gedanke. Endlich verließ er die Werkstätte und ging in das Freie.

An der schattigen Rückseite des Hauses, gegen den sonnengoldigen Tannenschachen gekehrt, stand ein anderes Bild. Es war eine junge lieblichschöne Gestalt, halb noch Knabe mit frischen vollen trotzigen Lippen, mit aufgeweckter stolzer Körperhaltung; halb Jüngling mit zarten weithingegossenen Locken, mit großen schwärmerisch seligen Augen. Die Gestalt, in ein sich gefällig schmiegendes Schäferkleid gehüllt, war ein wenig vorgebeugt; am linken Arme trug sie eine Tafel, in der rechten Hand hielt sie einen Stift. So stand sie in ihrer Unbeweglichkeit da und betrachtete den herrlich leuchtenden Wald.

Die finstere Wolke verschwand auf des Meisters Stirn; er hielt seinen Schritt an und blickte wohlgefällig auf dieses freundliche Bild.

Nach einer Weile rief er den Namen: „Aladar!"

Da löste sich die Unbeweglichkeit der Gestalt, sie hüpfte heran und sagte mit heller Stimme:

„Vater, jetzt habe ich es erfaßt, was in den Wipfeln der Tannen ist. Aber

ſag', hab' ich es wohl auch ganz erfaßt?"

Mit dieſer zweifelumſchatteten Zuverſicht hielt der Knabe die Tafel ſeinem Vater hin.

Der Meiſter betrachtete die Zeichnung; dabei wurde ſein Angeſicht faſt furchenlos und er ſagte die Worte: „Es iſt gut. Aber höre: ganz haſt du es nicht erfaßt, was in den Wipfeln der Tannen iſt. So geht es immer. Der Junge rechtet mit der Gegenwart, der Alte mit der Vergangenheit; der Junge mit der Natur, der Alte mit der Kunſt; aber mich will es zuweilen bedünken, beide ringen vergebens. Wohl, mein Sohn, und es iſt gut. Der Künſtler darf in ſeinem Werke nie die volle Befriedigung finden; ſteht das Ideal ſeines Zieles nicht über dem Erreichbaren, ſo ſteht es zu tief. Das gilt beſonders in der bildenden Kunſt. Aus dem Nichtbefriedigtſein entſpringt das erſprießliche Streben.

„Komm, Aladar, du ſollſt das Gedeihen meines Helios ſchauen."

Sie gingen in das Haus und ſtanden vor dem Lindenklotz, an dem der Alte vorhin gearbeitet hatte. Aus dem rauhen Holze ſtarrte ein Antlitz hervor, zwar noch herb und eckig, aber in ſeinen Hauptpartien doch edel und ſcharf markirt.

Der Bildner ſchien den böſen Eindruck des Morgenbeſuches nun vergeſſen zu haben. Sein Blick lag freudig auf der allerdings noch ſehr unvollendeten Arbeit und auf dem Jünglinge, der die Holzſäule ſtill und eingehend betrachtete.

„Der Gedanke in mir, das Sinnbild des Licht- und Flammengottes darzuſtellen, iſt vielleicht dreimal ſo alt, als du, mein Junge," ſagte der Meiſter. „Aber das Geſchick meines Lebens hat mich niemals zu jener Ruhe und Klärung kommen laſſen, die zu einem ſolchen Verſuche durchaus nöthig iſt. Nur die kurzen Tage, die mir an deiner Mutter Seite zu leben geſtattet waren, hätten dazu vielleicht die Helle und Begeiſterung geboten, nicht aber die Ruhe. Es iſt in Stunden hochwogender Glückſeligkeit, ſowie in Tagen wilder Qual noch kein Kunſtwerk geſchaffen worden. Mir ſind ſolche Zeiten nun vorüber und in dieſen ſtillen Nachſommertagen habe ich mich endlich an meinen Lieblingsgedanken gemacht. Der Gottheit, die uns das Licht hat gegeben und von deren flammendem Wagen Prometheus das Feuer hat geholt — das göttlichſte und wunderbarſte der Elemente — dieſer Gottheit will ich das letzte Werk meines Schaffens weihen, ehe ich eingehe zur ewigen Nacht."

Die letzten Worte waren in großer Gefühlsbewegung geſprochen. Aladar's dunkle Augen ſaugten jedes Wort von den Lippen des Vaters, und ſie entflammten in Begeiſterung. Der Jüngling legte ſeinen Arm um die Statue, und als der Meiſter aufgehört zu reden, ſagte er:

„Mein Vater, du haſt heute wieder ein Wort geſprochen, das ich nicht recht verſtehen kann. So erzähle mir endlich von deiner Vergangenheit und von meiner Mutter."

„Du wirſt noch zu jung dazu ſein," antwortete der Greis.

„Ich weiß das nicht. Ich bin erwachſen und ſchon ein Mann; ich werde morgen ſechzehn Jahre alt."

Nach einer Weile entgegnete der Vater: „Daß man aufblühende Blumen nicht in den Schatten ſtellen ſoll, das weißt du. So hätte ich dich gern verſchont, mein Kind, und dich blühen laſſen im Sonnenlichte. Ich wollte dich nicht vorzeitig aus dem Arkadien deiner Kindheit verſtoßen, ſo ſehr es mich oft gedrängt hat, mich ganz und voll dir mitzutheilen. Nun, ich ſehe, du wendeſt dich freiwillig von den kindlichen Freuden und biſt ernſt und männlich geworden ſchier vor der Zeit. So will ich dir auf dein Begehr, und da es doch einmal muß ſein, zu deinem ſechzehnten Geburtstage das Angebinde des Schmerzes machen. Morgen zur Nachmittagszeit, wenn die Sonne hinter die Wipfel des Tannenwaldes wird gezogen ſein, wollen wir mitſammen niederſteigen in das Thal."

Ein Weiteres von dieſer Sache wurde heute nicht mehr geſprochen. Jeder ging an ſeine Arbeit. Der Meiſter meißelte an ſeinem Helios, und Aladar — das Bedürfniß des Tages iſt ſtets der Herr im Hauſe — Aladar wirthete in der Küche.

* * *

Und am andern Tage, als die Sonne hinter die Wipfel des Tannenwaldes gezogen war, wurde das einſame Haus auf

der Bergeshöhe verschlossen und der Greis und der Jüngling stiegen niederwärts gegen das Thal.

Aladar hatte vom Hause weg kein Wort mehr gesprochen; auch der alte Mann schritt stumm dahin. Gar die Waldvöglein schwiegen zu dieser Tageszeit; nur daß zuweilen vom Tanne her das eintönige Hacken eines Spechtes vernehmbar war. „Selbst im Walde ist kein Sang mehr, ist nur das harte Pochen der Arbeit," sagte der Bildner. Eine Hummel summte über das grüne Heidekraut; da stand der alte Mann still und flüsterte: „Hörst du die Glocken läuten?"

Der Bursche gab keine Antwort. Und als sie weiterschritten, hub der Mann an zu reden:

„In einem Thale jenes Gebirges, welches das weite Ungarland gegen Mitternacht hin begrenzt, bin ich geboren worden. Mein Vater war Hirt und hütete die Pferde des Gutsherrn. Auf wilden Pferden bin ich gesessen und habe sie gebändigt. Den Gutsherrn habe ich unsäglich gehaßt, denn der hatte einmal meinen Vater schlagen lassen bis aufs Blut. Gewesen ist's des einen Wortes wegen, das mein Vater gesprochen: Herr, unsereins ist auch ein Mensch, und es ist himmelschreiend, wie wir unterdrückt werden! So ein Wort hat zu jener Zeit schwerer gegolten, wie drei Todtschläge. Dazumal — Aladar, und das ist noch nicht lange her, diese junge Eiche hier ist noch in den Tagen der Knechtschaft aus der Erde gesprossen, — dazumal hat der Gutsbesitzer willkürlich verfügt, nicht bloß über seine Pferde und Schweine, sondern auch und weit rücksichtsloser noch über seine Unterthanen. Meine Mutter soll ein schönes Weib gewesen sein; als sie starb, war ihr letztes Wort zu mir: ‚Emanuel, und halte deinen Nährvater in Ehren!' — Mich hat dieses Wort in eine große Wirrniß gesetzt; aber meinem Vater, dem armen schutzlosen Hirten, bin ich treu gewesen, und zutiefst im Herzen habe ich geschworen mitten unter den wiehernden Rossen: ‚Die blutigen Streiche sollen nicht vergessen sein!' — Gar bald bin ich von dem alten Manne gerissen worden, ich weiß heute noch nicht, wie; nur das weiß ich, mit meinem Willen ist es damals nicht geschehen. Ich mag wohl irgend welche geistige Anlage gehabt haben; ich erinnere mich nur, daß ich nicht mit meinen Genossen hielt, daß ich sie aber beeinflußte. Auch schwebt es mir noch vor, daß ich als Hirte aus dem Lehme der Heide allerlei Gestalten formte. War das die Ursache, oder war es, weil ich unter meinen Standesgenossen mehrmals Aufwieglungsversuche gegen den Gutsherrn gewagt hatte, die indeß stets armselig zu Schanden geworden sind — oder war es ein anderer Grund, kurz, ich wurde entfernt und bestraft, wie so großmüthig noch kein Thunichtgut bestraft worden ist. Der Gutsbesitzer ließ mich in die Hauptstadt Pest bringen und dort in eine Lehranstalt stecken. Anfangs war ich hier wie vom Himmel gefallen, wußte gar nicht, was das Alles zu bedeuten. Bald aber sah ich die gute Wendung ein.

„Ich habe lange und mit Liebe studirt. Nach wenigen Jahren schon war ich aus mir herausgewachsen. Ich sog den Geist der Alten ein und auch die Ideen der Neuen; das entzweite mich anfangs, ich empfand die Nothwendigkeit, daß hier eine Brücke gebaut werden müsse, und ich fand, daß nach den Gräueln zweier finsterer Jahrtausende sich die Welt wieder anschickt, in die Fußtapfen der Alten einzulenken. In dieser Zuversicht atzte ich mein Herz an dem ewigen Schönheitsidole des alten Hellas und seiner heiteren Weisen, und in diesem Bewußtsein habe ich mich mit jauchzender Seele der bildenden Kunst ergeben. Nach zwölf Jahren arbeitete ich in klingendem Marmor. Meine Bilder wurden aufgestellt in Palästen.

„Jetzt wäre ich glücklich gewesen, aber das Wort der sterbenden Mutter hat mir im Herzen gebrannt. Und wehe dem Kinde, vom Verhängnisse berufen, seine Mutter etwa an seinem Vater rächen zu müssen!"

Der Greis schwieg. Sie gingen durch jungen, duftenden Anwuchs hinab, der dichter und höher wurde und endlich die Wandelnden in seine Schatten hüllte. Der Boden war steinig und von Wurzelarmen durchzogen. Da sagte der Vater zu seinem Sohne: „Habe Acht, daß du nicht strauchelst!"

Endlich fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Einst zur Sommerszeit kehrte ich in mein Heimathsthal zurück. Der alte Hirt

— mein Vater — war begraben, seine Hütte verfallen. Aber ich wohnte ja im Schlosse und der Gutsherr ging mit mir Arm in Arm. Ich empfand stets, ich hatte durch das Studium meinen Beruf glücklich getroffen, aber ich fühlte gegen meinen Wohlthäter nicht die begeisterte Dankbarkeit, die ich wohl schuldig gewesen sein mochte. Mehrmals wollte ich den Herrn Arm in Arm auf den Kirchhof führen und zu einem Mauerwinkel hin, wo Nesseln wuchsen — unter denen meine Mutter lag. Er folgte mir nicht. — Zerstreuung, oder was man so nennt, gab es genug; der Gutsherr war ein Meister des Vergnügens. Würfeln und Schwelgen wußte er hoch zu betreiben; auch die Prügelbänke und den Galgen zählte er zu den Gegenständen seines Ergötzens. Einst ließ er zu Ehren eines erlauchten Gastes drei eingefangene Korndiebe ohne gesetzliche Aburtheilung an den Platanen des Lustgartens hängen. — Wohl, mein Sohn, es ist schade um deine rothen Wangen, die ich jetzt verblassen sehe; aber sei ein Mann und höre mich weiter. — Eines Tages während meiner Anwesenheit im Thale war große Hirschjagd. Die Treiber waren schon zwei Tage und Nächte ununterbrochen bei Sturm und Regen in ihrem über Berg und Thal gezogenen Kreise gestanden, um das zusammengedrängte Hochwild einzuschließen. Die Jagd begann, wir durchbrachen auf unseren Rossen den Kreis; die Hörner schrillten und die Schüsse knallten von allen Seiten und das Johlen der leidenschaftlichen Jägerrotte gellte fast unheimlich durch die Waldung. Ich hielt mich abseits, mir war nicht um Schuß und Wild zu thun; ich band das Roß an eine Eiche und lagerte mich auf einen stillen, schattigen Anger und lauschte einer Quelle. Einen unsäglichen Ekel hatte ich vor dem Treiben dieser rohen, der krassen Willkür ergebenen Gesellen, die sich die Großen des Landes nannten. Unter den Schatten jener Eichen beschloß ich, keinen Tag länger in der Gegend zu verbleiben, sondern wieder dem geistigen Leben der Hauptstadt zuzueilen. Da hastete keuchend ein Mädchen durch das Dickicht heran, wild aufgeregt, mit zerfetzten Kleidern, blutenden Gliedern und angstglühenden Augen. Ein junges, kaum erwachsenes, schönes, merkwürdiges Mädchen, Aladar! — Vor meinen Füßen ist es zu Boden gestürzt, hat mich angefleht um meinen Schutz. Es war seiner Schönheit willen verfolgt von Jägern, eingeschlossen von dem Kreise der Treiber. — Das Kind hat seine Noth noch kaum in Worte gefaßt, so durchbrechen Pferde das Gestrüppe, zwei Reiter sprengen lachend auf das Mädchen zu; einer davon ist mein Gutsherr. Ich erraffe mein Doppelgewehr: ‚Hat solches Wild Vater Nimrod gejagt? Ihr Buben, wollt Ihr's wagen, das Kind ist in meiner Hut!' — Lachend ritten sie davon, aber ich sah es wohl, wie mein Gutsherr in stiller Wuth erblaßt war. Das Mädchen geleitete ich in sein Haus; es war sehr armer Leute Kind, das jeden Tag in den Wald ging, um wilde Früchte zu sammeln. Ich sah die Gefahren, die von diesem Tage ab doppelt über dem schönen Wesen schweben würden, und ich beschloß, es zu schützen. Allein noch an demselben Abend ließ mich mein edler Gönner und Gastherr in ein Gemach führen, das nur von außen zu schließen ist. Es war gar fest und sicher eingewölbt und das Fensterchen kräftigst vergittert; aber der Blick meiner Augen flog doch hinaus, und über der Hofmauer dämmerte der Bergwald herein — der Bergwald, in dem die Klause der armen Leute stand.

„Ich bin aber nicht lange in dieser Kammer gesessen. Die Zeit, mein Junge, war das Jahr des Heiles. Der Aufruhr wogte auch in das Bergthal herein und da hat sich gewaltig viel Zündstoff gefunden. Die Vasallen, sonst feig und blöde wie eine Herde von Mauleseln, wurden wach und verstanden die Stunde. Menschenmassen versammelten sich um das Schloß und ein langer hagerer Mann rief: ‚Mach' uns auf, du übermüthiger Schloßherr, in deinem Hause ist unser gutes Recht vergraben, das wollen wir uns holen!' Da flog ein Schuß aus des Magnaten Fenster und streckte den drohenden Waldmenschen nieder. Dieser Schuß hat dem Gutsherrn Schloß und Schlag gekostet. Das Gebäude wird gestürmt, bald brennt es an allen Enden, und der Gutsherr, für sein Leben zitternd, sucht ein sicheres Gewahrsam, stürzt in mein Kerkergewölbe und schutzflehend mir zu Füßen. — ‚Was steigst du in den Kerker, in den du mich geworfen hast!' rufe ich bebend;

‚weißt du es wohl, warum du mich gefangen hältst, und weißt du, Tyrann, vor wem du liegst? Vor dem Sohne des Mannes, den du mißhandelt! Heute giebt das Volk den Streich zurück!‘ — ‚Erbarmen!‘ stöhnt er, ‚Emanuel, vielleicht fleht in diesem Augenblicke dein leiblicher Vater dich an um sein Leben —‘

„Ich habe den Mann vor der wüthenden Rotte beschützt; es gelang mir, ihn auf kurze Zeit in Sicherheit zu bringen. Bald aber ist er dem Zorne seiner sich selbst befreienden Unterthanen erlegen. — Ich habe in jenen Tagen nicht geruht, habe mitgerungen den wilden Befreiungskampf, der empörenden Unthaten gedenkend, die meinem Volke waren angethan worden. Das erste Opfer dieses Kampfes, der durch des Gutsherrn Kugel hingestreckte Mann war Nella's Vater gewesen. Nella, freilich, so hat sie geheißen, die ich im Walde ihren Verfolgern entrissen. Nella — mein Sohn, du kennst ihr Bild, es steht in unserem Hause und ist jene Büste, die ich dir bisher Eos genannt habe. Nella ist mein Weib geworden.

„Fast zur selben Zeit aber wird der Aufstand durch Schwert und Strick gebändigt und den Aufrührern werden lichte Pfähle zum Denkmal gesetzt. Mir hat es mein Gewissen laut genug gesagt, was ich gethan, ich habe für mein Volk gestritten. Wäre ich los und ledig gewesen, ich hätte mich ja hingestellt meinen Blutrichtern: ‚Da habt ihr mich, ihr Menschenschänder, mordet mich hin, wie ihr Tausende gewürgt habt; ich bin ein redlicher Kämpfer meines guten Rechtes!‘ — Aber ein geliebtes Weib an der Seite bin ich geflohen. Ueber die Landesgrenze konnten wir nicht; wir wären verloren gewesen. Doch es hat auch brave Magnaten im Ungarlande gegeben. Ich sage das von dem Manne an der Theiß nicht, weil er uns in seine Burg nahm und beschützte; das that er vielleicht dem Künstler zu Liebe, den er in mir verehrte. Ich sage das von jenem Manne, weil er den Geist der Zeit verstanden und ihm Rechnung getragen hat. Dieser Magnat hat seine Leibeigenen freigelassen vor den Tagen der Gewalt; so haben die Leute freiwillig sein Haus und sein Leben beschützt vor den wilden Stürmen der Revolution. — Ein Jahr lang haben wir unter fremden Namen in seinem Hause gewohnt. Hier hatte Nella Gelegenheit, ihren eigenen Geist zu bilden, auf daß er ihrem großen Frauenherzen ebenbürtig wurde. Ich habe in dieser Zeit unserem Schirmer aus Dankbarkeit ein Marmorbildniß gestaltet, von dem der gute Mann so entzückt war, daß er mich bittend zwang, eine Summe anzunehmen, die mir die Sorge für die Zukunft meiner Familie mit einem Male löste. Freilich kam rasch eine andere größere Sorge auf mich angestürmt. Unser Schützer starb an einem Herzleiden, und wir waren dachlos. Und wir waren mitten im Lande, das mich in Acht und Bann hatte gelegt. — O, mein geliebtes Kind! der heißeste Vatersegen vermag es nicht, des Lebens allumfassendes Ungemach von deinem Haupte zu scheuchen; aber niemals möge ein Tag dir kommen, an dem du heimathlos mit einer jungen Gattin die Menschen mußt meiden und friedlos Nächten und Wüsten entgegenfliehest, um für die zermarterten Glieder eine kurze Ruhestatt zu finden!“

Der alte Mann beugte tief sein Haupt und die schneeweißen Brauen seiner Augen wogten auf und nieder.

Der Wald war gar hoch und finster geworden. Die beiden Menschen schritten rasch. Auf Aladar's Antlitz hatte während der Erzählung Gluthröthe und Marmorbläße gewechselt. Jetzt preßte er die Lippen fest aneinander. Plötzlich aber stand er still und rief in erregtem Tone: „Vater, laß meine Eltern nicht so lang in der Noth!“

„In Bettlerlappen gehüllt sind wir gegen den Untergang der Sonne gezogen,“ fuhr der Greis fort, „sind endlich in das grüne Bergland gekommen, dessen Alpenkronen den Satzungen der Menschen nicht unterthan sind, in dessen sangeslebendigen Wäldern blutdürstige Bannflüche spurlos verhallen. — Wir sind frei gewesen. Im Kreise des ewigen Menschenrechtes sind wir leichten und frohen Gemüthes langsam weiter gezogen, um in den deutschen Landen eine bleibende Stätte zu suchen. — Siehe, mein Sohn, nun lichtet sich der Wald; wir sind im Thale und vor uns liegt das Dorf mit den friedlich rauchenden Schornsteinen.

„So ist es auch an jenem Abende gelegen, als ich und meine Gattin — das

liebe treue Weib — des steinigen Weges gegangen kamen. Vor Freuden haben ihre schönen süßen Augen geweint, als sie zu dieser Stunde die traulich umfriedeten Menschenwohnungen gesehen. Allein, als wir durch die Dorfgasse schritten, da sind an den Häusern alle Thüren zugegangen. Ja, ich glaube es, die Bettlerlappen! Aber ich habe mein Scherflein wohl gewahrt gehabt an der linken Brust, unter einem häßlichen Filzpflaster. Und auf meinen Ruf, daß wir getreulich Alles bezahlen wollten, hat uns das Wirthshaus des Ortes aufgenommen. Und nun war es in derselbigen Nacht —"

Die Stimme des Alten wurde tonlos, wollte versagen. Tüchtig räuspern mußte er sich, dann schlug er mit beiden Armen in die Luft hinein und rief: „Ei, geh, das ist albern; hätt's längst schon verwunden gehabt! — In derselbigen Nacht, da — ja, Freuden, Freuden hat's gegeben! — Ein Kind hat mir mein Weib geboren. — — O, du armer, armer Knabe, daß du das Mutterherz nicht hast empfunden in deinen Kindestagen! All die Liebe und Freude und Sorge und Sehnsucht und Treue des Vaters ist nimmer im Stande, das Mutterherz zu ersetzen. — Am Tage deiner Geburt ist deine Mutter gestorben. — Komm, Junge, wir wollen an dem Kirchhofe nicht vorübergehen; du weißt ja den Hügel unter dem Ginster."

Sie traten in den kleinen Friedhof, schritten still zwischen den armen Holzkreuzen hin, einer grauen Statue zu, die im Dunkel eines Strauches ragte. Diese Marmorstatue stach ganz wundersam ab von den stümperhaften und abgeschmackten Darstellungen des Gekreuzigten, der „Schmerzhaften", und insonderheit von den bildlichen Menschengerippen mit Stundenglas und Hippe, wie sie auf dem Kirchhofe zu sehen waren.

Die Marmorstatue stellte eine Frauengestalt dar, die in ernstem Sinnen an einer Urne stand, die linke Hand leicht an die Stirn legte und mit der rechten eine gesenkte Fackel hielt. Ein schönes Ebenmaß lag in dem Bilde, man fühlte Beruhigung und Frieden, wenn man es betrachtete.

Als sie vor der Statue standen, ergriff der Greis des Jünglings Hand und sagte: „Hier, Aladar, habe ich deine Mutter begraben."

Und nach einer Weile banger, schmerzlicher Stille brach der Bildner in den Ruf aus: „O, du göttliches Volk der Hellenen! du hast deine Todten der heiligen Flamme gegeben und ihr Aschenschnee hat deine Wohnstätten zu Tempeln geweiht. — Uns Heilverlassene fesselt die Liebe an einen öden Hügel und unsere Herzen müssen zu des Gedächtnisses Feier niedersteigen in die Grauen der Gräberfäulniß. — — Vielleicht, mein lieber Junge, habe ich an dir gefehlt, daß ich dich einer städtischen Bildung entzogen; aber es ist mir unmöglich gewesen, dieses Grab zu verlassen. Ich war noch nicht an die vierzig Jahre, und dennoch, mein Schicksal ist erfüllt gewesen. Meine ganze Welt lag in diesem umwaldeten Thale. Dort oben auf der Bergeshöhe kaufte ich ein Stück Erde und baute das Haus. Das Waldland ist deine Wiege geworden, mein Kind, der Frieden der Berge hat dich gehütet, dein einsamer Vater hat das wenige Gute, das in ihm selber zu finden, in dich gelegt. Ich hoffe, du hast nichts verloren dadurch, daß dir die Welt, oder was sie so heißen, bisher fremd geblieben. An der Kunst erfreut sich deine junge Seele, so wie die meine noch; und können wir hier unsere Ideen auch nicht in Marmor gießen, so bauen wir unseren Olymp aus den Stämmen des Tanns und meißeln unsere Götter aus dem weißen Holze der Linde. — Ueber ein Kurzes, und meine Zeit wird ja erfüllt sein. Und ist sie erfüllt, dann, mein Kind, bette mich hier an die Seite deiner Mutter. Vergiß es nicht, Aladar, und lasse mir das zum Troste sein. Das Menschengemüth siegt über die Schrecken des Todes und im Gedanken der Vereinigung läßt sich's freudig sterben. Und hast du mich begraben, so verkaufe das Haus auf der Bergeshöhe und ziehe mit deiner jungen frischen Kraft in die Welt. Ziehe nicht gegen Mitternacht hin, dort herrscht die kalte herztödtende Vernünftelei; ziehe nicht gegen Abend, dort waltet die schale Phrase und die stolze Ichsucht. Ziehe gegen den sonnigen Mittag, und küsse mir den Boden der Hellenen." — —

Diese feierliche Stunde ist aber auf eine recht widerliche Weise unterbrochen worden.

Es lag schon das Abendroth auf dem Marmorbilde, welches das Grab unter

dem Ginster hütete. Der alte Mann wendete sich zum Gehen.

Eine Magd trieb drei mäckernde Ziegen heran und gerade dem Kirchhofthore zu. Als Aladar sah, daß die Thiere Miene machten, in den heiligen Garten zu trippeln, stellte er sich sofort vor den Eingang.

„Weg davor!“ rief die Magd, „wirst aber gleich weggehen, du vertrackter Bub', du!“

„Was wollt Ihr denn?“ sagte Aladar, „die Ziegen gehören nicht auf den Gottesacker.“

Da hub die Magd gewaltig an zu keifen, und bald eilte aus dem nahen Pfarrhause ein junges kugelrundes Frauchen herbei; das stemmte seine Arme in die Seiten und konnte gar possirlich schwatzen. — „Du Lotterbub!“ rief sie hell, „die Gaisen laß durch, hörst du?“

„Nein,“ sagte Aladar gelassen, „die Gaisen laß ich nicht durch, und sollte ich bis zum jüngsten Tag da stehen müssen. Ich habe ein Grab in diesem Garten, und habe das Recht, dasselbe vor Entweihung zu schützen.“

„O du nichtsnutzig Volk!“ schrie das Frauchen, „ansonsten sind sie Heidenkerle über und über, verlästern die Mutter Gottes ihrer heiligen sieben Schwerter wegen, schnitzen Weibsbilder, rein wie sie Gott erschuf —“

Ueber ihre eigene Wendung erschrocken, hielt sie inne.

„Ja wohl,“ lachte der Jüngling, „wie sie Gott erschaffen in der Schöne und in der Unschuld.“

„Ei ja, spott' nur zu; du kannst lange spotten, bis du unserm lieben Herrgott ein Ohr abspotteſt. Euch ist schon gar nichts heilig, als etwan der schwarz' Bub' mit den Hörnern. Wollt' aber einmal so ein unschuldig Zickel da drin ein paar Halme nagen, gleich fiel euch der Himmel ein. Ja, der Herrgott ist um eine Klafterlänge barmherziger, als so ein hergelaufen Gesindel, der läßt auch im Kirchhof Futter wachsen. Für wen denn? Fressen die Todten Gras? Gut, du Neidhammel, so laß es den Ziegen, und trotz' nicht und mach' dich fein bald auf die Socken, du Vagabund, du!“

Der Greis hatte sich bei dieser Angelegenheit jeglichen Wortes enthalten. Nun hielt es auch Aladar für überflüssig, noch einmal den Mund aufzuthun. Er verscheuchte die Thiere, schlug das hölzerne Thor zu und nahm den Schlüssel mit sich. Das Frauchen zeterte noch, daß es im ganzen Dorfe nachklang.

Der Bildner suchte den Kirchensteff, um ihm den Schlüssel zu übermitteln. Er fand den Strohlockenkopf in der Futterkammer seiner Stallung, unweit der Kuhmagd, und zwar in einem Zustande, der sich nicht ganz zu jener Entrüstung reimen wollte, die den Steff gestern abgehalten, bei der capitolinischen Venus Platz zu nehmen. Die Beiden, der Steff und die Magd, führten nämlich in dieser Verborgenheit ein behendig Tänzchen auf, zu welchem der Brunnen draußen den Tact plätscherte. Das eben ist das Mißliche bei den Mitgliedern der Aloisibruderschaft, daß sie öffentlich kein Tänzchen und kein Küßchen dürfen halten.

„Der Freithofschlüssel ist das?“ stotterte der Bauernbursche nun vor dem Alten, „ja, dann muß ich ihn aber gleich der Pfarrerköchin schicken, sie kunnt ja die Gaisen nicht unterbringen über Nacht, und der Ziegenstall ist noch nicht fertig.“

Als unsere Bildner wieder durch den abendlichen Wald hinaufgingen, sagte der Greis zum Jüngling:

„Was meinst du, mein Junge, wirst du noch einmal den Anwalt der Todten spielen?“

„Das werde ich,“ versetzte Aladar trotzig.

„Du Schwärmer, ich will dir ein Wort sagen.“

„So sage es.“

Der Alte blieb stehen und sagte gelassen: „Der Lebende hat Recht.“

* * *

Das Fronleichnamsfest war pomphaft abgehalten worden. Die Gemeinde war mit Fahnen und Kränzen durch das Thal gezogen; der Weihrauch stieg empor und verschwamm in dem Sonnenäther des Morgens. Weiße Jungfrauen trugen das dicht verschleierte Bild der „Schmerzhaften“ mit den Schwertern. Kerzenlichter flimmerten und zwei Glöcklein begleiteten den Zug. Der Kirchenvater hatte einen rothen Mantel um, und trug mit noch

drei anderen ehrenhaften Männern den „Himmel“, unter welchem der Priester ging. Der Steff trug die Aloisiusfahne und seine Augen schlug er fromm zum Himmel auf oder züchtig zur Erde nieder.

Der alte Eman stand auf dem Söller seines Hauses und blickte in das Thal und auf den Gottesdienst unter freiem Himmel. Er hörte die Glöcklein, er sah das Flimmern der Lichter.

„Wohl,“ lispelte er, „die Trophäe des Prometheus tragen sie auch mit sich. Noch lebt ein Funken des Lichtreiches unter den Menschen.“

Aladar hatte den kirchlichen Aufzug von der Nähe besehen; als er hierauf nach Hause kam, war er kleinlaut und schwermüthig.

„Du bist ergriffen, Aladar,“ bemerkte der Alte, „ja es liegt etwas unendlich Rührendes in dem Gedanken, wie heiß die Menschen aller Länder in ihrer Art nach dem Reiche Gottes ringen.“

Aber der Jüngling wendete sich ab und schwieg. Und sein sonst so freundlich offenes Gesicht war betrübt.

Das blieb tagelang so, und Meister Eman kam schon auf den Gedanken, es sei in seines Sohnes Herz jener Funken gefahren, der ewiglich aus Eros' Fackel sprüht, alle Jugend durchlodert und die Welt vor Erstarrniß wahrt.

Aber es war was Anderes, und seines Jungen Schwermuth sollte der Alte auch an sich selbst erfahren. Eines Tages, als Eman wieder das Grab seines Weibes besuchte, fand er die Marmorstatue zertrümmert. Jedes der Stücke, die auf dem Hügel lagen, trug die Spur einer gewaltsamen Zerstörung. Eman frug nicht, wer es gethan. Er wankte nach Hause, that einen Blick nach der Büste der Eos, stieg empor die Treppe, setzte sich auf den sonnigen Söller und starrte hinaus in die Himmelsweite.

In seiner Werkstatt hatte er von diesem Tage ab nichts mehr angerührt. Helios' schönes, kunstreich vollendetes Haupt ragte fast dämonenhaft aus dem starren Holzklotze; kein Schnitt wurde an dem Bilde mehr gethan. Der alte Mann saß, selbst eine Bildsäule geworden, auf dem Söller und blickte unverwandt in den lichten Sommer hinaus. Er war im Herzen getroffen.

Aladar war Tag und Nacht bei seinem kranken Vater. Einmal hatte er es versucht, ihn zu trösten, da lächelte der alte Mann und sagte: „Des Menschen Werk wird vergehen, aber sein Ideal lebt. Und es lebt die Treue. Laß mich, mein Kind, das Auge noch im Lichte weiden, ehe es in den Schatten des Grabes vermodert.“

Als in den nahen Tannen die reinen Lüfte des Herbstes begannen zu rieseln, war der alte Eman in dem Tempel seines Hauses entschlummert.

Aladar, der schöne Jüngling mit dem stolzen freundlichen Lockenhaupte, stand vor dem Schläfer und ließ sein großes umschattetes Auge ruhen auf dem lieben alten Antlitze, das die Silbersträhne des Haares und des Bartes ehrwürdig umrankten. Das war ein freundliches Bild; die Furchen der Stirn waren völlig geglättet, auf den schmalen Wangen lag ein mildes Weiß und auf den Lippen lag die Güte und das Lächeln des Entschlummernden versteinert.

Aladar umarmte den Todten und küßte mit Innigkeit das liebe Angesicht. Dann ließ er ihn auf dem wohlverwahrten Söller sitzen, das Antlitz nach dem Aufgange der Sonne gewendet.

Und dann verschloß er das Haus. Im Freien stand er still und blickte rings um sich. War das sein heiteres Heimathsthal? Nein, das war die kalte Fremde.

Zum Dorfe stieg er hinab, im Pfarrhofe klopfte er an.

Das Frauchen ließ ihn unzähligemal klopfen und war gar außerordentlich vergnügt, daß es jenen verweigerten Eingang in den Kirchhofsgarten an diesem Thore vergelten konnte. Endlich kam der Pfarrer selbst, um zu öffnen.

Aladar berichtete den Tod seines Vaters und bat den Pfarrer, das Grab für den Verstorbenen an der Seite jenes seiner Gattin bereiten lassen zu wollen.

„Lieber junger Herr,“ entgegnete der Seelsorger, „selbst der beste Christ kann bei uns die Stelle seines Grabes nicht wählen; wir begraben die Leute nach der Reihe.“

„Irre ich nicht, Hochwürden, so ist in dieser Zeit die Reihe ungefähr am Grabe meiner vor sechzehn Jahren hier verstorbenen Mutter. Der Todtengräber hat mir gesagt, daß der Kreis auf dem Kirchhof von fünfzehn zu fünfzehn Jahren

vollendet wird. Der Preissatz wird für beide Gräber sofort bezahlt werden."

Der Pfarrer ging langsam die Stube auf und ab und barg seine Hände in die Taschen seines Taffettalares.

„Es ist gar sehr die Frage, junger Mann," entgegnete er nun, „ob es überhaupt statthaft ist, Ihren Vater in unserem katholischen Friedhofe zu begraben. Wie stand es mit seiner Religion?"

„Ich kann den Taufschein aufweisen," sagte Aladar.

„Ei jerum!" machte der Pfarrer, „auf den Taufschein kommt es nicht an; einen solchen hat der Luther auch gehabt. Es sind ganz andere Bedenken. Ihr Vater hat lange Jahre in unserer Gemeinde gelebt; ist er aber jemals in der Kirche gesehen worden? Hat er nicht mit unseren altehrwürdigen Bildnissen gehadert? Hat er nicht zum Aerger der ganzen Gemeinde eine stockheidnische Darstellung mitten in unseren Kirchhof gesetzt? Und sein Haus dort oben, ist es nicht ein wahrer Götzentempel voll gottloser unzüchtiger Bildnisse? Der Künstler hat sein Talent von Gott; wehe dem, der es zu Gottes Schmach mißbraucht!"

„Mein Vater hat sein Künstleramt gewissenhaft erfüllt!" versetzte Aladar mit Nachdruck.

„Leider hat er diesen frevelnden Stolz bewahrt," entgegnete der Priester mit leiser Stimme und blieb vor dem jungen Manne stehen, „Verirrungen sind menschlich, und Gott, der ein verlorenes Schaf mit Schmerzen sucht, hat Ihrem Vater durch eine wochenlange Krankheit reichliche Gelegenheit zur Bekehrung und Buße gegeben. Hat er die Gnadenzeit benutzt? Hat er auch nur ein einzig Mal die Tröstungen der Religion verlangt? Nein. In vorsätzlicher Unbußfertigkeit ist er gestorben."

„Herr!" unterbrach hier Aladar, aber er kämpfte seine Aufwallung nieder.

„Sie junger Mann," sagte der Pfarrer, „rufen Sie Ihr „Herr" auf der Gasse, wo Ihresgleichen ziehen. Im Pfarrhofe haben Sie Ehrerbietung zu beobachten. Verstehen Sie mich?"

„Ich bitte um Verzeihung, Hochwürden, aber die Vorwürfe, die Sie gegen meinen Vater schleudern, sind sehr ungerecht; er war ein Ehrenmann. Auch er hat Ehrerbietung zu fordern."

Der Seelsorger schwieg einen Augenblick, dann sagte er etwas gedämpft: „Mag sein, darüber wird Gott im Himmel richten. Was aber das Begräbniß Ihres Vaters anbelangt, so thut es mir leid, Ihnen mittheilen zu müssen, daß die Kirche einem solchen Mann ihren Segen und die geweihte Erde nicht gewähren kann."

Aladar erblaßte.

„Und Sie wollen meinem Vater ein Grab auf dem Kirchhof verweigern?" sagte er fast tonlos.

Der Priester zuckte die Achseln:

„Ich verweigere es nicht, ich bin ein Diener der Kirche. Und die Kirche kann einen Menschen, der so weit entfernt war, der Unsere zu sein, der so böses Aergerniß gegeben — sie kann schon aus Rücksicht für die Gemeinde einen solchen Menschen nicht in die Gemeinschaft der Christgläubigen aufnehmen."

„Und wissen Sie, daß mein Vater, als er sein Weib hier begraben hatte, auf die Welt, auf ihre Güter und Ehren, auf seine Künstlerlaufbahn verzichtete, in dieser Gegend verblieb, Entbehrung, Schmach und Kränkung in aller Weise erduldete, nur um den Grabhügel seiner Gattin zu hüten und dereinst an ihrer Seite ruhen zu können? — Aber nein, ihr wißt ja nicht, was Gattenliebe heißt, was Herzenstreue bedeutet —"

Diese unüberlegte Aeußerung traf.

„Jetzt hab ich genug!" rief der Geistliche mit dunkelrothem Gesicht, „lästern Sie den Satan! Wir sind fertig, und der Todte wird hinter der Kirchhofsmauer begraben."

„Das wird er nicht, mein Herr!" sagte Aladar und legte seine rechte Hand auf die Brust.

Ruhigen Schrittes verließ er den Pfarrhof. Durch das Küchenfenster grinste ein volles Gesichtchen heraus und ahmte das Mäckern einer Ziege nach.

Zur selben Stunde läuteten die Kirchenglocken, sie läuteten alle vier, sie läuteten lange. Es waren Todtenklänge; ein reicher Bauer der Gemeinde war verschieden.

Aladar schritt in den Kirchhof. Der Kirchenvater und sein Sohn, der strohlockige Steff arbeiteten am Ginsterstrauch und gruben ein Grab. Sie gruben es nicht für den fremden Mann, der oben im

fremden Hause verschieden war; sie gruben es für den reichen Bauern.

Aladar blieb entsetzt stehen und starrte auf die Arbeiter hin. Sie gruben in den Grabhügel seiner Mutter ein. Schon wollte er hinstürzen und ihnen den Spaten aus der Hand reißen, da besann er sich: Ei, sie haben ja recht, sie sind an der Reihe. Das Weib, das sie vor sechzehn Jahren zur ewigen Ruhe bestattet, hat nur zur Miethe hier gewohnt. Die Zeit ist aus, die Schaufel klopft an, hinausgeworfen wird sie —

Er trat an das Grab heran und blickte hinab. — Moder des Sarges, fahle Lappen, Knochen, Haarlocken — Jüngling, das war ein grauenhafter Anblick, der hat dir das lieblich schöne Bild der Mutter, wie es dir dein Vater in der Erzählung und in dem Bildnisse der Eos als Erbe hinterlassen, ganz und gar zerstört. Das Grab wurde durchwühlt, die Gebeine herausgeworfen auf den Rasen. Aladar erfaßte das Knochenhaupt mit beiden Händen und seine thränenschweren Augen starrten in die tiefen Höhlen.

So hat das Kind seine Mutter zum ersten Mal gesehen. — —

Als Aladar zu seinem Hause zurückkam, stand der Todtenbeschauer vor der Thür. Er beschaute nun kopfschüttelnd den ehrwürdig schönen Greis, der auf dem Söller saß, und er beschaute die vielen Bildnisse in der Werkstatt und er beschaute das Haus.

„Werden Sie hier verbleiben?“ frug er den Jüngling.

„Ich werde nicht hier verbleiben,“ war die Antwort.

„So werden Sie das Haus und diese Statuen verkaufen?“

Aladar sann, dann entgegnete er: „Das weiß ich nicht.“

Der Dorfarzt stand noch eine Weile da, dann zuckte er die Achseln und ging davon.

Und als Aladar wieder allein war, ging er auf den Söller und setzte sich zu seinem todten Vater. Fast so regungslos wie dieser saß er da und richtete sein Auge in die weite blaue Himmelsglocke hinaus. Es war so still und mild. Das Laub der gegenüberstehenden Eiche wollte schon ein wenig gilben. In der Luft spannen die Fäden des Herbstes. Ein einziges Mal läutete eine Waldbiene vorbei, dann war es wieder still. Gegen Abend hob sich unten aus dem Gebüsche ein hellrothes Flämmchen, es flackerte und schwamm empor gegen den Söller und hin über das Haus. Ein verspäteter Aurorafalter war es gewesen.

Als auf der fernen Felsenhöhe, die hinter den Wäldern hervorleuchtete, die Gluth der Abendsonne verlosch, stand Aladar auf, erfaßte die kalte blasse Hand seines Vaters und sagte: „Sie wollen dir das Grab an der Mutter Seite verweigern. Aber dein Kind wird dich verstehen und die Treue erfüllen.“

Als der Mond aufging, stieg Aladar nieder zum Dorfe und ging in den Friedhof hinein. Er ging zwischen den Kreuzen hin bis an die finsterstarrende Grube. Auf dem thaufrischen Rasen lagen noch die Knochen. Der Jüngling hub sie auf, schlug sie in ein Tuch und trug sie davon.

Am Thore schritt ein Mann vorüber, der hielt ihn an: „Was tragt ihr da?“

„Einen Auferstandenen.“

Der Mann schauerte und eilte weiter.

Aladar stieg mit seiner seltsamen Last langsam den Berg hinan. Auf der Höhe leuchtete das Haus im Mondenscheine.

* * *

Am andern Tage war ein völliger Feiertag im Dorfe. Die Kirche war in Trauer gehüllt. Stille Messen und laute Gebete wechselten ab und am Nachmittag rüstete sich Alles zum Begräbnisse.

Der verstorbene Bauer war ein sehr angesehener Mann gewesen, und in seinem Testamente stand ein Satz, der seiner christlichen Gesinnung wegen dem Pfarrer so gefiel, und dessentwillen er schon eine ganze Stunde vor dem Begräbnisse wieder alle Glocken läuten ließ. Die Kirche konnte ja doch wohl füglich klagen; sie gehörte mit zu den Erben.

Der Arzt des Ortes stand auf der Gasse und plauderte mit dem Kirchenvater. Beide waren gar ernsthaft und in würdiger Trauerkleidung.

„Hätten auch den alten Kauz da oben in den Kirchhof tragen lassen können,“ sagte der Arzt gegen das Haus auf der Bergeshöhe weisend. „Der Mann war mehr Narr als Heide. Und auch sein

Sohn tritt in die Fußtapfen des Alten. Der hat mir gestern gesagt, daß er fortziehen will. Gut, mag es thun, das ist die Narrheit nicht. Bin heute wieder bei ihm gewesen: ob er sein Haus verkaufe. — Nachbar, wie hoch schätzest du dieses Haus?"

„Den Heidentempel!" versetzte der Kirchenvater, „wer kann ihn denn brauchen? Ich achte das ganze Holz, das darin steckt, auf zwei Kohlenmeiler; das sind kaum hundert Gulden."

„Da habe ich allerdings anders gerechnet," entgegnete der Arzt, „mir gefällt der Bau, es ist Geschmack daran und die Holzschnitzereien sind nicht ohne Werth. Ich habe dem Burschen eine Tausendernote dafür geboten."

„Bader, du bist ein Narr!"

„So ist dieser Junge ein noch größerer," rief der Arzt, — „verzehnfacht die Summe, hat er gesagt, und dann kommt und ich werde euch dafür das Haus meines Vaters noch nicht verkaufen."

Der Kirchenvater lachte laut auf, und das hatte sich schier nicht geschickt, denn es nahte schon der Leichenzug.

Die Menschen der ganzen Gegend waren beisammen, es wurde fast der Kirchhof zu klein. Die Windlichter flackerten hell in die Abenddämmerung hinein. Drei Priester im Ornat standen an dem Grabe und schwangen Sprengwedel und Weihrauchgefäße.

„Morgen kommt der Jude dran, oder was er ist," flüsterte ein Weib der Nachbarin zu, „hast du die Grube hinter der Mauer schon gesehen?"

Die Antwort wurde abgeschnitten durch das Rollen des Sarges, der in die Tiefe glitt. Der Sarg war bunt bemalt. Jetzt gossen sie Weihwasser darauf hinab, da die Thränen mangelten. Der Verstorbene hatte weder Weib noch Kind hinterlassen; und fremde Erben weinen nicht. Der Pfarrer nahm die Schaufel, streute Erde hinab und rief in seiner todten Sprache die Worte:

„Ruhe deiner Asche!"

Der Spruch war einem Andern nachgerufen.

In demselben Augenblicke ging ein Getöse durch die Menge und Feuerrufe wurden laut. An der Wand des Kirchthumes und auf den Dächern der Häuser lag ein mattzitternder Schein. Das Haus auf der Bergeshöhe stand in Flammen.

Die Leute drängten aus dem Gottesacker; an der finstern Grube gab es nun für sie nichts mehr zu thun und zu schauen. Einsam steht der Sarg im tiefen Grabe, der Verwesung harrend, die nun naht mit ihrem jahrelangen Grauen.

Durch die hellerleuchteten Dorfgassen wogten die Menschen; einige eilten den Berg hinan.

Das Haus auf der Höhe war zu einer herrlichen Flammensäule geworden; senkrecht stieg sie in den Abendhimmel auf und die anstrebenden Funken schienen sich mit den Sternen des Himmels zu vereinen.

Aladar stand unter der Eiche und sah dem brennenden Hause zu. Seine Seele loderte vor Begeisterung mit den Flammen um die Wette.

Ein halb Stündlein früher war es, da hatte Aladar den brennenden Span in eine Spalte der Heliosstatue gesteckt. Er hatte gesehen, wie die glühende Zunge aufflackerte zu dem Bilde des Lichtgottes, wie die hellen Flüglein emporflatterten zu den übrigen Kunstgestalten und an der Wand hin, mit Begier wachsend und sprühend. Bald war die Werkstatt zu einem Flammentempel geworden und nur einzelne Häupter der hellenischen Mythe ragten aus dem wogenden Feuerbrodem. Gar bald brachen die Flammen zu den Fenstern heraus und flutheten die sonnengebraunte Holzwand hinan und züngelten gegen die Erker des Söllers. Das Feuer krachte, brüllte, durchbrandete das Haus nach allen Ecken hin; und von allen Seiten kam es nun mit wilder Gewalt gegen den Söller gebrochen, wo der alte todte Mann saß, wo vor dem Bildnisse der Eos ein Häufchen Friedhofsknochen lag. Aladar blickte durch Rauch und Flammen noch hin auf des Vaters Angesicht. Mit einer blühenden Röthe hatte dieses des Feuers Wiederschein übergossen. Da sprühten von dem Haupte des Todten plötzlich Strahlen aus — wie Regenbogenstrahlen — und es loderten die Locken, ein Gluthmantel schlenderte sich über den Leichnam, über den Söller, über das ganze Haus.

Wie versteinert, aber mit leuchtenden Augen stand der Jüngling unter der Eiche und sah den Opfertisch seines Erbes in unbeschreiblicher Herrlichkeit verlodern.

Leute aus dem Dorfe waren herangeschlichen, aber als sie den Leichnam verbrennen, als sie im rothen Scheine die Bildsäule unter dem Baume sahen, da zogen sie sich mit Entsetzen zurück.

Als der Mond aufging, war das Haus auf der Höhe bereits in sich zusammengebrochen. Aus den einstürzenden Bränden sprühten noch die Funkenschwärme, entfachte sich noch ein letztes Aufleuchten, und als der Morgen dämmerte und dort auf den Wipfeln des Tanns die Vögel zwitscherten, war Alles und auch der letzte Strunk zu Asche verzehrt.

Aladar suchte am Rande der Brandstätte, wo der Söller niedergebrochen war, nach Knochen. Er fand keine. Der Morgenwind fachte und wirbelte in der weißen Asche und trug manches Stäubchen hin über die Häupter der Tannen zum Aether empor.

Und als die Sonne aufging, blickte Aladar noch einmal in die Runde des Waldlandes, in das Wiesenthal mit den Weidenbüschen und dem Dörfchen. Und noch einmal richtete er sein überthautes Auge auf die Aschenstätte — dann wendete er sich und zog davon.

Er zog durch schattige Wälder, er zog über Berg und Thal, er zog über Meere. Er zog gegen den sonnigen Mittag, um den Boden der Hellenen zu küssen.

Erhalten und Restauriren.

Die Wartburg.

Von

Hugo von Ritgen.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Erhalten und Wiederherstellen, das sind wichtige Fragen für die Kunst und die Kunstwissenschaft.

Wenn es sich darum handelt, ein altes kaum noch kenntliches, stark beschädigtes und mehrfach übermaltes Gemälde eines großen Meisters vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren, dann sagen die Männer der Kunstwissenschaft: „Reinigen, Entfernen der Uebermalungen und Conserviren, aber nicht Restauriren.“

Der Kunstliebhaber aber sagt: „Reinigen, Conserviren und Restauriren im Stil und Geiste des alten Meisters;“ denn er will seine Freude an dem restaurirten Gemälde haben und nicht ein ruinirtes Bild als Ruine nur der Merkwürdigkeit halber aufbewahren.

Nun kommen aber die Kunstwissenschaftler und sagen: „Das geht nicht an, man darf nicht zugeben, daß das Werk eines großen Meisters, wenn es auch nur noch wenige Spuren seiner Hand zeigt, durch Restauriren noch unkenntlicher gemacht werde; gewiß ein Reichsgesetz muß einen solchen Frevel verbieten.“

Wenn es sich hingegen darum handelt, ein altes hochberühmtes Bauwerk, in seinen älteren Theilen nur noch Ruine, in seinen kaum noch bewohnbaren Theilen im Laufe der Zeiten vielfach verändert und umgebaut, vor dem baldigen Untergange zu schützen, dann spricht der Besitzer: „Was nützt mir die Ruine? Ich will sie abbrechen und das Material zur Ausbesserung und Wohnbarmachung der übrigen Theile benutzen.“ Oder er spricht: „Ich will das alte Gemäuer an einen reichen Engländer, an einen Alterthümler, oder an einen Bauspeculanten verkaufen, die werden schon etwas daraus machen.“

Die Männer der Kunstwissenschaft dagegen schreien Ach und Weh über solchen Gräuel. Sie kommen in Wien zusammen, berathen und finden es nöthig, „daß in Deutschland die Angelegenheit der Erhaltung der Baudenkmale von Reichswegen in die Hand genommen werde, um zu verhüten, daß in kleinen Staaten aus Mangel an Mitteln wichtige Bauwerke dem Verfalle überlassen (z. B. der Palast in Gelnhausen) oder daß sie, wie die Wartburg, einfach modernisirt werden.“*

Modernisiren ist freilich schlimm, wie aber soll eine Reichs-Commission das verhindern? Und was soll für die Erhaltung einer Ruine geschehen, wenn der Besitzer nicht dazu geneigt ist?

„Verständig ausbessern, nicht zuviel bauen sollen die Architekten und uns um Rath fragen.“ So sagen die Männer der Kunstwissenschaft.

---

* Worte Prof. Woltmann's beim Congreß in Wien. Siehe die Wochenschrift „Im neuen Reich“ 1873 Nr. 39, pag. 504.

Was heißt nun verständig ausbessern?

Für die Erhaltung einer Ruine als Ruine heißt es: so viel unterfahren, verankern, stützen und Mauerwerk ausbessern, als unerläßlich erscheint, um ihren weiteren Verfall möglichst zu verhindern. Jeder Architekt weiß aber, daß alles Ausbessern solcher Art nur für kurze Zeit nützt und daß es unmöglich ist, im deutschen Klima ein Bauwerk zu erhalten, ohne es gut zu überdachen. Die Ueberdachung einer Ruine ist stets entstellend, wenn sie nicht in der ursprünglich dem Bauwerk eigenen Weise geschieht, dieses Letztere jedoch verlangt dann gewöhnlich bedeutendere Herstellungen, neue Mauern u. s. w und führt zur Wiederherstellung (Restauration) des Bauwerkes wenigstens in seiner äußeren Gestalt.

Die bloße äußere Gestaltung eines Bauwerkes kann nun wohl den Archäologen erfreuen und befriedigen, niemals aber auf die Dauer den Kunstfreund und den Besitzer des so weit richtig wieder aufgeführten Gebäudes, denn das Aeußere soll ja nur Ausdruck der inneren Wohnlichkeit sein. Er muß also auch nach dieser verlangen und er wird, wenn er anders Sinn und Mittel dafür besitzt, sicherlich dahin geführt werden, auch das Innere des Werkes, womöglich in ursprünglicher Weise, so weit diese bekannt ist, wiederherzustellen.

Damit sind wir dann schon weit über dasjenige hinaus, was eine Erhaltungs-Commission fordern und wünschen kann.

Ein Gebäude, welches nicht bewohnt wird, verfällt aber bekanntlich weit rascher als ein bewohntes. Der Besitzer des restaurirten Werkes wird also auch nicht umhin können, es selbst zu bewohnen oder von Andern bewohnen zu lassen. Hierzu wird das Ameublement und die ganze wohnliche innere Ausstattung treu im Stile und im Charakter der Zeit gehalten werden müssen, soll nicht der Mangel an Harmonie jeden Augenblick störend und erkältend wirken. — Ja dem Bewohner wird es bald klar werden, daß er sich mit seiner ganzen Lebensweise wenigstens annähernd in die Sitten und die Zeit versetzen muß, in welcher seine restaurirte Wohnung ursprünglich erbaut worden ist. Kann er das nicht, und hierin liegt eben die große Schwierigkeit, so werden Sitte des Hauses und Haus nicht mehr harmoniren und das Modernisiren wird seinen Anfang nehmen, um sich dann rascher und rascher zu vollenden.

Dieses das Schicksal vieler restaurirten Häuser und Burgen seit zwanzig Jahren. Sie stimmten nicht zu den Bedürfnissen der modernen Bewohner, und wurden daher von diesen verlassen und von neuem dem Verfallen preisgegeben.

Schade, wenn es sich um die Erhaltung eines für Geschichte und Kunst merkwürdigen Bauwerkes handelt; doppelt schade, wenn es ein großes monumentales Werk betrifft. Schrecklich aber, wenn ein solches Schicksal ein historisches Denkmal wie die Wartburg wirklich betroffen hätte.

Zum Glück ist das nicht der Fall und wer sich zu dem Ausspruche fortreißen läßt: daß die Wartburg einfach modernisirt worden sei, der kennt sie nicht, kennt nicht ihre Baugeschichte, nicht den Ernst und die historische und archäologische Treue, mit welcher gerade sie wieder hergestellt worden ist.

Wer den Zustand der Wartburg gesehen hat, bevor die Restauration begann, der sah wohl ein, daß der ganzen Burg in nicht ferner Zukunft ein trauriges Ende drohe. Wohl gab es auch vor dreißig Jahren schon Stimmen, welche meinten, es sei schöner und poetischer, die Wartburg in Trümmer verfallen zu sehen, als in moderner Restauration ein unwahres Bild der Vergangenheit zu schaffen.

Aber muß denn jede Restauration ein unwahres Bild geben? Soll und kann sie nicht im rechten Sinne ein wahres, treues und lebendiges Bild dessen werden, was das Bauwerk ursprünglich war in seiner Form und in seinem Wesen?

Wenn acht Jahrhunderte über ein Bauwerk, oder vielmehr über einen ganzen Verband von Bauwerken, über eine Burg, hinweggegangen sind, wenn jedes dieser Jahrhunderte seine Umänderungen und Zusätze daran gemacht hat und wenn dann die Reste desselben nicht viel mehr als morsche Trümmer sind, an welchen sich dennoch die Spuren aller acht Jahrhunderte erkennen lassen, und wenn nun ein rettender Genius kommt und den ernsten Willen ausspricht, das Vorhandene zu erhalten, das Verfallene und Verschwundene in seiner Urgestalt neu erstehen zu

lassen, was muß dann die Aufgabe des Baumeisters sein?

Unmöglich kann er nur das wiedergeben wollen, was bei der ersten Gründung der Burg entstand, und an dessen Stelle vielleicht spätere jetzt noch erhaltene Theile getreten sind; eben so wenig kann er das Werk von acht Jahrhunderten als das Werk eines einzelnen bestimmten Jahrhunderts zusammenfassen wollen, und doch soll er mit voller Treue wiedergeben, was das Ganze als Ganzes war.

Vor Allem muß er die Geschichte und insbesondere die Baugeschichte der Burg vollständig kennen und wenn sie nicht genugsam bekannt ist, so muß er selbständige Forschungen darüber anstellen. Ist dieses geschehen, dann wähle er im Einverständniß mit dem Bauherrn diejenige Epoche, in welcher die Burg geschichtlich ihre bedeutsamste Rolle gespielt hat. Diese Epoche halte er fest und schaffe sich im Geist ein möglichst treues und lebendiges Bild von dem, was die Burg in dieser Zeit gewesen ist und gewesen sein muß nach ihren Resten, nach dem Vergleiche mit den Resten ähnlicher Burgen und nach dem Standpunkte unserer archäologischen Kenntnisse über Burgen, Burgenbau und burgliches Leben in jener Epoche.

Man sieht, wer Burgen restauriren will, muß nicht blos Architekt und Künstler sein, er muß auch Geschichtsforscher und Archäologe sein und specielle Studien für die zu restaurirende Burg und insbesondere für die gewählte, bestimmte Epoche zu machen verstehen; denn das bloße Befragen und Zuratheziehen der Archäologen und Kunstwissenschaftler reicht dabei nicht aus.

Bleiben wir jetzt einmal bei der Wartburg als Beispiel stehen, denn ihre Wiederherstellung ist bis heute die bedeutendste Burgenrestauration, welche in Deutschland zur Ausführung gekommen ist.

Von dem Gedanken ausgehend, daß Deutschland ein geistiges Eigenthumsrecht an die Wartburg besitze, errungen durch Jahrhunderte in schweren Kämpfen um die deutsche Sprache und Poesie und um die Freiheit des Glaubens, und gestützt auf die sorgfältigsten eigenen Forschungen über die Baugeschichte der Burg, schlug der Architekt im December 1846 dem hohen Burgherrn folgendes Programm vor:

1) Um ein möglichst treues Bild der Burg in früheren Zeiten zu geben, müssen die Haupttheile der Wartburg gerade so wieder hergestellt werden, wie sie in den beiden Glanzperioden beschaffen waren; denn es würde unmöglich sein, alle die Veränderungen in der Architektur, welche die Wartburg im Laufe der Jahrhunderte erfuhr, wiedergeben zu wollen, schon deshalb, weil eine die andere oft ganz oder theilweise aufhob. Es kann daher für die Architektur nur zwei Möglichkeiten geben. Entweder muß die ganze Burg durchweg in allen ihren Theilen im Stile der ersten Glanzperiode, d. h. des 11. und 12. Jahrhunderts, restaurirt werden, oder man muß einen Theil in diesem Stile, den anderen aber im Stile der zweiten Glanzperiode, d. i. im spätgothischen Stile des 15. und 16. Jahrhunderts halten. Betrachtet man nun die erhaltenen Gebäude, so leuchtet ein, daß das Letztere vorzuziehen ist, weil sie schon wie sie sind, das hohe Haus (Landgrafenhaus) die erstere Periode, das Ritterhaus in seiner jetzigen Gestalt aber noch ziemlich treu die letzte Periode repräsentiren.

2) Wenn demnach das hohe Haus (palas) mit der Kemnate und dem Burgfried uns in die ferne Zeit der ersten Landgrafen, in die Zeit der Minnesänger und des Sängerkampfes zurückführen soll, dann muß die äußere wie die innere Architektur dieser Gebäude von den späteren Veränderungen befreit und von allem dem edeln Rundbogenstile Fremdartigen gereinigt, wieder in dem früheren Glanze erscheinen. Die ursprüngliche Bestimmung und Einrichtung der einzelnen Räume muß möglichst genau erforscht und getreu wieder hergestellt werden; und nur, wo geschichtliche Angaben ganz fehlen, da darf die Phantasie mit Umsicht und streng im Charakter der Denk- und Lebensweise jener Zeiten ergänzen und schmücken.

3) Da hierbei immer noch innerhalb zweier Jahrhunderte (des 11. und 12.) ein weiter Spielraum für die Wahl der wiederzugebenden Einzelheiten bleibt, so wird als Grundsatz gelten müssen, daß stets das am meisten Charakteristische und Poetische zu erwählen ist.

4) Die erste Arbeit des Architekten wird es daher sein, sich auf den Grund der sorgfältigsten Untersuchung der Baureste und der strengsten Kritik der historischen

Quellen ein treues Bild der Wartburg zu entwerfen, wie sie wirklich war, nicht wie die Phantasie sie sich spielend ausmalen möchte.

Weil nun aber das Erhaltene keineswegs hinreicht, um auf alle vorhanden gewesenen Theile, ihre Bestimmung und ihren Zusammenhang mit voller Sicherheit schließen zu können, so sind vorzugsweise die wichtigen Winke zu benutzen, welche vereinzelt in den alten Thüringer Chroniken vorkommen. Wo aber auch diese nicht ausreichen, da dürfen, wiewohl nur mit größter Vorsicht, die gleichzeitigen Burgen und die Schilderungen der altdeutschen Dichter zu Rathe gezogen werden.

Dieses Programm fand den Beifall und die Genehmigung des hohen Burgherrn. Es begannen nun die Untersuchungsarbeiten

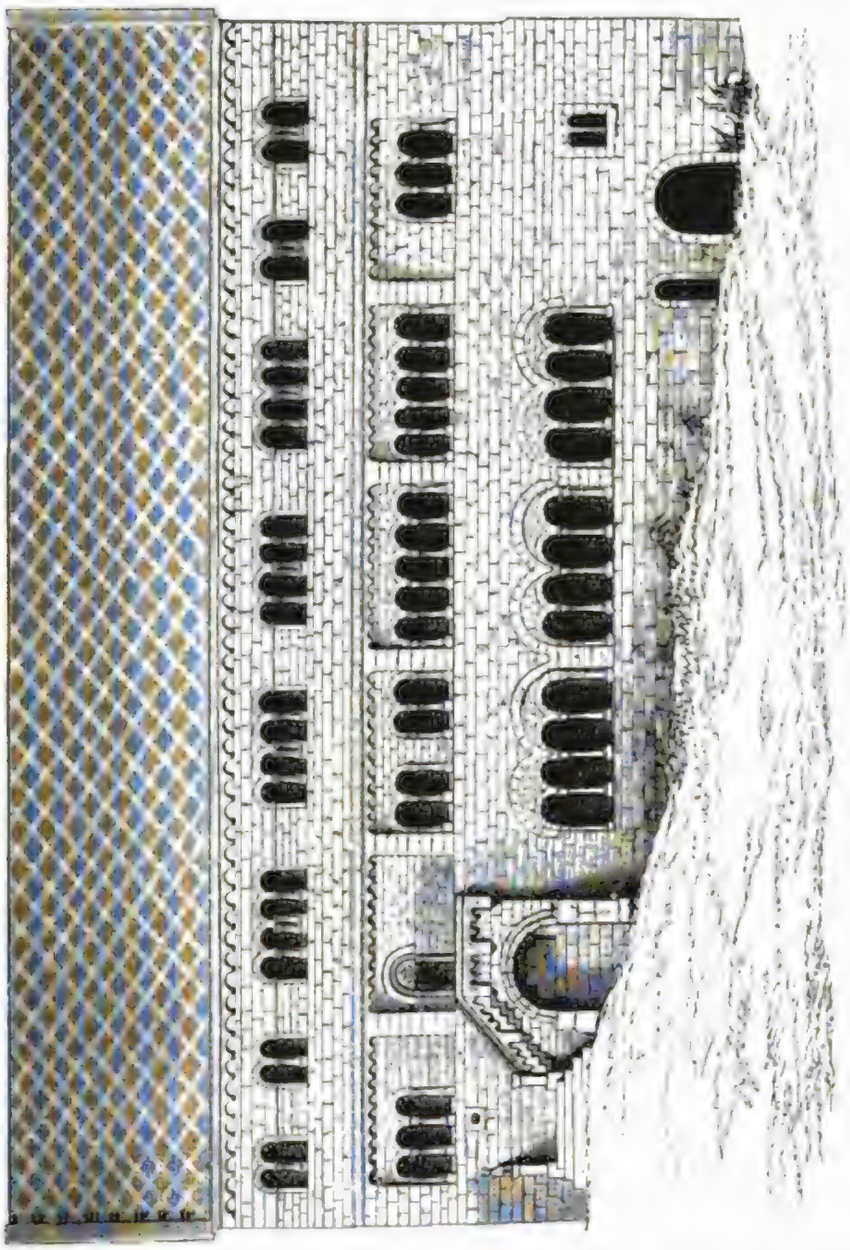
Figur 1.

an den vorhandenen Gebäude-Resten und die Nachgrabungen nach den Fundamenten der verschwundenen Bauwerke, zugleich aber wurden auch die nöthigen Sicherungs- und Erhaltungsarbeiten, Verankerungen, Unterfahrungen und Wasserableitungen, namentlich am Landgrafenhause vorgenommen.

Drei Jahre wurden hierzu verwendet

Digitized by Google

und diese ganze Zeit benutzte der Baumeister zu geschichtlichen und archäologischen Studien. Zunächst gelang es durch Vergleichung sämmtlicher Thüringer Chroniken, durch Auffindung von Urkunden und Baurechnungen in den Archiven zu Weimar, Gotha und Eisenach die Baugeschichte der Burg festzustellen. Gleichzeitig wurden die Ruinen der Thüringer Burgen des 11. und 12. Jahrhunderts besucht und aufgemessen, so namentlich Freiburg an der Unstrut, Kreutzburg, Rudelsburg und Saaleck, die Schönburg bei Naumburg, und Gutenfels am Rhein nebst 60 anderen Burgen in Deutschland. An diese Studien über Burgenbau und Burgbefestigungen, namentlich auch über Zinnen- und Schießscharten-Formen des Mittelalters, reihten sich sehr umfangreiche Studien über die Bestimmung, Einrichtung und Benennung der Wohnräume auf den Burgen und über das Leben auf Burgen überhaupt. Zu diesem Zwecke wurden die Werke sämmtlicher höfischen Dichter des 13. und 14. Jahrhunderts in der altdeutschen Sprache gelesen und alle Stellen darin, welche sich auf Burgen-Einrichtung und burgliches Leben beziehen, ausgezogen und verglichen, um so das Charakteristische und Allgemeingültige zu erkennen und nachzuweisen.



Figur 2.

Zu gleichem Zwecke wurden die ältesten deutsch-lateinischen Wörterbücher (Glossare) vom 7. bis 14. Jahrhundert studirt, und wie sich von selbst versteht auch die Schriften aller älteren und neueren Autoren über Burgenbau und das Leben auf Burgen.

Das großartigste, in historischer und

archäologischer Hinsicht merkwürdigste Gebäude der Wartburg war und bleibt das Landgrafenhaus, von den Chronisten Palas, Mushaus (d. i. Waffenhaus) und hohes Haus genannt.

Ein Blick auf den Zustand seiner westlichen Façade im Jahre 1845, ehe die Restauration begann (siehe Fig. 1), und dann ein Vergleich derselben mit der wieder hergestellten Façade, Fig. 2, wird zeigen was nöthig war, um die durch drei Brände und durch vielfache Veränderungen, namentlich im 16. Jahrhundert, verursachten Entstellungen des herrlichen Baues zu entfernen und diese Außenseite des Landgrafenhauses wieder herzustellen, so, wie sie im 12. Jahrhundert bestanden hat.

Zum Glück waren fast sämmtliche älteste Theile, wenn auch stark beschädigt, noch in der Vermauerung erhalten, so daß mit Sicherheit auf die wenigen verschwundenen Theile und deren Formen geschlossen werden konnte. Zunächst ist es gewiß, daß das Landgrafenhaus, gleich dem Palas anderer Burgen, ursprünglich nur zweistöckig erbaut wurde; das beweist der noch völlig erhaltene Rundbogenfries (Fig. 1), welcher das ursprüngliche Dachgesims bildete. Das Erdgeschoß und die Kellerräume waren noch im Jahre 1840 fast ganz mit Erde und Brandschutt ausgefüllt (soweit der dunkle Streifen in Fig. 1 angiebt); die Arkaden beider Etagen waren vermauert; ja man hatte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die obere Etage durch eine eingeschobene Balkenlage in zwei Stockwerke getheilt, wie es die zwei Reihen von viereckten Fenstern, Fig. 1, auch von außen erkennen ließen.

Die ursprünglichen Rundbogen und selbst fast alle Säulchen der Arkaden fanden sich jedoch noch ziemlich gut erhalten innerhalb der Vermauerung vor und konnten bald wieder freigestellt werden. Nur bei dem ersten Fenster links über der Treppe waren sie verschwunden und es hätte ein Zweifel über seine Form entstehen können, hätte sich nicht die alte Sohlbank noch an der richtigen Stelle befunden, mit deutlichen Spuren des Ansatzes von zwei Säulenfüßen, so daß das Fenster also drei Bogenöffnungen gehabt haben muß. Eine wichtigere Frage aber war die nach der vermuthlichen Form der ursprünglichen Freitreppe (den Graeden), an deren Stelle schon im 14. Jahrhundert ein hölzerner Treppenthurm getreten war, welcher damals auch einen directen Zugang zu der

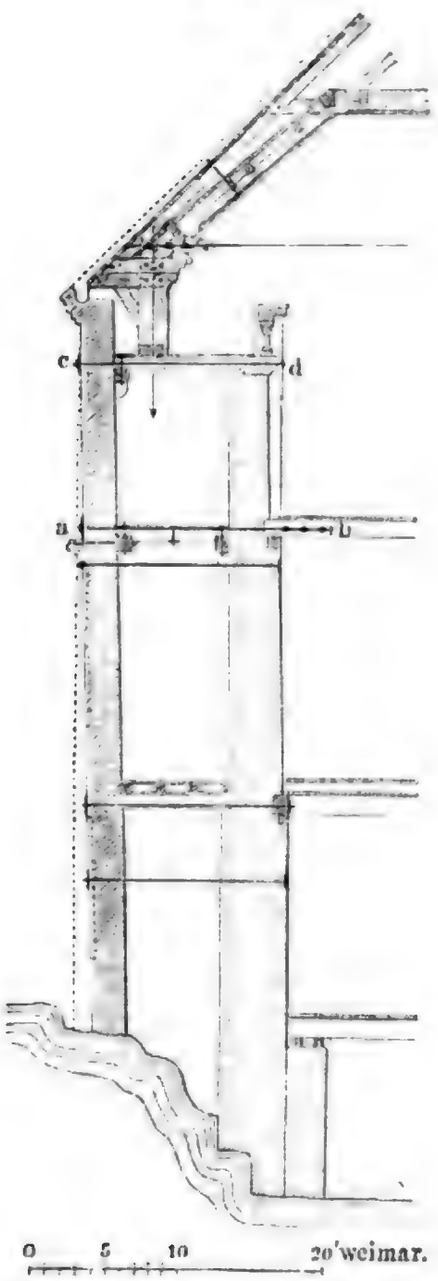
Figur 3 und 4.

dritten Etage vermitteln mußte durch die damals eingesetzte Spitzbogenthür, die in Fig. 1 noch sichtbar ist. Dieser Treppenthurm wurde später baufällig und dann

im 16. Jahrhundert durch die häßliche Treppe ersetzt, welche Fig. 1 zeigt.

Eine genaue Untersuchung ließ die ursprünglichen Lichtöffnungen für den schmalen Wächterraum hinter der Treppe und die Schlitze wieder auffinden, wodurch eine Vertheidigung der Graeden möglich gemacht worden war.

Figur 5.



Diese Oeffnungen bedingten also die Form der ursprünglichen Treppenanlage genau, und es konnte nun keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Treppe des 16. Jahrhunderts entfernt, und die ursprünglichen Graeden wieder hergestellt werden mußten, wie sie jetzt Fig. 2 erkennen läßt.

So wurden die beiden unteren Etagen der Westseite des Landgrafenhauses mit voller Sicherheit genau in ihrer ursprünglichen Anlage wieder hergestellt. Diese Aufgabe war eine einfache und leicht ausführbare gewesen, und jeder gewissenhafte Architekt würde sie gerade so aufgelöst haben. — Nicht so leicht und einfach ward aber die Wiederherstellung der dritten Etage der Westfaçade, denn diese verlangte und bedingte zugleich die Wiederherstellung des ganzen dritten Stockwerkes und des Daches des Landgrafenhauses in der ursprünglichen Form und Einrichtung.

Da kaum die Hälfte von dem Mauerwerk dieser dritten Etage und zwar im baufälligsten Zustande erhalten war, so galt es Umsicht und Vorsicht.

Die Erbauung dieses Stockwerkes hatte in den Jahren 1130 bis 1140 stattgefunden, wo Ludwig I., der Sohn Ludwig's des Springers, durch Kaiser Lothar zum ersten Landgrafen von Thüringen und Grafen von Hessen ernannt worden war, welcher in Folge dessen eine größere Hofhaltung auf der Wartburg einführte und die Burg erweiterte und verschönerte. Das Bedürfniß namentlich eines großen Fest- und Waffensaals war es, was damals dessen Anlage als dritte Etage auf dem Landgrafenhause veranlaßte.

Es war die Sitte des 11. und 12. Jahrhunderts, daß die Säle zu den größeren Festlichkeiten auf Burgen und in Städten sich stets in dem obersten Stockwerke der Palaste oder Mushäuser befanden und sich zur Erlangung größtmöglicher Höhe meist noch in das Dach erhoben; zugleich aber standen sie gewöhnlich in unmittelbarer Verbindung mit einer oder mit mehreren Galerien, die zur Aufnahme der Zuschauer (der Massenie) bestimmt waren, und es bildete die ganze Anlage zusammen meist nur eine offene Halle, einen Söller (Solarium), welche nur in seltneren Fällen durch Glasfenster geschlossen, gewöhnlich durch Gitterwerk und Teppiche gegen Wind und Wetter geschützt war, daher meistens nur in der milden Jahreszeit als Aufenthaltsort benutzt werden konnte.

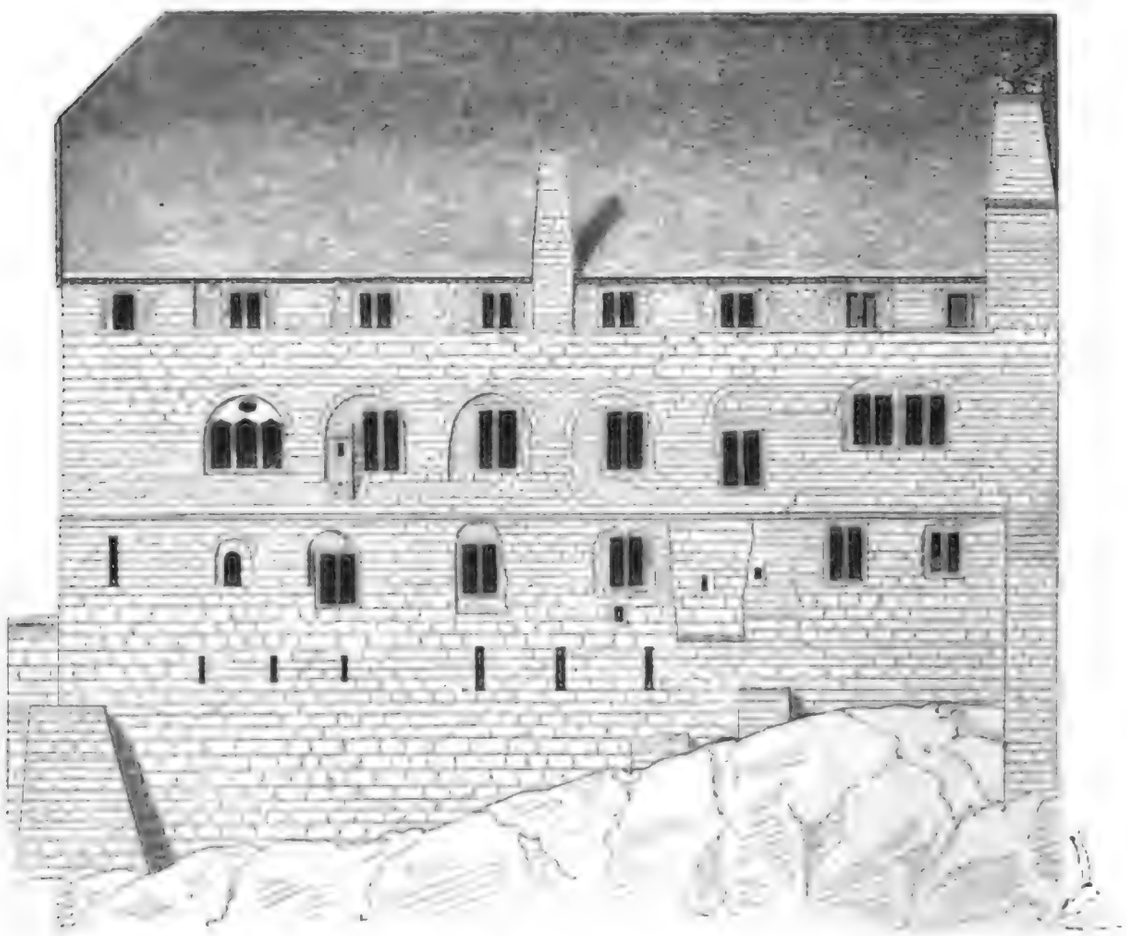
Diesen Bedürfnissen der damaligen Zeit entsprach auch der große Saal auf der Wartburg und es fanden sich für ein kundiges Auge an den im Jahre 1848 noch erhaltenen Theilen des südlichen und nörd-

lichen Giebels noch Anhaltspunkte genug, aus welchen auf die ursprüngliche Anordnung einer halb schrägen, halb geraden Holzdecke und einer Galerie an der Westseite zu schließen war.

Fig. 3 zeigt den Zustand des nördlichen und Fig. 4 den des südlichen Giebels noch im Jahre 1848. Zunächst ließ sich daraus zwar deutlich die ursprüngliche Anordnung und Größe der Fenster erkennen, nicht aber die Lage und Neigung der Dachflächen, noch die ursprüngliche ableitung am Schornsteine gebildet hatten (Fig. 3 a bis b).

So war die ursprüngliche Dachlinie gefunden, ja sogar mehr, es konnte nun auch die Stärke und die Form der Decksteine berechnet werden, welche das Giebelgesims gebildet haben mußten, wie die horizontal geführten Schnittfugen andeuteten, denn die normalen Fugen konnten nicht der letzten Decklage angehört haben, weil durch sie das Regenwasser in das Mauerwerk geleitet worden wäre.

Figur 6.



Höhe des Saales. Da fielen die Blicke des Architekten auf den hohen Schornstein, auf welchem vier in Stein gehauene Katzen Wache halten. Dem Stil und der Arbeit nach stammt derselbe noch aus dem 12. Jahrhundert, es konnte sich daher an ihm wohl noch eine Spur vom Ansatze des ursprünglichen Daches erhalten haben, welchen später Dachhölzer und Bewurf verdeckten. — Sogleich ging es an die Entfernung des starken mehrfachen Bewurfs und siehe, es fand sich noch eine Anzahl der Deckplatten erhalten, welche den Anschluß des Daches und die Wasser-

Am nördlichen Giebel fanden sich ferner noch Spuren der Stelle, wo das Gebälk, welches zuerst den Boden der Galerie bildete, angelegen hatte, auch war der Ansatz der ursprünglichen Brüstung der oberen Galerie noch deutlich erkennbar. Da die ursprüngliche Deckenconstruction auch die nöthige Höhe für die Zuschauer auf dieser Galerie gelassen haben mußte, so gab dieser Umstand, vereint mit der Lage der beiden oberen Fenster der nördlichen Giebelwand, die bestimmtesten Anhaltspunkte für die ursprüngliche Form der Saaldecke und die Construction des Dachstuhls.

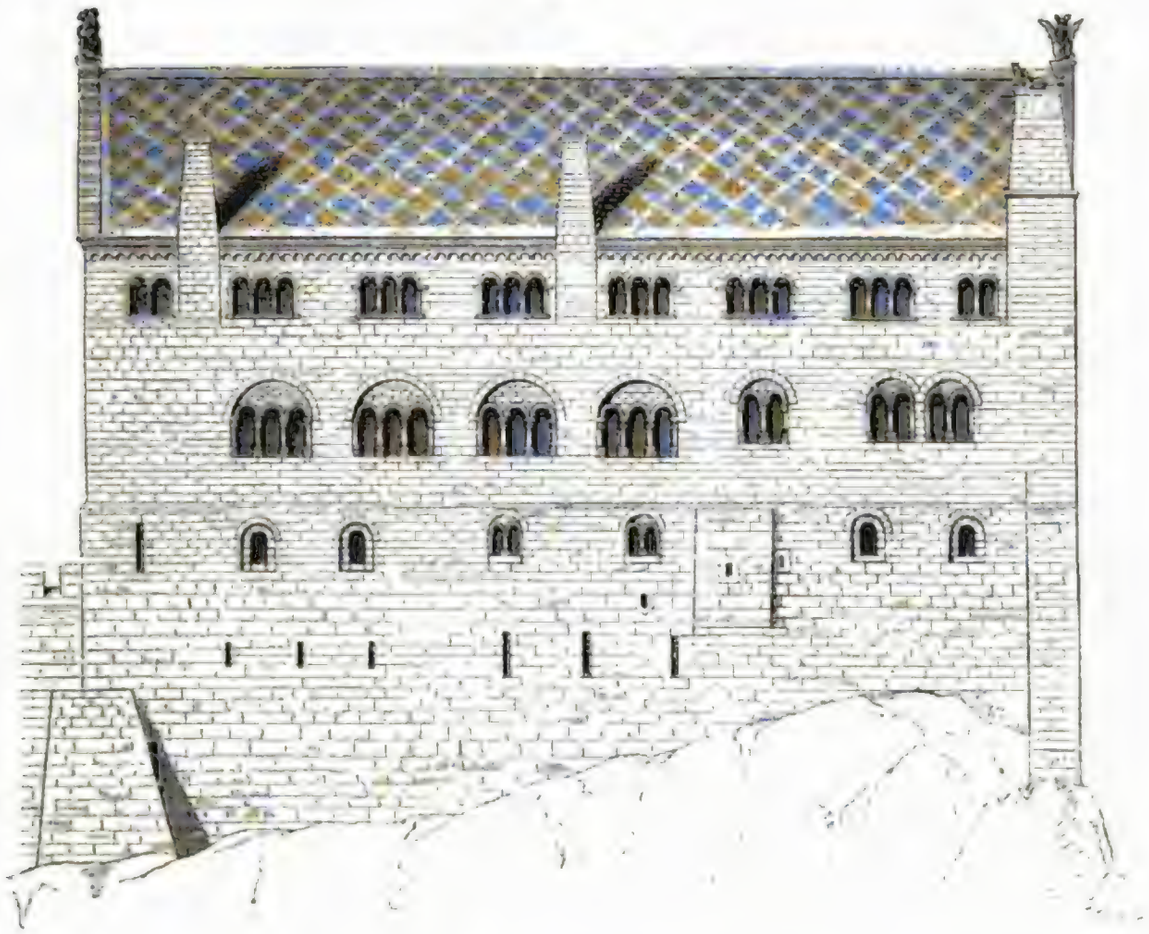
Bevor jedoch mit der Wiederherſtellung von Decke und Dach begonnen werden konnte, mußte dem baufälligen Zuſtande der weſtlichen Wand abgeholfen werden. Die Urſache dieſes Zuſtandes waren wiederholte Brände geweſen, dieſe hatten die Balkenlagen zerſtört und Jahrhunderte lang war dann die nur zwei Fuß ſtarke weſtliche Frontmauer ohne jegliche Verbindung mit der inneren ſtarken Wand (der eigentlichen Vertheidigungsmauer) geblieben und hing nun an vielen Stellen weit nach außen über, wie das aus Fig. 5 erſichtlich iſt; auch ſtanden nur noch 13 Fuß ihrer Höhe, welche urſprünglich noch 7 Fuß mehr betragen hatte. Es galt alſo, dieſe ſchwache und von den Fenſterarkaden vielfach durchbrochene Mauer nicht nur zu erhalten und ſtandfeſt zu machen, ſondern auch die Arkaden wieder herzuſtellen und dann noch 7 Fuß Mauer, einſchließlich des Rundbogengeſimſes, darauf zu ſetzen.

Um dieſes Alles zu erreichen, wurden zunächſt die Balkenlagen der Zwiſchendecken theilweiſe erneuert und durch Anker mit der weſtlichen und öſtlichen Frontmauer verbunden; dann wurde eine hinreichend breite Eiſenſchiene (a im Durchſchnitt) auf das untere Geſims nach deſſen ganzer Länge hin aufgelegt und durch viele Anker (ab Fig. 5) mit dem Gebälk und durch dieſes auch mit der Oſtwand verbunden. Dadurch gelang es, die weſtliche Wand nicht nur zu ſichern, ſondern ſogar beſſer zu richten.

Durch ein weiteres Syſtem von Ankern (Fig. 5 cd) ward die innere Galeriemauer mit dem oberen Theile der weſtlichen Frontwand verbunden und alsdann die Dachconſtruction ſo gewählt, daß ſie von jener Wand ganz iſolirt blieb, dieſe alſo keinerlei ſchiefen Druck erhält, ſondern nur einen Theil der ſenkrechten Belaſtung (Schwere der Dachfläche) zu tragen hat, deren Schwerlinie nach der Mitte der Galerie geleitet iſt, ſo daß dieſe Belaſtung die Standfeſtigkeit der Wand noch vergrößern hilft, wie aus Fig. 7 und Fig. 8 zu erſehen iſt.

Die in Fig. 3 und Fig. 4 dargeſtellten Reſte der beiden Giebel waren ſo ſehr

Figur 7.



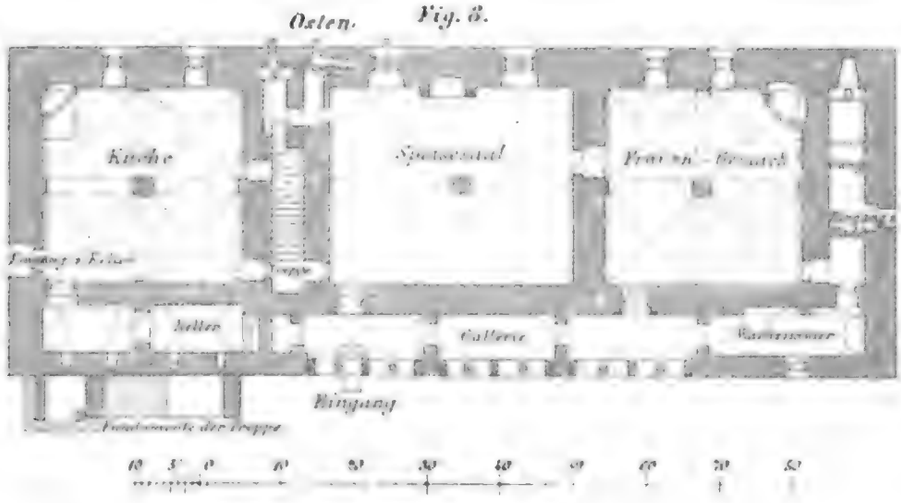
durch Brände beschädigt, daß sie abgetragen werden mußten, vorher jedoch war Stein für Stein bezeichnet worden, so daß bei der Wiederaufführung jeder Stein genau wieder an seine frühere Stelle kam. Reste der ursprünglichen Giebelfiguren hatten sich bei den Ausgrabungen im Schutte gefunden, es konnten daher auch diese mit Sicherheit erneuert werden.

Die schwache westliche Frontmauer des Landgrafenhauses diente ihrer Bestimmung nach nur als Arkadenwand für die Galerien (Lauben) nach dem Hofe zu, und nöthigen Falls zu einer *activen* Vertheidigung beim Eindringen des Feindes bis in den Hof, was jedoch bei der Wartburg nie vorgekommen ist. Die eigentliche Wand für die *passive* Vertheidigung war die sehr dicke und starke Innenwand, das beweisen eben ihre große Dicke von 7 Fuß und die wenigen schmalen Thüröffnungen in derselben, sowie die Vorrichtungen zum sicheren Verschluß dieser Oeffnungen. Hier gab es auch in der That fast nur zu erhalten, wenig Zerstörtes zu erneuern.

Anders verhielt es sich mit der östlichen Frontmauer des Landgrafenhauses; diese diente nicht blos als Palastmauer, sondern zugleich auch als Ringmauer; sie zeigte daher in klarster Weise die innere Eintheilung des Hauses, zugleich aber auch die nöthigen Vorkehrungen zur passiven und activen Vertheidigung.

Fig. 6 giebt deren Zustand im Jahre 1848. Wir sehen da die Vermauerung und die vielfache Veränderung der ursprünglichen Rundbogenfenster, die Vertheidigungsscharten im Kellergeschoß und die Zerstörung des obern Theils der ganzen Wand, an welcher 7 Fuß von der ursprünglichen Höhe fehlen. Von der inneren Anordnung des Hauses läßt sich dabei kaum etwas errathen, und doch waren von den ursprünglichen Fensterformen noch so viele Stücke erhalten, daß sie nach Entfernung des Flickwerks und der Vermauerungen mit Sicherheit wieder hergestellt werden konnten. Fig. 7 zeigt diese Wiederherstellung treu ihrer ursprünglichen Gestalt. — Wir erkennen hier sogleich die innere Anordnung der Räume; an der gleichmäßigen Form und Vertheilung der Fenster in der dritten Etage den ganz durchgeführten großen Waffensaal. — In der zweiten Etage zeigen die vier gleich-

Osten. Fig. 6.



förmigen und nah an einander gruppirten dreitheiligen Fenster mit ihren starken Entlastungsbogen den Festsaal, den einzigen und Hauptfestraum, so lange der Palas nur zweistöckig bestand, und der jetzt nur der Sängersaal genannt wird, weil sich an ihn die um vier Stufen höher gelegene Sängerlaube anschloß; auch diese läßt sich schon von außen erkennen an dem einzelnen rechts um etwas höher gelegenen Doppelfenster, das die Laube und die Treppe unter ihr erhellt. Die dann folgenden gekoppelten Fenster künden in ihrer bevorzugten Lage deutlich das Landgrafenzimmer an.

Der unteren Etage geben die schmalen Fenster mit dem starken Rücksprunge unter den Schutz der Entlastungsbogen den Ausdruck der Festigkeit und Sicherheit, welchen sie in der That dem Zimmer der Frauen

gewähren, wogegen die folgenden zierlichern Doppelfenſter, zwiſchen welchen ein breites Kamin liegt, dem Hauptwohnraume (dem Salon, wie wir ihn heute nennen würden) angehören. Die folgenden beiden Fenſter rechts ſind denen zur Linken ganz ähnlich und erleuchten den gewölbten Aufenthaltsort der Männer.

Im Kellergeſchoß endlich dienen die mächtigen Schlitze ſowohl zur Erleuchtung der Räume als zur Vertheidigung im Falle der Noth.

Nachdem die Erhaltung und Wiederherſtellung des ganzen Aeußeren des Landgrafenhauſes treu und richtig vollendet war, da hätte nun wohl, nach dem Sinne mancher Archäologen, der hohe Burgherr ſich damit begnügen ſollen, den Beſuchern der Wartburg nur dieſes getreue Bild des Aeußeren des urſprünglichen Palas vor Augen zu ſtellen; denn nur für dieſes Aeußere kann der Baumeiſter einſtehen, bis ins Kleinſte genau das wiedergegeben zu haben, was im 12. Jahrhundert beſtanden hat.

Wir aber fragen: „Welchen Werth hätte wohl dieſe, wenn auch ganz getreue Wiedergabe nur des Aeußeren eines Burgen-Palas aus dem 12. Jahrhundert für die Beſucher der Wartburg? Welchen Werth für ihren Beſitzer?“

Bauwerke bilden ja nur die Bühne mit ihren Hintergründen, auf welcher ſich das menſchliche Leben abſpielt und in welchen es ſich abſpiegelt von der ärmlichſten Hütte bis zum Palaſte; und einen ſolchen Palaſt auf der Wartburg, in deſſen innerer Einrichtung ſich das ganze ritterliche Leben des 12. Jahrhunderts abſpiegelte, hätte man blos äußerlich erhalten, im Innern aber, als durch ſpätere Jahrhunderte entſtellt und verdorben, unberührt laſſen und als unzugänglich abſchließen ſollen?

Es konnte und mußte auch das Innere des Landgrafenhauſes wieder hergeſtellt werden, und zwar zunächſt ſo, daß Alles, was darin von ſeiner urſprünglichen Anlage erkennbar war, erhalten blieb und daß nur das entſtellende Flickwerk ſpäterer Zeiten davon abgelöſt und entfernt wurde.

Wollten wir nun alle Räume des Landgrafenhauſes durchwandern und für jeden ſeine Beſtimmung nachweiſen und zugleich zeigen, daß und warum er gerade ſo eingerichtet ſein mußte, wie er es war und wie er deshalb von dem Architekten auch wieder hergeſtellt worden iſt, ſo müßten wir ein dickes Buch ſchreiben. Wir wollen uns daher damit begnügen, hier einen ſolchen kritiſchen Nachweis nur für einen der Räume zu geben. Wählen wir dazu den täglichen Speiſeſaal.

Fig. 8 giebt den Grundriß der unteren Etage des Landgrafenhauſes. In der Mitte zwiſchen zwei überwölbten Räumen, dem Frauengemach rechts und der Männerſtube links, gelegen und mit beiden durch Eingänge verbunden, hatte der Speiſeraum ſeinen Haupteingang direct vom Hofe her durch die untere Galerie, zugleich aber führte eine Thür zu der anſtoßenden Treppe, welche im Innern die Verbindung mit der oberen Etage herſtellte und ſich ſeit 800 Jahren unverändert erhalten hat. Dieſer Raum diente jedoch nicht blos zum Speiſeſaal, ſondern er war zugleich der Salon jener Zeit, wo ſich der Burgherr mit ſeiner Familie und wohl auch einigen vertrauten Gäſten zum geſelligen Verkehr verſammelte. Seine Decke war nicht gewölbt, ſondern ward durch eine Balkenlage gebildet, wie dieſes Fig. 9 zeigt. Die mächtigen eichenen Balken waren durch einen Unterzug und dieſer wieder in ſeiner Mitte durch eine gewaltige Steinſäule unterſtützt. Die Säule war, als die Reſtauration begonnen wurde, längſt verſchwunden und es war an ihrer Stelle ein roher Pfeiler aus Backſteinen aufgeführt worden, aber in demſelben fand ſich noch der Fuß der alten Säule vermauert nebſt Bruchſtücken des Capitäls. Dieſe Stücke zeigten die auffallendſte Aehnlichkeit mit einem wohlerhaltenen Capitäl von gleichem Durchmeſſer, welches man im Jahre 1846 im Luſſenhofe zu Eiſenach ausgegraben hatte. Es brauchte alſo nur das alte Capitäl verwendet und der Schaft der Säule neu gefertigt zu werden, um die Säule in ihrer urſprünglichen Weiſe wieder herzuſtellen. Die Deckenbalken waren völlig gut erhalten bis auf die Enden, mit welchen ſie in die öſtliche Mauer eingelegt und dort verfault waren, dieſe Enden mußten daher abgeſägt, zum Auflager für die Balken ein Unterzug längs der Mauer gelegt und dieſer von eingemauerten Tragſteinen geſtützt werden. Gewiß das ſicherſte und einfachſte Mittel, um die Decke unverändert in ihrem alten Zuſtande zu erhal-

ten. Den Fußboden bildete ein Gyps-Eſtrich, der hier ſo beſchädigt war, daß er erneuert werden mußte, während in dem Frauengemache rechts noch der urſprüngliche Eſtrich erhalten iſt. Bekanntlich war es Sitte, den Eſtrich täglich neu mit fein-

die ſchönen zweitheiligen Rundbogenfenſter des Speiſeſaals ſchon im 16. Jahrhundert in höhere viereckige umgewandelt und ſpäter theilweiſe vermauert, doch fanden ſich noch Bruchſtücke der urſprünglichen Bogen und der Säulchen genug, um dieſe Fenſter

Figur 8. Speiſezimmer.

zerſchnittenen friſchen Binſen oder bei Feſten auch mit Blumen zu beſtreuen. Beim Eſſen aber ging es nicht immer ſo ſäuberlich her, als es jetzt die Sitte verlangt, vielmehr wurden Speiſereſte und Knochen oft unter die Tiſche geworfen, daher wurde im Speiſeraume der Eſtrich mehr abgenutzt und verdorben als in den Gemächern.

Wie aus Fig. 6 erſichtlich, wurden

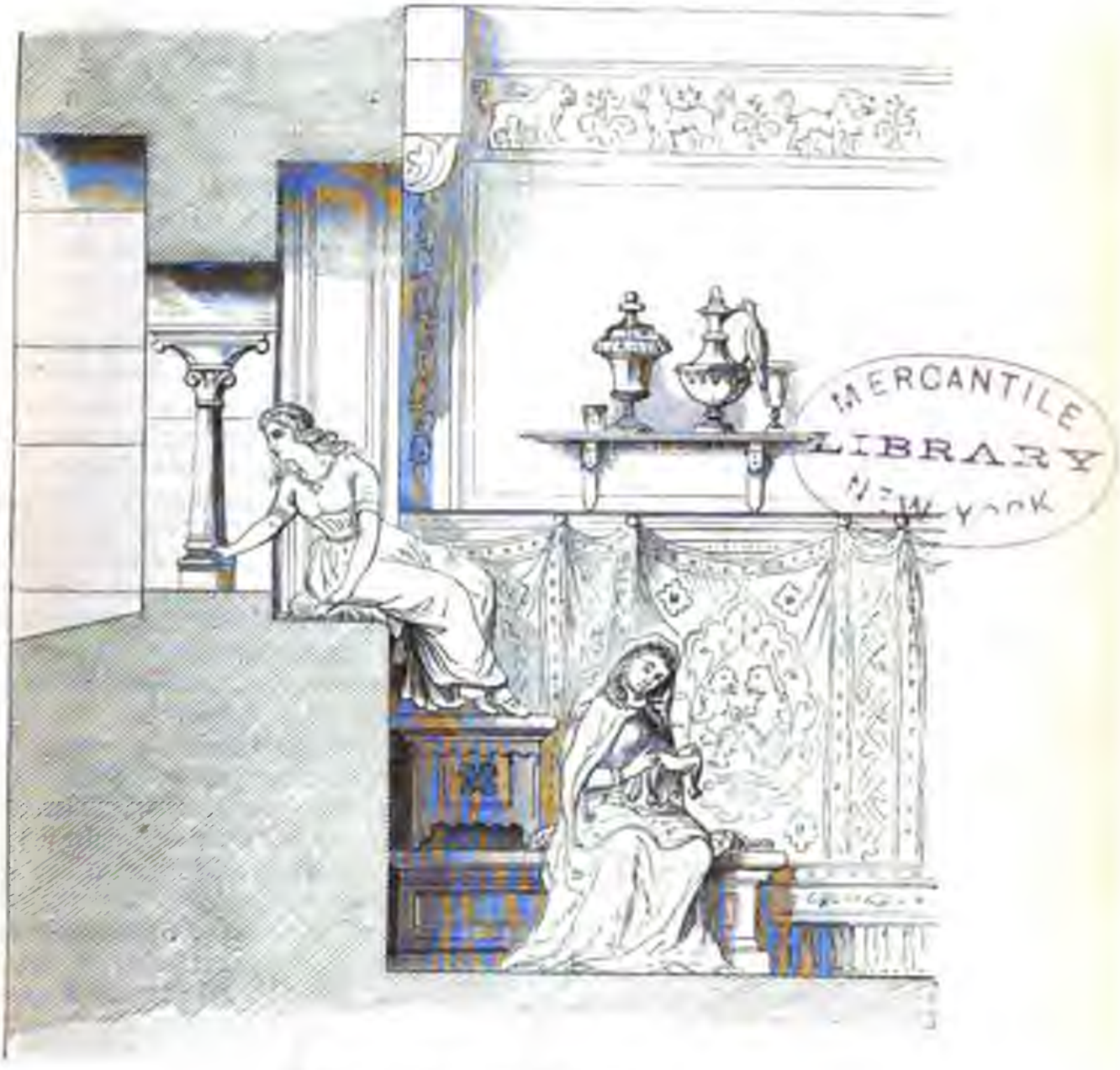
genau nach ihrer urſprünglichen Form herſtellen zu können.

Fig. 7 giebt dieſe urſprüngliche Form und Anordnung der Fenſter. So ſchmal und niedrig die Oeffnungen derſelben auch erſcheinen mögen, ſo gaben ſie doch gerade ſo viel Raum, um einen Mann in jeglicher aufſtellen und ſo einen Angriff abwehren zu können. Ein Sturm auf die Mauer

Digitized by Google

war von der Ostseite, ihrer Lage auf steilem Felsen halber, wenig zu fürchten, wohl aber mußte man gegen das Eindringen von Pfeilen aus der Tiefe herauf gedeckt sein. Wie diese Deckung erlangt wurde, wird aus dem Durchschnitte eines der Fenster, Fig. 10, ersichtlich. Man machte

Figur 10.


MERCANTILE LIBRARY NEW YORK

Fenster aus dem unterem Speiseraume.

die Fensterbrüstung in den unteren Etagen 54 bis 60 Zoll hoch, dann konnte bei der großen Dicke der Mauer ein Pfeil, der von unten kam, nur gegen die Fensterüberwölbung oder gegen die Decke fliegen und mußte dort machtlos herabfallen. Für die Bewohner der Räume aber bedurfte es, wenn sie dem Lichte nahe sitzen wollten, breiter Schemel (Schemele) und auf diesen der Bänke; auch setzten sich die Frauen meist auf Kissen und Teppiche, die auf die Fensterbrüstung selbst gebreitet wurden. (S. die Abbildung.) So singen die höfischen Dichter häufig von den Frauen:

„Sie sazen in den Fenstern,"

was nicht so zu erklären ist, als hätten sie in Fensternischen gesessen, welche bis auf den Boden herabreichten, denn solche gab es erst viel später. Im Speisesaale des Landgrafenhauses ist nun die Brüstungshöhe genau dreimal die Sitzhöhe eines Stuhles, daher war die Anordnung der Schemel und Bänke gewiß so wie sie Fig. 10 angiebt.

Der Verschluß der Fenster geschah durch

starke hölzerne Läden, in welchen Oeffnungen gelassen waren, die anfänglich mit Marienglas (Glimmerschiefer), später durch kleine runde oder vieleckige Glasscheiben ausgefüllt wurden. Diese Läden wurden in einen Falz am Fenster eingesetzt und mittels einer Sperrstange angedrückt, für welche ein Eingriff und ein Lager in der Dicke der Mauer ausgespart war, so daß man die Stange in die Mauer hineinschieben und den Laden bei schönem Wetter wegnehmen konnte. Außerdem dienten dichte Vorhänge zum Schutz gegen Kälte und Hitze.

Für ein Speisezimmer bedurfte es im 11. und 12. Jahrhundert besonders eines großen Kamins eben so wohl zum Heizen, als auch zum Bereiten und Warmhalten mancher Speisen. Ein solcher Kamin befand sich daher auch im Speisesaal des Landgrafenhauses, hatte jedoch seine ursprüngliche Gestalt mehrfach verändert. Die um 1848 noch erhaltenen unteren Theile desselben gehörten dem 12. Jahrhundert an, die oberen Theile aber paßten nicht dazu und waren offenbar als roher, nothdürftiger Ersatz für den zerstörten ursprünglichen Rauchmantel, von welchem noch ein Bruchstück aufgefunden wurde, angeordnet worden. Es lag daher die Vermuthung nahe, daß die Umänderung des Kamins in die Zeit fallen müsse, wo Friedrich der Gebissene nach dem großen Brande von 1317 die Burg ausbessern ließ. Als nun bei der Restauration des Kamins in der vermuthlichen ursprünglichen Form, Fig. 11, die Träger des Rauchmantels aufgehoben und neu befestigt wurden, fanden sich in der Fuge zwischen dem Träger rechts und seiner Unterlage zwei Münzen vor; es waren Bracteaten der Stadt Eisenach (Isenac) um die Zeit 1300 bis 1320 (weder früher noch später geschlagen), welche man während der Ausbesserung des Saals (1317 bis 1319) der Sitte gemäß dort eingelegt hatte. Gewiß eine schöne Bestätigung obiger Vermuthung.

Mit den bisher erwähnten Arbeiten, zu welchen noch die Anfertigung dreier einfacher Thüren aus Eichenholz hinzukam, war die rein bauliche Wiederherstellung dieses merkwürdigen Speiseraumes beendigt.

Wer könnte nun wohl mit Recht sagen, „daß dieser Raum dadurch einfach modernisirt worden sei?“

„Wer könnte und möchte“, so fragen wir weiter, „dem Burgherrn den Wunsch verdenken, das so genau in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellte Speisezimmer nun auch auszuschmücken, mit dem Hausgeräth auszustatten und es dann gelegentlich auch als Speisezimmer zu benutzen, namentlich dann, wenn Ausschmückung und Ausstattung möglichst treu im Charakter, im Stil und in den Formen des 12. Jahrhunderts geschähe?“ Ist diese Ausstattung im Geiste des 12. Jahrhunderts nicht unerläßlich, wenn uns dieser Speisesaal wieder das volle lebendige Bild von dem geben soll, was er im 12. Jahrhundert war? Geschieht aber dieses, erscheint dann dieser Raum einfach modernisirt?

Was zunächst die vermuthliche ursprüngliche Wanddecoration des Speiseraums im Landgrafenhause betrifft, so waren keinerlei Spuren davon vorhanden; hier mußte also der Künstler sich an das Studium der Miniaturen und sonstigen Darstellungen von Speiseräumen aus dem 12. Jahrhundert und an die Beschreibungen der Dichter und Schriftsteller jener Zeit halten.

Es war damals Sitte, den oberen Theilen der großen leeren Wandflächen durch Bemalung ein reiches und frisches Ansehen zu geben. Im Speisezimmer aber, wo sich an den Wandflächen mancherlei Gestelle und Stangen (Rieke oder Kammerieke) zur Aufnahme von Schüsseln, Tellern und Tafelgeschirr befanden, beschränkte sich die Wandmalerei auf einige Borden und sonstiges Ornament, in welches Thiere, Jagdscenen und kalendarische Symbole verwebt wurden. — Die untere Hälfte der Wände dagegen wurde bis auf Manneshöhe meist durch Täfelwerk bekleidet, niemals aber fehlten dort Wandteppiche, um die Hochsitze am Kamin, die Schemele und Bänke, längs den Wänden hin warm und behaglich zu machen. Ja bei Festen wurden über diese Wandteppiche noch besonders reiche und schöne Rückelaken (dorsalia) aufgehängt.

Das Alles findet man im Speisezimmer des Landgrafenhauses wieder angeordnet, wie die Fig. 9 und 10 erkennen lassen.

Möbel aus dem 12. Jahrhundert sind nirgends erhalten, auch war damals an

seinem Mobilar noch ziemlicher Mangel; außer Stühlen, Schemeln, Tischen und Bänken aus Eichenholz gab es noch Schenktische in den Speiseräumen, auf welchen die Mischgefäße für den Wein standen, den man damals fast nie unvermischt genoß; ferner Truhen von verschiedener Form und Kleiderstangen (Rieke).

Auch diese Ausstattung mit einfachen Möbeln nach sorgfältig aufgesuchten und benutzten Mustern in alten Miniaturen wurde auf der Wartburg theils schon hergestellt, theils soll sie noch vervollständigt werden. — Wenn aber einstweilen noch statt mancher anzufertigenden Möbel im Stile des 12. Jahrhunderts einzelne kostbare wirklich alte Möbel, wie z. B. der schöne Albrecht-Dürer-Schrank, dort aufgestellt wurden, so stört das wohl die Harmonie des ganzen Interieurs etwas, aber modernisirt erscheint dasselbe deshalb noch keineswegs.

Wenn wir also für das tägliche Speisezimmer im Landgrafenhause auf der Wartburg gezeigt haben, daß eine Restauration unter Umständen weitergehen darf und weitergehen soll, als es die bloße nothdürftige Erhaltung eines alten Bauwerks erfordern würde, so ließe sich das Gleiche für die Wiederherstellung des ganzen Landgrafenhauses nachweisen und dabei zugleich der Gewissenhaftigkeit der restaurirenden Meister ein ehrenvolles Zeugniß ausstellen.

Nur in einer einzigen Beziehung kann es zweifelhaft bleiben, ob der hohe Burgherr und seine Künstler nicht über den richtigen Gesichtspunkt hinausgegangen sind, nämlich in der Ausschmückung einzelner Räume durch historische Gemälde. — Daß solche Gemälde ursprünglich vorhanden waren, daß sie im Brande von 1317, mit Ausnahme einiger Reste in der Capelle, zerstört, und dann durch Friedrich den Gebissenen, wenn auch in anderer Art erneuert wurden, das ist nach den ausdrücklichen Erzählungen der Chroniken gewiß; denn dieser ließ dort, im großen Saale, seine eigenen Kriegsthaten verherrlichen.

Da aber der Inhalt der ursprünglichen Gemälde nicht bekannt ist, die Thaten Friedrich's ins 14. Jahrhundert fallen, während die übrige Restauration des Landgrafenhauses das 12. Jahrhundert festhält, so mußte für die ornamentale Malerei überall der Stil des 12. Jahrhunderts gewählt werden, wie dieser durch Meister Welter vortrefflich ausgeführt wurde. Nur da, wo ursprünglich historische Darstellungen angebracht waren, blieb die Wahl ihres Gegenstandes für die Restauration einigermaßen frei.

Wenn dann im Landgrafenzimmer die Thaten der ersten Landgrafen und in der Galerie die Werke der h. Elisabeth durch v. Schwind's Meisterhand verherrlicht worden sind, so widerspricht das zwar dem Geiste und Stile des 12. Jahrhunderts in etwas und versetzt den Beschauer mehr in eine ideale Welt, als in die Wirklichkeit der Zustände in jenem Jahrhundert, aber es trägt wesentlich dazu bei, die poetische Stimmung zu erhöhen, ohne den Werth der sonst überall in der Restauration beibehaltenen archäologischen Strenge und Wahrheit zu beeinträchtigen.

Nachdem das Landgrafenhaus auf der Wartburg wieder hergestellt war, würde es als ein isolirtes Schaustück dagestanden haben, unbewohnbar und deshalb auch schwer zu erhalten, hätte man nicht auch die übrigen, theils halb zerstörten, theils bis auf die Fundamente verschwundenen Gebäude der Burg wieder aufgeführt, und so ein vollständiges Ganze zu geben sich bemüht, treu und mit wissenschaftlicher Strenge, so weit dieses nach dem gegenwärtigen Stande der archäologischen Kenntnisse vom Mittelalter möglich war.

Wenn dabei für jetzt noch Einiges weniger gelungen, Anderes noch unvollendet erscheint, so fällt das nicht den Künstlern zur Last, denn ihr Wollen war das beste und überall bei der Wiederherstellung der Burg zeigt sich der größte Ernst, die hohe Würde, die Vermeidung aller kleinlichen Spielerei und die liebevollste Erhaltung Alles dessen, was zu erhalten möglich war.

Doch kommen wir nach dieser langen Abschweifung zurück auf die allgemeinen Gesichtspunkte vom Erhalten und Restauriren.

Wo es sich also um die Erhaltung eines monumentalen Bauwerkes handelt, gleichviel ob es im Besitze des Staates, eines Fürsten oder eines Privatmannes sei, da muß unserer Ansicht nach die erste Frage sein:

„Ist das Bauwerk im Ganzen noch so guten Zustandes, daß es durch einfache

Mittel wieder Standfeſtigkeit und Dauer erhalten kann?"

Wird die Frage bejaht, dann wende man dieſe Mittel verſtändig an. — Iſt dieſes geſchehen, ſo wird die zweite Frage ſein:

„Laſſen ſich die weniger beſchädigten oder ganz verſchwundenen Theile des Bauwerkes mit voller Sicherheit ſo ergänzen oder erneuern, daß das Ganze dadurch ſeine urſprüngliche Geſtalt wieder erhält?"

Wird auch dieſe Frage bejaht, dann reſtaurire man mit Gewiſſenhaftigkeit und Umſicht. Sind dagegen die Verhältniſſe der Art, daß die erſte Frage verneint werden muß, ſo ſuche man durch geeignete Mittel die Reſte des Bauwerkes ſo lange als möglich zu erhalten. Iſt aber auch dieſes nicht ausführbar, und werden die Koſten der Erhaltung unverhältnißmäßig groß, dann ſorge man für genaue Aufnahme und Abbildungen aller vorhandenen Reſte, um wenigſtens in bildlicher Darſtellung für die Wiſſenſchaft zu retten, was rettbar iſt. Einzelne Theile von beſonderem künſtleriſchen Werthe laſſen ſich meiſt leicht abnehmen und an geſchützter Stelle, z. B. in Kirchen oder Muſeen wieder aufſtellen und bewahren. Hier eröffnet ſich ein reiches Feld für die Thätigkeit archäologiſcher Vereine. Ein ganz Anderes iſt es um die Erhaltung von Werken der Sculptur. — Es wird faſt immer möglich ſein, ſie vor den zerſtörenden Einwirkungen des Wetters und vor muthwilliger Beſchädigung zu ſchützen, ſei es durch Ueberdachung und Umzäunung, ſei es durch Uebertragung in geſchützte Räume oder auch Kunſtſammlungen. Hier iſt alſo das Erhalten meiſt leicht zu bewirken. — Iſt dieſes erlangt, dann erſt kann die Frage entſtehen:

„Sollen die beſchädigten und fehlenden

Figur 11.

Kamin.

Theile ergänzt und ersetzt werden, oder nicht?“

Je höher der Kunstwerth des Werkes steht, um so heiliger und unantastbarer muß es sein. So denken auch wir. — Wenn die Meister der italienischen Renaissance die antiken Sculpturwerke restaurirten, um ungestört durch Mängel den Eindruck der vollendeten Schönheit zu genießen, so läßt sich das beklagen und doch von ihrem Standpunkte aus entschuldigen. — Wir aber sind von solcher Ehrfurcht für die Antike erfüllt, daß wir ihr gegenüber die eigene Individualität vollständig aufgeben. Wir restauriren und ergänzen also die Werke antiker Sculptur nicht, es sei denn in Ausnahmsfällen, wo störende Kleinigkeiten, z. B. das Fehlen eines Fingers oder einer Zehe, das sonst völlig erhaltene Werk entstellen. Wo aber mehr fehlt als kleine und sicher im Charakter des Werkes ergänzbare unwesentliche Theile, da bleibe des alten Meisters Werk unangetastet. — Dasselbe gilt von genialen Kunstwerken der Sculptur auch aus späteren Zeiten.

Will ein kunstliebender Mäcen sich dann den Genuß der vollendeten Schönheit verschaffen, nun wohl, so lasse er das alte Werk von Künstlerhand so genau als möglich copiren und alsdann diese Copie ergänzen.

Für die Werke der Malerei sollte der gleiche Grundsatz gelten:

„Je höher der Kunstwerth, je unantastbarer das Werk.“

Nun tritt aber bei alten Gemälden meist der Fall ein, daß sie durch Vernachlässigung, Rauch, Staub, Nässe, Schmutz und, was das Schlimmste ist, durch spätere Uebermalung unscheinbar und unkenntlich geworden sind. Da muß also zunächst das Reinigen vorgenommen werden. Das aber geschehe nur durch erfahrene Hände, denn die unerfahrenen zerstören nur zu oft beim Reinigen gerade die feinsten und empfindlichsten Lasuren und Farben.

Der Vorschlag der Errichtung förmlicher Restaurationsschulen ist daher sehr zeitgemäß und ausführbar.

Ist das Gemälde glücklich gereinigt, dann sollte bei Werken großer Künstler nichts ergänzt, nichts hinzugemalt werden, höchstens dürfen einzelne kleine Beschädigungen vorsichtig retouchirt werden. Dazu bedarf es weniger eines Künstlers als einer leichten Hand, vieler Erfahrung und größter Geduld. — Hier mögen die Restaurationsschulen an werthlosen alten Gemälden zuerst Uebung und Erfahrung gewinnen.

Damit aber Unkenntniß und Rohheit nicht länger die Zerstörung von Kunstwerken aller Art herbeiführen, giebt es nur ein Mittel: Verbreitung von Bildung, von Kenntnissen und von Kunstliebe durch Schulen, Vereine und Kunstsammlungen, zumeist aber durch Wachsamkeit und belehrende Wirksamkeit wahrer Kunstfreunde.

Das war ja auch schließlich die Ansicht des ersten kunstwissenschaftlichen Congresses in Wien.

Thomas Carlyle.

Von

Julian Schmidt.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Art. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Unter allen europäischen Schriftstellern giebt es wohl keinen, dem wir Deutsche so viel Dank schulden, als Carlyle. Ich meine das nicht blos äußerlich, nicht blos, daß er sich um unsere Anerkennung draußen große Verdienste erworben hat: er hat uns innerlich eine so warme Liebe entgegen getragen, die nothwendig Gegenliebe hervorruft. Mich überschleicht zuweilen, wenn ich seine Schilderungen deutschen Wesens ansehe, ein beschämendes Gefühl: ist das auch Alles wahr, was er von uns erzählt? Sieht er nicht von seinem idealistischen Standpunkt zu viel in uns hinein? Und doch hat der Mann ein so ehrliches, treuherziges, tapferes Gesicht, daß an der Wahrheit wenigstens seiner eigenen Empfindung nicht zu zweifeln ist, und da jede Wirkung eine Ursache voraussetzt, so mögen wir hoffen, daß er uns wenigstens nicht zu sehr geschmeichelt hat.

Zuerst in den Jahren 1824 bis 1832 hat er sich unserer Literatur angenommen, gerade als die Engländer sich sehr spröde dagegen verhielten; er hat namentlich den Cultus unseres Goethe gepredigt, und er

hat sein Stück durchgesetzt. Als er nach dieser Richtung hin zu schreiben aufhörte, konnte er getrost das Werk seinen Fachgenossen überlassen, unter denen wenigstens die Einsichtsvollen von der Vortrefflichkeit der deutschen Literatur überzeugt waren. Aber auch durch seine späteren Schriften, die einen anderen Gegenstand behandeln, zieht sich diese Verehrung Goethe's wie ein rother Faden.

Ein zweites großes Verdienst erwarb er sich um uns durch die Vertretung unseres politischen Strebens. Seine Geschichte Friedrich's des Großen begann er 1858, als Friedrich Wilhelm IV. noch regierte und das Ansehen Preußens in Europa aufs tiefste gesunken war; er vollendete sie 1865, als der preußische Conflict einen fast hoffnungslosen Charakter anzunehmen schien. Sein Buch war nicht blos die Verherrlichung eines großen Mannes, sondern auch des Staats, der sich in jenem Mann verkörpert hatte. Während alle Welt über den preußischen Militarismus jammerte, zeigte Carlyle schlagend die Vorzüge des Drillens für die Bildung einer Nation, und brachte sogar den alten Drillmeister Friedrich Wilhelm I. wieder zu Ehren, der freilich mit bedenklicher Beihülfe des Stocks die sittlichen Fundamente für das, was wir geworden sind, gelegt hatte. Was diese Apologie für England bedeuten wollte, wird man erst gewahr, wenn man sich das Zerrbild ansieht, welches selbst ein Mann wie Macaulay von den beiden Königen entworfen hatte.

Nun kam die Katastrophe von 1866, und wieder ging Carlyle den Andern voran, nachzuweisen, daß Bismarck im richtigen Verständniß des preußischen Wesens und des preußischen Berufs den einzigen Weg gewählt habe, der zu Deutschlands Größe führen konnte (Essays B. 7, S. 201), und während des französischen Krieges, 11. November 1870, schrieb er jenen fulminanten Brief an die Times, der den Weg durch alle Zeitungen machte und klar bewies, daß die Abtretung von Elsaß und Lothringen eine Forderung des Rechts und der politischen Nothwendigkeit sei. Die Kraft der Sprache in jenem Aufsatz mußte um so durchschlagender wirken, da der es schrieb bereits ein Greis von 75 Jahren war. Die Parallele, die darin zwischen den Deutschen und Franzosen gezogen wird, durfte in dieser Form nur ein Ausländer aussprechen, und selbst hier getraue ich mir den Schluß nur in der Ursprache zu geben: „That noble, patient, pious and solid Germany should be at length welved into a nation and become Queen of the Continent instead of vapouring, vainglorious, gesticulating, quarrelsome, restless and oversensitive France, seems to me the hopefulest public fact that has occurred in my time."

Dieses Verdienst um Deutschland gewinnt dadurch erst seinen rechten Gehalt, daß Carlyle zu den bedeutendsten Schriftstellern seiner eigenen Nation gehört und als solcher, wenn auch erst nach und nach, sich Anerkennung gewonnen hat. Von dem wunderlichsten seiner Bücher, „Sartor Resartus", das sieben Jahre liegen mußte, ehe es als Ganzes seinen Weg in die Oeffentlichkeit fand, sind in der neuen Ausgabe (Chapman and Hall) schon vor zwei Jahren 35,000 Exemplare abgesetzt; die anderen Werke haben eine ungleich größere Verbreitung gefunden.

Jene billige, correcte und sehr wohl ausgestattete Ausgabe möchte ich meinen Lesern empfehlen: der einzelne Band, umfangreich und sehr anständig eingebunden, kostet nur 20 Gr. Ich hatte vor einigen Monaten eine Analyse der Hauptwerke Carlyle's in der Nationalzeitung gegeben, und fühlte das Bedürfniß, mir durch genaueres Studium der kleineren Schriften den Uebergang der einen Entwicklungsperiode zur andern zu vergegenwärtigen. Ich habe das jetzt mit Hülfe jener Ausgabe gethan, und glaube ihn gründlicher zu kennen als ein Anderer auf dem Continent. Was ich hier zu geben gedenke, soll sich vorzugsweise mit den kleineren Schriften beschäftigen; von dem, was ich in der Nationalzeitung gesagt, will ich nur einige kurze Stellen einschalten, wo sie der Zusammenhang unumgänglich nothwendig macht.

Zunächst einige Worte über den Inhalt der gesammelten Werke. Die drei großen historischen Werke: Französische Revolution 3 Bände, Cromwell 4 Bände, Friedrich der Große 10 Bände. Dann 7 Bände Essays, endlich in einzelnen Bänden: Das Leben Schiller's, Sartor Resartus, Hero Worship, Past and Present, Latter-

Day-Pamphlets, und das Leben Sterling's.

Ehe ich an die Analyse des Einzelnen gehe, einige Notizen über sein Leben, von dem mir freilich nur wenig bekannt ist.

Thomas Carlyle, Sohn eines Pächters, ist am 4. December 1795 in einem Dorfe der südschottischen Grafschaft Dumfries geboren. Im vierzehnten Jahre kam er auf die Universität Edinburgh, mit der Absicht Theologie zu studiren. Statt dessen legte er sich aber hauptsächlich auf Mathematik. Als Lehrer dieser Wissenschaft fand er 1814 eine Stelle und siedelte 1818 als Privatlehrer nach Edinburgh über. Seine erste literarische Leistung 1823 war die Uebersetzung eines mathematischen Lehrbuchs.

Inzwischen hatte er sich auf das Studium der deutschen Literatur gelegt und gab 1824 das Leben Schiller's und die Uebersetzung der Lehrjahre des Wilhelm Meister heraus. Diese Schriften machten ihn in Deutschland bekannt und führten zu einer lebhaften Correspondenz mit Goethe. 1825 machte er einen kurzen Besuch in Paris — im übrigen hat er bis zum Jahre 1852 die Insel nicht verlassen. 1827 gab er eine Reihe Uebersetzungen von deutschen Romanen heraus, darunter als besonders charakteristisch die Uebersetzung der Wanderjahre und eines kleineren Werks von Jean Paul. Diese Uebersetzungen waren von biographischen Einleitungen begleitet, denen bald eine Reihe von Abhandlungen über deutsche Literatur in verschiedenen englischen Journalen folgten.

1827 heirathete er und zog mit seiner jungen Frau, die ihm in jeder Beziehung ebenbürtig gewesen zu sein scheint, auf das kleine abgelegene Landgut Craigenputtock in der Grafschaft Dumfries. Von diesem Aufenthalt giebt er in einem Briefe an Goethe 25. September 1828 eine Beschreibung, die ich hier einschalte:

„Es ist nordwestlich von der Stadt Dumfries; man reitet in zwei Stunden hin; zwischen den Granitgebirgen und dem schwarzen Moorgefilde, welche sich westwärts durch Galloway meist bis an die irische See ziehen. In dieser Wüste von Haide und Felsen stellt unser Besitzthum eine grüne Oase vor, einen Raum von geackertem theilweise umzäuntem Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren. Hier mit nicht geringer Anstrengung haben wir uns eine reinliche dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir, in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen. Wir wünschen, daß unsere Rosenbüsche fröhlich heranwachsen; sie sind freilich zum Theil noch zu pflanzen, aber sie blühen doch schon in Hoffnung. Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft sind die besten Aerzte für zarte Nerven. Diese tägliche Bewegung, der ich sehr ergeben bin, ist meine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel ist der einsamste in Britannien; sechs (englische) Meilen von einer jeden Person entfernt, die ich allenfalls besuchen möchte.

Meine städtischen Freunde weissagen mir nichts Gutes. Aber ich zog hierher allein zu dem Zwecke, meine Lebensweise zu vereinfachen und Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir selbst treu bleiben könne."

„Auch ist die Einsamkeit nicht so bedeutend: eine Lohnkutsche bringt uns leicht nach Edinburgh, eine ganze Ladung von deutschen, französischen, amerikanischen Journalen liegt auf den Tischen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft."

Hier blieb Carlyle fünf Jahre; Ende 1832 ging er nach London und baute sich in der Vorstadt Chelsea ein kleines Haus, in dem er noch heute wohnt. In seiner Einsamkeit hatte er den Sartor Resartus geschrieben.

Das Jahr seiner Uebersiedlung nach London war noch bedeutend für seine literarische Entwicklung durch Goethe's Tod. Damit hörte für ihn das eigentliche Interesse für die deutsche Literatur auf und er legte sich auf Vorstudien zur Geschichte der französischen Revolution, die 1837 erschien.

1839 veranlaßte ihn der große chartistische Aufstand zu einem Werk über diesen Gegenstand, das eine gewisse Berechtigung der Chartisten zu beweisen suchte; er kam darüber in lebhaften Federkrieg mit den Freihändlern.

Zuweilen hielt er in London öffentliche Vorlesungen, z. B. 1840 über den Heroencultus, die er im folgenden Jahre veröffentlichte.

Die Schrift „Past and Present“ 1843 ist eine Fortsetzung seiner Studien über die Chartisten, die 1850 einen noch leidenschaftlicheren Ausdruck in den „Latter-Day-Pamphlets“ fanden.

Vorher, 1845, hatte er die Briefe und Reden seines Lieblingshelden Cromwell herausgegeben.

Das Leben seines Freundes Sterling schrieb er 1851.

Zum Behuf seiner Studien über Friedrich den Großen hielt er sich October 1852 in Berlin auf und wiederholte den Besuch 1858. Das Werk wurde 1865 vollendet.

April 1866 machte er eine Reise in seine schottische Heimath, bei welcher Gelegenheit ihn die Studentenschaft von Edinburgh zum Lord Rector der Universität wählte; die Antrittsrede zu diesem einzigen Amt, das er jemals bekleidete — ein Ehrenamt — ist im 7. Band seiner Essays aufbewahrt. Sie enthält unter andern eine Apologie von Knox und Cromwell, und schließt mit dem Goethe'schen Freimaurer-Lied, welches auch in „Past and Present“ die Grundmelodie bildet.

Im Winter desselben Jahres verlor er seine geliebte Gattin und ging zur Stärkung seiner Gesundheit auf einige Zeit nach Mentone.

Das ist, abgesehen von seiner neulichen Aufnahme in die Friedensclasse des Ordens pour le mérite Alles, was ich von seinem äußerlichen Leben weiß; es ist das Stillleben eines einsamen Denkers. Ueber seine innere Entwicklung müssen seine Schriften Auskunft geben.

II.

Ich beginne mit seinen Studien über die deutsche Literatur, dem Leben Schiller's und der Uebersetzung des Wilhelm Meister, beides 1824; das erste wurde ins Deutsche übersetzt und von Goethe mit einer kurzen Vorrede begleitet. Goethe hatte hauptsächlich mit Lord Byron und W. Scott in freundlicher Verbindung gestanden; der erstere war soeben gestorben.

„Der gute Wille,“ sagt Goethe, „hilft zu vollkommener Kenntniß. Gerade daß ein Schotte den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sichersten gewahr, und vermag sich zu einer Klarheit über seinen Gegenstand zu erheben, zu der sogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menschen leicht irre; das Besondere der Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte, hindert das Anerkennen und Kennen eines solchen Mannes.“

„Das Buch kann für uns kaum etwas Neues bringen. Der Verfasser nahm seine Kenntnisse aus Schriften, die uns längst bekannt sind. Was aber den Verehrern Schiller's, und also einem jeden Deutschen, wie man kühnlich sagen darf, höchst erfreulich sein muß, ist, unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meer durch Schiller's Productionen angeregt wurde. Mir wenigstens war es rührend zu sehen, wie dieser rein und ruhig denkende Fremde selbst in den ersten oft harten, selbst rohen Productionen unseres verewigten Freundes immer den edlen wohldenkenden Mann gewahr ward, und sich ein Ideal des vortrefflichsten Sterblichen an ihm auferbauen konnte. Ich halte deshalb dafür, daß dieses Werk, von einem Jüngling geschrieben, der deutschen Jugend zu empfehlen sein möchte: wenn ein munteres Lebensalter einen Wunsch haben darf und soll, so ist es der, in allem Geleisteten das Bildsame, Hochstrebende, genug das Ideelle, und selbst in dem nicht Musterhaften das allgemeine Musterbild der Menschheit zu erblicken.“

Wie man sieht, ist das Lob eingeschränkt, und wenn man das Buch selbst zur Hand nimmt, so kann man Goethe nur beipflichten. Es empfiehlt sich durch Wärme des Tons, aber die einzelnen Erläuterungen und Urtheile über Schiller's Werke sind weder bedeutend noch treffend. Dagegen ist es für das Verständniß Carlyle's nicht unwichtig. Der Stil enthält noch keine Spur von jenem mit Humor durchflochtenen mystischen Prophetenthum, das wir in Carlyle's spätern Schriften antreffen; er ist blühend, mitunter etwas unreif, aber leicht zugänglich und verständlich; Carlyle fing nicht wie Jean Paul mit Humor und Mystik an, sondern sie sind ihm erst später gekommen. — Was uns heute in der Schrift interessirt, sind einzelne Exurse.

Zunächst über den rein literarischen Beruf. Er scheint von Außen verführe-

risch, aber sieht man näher zu, so übt der Ruhm selten einen günstigen Einfluß auf die Würde des Charakters, niemals auf den Frieden der Seele. Der Glanz ist nur nach Außen, für die Augen Anderer; innerlich ist er ein fressendes Element der Unruhe. Die Ideale des Strebens gehen über die Durchschnittskraft der Seele hinaus, die Befriedigungen sind zu lustig und zu vorübergehend, um dauerndes Genügen zu erzeugen, die Enttäuschungen treffen eine übermäßig angeregte Sensibilität. Liest man die Biographien der Schriftsteller, so hat man, abgesehen von dem Kalender von Newgate, eins der krankhaftesten Capitel der Menschengeschichte." — Die Bemerkung ist darum charakteristisch, weil Carlyle eben den Vorsatz eines rein literarischen Lebens gefaßt hatte; freilich setzt er erklärend hinzu, daß es auf das Glück der Menschen nicht ankäme.

Die zweite Bemerkung bezieht sich auf die verschiedene Auffassung des Theaters bei Deutschen und Engländern. In England betrachtet man es als eine harmlose Unterhaltung, die flüchtig genossen wird, die Deutschen machen es zu einem Hauptgegenstand ihrer Studien, weil wichtigere öffentliche Interessen bei ihnen nicht vorhanden sind. — Das scheint also Carlyle schon damals, wo die weimarischen Einflüsse noch übermächtig waren, nicht ganz in der Ordnung.

Mit besonderem Interesse betrachtet er Schiller's historische Arbeiten. Schon damals dachte er sehr sorgfältig über den Zweck und die Methode der Geschichtschreibung nach; vieles von dem, was Schiller über die Verbindung der Cultur- und politischen Geschichte sagt, leuchtet ihm ein; in Bezug auf die Darstellung ist ihm Manches zweifelhaft.

Ueber die Kantischen Studien drückt er sich vorsichtig aus. Er tadelt das Absprechen der gewöhnlichen englischen Kritiker, bekennt aber, daß seine eigene Kenntniß des Gegenstandes sehr begrenzt ist.

Von den Dramen giebt er ziemlich lange Stellen in der Uebersetzung; die Hauptsache für ihn ist aber der Charakter seines Helden. Mit besonderer Vorliebe verweilt er in der Geschichte seiner Krankheit. Hier zeigt sich die innere Würde des Charakters, der freie, kräftige Wille, der das äußere Elend überwindet. Schiller ist auch darin groß, weil in seinem Innern die sittlichen und intellectuellen Kräfte sich harmonisch verbanden. Nur der Dichter wird dauernd wirken, der nicht blos leidenschaftlich, sondern auch edel und gerecht empfindet. Denn die Sehnsucht aller Menschen, wenn sie nicht künstlich in die Irre geführt werden, ist darauf gerichtet, daß das Edle mit dem Großen zusammenfalle. So hat Schiller gedacht, so hat er gehandelt, und darum darf man ihn wohl glücklich nennen, denn seine Tage verflossen in der Betrachtung idealer Größe.

Carlyle hat in späteren Jahren sein Leben Schiller's mehrfach durch Uebersetzungen aus neu erschienenen Urkunden ergänzt; ernsthaft auf den Dichter kam er erst bei Gelegenheit des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe 1831 zurück. In diesen Jahren hatte sich sein Urtheil wesentlich geändert, und es ist merkwürdig, wie er diese Umwandlung gewissermaßen vor sich selbst zu beschönigen versucht; der Aufsatz hat etwas Künstliches.

Er entschuldigt sich gewissermaßen vor dem Publicum, daß er ihm über Schiller nichts weiter mitgetheilt; es sei weniger nöthig, da Schiller's Werke eigentlich keines Commentars bedürfen: ihr Werth liegt offen vor Aller Augen, und bei den meisten muß man sich hüten, hinter dem, was man auf den Augenblick sieht, noch etwas weiteres zu suchen.

Was das heißen soll, erfährt man gegen das Ende des Aufsatzes. Schiller's intellectueller und künstlerischer Charakter ist mit seinem sittlichen in vollständiger Harmonie, seine Gedanken sind edel aber nicht reich. Sein Ton ist wie die Harmonie der Sphären: man hört keinen Mißlaut aber auch keinen vollen Chor. In seinen Gedanken wie in seiner Melodie ist etwas Steifes, der Verstand ist vielleicht die hervorragendste Eigenschaft bei ihm, aber er spricht eigentlich nur aus sich heraus, er sieht die Gegenstände nur durch ein gemaltes Fenster; er hat auf seiner Höhe etwas vornehm Ablehnendes, seine Speculation wie seine Poesie bewegt sich entweder im Abstracten oder in Gegenständen, die bereits durch das Herkommen geadelt sind. Wie wenig die wirkliche Welt ihn angeht, zeigt sich schon durch die Abwesenheit alles Humors.

So weit würden vielleicht manche deutsche

Leser mitgehen, aber nicht wenig werden sie überrascht, wenn sie gleich darauf erfahren, daß Schiller eigentlich nur durch Zufall ins dramatische Gebiet gekommen ist. Eigentlich war er Lyriker, er weilte nur in sich selbst, in dem Gefühl von der Höhe seines Berufs; Dinge sichtbar zu machen war nicht seine Sache.

Also das einzige Gebiet, auf dem er mit Goethe rivalisiren konnte, wird ihm streitig gemacht! und man fragt mit einiger Verwunderung, was denn noch übrig bleibt?

Schiller war ein heiliger Mann, ein Priester des Schönen; er hatte ohne äußeren Drang das Gelübde abgelegt, das ihn von allem Gemeinen trennte, und ist diesem Gelübde mit eisernem Willen treu geblieben. Diese beiden Momente, das Gelübde selbst und die Aufnahme in den priesterlichen Orden durch einen Größern sind die Höhepunkte seines Lebens, mit anderen Worten, die „ästhetischen Briefe" und die Freundschaft mit Goethe.

Im Ganzen charakterisirt Carlyle durch dies Urtheil mehr seine eigene Richtung als seinen Helden. Schiller war nicht sein Held: mit welch anderer, tief innerlicher Wärme tritt sein Gefühl heraus, wenn er über Goethe redet! Ich stelle hier der Zeitfolge nach seine Hauptschriften über Goethe zusammen.

Die erste ist die Vorrede zur Uebersetzung der „Lehrjahre" 1824. Hier kommt es ihm hauptsächlich darauf an, das thörichte Vorurtheil der gewöhnlichen englischen Kritiker gegen die deutsche Literatur abzuwehren; was er zur Charakteristik W. Meister's bringt, steht weit hinter den Aussprüchen Schiller's und Friedrich Schlegel's zurück.

Tiefer dringt die Vorrede zu den „Wanderjahren" ein, 1827 in der „Sammlung deutscher Romane". Es wird gezeigt, wie Werther und Götz, später Faust die ganze europäische Literatur umgestaltet haben, wie Goethe dann aber mit seiner Bildung über sein Geschlecht hinauswuchs und von demselben nicht mehr verstanden wurde.

Es ist schwer, eine so große und umfassende Natur begrifflich wiederzugeben. Das Erste, was uns in Goethe's Geist aufstößt, ist seine Ruhe, dann seine Schönheit; erst ein tieferer Einblick zeigt uns seinen Reichthum und seine Stärke. Dieser Mann herrscht und wird nicht beherrscht. Die ernste und feurige Energie einer leidenschaftlichen Seele liegt schweigend im Centrum seines Wesens; eine zitternde Reizbarkeit ist durch Willenskraft so abgehärtet, daß sie auch das Aergste erträgt. Nichts von außen, nichts von innen kann ihn erschüttern. Eine leuchtende, schnell wandelbare Phantasie, ein durchdringender, forschender Verstand, ein wilder und tiefer Drang, das Aufjauchzen der Lust, die bitterste Qual des Schmerzes: alles dies ist in ihm, aber er gehört ihnen nicht an. Während er jedes Herz gewaltig fortreißt, bleibt sein eigenes fest und still; Worte, die in die innerste Tiefe des Herzens forschend eindringen, spricht er fast mit Kälte; im tiefsten Weh weint er nicht. Er ist König in seiner Welt, aber er übt seine Gewalt nicht nach Tyrannen-Art, nicht von der Leidenschaft geleitet, sondern von der milden und gütigen Vernunft; er beherrscht die Elemente wie der Frühling, der sie freundlich zwingt ans Licht zu treten.

Eine solche Ruhe, die volle Ueberlegenheit des Geistes über die Dinge fliegt den Menschen nicht durch Gunst des Geschickes zu, sie wird durch harte Arbeit erworben. Goethe hat es sich sauer werden lassen in seinem Leben; er ist durch die finsteren Höhlen des Geistes gewandert, furchtlos hat er die Geheimnisse der Dinge erforscht, aber stets mit dem festen Glauben und Willen, das Wahre zu finden. So ist sein Kopf klar und kalt geworden, während sein Herz warm blieb; die Welt hat für ihn nichts von ihrer Größe verloren, obgleich er allen Schein vertrieb; seine Mitmenschen nichts von ihrer Achtungswürdigkeit, obgleich ihre Niedrigkeiten ihm klarer vorliegen als irgend einem Anderen. Die höchste Weisheit war der Gewinn harter Kämpfe.

Ganz anders als bei Schiller ist seine Sprache voll von tieferer Meinung. Nur der liebevolle Forscher erkennt, was Alles in ihr verborgen ist. So hätte ein Franzose niemals schreiben können, dem die feingebildete, aber verarmte Sprache alle Freiheit versagt: schon darum ist der Vergleich mit Voltaire lächerlich, der ohnehin nur auf die Verneinung ausging.

Goethe's Weisheit stammt nicht blos aus Büchern, sondern hauptsächlich aus

dem Leben. In seinen Schriften spricht zu uns ein Geist, der gesehen, gelitten und gehandelt hat, über das, was er erprobte und erreichte. Oft enthält bei ihm ein leichter Zug Vorgänge aus der tiefsten Tiefe des Herzens; eine Maxime, die dem gedankenlosen Auge trivial erscheint, giebt die Lösung über verwickelte Perioden der Geschichte. So wird das Herz dieses Lebens ein Besitzthum für Alle.

Wenn wir Goethe lesen, so haben wir stärker als bei einem anderen Dichter das Gefühl unserer eigenen Gegenwart: mit vollem Ernst werden alle Probleme, die unser Geschlecht bewegen, uns vorgeführt, aber eine feste Hand leitet sie ins Gebiet der Schönheit. So schafft Goethe jenes höhere poetische Leben, das mit der Erscheinung zugleich das Wesen enthält, in dem er das Wort spricht, das wir Alle suchten.

Im folgenden Jahre 1828 übersetzte Carlyle einen großen Theil der „Helena" und gab eine Erläuterung dieses Gedichtes, in der sich bereits ein starker Einfluß von Novalis geltend macht, den er gerade damals eifrig studirte. Er giebt das Traumartige und Schattenhafte der Helena zu, findet aber gerade darin einen besonderen Reiz. Der Leser muß sich beständig anstrengen, nur nach und nach tritt Licht ein, immer klarer wird die Vision, bis zuletzt im himmlischen Strahl die volle liebliche Gestalt erscheint, freilich um bald wieder zu verschwinden. Es kommt überhaupt im Leben nicht darauf an, was wir gewinnen, sondern was wir thun, und so erhebt uns wahrhaft nur das poetische Werk, zu dessen Verständniß wir angestrengt mitwirken müssen.

Faust hat eine doppelte Bedeutung: das falsche Streben nach dem Glück und den Versuch eines mächtigen Menschen, sich einen eigenen Weg zu bahnen, da das allgemeine Licht, welches bisher den Pfaden der Sterblichen leuchtete, erloschen ist. Wie nun diese Seele aus dem Irrwege wieder ins rechte Geleise zurückkehrt, und was die antike Schönheit dabei zu thun hat, das zu erläutern hat Carlyle wohl versucht, es ist ihm aber nicht besonders gelungen.

Noch in demselben Jahre erschien die Anzeige von Goethe's Gesammtausgabe. Carlyle schildert die intellectuelle und moralische Anschauung der Zeit, und wie sie der Erscheinung eines großen Mannes harrte, um Licht zu gewinnen. Dieser Mann, welcher die Richtung wies, war Goethe; die Geschichte seines Geistes war die der deutschen Bildung. Darin liegt der tiefere Sinn von „Dichtung und Wahrheit". In England gewann das Buch darum nicht die rechte Anerkennung, weil man es las, ehe man seinen Helden kannte; man war verdrießlich, daß der Erzähler nicht in der hergebrachten Tracht des vollkommenen Gentleman auftrat, und übersah, daß es die Geschichte eines vollen Menschen war. Der unerschütterliche Ernst, mit dem dieser Mensch an seiner Bildung arbeitete, mit dem er in diesen harten, ungläubigen, dem Nützlichkeitsprincip ergebenen Zeiten den Gedanken der unsichtbaren Welt einführte, um die gemeine Wirklichkeit damit zu verklären, das ist das Erhebende dieses Buches. Leider kann der Kritiker nicht hoffen, Goethe wirklich kenntlich zu machen; er kann nur zeigen, daß er der Kenntniß werth sei.

In der ersten Periode seines Lebens hat Goethe jener namenlosen Unruhe, jenem blinden Ringen einer in Knechtschaft liegenden Seele, jenem traurig sehnsuchtsvollen Mißvergnügen, das Alle quälte, den melodischen Laut gegeben; in der zweiten hat er die Heiterkeit der erscheinenden Welt gezeigt; in der dritten Periode dringt er in die Tiefe des Wesens ein: die Wanderjahre, namentlich die pädagogische Provinz mit der Erläuterung der drei Religionsformen, führen uns in das Allerheiligste.

Zwei Eigenschaften sind es, die Goethe hauptsächlich charakterisiren. Die eine, daß bei ihm Alles, auch das Unsichtbare, sich zu greifbarer Gestalt verkörperte; die andere, daß der Reichthum seines Geistes mit gleicher Liebe Alles umfaßte. Indem es nun schien, als ob er nur das Vorhandene in schönster Form darstellte, schuf er das Neue, das wir suchten; indem er sprach, fühlten wir, daß wir eben das wollten gesprochen haben; es war, als ob wir selbst es sprächen. Man hat sich in unserem Zeitalter daran gewöhnt, die Poesie als artige Nebenbeschäftigung zu betrachten, Goethe hat uns gezwungen, sie zum Lebensstudium zu machen.

Noch war Goethe nicht gestorben, als

Carlyle bei der Anzeige eines Bildes von ihm den Ausspruch that, daß das Jahrhundert nur zwei große Menschen kenne: Napoleon und Goethe. Als Goethe starb, brach er in einen lauten, aber edeln Schmerzensschrei aus: in dem Tod eines großen Mannes blickt die Ewigkeit durch die Zeit. Goethe's Größe lag auch darin, daß er durch und durch echt war. Wenn er von Schiller sagte, es wäre gut gewesen, daß er jung starb, damit er der Nachwelt in diesem Bilde bewahrt bliebe, so war ihm selbst das höhere Loos vorbehalten: durch allen Wechsel der menschlichen Schicksale zu gehen, und durch alle edel.

Gleich darauf übersetzte Carlyle die Novelle und das Märchen, das letztere aus besonderer Vorliebe, die er mit Novalis theilt. Zugleich gab er eine Uebersicht seines Lebens und eine Anzeige der gesammelten Werke, in welcher das Bedeutendste Citate aus der Schrift eines angeblichen deutschen Humoristen, des Professors Teufelsdröck, waren, von der wir später hören werden. Es kommt ihm diesmal hauptsächlich darauf an, um mit Friedrich Schlegel zu reden, den Wilhelm Meister, d. h. die neue deutsche idealistische Poesie, als die größte Tendenz des Zeitalters neben der französischen Revolution darzustellen. Die Welt war in Dilettantismus verfallen, und von den alten Heiligthümern war nur noch der Geschmack übrig geblieben. Voltaire hatte Alles zerstört, was zu zerstören war, der Zerstörungstrieb war geblieben. Da suchte die deutsche Poesie und Philosophie nach dem wirklichen Leben, nach der Musik des Universums; in diesem erfolgreichen Streben ist Goethe nicht nur der größte Mann seiner Zeit, sondern eine Landmarke für alle Zeiten.

In der Betrachtung Goethe's wurde Carlyle doch durch einen Umstand sehr wesentlich bestimmt, den er sich selber nicht völlig klar machte. Zwar suchte er den ganzen Dichter zu fassen, ihm in allen Phasen seiner Entwicklung gerecht zu werden; am meisten regten ihn doch immer diejenigen an, deren Entstehen er selbst erlebt, an denen er geistig gewissermaßen mitgearbeitet hatte. Diese, hauptsächlich die Wanderjahre, die Sprüchwörter und der zweite Theil des Faust, wurden zugleich bestimmend für sein eigenes Schaffen.

Die Sammlung von deutschen Novellen, welche Carlyle 1827 herausgab, enthält außer den „Wanderjahren" drei Volksmärchen von Musäus, „Aslauga's Ritter" von Fouqué, von Tieck den „blonden Eckbert", den „getreuen Eckart", den „Runenberg", die „Elfen" und den „Becher", von Hoffmann den „goldenen Topf", von Jean Paul „Quintus Fixlein" und „Schmelzle's Abenteuer"; man muß gestehen, daß die Engländer von dieser Auswahl einen wunderlichen Begriff von der Richtung unseres Geschmacks erhalten mußten. Hinzugefügt ist eine Einleitung, in welcher die Engländer zum eifrigen Studium der deutschen Sprache ermahnt werden: in drei Monaten könne man ihrer mächtig sein, und kurze Biographien der betreffenden Autoren, die für den Deutschen nichts Neues enthalten. Auch in seinem Urtheil, z. B. über Tieck, lehnt sich Carlyle hauptsächlich an Schlegel. Man hat ihm nachgesagt, er habe eine besondere Vorliebe für Fouqué: ich kann das nicht finden. Das Urtheil, das er über diesen Dichter spricht, war damals das ziemlich allgemeine in Deutschland und ist erst später mehr aus politischen als aus ästhetischen Gründen umgewandelt worden. Im Gegentheil hatte Fouqué bei der Einseitigkeit, Klarheit und Oberflächlichkeit seines Idealismus, bei der Abwesenheit aller Mystik und aller tieferen Beziehungen nichts, was Carlyle besonders reizen konnte. Auch über Tieck spricht er sich mehr wohlwollend als begeistert aus: er rühmt ihn hauptsächlich wegen seines Kampfes gegen die drei Einheiten, der damals von den jüngeren Romantikern auch in Frankreich aufgenommen wurde. Hoffmann hatte damals in Frankreich bereits eine hohe Geltung, den Engländern stand er noch ziemlich fern, und Carlyle suchte ihn mehr zu entschuldigen als zu rühmen.

Die bedeutendste der Charakteristiken ist die Jean Paul's, des Dichters, der neben Goethe unter den deutschen Schriftstellern am gewaltigsten auf ihn einwirkte. — Er bekennt, daß der erste Eindruck seiner Darstellung etwas Abstoßendes hat: hin und wieder nimmt man wohl einen Lichtblick wahr, aber eben so oft begegnet man seltsamen Gedanken in einer seltsamen Form; groteske Zeichnungen, prachtvolle

pathetiſche Stellen, und dann wieder ein glänzender Witz, von welchem man nicht weiß, wie er mit jenem in Verbindung ſteht. Man hat die Empfindung eines koloſſalen Geiſtes, deſſen Gedanken und Bilder aber wild durch einander gehen; die Sprache iſt mit Figuren und Anſpielungen auf alle möglichen göttlichen und

völlig. Seine Worte ſind ſchwer zu verſtehen, ſie haben aber immer einen Sinn und oft einen tiefen; je näher wir zuſehen, deſto deutlicher treten uns Geſtalten und Gedanken entgegen, ſelbſt die Verwirrung wird eine Art Schönheit, bis endlich mit kräftigen Zügen die Geſtalt eines großen Geiſtes, eines ſtolzen und eigenartigen

Thomas Carlyle.

menſchlichen Dinge förmlich überſättigt; ſie fließt dahin nicht wie ein Strom, ſondern wie eine Ueberſchwemmung: überall Wirbel, die nach der Tiefe gehen, aber kein ſtetiger Fortgang.

Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn die Mehrzahl der Leſer ſich bald von ihm abwendet: aber wenn man ſich die Mühe nimmt, ihn zum zweiten, zum dritten Male zu leſen, ſo ändert ſich der Eindruck

Denkers, eines echten Dichters, eines hochgeſinnten, wahrhaftigen und liebenswürdigen Mannes vor uns ſteht.

Sein Verſtand iſt ſcharf, ungeſtüm, greift weit aus, entwindet auch dem ſprödeſten Stoff die verborgene und widerſtrebende Wahrheit. Seine Einbildung öffnet für uns das Land der Träume, wir ſegeln mit ihm durch grenzenloſe Abgründe, die Geheimniſſe von Raum und

Zeit, von Leben und Vernichtung schweben um uns in düsteren Wolkengestalten, ringsum unermeßliche Dunkelheit und Furcht. Selbst in den geringfügigsten Gegenstand greift er mit Riesenfäusten und zwingt ihn, irgend eine überraschende Form anzunehmen. Die Schätze aus allen Gebieten der Wissenschaft liegen in rohen Massen um ihn herum, die Art, wie er mit ihnen umgeht, hat etwas Titanisches: ungestüm, tausendfarbig drängt sich ein Labyrinth aus den wunderbarsten Elementen in seinen Werken durch einander.

Wenn sich seine Einbildungskraft zuerst gewaltig aufdrängt, so ist die leitende Form seines Geistes der Humor: in dieser seltenen Gabe steht er nicht blos in seinem Vaterland ohne Nebenbuhler, er ist unter den neueren in Europa der erste Humorist. Den Humor begrifflich zu bestimmen, ist schwer. Er entspringt nicht aus Verachtung, sondern aus Liebe, nicht aus dem Kopfe, sondern aus dem Herzen. Er ist mit der tiefsten Empfindung und den erhabensten Gedanken verknüpft, er führt nicht zum Lachen, sondern zu etwas Höherem, höchstens zum Lächeln, das aber oft trauriger ist als die Thränen.

Aehnlich hat Jean Paul selber in der „Vorschule der Aesthetik" den Humor definirt, beide Autoren bekennen mit Recht, daß dadurch das begriffliche Verständniß nicht sehr erweitert wird. Gleichwohl hat Carlyle in einem zweiten Aufsatz über Jean Paul, der noch in demselben Jahre erschien, einen zweiten Versuch gemacht, ohne erheblich Neues zu finden. Im ganzen kommt der Eindruck, den auf ihn die humoristische Verwirrung macht, darauf heraus, daß sie ihn nöthigt, sich als Leser selbst schaffend bei der Dichtung zu betheiligen. Das hat ihn nun so angeregt, daß er sich in seinen späteren Werken diese Darstellungsform künstlich aneignete; seine ursprüngliche war sie nicht.

Im weiteren Verfolge jenes ersten Aufsatzes nennt er Jean Paul mit Anspielung auf Goethe's Divan einen westöstlichen Dichter; in der Gelassenheit sowohl, wie in dem Ueberströmen seines Geistes liegt etwas Orientalisches, aber sein Gegenstand ist der Westen, das heißt das gebildete 19. Jahrhundert, in dessen Mitte er lebt, dessen eigentliches Leben er mit scharfem und geduldigem Auge studirt hat. Nur Wenige kennen die Welt besser, nur Wenige sind ihr freundlicher gesinnt. Seine Liebe ist warm, zärtlich und hält sich nicht hochmüthig auf den Höhen des Lebens, sondern umfaßt ebenso das Arme, Kleine und Unbedeutende; selbst noch seine Verachtung, obgleich sehr bestimmt, hat etwas Mildes. Die Natur in all ihren Offenbarungen liebt er mit einer tiefen, beinahe leidenschaftlichen Liebe, vom Sternenhimmel bis zum kleinsten Wiesenblümchen; Auge und Herz sind offen für ihre Reize und ihren mystischen Sinn. Nicht als Landschaftsmaler betrachtet er sie, sie ist sein Friedenstempel, in dem er betet, sie ist ihm das Symbol des ewigen Vaters: denn er ist ein religiöser Mann, das Gefühl der Ehrfurcht ohne alle Beimischung selbstsüchtiger Furcht liegt tief in seinem Herzen und ist die Glorie seiner Bildung.

Was man in unserer Zeit Geschmack nennt, muß man bei ihm nicht suchen. Der Geschmack ist nur etwas Ablehnendes, nichts Schöpferisches. In Frankreich, wenn man etwas Neues empfindet, heißt es: „Cela ne se dit pas!" Die Deutschen haben gezeigt, daß es sich allerdings sagen läßt.

Gerade um dem Leben von allen Seiten beizukommen, ist der Humor das angemessene Mittel: er führt die Welt in ihren lächerlichen Masken auf und zeigt, daß hinter diesen Masken nicht leere Gespenster, sondern fröhliche Gesichter stecken. Er malt in Arabesken, aber diese Arabesken sind eine Hieroglyphenschrift von tieferem Sinne. Die widerstrebenden Elemente in des Dichters Natur sind nicht an einander geklebt, sie sind mit einander vermählt.

Drei Jahre später, bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung Jean Paul's, ist Carlyle noch einmal auf seinen Helden zurückgekommen, er hat das Leben mit theilnehmender Ausführlichkeit nacherzählt. Ich hebe nur einen Punkt daraus hervor.

„Für uns Engländer hat dies Leben noch den Reiz ganz unerhörter Neuheit. Wie kann ein armer Mann sich der Literatur ergeben! Wie kann ein Mann ohne Capital den Mund aufmachen und zur Menschheit reden! Ein Mensch ohne erb-

lichen Grundbesitz, ein Mensch ohne Familienverbindung mit den höheren Classen, ein Mensch, der nicht einmal so respectabel ist, sich ein Gig halten zu können! Und doch scheint es wirklich so. Dieser Mensch war kein Lord, kein Gentleman, nicht einmal ein ‚Gigman', sondern einfach ein Mann. Das wäre selbst Lord Byron unglaublich vorgekommen, der einmal äußerte, von den neueren Schriftstellern zähle nur er und Thomas Moore, weil nur sie an dem High Life betheiligt wären.

„Jean Paul war nicht am High Life betheiligt; er schrieb auch keine Verse, er gründete auch kein System: dennoch muß man ihn zu den größten Dichtern und Philosophen seiner Zeit rechnen, denn die göttliche Idee der Welt stand in klarem Aetherlicht vor seinem Geist. Er erkannte das Unsichtbare auch unter den gemeinen Formen des Tages und strebte mit einem starken, nicht ungeweihten Herzen, es dem Sichtbaren darzustellen und die frohe Botschaft seinen Mitmenschen zu verkünden."

Dies ist der Sinn, in dem Carlyle 1827 bei Gelegenheit der deutschen Literaturgeschichte von Franz Horn die welthistorische Bedeutung der deutschen Literatur überhaupt darstellte. Das Buch ist jetzt völlig veraltet, es wurde auch damals nur als eine romantische Parteischrift geschätzt, und Carlyle irrte, wenn er es als den Ausdruck der öffentlichen Meinung betrachtete: es ist ihm auch nichts weiter als eine Gelegenheit, seine eigenen Ueberzeugungen auszusprechen.

Die deutsche Literatur hat sich schon in alten Zeiten durch Ernst und Tiefe ausgezeichnet, aber die Franzosen, nachdem sie Deutschland erst beraubt und geplündert, erzählten den übrigen Nationen, die Deutschen wären ein halb barbarisches Volk; die Franzosen bestimmten die öffentliche Meinung Europa's, und Europa war froh, sich nicht weiter um die deutsche Literatur kümmern zu dürfen.

Frau von Staël hat sie nun wieder entdeckt, und man schenkt ihr einige Aufmerksamkeit; aber es sind gerade durch sie nicht wenig neue Mißverständnisse verbreitet worden.

Zweierlei hauptsächlich wirft man der deutschen Literatur vor, sie habe einen schlechten Geschmack und sie sei mystisch. Als Proben des schlechten Geschmackes führt man die Burgverließe und Gespenster an, die Vehmgerichte und Banditen, den Mondschein und die thränenvolle Liebe. Das alles kann England eben so gut aufweisen: um eine nationale Bildung richtig zu würdigen, muß man die Höhepunkte der Literatur aufsuchen. Man spricht den deutschen Schriftstellern den guten Geschmack ab, weil sie keine Kenntniß der besten Gesellschaft haben. Abgesehen davon aber, daß die beste Gesellschaft oft den schlechtesten Geschmack hat, übersieht man, daß die Sache sich vollständig geändert hat. In Weimar findet sich die beste Gesellschaft Deutschlands zusammen.

Der Geschmack im modernen Sinn ist eine französische Erfindung. Er bestimmt, daß man nichts anderes reden soll, als was der Hofmarschall und die Akademie anordnet; die Kritik des Geschmackes besteht darin, die Verstöße gegen die Verordnungen des Hofmarschalls und der Akademie aufzuzeichnen. Die Deutschen haben einen anderen Begriff von der Kritik; sie sagen: laßt uns wissen, was wir lieben sollen, dann werden wir auch wissen, was wir verschmähen sollen. Wenn wir klar sind in unserem Bejahen, dann sind wir auch klar in unserem Verneinen. Mit dem umgekehrten Ende zu beginnen, ist thöricht. Bei den Deutschen besteht die Kritik darin, Verehrung des Großen zu predigen. Die Kritik ist der Dolmetscher zwischen dem Eingeweihten und Uneingeweihten, zwischen dem Propheten und denjenigen, welche die Melodie seiner Worte vernehmen, ohne ihren tieferen Sinn zu verstehen. Dies Amt führen sie aber nicht durch Declamation aus, sondern durch gründliches Studium der Gesetze der Kunst und der menschlichen Seele. So üben Kant, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Fichte, Jean Paul, die beiden Schlegel ꝛc. ihr ehrenvolles Amt: sie suchen Alle die göttliche Idee der Welt, die sich in dem Spiele der Kunst ebenso offenbart wie in dem Walten der Natur; sie suchen hinter dem Sichtbaren das Unsichtbare, hinter dem Wechsel der Erscheinungen die bleibende Realität.

Und das ist es, was schale Zeitgenossen ihnen als Mystik auslegen! Ihre Mystik besteht darin, den Zeitvertreib zu verban-

972433

nen und den Kern der Dinge aufzusuchen durch das Gefühl, durch den Gedanken. Diesen Weg hat die Kantische Philosophie eingeschlagen, und die deutsche Poesie wurde dadurch groß, daß sie sich ihr anschloß, daß sie die Kunst zur Trägerin der höchsten wesentlichen Ideen erhob.

In diesem Sinn ist die neuere Literatur der Deutschen ein großer Schritt in der allgemeinen Weltgeschichte. Sie ging auf in einem elenden Boden des allgemeinen Zweifels, des Mechanismus, der glaubenlosen Resignation in das Nützliche. Sie richtete sich auf in dem Glauben, daß Religion und Poesie nicht sterben können, ihre Brutstätte ist die Seele des Menschen, sie sind ewig wie er. Gleichviel welche Zeit, welcher Raum: gieb eine lebendige Menschenseele, die Unendlichkeit über ihr, unter ihr und rings umher, und Töne der Sphärenmusik mit Zeitungen aus einer höheren Welt werden sie heimsuchen auch in der gemeinsten Wirklichkeit. Glücklich der Mensch, glücklich die Nation, die im Stande ist, diese Zeitungen zu hören und sie festzuhalten in kennbaren Zeichen.

In gleichem Sinne studirte Carlyle 1831 auch die ältere deutsche Literatur; er gab seinen Landsleuten ein flüchtiges Bild von den Nibelungen, von Reineke, von Luther's und seiner Nachfolger geistlichen Liedern und zeigte, wie durchweg ein ernst suchender Geist sich in diesen Schöpfungen kund giebt. Eine echte Geschichte der Poesie müsse darauf ausgehen, diesen inneren Lebenskern des Volksgeistes aufzusuchen und sein Walten in den wechselnden Erscheinungen zu verfolgen. Nicht immer hielt er sich streng an diesen Grundsatz. In seinen Essays über die deutschen Dramatiker 1828—29 giebt er große Auszüge aus Zacharias Werner, der ihm schon aus Goethe's Protection bedeutend sein mußte, aus Grillparzer, Klingemann und Müllner. Was er von ihnen mittheilt, ist nicht gerade geeignet, die Achtung der Engländer vor deutscher Ehrlichkeit und deutschem Ernst zu erhöhen, und wenn er den damaligen Literaturhistoriker Taylor tadelt, das Schlechte der deutschen Literatur bunt durch das Bedeutende zu werfen, so kann man ihn selbst nicht ganz von diesem Fehler freisprechen. Jedenfalls wäre diese Satire gegen unreife Poeten besser vor ein deutsches Publicum gebracht worden, was sie freilich kaum bedurfte, da sein Geschmack nicht nach dieser Richtung ging.

Dagegen steht Carlyle auf seiner Höhe in dem Essay über Novalis 1829, der unter seinen Idealen sich als drittes neben Goethe und Jean Paul anreiht. Freilich täuscht er sich gleich zu Anfang, indem er annimmt, daß von Novalis' Werken 10000 Exemplare in Deutschland verbreitet sein mögen.

Novalis hat ihm außerordentlich imponirt und ihn mehr durch die Melodie als durch den Inhalt seiner Gedanken gefesselt. Er hat die Empfindung, daß in seinen Schriften ein tiefer Sinn verborgen liegt und möchte diesen Sinn gern seinen Lesern verständlich machen; aber er hat zugleich die Empfindung, daß es ihm selber nicht leicht wird, diesen Sinn zu fassen. Denn hier ist nicht blos wie bei Jean Paul eine wunderliche Form zu überwinden, eine seltsame Mischung von Humor und Prophetenthum, für die man das verbindende Element sucht, sondern hier steht ihm eine wirkliche Mystik gegenüber, eine Auffassung und ein Begriff des Lebens, der sich schlechterdings in die Formen der allgemeinen Philosophie nicht auflösen läßt. Trotz aller seiner Ehrfurcht vor dem Ewigen, dem Unsichtbaren, der göttlichen Idee der Welt ist Carlyle seiner Natur nach kein Mystiker, sondern ein klar und derb sehender Britte, der nur in seinen Ausdrücken über die hergebrachten Formeln hinausging. Für ihn selber hat Novalis etwas durchaus Unverständliches, und er findet es daher doch am gerathensten, den deutschen Commentatoren zu folgen, die damals Novalis' Theorie schlechthin aus Fichte herleiteten. So energisch er aber sich der dynamischen Auffassung des Lebens, wie sie diese beiden vertreten, gegen die mechanische Auffassung annimmt, die bloße Idealität von Raum und Zeit vertheidigt ꝛc., so kann er sich doch nicht verhehlen, daß sowohl der Begriff des Willens als der der Zeit, indem er von Fichte auf Novalis übergeht, einen durchaus verwandelten Charakter annimmt, und daß durch keine Deduction dem Verständniß nachzuhelfen ist.

Bedeutend ist der Essay nicht wegen seines Raisonnements, sondern nur wegen

seiner Sprache. Es sind lange Stellen aus Novalis übersetzt, aus den „Lehrlingen von Sais“, aus den „Hymnen an die Nacht“ ꝛc., zum Theil sehr glücklich, und man sieht, wie sich der Ton des Referenten selbst an dem Tone seines Vorbildes erhöht und adelt. Er wird nun allmälig sein eigener Ton, und wenn wir die Elemente seiner späteren prophetischen Periode aufsuchen, so werden wir neben Goethe's Wanderjahren, Schiller's ästhetischen Briefen und Jean Paul hauptsächlich der Gedankenform von Novalis begegnen. Daß er auch Herder's Schriften aus der prophetischen Periode studirt hat, ist mir außer Zweifel; urkundlich kann ich's aber nicht belegen. Mit Ausnahme einer einzigen Stelle spricht er über Herder immer sehr kühl. Diese Stelle verräth aber viel: in den Hymnen an die Nacht klingt ihm Herder durch! Wahrscheinlich wußte Carlyle selber nicht genau, wie diese Bemerkung ins Schwarze traf.

Sehr anmuthig ist das Schlußwort über Novalis. Er vergleicht ihn mit Pascal; er findet als seinen Hauptfehler eine gewisse Passivität des Geistes, einen Mangel an resoluter Manneskraft; es ist in ihm eine mädchenhafte Zartheit; seine Linien sind zu weich, zu fließend. Ebenso sein Denken: er sitzt in der Mitte reicher, tausendfältiger Combinationen, die sein Geist aus sich selber herausspinnt, aber er greift zu wenig thätig ein, die Fäden in einander zu verweben, das Unhaltbare vom Haltbaren zu sondern; mit seiner sinnigen, tiefen Liebe zur Natur und seiner Abtödtung des Ich hat er etwas Orientalisches: er erinnert an die ganze Kraft und Schwäche eines indischen Gymnosophisten. (Schluß folgt.)

Karlsbader Culturstudien.

Von

Karl Braun.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Volkssagen.

Während meines jüngsten längeren Aufenthalts in dem berühmten Karlsbad in Böhmen habe ich mich, soweit dies der für den dortigen Curgast obligatorische Müßiggang erlaubt, u. A. auch mit Karlsbader Antiquitäten beschäftigt.

Herr Professor Georg Schlosser daselbst, welcher die Karlsbader Stadtbibliothek verwaltet, hatte die Güte, mir eine ganze Reihe älterer Schriften über das Bad, welche vom sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart reichen, zur Einsicht zu gestatten. Es findet sich darin viel Interessantes und ich will das Beste, was ich gefunden, hier mittheilen.

Vorab bitte ich um Entschuldigung, daß ich mich nicht vorzugsweise oder ausschließlich mit den sogenannten „Volkssagen“ befaßte, welche hier und in der nächsten Umgebung grassiren. Ich habe nämlich, offen gestanden, von diesen sogenannten „Volkssagen“ eine möglichst geringschätzige Meinung.

Wie sich in neuester Zeit überall da, wo die Natur Steinkohlenbecken angelegt hat, socialistische und communistische Bewegungen zeigen (der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung ist noch nicht ermittelt), so sind in früheren Zeiten überall da, wo ein starker Fremdenverkehr stattfand, auch „Volkssagen“ entstanden, oder vielmehr künstlich fabricirt worden, weil man die Fremdlinge gern durch etwas Romantik anlocken wollte. Denn „so ein Bißchen Romantik, das klingt ja doch gar zu schön,“ u. s. w.

Ich selbst bin Rheinländer und im intimsten Verkehr mit allen Schichten der Bevölkerung aufgewachsen. Ich kann versichern, daß das eigentliche „Volk“ am Mittelrhein von allen den sogenannten „Volkssagen“, welche in den Büchern geschrieben stehen, nichts weiß und niemals etwas gewußt hat.

Um die Sache näher zu erläutern, werde ich eine der berühmtesten der sogenannten Volkssagen, nämlich die von der Lurley, welche durch die Gedichte von Brentano, Eichendorff und Heine in Jedermanns Mund ist, hier untersuchen. Man muß nur die betreffende Stelle des Rheins genau kennen, um schon aus deren Beschaffenheit Zweifel herzuleiten hinsichtlich der Existenz der zauberhaften Jungfrau. Weder die Lurley, noch der ähnlich gestaltete ihr gegenüber liegende Felsen können als Berge bezeichnet werden. Der Rhein durchbricht an dieser Stelle ein

mächtiges Schieferlager in tiefen und engen Windungen. Es ist nicht ein Strom, von Bergen umgeben, sondern ein Einschnitt, eine tiefe Rinne in dem beiderseitigen Land. Steht man auf der Spitze des Lurley-Felsens und geht nur etwa 300 Schritte weiter landeinwärts, so verschwindet der Rhein und der Einschnitt, den er gemacht hat, gänzlich, und die Gegend gewährt einen Anblick wie ein durch nichts unterbrochenes Ackerland. Diesseits geht der Pflug, jenseits geht der Pflug; und an der Stelle, wo die holde Jungfrau sitzen soll, wachsen Kartoffeln. So ist es seit vielen Jahrhunderten und es ist daher schwer zu begreifen, wann in dem Herzen und in dem Mund des Volkes — ich meine die wirkliche eingeborene Bevölkerung, welche auf dieser Scholle Landes lebt — die Lurley-Sage entstanden sein soll. Schwerlich hat sie einer dieser Bauern ausgesonnen, als er seine Kartoffelfelder hackte. Auch der Name Lurley hat durchaus nichts Feenhaftes. „Ley" heißt in mittelrheinischer Mundart einfach „Schiefer"; hier geht das Kind nicht mit seiner Schiefertafel oder seinem Rechenstein in die Schule, sondern mit seinem „Leyen". Eine Menge anderer Felsen, welche gerade so wie die Lurley ihre Schiefernase schroff ins Rheinthal hinausrecken, führen ebenfalls den Namen „Ley". So haben wir die Marley und die Roßley. Beides bedeutet den Felsen, unter dessen Schutz die Halfter-Pferde auszuruhen pflegen, welche die Kähne rheinaufwärts schleppen. Wir haben ferner die Erpelerley u. s. w. Alles das erklärt sich in natürlichster Weise und es ist deshalb, wenn man die Sache vom Standpunkt der Bewohner des Landes betrachtet, gar nicht zu ermessen, woher das Zauberhafte kommen soll.

Etwas Anderes ist es allerdings mit dem Standpunkte des wasserfahrenden Theils der Bevölkerung: der Schiffer. Für diese hat die Rheinstrecke unterhalb der Lurley, d. h. zwischen diesem Schieferfelsen und den rheinabwärts gelegenen Städtchen St. Goar und St. Goarshausen, eine verhängnißvolle Bedeutung. Das Rheinthal ist hier sehr eng; auf beiden Seiten drohen Klippen. In der Mitte befindet sich eine lange und breite Sandbank, welche namentlich in den Sommermonaten sich mächtig emporhebt; zugleich macht hier der Rhein einen scharfen Winkel, über welchen glücklich hinauszukommen schwer ist. Die Schiffe müssen den linken Arm des Flusses einhalten und eine sehr rasche Wendung machen, um durchzukommen. Noch weit schwieriger aber ist die Passage für die Flöße; an keiner Stelle des Rheins hat der Steuermann so seine Noth wie hier. Ist das Floß lang, so geräth der ganze vordere Theil desselben unter Wasser, wenn es die Windungen zwischen der Bank und den Klippen durchmacht; gleichwohl müssen die Flößer an den Rudern still halten auch auf die Gefahr hin, weggeschwemmt zu werden, weil an dieser Stelle ihre Arbeit doppelt so nothwendig ist. Hat man die Gefahr in dem engen Rheinarm überwunden, so treibt plötzlich der hier besonders raschfließende Strom mit aller Macht wider das rechte Ufer und bedroht das Floß mit der Gefahr, daran zu zerschellen. Um dieser Gefahr zu entgehen, muß es den sogenannten „Hund" loslassen, d. h. einen mächtigen Balken, welcher wider die Quai-Mauern anprallt, daß er oft wie ein Schwefelholz in der Luft zersplittert. Hierdurch wird der Stoß gebrochen und das Floß wieder etwas nach der linken Seite abgelenkt. Oefters läuft aber auch die Fahrt übel ab; wenn der Hund zu spät losgelassen wird, oder die beschriebene Wirkung nicht erzielt, so zerschellt das Floß an den Mauern und wird nur in Trümmern rheinabwärts getrieben.

Dies sind die Gründe, warum die Schiffer diese Strecke nicht lieben, und da seit den Zeiten des göttlichen Dulders Odysseus die Schiffer von einer weit größeren „Lust zum Fabuliren" beseelt sind, als die Landbewohner, so haben dieselben gerade in Betreff dieser Strecke des Rheinlaufs allerlei Mythen und sprichwörtliche Redensarten gebildet, welche Beachtung verdienen. Wenn sie Jemand verspotten wollen, so sagen sie, der Kaiser werde ihn mit der Fischerei auf dem Lurley-Felsen und mit der Jagd auf der St. Goarer Sandbank beleihen und dergleichen. Von der Lurley-Sage aber wußten auch die Schiffer nichts und erst in neuerer Zeit hat sie Eingang bei denselben gefunden; sie ist jedoch nicht tief gedrungen und überhaupt hat der Lurley-Felsen das Bißchen Romantik, das die Dichter um seine von der „Kartof-

sel-Allee" beschatteten Gipfel gewoben, zum Theil dadurch wieder eingebüßt, daß die rechtsrheinische Bahn den Felsen mit einem Tunnel durchbohrt hat. Das Loreley-Lied von Heine wird allerdings jetzt häufig gesungen, aber nur von den Gebildeten. Merkwürdig ist, daß der Rheinländer diese schwermüthige Melodie am liebsten singt, wenn es ihm so recht „cannibalisch wohl" und lustig zu Muth ist.

Auch der Ruhm des Echos am Lurley-Felsen, welches bekanntlich die alten Rhein-Sagen-Fabrikanten für die Stimme der gefährlichen Zauberin ausgegeben oder sonst irgendwie mit derselben in Verbindung gebracht haben, ist neueren Datums. Er stammt erst aus den Zeiten der Dampfschifffahrt und ist schwerlich älter als etwa vierzig Jahre. Das von den Landeseinwohnern gepriesene Echo ertönt nicht am Lurley-Felsen, sondern in St. Goarshausen und zwar durch den Wiederhall aus einer Vertiefung im St. Goarer Berg. Hier ist es, wo das Echo eine ganze Reihe von Tönen zwei-, dreimal hinter einander auf das Vollständigste wiederholt und wo der Klang der Töne durch den dazwischenliegenden breiteren und ruhiger fließenden Strom eine eigenthümliche Färbung erhält. In den sechziger Jahren war dieses Echo von St. Goarshausen zu einer Landesangelegenheit des Herzogthums Nassau emporgestiegen, von welcher man mehr sprach als von der ganzen Lurley-Sage: Der Amtmann von St. Goarshausen hatte, wie man sich in der dort landesüblichen kurz angebundenen Weise ausdrückte, „das Echo verboten", d. h. er hatte untersagt, dasselbe durch Musik oder andere Töne zu wecken, weil sonst der Schlaf seiner Kinder gefährdet sei. So folgten dann Contraventionen und Strafen und endlich bemächtigte sich das Oppositionsblatt der Sache, um den Amtmann in einem satirischen Gedicht zu verhöhnen. Darauf erhob man eine Anklage wegen Amts- und Dienstehrenkränkung schwersten Kalibers. Die Untersuchung ging wiederholt durch alle drei Instanzen und endete damit, daß der Redacteur zu mehreren Wochen Gefängniß verurtheilt wurde und dieselben auch besitzen mußte. Dies war einer der vielen abderitischen Processe, welche zu jener Zeit in Nassau geführt wurden und einen Theil jenes Schattens bildeten, welchen die Ereignisse von 1866 vor sich herwarfen.

Das Echo an der Lurley dagegen erfreute sich niemals einer solchen Berühmtheit, sondern wurde nur zu Gunsten der reisenden Fremden unterhalten, welche ein Trinkgeld bezahlen mußten für die Abfeuerung der Böller, die entweder ein auf dem linken Rheinufer wohnender Troglodyte oder ein Schiffsjunge auf dem Dampfboot besorgte. Es war das Echo der Touristen, während das von St. Goar und das von Oberwesel (welches antwortete „Esel") die der Einheimischen waren. Das Echo der Lurley ließ man „arbeiten", wie man in der Schweiz Wasserfälle für Geld sehen läßt.

Eines Tages, so erzählt man, fehlte auf dem Dampfboot der Böller und auch der linksrheinische Höhlenbewohner schien einem besseren Beruf nachzugehen als dem, das Echo zu kitzeln; auf dem Boot aber befanden sich neugierige Menschen — oder sagen wir lieber wißbegierige Reisende —, welche um jeden Preis „die Stimme der Zauberin" zu vernehmen wünschten und den Capitain darum drangsalirten. Der Capitain, gefällig wie Dampfschiffscapitaine immer sind, fragte unter dem reisenden Publicum nach, ob Niemand Pistolen mit sich führe. Nein, aber einen „Dollich", rief ein biederer Oesterreicher.

Das ist die einzige Volkssage, welche sich an das Lurley-Echo knüpft; ich habe sie *selbst in Oesterreich* erzählen hören; dort hat man sie aber einem *Ungarn* auf den Leib gedichtet.

So also ist es mit der Lurley-Sage beschaffen. Aehnlich verhält es sich mit den zahlreichen Sagen von Kaiser Karl dem Großen. Richtig ist, daß derselbe in dem linksrheinischen Ingelheim eine Pfalz, d. h. eine kaiserliche Burg besessen hat; dort soll er, so sagt man, einmal den Frühling verlebt und während der Zeit die gegenüberliegenden rechtsrheinischen Bergabhänge beobachtet haben. Da habe er dann bemerkt, daß auf der Kante des Rüdesheimer Berges kein Schnee liegen bleibe oder wenigstens derselbe dort früher als an allen anderen Orten zu schmelzen pflege. Auf Grund dieser Beobachtung habe er da Weinberge angelegt, indem er die Reben dazu aus Orleans habe kommen lassen. Die ganze Geschichte ist natürlich nicht

wahr. Die ältesten Nachrichten über den Weinbau im Rheingau datiren aus der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts. Der Weinbau an der Mosel ist viel älter; ihn hat schon Ausonius in seiner „Mosella" beschrieben. Auch hat man auf dem Rüdesheimer Berg niemals französische Orleans-, sondern immer deutsche Rießlingtrauben gebaut. Ohne allen Zweifel war der Rüdesheimer Berg zur Zeit Karl's des Großen und noch geraume Zeit hernach eine Wildniß. ....?

Man würde mich mißverstehen, wenn man aus obiger Auseinandersetzung den Schluß ziehen wollte, daß ich überhaupt an deutsche Volkssagen nicht glaube; ich will damit nur sagen, daß die Kunst, solche in echter Beschaffenheit aufzufinden und zu sammeln, sehr schwer und dagegen die Versuchung, deren künstlich zu fabriciren, sei es zu Nutz und Frommen der Curgäste und des verehrlichen reisenden Publicums oder zu anderen dergleichen nicht minder löblichen Zwecken, sehr groß ist. Sammler, wie die Gebrüder Grimm für das Kattenland, Kuhn für Westphalen, Pröhle für den Harz, Gräsſe für das Königreich Sachsen, Rochholz für das Aargau und die Gebrüder Stöber für das Elsaß, sind selten. Oft auch werden die Sammler selber das Opfer der Täuschung. Ich will dafür nur ein Exempel anführen, jedoch ohne Namen zu nennen: Ein Gymnasiallehrer war eifriger Freund und Sammler von Volkssagen, und da ihm seine Verhältnisse nicht erlaubter, auf deren Jagd in demjenigen Umfange auszugehen, wie er es wünschte, so kam er auf den Gedanken, sich der Schüler seiner Gymnasialclasse gleichsam als „Treiber" zu bedienen. Er gab denselben eine genaue schriftliche Instruction, wie man sich anzustellen habe, um Volkssagen einzufangen. Sie sollten die bekannten „ältesten Leute" fragen, alte Schäfer und sonstige in der Einsamkeit lebende Menschen aushorchen, sich dabei jedoch sehr ernsthaft und gesetzt benehmen, Glauben und Bewunderung heucheln und vor allen Dingen nicht lachen. Mit dieser Instruction versehen, gingen die jungen Herren in die Ferien und da sie für die Einlieferung einer jeden Sage auf Dank zu rechnen hatten, so war es natürlich, daß sie, zum Cursus zurückgekehrt, deren mitbrachten. Da man aber Sagen nicht finden kann, wo keine sind, und da ferner auch da, wo sich deren finden, das Sammeln derselben eine sehr schwierige und die Kräfte eines Gymnasiasten zuweilen übersteigende Aufgabe ist, und da endlich auch ein junges Blut während der ihm kärglich zugemessenen Erholungszeit unterhaltendere und lustigere Dinge zu treiben weiß, als das Aufspüren von Sagen, so hatten sich die guten Gymnasiasten, um ihrem verehrten Herrn Lehrer den Spaß nicht zu verderben, soweit es ihnen ihre Mittel erlaubten, entweder selber Sagen gemacht oder sich von Anderen deren machen lassen und überlieferten solche ihrem Professor, der sie in gutem Glauben annahm, um sie der nächsten Auflage seiner unsterblichen Sammlung einzuverleiben.

II.

Karlsbader Volkssagen.

Der Karlsbader Sagenkranz flicht sich um die Person des deutschen Kaisers und böhmischen Königs Karl IV. Er soll nicht nur die Stadt gegründet, sondern auch das Bad entdeckt, oder wie es in einem alten Schmöker heißt, „erfunden" haben. Ueberall findet man sein Andenken verherrlicht. Eine Menge Häuser sind nach ihm benannt. Es giebt außerdem eine Karlsbrücke, einen Kaiserbrunnen, einen Kaiserwald, eine Kaiserstraße, einen Kaiserpark u. s. w. An der Ecke des Rathhauses steht seine Statue im kaiserlichen Krönungsornate. In der rechten Hand hält er das Scepter und mit der linken stützt er sich auf einen alten schweinsledernen Folianten, welcher, wie man mir sagte, die „Goldene Bulle" vorstellen soll. Die Figur selbst aber hat eine so verzwickte windschiefe Stellung, als wenn Seine Römische Majestät deutscher Nation geruht hätte, etwas zu stark zu frühstücken.

Wenn man von Karlsbad auf dem rechten Ufer der Tepl hinaufsteigt nach Lützow's Villa, die auf einer exquisit schönen Stelle von einem Mecklenburger Edelmann mit viel Geschmack und Sorgfalt aufgeführt ist, und wendet sich dann rechts, so kommt man auf eine Anhöhe, welche einen schönen Blick auf das Thal gewährt und das Monument Karl's IV. trägt. Die Statue des Kaisers steht auf einer etwa

zwei Stockwerke hohen Granitsäule mit korinthischem Capitäl. Das Postament trägt die Inschrift: „Dem Gründer die dankbare Stadt zur Erinnerung an das fünfhundertjährige Jubiläum.“ Das Denkmal wurde am 12. September 1858 eingeweiht. Kaiser Karl IV. soll 1358 die Stadt fundirt haben. Beweisen kann man es freilich nicht. Auf der Granitsäule stand früher eine weibliche Figur mit einem Füllhorn, genannt „Abundantia“. Diese Abundantia ist nun in den Hintergrund gerückt, wo sie auf ebener Erde und halb im Gebüsche versteckt, ein dunkles Dasein führt und neidische Blicke schleudert nach dem erhabenen Standpunkt, welchen statt ihrer der „Gründer“ jetzt einnimmt. Die Statue des Kaiser Karl ist von A. Geiß in Berlin in Zink gegossen, und auch die Granitsäule soll (was ich jedoch aus mineralogischen Gründen bezweifle) aus Berlin stammen. Als ich das letzte Mal die Karlshöhe bestieg, traf ich dort zwei wißbegierige und witzige Berliner. Sie knüpften sofort ein Gespräch mit mir an, fragten zuerst, was denn dieser „olle“ Kaiser „gegründet“ habe, und dann, was Abundantia auf deutsch heiße. Ich antwortete ihnen wahrheitsgemäß: „Die Hülle und Fülle.“ Darauf brachen sie beide wie auf Commando in ein wieherndes Gelächter aus, und der Eine rief: „Dann is det ja eine Wurst!“ Nun war die Reihe zu fragen an mir, und ich erhielt die Erläuterung dahin, das einzige Ding, das wirklich die Hülle und die Fülle zugleich besitze, sei eine Wurst, die Hülle sei die Haut und die Fülle der Inhalt, das habe in den „Berliner Wespen“ gestanden, und was darin stehe, da könne man „Jift druff nehmen“.

Was mich anlangt, ich würde die „Abundantia“ nicht depossedirt und Karl IV. nicht hinauf geholfen haben. Denn erstens ist es mit seiner „Erfindung des Bades“, wie ich in Verfolgung meiner Ansichten über die sogenannten „Volkssagen“ darthun werde, recht windig bestellt. Und zweitens hat er sich schwer an Deutschland versündigt. Karl war ein guter Luxemburger und ein noch besserer Böhme, aber ein miserabeler Kaiser; freilich immer noch etwas besser als sein Sohn und Nachfolger, der böhmische Wenzel, welcher vor dem Königsstuhl von Rhense oberhalb Coblenz (König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher die deutsche Kaiserwürde ausschlug, hat diesen Königsstuhl, der den Einsturz drohte, restauriren lassen) abgesetzt wurde, nachdem er vorher seinem Nachfolger die kaiserliche Würde für einige Fuder Wein verschachert. „Nimm,“ so soll er, nach Karl Simrock, bei der Geschäftsübergabe zu dem neuen Inhaber der Firma gesagt haben,

„Nimm Scepter denn und Krone hin,
Nimm Alles, was ich trage,
Und trübt dir Sorge einst den Sinn,
Dann denk' an mich und sage:
Der Wein ist mehr als Kronen werth,
Das hat mein Kaiser mich gelehrt
Beim Königsstuhl zu Rhense.“

Die drei Luxemburger, Karl IV. von 1347 bis 1378, Wenzel von 1378 bis 1411 und Sigismund von 1411 bis 1437, haben zusammen beinahe hundert Jahre regiert, aber nur für Böhmen gesorgt und Deutschland in immer größeren Verfall gebracht.

Der weltkluge, welterfahrene und nach damaligen Begriffen weit gereiste, fremder Völker, Städte und Sitten kundige „Erfinder“ von Karlsbad ist richtig porträtirt in einem der Romane von Willibald Alexis, dem Walter Scott der märkischen Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches. Karl verkaufte eine Domäne, eine Einnahmequelle, eine Berechtigung des Reiches nach der anderen, um für Böhmen etwas zu lucriren. Um seinem Sohne die Nachfolge zu sichern, räumte er den deutschen Kurfürsten die weitestgehenden Rechte und Vortheile ein. Die Wahlcapitulationen, kraft deren sich die Kurfürsten gegen die Zusage, diesen Candidaten zur Kaiserwürde zu wählen, von demselben Bezahlung auf Kosten des Reiches und seiner Rechte versprechen ließen, diese Bestechungsverträge, dieser Mißbrauch der öffentlichen Gewalt zu privaten Zwecken, welcher bis dahin nur geduldet war, wurden von Karl IV. durch sein neues Reichsgrundgesetz, die 1356 auf dem Reichstage von Metz (das schon 200 Jahre später durch den Verrath eines deutschen Kurfürsten dem Reiche verloren ging) publicirte „Goldene Bulle“, feierlich sanctionirt und in ein System gebracht. Heimfallende Reichslehen zog er für die Krone Böhmen ein, der er auch

die Schätze zuwandte, die er als Kaiser (1354 und 1368) in der Lombardei erbeutet hatte. Kurz, er riß das Reich in Trümmer, um sich daraus in Böhmen ein Häuslein zu bauen.

Böhmen allerdings hat ihm Vieles zu danken. Er förderte dort die Cultur und stellte die Ordnung wieder her, machte im Gegensatz zu seinen kaiserlichen Pflichten, wonach er reihum auf den verschiedenen „Pfalzen" und „Reichskammergütern" residiren und richten mußte, Prag zu seiner ausschließlichen Residenz und stiftete dort, um seine Böhmen, die das trotz der Versicherungen des Onkels Palacky (sprich: Palazky) und des Pan Rieger recht nöthig hatten, zu bilden, verschiedene Bildungsanstalten, darunter auch die Universität, welche er nach dem Muster von Paris und Bologna organisirte.

Ohne Zweifel ist Karlsbad nach Karl IV. genannt. Aber um so genannt zu werden, mußte es zu dessen Zeit schon ein Bad sein. Gebadet hat Karl hier erst in den Jahren 1370 und 1376. Dagegen hat er schon 1364 an der Stelle, wo jetzt der sogenannte „Thurm" steht, ein Schloß errichtet, welches von Hayeck in dem Verzeichniß alter Schlösser Böhmens unter dem Namen „Schloß Wary" aufgeführt wird. Man baute aber damals schon die Schlösser nicht in den Urwald und in die Wildniß, sondern an Orte, wo bereits Menschen wohnten, welche im Stande waren, den Bedürfnissen kaiserlich-römischer Majestät standesgemäß Genüge zu leisten. „Wary" heißt auf deutsch warm, und es scheint dies auch schon ein halbes Jahrhundert vor Erbauung des Königsschlosses der ursprüngliche Name von Karlsbad gewesen zu sein. Denn der Luxemburger Johann, der Vater und Vorgänger Kaiser Karl's IV. soll schon 1325 das Städtchen Warmbad oder Wary mit den Dörfern Thiergarten (jetzt heißt es Sanct Leonhardt) und Drahowitz belehnt haben.

Im Widerspruch mit alledem erzählt aber (wir folgen hierbei den Worten eines dortigen Schriftstellers) die sogenannte „Volkssage" Folgendes:

„Einst durchstreifte Kaiser Karl jagend die dichten und weiten Forsten, welche damals von dem Städtlein und der Burg zu Elbogen, wo er sich aufhielt, bis ins Tepelthal und weit über dasselbe hinaus sich erstreckten. Hier geschah es einst, daß der König, einen edeln Sechzehnender verfolgend, bis auf die steilen Höhen gelangte, die wir heute als den Aberg und das Stadtgut kennen. Die Jagd war im vollsten Zuge, das laute Gebell der Rüden lockte den strebenden Jäger immer vorwärts, und so kam er bis an die ragenden Felsen des Hirschensteins. Dort brach das gescheuchte Wild hinab in die Thalschlucht, verfolgt von den Hunden, welchen allen Karl's Lieblingsdogge voranjagte. Doch bald schlug ein klägliches Geheul aus der Tiefe an das Ohr des Nacheilenden; er erkannte den Laut seines Lieblings, folgte in der Richtung und stand bald staunend vor einem Schauspiele, das er kaum je geahnt. Aus einem Teiche stieg in mächtige Dämpfe gehüllt eine Wassersäule empor; verbrüht lag zu den Füßen des Herrn der Hund und verkündete heulend des Sprudels gewaltige Hitze. Karl stieß ins Horn und alsobald ertönte es erwiedernd von nah und fern; das zersprengte Jagdgefolge eilte herbei und sah staunend das Neuentdeckte. Des Kaisers Leibarzt, nach flüchtiger Untersuchung den arzneilichen Gehalt des Quells erkennend, rieth ihm zu dessen Gebrauch, und als Karl von seinen Wunden durch des Bades Heilkraft genesen, beschloß er, dafür dankbar, daselbst eine Stadt zu bauen und ihr seinen erlauchten Namen zu geben. So entstand Karlsbad."

Ohne Zweifel eine recht „anmuthige Sage", nur schade, daß sie nicht wahr, sondern erst geraume Zeit später, entweder um sich bei Majestäten angenehm, oder um für das Bad Reclame zu machen, erfunden, das heißt künstlich fabricirt ist. „Tutto fatto per arte!" sagte immer mein süditalienischer Vetturino, wenn er irgend wo gefälschten Wein fand, im tiefsten Tone sittlicher Entrüstung. Auf gefälschte Sagen paßt es nicht minder.

Vorab war Karl IV. gar so kein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn, sondern ein pfiffiger, gelehrter, diplomatischer Duckmäuser, welcher der List den Vorzug vor der Gewalt gab. Zweitens aber konnte Karlsbad nicht damals noch entstehen, sintemalen es bereits seit einem halben Jahrhundert wenigstens vorhanden war.

Ueberhaupt war die Umgegend von Karlsbad schon lange keine Wildniß mehr. Die Stadt Elnbogen stand schon seit Jahrhunderten und galt als eine nach damaligen Begriffen uneinnehmbare Festung. Der Ort Zettlitz kommt schon um das Jahr 1250 in Urkunden vor, er hat eine Pfarrkirche, welche als ecclesia mater, als Mutterkirche, für die umliegenden Kirchen und Pfarreien und Kaplaneien gilt, welche Filiale bilden. Die Dörfer Thiergarten und Drahowitz bestanden auch schon. Ebenso die Burgen Engelhaus, Buchau und Neudeck. Und zwar sind dort die ältesten Gebäude aus dem Sprudelsteine gebaut, welcher sich nur bei Karlsbad findet. Also mußte der Ort und der Sprudelstein schon lange vorher Jedermänniglich bekannt sein. Endlich sind jedenfalls der Name Wary, welcher sich an der Stelle, wo das heutige Karlsbad liegt, schon auf der von 1232 datirenden Dobner'schen Landkarte von Böhmen vorfindet und „warm" oder „kochend" (sagen wir lieber kurzweg „Sprudel") bedeutet, und die Namen der beiden Flüsse „Tepla", d. i. die warme, und Eger oder „Ogra", d. i. die erwärmte, Namen, die alle schon im 13. Jahrhundert vorkommen, ein Beweis, daß die warmen Quellen, welche das Zufrieren der genannten Flüsse verhindern, weit früher bekannt und benutzt waren, als angeblich Karl IV. den Sprudel mittelst des Hundes entdeckte. Auch die berühmten lateinischen Hexameter des Bohuslav von Hassenstein († 1510) aus dem edeln Hause Lobkowitz (Näheres über denselben findet sich in den „Tschechischen Gängen" von Richard Andree, Bielefeld u. Leipzig, 1872, Seite 120), welche sich am Mühlbrunnen eingegraben finden und aus dem Ende des 15. oder dem Anfange des 16. Jahrhunderts datiren, wissen noch nichts von dieser Entdeckung. Sie lauten auf deutsch so:

„Quelle, des Preises werth helikonischer Musen, verkünd' uns
Deutend, woher die kochende Gluth, die sprudelnden Ströme
Schwefels oder (ein Wunder zu schaun!) des erbrausenden Kalkes?
Wallen die Wogen dir heiß ob der unterirdischen Flamme,
Die den sicilischen Aetna durchglüh'n? Hat etwa des Pluto
Nähe die Massen erwärmt? O weichet Gestade von Bajä,
Weich' o Quell' am ausonischen Strom des alten Timavus,
Weich' auch du, die nahe dem Rhein entstiegen der Erde,
Durch des Karolus Tod, des trefflichsten Herrschers geadelt!
Wie so wollig entsteigen zur Luft die qualmenden Dämpfe,
Und wie lieblich gestaltet und bunt der verhärtete Stein sich,
Den du benetzt! So strahlt selbst Iris, die herrliche, nimmer!
Fließe denn fort, du heiliger Quell', durch ewige Zeiten,
Hilf mit belebender Gunst dem siechen Menschengeschlechte;
Weck' im Geiste die Kraft und verjünge mit Reizen die Jungfrau,
Die vor dem nahenden Tode gebebt; dir beuge sich machtlos
Schwindend jegliches Leid, und freudiger kehre zur Heimath,
Wer in dem heilenden Strom die gebrechlichen Glieder gebadet!"

Man sieht also, mit der „anmuthigen Sage" ist es gar nichts. Erstens ist sie nicht wahr. Das thut freilich an sich nichts, denn das würde sie mit anderen wirklichen Sagen gemein haben. Zweitens aber liegen die Dinge so, daß sie unmöglich im Gehirne des Volkes entstehen und durch den Mund der Eingeborenen weiter verbreitet werden konnten; denn die mußten ja doch das alles viel besser wissen. Es ist also überhaupt keine Sage, sondern ein künstliches Fabricat, welches wahrscheinlich erst aus dem 16. Jahrhundert datirt und einen jener Halbgelehrten zum Urheber hat, welche zu hochnasig sind, um zum Volk, und zu unwissend, um zu den Gelehrten zu gehören, welche, wie dies der gemeine Sprachgebrauch sehr gut ausdrückt, „auf den Wagen zu kurz sind und auf den Karren zu lang".

Gewiß ist, daß Karl IV. in Wary gebadet und gewohnt, und wahrscheinlich, daß damals die Stadt, welche dem Kaiser Vieles verdankte, den Namen „Kayser-Karls-Bad" (denn so heißt es in den alten Schriften, Urkunden und Büchern) angenommen hat; und da nun in der Nähe ein Berg war, welcher der Hirschensprung oder der Hirschberg hieß (ein Name, welcher sehr häufig vorkommt, so weit die deutsche Zunge klingt), so hat denn wohl irgend ein scharfsinniger Scholiast die beiden Namen zusammengekoppelt und daraus die „anmuthige Sage" geflochten von

dem Hunde Karl's, welcher sich, den Hirsch verfolgend, in dem Sprudel-Wasser das Fell verbrüht hat.

An und für sich haben solche Dinge gerade keine welthistorische Wichtigkeit. Aber es gewährt doch vielleicht einiges Interesse, einmal die Nase ein wenig in jenes Laboratorium zu stecken, worin man sogenannte „Volkssagen" destillirt. Als ich so weit mit meiner „vernichtenden" Kritik gekommen war, hatte ich einen guten Einfall. Ich will ihn im nächsten Capitel erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Deutsche Jugend. Illustrirte Monatshefte. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Seit einigen Jahren erscheint im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig unter dem Titel „Deutsche Jugend" eine illustrirte Monatsschrift, die uns in der angenehmsten Weise als ein verwandtes Unternehmen erscheint und daher unseren Lesern für die Kinderstube angelegentlich empfohlen sein soll. Wie unsere Monatshefte die Aufgabe verfolgen, die Unterhaltung und Belehrung durch hervorragende Vertreter der deutschen belletristischen und wissenschaftlichen Literatur in die Familien einzuführen, so sind diese „illustrirten Monatshefte für die Jugend", welche von Julius Lohmeyer redigirt werden und deren illustrirter Theil unter der künstlerischen Leitung von Oskar Pletsch steht, der höchst wichtigen Aufgabe gewidmet, den im kindlichen Alter stehenden Unterhaltungsbegierigen und lernbedürftigen Familienmitgliedern geeigneten Stoff zu bieten. Aus dem reichen Inhalte der früheren Hefte könnten wir mancherlei Empfehlenswerthes anführen, so u. a. Erzählungen und Märchen von Herman Schmidt, Heinrich Viehoff, Ottilie Wildermuth ꝛc.; ferner Gedichte von Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Simrock, Trojan ꝛc. Die zuletzt ausgegebenen Hefte enthalten eine allerliebste Geschichte von Theodor Storm, „Pole Poppenspäler", mit Illustrationen von Offterdinger, die in jeder Hinsicht alles Gute, was zur Empfehlung des Unternehmens gesagt werden kann, bestätigen wird. Die Illustrationen sind übrigens durchgängig von künstlerischer Vollendung und somit als Bildungsmittel sehr werthvoll.

Moritz Hartmann's Gesammelte Werke. Zehn Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Mit einem wehmüthigen Gefühle zeigen wir die Gesammelten Werke eines unserer frühesten und treuesten Mitarbeiter an, dessen Name nicht nur als hochbegabter Dichter und geistvoller Schriftsteller, sondern auch als muthiger Vorkämpfer für die Einheit des deutschen Reiches allen Herzen theuer war. Zwar ist das Resultat der langen Kämpfe vielleicht ein anderes, als Hartmann geahnt, aber wäre er länger am Leben geblieben, so würde er ohne Zweifel an den Errungenschaften der letzten Jahre freudigen Antheil genommen haben. Die Popularität seines Dichternamens knüpft sich an die Reimchronik des Pfaffen Mauritius, an jenen humoristischen Ausdruck gewisser Stimmungen im Frankfurter Parlament, und mit innigem Antheil liest man auch heute noch die Aufzeichnungen, welche der von dichterischer Begeisterung durchglühte, damals junge Mann über seine Erlebnisse in Prag, Frankfurt, Wien und Stuttgart während der revolutionären Bewegung jener Tage hinterlassen hat. Die Monatshefte erfreuten sich lange Jahre der eifrigen Mitwirkung Moritz Hartmann's; viele der Skizzen und Novellen, welche in diesen Gesammelten Werken enthalten sind, traten zuerst durch die Monatshefte in die Oeffentlichkeit, was wir mit gerechtem Stolze hier hervorheben, da die Herausgeber der Gesammelten Werke nicht genöthigt waren, die frühesten Quellen zu benutzen, und daher nicht immer diesen immerhin erwähnenswerthen Umstand angemerkt haben. Mag Hartmann als geistvoller Schriftsteller bedeutend sein, am hervorragendsten ist er doch als lyrischer und epischer Dichter, und viele seiner Gedichte und Erzählungen werden bleibend zu den schönsten Blüthen unserer Poesie gehören. Seine Gesammelten Werke sind jedenfalls ein Schatz der edelsten Producte dichterischen und schriftstellerischen Schaffens und zeigen einen der begabtesten und liebenswürdigsten Menschen in unermüdlichem Streben und Ringen nach den höchsten Gütern unseres Erdenlebens. Die beiden ersten Bände der Gesammelten Werke enthalten die lyrischen und epischen Poesien; die vier folgenden Bände geben außer dem „Tagebuch aus Provence und Languedoc" und dem „Krieg um den Wald" die kleineren Novellen und Erzählungen, unter denen sich Meisterstücke der vollendetsten und liebenswürdigsten Art finden. Auch der achte und neunte Band bringen größere Erzählungen. Der zehnte enthält Skizzen und Dramatisches. Es hätte sich wohl noch Manches aus Hartmann's schriftstellerischer Thätigkeit beifügen lassen, aber diese von Freundeshand besorgte Auswahl ist jedenfalls ein charakteristisch treues Denkmal für den Heimgegangenen.

Neueſtes aus der Ferne.

Japaneſiſche Gebräuche.

Daß der größte Theil der Japaneſen aus Buddhiſten beſteht, iſt bekannt, und ihre Cultusformen ſind zuweilen für unſer Gefühl höchſt komiſch. So z. B. klatſcht der Betende dreimal in die Hände, um ſeinen Gott von ſeiner Ankunft zu benachrichtigen; Opfergaben ſind üblich, harte Bußen werden von den Prieſtern auferlegt. Das Wunderlichſte auf dem Gebiete des Aberglaubens iſt wohl folgendes Verfahren der Betenden, die ein äußeres Zeichen der Erhörung erlangen wollen. Sie kauen Papier und ſpucken es auf das Götterbild. Bleibt es haften, dann ſind ſie erhört, fällt es zu Boden, ſo iſt die Bitte umſonſt. Weihrauchfäſſer, Roſenkränze, Bilder ſind von der buddhiſtiſchen Religion untrennbar. Sonderbarerweiſe befinden ſich in der Nähe jedes Tempels Theehäuſer, Orte, die nicht gerade den Begriff der Moral in ſich ſchließen, da die Bewohnerinnen nicht der ſtrengen Sitte huldigen. Weshalb die vordere Haarlocke bei den jungen Japaneſen abraſirt iſt, wird Vielen räthſelhaft ſein. Es iſt Brauch, daß, ſobald der junge Mann 15 Jahr alt wird, ein Pathe ihm die Locke abſchneidet und ihm einen anderen Namen giebt. Dieſe Locke wird aufbewahrt, um ihm ſpäter mit in den Sarg gelegt zu werden. Dreißig Procent der Japaneſen werden nach ihrem Tode verbrannt, nämlich diejenigen, die ſich zur Secte Mon-to bekennen. Die Reichen kommen in ſitzender Stellung in einen mit Zinnober ausgefüllten viereckigen Sarg. Ein neuer Name wird dem Verſtorbenen gegeben, und unter dieſem ſtellt man ihn ſich in der Schaar der Seligen vor. Die Lebendigen verſtehen es, ſich ihr Leben, ihr Haus und ihren Handel ſo bequem wie möglich einzurichten. Es iſt erſtaunlich, wie zierlich Eß-, Studir- und Schlafzimmer möblirt ſind, wie luxuriös das Boudoir der vornehmen Japaneſin ausgeſtattet iſt. Auch Hotels für reiche wie für arme Reiſende finden ſich. Während der Geburtstagsfeier des Mikado bei dem kaiſerlich japaniſchen Geſandten Sano Tſounè-Tami zu Wien hatte man Gelegenheit, eine Muſikaufführung zu hören. Baron Henry Siebold hat eine Sammlung japaniſcher Melodien herausgegeben, die, wenn auch nicht ſehr melodiereich, doch recht originell ſind.

Die Diamantfelder in Capland.

Die Diamantfelder in Capland liegen 1200 Kilometer von Capſtadt entfernt. Urſprünglich gehörten ſie dem Gebiete der Freiſtaaten vom Oranjefluß an; endlich erinnerten ſich aber die Engländer, daß ein alter Kaffern-Häuptling ihnen unter Anderm auch dieſe Bezirke abgetreten habe, und ſetzten ſich in ihren Beſitz, ohne auf die Proteſte der holländiſchen Bauern und deren Vorſchlag zu achten, die Anſprüche durch den Kaiſer von Deutſchland prüfen zu laſſen. Ausgebeutet werden die Minen ſeit fünf bis ſechs Jahren; die Art ihrer Auffindung iſt unbekannt, deshalb courſiren allerlei Lesarten dar-

über. Heute sind sie schon mit Menschen angefüllt; man schätzt z. B. die Zahl der Ansiedler in New-Rush allein auf 40,000, allerdings mit einiger Uebertreibung. Die Gasthöfe sind überfüllt; selbst die Speisetische werden zur Herstellung von Nachtquartieren verwendet, für welche man noch $2^1/_2$ Frcs. bezahlt. Die Wohnungen bestehen übrigens meist aus Zelten, da die Gegend gänzlich holzleer ist; man baut aber jetzt Magazine und kleine Häuser aus Holz, aber mit unglaublichen Kosten; ein Tannenbrett kostet wegen des weiten und beschwerlichen Transportes 20 Frcs., ein Balken gar 80. Dazu sind die Arbeitslöhne enorm; man kann einen Menschen, der sich Zimmermann nennt, weil er einen Nagel einzuschlagen versteht, nicht unter 25 Frcs. täglich haben. Ebenso sind die Loose sehr theuer; ein halbes Loos, 31 Fuß lang und 15 Fuß breit, das schon bis auf eine Tiefe von 15 Metern durchgearbeitet war, kostete noch 100,000 Frcs. Das ist auch der Grund, warum gegenwärtig so wenig von den Diamantengräbern verdient wird. Die Mehrzahl fristet eben nothdürftig das Leben; freilich giebt es auch viele reiche Leute und diese leben sehr angenehm; sie haben gute Küche, Piano, Pferde, Wagen, gehen zu Concerten, Bällen, in Theater, zum Rouletteſpiel und dergleichen. In den Spielsälen werden dem Spieler Bisquits, Champagner, Cigarren und allerlei feine Erfrischungen ohne Bezahlung gereicht, was natürlich auch dient, die Leute anzulocken. Jeder hofft, es so weit zu bringen, auch einmal auf großem Fuß leben zu können; jeder unerwartete Fund, von dem sich das Gerücht verbreitet, lockt Leute an, und solche Funde sind nicht selten. So fand ein Irländer in den ersten Stunden seiner Arbeit einen Diamanten, den er für 75,000 Frcs. absetzte; ein Anderer entdeckte einen von 115 Karat auf einem Claim, dessen erster Besitzer es nach kurzer Zeit zu enormem Reichthum gebracht hatte.

Die Pest in der Türkei.

Früheren Nachrichten zufolge bestätigte es sich, daß in Bagdad die Pest ausgebrochen war und die Regierung sofort die Bildung eines Cordons angeordnet hatte. Inzwischen sind Mittheilungen gekommen, welche den Ausbruch der Pest anfangs dieses Jahres in Dagara, District Hillé bei Bagdad, constatiren; eine dahin abgeordnete ärztliche Commission hat die Krankheit als die Pest erklärt. Hillé, Divanieh, Dagara und Afidj sind ergriffen; eine Weiterverbreitung über diese Localitäten hinaus hat nicht stattgefunden; zwei Drittel der Befallenen erliegen; die bis zum 14. Juni reichenden Nachrichten ließen eine fühlbare Abnahme bemerken. Einem unverbürgten Gerüchte zufolge soll sich auch in Sina, im persischen Kurdistan, nicht weit von Bana, wo die Krankheit 1871 herrschte, die Pest neuerlich gezeigt haben. Endlich soll sie zu Merdj, im District Barca, zwanzig Stunden von der tripolitanischen Hafenstadt Bengazi in Nordafrika, constatirt worden sein; es wurde eine dreitägige Quarantaine gegen die dortigen Provenienzen angeordnet und wurden zwei Aerzte zur Berichterstattung hingesendet. Man macht darauf aufmerksam, daß die Krankheit in solchen Localitäten auftauche, wo sie bereits früher geherrscht habe; in Tripolis (1858), Mesopotamien (1867) und Kurdistan (1871); bekanntlich ist aber die Pestnatur der Epidemie von Bengazi von den europäischen Aerzten, Lautner Bey an der Spitze, geleugnet und auch jene von Kurdistan als solche in Europa negirt worden; die internationale Sanitäts-Commission in Wien findet da ein praktisches Object für ihre Thätigkeit und ist am besten in der Lage, über die Mittel zu verfügen, um sich über die streitige Natur der Krankheit Klarheit zu verschaffen.

Aus Westindien.

Die Handels- und Verkehrsverhältnisse Westindiens haben sich im Laufe der Zeit insofern wesentlich geändert, als St. Thomas (die letzte europäische Vorstadt) nicht mehr wirklicher Stapelplatz, sondern bloß noch Entrepôt für die Producte von Porto-Rico, Santo Domingo, der Windward Islands und der Nordküste Südamerika's ist, da die großen europäischen Dampferlinien hier ihren Knotenpunkt haben, an den sie ihre Zweiglinien anschließen, welche direct aus jenen Häfen die Fracht für sie herbeiholen. Trotz gelben Fiebers, Orkanen und Erdbeben ist der günstig gelegene Hafen dieser seit der Sklavenbefreiung

(1848) fast sterilen Insel doch das Rendezvous jener Dampferflotten geblieben. Die Concurrenz zwischen den letzteren, von denen die britische Royal Mail Company in Southampton, die Compagnie Transatlantique in Havre, die Liverpooler Westindia and Pacific Company und die Hamburg-Amerikan. Packetfahrt-Actiengesellschaft die bedeutendsten sind, wird eben jetzt eine sehr scharfe. Der Bremer Norddeutsche Lloyd, dem die britische Regierung seit März d. J. den Postcontract entzogen, hat sich seit einem Monat von dieser Concurrenz ganz zurückgezogen und seine westindische Linie eingehen lassen, dafür ist die Hamburg-Amerikan. Packetfahrt-Gesellschaft mit einem 14tägigen Fahrplan von Hamburg, Grimsby und Havre nach St. Thomas, Colon (Aspinwall) und Savanilla und drei intercolonialen Dampfern für Porto-Rico, Santo Domingo und Haiti und die südlichen Häfen von Trinidad und Venezuela ins Zeug gegangen. Da sich sowohl die Production der beiden genannten großen Antillen (während die von Cuba in Folge des Aufstandes immer mehr verfällt) als auch besonders die von Venezuela und Colombia (Neugranada) erheblich vermehrt, so dürfte sich hier dem deutschen Handel eine bedeutende Zukunft eröffnen. Es wäre zu wünschen, daß die große deutsche Dampfercompagnie seitens der Reichsregierung durch permanente Stationirung einiger Kriegsschiffe und die Anstellung tüchtiger Consuln wirksame Unterstützung fände. Namentlich sind es das reiche Venezuela und das geographisch so wichtig gelegene Colombia, in welchem der deutsche Einfluß — Dank einer verhältnißmäßig großen Zahl deutscher Handelsfirmen und Grundbesitzer — die günstigsten Aussichten hat.

Venezuela, das bisher beständig von Revolutionen in wirren Zuständen erhalten wurde (der Krieg der Gelben und der Blauen, den uns Gerstäcker anschaulich geschildert), erfreut sich gegenwärtig unter der strengen Zucht des unterrichteten und liberalen Präsidenten, des sehr intelligent aussehenden Generals Don Antonio Guzman, politischer Ruhe und wirthschaftlichen Gedeihens. Das nur wenige Stunden von der Küste Venezuela's gelegene holländische Curaçao, mit einem vortrefflichen Hafen, war bisher der Hauptsitz für alle Verschwörer zum Umsturze der Regierungen Venezuela's, und der Consul einer sehr großen europäischen Macht soll offenkundig die Unterstützung dieser Revolutionen und den dabei stattfindenden Schmuggel und Geldhandel als Geschäft betrieben haben.

Als Eigenthümerin des Isthmus von Panamá muß Colombia in Zukunft ein sehr wichtiges Land werden, selbst wenn es trotz seiner Größe nur langsam in der Naturproduction vorschreitet. Die letztere beschränkte sich für den Export vorzüglich auf Tabak (die berühmten Ambalema-Cigarren sind freilich nur für Liebhaber genießbar), Kaffee, Thierhäute, Edelsteine und Strohhüte. Auch hier scheint die Bevölkerung den Segen politischer Ordnung und Ruhe verstehen zu lernen, da mehrere Aufstände in den Provinzen (Staaten) während der letzten Jahre prompt unterdrückt wurden und drei Präsidentenwechsel sich gesetzlich vollzogen haben. Der gegenwärtige Staatschef Dr. Santiago Perez, welcher im April d. J. als Präsident der Vereinigten Staaten von Colombia inaugurirt wurde, ist 44 Jahre alt, war Jurist, Journalist, 8 Jahre Vorsteher einer Lehranstalt in Bogotá, dann Congreßmitglied für den Staat Cundunamarca, Minister des Auswärtigen unter dem letzten Präsidenten Murillo und seit 1870 Gesandter in Washington. Perez ist liberal und wird mit Wahrscheinlichkeit enge Beziehungen zu den Vereinigten Staaten unterhalten. Die bedeutendste und fast einzige Eisenbahn des Staates, die von Colon nach Panamá, ist ja bekanntlich in den Händen einer amerikanischen Gesellschaft, die Colon und seine bedeutenden Hafeneinrichtungen, Ladebrücken u. s. w. erst mit dem Aufwande von Millionen geschaffen hat. Colon (oder Aspinwall) liegt auf einer durch einen schmalen Meeresarm gebildeten sumpfigen Insel, und ist nichts als ein schmutziges Negerdorf mit einigen amerikanischen Wohnhäusern für die Fremden. Um es, falls der interoceanische Canal zu Stande kommt, zu einer Stadt zu machen, werden enorme Kosten für Bodenverbesserung und sanitärische Anlagen nothwendig sein.

Panamá selbst, das vor wenigen Monaten erst wieder eine zerstörende Feuersbrunst

erlebte, ist eine altspanische Stadt mit Negerquartieren und ausgedehnten Ruinen von Mauerwerk, die das üppige Klima rasch mit dichtem Grün von Schlingpflanzen bedeckt, ein schmutziger, unerträglich heißer, mit Farbigen überfüllter Ort. Die Aussicht des Hafens mit den grünen Felseninseln genießt man in einer halben Stunde und sehnt sich dann weiter. Der zwischen Colombia und den Vereinigten Staaten abgeschlossene Vertrag giebt letzteren, wie bekannt, das Recht, die beste Route für einen Isthmuscanal ausfindig zu machen. Das Ergebniß der bisherigen Vermessungsexpeditionen hat immer noch für die Linie der Eisenbahn Colon-Panamá gesprochen, und wie man aus guter Quelle weiß, hält die Regierung in Washington an derselben fest. Nach oberflächlicher Vergleichung des Bodens dieser Strecke mit den Ufern des Suezcanals können die Schwierigkeiten hier nicht so groß sein wie bei letzterem, und in 10 Jahren würde man die Vollendung erwarten können. Die halb vollendete, aber wegen Mangels an Fonds unterbrochene Isthmusbahn durch Costa Rica dürfte vielleicht den amerikanischen Unternehmungsgeist zu baldigem Handeln in der Canalangelegenheit aufstacheln.

Da Colombia an der Südsee, außer Panamá, keinen erheblichen Hafen besitzt, so ist Savanilla am Ausfluß des Magdalenenstromes in das caraibische Meer der einzige wirkliche Export- und Importhafen des Landes, da Colon und Panamá nur Transithäfen sind und den Urwald zum Hinterlande haben. Savanilla oder vielmehr seine Bucht (denn der Ort ist nicht von Schiffen erreichbar und nur ein Fischerdorf) ist eigentlich durch Deutsche für den Handel eröffnet, da eine Bremer Gesellschaft eine 16 engl. Meilen lange Bahn von der Bucht nach dem altspanischen Baranquilla gebaut und Lichterschiffe und Steamtugs für den Gebrauch der großen Dampfer angeschafft hat. Mehrere Flußdampfer-Compagnien sorgen für den Transport der Waaren auf dem Magdalenenstrom, unter ihnen auch eine deutsche. Eine Eisenbahn von Bogotá hoch oben am Magdalenenfluß bis Honda, dem Endpunkte der Dampfflußschifffahrt, ist von der colombischen Regierung projectirt, ebenso die Vertiefung der Barre des Magdalena, welcher Seeschiffen gestatten würde, direct nach Baranquilla zu kommen, das eben jetzt durch einen kurzen Canal dicht an den Fluß gerückt wird. Ein Telegraph von Bogotá bis an die Küste der Südsee ist fertig, sobald er bis Panamá verlängert, wird die alte spanische Hochplateaustadt mit Colon und der östlichen Hemisphäre in elektrischer Verbindung sein.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 26 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 218.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

November 1874.

Eulenpfingsten.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

VII.

Wir wenden uns jetzt dem zweiten in unmenschlicher oder vielmehr allermenschlichster Aufregung aus der Hanauer Landstraße Weggelaufenen, nämlich dem Heidelberger Professor der Aesthetik, Herrn Elard Nürrenberg nach.

Sub specie aeternitatis sah er zuerst Das, was ihm eben begegnet war, nicht an. Dazu steckte er viel zu tief mit Haut und Haar drin. Wonne und Verblüffung mischten sich auf eine Weise in ihm, daß in diesem Augenblicke die Natur wahrlich nicht seinetwegen aufgestanden wäre, um der Welt zu verkünden: Dies ist ein Mann!

Nur ein männlicher Mensch war er und zwar ein durch den weiblichen Menschen aus Rand und Band gebrachter. Und:

„Was ist der Mensch? und selbst der philosophisch gebildete Mensch?“ fragte er geistig taumelnd im körperlichen Rennen. „Was war das nun? welch eine entsetzliche Katzenmusik entfesselter Gefühle? welch ein roher dorischer Päan von Leidenschaft und Gemüth! o Käthchen, Käthchen! . . und sie mußte nach dem Bahnhofe — nicht fünf Minuten hatte man, um sich nur nothdürftig wieder zu verständigen. Bin ich jetzt verlobt oder nicht? Ach, der Traum war so süß — so süß: weshalb mußte ich Ungeschickter im vollen Schlürfen den zierlichen Becher fallen

lassen?! Sie hatte Recht, ich war ein Ungeheuer. Aber es kommt heute Alles zusammen; — dies und die Tante Lina, die gerade in der Krisis von Bremen kommt und vom Main-Weserbahnhof abgeholt werden muß, und der abgeschmackte Zank der beiden Alten. O Ares und Aphrodite, ich wollte — was wollte ich? Ich wollte — es wäre Pfingsten über's Jahr! Ja, das ist's, was ich wollte, das ist das Einzige, worin ich mir momentan klar bin."

Aber er hatte doch nicht umsonst sein Auditorium, seine drei zahlenden Zuhörer und seine sechs Hospitanten in Heidelberg. Wie der Baron von Münchhausen faßte er, jedoch ohne es selber zu wissen, nach seinem eigenen Zopfe, um sich daran aus dem Sumpfe zu ziehen; und die auch hinter ihm dreinläutenden Glocken des Pfingstabends halfen ihm freundlich dabei.

„Ah," seufzte er, in der Fahrgasse aufathmend, „Pfingsten Achtzehnhundertneunundfünfzig. Oder —" er blieb einen Augenblick horchend stehen — „oder vielleicht noch besser — Pfingsten Fünfzehnhundert! Die Vergangenheit ist hier doch noch angenehmer als die Zukunft, und, bei den unsterblichen Göttern, ich wollte, das, was mir heute begegnet ist, wäre mir im Jahre Fünfzehnhundert passirt!"

Sie redeten Alle in Zungen: der Pfarrthurm, Sanct Paul und Peter und Sanct Nicolaus; und ganz entgegen dem biblischen Wort mulier taceat in ecclesia gaben auch unsere liebe Frau und Sancta Katharina hell ihr Wort darein. Da der Wind aus der Richtung vom Paradeplatze kam, hatte Käthchen sogar dann und wann das große Wort.

„So ist es," sagte der Professor, „der Mann, welcher nicht die Macht und Kraft hat, sich stellenweise ganz und gar von der Zeit, von dem Tage loszulösen, der ist von Grund aus verloren. Leben wir denn wirklich in der Zeit, da das Vergänglichste, der Klang, uns überlebt? Ich habe das so nie gehört; — ich habe so nie empfunden, was das da in den Lüften will; — dieser Alex der Dreizehnte hat uns Alle wirbelig gemacht. Wahrhaftig, da lügt wieder einmal ein Sprichwort. Wo die Glocken hängen, wissen die Leute wohl, sie hören sie nur nicht läuten. Ich selber höre sie in dieser Stunde zum erstenmal in meinem Leben."

Er nahm sich wieder auf unter diesem Eindruck, daß er zum erstenmal in seinem Leben wirklich die Glocken läuten höre, und rannte hastiger zu, die Fahrgasse hinab, und vor und hinter ihm und zur Seite das Volk von Frankfurt am Main im Costüm von Anno MD. Sie hätten selbst sich über sich verwundert, die guten Frankfurter, wenn sie sich so gesehen hätten, wie Herr Elard Nürrenberg sie sah: die Herren in pelzverbrämten Mänteln und Schnabelschuhen, die Damen in Schauben und Goldhauben. Was der dicke österreichische Oberlieutenant über sich gedacht haben würde, wenn er sich plötzlich von dem Kopfe bis zu den Füßen schwarz und gelb gestreift und mit einem Zweihänder über der Schulter erblickt haben würde, wollen wir weiter nicht ausmalen. „No, aber der Troddel!" würde er sicherlich ausgerufen haben.

Daß der Heidelberger Professor auch sein Käthchen plötzlich in der Tracht von Fünfzehnhundert erblickte, war selbstverständlich, und sie war reizend — nur zu reizend, sie war zum Küssen drin, und der Aesthetiker lief schneller und ächzte:

„Wenn wir damals gelebt hätten, durch welches lächerliche Aergerniß würden wir uns dann wohl die Verlobungs-, Festtags- und Lebens-Festtags-Stimmung haben verderben lassen?"

Er schlug im Laufen seine Collectaneen nach und fand allerlei Gründe, die in jenem Jahrhundert wurzelten, und ihn noch untauglicher machten, die Fahrgasse im Jahr 1858 als ein verständiger Mensch zu durchschreiten. Da er nunmehr aber auch den Legationsrath von Nebelung und seinen eigenen Papa, den großherzoglich darmstädtischen Commerzienrath in jene Zeit, jene Hosen und Röcke hineindachte, so suchte er nach weiteren Gründen nicht weiter.

Er wurde angerannt und er rannte an. Man sagte ihm mehrmals, was man über ihn dachte; er aber sagte zu sich selber:

„Das Wahre in der Welt ist doch, halbbetrunken gemacht zu sein — zuerst natürlich durch Entzücken, nachher aber auch durch Aerger — und die Welt verschleiert zu sehen. Der richtige Mensch und vor allem der deutsche Mensch gehört

nur in den Nebel hinein, in solchen Nebel! da wird ihm wohl. Wer nicht zwei Leben hat, ist ein armseliger Hund; der Genius aber hat deren neun und klettert an den Hausmauern herauf und geht auf den Dachfirsten wie die Katze. O Käthchen, mein Mädchen, mein zweites Leben. Momentan fühle ich mein Leben dreifach: in dir, in mir, und —"

In diesem Moment wurde er in drei Teufelsnamen von einem erbosten, in die Rippen gepufften Pfahlbürger des zweiundzwanzigsten Mai Achtzehnhundertachtundfünfzig gefragt: welchem Menageriebesitzer er eigentlich von der Kette losgebrochen sei? und er lachte und antwortete:

„Dem Gott Amor!"

Er zog auch alle seine Literaturkenntnisse herbei, dachte an Lili Schönemann und an Lili's Park. Die Liebe und die Bosheit, die alle neun Musen repräsentiren, jagten ihn in die Poesie, und das alte Frankfurt wurde immer mehr zu jenem Eiland, das Miranda trug, und Prospero den rechtmäßigen Herzog von Mailand, Ariel, Kaliban und die Anderen.

„Er — Wolfgang — hörte auch dieselben Glocken, — und die Frau Rath hörte sie, und Gretchen und Lili hörten sie, und hier gehe ich, und es ist doch der höchste Genuß auf Erden, Deutsch zu verstehen!"

Da hatte er Recht. Es ist in der That sehr tröstlich, Deutsch zu verstehen; zumal wenn man unter dem Pfingstgeläut das große Buch von Wahrheit und Dichtung, das große deutsche Buch menschlicher Erfahrung und Weisheit in Herz und Hirn trägt.

Wir wissen, daß Käthchen und die Tante von ihrer Droschke aus den Papa Nebelung laufen sahen, und wir müssen jetzt sagen, daß es uns viel lieber wäre, wenn sie statt des Legationsrathes unseres Freundes Elard ansichtig geworden wären.

Ob das liebe Käthchen den Quasi-Verlobten wohl in seiner gegenwärtigen Stimmung verstanden hätte, wenn sie Kenntniß von derselben gehabt hätte?

Wir bezweifeln das.

Ein junger deutscher Professor aller möglichen Kunstanschauungen, der zugleich natürlich ein Kenner und Wisser aller möglichen Philosophien ist, ist nicht so leicht in seinen Seelenregungen zu begreifen; zumal wenn er sich selber keineswegs vollkommen klar ist und seine Verwirrung im Galopp in die freie Natur hinausträgt. Seine Collegienhefte tragen freilich nachher die fruchtbringendsten Spuren der Exaltation. Es ist eben nichts fruchtbringender als die Verblüffung der Gelehrten und Poeten. Klares Nachdenken und ruhiges Behagen leisten lange nicht so viel für den Fortschritt sowohl der Wissenschaft wie auch der Poesie.

Unter dem Eindruck, dem Quasi-Schwiegervater nachzurennen, kreuzte auch Elard den Main, durchstürmte Sachsenhausen und das Affenthor, lief aber dann nicht gerade aus, wie der Rath, sondern bog von seinem Dämon dirigirt links ab auf den Weg nach Oberrad. Er lief bis nach Oberrad, immer in der vagen Idee, daß das Glück und die Ruhe seiner Leben davon abhänge, daß er sich dem durchgegangenen Ex-Diplomaten an die Rockschöße klammere, bis zurück in die Hanauer Landstraße und die allgemeine Versöhnung. In der Idee rannte er eigentlich nur sich selber nach; wie schön der Abend war, haben wir schon mehrfach Gelegenheit gefunden zu bemerken; an den ersten Gärten des Dorfes fand Elard es auch von Neuem und trocknete den Schweiß, der zu einem guten Theil leider Angstschweiß war, von der Stirn.

„Ist denn die Welt nicht übrig?" fragte der Professor mit Jenem, der den Weg nach Oberrad und dann weiter nach Offenbach seinerzeit ebenfalls so gut kannte und so oft ging:

— — — — — — — — — „Felsenwände
Sind sie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Ernte reift sie nicht? Ein grün Gelände
Zieht sich's nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große
Gestaltenreiche, bald gestaltenlose?"

Das war ganz richtig! die Welt war in der That noch vorhanden, und der Professor sah sich um am Himmel und auf der Erde. Der Himmel war klar und röthlich angehaucht von der sich neigenden Sonne. Die Erde war grün, und vorzüglich grün erschienen die Gärten von Oberrad. Vernunft fing wieder an zu sprechen, und ein verständig Gelüste überkam plötzlich den Aesthetiker. Es gelüstete ihn nach einer Bank im fröhlichen Schatten und nach einem Tische davor. Es

gelüstete ihn, die Welt durch ein Glas guten Weines anzuschauen, und was eben auch nur eine Idee war, machte er zu einer Realität. Er trat in eins der lustigen Vergnügungslocale — ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten selbstverständlich — und sein Dämon klopfte ihm, wahrscheinlich diesmal sehr zufrieden mit ihm, auf die Schulter.

„Die fürchterlichsten Esel laufen doch unter der Maske eines Doctors der Philosophie herum; mein Beispiel redet davon," murmelte er. „Was war ich nur eben? Eine Mücke, plattgequetscht zwischen den Bogen eines uralten Buches, des Buches von der Narrheit der Menschen. Ein schöner dauerhafter Tröster in Schweinsleder oder auch in Eselshaut! Sollte ich es zu einem berühmten Namen bringen, so würde man mich und den heutigen Tag vielleicht noch nach hundert Jahren darin aufgetrocknet finden."

Er citirte von Neuem:

„Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm —" doch hier schon brach er ab und meinte:

„Das ist auch ein Irrthum von Schiller. Gewöhnlich ist der Mann Mitglied einer Kammer, einer Landtagsversammlung oder wenigstens Mitglied einer politischen Partei oder des Ausschusses einer Actiengesellschaft, und dann trägt ihn wie uns die Muse in Mnemosynens Schooß. Es findet sich immer ein Präsident, der die Mittheilung vom Abscheiden des verdienstvollen Mitbürgers und Collegen macht und auffordert, sich zu seinen Ehren von den Sitzen zu erheben. Die Versammlung thut's, und der Verstorbene hat seine Unsterblichkeit weg."

Die Gedankenfolge hatte kaum etwas mit Käthchen Nebelung zu schaffen. Der erschöpfte Verlobte saß bereits unter einer Akazie und winkte einen Naturkellner heran.

„Einen Schoppen Eppelwei'?" fragte dieser.

„Nein!" schrie Herr Elard Nürrenberg fast zornig. „Eine Flasche Hochheimer — und rasch! — Aeppelwei?!!"

„O Käthchen, Käthchen!" flüsterte er, und dann kam der edlere Trank, der allein der Minute gerecht werden konnte. „Man sollte doch toll werden," ächzte der Professor und dann wurde er statt dessen elegisch; gerade um die Zeit, als die Tante Lina sein süßes verweintes Liebchen zwischen die Knie zog, um es einer genauern Ocularinspection zu unterwerfen. Da er, Elard Nürrenberg, eben die Welt durch das flüssige Gold in seinem Glase betrachtete, so that er ganz genau das Nämliche, was die Tante Lina Nebelung that: er besah sich noch einmal genau — ganz genau Käthchen Nebelung, und er fand — — — — — — bei Eros und Aphrodite, es wäre zu lächerlich, wenn wir uns lange dabei aufhalten und Punkt für Punkt auseinander setzen wollten, wie er das Universum, Alles in Allem genommen, fand.

Wenn Fräulein Katharine Nebelung, die Tochter des Legationsrath, Ritter ꝛc. Alexius von Nebelung, nur die geringste Ahnung davon gehabt hätte, wie sie dem Jüngling, dem Gelehrten, dem Idealisten in diesem Augenblick erschien, und was Alles sie ihm repräsentirte, so würde sie sich sehr über sich verwundert und wahrscheinlich gerufen haben:

„Nein, aber ist es denn die Möglichkeit?!"

Es war die Möglichkeit; und daß Das eben immer wieder die Möglichkeit ist, das erhält die Erde, die Sonne und alle Gestirne im alten Glanz und Licht und wird sie in alle Ewigkeit so erhalten.

Was will das Individuum mit seiner Logik, wenn das Universum verlangt, daß es nach der seinigen lebe und sich halte und richte?! — Erst mit Sonnenuntergang kam der wackere Professor von Heidelberg zum vollständigen Wiederbewußtsein seines großherzoglich badenschen Anstellungspatentes und der Vorfälle, die ihn aus der Hanauer Landstraße nach diesem verzauberten Oberrad getrieben hatten.

Da machte er sich auf den Heimweg, und zwar wie Jemand, der einen guten Ruf und zwar um seiner selbst willen aufrecht zu erhalten hat. Er ging als ein, wenn auch sehr gelehrter und verliebter, so doch nicht unverständiger junger Mann nach Hause.

VIII.

Wir gehen mit ihm. Das heißt, nachdem wir dem Legationsrath das Geleit nach der Isenburger Warte gaben, eilen

wir dem Professor Nürrenberg voraus auf dem Wege von Oberrad nach Frankfurt und suchen zu erkunden, wie sich Herr Florens Nürrenberg, der Commerzienrath, mit der Krisis des Nachmittags abfand. Selbstverständlich auf die allein sachgemäße Weise: er hatte kurzweg die sämmtliche Gesellschaft und Freundschaft für eine ausbündige Narrenbande erklärt und sich für das allein vernünftige Wesen unter der ganzen Hetz. Er gebrauchte ein wunderliches Durcheinander ganz vortrefflicher Gleichnisse, die er aus seiner früheren Fabrikthätigkeit zu Höchst entnahm, um sich ein schmeichelhaftes Anerkennungsdiplom über seinen Charakter und seine Lebensführung auszustellen.

„Was sollte aus dieser zerfahrenen Welt werden," sagte er, „wenn die ewige Vorsehung nicht Unsereinen als Deckblatt für diese Pfälzer Havannahs, für diese schöne deutsche Nation auf Lager hielte? Wir sind es, die das närrische Gesindel, die Gesellschaft zusammenhalten. Wir geben dem Cigarro den Duft! Auf uns allein verläßt sich der Fabrikherr, der liebe Herrgott. O der kennt seine Kisten und seine Fabrication! Der weiß uns zu taxiren. Da ist nun die alte Rippe, dieser Nebelung — manch liebes langes Jahr rauche ich nun schon an dem Taback, und immer bleibt mir ein Philister für den andern Morgen übrig. Und dann das seltsame Product, mein ästhetischer Herr Sohn, — auch ein feines Kraut! Daß ich es an der rechten Brühe dafür hätte fehlen lassen, kann mir kein Mensch vorwerfen. Und nun dieses Käthchen — ganz das Blatt, welches in eine Damencigarre gehört; — zu Knaster verschnitten etwas leicht aber angenehm; — na, das ist denn meines Professors Sache, wie sich das Ding raucht. Auf das Deckblatt kommt es allein an: fürs Ganze bin ich's hier in der Hanauer Landstraße; aber im Einzelnen, — Donnerwetter, da bin ich mit meinen Comparationen doch am Rande, und wenn mir jetzo mein Philosophicus zur Hand wäre und ich ersuchte ihn, fortzufahren, so würde er in die Sculptur, Mythologie, Malerei, Poesie oder dergleichen auf der Stelle hineinfallen, und mich noch confuser machen, als ich schon bin. Hm, jetzt soll mich nur wundern, welch ein Arom die überseeische Tante mit sich bringt. Hm, ich habe gar nichts gegen eine gute Virginia einzuwenden, den Strohhalm möchte ich nur nicht gern für andere Leute drin spielen. Nun, wir wollen's abwarten, ganz ruhig abwarten."

Das war Alles hinter der Oberpostamtszeitung hergesprochen; aber weder der politische Inhalt des Blattes noch die Coursberichte wurden dem Biedermann in der Jasminlaube heute so deutlich wie an anderen Tagen. Er schob das auf die Muse der Geschichtsschreibung und brummte: „Daß gestern draußen rund um den Erdball gar nichts passirt sein sollte, kann ich mir nicht vorstellen; der Blättlesschreiber hat's nur eben nicht erfahren."

Er gähnte und warf das Blatt auf den Tisch —

„Hm, hm, hm!" murmelte er, auf seinem Stuhle sich hin und her wiegend und schiebend. Aber plötzlich verzog sich sein Mund in ein schlaues Lächeln; er sagte noch einmal Hm! aber in einem ganz andern Tone; griff rasch in die rechte Hosentasche und brachte einen Schlüssel mit einem ledernen Riemchen zum Vorschein. Diesen Schlüssel beäugelte er einen Augenblick zärtlichst, wackelte dann in's Haus, um nach zehn Minuten wieder zum Vorschein zu kommen, eine verstaubte Flasche in der einen Hand und einen grünen Römer in der andern.

„Nur der Aufregung wegen und in der Einsamkeit!" sprach er, wie zu seiner Entschuldigung. „Geärgert hab' ich mich doch, wenn auch nur im Stillen, und ein Gläsle Rüdesheimer wird mir vielleicht nicht schaden. Auf die Ankunft der Tante muß ich doch auch warten — da hat man besser die Waffen zur Hand."

Liebevoll stellte er die Flasche nieder auf dem Tische, in der linken Hosentasche nach dem Pfropfenzieher fahndend. „Was mein Bub jetzt da drüben thut und was er der Kleinen vorträgt — — geht mich nichts an; aber was ich auf den Scandal jetzo thue, das weiß ich, und was ich mir mitzutheilen habe, desgleichen."

Er hatte bereits die Flasche zwischen den Knieen und sich selbst von Neuem Beifall nickend, setzte er das Instrument an. Schwer kam der Kork, doch er kam; stöhnend setzte sich der Commerzienrath und Patrizius von Rottweil, schenkte das Glas

voll, kostete, nickte dem Weinchen seinen Beifall und rief:

„Vivat sämmtliche Alexinsse in der Welt und unter der Erde! Vivat Alexius der Dreizehnte! Vivat Alexius von Nebelung, mein Herr Bruder und meiner Schwiegertochter Papa!“

Schon dieses Wortes bei dieser Gelegenheit wegen haben wir den Mann hochzuachten; — nein, das ist ungenügend: wir haben ihn zu lieben, und wir lieben ihn auch und stellen ihn allen übrigen Commerzienräthen, Tabacksfabrikanten, Blumenzüchtern, Weinkennern, Nachbaren, Vätern und Schwiegervätern als Muster hin.

Der alte Musterknabe sah den Legationsrath fortrennen und sah ihm nach. Er sah seinen Elard springen und laufen und er sah Käthchen Nebelung nach dem Main-Weserbahnhof abfahren. Mit seiner Oberpostamtszeitung, seinen Kaffeeläufen, seiner Pfeife und seiner Flasche hob er sich nur in die Höhe, stieg empor in den wonnigen Abendhimmel und stellte sich als seine eigene Jury das Verdict aus:

„Unschuldig an der Narrheit der Andern.“ —

Auf die Rückkehr der kleinen Nachbarin nebst der überseeischen Tante mit dem unbekannten Arom paßte er aber in größerer Unruhe, als sonst in seiner Constitution und Gemüthsverfassung lag. Er sah sie vorfahren, er sah die Tante Lina auf dem Balcon des Hauses gegenüber; er besah sie genau durch sein Opernglas, und dann — machte er es wie sein Herr Sohn in Oberrad, er beäugelte den Himmel und die Erde durch ein ander Glas, und die Welt schien sich darüber zu freuen, daß er — er wenigstens noch in ihr vorkommen könne. Sie lachte ihn an und nickte ihm mütterlich zu, und er nickte vertraulich ihr wieder zu. Literar-historische, ästhetische oder sonst in die Kunstfächer einschlagende Bemerkungen machte er nicht; aber er meinte:

„Wenn sich alle Menschen hier unten so gut amüsirten als ich, dann meldete ich mich heute Abend noch als Prätendente für den ersten vacanten Herrscherthron und wollte regieren, daß es eine Art hätte. Na, das sollte einen Vater des Vaterlandes geben; nicht wahr, mein Sohn Florens? So aber, wie's ist, mag sich meinetwegen das Volk constituiren wie's will; ich für mein Theil danke für Scepter und Krone oder den Präsidentenstuhl. Da trete ich doch lieber dem Nachbar Nebelung alle Ansprüche auf eine welthistorische Stellung ab. Der hat sich ja doch schon hereingearbeitet und weiß mit dem Käs umzugehen und fertig zu werden. Hier sitze ich und muß sagen, das Weinle ist ein gutes Weinle, und der Elard, wenn er gleich ein Blitznarr ist, ist doch nicht so übel, und das Kindle drüben, das Käthcrle — na eigentlich sollt' ich's nicht laut werden lassen, aber es gefällt mir im Ganzen ebenso gut wie dem Buben, dem Professor. Na, da verstehe ich mich am Ende ebenso gut wie der Heidelberger Präceptor auf die Aesthetik, und habe doch nicht in der Beziehung meinem Vater so ein horrendes Geld gekostet, wie mein gelehrter Sprößling mir. Ho, dazu braucht man nicht nach Rom und Griechenland zu gehen, um die Kunst zu lernen, es herauszufinden, wenn seine kleine Nachbarin hübsch ist. Mit gutem Willen und einer Dosis Mutterwitz hab ich die Wissenschaft auch in Höchst gelernt, und da er, dieser Elard, die Frucht meiner Studien ist, so — hat er bis jetzt auch noch nicht gewagt, von seinem Griechen- und Römerthum aus auf meine natürliche schwäbische Begabung herabzusehen. Ich wollte es ihm übrigens auch nicht gerathen haben! Hm, hm, ich habe, bei Gott, wüstere Tanten in meinem Dasein gesehen, als da eben auf dem Balcon stand. Was thue ich nun? Lasse ich den alten Kater, den Legationsrath nach Hause kommen und die erste Wiedersehensrührung vorbeigehen, ohne dabei gewesen zu sein, so garantire ich mir einen dreiwochenlangen Muff und obligates Regenwetter. Auch den beiden Kindern werden sicherlich diese drei Wochen ihrer kurzen Jugend durch das gelbgraue diplomatische Reibeisen verraspelt, und die Tante — der Tante werde ich, ohne mich vertheidigen zu können, in das allerschauderösefte Licht gestellt. Sie kriegt einen unmotivirten Ekel unbekannterweise vor mir. — Holla, holla Florens Nürrenberg, jetzt gilt es liebenswürdig zu sein, und diesem diplomatischen Märzhasen eins auf den Pelz zu brennen, das heißt ihm bei seiner Nachhausekunft, wie er es nennt, ein fait accompli vorzuführen, oder, wie ich es

nenne, ihm höflich eine lange Nase zu drehen.

Ein ganzes Gelegenheitsarsenal trug dieser Anwohner der Hanauer Landstraße bei sich. Schon hatte er wiederum in die Tasche gegriffen und diesmal ein krumm Heilbronner Gartenmesser hervorgeholt.

„Gestern, heute Morgen hätte mir einer zehn Gulden bieten können und ich hätte die Sträuche nicht angerührt," murmelte er, zwischen seinen Beeten auf- und abwandelnd. „Den bunten Ausschuß haben sie schon drüben zu Kränzen und Guirlanden; aber jetzt schicke ich ihr persönlich ein Musterbouquet; — ha ha, einen Selam schicke ich ihr als abgefeimter alter Araber, und wenn sie den nicht versteht und beantwortet, wie ich's erwarte, so thun mir freilich meine Lieblinge Leid und der Rest mag meinethalben gleichfalls verregnen."

Er stellte einen Strauß zusammen, der sich in der That sehen lassen konnte, und summte dazu, in sich hinein lachend:

„An Alexis send ich dich
Er wird, Rose, dich nun pflegen —"

dann verfügte er sich mit den „Kindern Florens" in das Haus, um sich von seiner Frau Drißler ein blaues oder rothes seidenes Band zur Schleife zu erbitten.

„Einen wahren Greuel der Verwüstung hab' ich angerichtet," seufzte er mit einem etwas kläglichen Blicke von der Treppe der Thür auf den Garten zurücksehend. „Wenn nun die Alte als eine alte Schachtel ausfällt und gar noch mit Yankee-Verschluß und Lackanstrich, dann erklär' ich mich gleichfalls für lackirt, denn was bleibt mir noch übrig als die Cactuszucht, an der allein auch kein Mensch sein alleiniges Genügen haben kann."

Madame Drißler hatte ihm außer dem seidenen Band auch die Botin in der Person des jungen schmucken Hausmädchens zur Verfügung zu stellen, und der Commerzienrath versäumte es nicht, der Kleinen unter das Kinn zu greifen, während sie sich schnell ein weißes Schürzchen vorband, und er ihr die Bestellung ausdeutete und auf das Genaueste eintrichterte.

„Du weißt also jetzt, was du zu sagen hast, Liesle?"

„Ei freilich! Der Herr Rath freuten sich arg, daß das gnädige Fräulein glücklich angelangt seien. Und was das übrige Vorgefallene anbetreffe, so lasse er sich keine grauen Haare drum wachsen. Der Herr Commerzienrath wollten sich nur was anziehen und dann kämen Sie gleich."

„Beinahe ganz richtig, Liesle, aber doch nicht ganz! Sie — das gnädige Fräulein — solle sich keine grauen Haare um das Vorgefallene wachsen lassen, und sich's nicht zu Gemüthe ziehen, es käme schon Alles ins Gleiche. — Hm, Madame Drißler, kann ich der Dame Das, ich meine Das von den grauen Haaren, hinüber sagen lassen?"

„Geh nur, Mädle, mach' nur fort und schwätz wie dir der Schnabel gewachsen ist; aber das rath ich dir, daß du dich nicht festschwätzest da drüben, sondern mir auf der Stell wieder riwwer bist!" sprach die gestrenge Frau Aja; und der Herr des Hauses strich mit der Hand über sein stahlgraues Haupt und schlich ein wenig geduckter als er gekommen war zurück in seine Gartenlaube zu seinem Rüdesheimer und blinzelte dem Liesle und seinem Blumenstrauße durch das Gitter und Gezweig nach.

IX.

Es war die Zeit nicht fern, wo der ruhige Bürger sittsam zu Frau und Kindern nach Hause geht, der unruhige in seine Stammkneipe; aber der ganz wilde von Kneipe zu Kneipe. Die Tante Lina Nebelung hat sich nicht nur gewaschen, sondern auch gekämmt, und trat erfrischt, in grauer Seide aus der ihr angewiesenen Remenate.

Vor einer Viertelstunde hatte ihr Käthchen des Nachbars Musterstrauß in die Thür gereicht mit den Worten:

„Wir sollten uns keine grauen Haare darum wachsen lassen. Wahrscheinlich meint er des Papa's Weglaufen. Er ist doch sehr freundlich, der Herr Commerzienrath; mein armer Papa ist meistens auch sehr gut —"

„Aber viel zu sehr ein Nebelung, um so rasch das Schmollen aufzugeben und sich herzlich und gutmüthig zu fassen. Bitte, Kind, laß dem Herrn Nachbar vorerst meinen besten Dank und Gruß zurücksagen. Was wir weiter zu thun haben, werden wir uns überlegen."

Und die Tante ging der Welt von neuem

auf mit dem Strauße des Nachbars Nürrenberg in der Hand.

Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne trafen sie; im Salon wartete der Theetisch auf sie; sie aber — die Tante stand zum zweiten Male auf dem Balcon und sah sich um nach dem Cavalier jenseits der Hanauer Landstraße, und der Cavalier konnte nicht umhin sich zu zeigen.

Er trat heraus und nahm das Hauskäppchen ab, verbeugte sich und legte sogar die Hand auf das Herz. Die Tante verneigte sich gleichfalls und drückte die Blumen an die Nase.

Obgleich der Commerzienrath nun höflichkeitshalber seinen Operngucker nicht benutzen durfte, erkannte er doch trotz der Entfernung die Lage der Dinge.

„Bei Gott, sie versteht meinen Selam! sie macht sich nicht so leicht lächerlich als ihr Herr Bruder! es ist eine Dame, die Vernunft annimmt. Na, recht lieb ist es mir, Alles in Allem genommen." —

„Wenn es dir nun gefällig ist, Tantchen?!" flötete Käthchen im Gemache, und es war der Tante Lina gefällig. Sie verneigte sich nochmals gegen den zartgefühligen Nachbar und trat zurück durch die Balconthür.

„Da sitzen wir denn allein, — o es ist eine Schande, und der Braten wird auch verbrennen — die Köchin hat schon gefragt, was sich der Papa eigentlich dächte!" rief Käthchen weinerlich. „Am Ende thut er sich gar noch ein Leid an, und sie bringen ihn uns naß aus dem Main ins Haus. Jetzt, wo wir hier uns so ruhig hinsetzen wollen, fällt mir das auch noch centnerschwer aufs Herz."

Lächelnd erwiederte die Tante:

„Naß aus dem Main? Meinen Bruder? Meinen Bruder Alex mit einem Stein hinten in jeder Rocktasche aus dem Wasser? Na, Kind, da kennst du die Nebelungen nicht, obgleich du ihren Namen gleichfalls trägst. In das Wasser geht kein Nebelung aus Zorn — den läßt er ruhig und giftig an seiner nächsten Umgebung aus. Ja, ganz ruhig trotz allen äußerlichen Geberden, Sprüngen und Verrenkungen. Ein Nebelung, der in seiner Wuth sich umbrächte, würde dadurch nur zugestehen, daß er Unrecht habe, und das thut kein Nebelung."

„Aber Tante — liebe Tante —"

„Es ist so, mein Mädchen; — verlaß dich drauf; ich habe zwanzig Jahre in der Fremde darüber nachgedacht. Und jetzt — nochmals — ich freue mich unendlich, hier in Frankfurt bei Euch zu sein. Du gefällst mir, und der Empfang, den mir das Schicksal bereitet hat, bringt sicherlich meinen guten Humor nicht um. Und weißt du, jetzt mache ich den ersten Gebrauch von meinem Rechte als Erbtante und lade mir meinen Freund, diesen guten Nachbar Nürrenberg zu diesem Thee ein. Ziehe doch einmal die Glocke und laß die Jungfer hereinkommen."

„Aber Tante?" —

„Nun ja, und wenn der Mr. Elard wieder nach Hause kommt, kann er ja nachkommen."

„O Tante Lina! Denke doch —"

In diesem Augenblick erschien die Jungfer in der Pforte, ohne herbeigeläutet worden zu sein, und meldete:

„Da ist das Liesle von drüben zum zweitenmal und frägt an: ob der Herr Commerzienrath so spät noch die Ehre haben könne, den Damen aufzuwarten. Er hat dem Liesle die Bestellung diesmal auf ein Papier geschrieben und sie liest's ab."

„Wenn der Mann Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika werden will, so gebe ich ihm nicht nur meine Stimme, sondern ich verschaffe ihm überhaupt die Majorität!" rief die Tante, auf ihrem Sessel sich gegen die Dienerin wendend. „Augenblicklich soll das Liesle bestellen, der Herr wäre uns recht herzlich willkommen, und Miß Lina Nebelung ließe ihm im Besondern sagen, er möge sich nur beeilen; der Thee werde kalt."

Die Jungfer verschwand, und die amerikanische Tante, sich zu der deutschen Nichte wendend, sprach:

„Du, dieser Nachbar hat sich das Wort darauf gegeben, sich und das deutsche Vaterland mir sofort bei meiner Ankunft von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen!" —

Das war in der That, wie wir wissen, die Absicht dieses Nachbars gewesen, und wir wenden uns nunmehr noch einmal zu ihm, um die Vorgänge in seiner biederen Seele bis zu diesem Augenblicke in ihrer Entwickelung uns deutlich zu machen. Da er gottlob eine gänzlich unfaustische und unmephistophelische Natur war, so kostet das wahrlich keine Mühe; und hätten wir

ihn nicht so gern, so würde es uns sicherlich schon genügen, bei seinem Eintritt in den Salon des Hauses Nebelung gegenwärtig zu sein.

Nachdem er seinen Monstre- und Musterstrauß bis in die Hausthür drüben verfolgt hatte, war ihm der Rüdesheimer bis zur Rückkehr seines Liesle nicht zuwider. Im Gegentheil, da ihn sein Gewissen lobte, erschien ihm das Weinle sogar noch süffiger. Mit vollen Zügen zog der alte muntere Kenner seine Belohnung in sich hinein.

Nun kam Liesle mit dem Gruße und Dank der Tante Lina und gab ihre Notizen dazu zum Besten:

„Hu, sieht das da drüben aus! Die fremde Dame hab' ich nicht gesehen; aber Fräulein hat mich angesehen aus Augen wie gekochte Krebse; und sie hielt sich kaum noch auf den Beinen! Ach Herr Rath, Herr Commerzienrath, und die Nanny sagt, ein Unglück gäb's doch noch, und unser Herr Professor sei auch nicht ohne seine Gründe so schnell weggelaufen. Erst haben die beiden jungen Herrschaften sehr schön mit einander gethan; aber dann haben sie sich auch verunzürnt, und unser Herr Professor hat auf der Treppe vom Fluch der Väter, oder vom Mutterfluch gesprochen — ganz wie im Theater! Und das Fräulein ist in der Droschke ohnmächtig geworden, und hat dem Kutscher zugerufen, er solle sie in den Main fahren. Von der Tante weiß Nanny noch nichts Schlimmes; aber Augen hat sie auch gemacht, und das Hauptunglück, meint Nanny, kommt erst, wenn der Herr Legationsrath nach Hause kommt."

„Donnerwetter, jetzt wird's mir aber zu bunt!" rief der alte Patrizier auf den Tisch schlagend. „Scher' dich ins Haus, Mädle, aber halt dich parat; vielleicht verschick ich dich nochmal. — Sapperment, so verderben sie mir doch das ganze Fest! Es kann der Beste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, schreibt mein Landsmann Schiller, und Recht hat er. Was thue ich nun, um die Dinge noch ins rechte Geleise zu bringen? Thue ich das Aeußerste? Gehe ich selber 'nüber?"

Er war beim letzten Glase — und jetzt war die Flasche Rüdesheimer auch gewesen. Herr Florens stand auf, stemmte die Arme in die Seiten und sagte:

„Wenn's mir so gelänge, wär's ein Triumph, an dem ich ein Jahrhundert zu zehren hätte. Zum Abendessen hat er mich ja eingeladen und zurück hat er die Invitation nicht genommen. He, he, wenn ich ihn so unter kriegte mit Hülfe der Tante, sollte er mir nur noch 'mal kommen mit seinem — seligen Landesvater. Bei den Frankfurter Pfingstglocken, ich stelle mich der Tante persönlich vor, erobere ihr Herz im Sturm, bringe die beiden Kinder endlich fest zusammen und fresse mich so fest da drüben, daß zehn Legationsräthe außer Dienst mich nicht vom Tische bringen sollen. Herrgott von Blaubeuren, so soll es sein, und jetzt wünsche ich nur, daß der verrückte Herr Nachbar nicht vor zehn Uhr heimkommt; — nachher mag er verzehnfacht anrücken."

Ohne sich noch die geringste Zeit zu besserm Besinnen zu gönnen, sprang er mit schier eben so großer Behendigkeit ins Haus wie vorhin sein Sohn. Zappelnd vor Eilfertigkeit fuhr er in sein stattlichstes Gesellschaftscostüm und brachte seine Haushälterin, die Frau Drißler, fast ums Leben durch die Fieberhaftigkeit, mit der er nach allen möglichen nothwendigen Toilettegegenständen schrie und suchte. Dazwischen wurde Liesle zum zweitenmale über die Gasse mit der bekannten Anfrage in das Haus Nebelung gesendet und kam mit der uns gleichfalls bekannten Antwort der Tante zurück. Frisch war die Tante aus ihrer Kammer getreten; als der Commerzienrath Herr Florens Nürrenberg aus der seinigen hervorging, glänzete er.

Mit einer Rosenknospe im Knopfloch über dem weiß emaillirten, roth eingefaßten Maltheserkreuz des großherzoglich hessischen Verdienstordens, dicht über der Inschrift: Gott, Ehre und Vaterland, dicht über dem schwarz-rothen Bande, durchschritt er den Garten, kehrte an der Pforte aber noch einmal um und — irrte sich.

Er glaubte in der Flasche einen Rest zurückgelassen zu haben, und als er nun die letzten Tropfen in den Römer träufelte und die Flasche wieder hinsetzte, murmelte er:

„Der Elard wird sich auch wieder einmal über seinen Papa verwundern. Er läßt das immer noch nicht; obgleich er doch nun schon seit einer geraumen Reihe

von Jahren das Vergnügen hat, mich zu kennen."

Nun schritt er gravitätisch, an der Cravatte zupfend, über den knirschenden Sand und überhüpfte dann in einem munterern Kurztritt die staubige Straße. Madame Drißler aber erschien in der in den Garten führenden weinlaubumsponnenen Hauspforte, stemmte ihrerseits beide Hände in die Hüften und sprach:

„Seit er sich vor einem Jahre als wohl conservirter Wittwer in die Zeitung setzte mit achttausend Gulden jährlichen Einkommens und einem versorgten Kinde — was unser Professor war — und wegen Schüchternheit und Mangel an Damenbekanntschaft sich aus Spaß eine Photographiesammlung anlegte und oben in seiner Stube sechs dicke Albums voll hat, sah er mir nicht so verdächtig aus. Die Alte da drüben, die sie heute den ganzen Tag erwartet haben, mag sich nur in Acht nehmen; — ich sage nichts!" —

X.

Jetzt war es aber wirklich Dämmerung geworden, und die bleibt es nunmehr, und späterhin wird's sogar Nacht. Im sanften Grau lagen die Gefilde und vom Lerchesberg, von der Isenburger Warte herab, schritt Fritze Hessenberg Arm in Arm mit dem noch immer wie im Traume trippelnden Legationsrath Alex von Nebelung auf Sachsenhausen zu. Theilweise hatten sie sich natürlich bereits gegen einander ausgesprochen; allein lange noch nicht genug.

„Du hast dich also wirklich verheirathet und bist jetzt Vater von mehreren erwachsenen Kindern?!" stöhnte der Rath.

„Und wie!" ächzte Fritz. „Eigentlich sollteſt du drauf nicht zurückkommen; — Sapperlot, hätte mich dies curiose Wiederfinden nicht so barbarisch sanft und weich gestimmt, so könnte ich da grob werden. Freilich hab' ich mich verheirathet, und erwachsene Kinder hab' ich auch. Hu, das waren Jahre! Wenn je Einer den braven Laokoon und seine Söhne in Fleisch und Blut vorgestellt hat, so bin ich das mit meinen beiden Jungen zwischen meiner Frau und meiner Schwiegermutter gewesen, und du und deine Eltern und Euere hochselige Hoheit, Ihr waret einzig und allein Schuld daran! O, ich wäre der Mann gewesen, den Kunstverständigen die Frage zu lösen, ob der bedrängte alte Trojaner in seiner Noth wirklich schreie oder nur den Mund aufsperre."

„Und deine Gattin ist leider gestorben?"

„Jawohl, die Gute hat mich allein gelassen in der Welt."

„Deine Kinder —"

„O, die hab ich Alle untergebracht, alter Kerl!" rief der wackere Fritz, aus dem Ton mürrischer Verstimmung in den der höchsten Zufriedenheit übergehend. „Was die beiden Jungen anbetrifft, so haben mir die niemals die geringste Sorge gemacht. Sie fielen von einem Stamme, der keine Holzäpfel trägt, und es thut mir nur Leid, daß ihr Großvater väterlicher Seite, mein Alter nämlich, sie nicht kennen gelernt hat. Der würde sich die Hände gerieben haben, wenn er gesehen hätte, wie seine Erziehungsprincipien auch noch in der zweiten Generation Früchte trugen. Selbstverständlich habe ich die zwei Schlingel nach seinen Maximen erzogen. Wenn solch ein Bengel nur nicht stiehlt, lügt oder gar ein feiger Hund ist, so ist's ganz gleichgültig, was aus ihm wird. Auch mit dem Crepiren auf Stroh ist's nicht so schlimm, als die Frau Mütter sich gewöhnlich einbilden. Jeder, der sich als einen rechten Mann schätzt, hat das wohl schon in seiner eigenen Seele erfahren, daß es ihm ungeheuer einerlei scheint, auf was für ein Material ihn sein Schicksal beim letzten Schnappen bettet. Aber die Mädchen — ja mit den Mädchen ist's eine andere Sache! Nun, das meinige hab' ich, so wie es neunzehn Jahre alt war, und das war im vorigen Winter, glücklich einem braven Kerl in Straßburg aufgehängt, und der mag nun sehen, wie er mit der wilden Hummel fertig wird. Ich hab's ja auch mit ihrer Mama ausgehalten."

„Hessenberg, wenn ich dich reden höre, so möchte ich fast zweifeln, ob wir hier wirklich auf dem Gebiet der freien Stadt Frankfurt gehen, — ob wir nicht beide träumen —"

„Was dich angeht, so hatteſt du zum Träumen in deiner Jugend keine Anlage. Als Ihr mich damals dingfest machtet, hab ich mein wahres Wunder über deine Aufgeweckтheit gehabt. — Du verstandeſt

es, mit offenen Augen und Ohren ein Protocoll zu führen."

Der Legationsrath von Nebelung ließ auf dieses gutmüthig munter gesprochene Wort die Ohren ein wenig sehr sinken.

„Lieber Friedrich," stotterte er, „es ist eine lange Zeit seit jenen unangenehmen, mir auch — du kannst es mir glauben — jenen auch mir sehr verdrießlichen Tagen hingegangen."

„Das hast du Recht, Alter!" sagte der voreinstige Vaterlandsverräther. „Schlagen wir dieses Faß zu; mir liegt nicht das Geringste an dem Geruch, der Einem daraus in die Nase steigt. Uebrigens hat ja auch das Fatum meine Sache in die Hand genommen: O†Oburg existirt nicht mehr, und ich bin Lohgerber zu Romanshorn in der freien Schweiz."

„Lohgerber? — Lohgerber?!" rief der Legationsrath. „Ja entschuldige, daß ich darauf noch einmal hindeute. Ist es denn wirklich wahr? ist es möglich? hast du in der That die Jurisprudenz, die Wissenschaft aufgegeben? hast du in Wahrheit die Loh— die Tannerie zu deinem Studium und Lebensberuf gemacht? Es ist mir fast unmöglich, daran zu glauben, mein guter Friedrich!"

Der gute Friedrich blieb stehen, um seinen breiten Lungen einen noch bequemeren Spielraum für das jetzt aus ihnen vorbrechende Gelächter bieten zu können.

„Verlaß dich auf deine Nase!" brüllte er. „Rieche mich an, — rieche mich dreist an, und ziehe die schauderhafte Gewißheit durch deine Geruchsorgane in dich hinein! Riechst du's mir nun ab?"

„Rieche ich es dir nun ab?" stammelte der verstörte Diplomat.

„Hast du es mir abgerochen?"

„Abgerochen?!" hallte wie ein schwächliches Echo der Legationsrath und Inhaber des Alexiusordens nach.

„Gut; dann beruhige dich in der furchtbaren Ueberzeugung, daß es sich so verhält, wie ich dir schon da droben vor dem alten Thurm sagte. Sonst aber habe ich nicht die Jurisprudenz aufgegeben, sondern sie mich, und du hast das Protocoll dabei geführt. Lohgerber bin ich geworden, Lohgerber bin ich, und die Lohgerberei war mein innerster Beruf. Mein Glück aber war's, daß mich Euer, wahrscheinlich eigens zu diesem Behuf in die Welt gesetzter Untersuchungsrichter mit der Nase drauf stieß. Was sind ein paar Jahre Festung, wenn man dadurch auf das Handwerk hingewiesen wird, zu dem Einen Gott der Herr erschaffen hat? Ja, der Herrgott hat's gut mit mir gemeint. Er wußte, daß ich in dieser nichtswürdigen Welt nothwendig mit dem Rind- und anderem Vieh in Conflict gerathen müsse und so wies er mich in seiner Güte auf die Häute, und ich habe meinen Groll an manchem Ochsen ausgelassen und meine Wuth an manchem Eselsfelle vergerbt."

„Ganz der alte Fritz Hessenberg!" murmelte der Legationsrath, und der breitschultrige Weggenosse fing das Wort grinsend auf und sprach:

„Natürlich! Wem zu Liebe sollt' ich mich denn ändern? Um Euch etwa? Um Euer Kuckucksnest, Eure Durchlaucht, Euer Criminalgericht und was sonst drum und dran hängt? Das glaubt Ihr doch wohl selber nicht. Sieh — deiner Schwester war ich recht, wie ich war; auf ihren Wunsch hätte ich meine eigene Haut, wohin sie wollte, zu Markte getragen. Ihr Uebrigen aber — bah, laß uns davon lieber abbrechen; es verstimmt mich selbst heute als Wittwer und Vater von drei erwachsenen Kindern noch, wenn ich daran denke, wie Ihr mich und die arme Lina schikanirt habt."

Der Legationsrath hatte die Hälfte des halben Schoppen Apfelwein auf dem Tische der Isenburger Warte stehen lassen. Das Getränk konnte es also nicht sein, was ihm plötzlich so scharf durch den Leib und die Seele schnitt. Lina? Lina! Und sie saß ja jetzt drunten in Frankfurt vor dem Allerheiligenthor, und er — Alexius Nebelung — wußte, daß er auch heute wieder eigentlich schändlich an der Schwester gehandelt habe, und daß auch er — in dieser Beziehung wenigstens — der Alte geblieben sei.

Er griff sich an den Busen, und nur um sich auf das Nothdürftigste einen Halt zu geben, fragte er:

„Sonst aber geht es dir hoffentlich wohl und nach Wunsche, mein guter Friedrich?"

„Wie ich es verdiene. Umgekehrt wie dem bösen Friedrich im Struwwelpeter. Der arme Hund, den ihr aus dem Tempel jagtet, hat sich zu Tische gesetzt, die Serviette umgebunden und —

— — — ißt die gute Leberwurst
Und trinkt den Wein für seinen Durst.

Was Eure Peitsche anbetrifft, die Ihr ihm so trefflich zu kosten gabt, so hat er sich auch da das famose Bilderbuch Eures Frankfurter Doctors zum Exempel genommen. Er hat —

— — — — — sie mitgebracht
Und nimmt sie sorglich sehr in Acht."

„He, he, he — hi!" kicherte der Diplomat und versuchte es nochmals zu thun, als ob er sich seinerseits augenblicklich sehr wohl und behaglich fühlte. Es gelang ihm aber nicht ganz nach Wunsch.

Der brave Lohgerber Fritze Hessenberg aber lachte einige bereits zur Nachtruhe in die Bäume gefallene Vögel aus dem Gezweige auf und rief:

„Ein hübsches Vermögen hab' ich im Laufe der Jahre gemacht, und wenn du dich hast pensioniren lassen, so hab' ich mich nun selber pensionirt. Drüben in Romanshorn hab' ich mein Geschäft mit der Aussicht auf den durchlauchtigsten deutschen Bund jenseits des Sees. Mein Aeltester führt da die Regierung zwischen den Fellen und Gruben; und ich habe mir nur die Reisen vorbehalten, von wegen des vergnüglichen Bummelns; und einer Geschäftsfahrt halben nächtige ich auch heute da unten in Sachsenhausen. Es ist das erste Mal, daß ich hier in die Gegend gerathe. Am liebsten gehe ich nämlich den Eichenwäldern nach, denn dieser Baum stimmt immer noch mit mir; heute jedoch mehr meines Gewerbes als meiner patriotischen Jugendgefühle wegen; denn was für Unsereinen eine richtige Borke bedeutet, davon hast du auch keinen Begriff. Für solch' eine Diplomatenhaut, solch' ein Bundesgesandtenfell gehört freilich eine ganz besondere Lohe. Na es wird wohl mal auch in Deutschland der Gerber kommen, der mit Euch umzugehen versteht; und, weißt du, es schwant mir, als müsse das Einer aus Euerer eigenen netten Gesellschaft sein, so Einer, der den Krempel aus dem Grunde versteht. Ich habe mich für dies Geschäfte für incompetent erklärt von der Zeit an, als ich mich auf mein jetziges Handwerk warf und die Finessen und Schwierigkeiten davon begreifen lernte."

„Aber lieber Friedrich —"

„Nur ganz stille, Alter. Du solltest dich am ersten freuen, daß mit den Jahren auch der politische Verstand zunimmt. Ohne dieses hätte ich dich doch von rechtswegen hier auf der Darmstädter Chaussee, auf der offenen Landstraße durchgerben müssen. Sacro sanctus, eine unverletzliche Person bist du ja seit dem Abscheiden unseres gemeinschaftlichen Landesherrn wohl nicht mehr?"

„Hessenberg, ich bitte, ich beschwöre dich —"

„Das hast du gar nicht mehr nöthig, mein lieber Junge," sagte der Romanshorner, dem schwankenden Legationsrath wieder einmal und zwar noch gemüthlicher auf die Schulter klopfend. „Der Canton Thurgau schätzt mich als einen seiner ruhigsten und stillvergnügtesten Bürger. In Sachsenhausen trinken wir noch einen Schoppen Aechten mitsammen, und du erzählst mir dann von deinem Leben und deinen Zuständen und vor allem von — von — deiner — Schwester — deiner guten Schwester Linchen. Nicht wahr, du nimmst einmal kein Blatt vor den Mund, du gehst einmal ganz frei mit der Sprache heraus. Ich sage dir, wenn du wüßtest, wie weich mir augenblicklich zu Muthe ist, du würdest mich nicht fortwährend so scheu von der Seite ansehen. Ich bin ein grauköpfiger Bursche geworden, ich bin Schwiegervater und werde demnächst auch wohl Großvater werden; aber seit ich unter dem alten Gemäuer da hinter uns an dich anrannte, bin ich der Gegenwart so entrückt, daß man mich dreist deswegen unter Curatel stellen dürfte!"

„Es ist auch eine Phantasmagorie," murmelte der Legationsrath. „Auch mir fehlt aller Boden unter den Füßen. Großer Gott, und ich war immer ein exacter Mensch, der langsam, aber sicher ging, und nun ist alles in Unordnung und Verwirrung! O die Schwester! die Schwester! die gute Karoline!"

„Was ist mit der Karoline?" schrie Hessenberg, mit einem Ruck den Begleiter anhaltend. „Du kommst mir nicht von der Stelle, ehe du mir gesagt hast, was Ihr wieder mit Lina angefangen habt!"

„Wir? Nichts! ich versichere dich, Friedrich," schrillte der Rath. „Aber sie soll heute nach zwanzigjähriger Abwesenheit von Deutschland aus Amerika zurück-

kommen. Sie hatte sich längst angemeldet, und wir erwarten sie in vollkommenster Harmonie und Herzlichkeit, — Käthchen und ich, und der Commerzienrath, mein Nachbar Nürrenberg und dessen Sohn Elard. Ich bin wochenlang umhergegangen und habe darüber nachgedacht, wie man der Guten von jetzt an das Leben bei uns behaglich machen könne. Wir freuten uns Alle so sehr auf sie, und da — da ist im letzten Moment — eben als ich mit Käthchen zum Bahnhof fahren wollte, seine höchstselige Hoheit dazwischen getreten. Ein Zank, eine Verunreinigung ist ausgebrochen zwischen mir und dem Nachbar, und ich —"

„Und du?"

„Ich bin vom Hause fortgerannt und nicht nach dem Bahnhof gefahren! — Man hatte mich in meinen tiefsten heiligsten Gefühlen gekränkt — vielleicht nicht ganz mit Absicht — aber einerlei! es war wieder wie ein Verhängniß — kurz, aus diesem Grunde hast du mich an der Sachsenhauser Warte getroffen, und während wir hier zusammen gehen, wird die Schwester längst mit meiner Tochter zu Hause sitzen, wenn sie nicht sogleich ein Billet für den nächsten Zug nach Bremen zurück genommen hat und in diesem Augenblick vielleicht schon wieder bei Friedberg fährt; — oh — oh — oh!"

„Oh!" brummte der brave Fritz mit einem unbeschreiblichen Blick auf seinen Jugend- und Schulgenossen. Dann sagte er ganz dasselbe, was die Tante Lina gesagt hatte:

„Und wenn man nach hundert Jahren nach Hause kommt, trifft man immer dieselbige Sorte Leute. Nebelung, Nebelung, wenn die Unbegreiflichkeit der Schöpfung je an einer Creatur deutlich geworden ist, so bist du das Machwerk! Du bist doch eigentlich ein ganz absonderliches Gewächs, Nebelung. Wenn der Schöpfer über dich nicht selber dann und wann den Kopf schüttelt, so laß ich mich über meinen eigenen Gerbebaum ziehen und mit dem Schabeisen, ohne mich zu wehren, tractiren."

Er brach ab, völlig überwältigt von dem eben Vernommenen; der Rath aber in völliger Hülflosigkeit faßte seine Hand:

„Fritz, weißt du was? Komm mit mir nach Hause!"

„Um dir als Schauzkorb bei dem nunmehrigen Zusammentreffen mit der armen Lina, mit deiner Schwester, zu dienen?!"

Daran war etwas; aber der Legationsrath sagte:

„Nein, sondern weil der Himmel uns grade heute dieses Wiederfinden vermittelt hat. Ich erkenne hier eine höhere Fügung —"

„'Ne schöne höhere Fügung! Mach' mir nichts weiß; — deine jämmerliche Angst und Verfahrenheit ist's, die mich jetzt mit sich zu schleppen trachtet. Der ganze Jammer der Eschenheimer Gasse sieht mich aus deinen Brillengläsern an. O vivat, vivat Alexius XIII.!"

„Ich versichere dich, Fritz —"

„Versichere mich nichts! Freilich — diesmal wenigstens würdest du nicht das Protocoll bei den eintretenden Verhandlungen führen. Heute, endlich wären Lina und ich an der Reihe."

„Da kommst du doch wieder darauf!" winselte der Rath. „Konnte ich denn dafür? war es nicht meine Amtspflicht? hing nicht meine ganze Carriere davon ab? Versetze dich doch nur in meine damalige Lage."

„Na, na, du hast Recht, es war gegen die Abrede; wir wollen den alten Stinktopf zugedeckt sein lassen; nimm es nicht übel, Alter. Siehst du, ein guter Kerle bin ich, und Lohgerber bin ich auch. Es läuft schon ein tüchtiges Schauer an mir ab, ohne bis auf die Knochen zu dringen, und da meine ich manchmal, das müsse bei den Andern auch so sein. Also die Lina habt Ihr heute aus der Fremde zurück erwartet? und habt sie nach Eurer Art wieder einmal in den Verdruß hineingeritten? Alle Teufel, Alex, es sind jetzt mehr als sechsundzwanzig Jahre, seit ich sie zum letzten Male sah! Bigott, was willst du mit deiner Elendsvisage? Wenn Einem von uns das Gemüthe sich bewegen muß, so bin ich's! Und wenn ich heute Ober-Appellationsgerichts-Präsident wäre, anstatt Lohgerbermeister zu Romanshorn am Bodensee, so könnte ich doch nicht strenger und unparteiischer zu Gerichte sitzen über Alles, was mir passirt ist seit jener Nacht, in der Ihr uns aus einander brachtet. Ich gehe mit dir, Nebelung, und wünsche ihr einen guten Abend in der Heimath! — Und jetzt laß uns gehen und Alles, was

wir uns sonst noch zu sagen haben, auf morgen verschieben, das heißt — bis nach diesem Wiedersehen."

„Ich danke dir, Fritz!" sagte der Legationsrath, und er sagte es mit einem Ton und Ausdruck, aus welchem man nicht heraushörte, daß er von einem Alexius dem Zwölften aus der Taufe gehoben worden war und, nachher, im Laufe der Jahre, sich aus sich und seiner Umgebung weiter entwickelnd, eine recht gute „Carriere" gemacht hatte.

XI.

Nachdem der Professer der Aesthetik, Herr Elard Nürrenberg mit seiner Flasche und der guten aus dem übrigen Verlaufe des Tages sich so merkwürdig selbstständig loslösenden Stunde in Oberrad zu Ende gekommen war, hatte er sich als ein, „wenn auch sehr gelehrter und verliebter, so doch nicht unverständiger junger Mann" auf den Heimweg begeben. Dieses wissen wir.

Wahrheit und Dichtung begleiteten ihn, der Weg lag wieder vor ihm, und er spazierte gen Sachsenhausen — weit langsamer als er von dort hergelaufen war. Dieses wissen wir ebenfalls.

„O Käthchen, mein Käthchen," flüsterte er, „wir haben uns nicht in einander geirrt; — wir gehören zu einander, wir bleiben bei einander — Niemand, Niemand soll uns von einander trennen! weine nur nicht, mein Kindchen; wir haben uns doch für das höchste Lebensglück einander verpflichtet, und morgen ist Pfingsten, und die Sonne scheint, und Alles ist gut."

Hm, jener Jüngling mit den Feueraugen und den wallenden Locken schritt nicht bloß zwischen Darmstadt und Frankfurt hin und wieder und erlebte und sah alle Wunder der Welt: er ging auch zwischen Offenbach und Frankfurt und wiederum citiren wir ihn.

„Ich ging die Landstraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlassen — Sachsenhausen lag vor mir, leichte Nebel deuteten den Weg des Flusses an: es war frisch, mir willkommen. Da verharrte ich, bis die Sonne nach und nach hinter mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wiedersehen sollte, und ich kehrte langsam in das Paradies, das sie, die noch Schlafende, umgab."

Der Professor wußte seinen Goethe so ziemlich auswendig; in ein Paradies kehrte auch er zurück, wenn gleich die Geliebte — seine Lili — noch nicht darin zu Bett gegangen war, und er nicht die Absicht hatte, auf einem Stein am Wege sitzend, den Aufgang der Sonne und das Wiedererwachen des guten Kindes abzuwarten. Die unsterblichen Worte tanzten ihm doch gleich lieblich flammenden Meteoren voran auf dem Wege nach Sachsenhausen und zündeten ihm heimwärts.

Es ist ein angeborenes Recht des Menschen, sich nach jedem gegenwärtigen Aerger und Verdruß schnellstens in alle möglichen und unmöglichen Seligkeiten der Zukunft selber hinein zu lügen. Wenn auch nicht immer, gelingt das doch recht häufig. Manchmal ist die wiedergewonnene gute Laune von Dauer, manchmal aber fährt sie auch vorüber wie ein Sonnenblick an einem Apriltage. In letzterem Falle redet die Welt in allen Zungen von Eulenpfingsten — St. Nimmerleinstage — verschiebt das Behagen am Erdenleben at latter Lammas, ad graecas Calendas, aux calendes grecques, auf die Pfingsten, wenn die Gans auf dem Eise geht; Recht aber behält für alle Zeit die jüdische Weisheit: Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, von denen du sagen wirst, sie gefallen mir ganz und gar nicht.

Man mußte es dem Professor der Aesthetik Elardus Nürrenberg lassen; er hatte bis jetzt, unbeschadet seines Hellenismus, das hebräische kluge Wort nicht verachtet. Er hatte seine Jugend nach besten Kräften benutzt und sich ihrer gefreut; und wie wir ihn kennen gelernt haben, ist Aussicht vorhanden, daß er aus dem kleinen Käthchen Nebelung eine vergnügliche vergnügte Frau macht. Wir freuen uns darüber und begleiten ihn in der Hoffnung um so lieber auf seinem Wege nach Hause.

Daß er auf diesem Oberrader Fußwege sich weiter noch tief-, un- oder ganz einfach sinnigen Gedanken hingegeben habe, ist nicht darzuthun. Er schlenderte, ein Studentenlied pfeifend, durch den warmen Abend und überrechnete dabei den Ge-

sammtbetrag seiner Collegiengelder. Darüber ein wenig zu seufzen, war ihm gerade nicht zu verdenken; allein da er es von vorn herein gewußt hatte, daß das ästhetische Bedürfniß seiner Nation gering sei, so seufzte er nur über das Vergnügen, in einem leeren Auditorio zu lesen, und ärgerte sich nicht darüber.

„Hab' ich doch von jetzt an eine Zuhörerin, die einen ganzen Pandektensaal voll Musensöhne aufwiegt!" tröstete er sich. „Und nicht nur von Mund zu Ohr, sondern von Mund zu Mund werde ich zu ihr reden," fügte er hinzu, in die dereinstigen Wonnen aller möglichen Frühlingsmorgen, Sommernachmittage und Winterabende versinkend und zerschmelzend, und das Wort war denn doch sinnig, und mit diesem Worte erreichte er das Rondel vor dem Affenthore von Sachsenhausen.

„Elard — Herr Professor — lieber Nachbar!" rief ihn eine etwas krächzende Stimme an, und er fuhr zusammen, denn er kannte diese Stimme.

Die Götter, welche lösen und binden, zertrennen und vereinigen, führten ihn im richtigen Moment an das Thor von Sachsenhausen zurück. Dicht vor sich erblickte er den Schwiegervater, den durchgegangenen Legationsrath Alexius von Nebelung — drüben von der Hanauer Landstraße — Arm in Arm mit einem breiten, kurzen, dicken, behaglichen aber etwas plebejisch aussehenden Unbekannten. Und hätte er nur eine Ahnung davon gehabt, daß er gerade diesem fidelen Unbekannten den merkwürdig freundlichen Anruf des Papas seiner Verlobten verdankte, so würde er ihm unter den obwaltenden Umständen auf der Stelle um den Hals gefallen sein, um ihn abzuküssen, wie er bald sein Käthchen abzuküssen verhoffte, — zärtlich — zärtlichst nämlich und — vor den Augen ihres Vaters. —

Der Tante Lina wegen hatte der Legationsrath von Nebelung zuletzt mit beiden Händen nach dem Jugendcameraden gegriffen; des Jugendcameraden halber griff er jetzt mit beiden Händen nach dem Sohne des verfeindeten Nachbars. Dieser Lohgerber hatte sich dem Diplomaten von der Isenburger Warte herunter von Schritt zu Schritt schwerer auf die Schultern und auf die Seele gelegt. Der gute Fritz hatte den Jugendfreund und Protocollführer in der That doch über den Gerbebaum gezogen und ihn mit dem Abfleischeisen bearbeitet, wie ein im Eschenheimer Palais in die Lehre und nachher auf die diplomatische Wanderschaft gegangener und dann vollkommen losgesprochener Meister. Das waren ebenfalls „obwaltende Umstände", und unter denselben kam der Aesthetiker dem mürb' gemachten Rathe, wie der im Meer schwimmende Mast dem Schiffbrüchigen; er klammerte sich dran und stellte in zitternder Hast vor:

„Herr Hessenberg aus Romanshorn („Lohgerbermeister Hessenberg!" fügte der alte Demagoge bei), ein theurer Jugendfreund und Freund meines Hauses! Herr Professor Nürrenberg aus Heidelberg! Nicht wahr, lieber Elard, wir haben wohl denselben Heimweg? Mein guter Friedrich, der Herr Professor ist nämlich der Sohn des Herrn Commerzienrath Nürrenberg, meines Nachbars in der Hanauerstraße."

„Wie dein Kätherle deine Tochter ist. Es freut mich Sie kennen zu lernen, Herr Nürrenberg," sprach Fritze, dem jungen Manne die Hand schüttelnd. „Curios ist's eigentlich, daß in dieser krakeelerischen Welt die Wege doch immer wieder zusammenlaufen, und sich immer wieder Leute finden, die des nämlichen Weges gehen. Mit Erlaubniß zu fragen, was dociren Sie?"

„In diesem Semester lese ich publice über die Sturm- und Drangperiode in der deutschen Literatur; privatissime über die Bildwerke vom Tempel des Zeus Panhellenios auf der Insel Aegina und als Professor extraordinarius Culturgeschichte der Araber in Spanien," sagte der junge Gelehrte sanft und bescheiden.

„Allmächtiger!" rief Fritze Hessenberg. „Wissen Sie, ich habe allerhand Juristica bloß *gehört*, und selbst *das* konnte ich kaum aushalten. Wie muß nun Ihnen erst zu Muthe sein? — Na aber bon! geben Sie mir nochmal die Hand; es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen, Sie kennen gelernt zu haben."

Der Professor der Aesthetik sah hierauf den Mann, der da redete, genauer an, und die Dämmerung erlaubte es dem Meister Hessenberg noch, die Wirkung seiner Ansprache auf den Gelehrten in den Zügen desselben zu erkennen. Gutmüthig drollig sagte er:

„Na, gucken Sie nur zu. Ich bin nicht allein der Lohgerbermeister Hessenberg aus Romanshorn, sondern auch sonst das Kind recht netter Eltern, und habe das Meinige meinerzeit gleichfalls auf Universitäten profitirt. Der Nebelung kann Ihnen das Nähere darüber sagen."

„Mein verehrter Herr, ich glaube —"

„Mein verehrter Herr glauben nichts! Sehen Sie, über die Sturm- und Drangperiode könnte auch ich publice lesen; fragen Sie nur den Nebelung. Das Chaos und das Glück lassen immer wieder von neuem taufen. Sie wissen doch: des Chaos wunderlicher Sohn; — Goethe. Des Glückes abenteuerlicher Sohn; — Schiller! Und ich bin auch ein Sprößling aus der Ehe. Pathenstelle vertrat das Untersuchungsgericht zu Offenburg, und dieser Mensch hier, dieser Nebelung trug mich in das Kirchenbuch ein; nämlich er führte das Protocoll. Drei Jahre hielten sie mich in den Windeln; dann brach ich ihnen heraus, ging durch die Lappen und über die Grenze. Ihr Herr Vater hat heute mit meinem Freunde Alex hier einen Disput über unseren seligen Landesvater Alexius gehabt, — wissen Sie, und schon deshalb allein haben wir die herzlichsten Bezüge auf und zu und mit einander; und jetzo fassen Sie den Legationsrath unter den anderen Arm. Er hat es ein wenig nöthig, daß wir ihm unter die Arme greifen, und die Hülfe der Jugend ist bei keiner Gelegenheit zu verachten. Seine Schwester ist zum Besuch gekommen, und wir bringen ihn nach Hause. Eine niedliche Tochter hat er auch, wie er sagt, Herr Professor."

Der Herr Professer hatte schon lange auf den Legationsrath gesehen, und auch ihm hatte die Dämmerung noch erlaubt, die Züge des würdigen alten Herrn zu zu erkennen. Privatissime las er sich selber in angsthafter Spannung ein Colleg über dieselben, und hätte ganz wohl Doctor, wenn auch nicht der Philosophie, durch eine Dissertation über sie werden können; wenn er eben nicht schon Doctor der Philosophie gewesen wäre.

Ja, Philosophie?! Die ließ ihn in diesem Moment vollständig im Stich, der Physiognomie seines zukünftigen Schwiegervaters gegenüber. Medicin studirt zu haben, und Vorsteher eines Asyls für Nervenleidende zu sein, war das Einzige, was in diesem Augenblick helfen konnte.

Der Legationsrath von Nebelung sah am Ende gar nichts mehr. Dagegen spürte er hundert gespenstische Hände um sich herum. Er fühlte sie am Kragen, er fühlte, wie er von ihnen von den Füßen gehoben und sanft geschüttelt wurde. Das kam mit angesengten Körken, um ihm die Nasenspitze zu betupfen, das tätschelte ihm die alten ledernen Wangen, das sah er zu einer Faust geballt vor seinen Brillengläsern, und das kam freundlich mit einer Bürste, um ihm zierlich den Staub der Darmstädter Chaussee vom Rocke zu bürsten. Er hatte nie an Geister geglaubt, das Zeugniß konnten ihm seine Vorgesetzten, vom Anfang seiner Laufbahn an, geben; — er hatte aber auch nie an Gespenster geglaubt — dies Zeugniß stellen wir ihm aus — und jetzt, in dieser lieblichen Dämmerung des Maienabends, des Abends vor Pfingsten, spukte es um ihn und in ihm auf jegliche Weise.

„O theurer Herr," sagte Elard schüchtern und befangen, „ich freue mich unendlich, Sie noch getroffen zu haben. Wir machten uns so große Sorge um Sie, und Käth— Fräulein Tochter, die ich sprach, — ja, die ich gesprochen habe, fuhr in heftiger Angst zum Main-Weser-Bahnhof."

„Sie ist also zum Bahnhof gefahren!" ächzte der Legationsrath.

„Ich sah' sie in den Wagen steigen, und dann trieb mich die eigene Erregung Ihnen nach, theuerster Herr Legationsrath. O, Sie wissen nicht —"

„Und meine Schwester ist angekommen?" fragte der Rath, immer wieder auf den einen Punkt bohrend.

„Du hörst ja, daß der Herr dir nachgelaufen ist, Alex;" brummte Fritz Hessenberg. „Nimm doch den Arm des Professors; je eher wir nach deiner Wohnung kommen, desto eher erfahren wir, in was für häusliche Zustände du dich wieder einmal hinein vergaloppirt hast."

Der Legationsrath Alexius von Nebelung nahm wirklich den Arm des Professors, und er hielt sich von jetzt sogar sehr fest daran. Vom Hause weglaufen, ist leicht genug; aber wieder heimkommen und Rechenschaft ablegen müssen, das ist die Schwierigkeit!

Da die Geister der Vergangenheit ihn nunmehr zwischen den beiden wackeren handfesten Helfern sahen, warfen sie die letzte Rücksicht weg und hoben ihn vollständig von den Füßen. Er hing zwischen den zwei Herren. Ja, so war es; — zu Hause saß die Schwester Lina, und hier in der Elisabethgasse zu Sachsenhausen hing er, Alexius Nebelung, zwischen dem Sohne des von ihm am Nachmittag allen Furien überantworteten Nachbar Nürrenberg und dem biedern Lohgerbermeister und Exdemagogen Friedrich Hessenberg aus Romanshorn, über dessen Staatsverbrechen und Hochverrath er vor dreißig Jahren kühl und gelassen das Protocoll geführt hatte, ohne sich um die Gefühle der Schwester Lina im Geringsten zu kümmern.

„Fassen Sie ihn fester, Professor," sagte der brave Fritz. „Es hat seine guten Gründe, daß ihm schwül und schwankend zu Muthe ist. Wär' ich kein Gerber, so hätte ich ihn Ihnen schon allein auf die Schulter gelegt, hätt' Kehrtum gemacht und Reißaus genommen — einerlei wohin!"

Jetzt tanzte das Deutsch-Ordenshaus vor ihren Augen und stellte sich auf den Kopf; aber noch schlimmer war es mit ihnen auf der Mainbrücke. Alle Drei zogen in ein vollständig verzaubertes Frankfurt hinüber und hatten sich dazu durch ein Gewimmel Majen-tragenden Volkes durchzuwinden. Dicht zu den Füßen des Kaisers Karl stieß eine grüne lustige Birkenruthe dem Legationsrath den Hut vom Kopfe, und der Kerl, der den Busch trug, ließ es sich außerdem nicht zu viel sein, ihm zu seinem, ihm von seinem hochseligen Landesherrn verliehenen Titel noch einen andern beizulegen. Aber der Kaiser Karl der Große rächte weder mit seinem Schwerte den Frevel, noch warf er dem Frevler den Reichsapfel an den Kopf. Im Gegentheil, er schien sein Vergnügen an der Unthat zu haben; er grinste durch die hereinbrechende Dunkelheit, und der Messinghahn nebenan hob sich wahrhaftig auf den Füßen, schlug mit den Flügeln und krähte dem Trio nach; obgleich er diesmal doch keinen Juden vorübergehen sah!

Der Professor Elard setzte dem Schwiegervater seiner Hoffnung den Hut wieder auf. Der brave Fritz brummte und grummelte immer wunderlicher in sich hinein, blöde und voll Unruhe zog er hin und fühlte sich nicht mehr im Stande, dem Jugendgenossen die Vorfälle jener Zeit, da sie Beide, und die Tante Lina dazu, noch jung waren, vorzurücken. Wahrlich, er würde jetzt viel darum gegeben haben, wenn er nicht mit dem Legationsrath an der Isenburger Warte zusammengetroffen wäre und ihn an die alte Bekanntschaft erinnert hätte. Er war Lohgerber, und das Schicksal hatte ihm freilich selber im Laufe der Zeit das Fell weidlich gegerbt; aber unter der harten zähen Haut lag doch noch das weiche zärtliche Fleisch, und — die Lina Nebelung saß in der Hanauer Landstraße, und er — er sollte nach einem Menschenalter wieder vor sie treten und ihr die Hand geben, und zwar als Wittwer und Vater von drei erwachsenen Kindern.

XII.

Der Patrizius von Rottweil, Tabacksfabrikant von Höchst und großherzoglich hessische Commerzienrath Florens Nürrenberg und die Tante Lina hatten in einer Weise Freundschaft geschlossen, die etwas Ueberraschendes hatte. Der Nachbar war gekommen, gesehen worden und hatte gesiegt. Die Tante mit seinem Strauß in der Hand war aus dem höchsten ceremoniellen Anstande einer schier dreißigjährigen Gouvernanten- und Gesellschaftsdamen-Existenz fünf Minuten nach dem Eintritt des Commerzienraths in den allergemüthlichsten Plauderton bester Bekanntschaft gefallen, und jetzt saßen sie seit Stunden behaglichst beim Thee, und Käthchen Nebelung saß ihnen gegenüber und ängstete sich nicht mehr über die heikle Frage: wie wohl die Tante Lina ausfallen möge?

Fünf Minuten nach seinem Eintritt in den Salon hatte die Tante den behaglichen lächelnden ältlichen Herrn mit der Devise: Gott, Ehre, Vaterland, und der Rosenknospe im Knopfloch auf der Brust für einen Mann nach ihrem weltbürgerlichen Herzen in der Stille ihres Busens erklärt, und augenblicklich sagte sie es ihm laut.

„Sie sind der Mann, den ich in Deutschland zu finden hoffte," sagte sie lachend. „Nach Ihnen hab ich Heimweh gehabt!

Ohne Schmeichelei; — ich versichere Sie, von Ihnen hab' ich häufig geträumt in Amerika. Lachen Sie nur nicht, Herr Nachbar; parole d'honneur, Sie gefallen mir ausnehmend wohl."

Der Extabacksfabrikant lachte nicht; der ließ die Welt nichts von seinem Behagen sehen; dieses luftdicht verschlossene Gefäß comprimirtesten Lebensvergnügens erwiederte nur:

„Ja, ja, Tante Lina, wir Beide sind eben zwei solcher Oasen in der Wüste. Rund um uns her heult der Schakal, winselt die Hyäne, yhaut der wilde Esel und rollt der Scarabäus seine heilige Kugel mit seiner Nachkommenschaft durch den Sand, (Nota bene, das Alles weiß ich von meinem Herrn Sohn, den ich also hiemit exemplarisch und poetisch verwerthe und empfehle, Fräulein Käthchen!) aber in uns wachsen und blühen die Palmbäume und springt der Quell. Nota bene, Käthchen; der Schlingel hat mich auf seinen Reisen nach Italien, Griechenland und Aegypten Geld genug gekostet — ich sage Ihnen, ein Heidengeld, Käthchen —"

„O Herr Commerzienrath!" hauchte Fräulein Käthchen Nebelung.

„Ja wohl, Kind: Herr Commerzienrath! wenn der Bub' einmal wirklicher geheimer Rath wird, so hat er das nur meinem Titel und der soliden Grundlage, aus welcher derselbige hervorblühte, zu verdanken. Nun, wir waren ja wohl in der Wüste stehen geblieben? Also, Tante, die Palmen wachsen in uns, und die Quellen rauschen in uns, da kommen die Kamele, aus uns zu trinken, und die Affen klettern in unsern Zweigen herum, und die Beduinen —"

„Verwickeln Sie sich nicht in Ihren Gleichnissen, Nachbar!" rief die Tante. „Wir sind nur die Oasen; und die Palmen mit ihren Zweigen wachsen nur in uns. Was die Affen anbetrifft, so müssen die doch wohl in den Zweigen der Palmen klettern."

„So ist es! Mein Sohn hält sich ebenfalls darüber auf und verbessert mir stets das, was er meine Parabeln und Allegorien nennt, aber das ist mir ganz einerlei. Annähernd begreift mich meine Umgebung dann und wann; und ich selber verstehe mich immer recht gut, und das ist die Hauptsache. Aber bleiben wir in der Wüste, das heißt bleiben wir bei den Oasen, bleiben wir Oasen! Ich versichere Sie, Tante, so rund umgeben von Sand und Samums, wie vor einer Stunde, hab' ich mich selten in meinem Leben gefühlt. Der Legationsrath hatte mich wie ein Tiger, wie der reine Wüstenkönig angeheult; mein eigen Fleisch und Blut, mein Elard, hatte mir den Rücken zugewendet und hatte sich im Sturmschritt hierher verfügt. Vivat Alexius XIII., Vivat mein bester Freund und Nachbar Alexius Nebelung! Stellen Sie es sich nur genau vor, wie Alles in diesem Moment sein würde, wenn die ganze Geschichte der Regel nach verlaufen wäre. Wenn der Rath Sie mit Rührung vom Bahnhofe abgeholt hätte, und ich sedate und gut altbürgerlich-nachbarlich erschienen wäre, um zu gratuliren. Malen Sie sich das Gegähne, das jetzo von Mund zu Munde gehen würde! Na, ich habe mich manch' liebes Mal in meinem Dasein mit allerlei Leuten überworfen; aber so zu gelegener Zeit wie heute noch nie!"

„Fahren Sie ja fort, Herr Nachbar!" rief die Tante mit fröhlichster Miene sich über den Tisch ihm zuneigend. „Ich komme von New-York und Bremen, und wiederhole es: nach Ihnen hat meine Sehnsucht gestanden! Ich habe an meinen Bruder mit schwesterlichem Verlangen gedacht, aber das Ideal eines deutschen gemüthlichen Nachbars, der nicht zu weit abwohnt, stand mir doch stets dicht daneben vor der Seele. Go on — sprechen Sie munter weiter, Sir."

„Mit Vergnügen, mein verehrtes Fräulein," rief der alte Rottweiler. „O lassen Sie uns nur erst zu einem gemüthlichen Whist oder L'hombre kommen; lassen Sie nur erst den Schnee drei Fuß hoch in der Hanauer Landstraße liegen und die Eiszapfen drei Ellen lang am Dache hängen, da werden Sie aufgucken, da werden Sie Ihren Mann an mir finden."

Das kleine Käthchen Nebelung hatte allmälig ganz ängstlich von der Tante auf den Nachbar und von dem Nachbar auf die Tante gesehen; nun aber sollte aus der verlegenen Verwunderung der jäheste Schrecken, wie der Kobold aus der Vexirdose hervorspringen.

Ganz wie beiläufig, ganz harmlos über

die Schulter richtete der Nachbar das Wort an sie und fragte — — — Was fragte er?

„Und nun, ehe der Rath heim und uns dazwischen kommt, und ehe ich es vergesse, Käthchen; — wie weit seid Ihr denn zusammen? Willst du meinen Aestheticus, meinen Buben, meinen Professor? oder hast du ihm heute Nachmittag kurzab einen Korb gegeben?“

Das war die Frage! Und es war in der That eine Frage, die sich hören lassen konnte!

Fräulein Katharina Nebelung fuhr zusammen, wie ihr Vater, wenn der österreichische Gesandte in der Eschenheimer Gasse das Wort ergriff. Purpurfarbig, jungfräulich-wehrlos rückte sie ihren Stuhl so dicht als möglich an den der Tante heran, und die Tante that auch einen Ruck und setzte sich gerader, als sie sonst zu sitzen pflegte, und murmelte:

„Aber Herr Commerzienrath?!“

Aber der Herr Commerzienrath Florens Nürrenberg kicherte vergnüglicher denn je und rief, indem er die Hand auf den Busen und das officielle Zeichen seines Verdienstes um Hessen-Darmstadt legte:

„Tante Lina, wenn Sie diese letzten Frühlinge und Sommer durch da drüben in der Jasminlaube die Oberpostamtszeitung gelesen und von Zeit zu Zeit drüber weggesehen hätten, so würden Sie mich sicher nicht ganz so undelicat finden, wie ich aus Ihrem Ausruf à conto trage. Weißt du, Käthchen, mein Herz, wenn du heute Nachmittag deinen Sinn, etwa seiner hochseligen Hoheit dem Fürsten Alexius XIII. zu Liebe, nicht geändert hast; für meinen Elard will ich einstehen. Er will dich von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, und er gäbe nicht nur die vordem freie Stadt Rottweil, sondern auch die freie Stadt Frankfurt am Main und das sonstige Universum als Beilage für dich. Sprich dich also ruhig aus, klein Käthchen; — wir sind ganz unter uns, und der Papa ist nicht zu Hause.“

„O Gott, der Papa!“ hauchte Käthchen Nebelung, das Gesicht an der Brust der amerikanischen Tante verbergend; und schwermüthiger, ernster als in diesem Moment hatte die Tante, seit wir die Ehre haben sie zu kennen, noch nicht ausgesehen. Sie legte sanft die Hand um den Kopf des armen kleinen Mädchens und strich leise, tröstend und besänftigend über die dunkeln Haare. Sie dachte wohl an jene ferne Zeit, wo sie mit dem guten Fritz Hessenberg in Abwesenheit von Papa, Mama, Bruder und sonstiger näherer und fernerer Verwandtschaft vollkommen einig war.

„Fasse dich, Herzchen; wir scheinen wirklich ganz unter uns zu sein, und wenn sich das so verhält, wie der Herr Nachbar in solch' einer eigenthümlichen Weise andeutet —“

„O Tante, Tante, liebe Tante!“

„Es verhält sich wirklich so, Tante Lina!“ rief der Commerzienrath. „Wenn es Ihnen recht ist, lasse ich auch meine Madam Drißler als Zeugin herbeiholen. Und dann ist da der Elard selber —“

„Hört einmal, Kinder,“ sprach die Tante Lina Nebelung, „ich bin in die weite Welt gegangen aus Neid über die Kaiser, Könige und Fürsten, die sich aus ihren Mitteln ihre Hoftheater halten können. Nun bin ich wieder im Lande und habe mir richtig mein eigen Theater mitgebracht und lasse Europa und Amerika darauf agiren. Nur zu, Kinder! Ehe ich mir meine eigene Komödie halten konnte, hab' ich auch vor den Leuten getanzt. Käthchen, ich weiß Bescheid!“

„Und ich wußte das,“ schmunzelte der Nachbar Nürrenberg, sich die Hände reibend. „Das Kind will, Tante Lina; also kurz und gut, wir machen jetzt die Sache richtig. Im Herbst ist Hochzeit; und ich bitte um den ersten Walzer, Tante Lina.“

„Wissen Sie, was ich denke, Nachbar?“

„Zwar weiß ich viel, doch wer kann Alles wissen? Ich ersuche um freundliche Mittheilung.“

„Nun, so will ich Ihnen sagen. Sie sind ein arglistiger, ein heimtückischer, ein rachsüchtiger Mepsch! Ja, leugnen Sie es nur; — rächen wollen Sie sich an meinem Bruder! Er hat Ihnen den Nachmittag verdorben, und Sie wollen nun Ihr Möglichstes thun, um ihm den Abend für ewige Zeiten ins Gedächtniß zu prägen! Ist es nicht so?“

Der alte Patrizier rieb sich immer schmunzelnder die Hände, zuckte aber nur die Achseln.

„Ja es ist so!“ fuhr die Tante fort.

„Da schicken Sie erst Ihre Blumensträuße, und dann kommen Sie selber im Frack, aber mit dem Stiletto in der Tasche. Und dann schleppen Sie, um Allem die Krone aufzusetzen, sogar Ihren unschuldigen Herrn Sohn herbei; — o Sie wissen Ihre Mittel zu verwenden, Herr Rath, und schonen Ihr eigen Fleisch und Blut nicht, wenn es gilt, Ihre Rachgier zu befriedigen. Hätte das Kind mir nicht bereits gestanden, daß sie sich nach Ihrem Zank mit meinem Bruder, und wohl gar in Folge desselben, für Zeit und Ewigkeit mit dem Professor Elard versprochen habe; so — so — well, das Weitere mag folgen, wenn mein Bruder nach Hause gekommen sein wird."

„Hurrah! Hurrah! Es leben alle Leute, die einander auf der Stelle verstehen!" schrie der Commerzienrath, das Gesicht pfingstrosenhaft entfaltend. „Es lebe das Haus Nebelung und Nürrenberg! Es lebe Alexius XIII., der selbst noch von seiner Ahnengruft aus hier in seiner fürstlichen Machtvollkommenheit so segensreich eingegriffen hat. Ohne den alten Burschen wäret Ihr wahrscheinlich auch heute noch nicht Euch völlig klar geworden, Käthchen?! Und Käthchen, mein Kind, jetzt bekommt der brave, der liebe Schwiegerpapa doch wohl auch den ersten Kuß von seinem Töchterchen?"

Das hatte durchaus nicht den Anschein.

Von allen ihren Gefühlen bewältigt, brach Käthchen Nebelung in ein lautes Weinen aus und warf sich von neuem an den Busen der Tante.

„O Gott, Gott, dir hab' ich es ja schon gesagt — gestanden; — ja, Elard war so gut und so freundlich, und ich war so erschreckt, und Alles kam so überraschend und da — da — haben wir uns wirklich mit einander verlobt, — es war wie ein Traum, Ihr könnt es mir glauben, und ich weiß auch noch nicht, ob ich das Glück nicht blos geträumt habe! — Ach, aber dann war ich so böse! und daran waren beide Väter schuld, und mich haben sie für mein ganzes Leben elend gemacht. Der arme Elard sprach mir so gut und traurig zu; ich aber wurde immer böser — und da — während ich die Tante abholen mußte, ist er nun hinausgelaufen und ich habe ihn nicht wieder gesehen, und weiß nicht, ob er noch was von mir wissen will; — ich war zu unartig! — O Gott, ich wollte ja gern; aber was fragt Ihr mich um meine Meinung? Mein Glück ist für alle Zeiten verscherzt. Fragt ihn doch — fragt Elard, — o ich wollte, ich wäre todt, ich wäre gestorben?"

„Das Alles hast du mir freilich schon mitgetheilt, Käthchen, und ich habe es für ganz dummes Zeug erklärt," sprach die amerikanische Tante jetzt in eben dem Grade gütig wie vorhin ernst und melancholisch. „Auch meiner Erwiederung wirst du dich erinnern. Wenn der junge Mann respectabel und wohlmeinend ist, und du ihn wirklich lieb hast, so will ich das Meinige dazu thun, und du sollst ihn haben, habe ich gesagt, und dasselbe wiederhole ich dir jetzt. Sitze still, denke an deine Aussteuer und laß mich noch ein Wort mit deinem guten Schwiegerpapa da reden. Den Kuß kannst du ihm nachher geben."

Der Commerzienrath hatte sich bei den letzten Worten so weit als möglich der Tante über den Tisch zugeneigt. Die Lampe schien ihm hell ins Gesicht, und er lachte mit dem ganzen Gesichte.

Auch die Tante Lina lachte jetzt herzlich und hell und rief:

„Eine ganz himmlische Geschichte ist es, Nachbar. An Bord der Germania, auf der Fahrt über den Atlantischen Ocean hatte ich fast vier Wochen Zeit, mir das Wiedersehen mit meinem Bruder Alex auf die verschiedenste Art und Weise auszumalen. In allen Nuancen zwischen Ernst und Heiterkeit hat mir diese Stunde vorgeschwebt; aber so wie sie jetzt vorhanden ist, doch nicht. Und, Nachbar, Ihre Schlechtigkeit bei Seite gelassen, wenn ich unter allen Arten des Wiederfindens die Wahl gehabt hätte, so würde ich diese durch Sie arrangirte gewählt haben. O, wird der Monsieur Alex ein Gesicht machen! Wahrhaftig, ich habe dann und wann daran gezweifelt, aber nun habe ich den Glauben, und Niemand nimmt mir ihn wieder: es giebt gerechte Götter über uns — es giebt eine Vergeltung — es giebt ein Etwas, das selbst nach einem Menschenalter das Hausbuch auf den Tisch legt und mit dem Finger auf jedes Deficit zwischen Soll und Haben deutet. Dieser Abend macht Vieles wieder gut, was mir vor dreißig Jahren zu Leid gethan ist —"

Sie hätte wohl noch länger gesprochen, wenn es dem Käthchen möglich gewesen

wäre, an ihre Aussteuer zu denken und ruhig den Stoff und Schnitt ihres Hochzeitskleides in Erwägung zu ziehen. Es war ihr aber doch nicht möglich; denn sie war nicht zwanzig Jahre lang Erzieherin in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gewesen; und ihr spielte noch nicht die ganze Welt Komödie, sondern sie selber spielte noch sehr befangen in der Komödie der ganzen Welt mit, und sie hatte Talent zur Liebhaberin.

Es brach los. Sie mußte sprechen, und Alles mußte heraus! Gleich einem Bach, der vom Berg herunter kommt, wenn ein Gewitter gewesen ist, war das. Das Gewitter war aber gewesen da oben im Gebirge und der Strom sprang in die Sonne nach dem Sturm hinein. Das plätscherte und rauschte und rieselte, und Alles, was drum her wuchs an Busch und Baum, hatte seine Blüthen, Käfer und Raupen, sein trockenes Gezweig und seine grünen, vom großen Wind abgestreiften Blätter hinein geschüttelt. Und diesmal, im höchsten Affect, war Alles, was Käthchen Nebelung sagte, echt gewachsen und nicht künstlich angefertigt. Der Papa und Legationsrath außer Dienst glitt wie ein alter etwas eigensinniger aber sonst höchst wohlthätiger und nur von der Welt verkannter Zauberer auf dem Strom der Rede daher. Die selige Mama stieg aus dem Bilde über dem Divan und schwamm mit. Wie aber der Professor der Aesthetik Elardus Nürrenberg von den Wellen geschaukelt wurde, hätte schwachmüthigere Charaktere als — die Tante Lina und den Commerzienrath Florens Nürrenberg sicherlich seekrank gemacht.

Und zuletzt, thränenüberströmt — lachend und weinend, jauchzend und in heilloser Angst vor dem Papa warf die erregte Rederin ihre Tasse und den Theetopf um, und sich schluchzend an den Hals des Extabacksfabrikanten und Vaters ihres einzig Geliebten — ihres Elard's — ihres einzigen Elard's, der eben gerade ihren eigenen Vater hinter der Judenmauer her in die Allerheiligengasse schleifte und ihn, rechts um die Ecke, dem Allerheiligenthor zuschleppte und zwar in zugreifendster Weise dabei unterstützt vom göttlichen Gerber Friedrikos, wie Homeros sagen würde, — vom braven Fritze Hessenberg, wie wir sagen.

Den Griffel eines Homer's aber hätten wir jetzt nöthig, um das Gebahren des Rottweiler Patriziers unter dem ersten Kuß seines Quasi-Schwiegertöchterchens zu schildern. Wir haben ihn nicht, und deshalb theilen wir einfach mit, daß er es ebenfalls zu zwei dicken Thränen brachte, die ihm rund und voll über die runden Biedermannswangen rollten und sich in seiner Weste verloren. Alles Andere, wodurch der Mensch seine Empfindungen und Gefühle kundgiebt, war heute Abend an ihm dagewesen; dies war das Aeußerste, das Letzte und war noch nicht dagewesen.

Nec plus ultra, durfte er dreist von nun an bis zur Heimkehr seines Freundes Nebelung zum Motto nehmen. Er that's, trocknete sich die Augen und seufzte im jovialsten Trauertone:

„Der Hausnarr verdient dich gar nicht, Kätherle. Kenne ihn nur erst so genau, wie ich ihn kenne, und du wirst dich dieses — meines Wortes erinnern und sagen: der Alte hat es mir damals schon gesagt, Elard; o lieber Himmel, hätte ich ihm doch geglaubt! — Ach Fräulein Karoline, was ein guter Ehemann ist —"

„Krümmt sich bei Zeiten," fiel die Tante ein; doch der Nachbar sprach:

„Nein dieses nicht; sondern ich wollte nur bemerken, daß ich wissen müsse, was ein guter Ehemann sei; denn, Nachbarin, ich war meinerzeit ein wahrhaft guter Ehemann! Wenn's drei Meilen jenseits des Horizontes donnerte, stand ich vom vergnügtesten Tische auf und ging aus der fidelsten Gesellschaft nach Hause, weil sich meine Selige vor dem Gewitter fürchtete. Ach, Kätherle, ich glaube, mein Professor wird sich nur fester hinpflanzen und ruhig dich daheim in deiner Angst sitzen lassen."

„Ich fürchte mich aber auch nicht vor dem Donner, lieber —"

„Papa!" schloß der Patrizius und fuhr fort: „O mich hätten Sie in meiner Blüthe kennen sollen, Tante Lina. Damals war ich des Kennenlernens werth! Damals lohnte es sich noch, von Amerika herüber zu fahren, um meine Bekanntschaft zu machen. Mein Bub' hat viel zu viele Augenblicke, in denen er das Erdenleben vollständig begriffen zu haben glaubt, und das sind die Momente, auf welche ich dich hinweise, Käthchen. Wenn du erst einige

Male mit ihm in der Stimmung zusammengesessen hast, dann theile mir deine Ansicht darüber mit. Ich sage dir ganz offen, hätte ich nicht einen solchen freudigen Sinn für jegliches Individuum als solches, so hätte ich mich schon sehr häufig bis zum Aus-dem-Hause-werfen an meinem — deinem himmlischen Elard geärgert."

„Individuum als solches?" murmelte die Tante. „Nachbar, über das Wort wären Sie ohne Monsieur Elard auch nicht im Tanze gestolpert. Ei, aber Sie haben Ihrem jungen Herrn doch wohl dann und wann über die Schulter ins Buch gesehen; — ich glaube fast, Sie hätten eben so gut als ich Philosophie des Lebens den jungen Ladies im Vassor College vortragen können." — — — —

Daß dieses alte Frankfurt am Main verzaubert war, stand fest; d. h. nichts schien darin mehr fest an seinem Orte zu stehen, nämlich den drei aus der freien Natur in den geheiligten Bezirk der gethürmten Stadt sich einschleichenden tapfern deutschen Männern, von denen aber ein Jeglicher seinen eigenen Wurm im Herzen trug.

Die sieben Schwaben, als sie sich dem Ungeheuer am See näherten, repräsentirten zusammen nicht mehr innerliches Unbehagen als diese drei Helden, und deshalb machte bereits über dem Fluß ein Jeder die Bemerkung, daß er es heute Abend ausnehmend schwül in Frankfurt finde.

Daß die Fahrgasse während ihrer Abwesenheit enger geworden war, unterlag weder dem Professor noch dem Legationsrath einem Zweifel. Die Häuser waren auf einander eingerückt, und was das Schlimmste war, sie rückten noch immer auf einander ein. Um der beängstigenden Fata Morgana zu entwischen, bog der Professor in die Predigergasse und die beiden Anderen folgten.

Sie marschirten jetzt nicht mehr en front: sie schleppten sich Einer hinter dem Andern, wie ein Indianerzug, dem das Feuerwasser ausgegangen ist. Einer suchte den Andern voran zu schieben und that's wahrlich nicht aus Höflichkeit.

Der Professor suchte einmal oder zweimal seine Begleitung auf die malerische Beleuchtung der Umgebung aufmerksam zu machen, dann unterließ er es. Der Legationsrath sagte nichts; aber er athmete desto schwerer. Hinter der Judenmauer sagte Fritze Hessenberg:

„Weißt du, Nebelung, es wird mir immer curioser. Was soll ich ihr eigentlich sagen, wenn ich vor sie trete? — Ich hab's mir nun ganz genau überlegt: ich bringe dich und den Herrn Professor bis zu deiner Thür und dann kehre ich um und gehe nach Sachsenhausen in mein Wirthshaus zurück. Du sagst ihr im richtigen Augenblick, wen du heute an der Isenburger Warte getroffen hast, und merkst dir, wie sie die Benachrichtigung aufnimmt. Dann komme ich morgen früh gewiß. Alex, ein Wiedersehen wie dieses schickt sich besser für den hellen Mittag, wo man sich sofort mit allen Falten, Runzeln, grau und gelb zu Gesichte kriegt, als für solch eine dunkle Abendstunde und die Familienlampe. Ich kehre um, Alex, ich hab's mir überlegt."

„Du kehrst nicht um, Fritz! Du gehst mit mir!" stöhnte der Legationsrath von Nebelung und faßte blitzschnell wiederum jeden seiner Begleiter unterm Arm, um ja keinen von ihnen zu verlieren. Wir haben es oben schon gesagt, daß er sich von ihnen durch die Allerheiligengasse schleppen ließ, gerade um die Zeit, als sein einziges Kind, Wonnethränen weinend, am Halse seines größten heutigen Widersachers hing.

„Was soll ich ihr denn sagen?" rief der Rath weinerlich. „Ist mir nicht etwa curios geworden? Muß ich ihr etwa nicht ebenfalls bei der Familienlampe vor die Augen treten? Und du, der du unsere Lina so genau kennst — gekannt hast, solltest doch einsehen, daß ich um kein Haar breit besser dran bin als du. Nein, du kommst mir nicht fort; ich lasse dich unter keiner Bedingung frei. Soll ich etwa mit dir umkehren? willst du mich mit nach Sachsenhausen in dein Hotel nehmen?"

Sie passirten das Allerheiligenthor, und jetzt standen sie vor dem Hause!

„Da sind wir denn," sagte der Rath und machte wirklich den Versuch zu lächeln. „Sie treten doch mit uns ein, lieber Professor?"

Der liebe Professor hatte den Vater seiner Verlobten vor sich! und dieser Vater wußte nicht davon; er, der Verlobte, wurde auf das Dringendste von seinem Quasi-Schwiegervater eingeladen, noch

auf einen Augenblick mit hinauf zu seiner Tochter zu kommen, und — — er zauderte doch!

Die Gaslaternen brannten bereits in der Hanauer Landstraße; aber Herrn Elard Nürrenberg war es noch nie in seinem Leben so schwarz vor den Augen gewesen als in dieser Minute.

Durch die Finsterniß vernahm er die Stimme des Romanshorner Lohgerbermeisters, der ihm mit einem tief heraufgeholten Aechzen auf den Rücken klopfte und sagte:

„Na, Professorchen, Sie sind jedenfalls der Unbefangenste; also marschiren Sie voran. Die Treppe kennen Sie auch; — ich führe den Rath, und im Nothfall greife ich nach Ihrem Rockschoß. Bitte, nehmen Sie auf unser Alter keine Rücksicht; Sie haben bedingungslos den Vortritt."

Woher die Unbefangenheit kommen sollte, durfte Herr Elard sich fragen; aber leider nicht den Lohgerber und den Schwiegervater der Zukunft.

Plötzlich — mit einem Ruck — malte er sich von Neuem die Geliebte, wie er sie sich von jeher gedacht hatte, rief, wie jeder andere Ritter in der höchsten Gefahr ihren lieben Namen, d. h. er murmelte:

„Käthchen! Mein Käthchen!" und stürzte in das Haus, ohne darauf zu achten, ob die beiden Andern ihm auch folgen würden. Da er in der That die Treppe kannte, und da er einmal im Stürzen war, so gelangte er nach Oben — der Schiller'sche Taucher im Wirbel der Charybde war ein Nachmittagsschläfer auf seinem Sopha gegen ihn, und um so natürlicher war's, daß die holde Prinzessin droben sich schon lange in bängster Erwartung über den Rand der Klippe gebeugt, und auf sein Wiederauftauchen mit Sehnsucht geharrt hatte.

Jetzt riß er die Thür des Salons auf und stand einen kürzesten Augenblick geblendet von dem Glanz des gemüthlichen Theetisches. Er sah seinen Vater und sah ihn nicht; er sah eine ältliche Dame in grauer Seide durch das Geflimmer, aber sie hatte keine Bedeutung. Er sah sein Käthchen und er hörte ihren leisen Schrei, — sie allein erblickte er wirklich, und er stürzte sich gegen sie, faßte ihre Hände, riß sie ganz an sich und rief — stammelte:

„O Kind, Herz, mein Leben, mein süßes Leben, willst du mir vergeben? kannst du mir vergeben? Mein Mädchen, wie dumm und schrecklich hätten wir uns beinahe diese Pfingsten verdorben! Aber ich habe dich und halte dich wieder, und von jetzt an wird unser Dasein ein ewiges Maienfest sein, nicht wahr?! Dein guter, trefflicher Vater kommt sogleich nach; — ach Käthchen, liebes Käthchen!"

„O Elard," schluchzte das Kind, „ich allein war ja sehr unartig, und wie ich mich selber die letzten Stunden durch ausgescholten habe, das weiß keiner. Bist du denn wirklich wieder gut? Bist du wiedergekommen? Sieh, ganz so böse, wie du dir dachtest, als ich dich von der Droschke aus wegrennen sah, hab' ich es doch nicht gemeint."

Die Tante und der Commerzienrath sahen und hörten dem zu; aber nicht lange.

„Lina? —" rief der Legationsrath Alexius von Nebelung.

„Alex!" rief die Tante, und auch die Beiden hatten einander wieder und zwar nach zwanzigjähriger Trennung. Sie umarmten sich gleichfalls und küßten einander, und dann schoben sie sich Beide zu gleicher Zeit einander zurück, um sich anzusehen, und für dieses Wiederfinden gab die Familienlampe das einzig rechte Licht.

„Du hast dich wenig verändert, lieber Bruder," sagte die alte Schwester, ihre Thränen verschluckend und laufen lassend.

„Ist er wirklich schon in seiner Jugend so gewesen?" fragte der Nachbar Nürrenberg gleichfalls mit gebrochener Stimme. „Nun Nachbar, dann will ich weiter nichts sagen; aber ich meine, aus alter Anhänglichkeit und wegen fernern guten Verkehrs erklären Sie sich für befriedigt und ausgesöhnt, wenn ich hiermit Seiner hochseligen Durchlaucht, dem Herzog Alexius XIII. in seiner Fürstengruft feierlichst Abbitte leiste. Er führt seinen Namen mit Recht und ist ein Heilbringer, und unser erster Enkel soll auch Alexius heißen."

„Der Teufel hole den Fürsten Alexius XIII.!" rief der dritte Ankömmling, aus dem Schatten in das Licht tretend. Die Tante Karoline Nebelung schrak zusammen, sah hin, setzte sich, fuhr von neuem in die Höhe und setzte sich zum zweiten Mal.

Der gute Fritz setzte sich ebenfalls; seine Knie zitterten, seine Füße trugen ihn nicht länger, der Hut entfiel seinen Händen. Er holte ein grobes baumwollenes, blau und weiß gestreiftes Sacktuch hervor und trocknete sich den heißen und den kalten Schweiß von der Stirn und stotterte, tiefer geschüttelt, als Einer der Uebrigen, die Tante Lina ausgenommen:

„Ja, Linchen, ich bin Fritze Hessenberg, und wenn wem ein richtiges Eulenpfingsten zubereitet wurde im Leben, so sind wir Zwei das gewesen. Und wenn Zwei mit wohlmeinenden Herzen und guter Gesinnung in diese zänkische, nichtsnutzige, katzbalgerische Welt hineinmußten, so sind wir das auch gewesen. Geben Sie mir Ihre liebe Hand, Lina. Jetzt bin ich ein alter Kerl, und du — — ja, sieh, ich bin es wirklich und ich bin auch gekommen, um dich mit den Anderen im alten Europa zu empfangen."

„O Friedrich!" sagte die Tante Lina leise.

Der großherzoglich hessische Commerzienrath sah dumm aus, der Legationsrath von Nebelung stupide. Elard und Käthchen sahen und hörten nichts; ein rosig durchleuchtet Gewölk trug sie, und Arm in Arm schwebten sie ins Paradies hinein. Sie ließen sich nicht stören durch Das, was um sie her vorging, und es machte auch Niemand Miene, die goldrothe Wolke unter ihren Füßen wegzublasen und sie in die Wirklichkeit und auf den festen Boden zurückzurufen.

Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Terzinen

von

Wl. Jensen.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870

Nel mezzo del cammin di nostra vita
Mi ritrovai per una selva oscura,
Chè la diritta via era smarrita.
Dell' Inferno I, 1.

I.

Am meines Lebenstages Mittag grad'
Kam ich nach Haus. Früh war ich ausgegangen
Und fremd geworden mir der Heimath Pfad.
Doch fremder noch, was drinnen. Nicht Verlangen,
Nicht Liebe war es, die zurück mich zog,
Ein Widerwille eher und ein Bangen.

In meiner Brust gleich einer Waare wog
Den Werth des Lebens ich, das sie mir gab,
Des ersten Spielzeugs, das auch mich betrog.

So, gleich entfernt der Wiege und dem Grab,
(Nach unsrer Blindheit täuschendem Ermessen)
Schritt ich den Weg zum engen Thor hinab.

Erschauen wollt' ich, ob Erinnrung dessen
Mir aufsteig' aus der Kindheit Morgenland,
Was lang wie Traumgebilde ich vergessen;

Dahinter wesenlos mein Selbst mir schwand.
Vielleicht, daß hier des Bechers trübe Hefe
Zu goldnem Wein sich klärt — mit leiser Hand

Umstrich wie Geistergruß der Wind die Schläfe:
Daß von dem großen Räthsel hier vielleicht
Mich einer Lösung Ahnungsstrahl beträfe.

Vielleicht, daß hier, was grau'nvoll mich umschleicht,
Das Qualgespenst aus sterndurchhöhten Nächten
Wie Dunst vor meiner Kindheit Sonne weicht —

Und dunkel flog ein Vogel mir zur Rechten.

II.

Da lag's, ein Häuflein rostesbrauner Dächer,
Einsam, vergessen, wie am Rand der Welt;
Landwärts umschlossen wie von gelbem Fächer,

Denn sand'ger Abhang nur und ödes Feld
Stieg drüber auf, baumlos, doch vom August
Mit goldnen Halmen dicht jetzt überwellt.

Es war der Monat kurzer Sommerlust,
Wie traumgleich nur der Norden sie gewährt,
Und wie im Traum lag an der kargen Brust

Die Stadt. Der Abendrauch entstieg dem Herd,
Mit seinen Wölkchen tändelnd trieb der Wind
Ein lässig Spiel, und sonderbar verklärt

Hob sich die Dächerschaar, umkränzt gelind
Von einer Garbe rothen Abendlichts,
Ein Purpurmantel um ein Bettlerkind.

Zur Linken aber dehnte sich ein Nichts,
Wie das des Aethers über mir; nur blauer,
Erschreckend, bis zum Rande des Gesichts

Stieg auf das Meer gleich einer Riesenmauer,
Drauf sah ich Segel kommen und verblassen,
Und Schatten überrann's mit grauem Schauer.

Doch ich betrat des Städtchens arme Gassen,
Auf meine Brust fiel plötzlich dumpf und schwer
Ein Druck, die Hoffnung fühlt' ich mich verlassen,

Und Schauer überrann mich gleich dem Meer.

III.

Es saßen drinnen in der Dämmerhelle
Der Stadt Bewohner auf dem Treppenstein
Und niedrer Bank vor ihres Hauses Schwelle.

Auf den Gesichtern lag ein Zwielichtsschein:
Ich sah, daß braun die Jugend und verwittert
Das Alter war, wie Menschen es gemein.

Manch Antlitz sprach, daß es im Sturm zersplittert
Gleich einem Mast, doch drüber wundersam
Von Rosen jede Hauswand übergittert.

Aus tausend weiß und rothen Kelchen kam
Ein Duftgewoge, und dazwischen klangen
Des Thurmes Glocken nun von Glück und Gram

Uraltes Abendlied. Wie längst vergangen
Schlug's mir an's Ohr, als sei's heraufentboten
Vom Friedhof drunten; und den Sinn gefangen

Mit Grauen nahm's, als blickten aus den rothen
Gesichtern Schädel weiß und abgedorrt,
Als schreite ich durch eine Stadt der Todten.

Gespenstisch selbst klang das lebend'ge Wort
Von ihren Lippen, nur ein Echoruf,
Der seit Jahrhunderten hier fort und fort

Zur Ruh' nicht kam. In stetem Wechsel schuf
Die Zeit ein stets sich gleichendes Gespinnst
Aus Noth und Sorge, Mühsal und Beruf.

Dem nächsten Morgen heischt der Tag Gewinnst;
Sie weben, bis ihr Fleiß ein Leichentuch
Zum Ausruhn sich erwarb — und ob du sinnst,

Du findest nur: Das Dasein ist ein Fluch.

IV.

Ist dies das Leben, das zu höh'rer Stufe
Die Treppe bilden soll? Ist dies das Leben,
Das eingehaucht von eines Gottes Rufe

Und dem er Geist von Seinem Geist gegeben?
Ist dies das Schauspiel, drauf er seit Aeonen
Herniederblickt, um solches Daseins Streben

In Ewigkeit zu strafen und zu lohnen?
Sind das die Geister, die er auserwählt,
Mit ihm im steten Lichtesglanz zu thronen?

Die der Unsterblichkeit er anvermählt,
Als er sie schuf nach seinem eig'nen Bilde
Und mit dem eig'nen Odem sie beseelt?

Dann wahrlich preist noch lauter seine Milde
Und jauchzt dem Tag, da Er sich eurem Kreis
Gesellt in solcher Seligkeit Gefilde.

Doch nennt ihn nicht allmächtig und allweis',
Und laßt aus einem Kreis mich ausgeschlossen,
Darin ein stumpfer, altersschwacher Greis

Herabschaut auf gedankenlose Possen,
Und sich belustigt fühlt in kind'scher Laune,
Wenn ihn, von ew'gem Weihrauch übergossen,

Umhüpfen die Armseligsten der Clowne.

V.

Aus jeder Zeit wohl kenn' ich hohe Namen,
Die selbst sich schon Unsterblichkeit gewahrt.
Des Geistes eingeborne Söhne kamen

Erlösend sie, als Wesen stolz'rer Art,
Mit eignem Licht die Finsterniß zertheilend,
In der die Masse, dumpf und träg geschaart,

Versunken lag. Begeisternd, lehrend, heilend,
So bahnten sie durch Wildniß einen Pfad,
Beschwingten Fußes rastlos aufwärts eilend.

Statt Dankes aber, den verdient sie, trat
Mit Füßen die Lebend'gen stets die Masse,
Und Hohngeschrei ward Ernte ihrer Saat.

Mit Steinen warf man sie; verfolgt vom Hasse
Der Blindheit schwand in Gram ihr Tag dahin,
Und nur der Zukunft bahnten sie die Gasse. —

Und wohl berichtet auch von edlem Sinn,
Von hehrem Opfermuth jedwede Zeit;
Von Liebe, die zu herrlichstem Gewinn

Sich für die Liebe selbst dem Tod geweiht.
Von Schönheit trunken stand ich und entzückt
Von manches Auges süßer Lieblichkeit;

So göttlich, daß, der Erde man entrückt,
Nicht glauben kann, in Staub auch zu zerfallen
Bestimmt sei, was uns einmal so beglückt.

Und eine Schönheit sah ich über allen,
Wie licht von knorr'gem Stamm sich höchste Blüthe
Emporrankt zu des Aethers blauen Hallen,

Der Menschheit herrlichsten Demant — die Güte.

VI.

Fürwahr, ein Hof von königlichen Pairs,
Wenn sie ein Gott zu neuem Leben riefe,
Und nur ein Erster unter Gleichen wär's.

Einst dacht' ich's, und schon war mir, als entschliefe
Das alte Grau'n in mir, ich sah die Sphinx
Im Sturz zerschell'n — da schwoll es aus der Tiefe,

Millionenköpfig hob die Stirn es rings
Und schrie herauf, ein widerlich Getose
Von Wuth und Hohn: Was scheidest du nach links

Und rechts uns auseinand und unf're Loose?
Weil dich der Rose Duft berauscht, so heißt
Unsterblich du von allen nur die Rose?

Wer sind sie, die dein Lobgesang uns preist
Als Wesen and'rer Art und auserkoren
Zu einem Glücke, das du uns entreißt?

Hat nicht die gleiche Mutter sie geboren
Mit uns? Sind sie nicht Blut von unserm Blut,
Mit unserm Sinnen, Trachten, Aug' und Ohren?

Was wählst du aus aus unsrer großen Brut,
Wie Zufall uns verschieden Farben lieh,
Und Willkür seine Würfel warf, ob gut,

Ob schlecht in uns das Samenkorn gedieh?
Auf solche Fragen fordern wir genauer
Die Antwort! Kannst du sie ertheilen, zieh

Die Grenze uns, wo für die ew'ge Dauer
Die Würdigkeit beginnt! Deß sei bewußt!
Sonst aber — mich durchrann's mit bangem Schauer —

Sonst triff die Wahl und heiße, wie du's mußt,
Uns unvergänglich Alle oder Keinen! —
Und jäh zerschlug das Wahnbild meiner Brust

In Nichts die bittre Wahrheit des Gemeinen.

VII

Nicht ich. — Was mit der Gottheit, mit dem Himmel
Die Hoffnung der Unsterblichkeit zerschlägt,
Es ist der Menschheit ärmliches Gewimmel,

Das einer Brut von Larven gleich, umhegt
Von eines Sumpfes stockenden Gewässern,
Sich rastlos zeugt und zu den Todten legt.

Ein Abgrund ist's, daraus von gier'gen Fressern
Sich unablässig neuer Schwarm erhebt,
Derweil, der Tiefe Schöpfungskraft zu bessern,

Zurücksinkt und in Fäulniß sich begräbt,
Was dieses Tags Bewegung fortvererbt,
Wie Gährung todte Flüssigkeit belebt.

So — wandellos und stetig eingekerbt
Nach ihrer Gattung, gleichen Triebes Beute,
Wie heut', so vor Jahrtausenden gefärbt,
Und nach Jahrtausenden noch so wie heute —
Gleicht jede Larve ihrer ganzen Art,
Ist diese selbst, die nur sich stets erneute.

Wozu denn die Myriaden, die verscharrt
In Staub und Moder, wiederum beleben?
Sie leben ja in ew'ger Gegenwart!

Ihr ganzer Lebensinhalt ist ja eben
Dies selbe Brüten nur in Gier und Qual,
Das ihnen heut' und jenen einst gegeben —
Und beiden gleicht der Menschheit Riesenzahl.

VIII.

Ihr lächelt mild; ich seh' auf eurem Munde
Ein artig Bild, ein heitres Gleichniß schweben,
Und salbungsweich durchmurmelt's eure Runde:

„Die rechte Deutung grad' hast du gegeben!
Was hier als Larve sich im Sumpfe müht,
Als Falter wird's zum Jenseits sich erheben.

In jenem Licht, das nimmermehr verglüht,
Durch ew'ge Herrlichkeit trägt ihn die Schwinge,
Um Gott zu schau'n im Geist und im Gemüth.

Die Satzung, die in vornehm und geringe,
In hoch und niedrig hier die Geister trennt,
Dort gilt sie nicht im Urquell aller Dinge."

Doch sagt, wer keinen Gott auf Erden kennt,
Als seines Leibes Nothdurft und Begehren,
Und Geist nicht, noch Gemüth sein eigen nennt,

Wer wird mit ihren Schwingen ihn bewehren,
Dem Leib entnehmen, was er nie besaß,
Und jene Gottheit ihn erkennen lehren?

Mich däucht, ihr treibt mit eurem Gotte Spaß
Und laßt ihn Taschenspielerkunst ersinnen,
Daß er geschwind in einem Zauberglas
Den Geist einfängt, der schon zuvor darinnen;
Und lächelnd dann, sich von dem todten Rumpfe
Abwendend, also laßt ihr ihn beginnen:

„Seht, welchen Wein schöpf' ich aus solchem Sumpfe!"

IX.

Wozu? — Das ist die Frage aller Fragen.
Mit ihr muß ich durch eure Gassen schreiten,
Gleich einer Last von Haus zu Haus sie tragen.

Wozu? — Ich hör' euch lärmen, markten, streiten,
Den Stein des Sisyphus zur Bergesspitze
Hinaufzurollen und herabzugleiten.

Wozu? — Wenn ich an euren Tischen sitze,
So schau' ich, wie ihr Durst und Hunger stillt
Und Würze drüber streut von schalem Witze.

Stolzirend seh' ich euch, des Hochmuths Bild,
Herniederblicken auf gering're Kasten;
Gewahr', daß Weisheit weniger euch gilt
Als Reichthum, Frohsinn, weniger als Lasten,
Die eurer Eitelkeit zu schmeicheln scheinen.
Egoisten, Narren, Klügler und Phantasten,
Der Jugend Narrethei, des Alters Greinen,
Kaleidoskopisch immer neu gesellt,
Und dann bedeckt mit stolzen Denkmalsteinen.

Doch wie mein Blick auf eure Runde fällt,
Ich lese Antwort nicht in euren Mienen:
Wozu sollt' e u c h, aus eurer Bettlerwelt
Entrückt, ein andres, höh'res Leben dienen?

(Forts. folgt).

Aus der Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Schon im Vaterhause hatte sich bei mir eine leidenschaftliche Leselust entwickelt, die bei allen mehr oder minder begabten Kindern nichts Seltenes zu sein pflegt. Meines Vaters strenge Beaufsichtigung, der, obgleich er uns an der freien Benutzung seiner Büchersammlung nicht hinderte, doch die Gegenstände derselben stets im Auge behielt und von jeder Lectüre immer eine Art von Berichterstattung verlangte, hatte indeß diese meine Lesewuth stets in gewissen Schranken gehalten. Auch war der Kreis dessen, was derselben in des Vater Bibliothek geboten war, nicht eben groß, und es war kein Schaden, sondern vielmehr ein Vortheil, daß ich diejenigen Bücher derselben, welche mich vorzugsweise zu interessiren geeignet waren, bei dem gänzlichen Mangel an Neuem, wieder und immer wieder zu lesen mich genöthigt sah. Das war z. B. der Fall mit den wenigen Bänden Goethe'scher Dichtungen, welche neben Gleim, Hagedorn, Gellert, Lessing's Dramaturgie in der Hamburger Originalausgabe (die ich heute noch besitze) und dem Laokoon, sowie einem Theile seiner Streitschriften den belletristischen Theil unserer in den zwei großen offenen Repositorien aufgestellten Bibliothek bildeten. So kam es, daß ich z. B. den Roman der Lehrjahre Wilhelm Meister's, dessen wundervolle Lieder ich nach den Reichardt'schen Compositionen zum Clavier singen lernte, in Folge solcher Wiederholung fast auswendig wußte, und daß mir zuletzt die Gestalten dieser unvergleichlichen Dichtung, wie ich das an einem anderen Orte ausgesprochen habe,* in voller Lebendigkeit vor der Seele standen. Von Romanlectüre gewöhnlichen Schlages war erst in der Zeit der letzten Krankheit meiner Mutter, für deren Unterhaltung der Vater aus der Ragoczi'schen Leihbibliothek zu Prenzlau von Zeit bis Zeit Bücher senden ließ, dies und jenes an mich herangekommen.

In Prenzlau wurde das anders. Das Gymnasium selbst besaß eine kleine Lesebibliothek, aus der die Schüler der drei oberen Classen alle acht oder vierzehn Tage ein Buch entlehnen durften. Aber das genügte meinem Lesehunger nicht, der sich um so stärker entwickelte, da die Classe, wohin man mich gesetzt hatte, meine häusliche Muße fast gar nicht in Anspruch nahm, und mir also Zeit genug übrig blieb, demselben in ausschweifendem Maß zu genügen. Zwar reichte mein schmal zugemessenes Taschengeld nicht aus, die Leihbibliothek der Ragoczi'schen Buchhandlung, der einzigen, die es damals in Prenzlau gab, zu benutzen; aber die Bekanntschaft, welche ich mit dem Neffen des Besitzers gemacht hatte, kam mir zu Hülfe, und versah mich so reichlich mit dem ersehnten Lesefutter, als es meine Lesegier nur irgend wünschen konnte. Ich glaube, ich habe auf diese Art den größten Theil der genannten Leihbibliothek durchgelesen, und noch heute stammt meine Kenntniß namentlich unserer Romanliteratur der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sowie der Romantiker Tieck, Fouqué, Novalis u. s. w. größtentheils aus dieser Zeit. Vor schädigendem Einflusse des bei meiner wilden Leserei hier und da mitunterlaufenden Schlechten bewahrte mich indessen mein durch die ernste Lectüre im Vaterhause frühzeitig geweckter guter Sinn und Geschmack, und vor Allem das Eintreten eines Mannes in den Kreis unserer Lehrer, der an die Stelle der Gleichgültigkeit gegen das, was mir bisher die Schule als Unterricht geboten, das lebhafteste Interesse, ja eine wahre Begeisterung für seine Lehrfächer, die Sprachen und die Geschichte des Alterthums zu setzen verstand. Es war dies der als Conrector im Jahre 1822 an das Gymnasium berufene, erst vor wenigen Jahren als Professor in Stettin verstorbene Dr. Karl Ernst August Schmidt.

Dieser treffliche Mann, der auf mein Leben und meine Studien den entschiedensten Einfluß gehabt hat, war ein Zögling der Halle'schen Universität und der dort unter Seidler's Leitung stehenden Philologenschule. Er war ein gründlicher Grammatiker und feinsinniger Sprachforscher, und

* S. Goethe's Frauengestalten Th. II, S. 62.

vor Allem ein Meister in der Kunst des erziehenden Lehrers, der mir immer als das Musterbild eines deutschen Gymnasiallehrers erschienen und für mein späteres eigenes Wirken als Schulmann mir stets ein Vorbild geblieben ist.

Er war jung, als er zu uns kam, nicht über die Mitte der Zwanzig hinaus. Als Siebenzehnjähriger hatte er den letzten Theil der Befreiungskriege mitgemacht und trug noch immer seine zerdrückte alte Militärmütze auf dem von dichtem schwarzen Gelock umgebenen Haupte, dessen edle blasse Gesichtszüge mit den großen dunkelblauen, von schöngeschwungenen Brauen überwölbten Augen, vereint mit der ruhigen Haltung voll milden Ernstes gleich bei seinem ersten Auftreten ihm unsere Neigung gewannen, die sich bald zu einer wahren Begeisterung steigerte. Ich habe nie einen Lehrer gekannt, der ohne alle und jede Absichtlichkeit einen solchen Zauber auf seine Schüler ausgeübt hätte, wie dieser Mann. Die Gründlichkeit seiner philologischen Bildung, die logische Schärfe und Systematik seines grammatischen Unterrichts und seiner Erklärung der alten Schriftsteller, in deren Geist und Sprache er uns in einer von uns bisher gar nicht geahnten Weise einzuführen verstand, die eben so sichere als anregende und fruchtbare Methodik, mit welcher er unsere Selbstthätigkeit in Anspruch zu nehmen und uns zu eigenen Studien anzuleiten wußte, die Bereitwilligkeit, mit der er seine Hülfe und Anleitung außerhalb der Lehrstunden zu unserer Verfügung stellte, sein reiches Wissen, das überall bei unseren Anfragen gründliche Auskunft bot, und endlich und vor Allem die Offenheit, mit welcher er in einzelnen Fällen bei der oder jener an ihn gerichteten Anfrage gestand, daß er darüber im Augenblick keine genügende Auskunft zu geben vermöge: — dies Alles konnte nicht verfehlen, ihm unsere Herzen und unsere hingebende Zuneigung, sowie unser unbegrenztes Vertrauen zu gewinnen. Er war in Allem der vollständige Gegensatz zu unserem oben geschilderten Lehrer, dem früheren Conrector, späteren Prorector Schwartze, welcher denn auch die Wirksamkeit des neuen Lehrers von Jahr zu Jahr immer schwerer zu empfinden hatte, weil durch dieselbe unsere Einsicht in seine wissenschaftlichen Schwächen täglich an Klarheit gewann, und nicht selten zu sehr unerfreulichen Conflicten führte, wenn wir seinen Behauptungen und Erklärungsweisen zuweilen unsere neugewonnene Weisheit entgegenzusetzen uns herausnahmen. Als ich aber einmal bei einem solchen Falle mir erlaubte, denselben unserem neuen Lehrer zur Entscheidung vorzulegen, schnitt derselbe meinen Vortrag mit der Erklärung ab, daß er dergleichen für alle Zeit untersagen und es mir selber überlassen müsse, über solche Zweifel durch eigenes Nachdenken und Forschen aufs reine zu kommen.

Ich genoß den Unterricht dieses ausgezeichneten Mannes vierthalb Jahre lang während der Zeit, welche ich in der Secunda und Prima zubrachte; und noch heute gedenke ich dieser Zeit mit dankbarer Freude, ja mit Rührung, als einer Zeit hohen und reinen Glücks. Enthusiastisch und hingebungsvoll, ja im eigentlichen Sinne begeisterter Hingebung bedürftig von Natur, wie ich war, fand diese meine Neigung an dem edlen, reinen und schlichten Manne den würdigsten Gegenstand, und damit das höchste Glück, welches einer strebenden Jugend zu Theil werden kann. Meine zerstreuende Lesesucht, meine Lässigkeit in Betreff der Schulstudien, meine Flüchtigkeit im Aufnehmen des mir bisher Gebotenen, meine Selbstüberschätzung dessen, was ich vor meinen Classengenossen an Wissen und Kenntniß voraus hatte oder zu haben glaubte — das alles verschwand allmälig ohne jede directe Einwirkung seinerseits, blos durch sein Beispiel und durch mein Streben, die Aufmerksamkeit, die er mir bald schenkte, in immer höherem Maße zu verdienen. Ich wurde fleißig und lernte ernstlich arbeiten, „mit dem Schurzfell arbeiten", wie er es nannte, um, wie er, ein tüchtiger „Philologe" und Lehrer zu werden. Denn auch dadurch bewährte sich die Virtuosität dieses Mannes in seinem Berufe, daß ihre Bethätigung bei mir — und nicht nur bei mir allein — sofort die Lust und den Entschluß erzeugte, seinen Lebensberuf zu dem meinigen zu machen, ein Vorsatz, dem ich in der That, trotz mannigfaltiger Verlockung zu anderen Lebenswegen, treu bleiben sollte. Und so bewahrheitete sich denn auch hier das bekannte Wort Goethe's, welches ich ahnungslos im Wilhelm Meister gelesen, daß „so oft sich ein Virtuose

hören lasse, sich immer Einige finden, die zugleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen."

Was aber der Möglichkeit einer fruchtbaren Einwirkung des Lehrers auf die einzelnen seiner Schüler sehr zu Hülfe kam, war der vortheilhafte Umstand, daß unsere Classen, zumal die beiden obersten, nur mäßig gefüllt waren. Die Anzahl der Schüler in der Secunda überstieg nicht sechzehn bis höchstens achtzehn, die Prima zählte deren kaum ein Dutzend. Damit war also ein genaues Eingehen des Lehrers auf den Einzelnen, auf seine Schwächen und Bedürfnisse, seine Begabung und Talente verstattet, welches in den überfüllten Classen vieler unserer jetzigen Gymnasien selbst für den begabtesten Lehrer — und wie selten sind obenein solche Virtuosen der Lehrkunst! — fast unmöglich wird. So konnte sich denn die Einwirkung unseres Lieblings selbst auf den Classengeist erstrecken, in welchem sich bis dahin noch Reste eines widerwärtigen Pennalismus erhalten hatten, in Folge dessen die um ein Jahr in der Classe älteren Mitglieder derselben sich in einer oft bis an das Grausame streifenden Tyrannei gegen die neu hinzukommenden sogenannten „Füchse" wohlgefielen. Wir „Neuen" hatten diese Tyrannei in der Secunda ein ganzes Jahr lang zu ertragen gehabt. Aber die zornige Empörung, welche wir so oft zähneknirschend über unsere Behandlung durch die „Alten" empfunden und geäußert hatten — und es saßen damals auf der Bank dieser „Alten" in der Classe wirklich alte Burschen, die zum Theil bereits als Freiwillige in dem Füsilirbataillon der Garnison von Prenzlau ihr Jahr abdienten und in ihrer Uniform die Schule besuchten — sie hielt uns selber doch nicht ab, das alte pennalistische Regime, wenn auch etwas gemäßigt, gegen die Jüngeren auch unsererseits fortzusetzen, als wir an die Reihe der Gewalthaberschaft gelangten. Denn das eben ist das am meisten Verderbliche in aller Tyrannei, daß sie wieder Tyrannen zeugt. „Sind wir unserer Zeit als Neue geknechtet worden" — so lautete die Stimme der Conservativen unter uns — „warum sollen die jetzigen „Neuen" es besser haben, als wir es gehabt?" Zu meiner Ehre darf ich sagen, daß mir diese Schußfolgerung niemals recht einleuchten wollte. Aber obschon in geistigen Dingen den meisten meiner Cameraden überlegen, fehlte mir doch eine Hauptbedingung des Einflusses: die nöthige Körperkraft und Stärke, meinen humaneren Ansichten den nöthigen Nachdruck zu geben. Unsere anderen Lehrer hatten dies Unwesen sämmtlich ungestört gelassen. Schmidt stellte es durch eine einzige Aeußerung ab, die er bei Gelegenheit der Mißhandlung eines „Neuen" durch einen „Alten" in der Classe hinwarf. „Wer einen Schwächeren mißhandelt, beschimpft nicht diesen, sondern sich selbst!" Dies eine Wort genügte, um meinem Antrage auf die Aufhebung der pennalistischen Beschränkungen der „Neuen" in der unmittelbar darauf am Nachmittage gehaltenen Berathung der Alten die Majorität zu verschaffen, und die Gleichberechtigung aller Mitglieder der Classe für die Zukunft durchzusetzen.

An die Stelle des Rectors Kannegießer, der ein Jahr nach meinem Eintritte in das Gymnasium einem Rufe nach Breslau gefolgt war, war der Rector Paalzow getreten, der als Mathematiker und Physiker zugleich den nach Stralsund versetzten Prorector Nitze ersetzte. Da derselbe fast ausschließlich in jenen seinen Specialfächern den Unterricht in den oberen Classen ertheilte, so verblieb die Hauptleitung des Unterrichts in den alten Sprachen, sowie in der Geschichte und Literatur des Alterthums unserem Liebling, dem Conrector Schmidt, während der Prorector Schwartze immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde.

Der neue Rector gewann bald unsere Achtung und Zuneigung, denn auch er war Schulmann mit Leib und Seele, und besaß bei mancherlei Wunderlichkeiten seines Wesens neben seiner Wissenschaft einen tüchtigen Fond von allgemeiner Bildung, und eine Güte des Herzens, die sich keinem Schüler gegenüber verleugnete. Er war ein Lehrer im echten Sinne des Worts, kein bloßer „Stundengeber", sondern zugleich sittlicher Erzieher, und ich selber sollte später Gelegenheit haben, seine pädagogische Einsicht und Humanität bei einem weiterhin zu erzählenden Falle — dem einzigen meiner Schulzeit, wo ich mit der Schuldisciplin in Conflict gerieth — zu meinen Gunsten zu erfahren. Dabei war seine

Thätigkeit unermüdlich. Er lebte und webte in seinem Berufe. Die Schule war sein Alles. Ihr Emporblühen zu fördern, die Leistungen ihrer zur Universität bestimmten Zöglinge auf die möglichst hohe Stufe zu heben, sein einziger Ehrgeiz. Er war unverheirathet, obschon bereits ein Vierziger, als er zu uns kam, und es ward erzählt, daß er Freunden, die ihm zugeredet hatten, eine Frau zu nehmen, in seiner humoristischen Weise zur Antwort gegeben habe: „Meine Schule ist meine Frau, ich habe keine Zeit für eine andere!" Als er sich später — es war im letzten Jahre meiner Schulzeit — doch dazu überreden ließ, ein Verlöbniß einzugehen, ward er innerlich von solcher Reue über den gethanen Schritt ergriffen, daß er beim Beginn der großen Sommerferien, wenige Tage vor der bereits festgesetzten Trauung plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, abreiste und erst am Schlusse der Ferien zurückkehrte. Die Sache machte in der kleinen Stadt wie natürlich ein ungeheures Aufsehen. Sie ward jedoch einige Monate später wieder ins Gleiche und die so unerwartet unterbrochene Heirath schließlich doch noch zu Stande gebracht. Und so festgewurzelt war das Ansehen, so tief die Anhänglichkeit, deren er bei uns, seinen Schülern, genoß, daß selbst ein Begebniß wie dieses, das manches andern Lehrers Stellung erschüttert haben würde, uns an dem tüchtigen Manne nicht irre zu machen vermochte, ja daß wir bei demselben eigentlich mit unserer Sympathie vorwiegend auf seiner Seite standen.

Denn ein tüchtiger Leiter der ihm anvertrauten Anstalt war und blieb er in der That, und noch heute, wo ich dies nach einem halben Jahrhundert niederschreibe, ist das Andenken des Mannes, der erst vor wenigen Jahren als sechsundachtzigjähriger Greis in Prenzlau gestorben ist, als einer der würdigsten Rectoren der Anstalt, der er fast bis an sein Ende vorstand, in Ehren gehalten.

Seine Hauptkunst als Lehrer und Erzieher bestand in richtigem Individualisiren. Am Schlusse jeder Woche mußten ihm die sogenannten „Tagebücher" jeder der sechs Classen der Anstalt gebracht werden, in welche ein allmonatlich in jeder Classe gewählter Gymnasiast, außer den gehaltenen Vorträgen der Lehrer, die Versäumnisse der Schüler, die ausgesprochenen „Lobe" und „Tadel" und die Bestrafungen, sowie die häuslichen Arbeiten nach Aufgabe, Ablieferung und Rückgabe zu verzeichnen hatte. Indem er diese Classentagebücher sorgfältig durchsah, gewann er, unterstützt von einem ausgezeichneten Gedächtnisse, eine genaue Kenntniß jedes einzelnen Schülers, und war selbst in den Classen, in welchen er keine Lehrstunden gab, über Betragen und Führung, Kenntnisse und Fortschritte der Einzelnen stets wohl unterrichtet. Dieses Streben nach individueller Kenntniß ging hervor aus seiner Ansicht, daß die Disciplin der Schule durchaus auf die Individualität Rücksicht nehmen müsse. „Ich bin nicht für Schulgesetze," so schrieb er einmal in einem seiner Programme; „denn Gesetze erfordern Gleichheit der Behandlung, die Erziehung im Gegentheil Verschiedenheit. Ein und dieselbe Handlung ist bei der Jugend — sobald man die *Erziehung* im Auge hat, wie von jedem Lehrer geschehen muß — einer sehr verschiedenen Zurechnung unterworfen. Nichts ist unpassender, als im Voraus schon die Strafe für sittliche Vergehen zu bestimmen, so daß der Schüler sich gleichsam im Voraus schon darüber entschließen kann; sie muß vielmehr möglichst aus dem Vergehen selbst hervorgehen, d. h. natürlich sein. Es versteht sich, daß die *allgemeine* Ordnung auf das Bestimmteste festgesetzt und gehandhabt werden muß, deren Uebertretung auch verpönt werden mag; aber alles, was eine sittliche Beziehung hat und die Erziehung betrifft, muß für jeden Fall besonders erledigt werden." — Goldne Worte, die jeder Jugendlehrer zu beachten wohl thun wird. Für mich aber waren sie um so wichtiger, als ich selber es war, der durch jenen zuvor angedeuteten Fall zu der öffentlichen Aeußerung derselben Veranlassung gegeben haben mochte.

Viertes Capitel.

Meine Vaterstadt Prenzlau, oder wie sie in der Volksaussprache hieß: Prenzlow, auf der Nordseite des Uckersees gelegen, und etwa fünfzehn Meilen von Berlin entfernt, war damals eine Stadt von acht- bis neuntausend Einwohnern, ohngefähr halb so bevölkert als sie gegenwärtig

(1871) sein mag. Zu den ältesten Städten der Mark gehörend — denn ihre ersten Urkunden reichen bis in den Beginn des zwölften Jahrhunderts, wo sie als ein Burg- und Marktflecken (Castrum cum foro et taberna) erwähnt wird — zeigte ein Theil ihrer Architekturmonumente noch vielfach mittelalterlichen Charakter. Von den starken Befestigungswerken, den dreifachen Wällen und Gräben, der dreißig Fuß hohen steinernen Mauer mit mehr als sechzig stattlichen Thürmen, „Weichhäuser" genannt, welche ehemals die Altstadt umgaben, sowie von den vier stark befestigten Thoren der letzteren waren noch manche stattliche Ueberreste vorhanden. Von den zehn gleichfalls sehr alten Kirchen, deren älteste, die Jakobikirche, wie es hieß, auf der Stätte eines Heidentempels schon im elften Jahrhundert erbaut sein sollte, standen noch fünf oder sechs aufrecht, unter ihnen die alte gothische Marienkirche mit ihren zwei stumpfen durch eine Brücke verbundenen Thürmen: ein gewaltiger Bau aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, meilenweit sichtbar im Lande umher, und eines der schönsten mittelalterlichen Kirchenbauwerke der Mark Brandenburg. Auch von den drei oder vier Klöstern war das eine, welches an das Pfarrhaus stieß, in welchem ich das erste Jahr hindurch bei dem Prediger Knape wohnte, obschon seiner ursprünglichen Bestimmung längst entfremdet, noch wohl erhalten, und die Wände des Kreuzgangs zeigten sogar noch Spuren früherer Bemalung unter dem theilweise abgefallenen Kalkbewurfe, mit dem man diese „papistischen Gräuel", wie sich der alte Küster Steinbach auszudrücken liebte, überdeckt hatte.

Ich war noch ein Kind gewesen, als meine Eltern vor zehn Jahren die Stadt mit dem Lande vertauscht hatten, und obschon ich seitdem zum öfteren dorthin gekommen war, so war dies doch immer nur auf kurze Stunden und höchstens auf einen Tag geschehen, so daß zum Kennenlernen der Stadt und ihrer obenerwähnten Herrlichkeiten weder Zeit noch Gelegenheit sich gefunden hatten. Jetzt, wo ich ein Bewohner der Stadt geworden war, waren beide ausreichend vorhanden, und ich unterließ nicht, sie gehörig zu benutzen. Ich kann wohl sagen, daß kein Eindruck in späterer Zeit demjenigen gleichgekommen ist, welchen damals diese alte märkische Provinzialstadt auf die Phantasie des Dorfknaben hervorbrachte. Die nächste Folge war so zu sagen ein Abfall vom Classischen zum Romantischen. Während die Schule mich auf das classische Alterthum der Griechen und Römer hinwies, ohne der Phantasie irgend einen sinnlichen Anhaltspunkt zu geben — denn in ganz Prenzlau gab es damals keinen einzigen Abguß eines antiken Kunstwerks oder auch nur eins jener Kupferwerke, welche in Abbildungen antike Architekturreste, Tempel, Siegesbogen und Werke der Bildkunst aufzeigen — fand meine Einbildungskraft einen solchen Anhalt für die Lebenszustände des deutschen Mittelalters, für das man ohnehin damals ungewöhnlich begeistert war, in reichem Maße. Der Zeustempel von Olympia und der Capitolstempel des römischen Jupiter waren nur dem Ohre bekannt, während die Kloster- und Dombauten, die Stadtburgen und Thürme des Mittelalters sichtbar vor meinen Augen standen, und zu der heimlich betriebenen Lectüre der Ritterromane Fouqué's und Veit Weber's die erwünschteste Ergänzung bildeten. Dazu kam, daß auch das Theater, das ich in Prenzlau zum ersten Male kennen lernte und auf dessen Brettern Kotzebue'sche und andere Ritterstücke neben Körner's Zriny und der Banditenbraut die größte Anziehungskraft besaßen, uns nach dieser Seite hinlockte.

Die nächsten Umgebungen der Stadt waren reizlos und einförmig. Nur der über zwei Stunden lange und fast halb so breite Uckersee, an dessen Ufer die Stadt lag, gab mit seiner breiten Wasserfläche, die mir wahrhaft unermeßlich vorkam, dafür einigen Ersatz. Im Sommer zum Baden und Schwimmen einladend, war er fast noch verlockender im Winter, wenn sein klarer Spiegel bei schneefreiem Froste eine Eisbahn darbot, wie ich sie später nie wieder in solcher Ausdehnung und Schönheit gefunden habe. Ich war ein passionirter Schlittschuhläufer und noch heute erinnere ich mich lebhaft des Entzückens, mit dem ich zuerst den Anblick dieser unabsehbaren leuchtenden Krystallfläche laut aufjauchzend begrüßte, als ich mit guten Gesellen an einem sonnenflimmernden freien Nachmittage dem Schauplatze unserer winterlichen Freuden

zueilte, gegen welchen denn allerdings der Stabesee meines heimathlichen Dorfes zu einem unbedeutenden Teiche zusammenschrumpfte.

Trotzdem aber blieb das letztere während der ganzen Gymnasialzeit meine eigentliche Herzensheimath.

Denn der Reiz der Neuheit, den das Leben in der Stadt und in der Schule, das bewegte Treiben einer städtischen Bevölkerung, der Verkehr mit einer großen Anzahl jugendlicher Altersgenossen in und außerhalb der Schule, auf mich auszuüben nicht verfehlten, war doch nur kurze Zeit im Stande, mich das Vaterhaus und mein geliebtes Wallmow vergessen zu machen, wohin mich immer und immer wieder die Sehnsucht zog.

Glücklicherweise fand diese Sehnsucht denn auch mehr als einmal im Jahre ihre Befriedigung durch die Ferien. Wir hatten deren im Ganzen fünfmal im Jahre: zu Ostern, zu Pfingsten, in den Hundstagen, im Herbste und zu Weihnachten; und mit Ausnahme der ersten und letzten, wo Wetter und Wege zuweilen der Art waren, daß sie eine Fußtour nicht gestatteten, durfte ich dieselben sämmtlich im Vaterhause zubringen. So ward mir das Glück zu Theil, bis in mein neunzehntes Jahr das volle Heimathgefühl des Vaterhauses zu behalten und zu genießen, das sonst der Jugend oft nur allzu früh verloren geht.

Noch heute umwittert mich etwas von dem Zauber des Freudegefühls, der das Herz des Schülers berauschte, wenn der letzte Schultag des Vierteljahres herangekommen, die feierliche „Censur", die Austheilung der Vierteljahrszeugnisse, mit Gebet und Gesang geschlossen, die Prüfungen beendet, die Versetzungen in höhere Classen bekannt gemacht worden waren, und nun jeder der nicht in der Stadt einheimischen Schüler aus der dumpfen Enge der Schulmauern nach seiner Wohnung eilen, das bereits vorher gepackte Ränzel auf die Schulter werfen und den braunen „Ziegenhainer", das Zeichen unserer Gymnasiastenwürde, ergreifen durfte, um hinauszuwandern aus dem alten finstern Stadtthore dem geliebten Heimathsdorfe zu — vor sich eine lange Reihe von freien Tagen, die mir unendlich, eine Fülle von Genüssen und Freuden, die mir unerschöpflich dünkte. Wie der ehrliche Sancho den Mann segnete, der den Schlaf erfand, so hätte ich den Mann segnen mögen, der die Ferien erfand. Voll aber genießt das Glück der Schulferien doch nur derjenige Schüler, der, wie ich, mit dem Beginne derselben alle Bande und Verhältnisse des Lebens in der Stadt abstreifte und auf dem Lande im Vaterhause ein neues Leben beginnen durfte. Ja ich glaubte, es fast den in der Stadt zurückbleibenden Mitschülern ansehen zu können, daß sie mich und Meinesgleichen um unser Glück der Heimwanderung beneideten, welche in der That die „Ferien" erst recht zu Feiertagen machte.

Wie oft bin ich ihn gewandert während der fünf Gymnasiumsjahre, den lieben Heimweg über Grünow und Grentz nach dem heimathlichen Wallmow, dessen hoher spitzer Kirchthurm schon stundenweit mir freundlich entgegenblickte; fröhlich gewandert durch heißen Sommersonnenbrand und schneidende Herbstluft, durch Winterschnee und Frühlingsregenschauer, wenn ein gutes Censurzeugniß — wie es doch meist der Fall war — oder die Versetzung zu einer höheren Classe in der Tasche mir die Sicherheit eines guten Empfanges im Vaterhause verhießen! Denn ohne ein ihn befriedigendes Zeugniß des Fleißes und Wohlverhaltens vor den strengen Vater hinzutreten war nicht gerathen, und nur ein einziges Mal — es war in den ersten Ferien — ist mir das begegnet; dann nie wieder. Ich sehe noch sein Gesicht vor mir, mit dem er, nach Lesung des allerdings sehr mittelmäßigen Zeugnisses, an mich die Worte richtete: „Mit einer solchen Censur wirst du künftig nicht mehr nach Hause kommen! Das versprich mir!" Ich versprach es unter Thränen, und ich habe Wort gehalten. „Du willst, daß ich dich studiren lasse," schloß er seine Ermahnung; „studiren aber heißt: sich Mühe geben. Deine Lehrer bezeugen hier, daß du gute Anlagen habest; um so mehr ist es Pflicht für dich, dieselben nicht zu vernachlässigen!" Der Begriff der Pflicht war es überhaupt, den er bei jeder Gelegenheit uns einzuschärfen bestrebt war. Er war es sich bewußt, die seinige gegen uns mit höchster Aufopferung zu erfüllen, und verlangte deshalb von uns das Gleiche an unserem Theile.

So gehörte es denn auch zur Tages-

ordnung des Ferienlebens, daß vor allen Dingen die Ferienarbeiten sorgfältig erledigt werden mußten, worüber er selbst sorgsam wachte. Aber auch wenn dies geschehen war, wurden bestimmte Tagesstunden festgesetzt, an denen wir repetirend, oder für die Lectionen des nächsten Quartals uns vorbereitend, zu arbeiten hatten, ehe wir uns der Freiheit des Ferienge-nusses in Garten, Feld und Wald erfreuen durften. Diese Arbeitsstunden füllten den Vormittag aus, während die Nachmittage, mit Ausnahme einer für das Clavierüben bestimmten Zeit, uns gehörten. Dieser Respect vor den Vormittagen und ihrer Bestimmung zu ernster Arbeit ist mir denn auch mein Leben lang bis in mein Alter verblieben, und außer auf Reisen habe ich es nicht leicht über mich vermocht, an Vormittagsstunden etwas vorzunehmen, was nicht den Charakter ernsthafter Arbeit getragen hätte. So wahr ist, was der alte Dichter, in bestimmter Anwendung auf Jugenderziehung und Jugendgewöhnung, sagt:

Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu.*

Mein Vater stand, als ich das Vaterhaus mit der Schule vertauschte, bereits im dreiundfünfzigsten Jahre. Aber sein Aeußeres zeigte noch keine Spur des herannahenden Alters, und sein Geist war nicht minder spannkräftig und elastisch, obgleich das früher angedeutete Mißverhältniß zu meiner Stiefmutter, von deren leidenschaftlicher Gemüthsart er schwer zu leiden hatte, seine geistige Tragkraft auf schwere Proben setzte. Er ertrug die Mühen und körperlichen Anstrengungen, denen er sich in der Ausübung seines, besonders in der schlechten und rauhen Jahreszeit äußerst beschwerlichen und erschöpfenden Berufs als Prediger vier verschiedener, zum Theil weit von einander entlegener Dorfgemeinden zu unterziehen hatte, noch immer mit gewohnter Kraft und Ausdauer. Daneben widmete er zu Hause alle seine freie Zeit der Erziehung und dem Unterrichte meiner beiden jüngeren Brüder Wilhelm und Karl, von denen der zuerst genannte ein Jahr nach mir das Prenzlauer Gymnasium bezog. Um den zurückbleibenden jüngsten bei dem Unterrichte nicht der Genossen entbehren zu lassen, und zugleich, um für den kostspieligen Unterhalt seiner beiden ältesten Söhne die nöthigen Geldmittel zu erwerben, nahm er mehrere Pensionäre ins Haus, die verschieden an Alter und Fähigkeiten, seine Arbeitslast bedeutend vermehrten, während der materielle Ertrag meistentheils ein sehr geringer war, wie er denn die Söhne eines verstorbenen Amtsbruders ohne alle Vergütung jahrelang im Hause erzog und unterrichtete.

Bei allen diesen Arbeiten wußte der treffliche Mann doch noch nicht bloß Zeit zu eigener Fortbildung zu gewinnen, sondern auch uns beide entfernten Söhne in steter Aufsicht zu erhalten. Nicht genug, daß wir ihm fast jede Woche über unser Ergehen und unsere Schulverhältnisse brieflich Nachricht geben mußten, worauf er zu antworten niemals verfehlte, war es ihm nicht zu viel, den weiten Weg von mehreren Meilen nach Prenzlau im raschen Nachmittagsritte zurückzulegen und uns unvermuthet zu überraschen, unsere Arbeiten, unsere Bücher, die Haltung unserer kleinen Wohnung u. s. w. zu revidiren, und gelegentlich bei dem einen oder dem anderen unserer Lehrer Erkundigungen über unser Verhalten einzuziehen. Es war etwas militärisch Straffes in dieser Art seiner Controle; aber ich kann nicht sagen, daß ich dieselbe als drückend und beengend empfunden hätte, da seine sorgende Liebe stets hell hindurchschien und ein kurzes Wort der Zufriedenheit aus seinem Munde bei solchen Gelegenheiten für mich immer hochbeglückend war.

(Fortsetzung folgt.)

* Lange bewahrt das Gefäß den Geruch von dem, was zuerst ihm Eingeschüttet geworden.

Die Begründer der Sprachwissenschaft.*

Von

E. H. Meyer.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Die Sprachwissenschaft hat nicht den praktischen Zweck der Erlernung einer Sprache,

* Theodor Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland. München, 1869. — Rudolf von Raumer: Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland. München, 1870.

eben so wenig wie die Aesthetik, die Lehre vom Schönen, den Menschen zum ausübenden Künstler machen will. Die Sprachwissenschaft untersucht den Ursprung der Sprache, die Gesetze ihrer Entwicklung, wie sie entsteht, gedeiht und abstirbt. Sie prüft den inneren Bau der Sprache, so zu sagen ihren Baustil und ihre Fähigkeit, das allgemeinste Organ des geistigen Lebens zu sein. Endlich spürt sie die Verschiedenheiten und die Verwandtschaften der Sprachen auf. Wie weit die rein praktische Erlernung der Sprache vom wissenschaftlichen Studium derselben absteht, ergiebt sich schon aus der Thatsache, daß nur selten ein Mensch mit der Gabe, sich den Gebrauch einer Sprache ganz anzueignen, die andere Gabe vereint, das innere Leben derselben gründlich zu erfassen. Alle Gebildeten aber sind dem Wunsche zugänglich, etwas über ein Mittel zu erfahren, das wie die Sprache alle Menschen zum Ausdruck ihrer Gefühle und Gedanken gebrauchen, dessen sich das verkommenste Negerkind bedient, wenn es nach seiner Mutter schreit, und unser sprachgewaltiger Reformator Luther, wenn er eine Welt aus den Angeln zu heben unternimmt. Jedem liegt es nahe, etwas zu hören über ein Wesen, das wie die Sprache Allen zugänglich und dennoch Allen bis heute geheimnißvoll ist, das heute wie in der Urzeit und in alle Ewigkeit der Menschen Hauptglück und Hauptstolz ist; über eine Fähigkeit, die den Menschen denn doch noch vorläufig hoch über alle Thiere erhebt, und ohne die alle Menschenherrlichkeit in sich zusammenbrechen würde. Denn die Sprache verknüpft die ganze Menge, die sie redet, zu einem gemeinsamen Verständniß, sie ist die Schatzkammer fast aller menschlichen Gedanken und Vorstellungen, sie ist der Durchströmungspunkt der Sinnenwelt und der der Geister. Jener dunkele, viel durchgrübelte Satz: „Im Anfang war das Wort" kann die Losung des Sprachforschers genannt werden, der sich auch die Menschen des Anfanges nicht ohne Wort denken kann. Ja darüber hinaus legen die Völker auch der Gottheit, da sie den Anfang schuf, eine Sprache bei. Gott sprach: „Es werde Licht." Wie erst das Licht das Chaos zum Kosmos, den wüsten Wirrwarr zu schöner Weltordnung machte, so gestaltete erst die Sprache die dunkele Vorstellungsmasse des Menschen zum Geiste um.

So uralt nun aber auch die Sprache selber ist, so jung ist die Sprachwissenschaft. Während das Alter jener nach vielen Jahrtausenden zählt, hat diese kaum ein Jahrhundert hinter sich. Und während die Sprache über alle Bewohner der Erde verbreitet ist, ist die Sprachwissenschaft das Erzeugniß weniger Völker, ja der Hauptsache nach eines einzigen Volkes und zwar ruhmvollerweise unseres deutschen. Die Geburt dieser angesehenen, einflußreichen Wissenschaft fällt in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts.

Warum gerade die Deutschen zu dieser Aufgabe besonders berufen waren und warum gerade in jenen Jahrzehnten, das sind die nächsten Fragen, die eine Antwort verlangen. Wir werden im Verlauf unserer Darstellung erkennen, daß eben so sehr äußere Anlässe als innere Gründe maßgebend waren. Man muß zuerst sich dessen erinnern, daß gerade die Germanen, zumal die hochdeutschen, häufigere und stärkere innere Sprachumwälzungen hervorgebracht haben als irgend ein anderes ihnen stammverwandtes Volk. Wir dürfen schon daraus auf ein besonders kräftiges Sprachgefühl schließen. Ferner sind außer den Italienern die Deutschen das einzige große gebildete Volk Europa's, das seine ureigene Sprache bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Die Deutschen haben keine Mischsprache wie die Engländer, und noch viel weniger wie die meisten romanischen Völker eine angelernte, eigentlich aufgezwungene Sprache, die sich blos auf der Oberfläche regt, in der Wurzel aber todt ist. Den Franzosen und Spaniern sind die Sprachquellen verschüttet, dagegen blieb der deutschen Sprache und ihrer Wissenschaft das ritornar al segno, das Aufsteigen zum Ursprung, unverwehrt, wenn auch durch jene Sprachumwälzungen die Wege dorthin vielfach verändert waren. Der Besitz einer bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendigen Sprache darf als ein Hauptantrieb der Sprachwissenschaft in Deutschland gelten. Endlich muß die innerliche Naturanlage unseres Volkes angeschlagen werden, die so oft in Wissenschaft, Kunst und Leben über der einseitigen Bevorzugung des Inneren die Form

vernachlässigt hat. Aber es war auch diese tiefere Richtung, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unser Volk von neuem zur geistigen Führerschaft berief. Wie meisterhaft nun auch die Formen waren, in welche die großen Dichter, Forscher und Philosophen unserer classischen Zeit ihre Gedankenwelt zu gießen wußten, ein vielleicht noch größerer, allgemeinerer Segen unserer classischen Periode liegt doch darin, daß unsere ganze Weltanschauung durch sie derartig verwandelt und vertieft wurde, wie es höchstens früher durch das Christenthum und später durch die Reformation und Renaissance geschah.

Der ideenreichste unserer sechs Classiker, der gleich einem großen Strategen die Pläne für die Feldzüge entwarf, welche die Wissenschaft in weite, bisher unbekannte Gebiete unternehmen sollte, war J. G. Herder. Drei seiner epochemachenden Werke drängen zu einer tieferen Erkenntniß der Sprache hin. In den „Fragmenten zur deutschen Literatur" 1767 greift er nämlich kühn über die Literatur hinweg nach der Sprache als der Wurzel derselben.

„Der Genius der Sprache," sagt er, „ist auch der Genius der Literatur. Die Sprache richtet sich nach ihrem Himmels- und Erdstriche, nach den Sitten und der Denkart ihres Volkes, und wiederum formt sich die Literatur nach der originalen Landessprache. Ferner: die Sprache hat ihre Lebensalter wie der Mensch, in ihrer Kindheit ist sie einsilbig, rauh und hochtönend, in ihrem Jünglingsalter sinnlich, kühn und poetisch, in ihren Mannesjahren erzeugt sie die schöne Prosa, im Greisenalter weiß sie statt Schönheit blos von grammatischer Richtigkeit."

Einige Jahre später 1770 löste Herder die von der Berliner Akademie gesetzte Preisaufgabe über „den Ursprung der Sprache", wies den göttlichen Ursprung der Sprache darin zurück und suchte den menschlichen deutlich zu machen.

„Wenn der Mensch," meint er, „nicht blos alle Eigenschaften eines Gegenstandes lebhaft erkennt, sondern eine oder mehrere als unterscheidende anerkennt, so geschieht diese Absonderung durch ein Merkmal, und dies erste Merkmal der Besinnung ist Wort der Seele. Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden."

Hier taucht auch der zwar sehr unbestimmte, aber wichtige Satz auf: „Die erste Sprache ist eine Sammlung von Elementen der Poesie." So mangelhaft die Art ist, wie Herder den Uebergang von der inneren Sprache, vom Wort der Seele, zu der lautlich geäußerten Sprache darstellt, so genial und richtig ist seine Ahnung, daß die poetische Zusammenfassung aller Geisteskräfte gleich einem inneren Drange die Sprache wie mit Naturgewalt aus dem Naturmenschen hervortreibt. Endlich eröffnete Herder durch seine Sammlung von „Volksliedern" 1778 bis 1779, die bekanntlich einen so segensreichen Einfluß auf unsere Dichtung ausübten, das Verständniß des Volksgeistes, den man bisher im Leben und in der Wissenschaft kaum berücksichtigt hatte, dem man aber nun nicht nur in den Liedern, sondern auch in Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuchen nachspürte, dessen Einfluß auf Recht, Staat, Religion und alle Lebensformen man jetzt erst zu würdigen begann. Während man früher fast alle Entwicklung dem Einfluß einzelner Personen zuschrieb, fing man nun an, die ganze Fülle und Kraft des Gesammtgeistes zu begreifen, der ja in der Sprache den unmittelbarsten und reinsten Ausdruck findet.

Unter den sechs Classikern hat auch wohl keiner nachhaltiger und wohlthätiger auf die Romantiker, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auftraten, eingewirkt als eben wieder Herder. Die schönste Wirksamkeit der Romantiker entwickelt sich unstreitig auf dem ihnen von Herder zubereiteten Boden. Besonders ihre Führer, die Brüder Schlegel und zum Theil auch Tieck, besaßen etwas von Herder's einziger Gabe, sich in alle Denk-, Empfindungs- und Ausdrucksweisen, in alle möglichen Nationen und Zeiten, in Sprache und Dichtung der verschiedensten Völker und Individuen hineinzuempfinden. Aehnlich wie Herder erklärte A. W. Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen von 1801 bis 1802 die Sprache für eine Elementarpoesie, aus der sich später die Mythologie (Max Müller nennt sie fälschlich eine Krankheit der Sprache) und dann erst die freie, selbstbewußte Poesie entwickelte. Die Sprachbetrachtung bildet den Unterbau der ganzen Schlegel'schen Poetik. Aehn-

lich wie Herder zu den Volksliedern, griff Tieck zu den Minneliedern des schwäbischen Zeitalters zurück, die er 1803 übersetzte. Durch dieses Werk, wie durch Schlegel's noch heute unübertroffene Charakteristik unseres gewaltigsten Epos, des Nibelungenliedes, wurde der schlummernde Sinn für die poetische Größe unserer nationalen Vergangenheit erweckt, noch mehr aber durch das große Unglück der Jahre 1805, 1806 und 1807, der Jahre von Austerlitz, Jena und Tilsit. Fichte, Arndt und Jahn, diese Herolde der deutschen Freiheit, hoben in ihren Reden wieder und wieder den unschätzbaren Werth der deutschen Sprache hervor, und ein sehr schöner Zug der Romantiker, der Goethe's olympische Ruhe leider nicht störte, war der tiefe Schmerz über die Unterdrückung deutschen Wesens, den wir besonders bei Fr. Schlegel finden. Es war bei ihm fürwahr kein Mangel an Vaterlandsliebe, wenn er ähnlich wie Herder sich dem Morgenlande zuwandte und im Jahre 1808 ein Büchlein über einen allem Deutschen scheinbar sehr fernen Gegenstand, über die „Sprache und Weisheit der Inder", herausgab. Es ist vielleicht das glänzendste Programm, mit dem je ein Dilettant die Eröffnung einer der großartigsten Wissenschaften verkündet hat. Schon im 16. Jahrhundert hatte der Italiener Sassetti die Aehnlichkeit mancher italienischen und indischen Wörter bemerkt, wie auch nach ihm mehrere deutsche Missionäre in Indien. Und William Jones, der 1784 eine asiatische Gesellschaft in Calcutta gestiftet, sprach bereits deutlich die Ansicht von der Verwandtschaft und dem gemeinsamen Ursprunge des Sanskrit, Griechischen und Lateinischen aus und fühlte sogar den Zusammenhang zwischen der indischen, hellenischen und römischen Religion. Aber waren nicht alle diese Anklänge von Wörtern der einen Sprache an die der anderen zufällig? Waren sie nicht aus bloßer Entlehnung erklärbar? Gab es nicht ähnliche Anklänge des Sanskrit an die hebräische oder an andere Sprachen? Wo zeigte sich ein wirklich innerer Zusammenhang, eine eigentliche Verwandtschaft? Auf diese wies erst Friedr. Schlegel hin. Sonderbar genug war es gerade eine napoleonische Gewaltmaßregel, die, indem sie den Engländer Hamilton in Paris zurückhielt, den Anstoß zum tieferen Studium des Indischen gab. Hamilton, der in Indien das Sanskrit erlernt hatte, unterrichtete nämlich im Jahre 1803 Friedrich Schlegel drei Stunden täglich während seines Pariser Aufenthaltes im Sanskrit, der alten, heiligen Priestersprache der Brahminen, und als Frucht dieser Studien gab Schlegel die Sprache und Weisheit der Indier 1808 heraus. Die kleine Schrift zeugt nicht von gründlicher Sprachkenntniß, sprudelt aber über von geistreichen, man kann wohl sagen tiefsinnigen Bemerkungen und ist dabei klar und anziehend geschrieben. Sie führte das Sanskritstudium in Deutschland und Europa ein, sie deutete die Hauptgesichtspunkte der neuen Sprachwissenschaft an. Fr. Schlegel sprach zuerst von einer vergleichenden Grammatik. Nicht so sehr der Wortschatz, als der ganze grammatische Bau, also z. B. das Declinations- und Conjugationssystem der zu vergleichenden Sprachen, sei zu erwägen. Außerdem müsse man den älteren Stand der Sprache erforschen, ob z. B. die persische Sprache einst der indischen und griechischen noch ähnlicher gewesen als jetzt. Endlich macht er den Versuch, die Sprachen zu classificiren. Alle Sprachen zerfallen ihm in zwei Classen, in der einen werden die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch inneren Wurzellautwandel angezeigt, durch Flexion, in der zweiten jedesmal durch ein eigenes hinzugefügtes Wort. Drei Hauptpunkte sind hier angedeutet: die vergleichende Methode, die historische Sprachforschung und die aus beiden erwachsende Classificirung der Sprachen. Aber wie weit andererseits Friedr. Schlegel noch 1808 entfernt war von der zwölf Jahre später gewonnenen Einsicht eines Grimm, geht schon daraus hervor, daß er sich gegen jede Regel einer Buchstabenversetzung erklärt und sich nur auf eine völlige oder fast völlige Gleichheit des Lautbestandes als Beweis der Verwandtschaft der Wörter stützt.

So genial nun auch solche Männer wie Herder und Schlegel das Wesen der Sprache ergriffen, es waren doch nur Dilettanten. Nun aber beginnt die Thätigkeit dreier Männer, welche diese geistvollen Sprachbetrachtungen zur Würde einer der vornehmsten Wissenschaften er-

hoben, W. v. Humboldt, Franz Bopp und Jakob Grimm. Und merkwürdig genug theilten sie ihre Arbeit wie nach vorheriger Verabredung, indem Humboldt's philosophischer Geist mehr den Ursprung, das Wesen der Sprache erörterte, bis er aufstieg zum Entwurf eines großen, fast alle Sprachen umfassenden Systems; Franz Bopp dagegen gründete die Sprachvergleichung auf Grund der indogermanischen Sprachen, und endlich Jakob Grimm war der Schöpfer der historischen Sprachforschung und legte im Einzelnen den geschichtlichen Lebenslauf sämmtlicher germanischen Sprachen dar. Humboldt ist überwiegend Philosoph, Classificirer und Systematiker, Bopp so zu sagen Naturforscher, zergliedernder und vergleichender Anatom, Grimm der Geschichtschreiber der Sprache und ihr Herzenskündiger.

Wohl selten hat es in der Geschichte ein begabteres Brüderpaar gegeben als die beiden Humboldt. Wie sich Alexander das ganze Reich der Naturwissenschaften unterworfen hatte, war seinem Bruder Wilhelm, der mit Goethe und Schiller als ein Ebenbürtiger verkehren durfte, die ganze Welt des Gedankens eröffnet. Und um eine noch höhere Harmonie geistiger Ausbildung als selbst ein Goethe zu erringen, nicht nur classischer, schöner Mensch des 18., sondern auch ein moderner, nützlicher Mensch des 19. Jahrhunderts zu sein, wirkte er darauf fast zwanzig Jahre hindurch mitten unter den größten Staatsmännern und Helden der Geschichte, während der ungeheuren Begebenheiten von 1801 bis 1819 als einer der Thätigsten für das Glück und den Ruhm Preußens und Deutschlands. Und trotz jener kolossalen Verarbeitung und Durchdringung aller möglichen menschlichen Geistesergebnisse, und trotz dieser in den Gang der Geschichte tief eingreifenden staatsmännischen Thätigkeit hatte dieser wunderbare Mensch, dieser moderne Leibnitz, noch Kraft und Zeit, die tiefsten, originellsten Forschungen zum Theil in classischer Form ans Licht zu fördern, von denen wohl die glänzendsten seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten sind. Während er 1803 in Rom den Pflichten eines preußischen Ministerresidenten treulich oblag, seine Seele auf dieser ehrwürdigsten Stätte des Alterthums sich ganz mit der Schönheit der Antike erfüllte und sein Haus den ersten Künstlern der Zeit, wie Thorwaldsen und Rauch, ein allabendlicher Sammelplatz war, spürte er in den erhabenen Siegesgesängen Pindar's und zugleich in rohen Indianerdialekten, von denen ihm sein Bruder über den Ocean her Kunde gab, dem stillen Schaffen des Sprachgeistes nach. Es war eine verschollene Winkelsprache Europa's, die baskische, die an einigen Pyrenäenbergen hangen geblieben war, welche seine tiefere Sprachauffassung in seiner „Ankündigung einer Schrift über die baskische Sprache" 1812 den Freunden der Sprachwissenschaft bekannt machte. Und am Ende seines Lebens, 1835, in seinem Werke „über die Kawisprache", die Literatursprache Java's, überschaut er die indogermanischen Sprachen bis zum Sanskrit hinauf, die ägyptischen Hieroglyphen, das Chinesische und Japanesische, die hinterindischen und amerikanischen Sprachen, d. h. also die Gesammtheit der damals zugänglichen Hauptsprachstämme der alten und neuen Welt. Man sollte denken, es wäre genug! Nein, er entdeckt und begründet wissenschaftlich den malayisch-polynesischen Sprachstamm. Auch die rohesten Dialekte als Organismen liebevoll erforschend, führt er uns durch die weit zerstreuten Sprachen des großen Oceans wie über die Pfeiler einer Brücke von der alten nach der neuen Welt, er hat den großen, breiten Sprachenring des Erdballs geschlossen. Man scheut sich, von der Fluth eines so übermächtigen Geistes einzelne Gedanken abzuschöpfen. Wie können auch ein paar am Strand aufgelesene Muscheln demjenigen, der nie an der See war, ein Bild geben von der Tiefe und Weite oder gar von der ewigen Erhabenheit des Meeres! Hier nur einige Proben:

„Der Mensch als Thiergattung ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend. Die zuerst frei strömende Sprache bildet sich nach dem Maße der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Die Sprache ist etwas in jedem Augenblicke Vorübergehendes, sie ist kein Werk, sondern eine Thätigkeit, die ewig sich wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdrucke

des Gedankens fähig zu machen. Das Wort ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes."

Diese in den dreißiger Jahren von Humboldt ausgesprochenen Gedanken klingen schon viel früher an, und schon 1812, um zu diesem Zeitpunkte zurückzukehren, erklärt er jede Sprache oder vielmehr das Regel- und Analogiensystem jeder Sprache für einen Organismus, der um eine unorganische Masse nicht weiter zerlegbarer Sprachelemente gelagert ist.

Die Erläuterung und den Beweis zu dieser 1812 aufgestellten Behauptung trat nun Franz Bopp an, indem er ein Sprachgebiet untersuchte, das zwar enger umgrenzt war als das Humboldt'sche, immer aber noch von Deutschland bis zum Ganges reichte. In der Einfachheit seines Lebensganges und in der Einseitigkeit seiner Anlage bildet er einen merkwürdigen Gegensatz zu W. v. Humboldt. Von Kindesbeinen an trat die Neigung zum Sprachstudium, nicht etwa eine besondere Sprachfertigkeit in ihm hervor. Sein Lehrer Windischmann, ein Romantiker, wies ihn schon in seiner Aschaffenburger Schulzeit auf das Sanskrit hin; nun kam 1808 jenes Buch von Schlegel dazu. Seine Nüchternheit zeigte sich schon hier darin, daß er trotz dieser mächtigen Einflüsse der Romantik sich ganz frei erhielt von aller romantischen Verschwommenheit und Schwärmerei. In den Weltstädten Paris und London saß er unermüdlich, ohne je einen Unterricht zu genießen, hinter den morgenländischen Manuscripten, und schon 1816, in seinem 25. Jahre, gab er sein epochemachendes Werk heraus: „Das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache." Und was war das Ergebniß dieses so schlicht betitelten Buches? Bopp brachte darin die Frage, die damals noch kaum Einer zu stellen gewagt hatte, nach dem Ursprunge der grammatischen Form der Lösung bedeutend nahe. Er sonderte gleichsam die Muskeln und Nerven, die Bestimmungstheile, vom Knochengerüste jener unorganischen Masse W. v. Humboldt's ab. Er legte die Bedeutung der Endungen dar. Er erklärte zuerst, warum man z. B. in dem lateinischen *sum*, *es*, *est* oder dem gothischen *im*, *is*, *ist* = hochd. bin, bist, ist für die erste Person ein *m*, die zweite ein *s*, die dritte ein *t* gebraucht, indem er diese Buchstaben als die Reste alter, angeschobener Fürwörter der ersten, zweiten und dritten Person nachwies. Oder er erkannte in der zweiten Hälfte des goth. sok*idedun* = hochd. suchten ein verkümmertes Hülfszeitwort thaten, so daß nun die Vermuthung nahe lag, überhaupt die Endung —te des Imperf. der schwachen Conjugation, also z. B. in suchte, als ein Ueberbleibsel des Verbums that anzusehen. Alle die oben angegebenen Sprachen wandten nun gleiche oder ähnliche Flexionsmittel an nach Bopp's strenger Darlegung, und so wurde durch diese Arbeit und in noch umfassenderer Weise durch sein zweites großes Werk, das 1833 bis 1852 erschien, die Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen die Ahnung zur Gewißheit, daß alle diese Sprachen Töchter einer noch unbekannten Mutter und die älteste Tochter das Sanskrit sei, und daß alle diese Völker zu einer Familie gehörten, der indogermanischen oder arischen, die in Sprache, Sitte, Religion, überhaupt in ihrer ganzen Natur einen wesentlichen Gegensatz zu den Semiten, d. h. den Hebräern, Assyrern, Babyloniern und Arabern bildet. Der Brahmine von Benares, wie der Yankee in Boston, der hannoversche Torfbauer und der alte Sophokles reden eine in ihren Grundzügen übereinstimmende Sprache, ja sie reden Sprachen, die, so unähnlich sie jetzt klingen mögen, doch, höher hinaufverfolgt, immer ähnlicher einander werden, und wenn man noch ältere Urkunden hätte, als man hat, schließlich ganz zusammenfallen würden. Was für Ergebnisse nicht nur für die Sprachwissenschaft, sondern auch für die Völkerkunde, für die Geschichte der Religionen, Sitten, Rechte, der Politik! Welch ein großartiger gemeinsamer Hintergrund that sich jetzt auf hinter den Schaubühnen, auf denen die Geschichte der verschiedenen Völker sich abspielt! Ueber der Vorzeit der meisten gebildeten Nationen ragten nun die höchsten Gebirge Asiens, der Himalaya und der Belor und Hindukusch, als die Urheimathsberge empor.

Die Erfolge, die Bopp als Begründer der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft und neben ihm A. W. Schlegel als Stifter einer eigentlichen indiſchen Alterthumskunde errangen, ſind um ſo ehrenvoller, als die Hülfsmittel dieſer deutſchen Gelehrten ſo außerordentlich gering waren. Während den Angehörigen derjenigen Nationen, die wie die Engländer und auch die Franzoſen Beſitzungen in Oſtindien hatten, zahlreiche Sanskrithandſchriften zu Gebote ſtanden, und während ſelbſt die kleine däniſche Regierung den vortrefflichen Rask eine ſprachwiſſenſchaftliche Reiſe durch Rußland, Perſien bis nach Indien auf ihre Koſten machen ließ, fing erſt 1827 die Berliner Bibliothek an, Sanskrithandſchriften zu erwerben, deren Zahl noch um 1840 in Deutſchland kaum ein halbes Hundert betrug. Dazu erhielten nur wenige Gelehrte in Deutſchland von ihren Regierungen kärgliche Unterſtützungen, um nach London oder Paris zu den heiligen Schriften der Brahminen wallfahren zu können. Trotz aller dieſer Hinderniſſe ſind die Deutſchen bis heute an

W. v. Humboldt.

der Spitze der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft, deren Centralſonne noch immer die heilige Sprache Indiens iſt, geblieben. Nicht nur hat faſt jede deutſche Univerſität einen Lehrſtuhl für Sanskrit, Deutſche lehren auch in Frankreich und Ungarn, in England und ſelbſt in Oſtindien dieſe Sprache. Auch die zweite Epoche des Sanskritſtudiums, deren Betrachtung uns hier fern liegt, wurde durch

Deutſche, vor Allen durch Max Müller herbeigeführt. Die Herausgabe der Vedas nämlich, welche dieſem Gelehrten vorzugsweiſe oblag, eröffnete dem Forſcher die Geheimniſſe einer Zeit des indiſchen Volkes, welche von der Zeit des Zuſammenlebens aller ariſchen Völker noch nicht

Franz Bopp.

ſehr weit getrennt war. Denn jene indiſche Bibel, welche Geſänge auf die Göttin der Morgenröthe und den Donnergott, Gebete und Opfervorſchriften enthält, ſcheint in ihren älteſten Theilen bis zum Jahre 1500 vor Chriſtus hinaufzureichen, bildet alſo wohl, von den Hieroglyphen abgeſehen, die älteſte ſchriftliche Urkunde, die wir beſitzen. Danach iſt es nun möglich, drei bis vier Jahrtauſende indogermaniſcher Sprachgeſchichte zu überblicken.

Aber ſchon damals vor drei bis vier Jahrtauſenden waren die indogermaniſchen Stämme getrennt. Die Perſer hatten ſich von den ſtammverwandten Hindus losgeriſſen, die Griechen und Italer ſaßen wohl ſchon in ihren Halbinſeln, die Kelten, Germanen, Slaven drängten hinter einander gegen das mittlere Europa vor. Wenn nun Humboldt den Zuſammenhang der Geſammtheit aller Sprachen zu erfaſſen ſuchte, wenn Bopp die innige Verwandtſchaft der wichtigſten Völker und faſt aller Völker Europa's als unumſtößliche Thatſache ſchon 1816 nachgewieſen hat, ſo war es J. Grimm, der ſich nun

auf die Sprache eines dieser arischen Stämme beschränkte, die Geschichte dieser Sprache aber auch bis in alle Nebenzweige verfolgte. Sein Gebiet war das scheinbar engste, aber um so tiefer riß auch der Pflug seiner Forschung den Boden auf, um so schönere und für unser Volk nutzbarere Früchte brachte er hervor.

Um die Bedeutung dieses genialsten aller Sprach- und Alterthumsforscher zu verstehen, müssen wir auf sein Leben etwas näher eingehen. Zwei bedeutende Brüderpaare haben wir schon in unsere Sprachwissenschaft eingreifen sehen, die Schlegel und die Humboldt. Von der Naturkraft des deutschen Volkes legt ein neues Zeugniß das dritte Brüderpaar ab, das durch seine Märchen, sein Wörterbuch und sein echt brüderliches Zusammenleben das volksthümlichste von allen dreien geworden ist. Während aber die Brüder der beiden anderen Paare ebenbürtig neben einander stehen, wird im dritten der jüngere, der feine, sorgsame, kenntnißreiche Wilhelm weit von seinem älteren, genialen, kühnen Bruder Jakob überragt. Dieser ist gemeint, wenn wir kurzweg von Grimm sprechen.

1785 in Hanau geboren, wuchs Jakob Grimm in einem hessischen Landstädtchen Steinau in kleinen Verhältnissen auf und bezog 1802 die Universität Marburg, um hier die Rechte zu studiren. Hier stand damals Savigny, einer der größten Rechtshistoriker, in den frischen Anfängen seiner großartigen Lehrthätigkeit. In seiner Lehre lernte Grimm ahnen und begreifen, was es heiße, etwas studiren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere. In Savigny's an den Marburger Schloßberg geklebtem Häuschen, das ins schöne Gießer Thal hinausschaut, sah er zuerst auf dem Bücherbrett Bodmer's Sammlung der Minnelieder. Und als er in das seltsame, halb unverständliche Deutsch hineinblickte, erfüllte ihn eine eigene Ahnung, und so fest blieb es in seinen Gedanken, die bald darauf von Tieck's „hinreißender Vorrede" zu seinen Minneliedern noch mehr ergriffen wurden, daß er 1805, mit Savigny auf der Pariser Bibliothek arbeitend, nicht unterließ, die Handschrift zu fordern, aus welcher jenes Bodmer'sche Buch geflossen, und ihre anmuthigen Bilder zu betrachten und Stellen auszuschreiben. Hier gewahren wir die erste Hinwendung dieses eigenthümlichen Geistes zur deutschen Vorzeit. Wie in ihm, regte sich während der französischen Zeit doch auch in diesen main-rheinischen Gegenden wunderbar der deutsche Sinn. Der märkische Edelmann v. Arnim und der Ehrenbreitsteiner Brentano sammelten auf ihren Hin- und Herzügen in Deutschland eifrig alte und neue Volkslieder, längere Zeit, 1805 bis 1808, in Heidelberg zusammen wirkend, gaben sie vereint des Knaben Wunderhorn 1806 und die Einsiedlerzeitung 1808 heraus. Alte deutsche Freude und echter deutscher Schmerz wehen uns aus diesen Schriften entgegen. Wir hören den Neckar rauschen und sehen die alten Schloßruinen über die prachtvollen Bäume ragen. Savigny aber heirathete eine Schwester Brentano's, und durch ihn wurden die Grimms zu inniger Freundschaft mit Arnim und Brentano verbunden. Ganz anders als Bopp wurden die Grimms mit dem Geiste der Romantik getränkt. Aber sie waren nicht Romantiker, um auszuwandern in die Vergangenheit, sie sehnten sich hineinzuwandern tiefer und tiefer ins deutsche Volksleben. Jakob zumal wollte nie eine Rückkehr der Vorzeit, er erkannte ausdrücklich eine über Alles leuchtende Gewalt der Gegenwart an, der die Vorzeit dienen solle. Kein Tropfen von aristokratischer oder gar pfäffischer Neigung rann durch seine Adern. Es war nicht das Mittelalter, am wenigsten der Katholicismus des Mittelalters, der diese schlichte reformirte Seele anzog, sondern das Deutsche in den Erscheinungen des Mittelalters. Das Deutsche zu erforschen, ging er aus nicht blos im Mittelalter, sondern ebenso in der Heidenzeit und in den Tagen Luther's. Von 1806 an, wo auch Hessen französisch ward, durchstreiften die Brüder die Thäler der Fulda, der Kinzig und des Mains, und nach sechs Jahren gaben sie dem deutschen Volke die erste echte Märchensammlung, die Kinder- und Hausmärchen. Ich wüßte kein Buch sonst zu nennen, das der erwachenden Kinderseele ein lieblicheres Willkommen in der Welt der Poesie böte und zugleich das ernste Nachdenken des Forschers zu den eigenthümlichsten und schwierigsten Untersuchungen anreizte. Dornröschen, Roth-

käppchen, Schneewittchen, das Gänsemädchen, Däumling, Hänsel und Gretel, sie waren alle bis dahin verwunschen gewesen. Die Brüder Grimm waren die schönen, muthigen Prinzen, welche alle diese lieben Wesen erlösten. So trugen auch die hessischen Spinnstuben, in denen diese Märchen noch geduldet waren, ihr schönes Scherflein bei, die Noth der Zeit zu lindern und die Hoffnung auf den Untergang deutscher Art zu nähren. Die Wissenschaft aber erkannte in diesen harmlosen Kindergeschichten entweder verflüchtigte, uralte, heimische Göttersagen, oder auch aus Asien her von Volk zu Volk gewanderte, fremde Erzählungen des Morgenlandes. Fast alle Arbeiten Grimm's aus dem ersten Jahrzehnt seiner Thätigkeit von 1806 bis 1815 bezogen sich auf Märchen, Sage und Mythus und auf die damit zusammenhängenden Fragen über den Unterschied von Kunst- und Volkspoesie. Dagegen lag so sehr seine Erkenntniß der Sprache im Argen, daß er noch 1813 aus all oder ell, das schnell, eilend, scharf bedeutet, mit ganz willkürlicher Vorschiebung anderer Buchstaben Pfeil, Ziel, W. Tell, Nagel, Nadel, Igel, Stachel ꝛc. herleitete. Man kann es A. W. Schlegel in einer Kritik dieser Etymologien von 1815 kaum verargen, wenn er den Erfinder solcher Ableitungen einen Fremdling in den ersten Grundsätzen der Sprachforschung nennt und sie eine babylonische Sprachverwirrung schilt. Besonders dieses Urtheil Schlegel's scheint Grimm zu dem mannhaften Entschlusse gebracht zu haben, seine bisherigen geliebten Sagen- und Literaturstudien bei Seite zu schieben und sich ganz zu vergraben in die ungeheure Formenwelt der germanischen Sprachen. Und es begab sich ein Wunder! Der Sprachphantast von 1815 gab vier Jahre später, 1819, den ersten Band seiner deutschen Grammatik, dem bis 1837 drei andere folgten; ein Meisterwerk war geschaffen, wie es keine andere Nation für ihre Sprache aufzuweisen hat. Gestützt auf eine überall aus den Quellen geschöpfte, umfassende Kenntniß der Literaturen aller germanischen Stämme, giebt er in diesem vierbändigen Buch eine förmliche Lebensgeschichte der germanischen Sprache, wie sie sich in anderthalb tausend Jahren in Deutschland, England und Skandinavien entwickelt hat. Vom Gothischen, wie es vor 1500 Jahren Ulfilas, der Moses der Gothen, sprach, geht er aus, stellt dann das Althochdeutsche, Altsächsische, Angelsächsische, Altfriesische und Altnordische dar, d. h. die hochdeutsche, niederdeutsche, englische, friesische und skandinavische Sprache etwa zur Zeit Karl's des Großen, dann dieselben Sprachen zur Hohenstaufenzeit und endlich das Schwedische, Dänische, Deutsche, Holländische und Englische der neueren Zeit. Diese Sprachen beleuchtet er nach allen Seiten, indem er uns von der Lautlehre zur Formenlehre und von da zur Satzlehre führt und überall den geheimnißvollen Werdegang der Sprache mit schärfstem Verstande, mit fein dichterischem Sprachgefühl und mit schöpferischer Combination aufspürt. Ein unerschöpflich reicher Hort von Geist und Erkenntniß, ja man kann sagen der Hort unserer nationalen Vergangenheit war jetzt erst aus der Tiefe ans Licht gehoben; ich will nur ein paar Kleinode hier vorzeigen. Das leuchtendste ist das Grimm'sche Lautverschiebungsgesetz.

In den arischen Sprachen giebt es drei Hauptconsonantengruppen, die Gruppe der hauptsächlich durch Anstoß der Zunge an die Zähne, dann die der besonders durch Zusammenpressen der Lippen hervorgebrachten und endlich die der aus der Kehle hervorgestoßenen Consonanten. Jede Gruppe zerfällt wieder in drei Laute, sie enthält einen weichen, harten und gehauchten Zahn- oder Lippen- oder Kehllaut, also

1) d, t, th, (im Hochd. durch z ersetzt)
2) b, p, ph, f
3) g, k, ch.

Nun entdeckte Grimm folgendes merkwürdige Gesetz: 1. Haben die urverwandten Sprachen, also die der Hindus, Perser, Griechen, Römer, Slaven und Celten einen weichen Laut, so finden wir an dessen Stelle in den germanischen Sprachen einen harten, nur in der hochdeutschen einen gehauchten. 2. Haben die erstgenannten Sprachen einen harten, so finden wir in den germanischen einen gehauchten, nur in der hochdeutschen einen weichen und 3. Haben jene Sprachen einen gehauchten, so finden wir in den germanischen einen weichen, nur in der hochdeutschen einen harten. Als Beispiel diene zu

	lat.	engl.	hochd.
1)	*duo* (franz. *deux*)	*two*	zwo, zwei
2)	*tres* (franz. trois)	*three*	drei
	griech.		
3)	*ther*	*deer*	tier

allerdings jetzt Thier geschrieben, aber doch nicht gesprochen.

Ein Beispiel, das einen Beleg zugleich zu 1) und 2) bildet, ist

lat. franz. *dent* engl. *tooth* hochd. za(h)n, in älterer Sprache zand.

Diese auffallende Erscheinung, die nun ähnlich auch in den Gruppen der Lippen- und Kehlbuchstaben auftritt, ist keine Verderbniß, keine einseitige Schwächung oder Verstärkung, sondern eine im Ganzen regelrecht durchgeführte Verschiebung der Laute, ein im Deutschen zweimal in gleicher Weise vollzogener Proceß, der allerdings manche Ausnahmen, besonders im Inlaut und Auslaut, erleidet. Obgleich das Warum dieser Verschiebung noch immer nicht ganz aufgeklärt ist, so steht das Gesetz selber fest und ist gewissermaßen ein Compaß für die bis dahin steuerlose Wortableitung und -deutung geworden und noch heute die Hauptgrundlage aller wissenschaftlichen Etymologie. Man begreift jetzt die nur scheinbar paradoxe Behauptung Grimm's, daß nur diejenigen germanischen Wörter mit fremden verwandt sein können, welche ganz anders als die fremden klingen, daß dagegen der Gleichklang immer das äußerste Mißtrauen gegen ihre Verwandtschaft erweckt.

Je weiter man in die Grammatik eindringt, desto mehr, fast unglaublich klingt's von einer Grammatik, werden wir von der alterthümlichen, edeln, tief poetischen Einbildungskraft erfaßt, die in den Bildungen der Sprache waltet, vor allem im Genus. Die Vertheilung der drei Geschlechter erscheint Grimm wie eine Art Personificirung der Gegenstände und Begriffe, welche ja auch die Mythologie in Personen verwandelt. An die Spitze der Betrachtung des Geschlechtes sinnlicher Wörter, der Thiere, Pflanzen und Steine, des Himmels und der Erde, des Ackerbaues, der Viehzucht, der alten Gewerbe und des Krieges, stellt Grimm folgenden Grundsatz, der aber seiner Allgemeinheit wegen zur Entscheidung einzelner Fälle nur behutsam gebraucht werden kann: das Masculinum scheint das Frühere, Größere, Festere, Sprödere, Raschere, das Thätige, Bewegliche, Zeugende; das Femininum das Spätere, Kleinere, Weichere, Stillere, das Leidende, Empfangende; das Neutrum das Erzeugte, Gewirkte, Stoffartige, Generelle, Unentwickelte, Collective zu bezeichnen.

Es ist unmöglich, die ganze Fülle von neuen Entdeckungen hier auszuschütten, wir müssen mit zwei allgemeinen Bemerkungen fürlieb nehmen. Die eine ist diese: alle germanischen Sprachen haben für sich eine Einheit gebildet, aus der die einzelnen hervorgegangen sind, die hochdeutschen, die englisch-niederdeutschen und die nordischen Sprachen. Diese Entwicklung geschieht nach festen Gesetzen und zwar im Ganzen so, daß die Sprache leiblich sinkt, d. h. an Klang- und Formenfülle abnimmt, dagegen geistig aufsteigt, d. h. an Mannigfaltigkeit der Begriffe zunimmt. Zweitens aber: diese Geschichte machte Grimm gleichsam höchst persönlich in sich durch. Er wußte wie Keiner der Sprache nachzufühlen, durch die trübsten Formen der Worte hindurch den alten Urbegriff klar zu erkennen, auch wenn derselbe der entlegensten Zeit angehörte. Grimm war nicht nur Geschichtschreiber, sondern auch Dichter und größter Kenner der Elementarpoesie der Sprache. Die Welt germanischer Worte war für ihn eine Welt germanischer Vorstellungen, man möchte sagen leibhaftiger Gestalten. So hat sich denn das Wunder zugetragen, daß ein streng wissenschaftliches Werk, eine Grammatik sogar, den Lebensinhalt unseres Alterthums in sich birgt. Fast alle die anderen Werke Grimm's, wie die Rechtsalterthümer, in denen er das ganze farbige, sinnreiche Rechtsleben unserer Vorzeit schildert, die deutsche Mythologie, in der er gleichsam aus dem Nichts eine Walhalla von deutschen Göttern hervorzauberte, seine Geschichte der deutschen Sprache, in welcher er den historischen Anfang derselben überkühn über Ulfilas hinaus in die vorchristliche Zeit der Geten zurückzuschieben suchte, und endlich sein Wörterbuch, sind eigentlich nur Ausführungen einiger Capitel seiner Grammatik, allerdings Ausführungen im großartigsten Stile. Ja mehr als das! Ohne Grimm's Grammatik wären viele wichtige Werke verschiedener Wissenschaften und Künste

nicht entſtanden. Waitz' deutſche Verfaſſungsgeſchichte wäre ſo, wie ſie iſt, ohne die Grammatik nicht denkbar, ohne dieſe hätte ſchwerlich Scheffel's Eckehard das Licht erblickt, und würden wir kaum in dieſen Tagen von Ingo und Ingabran hören. Die Grammatik iſt und bleibt ſein Hauptwerk, trotzdem daſſelbe nicht ganz vollendet iſt, denn ihm fehlt die Lehre vom zuſammengeſetzten Satz. Den Abſchluß des vielleicht großartigſten wiſſenſchaftlichen Nationalwerkes raubte uns eine politiſche Gewaltthat des hannoverſchen Königs, der 1837, wenige Wochen nach der Vollendung des vierten Bandes, das Staatsgrundgeſetz des Landes bei ſeiner Thronbeſteigung aufhob. Mit ſechs anderen Profeſſoren, darunter Dahlmann und Gervinus, erklärte J. Grimm, daß ſie ſich durch ihren auf jenes Geſetz geleiſteten Eid fortwährend verpflichtet halten müßten. Infolge davon wurden dieſe ſieben ausgezeichneten Gelehrten ohne Urtheil und Recht ihrer Stellen entſetzt und drei von ihnen, die Genannten, weil ſie ihre Erklärung auch Anderen mitgetheilt, des Landes verwieſen. So ward brotlos und verbannt einer der größten Gelehrten aller Zeiten und einer der edelſten Männer Deutſchlands, weil er der Gewalt gegenüber ein Gewiſſen hatte.

Jakob Grimm.

So traurig dieſer Act auch iſt, wir wiſſen keinen ſchöneren, ja tröſtlicheren Schlußpunkt unſerer Betrachtung zu finden. Denn daß W. von Humboldt ſich immer tiefer in das Labyrinth der Sprachen der Erde hineinwagte, geſchah beſonders auch deswegen, weil er ſich 1819 verſtimmt vom Staatsdienſte zurückgezogen hatte, indem der Geiſt der Reaction

in Deutschland übermächtig ward. Jetzt aber, zwanzig Jahre später, regte sich wieder lebhafter das politische Gewissen der Nation und trieb einen großen Sprachforscher aus seiner stillen Klause unter die Gelehrten, welche die Vorhut unter den Kämpfern für deutsches Recht und deutsche Freiheit bilden sollten. Und wie köstlich war doch die Lehre, die Niemand besser als ein Grimm, das fleischgewordene Gewissen deutscher Sprache und Art, seinem Volke zurufen konnte, die Lehre, daß wahre Wissenschaftlichkeit und Gewissenhaftigkeit nicht nur in der Sprache, sondern auch in der That untrennbare Begriffe sind und bleiben sollen!

Literarisches.

Der graue Freund. Roman von Hans Hopfen. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger.

Wie oft begegnet es uns im Leben, daß irgend ein Ereigniß, das erzählt wird, anfänglich Zweifel erweckt, bis wir zuletzt gezwungen werden, an die Wahrheit zu glauben. Weshalb sollen wir dem Romanschriftsteller strengere Grenzen ziehen, als das wirkliche Leben sie beobachtet? Begebenheiten, wie sie Hopfen in dem vorliegenden Roman erzählt, liegen durchaus im Bereiche der Möglichkeit, und daß er sie auf bekanntem Boden geschehen läßt, erhöht nur das Interesse. Der graue Freund ist ein doppelsinniger Titel, denn einmal bezieht er sich auf den Helden der Geschichte, der uns zuerst in ganz grauer Kleidung begegnet und während der Bekanntschaft, die der Roman zwischen dem Leser und ihm vermittelt, auch auf dem Kopf ergraut; dann aber könnte er auch auf das Thier angewendet werden, das zwischen zwei Bündel Heu gestellt und dem der Held des Romans zu vergleichen ist, da er sein Herz nicht zur Entscheidung zwischen zwei Frauen bringen kann, bis das Schicksal ihm zu Hülfe kommt. Es ist eine geistvolle Geschichte, die ein klar blickender und die Gesellschaft genau kennender Autor für gebildete Kreise, die etwas mehr als leichte Unterhaltung suchen, geschrieben hat; eine jener Erzählungen, wie sie in Deutschland nicht allzu häufig erscheinen, ohne die Prätension, von welterschütternder Bedeutung zu sein, aber den Stempel wahrhaft dichterischen Geistes tragend.

Der seit einem Jahre bestehende „Verein für deutsche Literatur", an dessen Spitze der Großherzog von Weimar und der Prinz Georg von Preußen stehen, muß als ein würdiger Versuch betrachtet werden, den deutschen Literaturverhältnissen Verbesserung zu bringen. Man sucht es dem Publicum so leicht zu machen wie nur möglich, um sich durch Anschaffung bedeutender Werke, in denen wissenschaftliche oder poetische Bedeutung mit populärer Form verbunden ist, eine Hausbibliothek zu bilden. Die drei ersten Bände dieser „Bibliothek des Vereins für deutsche Literatur", dessen geschäftsführender Director der Buchhändler Hofmann in Berlin ist, enthalten Bodenstedt's **„Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy"**, Sybel's **„Vorträge"** und Osenbrügger's **„Die Schweizer"**, also drei sehr verschiedene, aber schon durch die Namen der Verfasser genügend garantirte Werke in sehr eleganter Ausstattung und solidem Einbande. Das Unternehmen ist eine Art von Zeitschrift in anderer Form. Man abonnirt mit zehn Thalern pro Jahr und erhält dafür sieben gebundene Bücher. Belletristik, Geschichte, Biographie, Länder- und Völkerkunde bilden den Inhalt, und die bewährtesten Namen verbürgen die Gediegenheit desselben. Die Lieder aus dem Nachlasse Mirza Schaffy's schließen sich den früheren Gaben, die Bodenstedt mit dem Namen seines persischen Freundes zierte, ebenbürtig an; Sybel's Aufsätze sind sehr mannichfaltiger Art, aber sämmtlich des berühmten Historikers würdig, und das Werk „Ueber den Charakter der Schweizer daheim und in der Fremde" liest sich vortrefflich. Man kann das Unternehmen nur dringend empfehlen, und wir dürfen nicht vergessen, zu bemerken, daß die Eleganz der Ausstattung und des Einbandes diese Bücher auch zu Festgeschenken sehr geeignet macht.

Die Verlagshandlung von Kühtmann in Bremen giebt in letzter Zeit mancherlei Uebersetzungen aus der dänischen belletristischen Literatur heraus, unter denen der Roman **„Ulfe Hjalm's und Palle Löwe's Erlebnisse"** von Henrik Scharling sehr bemerkenswerth ist. Der Gegensatz einer tief innerlichen zu einer oberflächlich angelegten, drollig aufgeblasenen Natur ist mit großer Lebenswahrheit und bedeutendem dichterischen Talent durchgeführt. Außerdem ist es für deutsche Leser interessant, den deutsch-dänischen Krieg darin geschildert zu finden. Der Standpunkt des dänischen Dichters ist so objectiv wie möglich. Die Uebersetzung hat viele norddeutsche Provinzialismen, sonst ist sie mit sicherer Hand ausgeführt.

Schmarotzer im Thierreiche.

Von

Karl Vogt.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

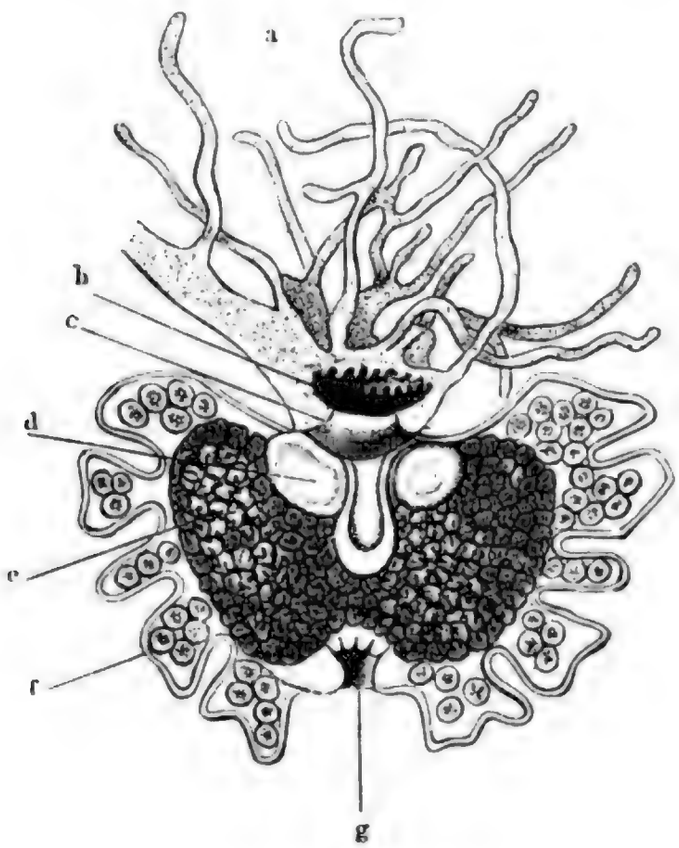
(Schluß.)

In dem Hinterleibe von verschiedenen Krebsthieren, Porzellankrabben (Porcellana), Einsiedlerkrebsen (Paguras) und anderen begegnet man eigenthümlichen Schmarotzerthieren, die man mit Blasen, Gallen oder Würstchen verglichen und Wurzelköpfe (Rhizocephalen) genannt hat, weil von ihrem ursprünglichen Kopfende wahre Wurzeln, hohle Röhrengeflechte ausgehen, welche den Darm ihres Wirthes umspinnen und aus demselben flüssige Nahrung aufsaugen. Wir nehmen aus der Menge eine von dem genialen Forscher Fritz Müller, früher in Desterro in Brasilien, beobachtete Form, die derselbe Lernaeodiscus Porcellanae genannt hat, um so lieber, als mehre Larvenzustände derselben genauer bekannt sind.

Das erwachsene weibliche Thier (Fig. 4) (wahrscheinlich giebt es mikroskopische Männchen) hat die Gestalt einer fleischigen, seitlich gelappten und eingeschnittenen Scheibe. Aus einer vorderen Einbuchtung erhebt sich auf einem harten Ringe ein runder Hals (c), der in eine goldglänzende, gezackte Krone (b) ausläuft. Die Krone ragt in die Leibeshöhle des Wirthes mit offener Mündung, um den Hals schließt sich die Haut des Wirthes, die also vollständig durchbohrt ist. Von der Basis des Halses spinnen sich die verästelten, blind endenden Wurzeln (a) als Röhren fort, um den Darm herum bis in die Brust des Wirthes hinein. Von Gliederung des Körpers, von Mund, Augen, Fühlern, Nerven, Herz oder sonstigen Organen ist in dem Inneren des Schmarotzers, dessen Körper also außen an dem Hinterleibe des Wirthes liegt, nicht eine Spur zu sehen — es findet sich nur ein weiter Eierstock (e) nebst zwei rundlichen Drüsen (d), die mit demselben in Beziehung stehen, eine dünnwandige Höhle unter dem Eierstocke, welche mit den Wurzeln in Communication steht und deshalb wohl ein verkümmerter Darm sein mag und, über dem Eierstocke, auf der Rückenseite und bis in die Lappen des Körpers ausgedehnt, eine weite Bruthöhle (f), in welcher die Eier sich anhäufen und unter dem Einflusse eines Stromes von Meerwasser, der beständig durch eine weite hintere Oeffnung (g) ein- und ausströmt, sich weiter entwickeln. Wären die erwähnten Drüsen männliche Organe, wie Müller anfangs vermuthete, wie es aber nach der Analogie mit anderen Schmarotzerkrebsen und Müller's späteren Beobachtungen we-

nig wahrscheinlich ist, so wäre die Analogie mit der Schmarotzerschnecke vollkommen — ein Eierstock, ein offener Brutraum, ein verkümmerter Darm, nur durch die eigenthümlichen Wurzel-Einrichtungen verschieden; träge Zusammenziehungen des Körpers, keine Bewegungs- oder Sinnesorgane — Nichts von Allem, was einen Wurm von einem Krebsthiere und dieses von einer Schnecke unterscheidet — ein

Figur 4.



Weibchen von Lernaeodiscus Porcellanae, vergrößert.

a. Wurzelgeflecht am Kopfe; b. Krone; c. Halstheil der Krone, womit der Schmarotzer in die Haut seines Wirthes eingeklemmt ist; d. Drüsen; e. Eierstock, strotzend mit Eiern angefüllt; f. Lappen des Brutraumes, mit reifen Eiern gefüllt; g. Hintere Oeffnung des Brutraumes.

öffnung liegt — ein einfaches, aus zwei seitlichen Hälften zusammengeschweißtes, meist brennend rothes Auge in der Stirngegend, drei Beinpaare, die auf der Bauchfläche entspringen und mit Schwimmborsten besetzt sind, eine mehr oder minder vorstehende, dreieckige oder pantoffelförmige Oberlippe, hinter welcher die Mundöffnung liegt, aus welcher der Schlund senkrecht nach oben steigt in einen weiten und kur-

Fortpflanzungsschlauch mit verkümmertem Darmcanal.

Warum sind es dennoch Gliederthiere, Krebse?

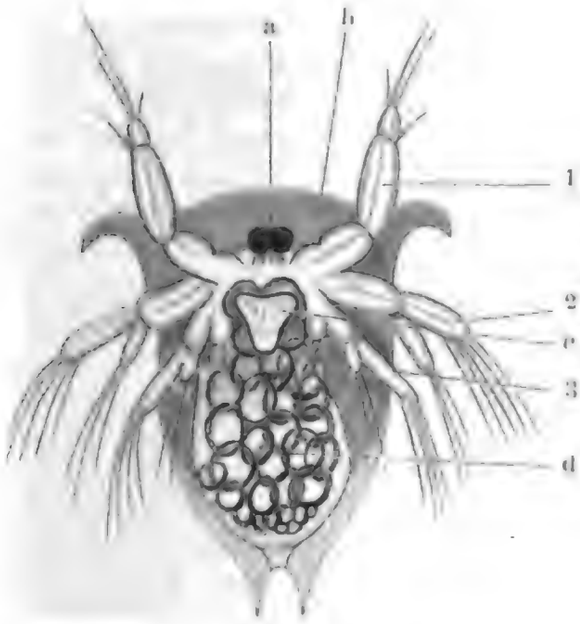
Aus den Eiern kriechen Junge, die bis auf einzelne Kleinigkeiten den Larven freilebender Krebsthiere, der Cyclopiden, gleich sehen wie ein Ei dem anderen. Wir geben hier eine Abbildung und setzen die eines Krebsflohes, eines Cyclops, aus unseren süßen Gewässern daneben. (Fig. 5 u. 6.) Ein längliches Rückenschild mit zwei Spitzen am hinteren Ende, zwischen denen die After-

zen Darm — das haben alle diese Larven mit einander gemein, die man jetzt mit dem Namen Nauplius bezeichnet und als die Grundform der sämmtlichen Krustenthiere ansieht. Der Nauplius des Lernaeodiscus zeichnet sich nur durch zwei Haken am Rande des Schildes aus, welche dem Nauplius des Cyclops fehlen — im Uebrigen ist sogar fast absolute Identität. Beide Larven schwimmen in derselben Weise und schwärmen mit ruckweisen Stößen im Wasser umher, nachdem sie die Eischalen durchbrochen und die

Brutſäcke oder Bruthöhlen verlaſſen haben.

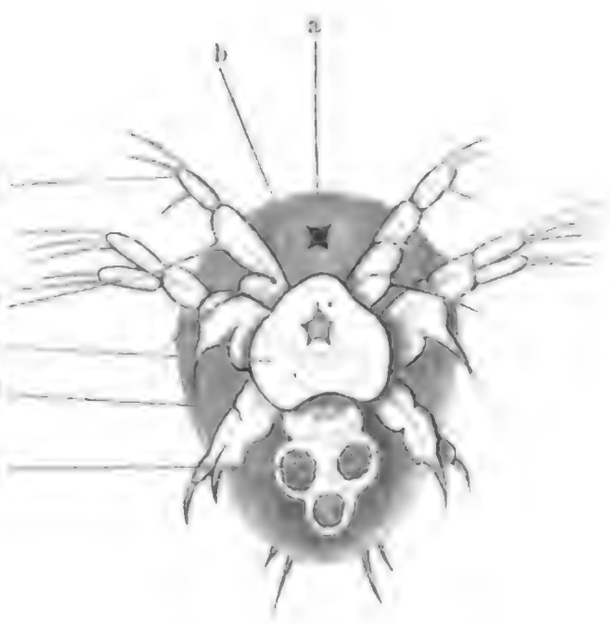
Aber nun ſcheiden ſich die Wege. Die Larven von Cyclops gehen von der Nauplusform aus ihren eigenen Entwicklungsgang und werden freie Thiere mit zwei Fühlerpaaren, die aus den beiden erſten Gliedmaßen des Nauplius entſtehen, mit vier Paar Kaufüßen und vier Paar Ruderfüßen zum Schwimmen. Der Nauplius des Lernaeodiscus pflegt ſich am dritten Tage von der Oberfläche, wo er umherſchwärmte, zu Boden zu ſenken, um ſich zu häuten. Aus dieſer Häutung aber geht eine ſo ſehr der zweiten Larvenform der jungen Rankenfüßer (Cirrhipedien), daß Müller die Wurzelköpfe zu den Rankenfüßern ſtellt. Kein Wunder! Die Cirrhipedien ſind ja ächte Kruſtenthiere, aber durch im Alter feſtſitzende Lebensart verändert. Der Schmarotzerkrebs nimmt alſo in ſeiner Ausbildung zuerſt den Weg des feſtſitzenden Thieres, verläßt ihn aber nach dieſer Etappe. Die Bahn der Rankenfüßer kennen wir; ſie ſetzen ſich mit dem Nacken und den Haftfüßen feſt, entwickeln daraus ihre Schale und behalten die Schwimmfüße in Form von Ranken — die weitere

Figur 5.



Nauplius-Larve von Lernaeodiscus.

Figur 6.



Nauplius-Larve von Cyclops.

Von der Bauchſeite aus.

a. Auge; b. Rückenſchild; c. Oberlippe; d. Darm; 1, 2, 3 die drei Paare urſprünglicher Gliedmaßen.

zweite Larvenform hervor (Fig. 7), deren Rückenſchild zuſammengeklappt iſt wie dasjenige einer zweiſchaligen Muſchel oder noch beſſer wie das eines Muſchelkrebſes, einer Cypris. Die Stirnhöcker, die dreieckige Oberlippe und die beiden hinteren Fußpaare ſind verſchwunden; das erſte Gliedmaßenpaar des Nauplius iſt zu ſonderbaren Haftfüßen umgeſtaltet, mit welchen ſich die Larven feſthalten und den Leib nachziehen können; das Auge iſt ungemein groß geworden und nach hinten gerückt, ein Hinterleib hat ſich gebildet, der ſechs Paar Füße mit langen Schwimmborſten und einen doppelborſtigen Schwanz trägt.

Dieſe zweite Larvenform gleicht aber auch

Bahn der Wurzelköpfe kennen wir nicht, aber wahrſcheinlich bohren ſie ſich, wie aus einigen Beobachtungen Müller's hervorzugehen ſcheint, in dieſem Cypris-Zuſtand in die Haut ihrer Wirthe ein, klammern ſich mit den vorderen Haftfüßen feſt, werfen nun die Bewegungsorgane, die Füße, ſowie die Augen und übrigen Sinneswerkzeuge ab und entwickeln ſtatt deſſen ihre Wurzeln und Fortpflanzungsorgane.

Aus einem Thiere, das gegliederte Schwimmfüße, Kauwerkzeuge, Sinnesorgane, geſonderte Muskeln, offenbar auch ein differenzirtes Nervenſyſtem, einen vollſtändig ausgebildeten Darm beſaß, das in ſeinem zweiten Stadium ſeine Bewegungs-

werkzeuge noch vermehrt, seine Sinnesorgane ausgebildet hatte, ist schließlich ein Fortpflanzungsschlauch mit rudimentärem Darm und wurzelähnlichen Saugröhren geworden! Aus einem Thiere, das sich frei bewegte, umhertummelte und ernährte, ist nun ein Wesen geworden, das mit einem Theile seines Körpers in der Haut seines Wirthes steckt, wie in einer Klammer, und das nun nach Außen seine Fortpflanzungsorgane entwickelt, um seine Jungen dem freien Element übergeben zu können, während es nach Innen seine Wurzelröhren treibt, um von der Flüssigkeit sich zu ernähren, die sein Wirth aus der Nahrung braut, welche er erhaschen kann!

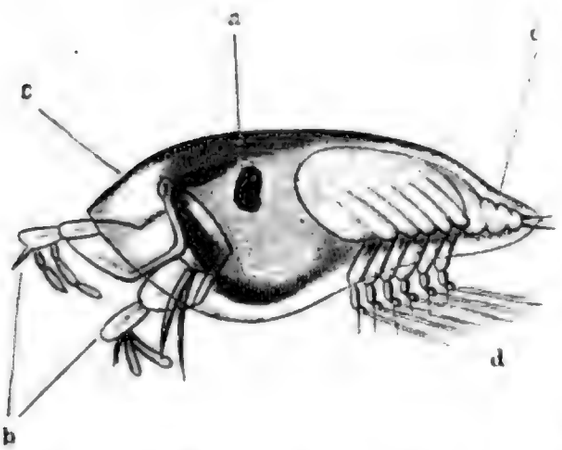
Nicht minder interessant ist es, zu sehen, daß ähnliche Stufen, wie sie bei dem betrachteten Thiere sich abspielen, bei allen Schmarotzerkrebsen wiederkehren und daß sie nicht minder in den Unmassen verschiedener Formen sich abspiegeln, die wir im reifen Alter kennen. Die einen sind noch ganz freie Thiere, elegante und kräftige Schwimmer — aber sie haben schon ein Paar zu Saugnäpfen umgestaltete Füße, mit welchen sie sich momentan festklammern, und einen Stachel, mit welchem sie den Fischen Blut abzapfen können; bei den anderen sind noch einige Füße mehr umgestaltet zu Haken und Klammern, mit welchen sie dauernd sich befestigen; dann graben sie sich ein mit einem Theile ihres Leibes und aus den Haken und Klammern werden fleischige Lappen und endlich jene Wurzeln, die ihres Gleichen nicht in der Thierwelt haben. Alles das ist vorhanden, mit Augen sichtbar, mit Händen greifbar — man braucht nur die Thiere oder die Abbildungen neben einander zu stellen und zu vergleichen! Wir sehen diese Umwandlung der Füße, der Sinnesorgane, der inneren Organisation in engster Beziehung zu dem Grade der Ausbildung des Schmarotzerthums; wir sehen alle diese verschiedenen Grade von einem und demselben Punkte ausgehen, von der Form des Nauplius, welche sowohl den freibleibenden, wie den festsitzenden Krebsthieren gemeinsam ist, und wir könnten noch einen Augenblick zweifeln, daß alle diese schmarotzenden Formen ursprünglich frei waren und nur dadurch Schmarotzer geworden sind, daß sie sich auf andere Thiere festsetzten und auf ihnen Nahrung suchten? Wäre aber noch ein Zweifel, so müßte dieser schwinden durch die Betrachtung, daß die Weibchen der Schmarotzerkrebse vorzugsweise diese Umwandlungen eingehen, vorzugsweise Schmarotzer sind, die Männchen aber, so weit sie bekannt sind, den Larven ähnlicher bleiben und niemals so weit in der Rückbildung fortschreiten als die Weibchen.

Warum? Auch hier bietet sich die Antwort auf die Frage in der einfachsten Weise. Die Brutpflege, welche dem Weibchen allein zufällt, erfordert mehr Nahrung, mehr Schutz für ungleich längere Zeit; es wird, um diesem Bedürfnisse zu genügen, mehr Schmarotzer als das Männchen. So hat derselbe Fritz Müller eine im Inneren der Porzellankrabbe schmarotzende Assel, Entoniscus, beschrieben. Die Larve ist nur 0,2 Millimeter lang, sie hat zwei Augen, zwei Fühlerpaare, Klauenfüße an der Brust, Schwimmfüße am Hinterleib, schwimmt recht hurtig und ruckweise, kriecht aber nicht besonders behend. Das Männchen ist kaum 3—4 Mal länger, als das ausgeschlüpfte Junge, gegen 0,8 Millimeter lang, es hat nur zwei Fühler, die Augen fehlen oft oder sind, wenn vorhanden, nach hinten gerückt; die Schwimmfüße des Hinterleibes sind gänzlich verschwunden und die Brustfüße zu ungegliederten, rundlichen Klumpen verkümmert, „mit denen sich das Thier nichts desto weniger ziemlich rasch von der Stelle hilft.“ In der Regel findet sich nur ein Männchen; „ein einziges Mal, sagt Müller, sah ich ihrer zwei auf dem Leibe derselben Dame spazieren gehen.“ Diese aber, die Dame, wird etwa zwanzig Mal größer, als das Männchen (bis 15 Millimeter); „ihr Kopf hat Augen und Fühler verloren und den Magen in sich aufgenommen; die Brust ist zu einem regungslosen, ungegliederten, mit ungeheuren Brutblättern besetzten Schlauche geworden; der lange, wurmförmige, äußerst bewegliche Hinterleib hat fäbelförmige Beine und kugelig über ihn hervorquellend, wie in einem Bruchsacke, liegt am Anfange seines ersten Gliedes das Herz!“ Die Eier bilden Haufen, in denen der Körper oft ganz versteckt ist, und die Production dieser „unendlichen Eiermassen“ dauert beständig fort. — Von den Jungen also, die aus Eiern hervorgehen, welche dieselbe Mutter erzeugte, gehen die einen, die

Männchen, nur wenige Schritte im Schmarotzerthume vorwärts; sie behalten, wenn auch in verkümmertem Zustande, Fühler und Augen, mit welchen sie tasten und sehen, Füße, mit welchen sie spazieren gehen können, während die mit einer enormen Brutpflege belasteten Weibchen sich fast aller Charaktere eines fühlenden und beweglichen Wesens entkleiden müssen, um diesem Hauptzwecke ihrer Existenz zu genügen.

Wenn wir bisher auf den Verlust der animalen Functionen, welche das Thier mit der Außenwelt in beständige Wechselwirkung setzen, besonderes Gewicht gelegt haben, so dürfen wir nicht vergessen, wie unsere Beispiele schon zeigen, daß auch diejenigen Functionen, welche die Aneignung des Stoffes zur eigenen Ernährung vermitteln, mit den dazu bestimmten Organen der Nahrungsaufnahme und Verdauung, des Kreislaufes und der Athmung entweder rückgebildet werden, wenn sie in der Larve angelegt waren, oder gar nicht zur Ausbildung kommen, sobald das Schmarotzerthum in einer Periode eintritt, wo die Organe noch nicht aus dem allgemeinen Bildungsstoffe sich abgeschieden haben. Der Schmarotzer erhält seine Nahrung schon vorgebildet von dem Wirthe, der die Beschaffung, Zerkleinerung und chemische Bearbeitung derselben für sich und seinen Gast übernimmt — bei letzterem werden also die Organe, die zu diesen Verrichtungen dienen, durch Nichtgebrauch rudimentär werden, verkümmern und schließlich ganz verschwinden, mit Ausnahme der Fälle, wo der Schmarotzer während einiger Zeit ein freies Leben führt, während dessen er sich Nahrung beschaffen muß. Bei der Schnecke, dem Wurzelkopfe und der Binnenassel, deren Organisation wir genauer betrachteten, ist auch in allen Fällen der Darm zu einer blinden Höhle verkümmert, ohne eine Spur von Mundbewaffnung, von Greifwerkzeugen, von Nebenorganen, deren Säfte zur Bearbeitung der Nahrung dienen, ohne einen Afterdarm mit Endmündung, während bei allen entsprechenden freien Formen dieselben Organe in hoher Ausbildung vorhanden sind und bei dem weniger umgebildeten Männchen der Schmarotzerassel noch eine, freilich verkümmerte Mundbewaffnung, ein durchgehender Darm und zwei große Leberschläuche sich vorfinden. Hier zeigt sich also ganz dieselbe Erscheinung wie bei den Bewegungs- und Sinnesorganen — die Rückbildung steht im Verhältniß zu dem Schmarotzerthume und bei dem höchsten Grade desselben existiren überhaupt keine Spuren dieser Bildungen zu keiner Zeit.

Figur 7



Cypris-Larve von Lernaeodiscus.

a. Auge; b. Heftfüße; c. Schale; d. Schwimmfüße; e. Hinterleib.

Ich brauche, um das vollendetste Beispiel einer solchen Rückbildung vorzuführen, nur die Bandwürmer zu nennen. Weder im Eie, noch in dem winzigen, mit sechs Haken bewaffneten Wesen, das aus den Eiern schlüpft und sich mit diesen Haken einen Weg durch die Gewebe der Wohnthiere bahnt; weder in dem Blasenwurme, der aus diesem Embryo hervorgeht und der, in dem Gewebe eingekapselt, dem Augenblicke entgegenharrt, wo er aus seinem bisherigen Wohnthiere in den Darm eines anderen Wirthes übergeführt wird, in welchem sein sogenannter Kopf sich zu dem geschlechtsreifen Bandwurme ausbildet, noch in diesem selbst, mag er noch so lang werden, zeigt sich jemals eine Spur eines Darmes oder irgend eines Organes, das die Ernährung, den Kreislauf, die Athmung vermitteln könnte. In Beziehung auf diese Functionen ist das, hinsichtlich seiner Fortpflanzungsorgane so hoch organisirte Wesen durchaus auf dem Standpunkte der niedersten Thiere überhaupt, der sogenannten Moneren zurückgeblieben, wo die ganze Körpersubstanz allen diesen Functionen noch ungeschieden vorsteht und der Austausch zwischen den umgebenden Medien und dem Körper unmittelbar in derselben Weise vor sich geht, wie in einer

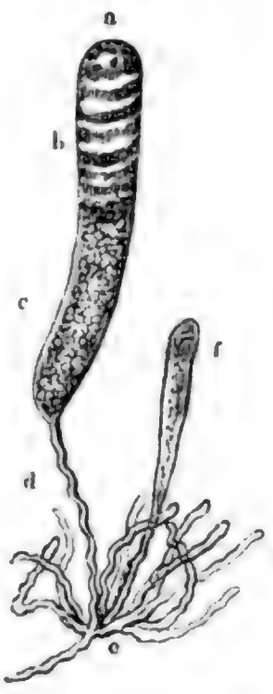
Zelle. Daß aber sogar bei denjenigen Bandwürmern, die niemals einen freien Zwischenzustand besitzen, wo die Wanderung aus einem Wirthe in den anderen nur eine passive ist, welche dadurch vermittelt wird, daß der Wirth, in dessen Darm sich der Bandwurm ausbilden soll, den Wirth auffrißt, in welchem die Blasenwürmer als Gäste angesiedelt sind — daß selbst bei diesen Formen die Rückbildung eine durch das anhaltende Schmarotzerthum erworbene und durch Generationen fortgepflanzte ist, läßt sich, wenn nicht thatsächlich nachweisen, so doch aus dem Umstande herleiten, daß bei verwandten Formen, den sogenannten Saugwürmern (Trematoden) die Stufenfolge in der That nachgewiesen werden kann. Bei diesen Thieren kennen wir Formen mit vollständig ausgebildetem Darme, andere, sogenannte Redien, mit verkümmertem Darme und endlich noch andere, Wurmschläuche oder Sporocysten, in welchen keine Spur mehr von Ernährungsorganen aufgefunden werden kann, die sich also, wie die Bandwürmer, einzig und allein durch Aufsaugung ernähren.

Ueberblicken wir somit die ganze Reihe von Um- und Rückbildungen der Organismen durch das Schmarotzerthum, so sehen wir, daß dieselben sich auf alle Functionen und Organe erstrecken, welche das Thier mit der Außenwelt in Beziehung setzen, mögen nun diese Functionen animaler Art, Empfindung und Bewegung, oder mögen sie vegetabilischer Art, Ernährung im weitesten Sinne, sein. In den äußersten Graden kehren diese Functionen zu jener primitiven Ungeschiedenheit zurück, in welcher sie sich bei den ursprünglichsten und am tiefsten stehenden Organismen befinden.

Wenn aber so von allen Seiten der Rückzug angetreten wird, so kann die ganze Thätigkeit des Organismus, die bei dem freien Thiere sich nothwendig zersplittern und differenziren mußte, auf einen einzigen Punkt concentrirt werden. Dies geschieht auch in der That und diese, im Schmarotzerthume allmälig die Alleinherrschaft über den Organismus erkämpfende Function ist diejenige der Fortpflanzung und der Brutpflege.

Sehen wir uns auch hier zuerst nach den Thatsachen um. Unsere eben angeführten Beispiele zeigen, daß mit der Verkümmerung der übrigen Organe die Ueberbildung der Fortpflanzungsorgane Hand in Hand geht. Der Schneckenschlauch ist mit Ausnahme des geringen Vordertheiles, welches den verkümmerten Darm birgt, nur von den keimbereitenden Geschlechtstheilen und der Bruthöhle eingenommen; der Lernaeodiscus desgleichen; bei der Schmarotzerassel ist mit Ausnahme des den Magen bergenden Kopfwulstes und des Bruchsackes, in welchem das Herz liegt, das ganze Thier ein Brutsack mit ungeheuren Brutblättern, die Massen von Eiern einschließen. Ueberall, wohin wir auch die Blicke werfen mögen, sehen wir, daß bei den Schmarotzern die Production der Keime und der Fortpflanzungsproducte bis an die Grenzen der Möglichkeit für das einzelne Individuum geht, und daß diese Vervielfältigung sogar weit genug fortschreitet, um bei vielen Schmarotzern mit derselben Menge von Bildungsmaterial weit mehr Keime, aber desto kleinere, zu erzeugen, als bei den entsprechenden frei lebenden Thieren.

Figur 8.



Wurzelstock von Leucochloridium.

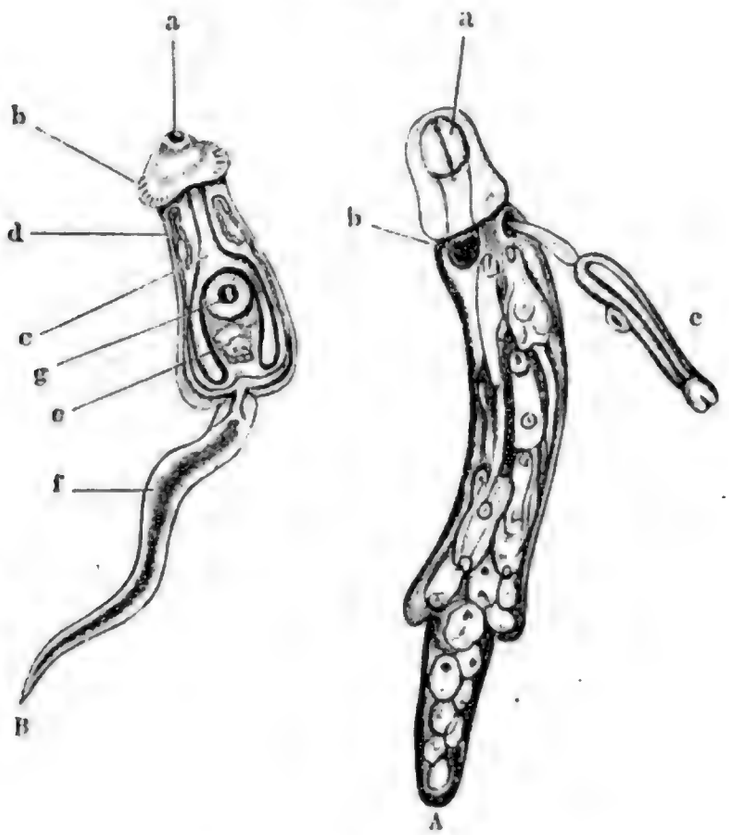
a. Ein ausgebildeter Schlauch mit braunen, hornigen Wärzchen am freien Ende; b. Mit grünen Querbinden gezierter Vordertheil; c. Hinterer, weißer Körpertheil, strotzend mit Jungen angefüllt; d. Geschlängelter Stiel, ebenfalls hohl; e. Wurzelfilz, nach allen Seiten sprossend; f. Noch unausgebildeter Wurmschlauch.

Doch damit sind die Thatsachen nicht erschöpft. Die Vermehrung der Keime wird

noch über die Grenzen des Individuums hinaus dadurch erweitert, daß Zwischengenerationen von Individuen eingeschoben werden, deren Fortpflanzungsgeschäft auf die einfachsten Operationen beschränkt ist.

Man gestatte mir, um dies deutlicher zu machen, eine Abschweifung. Es läßt sich aus der vergleichenden Anatomie, wie aus der Entwicklungsgeschichte nachweisen, daß der Gegensatz der Geschlechter, der größeren Aufwand von organischer Arbeit. Wenden wir dies auf die Fortpflanzung an, so wird weniger Arbeit zu leisten sein bei der Knospenzeugung, wo das dem Körper entnommene Material unmittelbar zu einem neuen Individuum sich umwandelt, mehr bei der Zwitterzeugung, am meisten bei der Doppelzeugung durch zwei entgegengesetzte Individuen. Bei gleicher Arbeitsleistung von Seiten des Organismus wird

Figur 9



MERCANTILE LIBRARY

A. Redie von B. Cercaria echinata.

A. Aus der Redie schlüpft eben eine im Profil gesehene Cercaria, c, aus.
a. Schlundkopf; b. Verkümmerter Darm der Redie. Man sieht im Inneren des Körpers oben ganz ausgebildete, unten noch unvollkommene Cercarien.

B. Eine Cercaria, stärker vergrößert und von der Bauchfläche aus gesehen.
a. Vorderer, den Mund enthaltender Saugnapf; b. Halskragen mit Stacheln; c. Mit zwei Schenkeln blind endender Darm; d. Absonderungsorgane; e. Noch unausgebildete Geschlechtsorgane; f. Schwanz, der später abgeworfen wird; g. Hinterer Saugnapf.

sich in zwei verschiedenen Individuen, Mann und Weib, ausspricht, nur ein allmälig ausgebildeter Zustand ist, welcher auf der Zwitterbildung beruht, und daß diese wieder sich aus noch früheren Bildungen herleitet, wo überhaupt keine geschlechtliche Zeugung vorhanden ist, sondern neue Individuen durch Theilung, Sprossung oder Knospung hervorgebracht werden. Eine jede Differenzirung ursprünglich verschmolzener Functionen, eine jede Arbeitstheilung erfordert aber auch, von Seiten des Organismus, einen größeren Aufwand von organischer Arbeit. Wenden wir dies auf die Fortpflanzung an, so wird weniger Arbeit zu leisten sein bei der Knospenzeugung, wo das dem Körper entnommene Material unmittelbar zu einem neuen Individuum sich umwandelt, mehr bei der Zwitterzeugung, am meisten bei der Doppelzeugung durch zwei entgegengesetzte Individuen. Bei gleicher Arbeitsleistung von Seiten des Organismus wird die Production in umgekehrtem Verhältniß zu dieser Arbeitstheilung stehen — die Knospenzeugung wird die meisten, die geschlechtlich opponirte die wenigsten Keime liefern. Aus diesem Gesichtspunkte und aus diesem allein läßt sich die durch mancherlei Einflüsse, ganz besonders aber durch das Schmarotzerthum verursachte Einschiebung von Wesen in den Entwicklungskreis der Arten erklären, welche auf ungeschlechtlichem Wege, durch Knospenbildung, Junge erzeugen.

Nehmen wir ein Gesammtbild, das wir

freilich aus verschiedenen Arten zusammenstellen müssen, da der ganze Cyklus der Entwicklung eines Saugwurmes, eines Trematoden, noch nicht beobachtet ist.

Ein Doppelloch, wie z. B. der Leberegel der Schafe (Distomum hepaticum), ist ein in gewisser Beziehung hoch organisirter Schmarotzer. Er hat freilich keine besonderen Sinnes- noch Bewegungsorgane; er klammert sich nur mit seinen Saugnäpfen an; aber sein Mund ist mit einem Schlundkopfe versehen, der in einen aus zwei Blindsäcken bestehenden, häufig verästelten Darm führt; er besitzt ein deutliches Nervensystem, ein verzweigtes Canalsystem, das zugleich der Absonderung und dem Austausche von Flüssigkeiten zu dienen scheint, und wunderbar ausgebildete, mannigfach complicirte, hermaphroditische Fortpflanzungsorgane. Der Wurm erzeugt eine Unmasse von Eiern, deren Schale manchen Fährlichkeiten siegreichen Widerstand entgegensetzt. Gegenüber den offenbar verwandten Formen der platten Strudelwürmer (Planarien), welche die freie Ausbildung des Typus darstellen, unterscheiden sich die Doppellöcher hauptsächlich durch die Anwesenheit der Saugnäpfe zum Anheften, durch den Mangel bewegender Wimperhaare auf dem Körper, die sie zum Schwimmen befähigen würden, und durch den Mangel von Augen und Ohrbläschen, welche vielen Planarien zukommen. Man sieht, das Schmarotzerthum hat seine Wirkung geübt. Auch auf die Production der Eier ist dieselbe nicht ausgeblieben — die freien Planarien erzeugen weit weniger und größere Eier, als die gewöhnlichen Trematoden.

Aus den Eiern der Doppellöcher, wenigstens der meisten, schlüpft ein Embryo, der mittelst eines, gewöhnlich über die ganze Oberfläche des Körpers verbreiteten Wimperüberzuges im Wasser umher zu schwimmen vermag. Die erste Larve hat das Bewegungsorgan des freien Typus, dasjenige der Planarien; sie trägt außerdem oft noch Augen und einen Stachel zum Durchbohren der Haut ihres zukünftigen Wirthes.

Aber die Freude der Freiheit dauert nicht lange. Schon in dem Eie konnte man bemerken, daß in dem wimpernden Embryo ein anderes Wesen entsteht — nennen wir es einen Wurmschlauch — das den größten Theil des Leibes ausfüllt und von der Wimperhülle ebenso unabhängig erscheint, wie eine Puppe, die sich im Inneren der reifen Raupe bildet, von der Raupenhaut. Wenn ich diesen Vergleich wähle, so geschieht es sogar absichtlich, denn meines Erachtens sind alle jene Vorgänge, wo ein Theil eines Larvenkörpers, mag derselbe nun größer oder kleiner sein, abgestoßen wird, im innersten Wesen mit einander verwandt und nur der Quantität nach von einander verschieden.

Der wimpernde Embryo mit seinem zweiten Wesen im Inneren dringt in irgend ein Wohnthier ein — sei es durch rohe Gewalt mit Anwendung seines Stachels, sei es, indem er die äußeren Oeffnungen des Wirthes benutzt und dann in den Geweben sich seinen Weg weiter bahnt — es sind das Einzelheiten, ungemein interessant und lehrreich für bestimmte Fälle, die aber keine Abweichung von der allgemeinen Richtung des Weges darstellen. Meist schon beim Eindringen wird die Wimperhülle abgestreift — im Körper des Wirthes liegt nun der freie Wurmschlauch, den der Embryo in seinem Leibe trug. Es wäre eines der räthselhaftesten Wesen, wenn uns nicht die Vergleichung seiner Organisation mit anderen Schmarotzern auf die Spur hülfe.

In der That giebt es solche Wurmschläuche, die sogenannten Sporocysten, welche zur einfachsten Organisation herabgesunken sind — ein geschlossener Schlauch, wie eine Zelle, mit einer äußeren Hülle und einem inneren Beleg von formloser, organischer Substanz, sogenanntem Protoplasma, zuweilen noch mit einem inneren Hautbelege aus contractilen Fasern. Oft bleiben diese Schläuche isolirt; in anderen Fällen aber sprossen sie mit Macht, treiben Nebenröhren nach allen Seiten und umstricken so manche inneren Organe des Wirthes. Ich habe in meinem jetzigen Wohnorte, Genf, in früheren Jahren öfter Gelegenheit gehabt, zwei Arten solcher sprossender Wurmschläuche zu beobachten, den von C. E. von Baer zuerst beschriebenen Bucephalus polymorphus aus der Malermuschel und das von Carus entdeckte Leucochloridium paradoxum aus der Leibeshöhle der Bernsteinschnecke, Succinea amphibia. Beide, sonst sehr verschie-

den, da letzteres große, am Ende lebhaft grün gefärbte Schläuche darstellt (Fig. 8), die bis in die Fühlhörner der Schnecke hervorkriechen, während der Bucephalus perlschnurartige, weißliche Röhren bildet, stimmen darin überein, daß sie von einer Art von Wurzelfilz sich erheben, der in der Leber steckt und nach allen Seiten hin Ausläufer sendet, welche allmälig zu Schläuchen auswachsen. Der ursprüngliche Schlauch lag also in oder an der Leber und hatte durch Sprossenbildung eine wahre Colonie, einen Thierstock gebildet, ähnlich im Principe einer Korallencolonie.

Nichts würde in diesen Schläuchen eine Beziehung zu höher organisirten Thieren erkennen lassen, wenn nicht die Protoplasma-Schicht, die sie im Inneren auskleidet, der Sitz eines lebhaften Bildungsprocesses wäre. Ich habe denselben im Bucephalus in allen Stadien auf das Aufmerksamste verfolgt und C. Th. von Siebold hat dasselbe schon für Leucochloridium gethan. Das Protoplasma ballt sich stellenweise zusammen, ohne daß ein Mittelpunkt für diese Concentration innerhalb der Ballen in Form eines Kernes sichtbar wäre; so wenig als eine äußere Umhüllungshaut derselben. Es sind keine wahren Zellen, die sich so bilden, nur Cytoden der einfachsten Form nach Häckel's Bezeichnung. Aber dieser Substanzklumpen formt sich außen wie innen; es lassen sich nach und nach äußere, sonderbare Anhänge, innere Organe unterscheiden, und schließlich wird aus jedem dieser Klumpen ein seltsames Würmchen mit zwei langen, gewundenen Anhängen, von welchen Baer den Namen Bucephalus entlehnt hat. Aehnliche Vorgänge spielen in dem Leucochloridium und schließlich sind die Schläuche zum Platzen angefüllt mit ihren Sprossungsproducten, sogenannten Cercarien.

Wie aber ein solcher sogenannte Cercarien erzeugender Wurmschlauch im Verhältnisse zu den übrigen Erscheinungsformen der Saugwürmer aufgefaßt werden müsse, darüber belehren uns nicht die von Steenstrup in die Wissenschaft eingeführten Ausdrücke „Amme" und „Generationswechsel", die allgemein anwendbare Namen für eine Thatsache geben, sondern die Vergleichung mit anderen Wurmschläuchen, sogenannten Redien, welche ebenfalls aus wimpernden Embryonen sich hervorschälen, aber noch nicht so weit zurückgebildet sind, daß sie nicht noch Spuren der Organisation des vollendeten Thieres erkennen ließen. Eine solche Redie (Fig. 9) bildet in ihrem hinteren Leibesraume auf dieselbe Weise, aus Keimballen von Protoplasma, Cercarien, aber sie hat an ihrem Vorderende einen Mund, einen musculösen Schlundkopf, einen mehr oder minder langen Darm, häufig auch Stacheln, Knötchen oder Spitzen am Vorderrande und zeigt oft in diesen äußeren Bildungen gerade eine auffallende Aehnlichkeit mit dem geschlechtlich entwickelten Wurme, während sie durch ihre innere Structur wieder das Ebenbild des Schneckenschlauches oder des Wurzelkopfes ist. Die Schlüsse, welche für diese gelten, gelten also auch für die Redien und die Sporocysten — es sind wirkliche Saugwürmer, deren sämmtliche Organe mehr oder minder durch das Schmarotzerthum, das durch lange Generationen anhielt, zurückgebildet sind und bei welchen die physiologische Arbeitsleistung zur Fortpflanzung auf das geringste Maß beschränkt, die Production dagegen durch diese Vereinfachung der Arbeit vermehrt ist.

Aus einem Wurmschlauche schwärmen Hunderte von Cercarien aus — die meisten mit einem kräftigen Bewegungsorgane, einem langen Ruderschwanze versehen, mit welchem sie sich im Wasser lebhaft umhertummeln. Sie stehen zu den geschlechtsreifen Würmern etwa in demselben Verhältnisse, wie eine Raupe zum Schmetterlinge. Die Cercarie ist ein Wurm mit Saugnäpfen, Darm, Absonderungsorgan, meist aber mit provisorischen Angriffswaffen (ein Stachel oder Stachelkränze) und Bewegungsorganen und ohne ausgebildete Fortpflanzungswerkzeuge. Sie schweift in dem Wasser umher, bis sie einen für ihre weitere Entwicklung tauglichen Wirth gefunden hat, bohrt sich in denselben ein, verliert bei diesem Angriffe, wenn er siegreich durchgeführt wird, den Schwanz, der in dem Bohrloche der Haut des Wirthes meist stecken bleibt, gräbt sich im Körper weiter voran bis zu einem passenden Orte, puppt sich dann ein, wobei sie den Stachel ablegt, und bildet in der Puppenruhe ihre Geschlechtstheile weiter aus, ruhig des Zeitpunktes harrend, wo ihr Wirth von einem anderen Thiere gefressen wird.

Dann wird der junge Wurm frei, tritt aus der Hülle heraus und bringt durch geschlechtliche Zeugung Eier und Junge hervor, die den Kreislauf des Lebens von Neuem beginnen.

Es kommt mir nicht darauf an, die verschiedenen Abweichungen zu skizziren, die von diesem allgemeinen, man möchte sagen normalen Entwicklungsgange vorkommen, wie denn gerade bei den beiden Beispielen von Sporocysten, die ich wählte, sehr abweichende Cercarien erzeugt werden. Der Raum erlaubt mir auch nicht, auf andere Schmarotzer einzugehen, Bandwürmer und Rundwürmer, und wie sie alle heißen, denn ihre Zahl ist Legion. Ich beabsichtigte, an einigen prägnanten Beispielen zu zeigen, welchen Einfluß das Schmarotzerthum auf den Organismus übt und wie die Erscheinungen aufgefaßt werden müssen im Lichte der neuen Aufschlüsse, die uns durch Darwin und seine Lehre gegeben worden sind.

Kein Zweifel, daß diese Erscheinungen in vielen Beziehungen mit denjenigen zusammenfallen, welche durch die Festsetzung eines ursprünglich freien Thieres bedingt werden. Aber sie bleiben nicht innerhalb dieses Kreises stehen — sie gehen über denselben hinaus, weit hinaus aus leicht begreiflichen Gründen. Das festsitzende Thier muß sich gegen die Gefahren der Außenwelt schützen durch Schalen, Häute, Röhren, Schutzvorrichtungen aller Art — den Schutz des Binnenschmarotzers leistet der Wirth, in welchen er sich vergraben hat. Das festsitzende Thier muß sich durch Selbstthätigkeit die Nahrung verschaffen, wenn dieselbe auch durch Wasserströmungen bis in seine Nähe befördert wird; es muß wimpern, strudeln, greifen, fassen — der Schmarotzer kann im höchsten Grade der Ausbildung durch alle Poren seines Körpers Nahrung einsaugen, ohne dafür mehr Arbeit zu leisten, als die rein physikalische Action des Austausches von gelösten Stoffen, den auch eine thierische Membran im todten Zustande, ja eine poröse Gypswand vermittelt. So kann denn schließlich fast die gesammte Arbeit der thierischen Maschine nur auf eine Function, die Fortpflanzung concentrirt und auch hier so weit vereinfacht werden, daß mit dem geringsten Aufwande von Kraft die größte Zahl von Producten erzielt wird, indem durch Einschiebung jener „Ammen" die Möglichkeit der Production ebenso vielmal erhöht wird, als eine Amme Cercarien zeugt. Nehmen wir an, ein geschlechtlich entwickelter Saugwurm, ein Leberegel, producire nur tausend Eier (eine geringe Zahl), so würde er eben nur tausend Junge erzeugen, wenn jedes Ei direct einen Leberegel hervorbrächte. Wenn aber statt dessen jedes Ei eine Sporocyste oder Redie, mit einem Worte eine „Amme" erzeugt, die, ohne sich mit Ausbildung von Därmen, Excretionsorganen und Geschlechtswerkzeugen zu beschäftigen, direct auf die einfachste Weise Keimsprossen hervorbringt, deren jeder ein junger Leberegel (eine Cercarie) wird, so bringt auf diese Weise ein geschlechtlicher Leberegel nicht tausend, sondern hunderttausend Nachkommen hervor in dem Falle, wo jeder Wurmschlauch nur hundert Keime erzeugen sollte, was eine sehr geringe Annahme ist. Wie unendlich aber diese Production noch vermehrt wird, wenn die Wurmschläuche selbst wieder Schläuche sprossen lassen, wie in den erwähnten Fällen von Bucephalus und Leucochloridium, oder wenn, was auch vorkommt, die Wurmschläuche nicht Cercarien, sondern wieder Wurmschläuche erzeugen, — diese Schachbrett-Rechnung anzustellen, überlasse ich gern dem Leser.

Das aber möchte ich in eindringlichster Weise hervorheben, daß es kein Capitel in den so weitschichtigen Disciplinen der Naturgeschichte giebt, welches so laut die Lehre von der Anpassung des Organismus an die äußeren Verhältnisse predigt, als das Schmarotzerthum in allen Graden seiner Ausbildung. Hier kann man mit Augen sehen, was man in den meisten anderen Fällen aus Prämissen erschließen muß; man kann sehen und schrittweise verfolgen, wie das freie Thier zum festsitzenden, das sich selbst ernährende zum ernährten wird; wie mit dem Abschlusse gegen die Außenwelt auch die Organe sich rückbilden, welche die Beziehungen zu dieser Außenwelt vermittelten; es bedarf nur der Aneinanderreihung der beobachteten Thatsachen, um die schrittweisen Anpassungen in ihrer ganzen Folge vor dem Auge vorüberziehen zu lassen. Es bedarf auch keiner weitläufigen Erläuterungen, um zu zeigen, wie diese nach und nach erworbenen Anpassungen sich auf die Nachkommen fort-

MERCANTILE LIBRARY NEW YORK

erben, stationär werden bei dem einen, sich fortbilden und weiterschreiten bei dem anderen, so daß die Entwicklungsgeschichte des einzelnen Thieres die Stufenfolge der Umwandlungen uns abspiegelt, welche der Typus nach und nach durch die Anpassung an das mehr oder minder intensive Schmarotzerthum durchmachen mußte. Wenn wir uns demnach fast verwundern dürfen, daß die Anhänger des Darwinismus dieses fruchtbare Feld so wenig bearbeitet, die so augenfälligen Thatsachen so wenig in den Vordergrund gerückt haben, so findet man es auf der anderen Seite sehr begreiflich, daß die Gegner bis jetzt sich klüglich davon ferner gehalten haben. Mit den landläufigen Schöpfungsideen läßt sich hier platterdings nicht durchkommen; man begreift nicht, warum das eine Wesen seiner Organe, die es besitzt, beraubt wird, warum bei einem anderen Anlagen, die deutlich vorhanden sind, nicht zur Ausbildung kommen, während alle diese Erscheinungen sich augenblicklich erklären lassen, sobald die im Schmarotzerthum wirkenden Ursachen auch wirklich als bestimmende Agentien und die Veränderungen als deren nothwendige Folgen anerkannt werden.

Es liegen aber in diesen Verhältnissen noch manche besondere Lehren und Nutzanwendungen, auf die ich zum Schlusse aufmerksam machen möchte. Das Schmarotzerthum mit seinen Folgen zeigt deutlich, daß Anpassung und Vererbung, diese beiden Grundsäulen der Darwin'schen Lehre, nicht nothwendig zur Vervollkommnung der Organisation führen müssen, sondern häufig sogar das Gegentheil zu Wege bringen. Die Arbeitstheilung ist das Princip der Vervollkommnung — je mehr die einzelnen Functionen specialisirt und auf besondere Organe vertheilt sind, desto höher steht die Gesammtorganisation des Thieres. Je complicirter aber dadurch die Maschine wird, desto weniger wird sie in ganz speciellen Fällen leisten, wo diejenigen Functionen, die besondere Organe zu ihrer Aeußerung bedurften, keinen Gegenstand mehr haben. Ein Auge, das dem freien Organismus in seinem Kampfe um das Leben so wesentliche Dienste leistet, ist für das Höhlenthier eben so wohl, wie für den Binnenschmarotzer nur ein Luxus, eine Last — es wird also durch Nichtgebrauch rückgebildet werden und schließlich gänzlich zu Grunde gehen. So mit allen Organen, deren das Schmarotzerthum nicht mehr bedarf; mit Schwimmbeinen kann sich das Thier nicht anklammern; für Sinnesorgane anderer Art, wie Gehör oder Geschmack, für Kiemen zum Athmen und eine Menge anderer Organe, deren das freie Thier bedarf, hat der Schmarotzer keine Verwendung. So verkümmert er durch Anpassung an niedere Verhältnisse und sinkt auf eine Stufe zurück, die weit unter der Staffel liegt, von welcher er ursprünglich ausging. Sein Wirth sorgt für eine Menge von Bedürfnissen, die der Schmarotzer, wäre er frei geblieben, sich durch eigene Arbeit hätte befriedigen müssen. Der Schutz, der ihm gewährt, die Nahrung, die ihm ohne Arbeit geboten wird, sind auf diese Weise Ursachen seines Zurücksinkens auf untergeordnete Organisationsstufen geworden. Mit der Beschränkung, die er seiner Freiheit auferlegte, um geschützt vor Angriffen, in aller Gemüthlichkeit und ohne Anstrengung sich reichlich ernähren und nach Herzenslust fortpflanzen zu können, ist er ein niederer Sclave geworden, in seinen Schicksalen abhängig von den Schicksalen dessen, der ihm wider Willen Nahrung und Obdach gewährt. Ist Solches nicht Allen beschieden, die am Schmarotzerthume Theil nehmen?

Die Erscheinungen, die wir kurz analysirten, bringen aber noch einen wesentlichen Baustein zur Vervollständigung der Darwin'schen Lehre. Sie zeigen, daß durch dieselben Mittel, durch welche die Vervielfältigung der Typen und die Auseinanderstrahlung derselben im Laufe der Entwicklung bedingt wird, auch umgekehrt die Annäherung ursprünglich verschiedener Typen herbeigeführt werden kann. Gewiß giebt es keine mehr von einander abweichende Formgestaltungen, als einen Wurm, eine Schnecke und ein Krustenthier — diese Kreise stehen sogar in der heutigen Thierwelt fast unvermittelt einander gegenüber. Nichtsdestoweniger sind die drei von uns näher untersuchten Formen der Redien, des Schneckenschlauches und des Wurzelkopfes einander so ähnlich, daß man sie unbedenklich nicht nur demselben Kreise, sondern sogar derselben Classe und Ordnung zuzählen würde, kennte man nicht ihre Herkunft und ihre Nachkommen. Aus

einem wimpernden Wurmembryo, aus einem mit sechs Schwimmbeinen versehenen Nauplius, aus einer mit Wimpersegel und Ohrbläschen ausgestatteten Schneckenlarve erzieht das Schmarotzerthum durch eine Reihe von Umwandlungen Schläuche ohne Bewegungswerkzeuge, ohne Sinnesorgane, mit verkümmertem Darm und einfachsten Fortpflanzungstheilen! Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen! Wenn noch Verschiedenheiten obwalten, so sind sie begründet in der Organisation des plastischen Materials, auf welches das Schmarotzerwesen einwirkte — aber trotz dieser ursprünglichen Verschiedenheit ist entschiedene Aehnlichkeit das Schlußresultat dieser Ursache. Auch hier giebt also das Studium der Schmarotzer bedeutungsvolle Winke, indem es auf Lücken hinweist, die spätere Untersuchungen ohne Zweifel ausfüllen werden. Bis jetzt hat man vorzugsweise nur die Hervorbringung von Verschiedenheiten betont, welche durch die Anpassung bedingt, durch die Vererbung fortgepflanzt, schließlich zu den abweichendsten Bildungen führen müssen, und diese Betonung war geboten durch den Entwicklungsgang der neuen Betrachtungsweise — es ist Zeit, auch die Ursachen zu analysiren, welche eine Annäherung ursprünglich verschieden gestalteter Wesen bedingen, und zu dieser Analyse habe ich einen Beitrag liefern wollen.

Die erste

deutsche Gesandtschaft nach Persien.

Von

Henry Lange.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Höchst interessant und belehrend ist es, einen Blick in die Vergangenheit von vor 200 Jahren zu thun, die Denk- und Redeweise eines bedeutenden Autors aus dem 17. Jahrhundert mit der unserer Gegenwart zu vergleichen. Den wenigsten unserer geehrten Leser dürfte es bekannt sein, daß schon im Jahre 1636, also bereits vor 200 Jahren, der Verkehr zwischen Holstein und Persien eröffnet war.

„Adami Olearii curieuse Beschreibung seiner gethanen Reise aus Hollstein nach Muscau und Persien und was sich darauff sonderbahres begeben und zugetragen" ist in Kürze der Titel des alten Werkes, dem wir hier Einiges entlehnen wollen.

In der Einleitung spricht der Verfasser über die Nutzbarkeit der frembden Reisen, wie er sich ausdrückt. Er hält das Reisen für eine der größten Glückseligkeiten, die in dieser Welt einem Menschen begegnen können. Nur Leute von schlechter und geringer Natur und Gemüthsart haben Lust, hinter dem Ofen zu sitzen. Es kann, sagt er ferner, auch Gott dem Herrn, welcher nach Anweisung der heiligen Schrift allezeit ein sonderlich Auge auf die Reisenden und Frembdlinge gehabt, nicht zuwiedern, sondern vielmehr angenehm sein, weil er der große Hauß-Vater den Baw der Welt den Menschen zu gute gesetzt. Den Erdboden als das zeitliche Wohn-Hauß und Lust-Garten eingegeben, da es denn an einem Orthe immer mit andern Herrlichkeiten und Früchten als am andern geziehret. Und weil solches alles, wie gedacht umb des Menschen Willen erschaffen, will der vielgütige Gott auch, daß es den Menschen-Kindern kundt und er dadurch gepreiset werde.

Verfasser will auch nicht, daß man die Länder durchstreife wie ein gemeiner „Bothe", der nur des Vergnügens wegen reist, er verlangt vielmehr, daß man reisen soll, um seinem Vaterlande zu nützen, indem man bessere Sitten und Gebräuche, wo man solche findet, mit nach Hause bringe und sie lehre. Man soll mit gutem Verstand und rechtschaffenen Vorsätzen reisen.

Der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein ꝛc. schickte im Jahre 1633 von seiner Residenz Gottorff aus eine Gesandtschaft über Moskau nach Persien. Die Gesandten waren die Räthe Crusius aus Eisleben, später v. Kruſenstiern genannt, und Otto Brügmann aus Hamburg, beide mit einer Gesellschaft von 34 Personen schifften sich am 8. November 1633 von Travemünde nach Riga ein.

In Riga wurden die Herren Abgesandten, heißt es im Text, bei ihrer Ankunft vom Rath beschenkt mit einem Ochsen, etlichen Schafen, Hühnern, Hasen ꝛc. — wie jetzt etwa ein reisender Europäer im Innern von Afrika. Von Riga ging

es über Dorpet (Dorpat) nach Narva, Nöteborg (Schlüsselburg), Ladoga und Twer nach Moskau, wo sie am 14. August 1634 ihren Einzug hielten.

Wir übergehen die Schilderung des feierlichen Einzuges, auch die der öffentlichen Audienz bei dem Zaren Michael Feodorowitz. Nach Erledigung der Geschäfte verließen die Gesandten mit Begleitung Moskau und reisten im Januar 1635 nach Holstein zurück.

Die freundliche und gastliche Aufnahme, welche die Gesandtschaft in Moskau erfahren hatte und die vom Zaren ertheilte Erlaubniß zur Reise der deutschen Gesandtschaft durch die russischen Länder nach Persien, veranlaßten den Herzog, die Absendung der Gesandtschaft zu beschleunigen, und am 22. October 1635 brachen die Gesandten mit ihrem Personal zur Reise und zwar wieder über Moskau auf. Im zweiten Buch ist dieser Theil der Reise geschildert.

Das dritte Buch handelt von dem russischen Reich, seinen Provinzen, Strömen und Städten. Im vierten Buch wird die Reise von Moskau nach Persien beschrieben.

Am 3. August 1636 erreichte die Gesandtschaft Isfahan, die Residenz des Herrschers von Persien. Es regierte zu jener Zeit der Schah Sefi. Am 16. August fand die erste Audienz statt, es folgten dann allerhand Festessen und Belustigungen. Interessant dürfte es vielleicht sein, zu erfahren, wie die Gesandten bei dem Schah bewirthet wurden. Olearius berichtet wie folgt: „Der Königl. Vorschneider satzte sich mit den Speisen mitten auf die Tafel oder Saal, zertheilte und legte dieselben in unterschiedliche viele Schüsseln, satzte zuerst dem Könige, hernach den Gesandten und andern Herren nach der Ordnung vor. Die Schüsseln waren alle mit aufgewalletem Reis angefüllt und mit gesottenem Schaffleisch, gebratenen Hühnern, Eier-Kuchen, gekochtem Spinat und Sauerampfer, dicker saurer Schaf-Milch oder Comys (wie es die Leipziger nennen) belegt. Und waren offt in einer Schüssel auf unser Reihe fünferley Essen. Solche Manier lehrt ihnen fast die Nothwendigkeit, denn weil sie nicht, wie bei uns der Gebrauch, gegen einander über, sondern alle in einer langen Reihe sitzen, da über zwey oder drey nicht in einer Schüssel reichen können, solte sichs nicht woll schicken, vielerlei Speisen in absonderlichen Schüsseln anzurichten. Zudem ist bei ihnen auch nicht, wie bey uns, der Gebrauch, in Auffsetzen der Essen viel Gänge halten. Neben solchen gedachten quodlibet Speisen, wurden auch absonderliche Schüsseln mit Reis von mancherley Farbe gesetzt."

Jagd- und andere Feste mit dem Schah wie mit christlichen Mönchen, englischen Kaufleuten, Armeniern und Anderen werden ausführlich beschrieben.

Im fünften Buch beschreibt Olearius das persische Reich und dessen Bewohner. Er spricht über die Entstehung des Stammes, den er auch von Perseus herleitet, er nennt die einzelnen Landschaften und giebt kurze Beschreibungen von ihnen.

Von der damaligen Hauptstadt des Perserreiches Ispahan (Isfahan) sagt er: „Wir sind eine geraume Zeit darin gewesen und haben viel denkwürdige Dinge, ja fast ganz Persien darinnen gesehen, und ihre Beschaffenheit erfahren." Er widmet der Stadt ein ganzes Capitel. In 26 Capiteln schildert Olearius die Beschaffenheit des Klimas, des Bodens, der Sitten und Gebräuche.

Das sechste Buch handelt von der Rückreise von Persien nach Holstein. Es trennte sich in Isfahan von der Gesandtschaft der Herr von Mandelslo, dieser reiste nach einem fernern Auftenthalt in Isfahan über Schiraz und Bander Abbasi (Gamron) nach Soratha (Suratta) in Vorder-Indien. Er besuchte Kambaja, Agar, Lahor und andere Städte, ging nach Suratta zurück und von hier nach Goa, Zeilon (Ceylon) und über Mauritius und das Cap der guten Hoffnung nach Madagaskar, zurück nach dem Cap der guten Hoffnung, über St. Helena, dann nach England und Deutschland. Sein Tagebuch wurde nach seinem Tode (er starb zu Paris an den Pocken) durch Olearius veröffentlicht.

Die Gesandtschaft machte ihre Rückreise von Isfahan über Kaschan Kazwin, Kilan, Rescht (Retsch) nach Schemachi und Derbend. Von hier über Tarku, Astrachan, Moskau durch Livland nach Holstein zurück.

Am 1. August 1639 wurde die Gesandtschaft vom Fürsten in Gottorff wieder empfangen. Charakteristisch für die da-

malige Zeit ist der Schluß des 25. Capitels des sechsten Buches. Es heißt:

Dem Allerwaltigen/ großen Gott/ welcher uns auff der langen beschwerlichen Reise/ durch so mancherley Lebens-Gefahr wunderlich geführet/ und unter seinem kräftigen Schutze so gnädig erhalten/ und fröhlich wieder in unser Vaterland gebracht/ sei für solche große Güte/ Lob/ Preis und Dank gesagt/ von nun an bis in Ewigkeit! —

Zum Schluß wollen wir noch eine in Reime gebrachte Betrachtung des seiner Zeit berühmten Adam Olearius über ein Leichenbegängniß eines persischen Edelmannes vorführen.

Der Hochmuth, den der Mensch in seinem Leben heget,
Wird auch in seinem Todt nicht gänzlich abgeleget,
Man bringt mit großem Pomp den schwachen Leib ins Grab,
Wo ihn die Erde deckt, die ihm das Wesen gab.

So wird der Maden-Sack in Seiden eingehüllet,
Mit Traur- und Klage-Thon das Haus und Stadt erfüllet:
Ein großer Hauffe folgt dem todten Cörper nach,
Den wegen des Gestanks bald Niemand leiden mag.

Hier trägt man einen hin, der schändlich ist gestorben,
Indem durch Völlerey er sich den Todt erworben,
Der durch das Sterben erst kompt in die rechte Quahl,
Und mit dem Mahumed mehrt der verdampten Zahl.

Die Fahnen und Confect, so vorgetragen werden,
Der Prunk- und Schalen-Klang, sampt den geputzten Pferden
Beweisen, daß Er stets in Eitelkeit gelebt,
Und mehr nach Irdischem, als Ewigen gestrebt.

Die Singer lassen sich mit großem Thone hören,
Es springt der Knechte Bluth zu des verstorbenen Ehren,
Zum Zeichen, daß ihr Herr weit ärger seufftzt und schreyt,
Und großer Quahl empfindt dort in der Ewigkeit.

Die Bai von Rio de Janeiro.

Von

F. Kupfer.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Wenn ich mir erlaube, heute eine kurze Beschreibung der Bai von Rio de Janeiro zu geben, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich ihre wunderbare Schönheit nicht mit Worten schildern kann.

So Etwas muß gesehen und kann nur vom Sehenden empfunden werden.

Ich will daher nur die Eindrücke schildern, die mir ihr Anblick bei meiner Ankunft im Jahre 1855 daselbst verursacht hat, und die mir für immer unvergeßlich bleiben werden.

Es war am 9. December 1855 nach einer achtundfünfzigtägigen Reise von Hamburg aus, als ich gegen zehn Uhr Morgens, nachdem sich die dicken Nebel in etwas verzogen hatten, zum ersten Male wieder Land sah und die Berge vor der Bai von Rio mit jubelndem Herzen begrüßen konnte.

Je mehr wir uns der Küste näherten, je schärfer traten die seltsam geformten Berge hervor und in einer Entfernung von ca. einer deutschen Meile zeigten sie zusammen eine Gestalt, die man ganz passend als den schlafenden Riesen bezeichnet. Die drei hervorragendsten Kuppen werden die linke Gabia, die mittlere Corcovádo, die rechte Pao de Assurar — Zuckerhut genannt — letzterer ca. 1200 Fuß hoch, an dessen Fuße sich die Berge öffnen, um mit einem gegenüberliegenden, ähnlich gestalteten, aber kleineren Berge den 5000 Fuß breiten Eingang in die Bai zu bilden. Mit dem Fernrohr konnte ich auf diesen Bergen zum ersten Male den brasilianischen Urwald sehen, mit seinen schlanken, im Winde schwankenden Palmen.

Wie sehnte ich mich, bald unter ihrem Schatten zu wandeln; aber wegen vollkommener Windstille mußten wir noch einen vollen Tag vor der Bai liegen bleiben, genossen dafür aber auch bei spiegelglatter, dunkelblauer See und dem klarsten Himmel an dieser herrlichen Küste die volle Pracht eines Tropentages, eines herrlichen Sonnenunterganges und einer vom südlichen Sternhimmel erglänzenden Tropennacht.

Bei der vollen Windstille kamen Schaaren von Quallen an die Oberfläche des Meeres und ergötzten mich durch ihr sonderbares Aussehen, ihre Bewegungen, ihre so verschiedene Gestalt und Farbe; ohne Knochen und Knorpel, fast durchsichtig und nur aus gallertartiger Masse bestehend, bewegen sich diese seltsamen Wesen leicht und frei im Wasser, tauchen auf

und nieder, dehnen sich aus und ziehen sich zusammen, ganz wie es ihnen gefällt. Ich sah so Scheiben-, Glocken- und Röhrenquallen in erstaunlicher Menge um das ruhig liegende Schiff sich bewegen, die meisten von blauer, einzelne auch von brauner und weißer Farbe.

Dann sahen wir auch Schaaren von Walfischen — Balaena australis — wohl 10 bis 12 Stück, bald nahe, bald fern vom Schiffe sich herumtummeln, zuweilen

und dem Centaur, bewundert hatte, — sah ich noch ein ganz eigenthümliches Meerleuchten, wie ich es vorher noch nie beobachtet hatte und auch später nie wieder sah, ganz anders als das so gewöhnliche glühende, sprühende Leuchten bei bewegter See. Es war ein ruhiges, mattes, fast milchweißes Licht, das sich über der nur leise sich hebenden spiegelglatten See zeigte, und markirten sich darin einzelne helle Flecke von 10 bis 20 Fuß im Durchmesser,

Ein Theil der Stadt und des Hafens von Rio mit dem Eingang in die Bai.

mit ihrem schwarzen Riesenleibe halb aus dem Wasser hervorkommend, dann wieder untertauchend und dann wieder fontainenartig aus ihren Nasenlöchern Wasserstaub hervorspritzend. Auch Delphine bekamen wir in Menge zu Gesicht, selbst einige große Schmetterlinge flatterten um das Schiff und setzten sich ermattet darauf nieder.

Nachdem ich den herrlichsten Sonnenuntergang genossen, ungefähr eine Stunde darauf das Zodiacallicht in stiller Pracht am Himmel aufsteigen gesehen, dann das südliche Kreuz, umgeben vom Schiff Argo

dann wieder weit sich hinziehende schmale, glühende Streifen; zuweilen schossen Fische durch die spiegelnde, leuchtende Fläche, einen feurigen Schweif secundenlang hinter sich herziehend, und auch die kleinsten Gegenstände, wie ein Tropfen Wasser, machten die ruhige, leuchtende See blitzartig aufglühen. Das mit einem Eimer aufgeschöpfte Wasser enthielt eine schleimige, zwischen den Fingern klebende Masse; in einem Glase erhielt sich das Leuchten noch fast zwei Stunden, allmälig schwächer und schwächer werdend. Mit

dem unbewaffneten Auge sichtbare Thiere waren in dem Wasser nicht zu erkennen und leider hatte ich kein Mikroskop, um diese schleimige Masse, von der offenbar das Leuchten ausging, untersuchen zu können.

Erst anderen Tages gegen Mittag, als die kühle Seebrise die Segel wieder schwellte, konnten wir in die Bai von Rio einlaufen, an den fünf fast runden, mit Palmen und niederem Wald bewachsenen Granit-Inseln, der Ilha rasa mit hohem Leuchtthurm, der Ilha redonda, der Ilha do ratto, den Ilhas Pai und Mai vorbei, am Zuckerhut und dem gegenüberliegenden starken Fort de St. Cruz vorüber, bis wir vor dem Fort de Villegaignon Anker warfen und so zum ersten Male Fuß auf brasilianischem Boden faßten. Da lag ich nun glücklich in der herrlichen Bai und vor mir, wie ein weißer und grüner Kranz am Ufer ausgebreitet, lag die Königin des Südens, Rio de Janeiro.

Die Bai von Rio ist nahe an fünf geographischen Meilen von Süden nach Norden lang und fast drei Meilen von Osten nach Westen breit, bildet in sich eine Menge größerer und kleinerer Buchten, wie die de Jurujuba, de Botafogo, da Sao Cristovo ꝛc., enthält viele größere und kleinere bewohnte Inseln, unter anderen die über eine geogr. Meile lange und eine Viertelmeile breite, sehr fruchtbare Ilha de Governador, und bietet einen so sicheren und geschützten Hafen, wie nur wenige andere in der Welt. Auf der Nordseite wird sie durch die über 5000 Fuß hohe Serra da Estrella und dos Orgoes begrenzt, auf der Westseite von der über 2500 Fuß hohen Serra da Tijuca und do Corcovado, auf der Ostseite von niedrigeren Bergzügen und auf der Südseite öffnet sich die Bai zwischen Zuckerhut und dem Fort de St. Cruz in den Atlantischen Ocean. Sämmtliche Gebirge um die Bai bestehen aus Urgestein, meistens Granit, der mit seinen spitzen, scharfkantigen Bergformen, namentlich in der Serra dos Orgoes — Orgelgebirge, dem Corcovado — Buckel — und der Tijuca, die herrliche Bai mit einem Rahmen umgiebt, wie er malerischer und schöner kaum gefunden werden kann.

Dabei sind sämmtliche Berge, mit Ausnahme der schroffsten und höchsten Spitzen, mit Urwald bedeckt, der, wenn auch ohne den mächtigen Charakter der Uferwaldungen, sondern ein leichterer, lichterer Bergwald, doch in seinen Palmen und Schlingpflanzen, seinem Bambus und Baumbart, seinen Bignonien, Aroideen und Orchideen, neben und auf den eigentlichen bis 2 und 3 Fuß dicken Waldbäumen der verschiedensten Arten — für den neuangekommenen Europäer so viel des Interessanten und Wunderbaren bietet, daß er sich nicht satt daran sehen kann und stets mit neuem Genuß in seinem kühlen Schatten weilt.

Das Leben in der Bai ist ein so großartiges und bewegtes, daß das Auge fortwährend von ein- und aussegelnden großen Segel- oder Dampfschiffen, hin- und herfahrenden großen und kleinen Böten bis herab zum kleinsten Canoe gefesselt wird, und nichts Anregenderes giebt es, als von einem der vielen Uferhügel dies ewige Kommen und Gehen, dies rege Leben in der Bai zu beobachten.

Rio ist aber auch der größte Handelsplatz Brasiliens, exportirt die Producte der vier reichsten Provinzen, Rio, Minas, Sao Paulo und Espirito Santo, namentlich Kaffee, und importirt für sie Alles, was das industriearme Land bedarf. Die in Rio bezahlten Ein- und Ausgangssteuern betrugen 1873 3000 Contos de Reis = 2¼ Million Thaler monatlich, und von regelmäßigen überseeischen Dampferlinien gehen jetzt monatlich von Europa nach Rio und vice versa ab: von Hamburg zweimal, von Antwerpen zweimal, von Southampton einmal, von Liverpool fünfmal, von Bordeaux einmal, von Marseille einmal, so daß fast alle Tage ein atlantischer Postdampfer in Rio ankommt oder von Rio ausläuft.

Die Stadt Rio, die nach der officiellen Zählung vom 1. Januar 1873: 228,000 Einwohner zählte, darunter 1800 Deutsche, 1800 Engländer, 15,000 Franzosen und 52,000 Portugiesen, zusammen 70,600 Europäer oder fast ein Drittel aller Bewohner Rio's, erstreckt sich auf der Westseite der Bai fast zwei deutsche Meilen dem Ufer entlang, ist dagegen durch die nicht weit vom Ufer aufsteigenden Berge in ihrer Breitenausdehnung mehr oder weniger beschränkt und mag in ihrer größten Breite kaum drei Achtelmeilen betragen, abgesehen von den vielen schönen Bergthälern, in die hinein sich noch stun-

denlang die Villas der reichen Kaufleute erstrecken. Sie liegt flach auf dem von den Granitbergen herabgeschwemmten Boden, kaum 25 Fuß in ihrer größten Höhe über dem Meere, und nur einige kleine mit Häusern bebaute Hügel, wie der Morro de St. Therese, do Castello, da Gloria erheben sich, ersterer fast 200 Fuß hoch, über die eben gelegene Stadt.

Von der Bai aus gesehen macht Rio sowohl am Tage als in der Nacht einen imposanten und wunderbar schönen Eindruck. Die weißgetünchten Häuser und Paläste ziehen sich weit wie ein Kranz am Ufer der Bai fast unabsehbar entlang, eingerahmt von den mit immergrünem dunklen Urwalde bedeckten Bergen des Tijuca- und Corcovadogebirges.

Im Centrum sind die Häuser dicht an einander gedrängt und weit in die Ebene hineingebaut und werden überragt von den zweiundfünfzig meist zweithürmigen Kirchen und Capellen, während sie an beiden Seiten mehr und mehr durch Gärten und Grün von einander getrennt werden. Namentlich fallen die palastartigen drei großen Krankenhäuser, Casa da Misericordia, dos Portuguezes und dos Doudos — Irrenhaus — dann die Alfandega — Steuer — das Arsenal da Guerra und da Marinha, die beiden Mercados ꝛc. durch ihre Mächtigkeit und Schönheit sogleich in die Augen, wie auch die reizend bebaute, ca. 50 Fuß hohe Halbinsel da Gloria mit ihren terrassenförmig gebauten weißen Häusern und ihrer kleinen Kirche zwischen Bananen-, Orangen- und Palmenhainen bald den Blick des Fremden unwiderstehlich fesselt. Werden nun des Abends die vielen Gaslaternen der Stadt angezündet und sieht man die feurige Kette sich dicht gedrängt und unabsehbar am Ufer entlang und in alle Buchten und Thäler hineinziehen, dazwischen noch häufig ein Feuer der Neger, sieht und hört man dabei die bei den Brasilianern so sehr beliebten Raketen in den stillen Nachthimmel steigen und treibt die warme Landbrise dann noch die Töne der vielen Kirchenglocken und die Düfte der Orangenhaine dem Neuangekommenen zu — dann kann er glauben, in einem wahren Zauberlande zu sein.

Tritt man nun aber in die Stadt selbst ein, so ändert sich allerdings der Anblick sehr und entspricht nicht dem großartigen Eindruck, den sie von der Bai aus gesehen machte.

Die Straßen im Centrum — der Alt- und Handelsstadt — sind enge und mit drei- und vierstöckigen, meist aus Granit gebauten finsteren Häusern besetzt, ohne allen architektonischen Schmuck, wenn man nicht die mit leichten Eisengittern versehenen Balcone vor den Fenstern dafür nehmen will. Diese engen Straßen sind aber eine sehr zweckmäßige Bauart für das heiße Klima von Rio, denn sie bieten dadurch den Bewohnern fast zu jeder Tageszeit kühlenden Schatten. Viele Straßen und darunter die belebtesten, wie Rua d'Ouvidor, Rua do Sabao, Rua d'Alfandega ꝛc. sind kaum so breit, daß sie neben einem 4 Fuß breiten Trottoir jederseits noch für zwei Wagen Raum lassen und daher bei dem sehr regen Verkehr von Fußgängern, Droschken und Lastwagen häufig zu Collisionen und Unglück Veranlassung geben würden, wenn nicht das Granitpflaster, die Fahrordnung und die Straßenpolizei in Rio ausgezeichnet wären, so daß unter Anderem auch strenge darauf gehalten wird, daß die frequentesten Straßen nur in einer Richtung befahren werden dürfen.

Von den dreizehn öffentlichen Plätzen Rio's sind nur wenige bemerkenswerth, wie der Largo do Paco mit dem alten kaiserlichen Palast und dem belebten Mercado, der Largo de Rossio mit dem großen Broncestandbilde Don Pedro I., dem großen Campo de St. Anna mit dem Nationalmuseum, dem Theatro lyrico, dem Ministerium des Inneren und des Handels ꝛc. — und als einzige schöne und breite Straße kann man eigentlich nur die Rua direita nennen, die auch mit Bäumen bepflanzt ist.

In den neuen Stadttheilen sind die Straßen breiter, freundlicher, auch meist gut gepflastert, aber größtentheils mit niedrigeren nur zweistöckigen Häusern besetzt.

Von Theatern giebt es in Rio mehrere und darunter sehr große und glänzend eingerichtete, wie das Theatro lyrico für italienische und brasilianische Opern, die Theatros de Don Pedro de Alcantara und dramatico für Dramen und Lustspiele, den Alcazar für französische Opern und Vaude-

villes und noch mehrere kleinere Volkstheater — alle aber sind ohne architektonische Schönheit gebaut.

Auch die vielen Kirchen Rio's haben alle den unschönen Jesuitenstil meist mit zwei viereckigen niedrigen Thürmen und einer unschönen Spitze, sind aber im Inneren oft sehr reich und glänzend ausgestattet, wie die Igreja do Carmo, die Igreja de St. Francisco de Paula, da Candelaria und andere. Die kleine protestantische Kirche ist ohne Thurm und Glocke, aber mit einem Kreuz auf der Spitze geziert und sieht mit ihrer Säulenhalle einem kleinen griechischen Tempel ähnlich.

Erwähnen muß ich noch der von Rio ausgehenden Eisenbahn de Don Pedro II., die mit ungeheurer Arbeit über die Serra da Estrella durch die Provinz Rio sich nach Minas und Sao Paulo erstreckt, bereits 40 deutsche Meilen lang ist und bis zur Stadt Sao Paulo einerseits und dem Rio de Sao Francisco andererseits weiter gebaut werden soll. Dann ist bemerkenswerth das seit zwölf Jahren fertige, der Ilha das cobras aus dem Granit gesprengte und für die größten Seeschiffe ausreichende Trockendock, sowie der großartige Aquäduct, der schon Anfangs vorigen Jahrhunderts gebaut worden und auf meilenweiten Verzweigungen aus dem Tijuca und Corcovadogebirge der Stadt das schönste Trinkwasser zuführt; mitten in der Stadt erhebt er sich in achtzig Doppelbogen aus Quadersteinen stellenweise bis 150 Fuß über den Häusern.

Der Corcovado, die Gabia und der Zuckerhut von der Bucht de Jurujuba aus gesehen.

Von den vielen Bildungsanstalten Rio's will ich nur der medicinischen Schule, der Militär- und Seeschule, des Priesterseminars, der Handelsakademie, der Kunstschule, des Gymnasiums de Don Pedro II., des Conservatoriums für Musik, des Historisch-geographischen Instituts, der öffentlichen Bibliothek und des Nationalmuseums erwähnen; außerdem bestehen eine Menge Vereine mit wissenschaftlicher Tendenz und

wohl zehn größere und kleinere Tages- und Wochenblätter.

Das Klima von Rio ist ein sehr heißes und für den nicht sehr regelmäßig und vorsichtig lebenden Europäer ungesund. Lungenschwindsucht, Dysenterie und gelbes Fieber sind die Krankheiten, die namentlich in den heißen Monaten grassiren und an denen die unvorsichtig Lebenden am häufigsten dort zu Grunde gehen. Die

In der trocknen Zeit vom April bis October ist die Hitze erträglicher und namentlich des Morgens im Mai und Juni ist es oft so frisch und kühl, daß man gern wärmere Tuchkleider benutzt, während in der heißeren Zeit Jeder, der nur irgend kann, sich vom Kopf bis zum Fuß in weißes Leinen kleidet und trotzdem, bei nur geringer Anstrengung, so stark transspirirt, daß ein zwei-, selbst dreimaliges Wechseln der

Bucht von Botafogo mit dem Zuckerhut.

Hitze hält sich am Tage während der Regenmonate November bis März meist auf 24 Gr. R. im Schatten, nicht selten auch bis 28 und 30 Grad steigend und des Nachts nur um wenige Grade sich abkühlend. Die von hohen Bergen eingeschlossene Bai läßt die kühleren Seewinde nur wenig eindringen, daher die oft backofenartige schwüle, erschlaffende Hitze im Innern der Stadt und die fast allgemeine Flucht der besser situirten Bewohner nach den Geschäftsstunden auf ihre Villas in den benachbarten kühleren und gesunderen Thälern.

Leibwäsche nöthig wird. Dabei gehört es aber zum guten Ton, bei Besuchen, auf Festen und Bällen schwarzen Frack, schwarze Weste und schwarze Beinkleider zu tragen, mag die Hitze auch noch so groß sein.

Der Straßenverkehr in Rio ist für den Neuangekommenen so überraschend, bietet so viel des Interessanten und Neuen, daß ich seiner noch mit einigen Worten gedenken will.

Zuerst fallen Jedem natürlich die vielen schwarzen, häßlichen Gesichter der Neger und Negerinnen auf, die am Hafen, auf

den Straßen und Plätzen herumlungern, oder schöne Früchte, Fische ꝛc. feilbieten, oder mit Kisten, Körben oder Kaffeesäcken auf den Köpfen singend und schreiend durch die Straßen traben. Fast der dritte Mann, dem man in Rio begegnet, ist ein Neger. Seltsame, häßliche und schmutzige, aber auch herkulische, musculöse schöne Gestalten kann man da sehen, namentlich zeichnen sich die Kaffeeträger durch Kraft und Größe aus. Von den Negerinnen sind besonders die Obsthändlerinnen ausgesuchte, große und schöne Gestalten, und wenn sie in ihren hellen Kattunkleidern, mit großen weißen Turbanen auf den Köpfen ihre schönen Orangen oder Ananas dem Vorübergehenden anpreisen, dabei lebhaft gesticuliren und ihre perlenweißen Zähne zwischen den dicken schwarzblauen Lippen zeigen, oder wenn sie ihm die gekauften Früchte mit ihren runden, fast bis zur Schulter nackten Armen freundlich grinsend reichen, sind diese schwarzen Schönen wohl des Ansehens werth.

An Fahrgelegenheit fehlt es in Rio nicht; die vielen Droschken sind sehr gut und elegant, einspännige Cabs und zweispännige Chaisen, die allerdings nach unseren Begriffen theuer sind, die Cabs 1 Milreis = $^3/_4$ Thaler, die Chaisen 2 Milreis à Tour; außerdem durchschneiden die Stadt mehrere sehr frequentirte Pferdeeisenbahnen und Omnibuslinien nach den fernsten Punkten der Stadt, die Omnibusse stets mit vier starken Maulthieren bespannt und wo irgend möglich im Galopp fahrend; ferner durchkreuzen die Bai eine Menge Passagierdampfböte und bieten so auch, bis Mitternacht, eine bequeme und häufige Verbindung mit den entferntesten Stadttheilen, auch mit der an der entgegengesetzten Seite der Bai liegenden Stadt Nitherohy.

Diese ausgezeichneten und bequemen Beförderungsmittel werden nun auch von dem größten Theil der wohlhabenden Bevölkerung und den meisten Fremden benutzt, um nach Schluß der Geschäfte, fünf bis sechs Uhr Abends, die heiße und ungesunde Altstadt zu verlassen und zu ihren auf schönen Villen in den kühleren Vorstädten und Seitenthälern wohnenden Familien zurückzukehren, so daß in der Stadt des Abends hauptsächlich die kleineren Geschäftsleute und Beamten, die Unverheiratheten, das niedere Volk und die Neger zurückbleiben, wodurch die Physiognomie der Stadt sich nicht zum Besseren ändert. Namentlich begegnet man dann keinen Frauen der besseren Stände, die aber auch am Tage, der geschilderten Wohnungsverhältnisse halber, nur selten und dann fast nur im Wagen erscheinen, so daß die auf den Straßen Rio's Gehenden selbst am Tage fast nur aus geschäftig dahineilenden weißen und schwarzen Männern, Negerinnen und Mulattinnen bestehen.

Ich kann diese kurze und höchst unvollständige Schilderung Rio's nicht schließen, ohne noch zweier wundervoller öffentlicher Gärten zu erwähnen, die durch ihre Eigenthümlichkeit und Umgebung zu den schönsten der Welt gehören möchten — des Passeio publico mitten in der Stadt, am Ufer der Bai, und des botanischen Gartens, eine Meile von der Stadt, am Fuße des Corcovado. Ersterer ist ein von eisernen Gittern umgebener großer Park, bepflanzt mit den ausgewählt schönsten Tropenbäumen und Pflanzen aller Länder, deren schöne, seltsame Formen und ewiger, duftiger Schatten für die Bewohner Rio's und namentlich die Fremden einen stets Auge und Herz erquickenden Aufenthaltsort bietet; die ihn vom Ufer der Bai trennende lange Terrasse bietet dabei einen Blick auf die schöne, belebte Bai und Stadt, der aller Beschreibung spottet.

Der botanische Garten, bei seiner Anlage bestimmt zu Acclimatisationsversuchen der nützlichsten Tropenpflanzen anderer Länder, hat durch schlechte Verwaltung diesem Zweck nur unvollkommen entsprochen und wird jetzt hauptsächtich als Vergnügungspark benutzt wegen seiner wundervollen Lage, seiner schatttigen Spaziergänge und seiner herrlichen, wohl nirgends anders so schön zu findenden Palmenallee. Diese wird gebildet durch 40 der schönsten Palmen der Palma regia, 20 jederseits und 25 Fuß jede von der andern entfernt, in Mannshöhe 4 bis 5 Fuß dick und auf einem säulenartigen 80 bis 90 Fuß hohen Schaft eine Blätterkrone von ca. 25 Fuß Höhe und Breite tragend, so daß die Blätter der einzelnen Bäume sich einander berühren. Wer unter dem Schatten dieser stolzen Palmen gewandelt ist, kann sie und ihre Schöne nie vergessen und wird stets mit Sehnsucht ihrer und des schönen Rio gedenken!

Die ungariſche Gräfin.

Novelle

von

Paul Heyse.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgeſetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Auf einem Schloß in Ungarn, nahe der weſtlichen Grenze dieſes Landes, lebte in den vierziger Jahren eine Frau, die durch ihre große Schönheit und mancherlei ſeltene geiſtige Gaben viel von ſich reden machte und durch ihr räthſelhaftes Ende noch lange die Gemüther beſchäftigte.

Gräfin Helene S . . ., einem alten öſterreichiſchen Adelsgeſchlecht entſtammt, hatte ſich in großer Jugend, obwohl ihr die Auswahl unter einer zahlreichen Schar junger und glänzender Bewerber frei ſtand, mit dem bejahrteſten und unanſehnlichſten unter ihren Verehrern, dem bereits fünfzigjährigen Grafen N — y, vermählt und war ihm fern von ihrer Heimath auf ſeine ungariſchen Güter gefolgt. Ihr Gemahl, ein ritterlicher Officier, aber durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde genöthigt, frühzeitig ſeinen Abſchied zu nehmen, ſchien wenig dazu geſchaffen, die Phantaſie oder die Sinne einer blutjungen Schönheit zu beſtechen, und eben ſo wenig konnte ſein Reichthum, der dem ihrigen kaum gleichkam, zur Erklärung ihres ſeltſamen Entſchluſſes dienen. Nur ihre Nächſten kannten den frühreifen Ernſt dieſer jungen Seele, die jahrelang den Gedanken gehegt, in ein Kloſter einzutreten, und es dann als die ſchwerere chriſtliche Pflicht auf ſich genommen hatte, die Pflegerin und Gefährtin eines alternden Gatten zu werden. Ihre Mutter warnte ſie umſonſt. Schon als Kind hatte ſie von Niemand Rath annehmen wollen, als von ihrem eigenen Herzen, deſſen Geheimniſſe ſie ſorgfältig zu hüten pflegte. So erfuhr auch Niemand, ob ſie in den fünf Jahren, die ihre Ehe währte, Urſache fand, ihre Wahl zu bereuen. Zwar legte ſie bei dem Tode ihres Gatten in keiner Weiſe eine ausſchweifende Trauer an den Tag, die auch Niemand, ſo ſehr der Graf im Ruf eines trefflichen Mannes ſtand, für aufrichtig gehalten hätte. Daß aber die dreiundzwanzigjährige Wittwe ſich auch nach dem Trauerjahr nicht von ihrem einſamen Schloſſe hinweglocken, geſchweige zu einer neuen Verbindung bewegen ließ, daß ſie ſogar ihre Eltern nur immer auf kurze Wochen beſuchte und alle Freuden des Wiener Carnevals verſchmähte, ſchien auf ein tieferes Gefühl hinzudeuten, das über das Grab fortdauerte.

Sie hatte ihrem Gatten ein einziges Kind geboren, ein Jahr vor ſeinem Tode,

einen zarten Knaben, den am Leben zu erhalten nur der aufopferndsten Mutterſorge gelang. Viele waren der Meinung, es wäre dem Kinde ſelbſt eine größere Wohlthat geweſen, wenn man ſich weniger Mühe gegeben hätte, ihm ein Daſein zu erkämpfen, von dem es kaum Freude zu erwarten hatte. Der Knabe, ſobald er in die Jahre kam, wo der Geiſt aufzuwachen beginnt, zeigte leider eine ſo auffallende Verkümmerung aller Denkkraft, daß er nur mit großer Noth und Geduld dahin gebracht wurde, einige Worte ſprechen zu lernen, und gar an weiteren Unterricht nicht zu denken war. Sein Ausſehen verrieth nicht auf den erſten Blick die Größe ſeines Unglücks. Er war ſchlank und wohlgebildet, das Geſicht hatte die ſchönen, gewinnenden Züge der Mutter, ſeine Augen blickten mit einem ſanften Ausdruck von Träumerei umher, und wer nicht wußte, wie es um ihn ſtand, konnte ihn für einen etwas verweichlichten Mutterſohn halten, dem nur eine kräftigere Hand fehlte, um ihn aus ſeiner Trägheit aufzurütteln. Dazwiſchen kamen freilich Zeiten, wo ſich Niemand über ſeinen Zuſtand getäuſcht hätte. Er litt in den Nächten an krampfartigen Zufällen, auf welche Tage des tiefſten Stumpfſinns und lähmender Erſchöpfung folgten. Dann machte nichts Eindruck auf ihn, als die Stimme ſeiner Mutter, die ſelbſt in den Augenblicken völliger Unnachtung ein Lächeln auf ſeine Lippen zu locken vermochte. An ſeinen beſſeren Tagen hatte dies Lächeln einen eigenen Zauber. Aller Adel eines Gemüths, das in der Knoſpe verkümmert war, ſchien darin aufzudämmern. Die Schloßbewohner, die Leute im Dorf, Jeder, der ihm nahe kam, war dem Unglücklichen zugethan, und die weiblichen Dienſtboten vollends wären für ihn durchs Feuer gegangen.

Später natürlich als alle Anderen hatte die eigene Mutter ſich in die troſtloſe Ueberzeugung ergeben, daß dieſes Unglück als ein unabänderliches hinzunehmen ſei. Kein berühmter Arzt, kein erfahrener Pädagoge war, ſo lange das Knabenalter währte, von ihr unbefragt geblieben, ohne daß ſie mehr erreicht hätte, als eine Erleichterung der nächtlichen Zufälle durch zweckmäßige körperliche Pflege. Als der Aermſte in die Jünglingsjahre trat, war auch ihr jede Hoffnung geſchwunden, ihn noch einmal zu einem ſelbſtändigen Leben heranreifen zu ſehen. Von da an ſchien ſie nicht nur nach außen, wo ſie ſich ſelbſt in den Zeiten ihres ſchweren Kummers feſt und gleichmüthig gezeigt, ſondern auch in ihrem eigenen Innern zu einer gewiſſen Ruhe und Heiterkeit zurückzukehren. Sie öffnete ihr Haus wieder mehr als ſonſt der nachbarlichen Geſelligkeit, nahm, wiewohl ſelten, da ſie den Sohn ungern allein ließ, Einladungen auf die nahen Güter an und erklärte auf mitleidige Reden, die manchmal verletzend genug an ihr Ohr drangen: ſie tauſche mit ſo mancher Mutter nicht, deren Söhne ihre vollen Geiſteskräfte nur dazu erhalten zu haben ſchienen, um durch Wüſtheit und zuchtloſe Streiche ſich und ihre Familien zu entehren.

Kam ſie von einem ihrer kurzen Ausflüge zurück und hörte ſchon von fern das Geigenſpiel ihres Sohnes, der gewöhnlich, in der Begleitung ſeines alten Dieners, dem Wagen der Mutter eine Strecke weit entgegenging, und erblickte ihn dann, das mädchenhaft zarte Geſicht auf die Geige geneigt, die blonden Haare, die er in freien Locken trug, auf die Schultern und über den Steg des Inſtrumentes herabhängend, und ſah das Aufleuchten der Freude in ſeinen ſanft umſchleierten Augen, ſo konnte ſelbſt ein Dritter begreifen, daß es ihr mit ihrer Ablehnung fremden Bedauerns völliger Ernſt war und ſie ſelbſt ſich trotz alledem nicht für eine unglückliche Mutter halten mochte.

Die Muſik war die einzige Sprache, die der junge Graf geläufig ſprechen lernte, Notenhefte die einzigen Bücher, die er fließend las. Er mußte das Talent vom Vater ererbt haben. Gräfin Helene hatte nie Muſik getrieben. Sie war daher leider nicht im Stande, ihren Sohn in dieſer ſeiner einzigen leidenſchaftlichen Neigung ſelbſt zu fördern, und da ſein bisheriger Lehrer, der Geiſtliche des Dorfs, an eine andere Stelle verſetzt wurde und ſein Nachfolger nicht muſikaliſch war, entſchloß ſich die Gräfin, durch die Zeitungen ſich nach einem paſſenden Erſatz umzuſehen.

Unter den unzähligen Briefen, die auf ihre Annonce einliefen, erregte einer ihr beſonderes Intereſſe, ohne daß ſie recht wußte, wodurch. Er kam aus einem kleinen ſchleſiſchen Städtchen und war von

einem jungen Manne geschrieben, der zuerst Theologie studirt, dann aber sich ganz der Musik gewidmet hatte und jetzt seine alte Mutter und zwei Schwestern durch Clavierunterricht erhielt. Der einfache und doch gebildete Stil, eine gewisse Melancholie, die sie mehr zwischen als aus den Zeilen herauslas, vielleicht der bloße Zug der Handschrift bestimmten die Gräfin, von allen Anmeldungen nur diese eine zu berücksichtigen — die einzige, der keine weiteren Zeugnisse und Empfehlungen beigefügt waren. Sie sandte ein ansehnliches Reisegeld an den jungen Mann, der sich Georg Lindener nannte, und schrieb ihm, er möge unverzüglich aufbrechen, falls der Zustand ihres Sohnes, den sie ihm jetzt ganz unverhohlen schilderte, in seinem Entschluß keine Aenderung hervorbringe.

Ein paar Wochen vergingen, ohne daß der Erwartete eintraf. Schon glaubte die Gräfin, der junge Mann habe sich eines Anderen besonnen, als eines Abends ein verstaubter Fußwanderer bei ihr eintrat, dem man die Mühsal einer weiten Reise deutlich am Gesicht und an den Kleidern ansah. Es war ein bleicher, zartgebauter junger Mensch mit trübsinniger Stirn und geistvoll blitzenden schwarzen Augen, der wenig Worte machte, aber sich trotz seines dürftigen Aufzuges mit vollkommenster Sicherheit der Schloßherrin gegenüber betrug. Er erklärte ihr unbefangen, daß er, um das überschickte Reisegeld der Mutter zurückzulassen, den größten Theil des Weges zu Fuß gemacht habe. Sein Koffer werde mit einer wohlfeilen Gelegenheit nachkommen; das Nöthigste trage er im Tornister bei sich.

Die Gräfin ließ ihn durch den Hofmeister nach einem Zimmer führen, das neben den Gemächern des jungen Grafen lag. Sie fühlte eine Art Enttäuschung, über deren Grund sie sich nicht klar wurde. Das Bild des jungen Mannes entsprach vollkommen seinem Briefe. Weder seine Armuth hatte er verleugnet, noch sein freies, unbekümmertes Selbstgefühl. Doch mochte sie wohl erwartet haben, daß ihre Person, deren Schönheit und weibliche Hoheit manchen hochgeborenen Herrn verwirrt hatten, auf den unbedeutenden Jüngling einen größeren Eindruck machen würde. Nun hatte er nicht ein einziges Mal den Blick vor ihr niedergeschlagen, und nur ein rasches Erröthen, das beim ersten Anblick der stolzen Schloßfrau sein Gesicht überflog, verrieth, daß er Mannesblut in den Adern hatte.

Als sie ihn dann nach einigen Stunden bei der Abendtafel erscheinen sah, erstaunte sie von Neuem. Er hatte die Zeit so gut dazu benutzt, sich mit seinem armen Zögling vertraut zu machen, daß er, seinen Arm um den Nacken des jungen Grafen geschlungen, ihn wie einen jüngeren Bruder in den Saal führte, gleichsam zum Beweise für die Mutter, daß er trotz seines dürftigen Rockes die beste Gesellschaft sei, die sie für ihren Sohn hätte wünschen können. Diesem leuchteten die Augen von ungewöhnlicher Heiterkeit, und er streichelte, während sie zu Tische saßen, zuweilen heimlich den Arm seines Nachbarn, was immer das Zeichen seiner Zuneigung war.

Nach dem Essen öffnete der Candidat — wie Georg Lindener im Hause genannt wurde — den Flügel, stellte die verlorene Stimmung wieder her und begleitete das Spiel seines Zöglings mit solcher Meisterschaft, daß nach und nach das ganze Schloßgesinde draußen im Vorsaal sich versammelte, um „den Deutschen“ spielen zu hören. Auch die Gräfin, die genug der besten Musik in ihrem Leben genossen hatte, um zu wissen was sie hörte, erstaunte über die Macht und Fülle seiner musikalischen Gedanken, da er sehr bald die Noten bei Seite ließ und über einige ungarische Volksweisen, die der junge Graf gespielt, sich in freien Phantasien erging. Sein Zögling hatte die Geige längst weggelegt und lauschte völlig hingerissen dem Spiel seines neuen Freundes. Als der Candidat geendigt, blieb Stephan noch eine Weile sitzen wie unter dem Bann einer Verzauberung. Die Mutter trat auf ihn zu; er hatte helle Thränen in den Augen. Glücklich! Glücklich! war Alles, was er zu stammeln vermochte.

Von nun an waren die beiden jungen Leute unzertrennlich. Wenn Georg arbeitete, componirte, oder las und schrieb — sein Kofferchen hatte fast nichts als Bücher und Noten enthalten — lag Graf Stephan auf einem niedrigen Divan an der Wand, die schönen Augen still auf seinen Gefährten geheftet, der ihm den Rücken zugekehrt hatte und stundenlang seiner Anwesenheit ganz zu vergessen schien. Sobald er dann

das geringste Zeichen gab, daß er nun wieder für ihn da sei, sprang der Jüngling auf, wie ein treuer Hund auf den ersten Wink seines Herrn, und fragte mit seinen unbeholfenen Worten, was er wünsche, ob sie ausgehen, reiten oder Musik machen wollten. Die Leute im Hause und im Dorf erzählten sich, wie viel besser es jetzt mit dem jungen Grafen gehe; er blicke so viel freier aus den Augen und spreche mit weniger Mühe. Das alles mache der deutsche Lehrer, der sich ganz anders mit dem Armen beschäftige, als je zuvor ein Mensch und sogar die eigene Mutter es vermocht habe.

Nur wenn sein Zögling durch Unwohlsein ans Zimmer gefesselt war, sah man den Candidaten allein spazieren gehen, oft stundenweit durch den Wald oder die Nachbardörfer. Er erwiederte freundlich die respectvollen Grüße, mit denen man ihm begegnete, redete aber nie einen Menschen an. Die Dorfdirnen, denen er nicht mißfiel — sein Aussehen war bei dem reichlicheren Leben im Schlosse besser geworden, obwohl er noch immer die gleichen geringen Kleider trug — die Mägde im Schlosse selbst und die hübsche Frau des Haushofmeisters sprachen oft von ihm unter einander. Alle verwunderten sich, daß er für ihre Reize und aufmunternden Winke blind und taub schien, und Boriska, das Kammermädchen der Gräfin, konnte sich dies Wunder nur durch eine Brautschaft erklären, die er in seiner Heimath zurückgelassen habe. Die Deutschen seien alle viel treuer als die Ungarn! behauptete sie; es sei aber schade um den netten jungen Menschen; er könnte ein viel vergnügteres Leben haben, wenn er nur die Augen aufmachen wollte.

Diese ihre Beobachtung theilte sie auch ihrer Herrin mit, die übrigens um Alles, was nicht das Verhältniß des Candidaten zu ihrem Sohne betraf, sich wenig zu kümmern schien. Sie hatte nach den ersten Wochen eine Gelegenheit wahrgenommen, dem jungen Manne ihren Dank auszusprechen für den günstigen Einfluß, den er auf seinen Zögling ausübe. Zugleich hatte sie, wie es dem um fünfzehn Jahre Jüngeren gegenüber wohl angebracht schien, mit wahrhaft mütterlichem Antheil nach seinen eigenen Schicksalen geforscht, ihn gefragt, warum er trotz seiner Jugend und seines herrlichen Talents nicht froher sei und ob sie selbst irgend etwas zur Erleichterung seiner Lage thun könne. Nach Mutter und Schwestern hatte sie sich theilnehmend erkundigt, auch ein Briefchen an die Mutter geschrieben, voll Dankbarkeit dafür, daß sie ihr den Sohn überlassen habe, der ihrem eigenen wie ein Bruder nahe getreten sei. Auf all diese Zeichen der gütigsten Gesinnung hatte er sich nur abwehrend verhalten, einsilbige Auskunft gegeben und erklärt: daß er nicht munterer sei, liege ihm im Blut; sein eigener Vater, ein ganz unbescholtener Beamter, habe sich aus Melancholie in den Fluß gestürzt, ihn selbst halte, wie er sich mit einem düstern Lächeln ausdrückte, „nur sein bischen Musik über Wasser."

Nach dieser kühlen Abweisung ging es der Gräfin gegen ihren Stolz, dem jungen Hausgenossen anders als mit gleichmäßiger Höflichkeit zu begegnen. Sie mußte erkennen, daß sie selbst in äußeren Dingen keine Macht über ihn besaß. Da er in ihren Gesellschaften, wenn der glänzende Adel der Umgegend versammelt war, immer in dem abgeschabten Röckchen erschien, das er von Hause mitgebracht, suchte sie ihn halb scherzend zu bewegen, daß er sich einmal in der Nationaltracht zeigen möchte. Sie ließ ihm einen feinen schwarzen Schnürrock anfertigen, der ihm eines Tages ins Zimmer gebracht wurde. Er verstand die Absicht nur zu wohl und schickte den Rock wieder an die Herrin zurück, mit dem Bemerken, er sei ihm beim Clavierspiel unbequem. Von da an war nicht weiter von seiner Toilette die Rede.

Auch hatten sich die Nachbarn, Herren und Damen, bald daran gewöhnt, in den Räumen des gräflichen Schlosses den unscheinbaren Deutschen erscheinen zu sehen, meist Arm in Arm mit dem blöden jungen Grafen, oft aber auch allein und immer so unbefangen, als ob er von Jugend auf nur in vornehmen Kreisen verkehrt hätte. Er war nie vordringlich, schwieg lieber, als daß er mitsprach, äußerte aber, wenn er angeregt wurde, seine Meinung mit solcher Ruhe und Schärfe, als sei es ihm ganz gleichgültig, ob man sie theile oder nicht. Damals wurde viel politische Discussion geführt, und er, als Deutscher, stand meist allein. Aber wenn er durch seine entschiedene Sprache hie und da ver-

letzt oder die Stimmung aller Gäste gegen sich gewendet hatte, bedurfte es nur einer Aufforderung der Gräfin, sich an den Flügel zu setzen, um die gereizten Gemüther sogleich wieder zu versöhnen.

Einladungen auf die Güter der Nachbarn nahm er nie an. Er schien zu fühlen, daß er nur im eignen Hause in seinem einzigen Hauskleide sich sehen lassen dürfe.

So vergingen Monate, ohne in dem Verhältniß der Schloßbewohner zu einander irgend etwas zu verändern. Nur daß die Röthe der Jugend, die sich anfangs auf den Wangen des Candidaten eingefunden, nach und nach der früheren Blässe wieder weichen mußte. Seine Stimmung war ungleicher, selbst sein Spiel wilder und freudloser geworden. Gegen den jungen Grafen blieb er immer derselbe zartfühlende, herzliche und doch überlegen lenkende Freund; der Gräfin aber wich er an manchen Tagen sichtbar aus, ließ sich von den Mahlzeiten entschuldigen und verschwand auf halbe Tage in der Umgegend. Boriska behauptete, er verkehre draußen auf den Kreuzwegen mit Hexen oder Gespenstern, anders lasse sich der Ausdruck seines Gesichts nicht erklären.

„Es geht gegen das Frühjahr," sagte die Gräfin ruhig. „Das macht alle melancholischen Leute in Deutschland toll. Es wird auch bei ihm wieder vorübergehen."

Als aber der Sommer kam, und der Candidat, statt wieder zur Vernunft zu kommen, sein wunderliches Wesen nur ärger trieb, wurde sie doch ernstlich besorgt um ihn. Sie beschloß, obwohl sie sich seit dem ersten mißglückten Versuch jede Einmischung in seine Privatverhältnisse streng versagt hatte, noch einmal an seine verschlossene Seele zu klopfen; sie fühlte es als eine Art Pflicht, denjenigen, dem sie so viel verdankte, nicht aus falschem Stolz seinen dunklen Dämonen zu überlassen.

Zunächst freilich brachte sie ein Zwischenfall, der allerlei Aufregungen verursachte, wieder von ihrem Vorsatz ab.

Schon seit Weihnachten war ein reicher Magnat auf einem der Nachbargüter erschienen, der viele Jahre in Paris und Italien zugebracht und jetzt erst das Bedürfniß empfunden hatte, sich in seiner Heimath fest anzusiedeln. Gleich beim ersten Zusammentreffen mit der Gräfin, die jetzt in ihrem siebenunddreißigsten Jahre stand, zugleich aber noch in der reifsten Sommerblüthe ihrer Schönheit, hatte der Graf sich's merken lassen, daß sie einen ungewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht habe, und da er die Vierzig eben überschritten hatte und in allem Andern, auch im Adel der Erscheinung und wahrhaft vornehmer Gesinnung ihr ebenbürtig war, hielt man allgemein dieses Paar für einander vorbestimmt, und begriff nicht, welche Gründe den Abschluß einer so selbstverständlichen Sache hinauszögern konnten.

Der Graf selbst hatte die erste freundliche Abweisung, die er erfahren, nicht für ein letztes Wort genommen und eifrig seine Bemühungen um die Gunst der schönen Frau fortgesetzt. Hierzu bot sich während des geselligen Winters vielfache Gelegenheit. Aber auch als mit der guten Jahreszeit der nachbarliche Kreis sich aufzulösen begann, dauerte die Bewerbung des leidenschaftlich gefesselten Mannes fort, und kaum verging ein Tag, wo er nicht auf seinem englischen Pferde in den Schloßhof gesprengt kam, um bis in die Nacht hinein der geliebten Frau Gesellschaft zu leisten. Sie hatte ihm dies erlaubt unter der Bedingung, daß er niemals auf seinen Antrag zurückkommen dürfe. Sie war ihres eigenen Entschlusses zu sicher und überdies von gewissen Vorurtheilen gegen die Beständigkeit der Männer zu sehr durchdrungen, um eine Gefahr darin zu sehen. Wenn Sie mich näher kennen, hatte sie ihm gesagt, werden Sie finden, daß ich mehr Anlagen zu einer guten, ehrlichen Freundschaft habe, als zur Liebe, die ja auch in unseren Jahren eine lächerliche Illusion sein würde. Ich habe den festen Vorsatz, nie wieder zu heirathen, schon beim Tode meines Mannes gefaßt. Ich fühlte, daß die Frau, die einem so unglücklichen Knaben das Leben geschenkt, ihm hinfort ihr ganzes eigenes Leben schuldig sei. Niemand, auch wenn er es mit Stephan noch so gut meinte, würde mich schon in jüngeren Jahren diesem Entschluß abtrünnig gemacht haben. Jeder Dritte würde die Sorge für den armen Unschuldigen als eine Last empfinden und früher oder später es mich fühlen lassen, daß ich ihm eine so traurige Pflicht mit ins Haus

gebracht hätte. Also sprechen wir nicht mehr von unmöglichen Dingen.

Graf Alexander schien sich darein ergeben zu haben und sich an der Abfindung mit „guter ehrlicher Freundschaft“ genügen zu lassen. Aber trotz seiner vierzig Jahre war sein Blut noch ungestüm und verwegen genug, um eines Tages mit seinem feierlich gegebenen Versprechen durchzugehen.

Bei einem Spazierritt, den er mit der Gräfin durch den fröhlich aufgrünenden Wald machte, kam es zu einer neuen Erklärung.

Sie ließ ihn ruhig ausreden, hielt dann den Schritt ihres Pferdes an und sagte:

„Es thut mir leid, Graf Sandor, daß Sie es mit meinen Worten so wenig ernst genommen haben, wie mit Ihrem eigenen. Sie werden begreifen, daß ich nun auf Ihren Umgang, der mir recht angenehm war, verzichten muß. Sie kennen meine Gründe. Es ist daran nichts geändert worden, seit ich einige Monate älter geworden bin. Uebrigens sans rancune, lieber Graf. Wenn über Jahr und Tag eine Luftveränderung Sie von dieser Thorheit geheilt hat, werde ich Sie mit Vergnügen wiedersehen.“

Dann setzte sie durch einen Schlag mit der Reitgerte ihr Pferd in einen ruhigen Galopp und sprach von gleichgültigen Dingen.

Der Graf, ins Tiefste getroffen, hatte Mühe, seine weltmännische Haltung zu bewahren. Als sie nach einer einsilbigen halben Stunde bei dem Schlosse wieder anlangten, wollte er sich sofort verabschieden. Die Gräfin aber, wie um seine Strafe zu verlängern, bestand so unbefangen darauf, ihn nicht vor der gewohnten Stunde zu entlassen, daß ihm nichts übrig blieb, als sich stumm zu verneigen und den Kelch bis auf die Neige zu leeren.

Das Gesicht der schönen Frau war gerötheter als sonst, das ihres Begleiters bleicher und finsterer, als sie mit einander in den Speisesaal traten. Sie fanden hier den jungen Grafen mit seinem Hofmeister ihrer wartend, die Mutter umarmte ihren Sohn und küßte ihn dabei auf den Mund, was sie sonst nie vor Fremden that; den Candidaten grüßte sie mit ungewöhnlicher Güte und Huld. Es war, als wollte sie Beiden stillschweigend andeuten, wie wohl ihr sei, daß das trauliche Verhältniß zwischen ihnen Dreien aufs Neue gegen jede Störung gesichert sei.

Dennoch verlief das Mahl in beklommener Stimmung. Der Graf schien bei jedem Bissen zu empfinden, daß er seine Henkersmahlzeit einnahm; der Candidat, der gegen den glänzenden Weltmann von Anfang an eine fast unfreundliche Kälte an den Tag gelegt hatte, sah stumm auf seinen Teller; einige andere Hausgenossen waren zu bescheiden, um das Wort zu führen, und auch die Gräfin versank zwischen mühsamen Versuchen, ein zwangloses Gespräch in Gang zu bringen, in nachdenkliches Schweigen.

Die Dämmerung brach endlich herein, man stand von Tische auf und begab sich in das Musikzimmer nebenan, wo man nach der Tafel noch einige Stunden zusammenzubleiben pflegte.

Der Graf trat an den jungen Deutschen heran, mit dem er den ganzen Abend noch kein Wort gewechselt hatte.

„Was werden Sie uns heute zum Besten geben?“ sagte er mit einem Ton, der deutlich verrieth, daß die Antwort auf seine Frage ihm vollkommen gleichgültig war.

„Ich spiele heute nicht“, erwiederte Georg, indem er sich abwendete und die Noten auf dem Flügel mit der ruhig geballten Hand ein wenig zurückschob.

„Sind Sie nicht wohl? Oder ist Ihnen das Publicum heut' zu klein?“

„Die Gründe, Herr Graf, werde ich ja wohl für mich behalten dürfen.“

„Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Candidat. Zumal Ihre Art zu reden besorgen läßt, daß Sie sich auch beim Spiel heute in der Tonart vergreifen würden.“

Das Auge des Jünglings blitzte den Sprecher an.

„Ich erinnere mich, was ich dem Hause, wo wir uns treffen, schuldig bin,“ sagte er mit leise bebender Stimme. „An jedem andern Ort hätte ich eine andere Antwort, Herr Graf.“

Er verneigte sich leicht und verließ langsam das Gemach.

Die Gräfin näherte sich dem Betroffenen, der seinen Verdruß unter einem kurzen Auflachen zu verbergen suchte.

„Was haben Sie mit meinem Musikus gehabt?“ fragte sie. „Ich kenne sein Gesicht. Sie müssen ihn gekränkt haben.“

„Wahrhaftig ohne meinen Willen, Gräfin! Aber ich habe heut einen Unglückstag. Ich brauche nur den Mund zu öffnen, so kehrt man mir den Rücken. Wissen Sie übrigens, daß ich mich über Parteilichkeit von Ihrer Seite zu beklagen habe? Mir selbst verbieten Sie von morgen an Ihre Thür, und einen Menschen, der noch viel kopfloser als ich sich die Flügel am Licht Ihrer Schönheit verbrannt hat, dulden Sie in Ihrer täglichen Nähe."

Sie sah ihn groß an.

„Ich verstehe Sie in der That nicht, Graf Sandor."

„Seltsam. Und Sie behaupteten doch eben, das Gesicht dieses jungen Deutschen zu kennen."

„Sie scherzen sehr zur Unzeit, Graf."

„Zur Unzeit? Ich wüßte nicht. Ein kleiner Galgenhumor ist doch wohl zeitgemäß eine halbe Stunde nach der Henkersmahlzeit. Indessen sollten Sie die Sache nicht zu scherzhaft nehmen. Ich selbst habe hier nur mein Herz verloren. Der kleine Deutsche sieht mir ganz danach aus, als ob er eines schönen Tages auch den Verstand darüber verlieren könnte. Daß er mich so unhöflich behandelt hat, als ob ich ein begünstigter Nebenbuhler wäre, ist schon verrückt genug; hätte er noch seine fünf Sinne beisammen, so wäre es ihm klar geworden, wie wenig er von mir zu fürchten hat. Ich fühle nur zu sehr, wie schlecht ich dazu tauge, für „gnädige Straf" zu danken. Aber ich bin Ihrer Verzeihung gewiß, theure Gräfin. Sie werden Fälle erlebt haben, wo Menschen in meiner Lage noch weniger bonne mine à mauvais jeu zu machen wußten. Uebrigens ist es spät, und ich bitte um meine Entlassung."

Er ergriff ihre Hand und führte sie leicht an seine Lippen. — „Auf Wiedersehen übers Jahr und gute Besserung bis dahin!" sagte sie mit einem zerstreuten Ausdruck. Ihre Gedanken waren von einer viel lebhafteren Sorge in Anspruch genommen, als wie der Graf diesen Abschied überstehen würde.

Sie entließ ihre übrigen Gäste, schickte den Sohn zu Bett und zog sich in ihr Boudoir zurück. Boriska hatte alle Kerzen anzünden und die Fenster weit öffnen müssen. Der Herrin war heiß und beklommen, unruhig ging sie mit über der Brust gekreuzten Armen das Zimmer auf und ab, die Stirn von schwerem Sinnen gefurcht, manchmal am Fenster die Nachtluft einathmend, ohne daß die Kühle sie beruhigen wollte. Sie konnte von hier aus die Fenster ihres Sohnes sehen, bei dem das Licht bald erloschen war. Nebenan in dem Zimmer seines Hofmeisters brannte noch die Lampe. Es war nichts Ungewöhnliches, daß sie erst lange nach Mitternacht erlosch. Dennoch schien es ihr heut zum ersten Mal aufzufallen.

Um zehn Uhr klingelte sie ihrer Zofe.

„Ich lasse den Herrn Candidaten bitten, noch einmal herüberzukommen. Ich hätte etwas mit ihm zu besprechen, was ich nicht bis morgen verschieben möchte."

Nach fünf Minuten klopfte es an der Thür des Boudoirs. Georg trat herein.

In seinem Aeußeren war keine Veränderung zu bemerken. Er sah die schöne Frau mit dem ernsten Blick, der ihm eigen war, an, ohne Neugier oder Unruhe zu verrathen.

„Sie haben befohlen, Frau Gräfin?"

Sie antwortete nicht sogleich. Sie betrachtete ihn eine Weile mit einem halb erstaunten, halb unmuthigen Ausdruck, wie man sich im Gesicht eines Menschen, der uns plötzlich in ganz anderem Lichte erscheint, zurechtzufinden sucht. Er aber hielt diesen Blick ohne jede Verlegenheit aus.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, lieber Georg," sagte sie endlich, ohne ihm einen Sessel zu bieten; — „was ich Ihnen zu sagen habe, ist mir von großer Wichtigkeit; dergleichen ist besser vor dem Schlafengehen abzuthun. Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze, wie glücklich es mich macht, daß mein Sohn einen Freund und Gefährten in Ihnen gefunden hat, dem er von ganzem Herzen zugethan ist. Und auch Sie schienen den Aufenthalt in diesem Hause nicht als ein Unglück anzusehen. Sie hatten hier wenigstens Muße und Gelegenheit, sich in Ihrer Kunst zu üben, die Sorge um Ihre Angehörigen durfte Sie weniger drücken, und wenn Sie Mutter und Schwester entbehren mußten, — eine wahrhaft mütterliche Theilnahme war Ihnen von meiner Seite gewiß, sobald Sie einer solchen bedurften. Sie haben sie freilich bis jetzt nie in Anspruch genommen; ich legte das so aus, als wären Sie

mit Ihrer Lage, wie sie nun einmal war, zufrieden. Aber ich scheine mich dennoch schwer getäuscht zu haben."

Sie hielt einen Augenblick inne. Er hatte das Gesicht von ihr abgewendet und sah vor sich nieder. „Woraus schließen Sie das, Frau Gräfin?" fragte er mit einer Stimme, der nur ihr geschärftes Ohr die Erregung anhören konnte.

„Sie sind von Monat zu Monat einsilbiger, düsterer, menschenscheuer geworden. Sie magern ab, Ihre Farbe wird bläßer, ihr Auge unstäter. Ich müßte nicht das wahrhafte Interesse an Ihnen nehmen, das ich Ihnen schon im Namen meines armen Sohnes schuldig bin, wenn mir diese Veränderung entgangen sein sollte. Irgend ein Kummer oder ein physisches Leiden nagt an Ihnen, versuchen Sie es nicht, zu leugnen, lieber Freund. Ich kann das nicht länger mit ansehen. Ich würde die Mutterpflichten, die ich stillschweigend auch gegen Sie mit übernommen habe, schwer verletzen, wenn ich Sie nicht endlich direct um den Grund befragte, — selbst auf die Gefahr hin, daß es Heimweh sein möchte, was Sie hier nicht heiter und gesund sein läßt. Ich kenne Ihre großherzige Seele. Vielleicht glauben Sie es meinem armen Sohne schuldig zu sein, ihm Ihre eigenen liebsten Wünsche aufzuopfern. Aber so sehr mich das betrüben würde, ein solches Opfer kann ich nicht annehmen. Ein gesunder Mensch voller Jugendkräfte und reicher Talente darf seine Zukunft nicht aufs Spiel setzen, sein Leben nicht aufopfern, um die Tage eines für immer vom wahren Leben Ausgeschlossenen ein wenig erträglicher zu machen. Das Opfer ist zu unverhältnißmäßig gegenüber dem Erfolge. Keine Humanität, keine noch so überschwängliche christliche Liebe kann das fordern oder nur gutheißen. Ich dächte, hiergegen wäre nichts einzuwenden."

Sie schwieg wieder und ging, um ihm Zeit zum Besinnen zu lassen, über die weichen Teppiche ein paar Mal auf und ab. Seine Augen folgten ihr, die große, herrliche Gestalt schien ihn unwiderstehlich zu fesseln.

„Und Sie selbst?" sagte er endlich. „Opfern Sie sich nicht auch? Haben Sie nicht auf mehr verzichtet, als ein armer Mensch, wie ich, jemals einer solchen Pflicht zum Opfer bringen könnte?"

Sie blieb vor ihm stehen. „Wie können Sie das vergleichen!" sagte sie ruhig. „Ich bin seine Mutter. Und übrigens — ich habe keine Zukunft mehr, die in Betracht käme. Lassen Sie uns vernünftig reden, Georg. Noch einmal: Sie sind hier nicht an Ihrem Platze; Sie streben heimlich hinweg, und nur die Rücksicht auf Ihre Mutter oder die andere auf Stephan hält Sie fest in einem Elemente, wo Sie sich verzehren. Sie müssen nach Wien oder sonst in eine große Stadt, wo Sie hundertfache Anregung für Ihr Talent finden und das Blut nicht im einförmigen Tageslauf stocken fühlen. Erlauben Sie mir, Ihnen die Wege zu ebnen. Ich habe an das Haus meiner Cousine, der Fürstin D. gedacht, Sie entsinnen sich der Dame vom vorigen Herbst; schon damals hätte sie nicht übel Lust gehabt, Sie mir zu entführen, um ihre Kinder von Ihnen unterrichten zu lassen, ihre kleinen Hausconcerte Ihrer Leitung zu übergeben. Es kostet mich nur zwei Worte, und Sie werden dort mit offenen Armen aufgenommen. Soll ich heute noch diesen Brief schreiben?"

Er hatte den Blick wieder gesenkt; auf seinem bleichen Gesicht arbeitete eine heftige Erregung; langsam strich er sich mit der Hand das Haar von der Stirn und trat an das offene Fenster. Hier stand er eine Weile und schien Mühe zu haben, seiner inneren Aufregung Meister zu werden.

„Schreiben Sie diesen Brief nicht, Frau Gräfin," kam es endlich tonlos von seinen Lippen. „Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal, das mich unter Ihr Dach geführt hat, weil es mir wohlwollte. Wenn ich diese Gunst des Glückes mir selbst verderbe durch meine unselige Natur — Sie trifft keine Schuld; und wenn ich zu Grunde gehen sollte, Ihnen habe ich in alle Ewigkeit zu danken."

„Ich wußt' es," erwiederte die Gräfin schmerzlich; „Ihre Antwort überrascht mich keinen Augenblick. Obwohl ich mich wundere, daß ich es nicht längst kommen sah. Georg, was Sie da sagen, soll mich im Dunkel über Sie erhalten; aber jedes Wort bestätigt meine traurige Vermuthung. Wenn Sie es denn auch nicht zur Sprache zu bringen wünschen, es muß zwischen uns ausgesprochen werden, so sehr es mir widerstrebt: Sie sind in mich

verliebt, Georg. Sie sehen selbst ein, wie wahnsinnig das ist, wie hoffnungslos, wie es Ihr Leben zerstört und unser Beisammensein auf die Länge unmöglich macht. Aber Sie wollen sich lieber zu Grunde richten, als dieser thörichten Verirrung widerstreben. Ist es nicht so?"

Er schlug die Augen voll zu ihr auf. „Es ist so!" sagte er, wie wenn er etwas betheuerte, das so selbstverständlich wäre, wie irgend ein Naturgesetz.

Sie betrachtete ihn mit wachsendem Erstaunen. Schon mancher Mann hatte ihr gegenüber das Geheimniß seines Herzens bekannt, keiner in diesem Tone.

„Und wenn es so ist — was haben Sie sich vorgestellt, daß daraus werden soll?"

„Nichts. Was hätte ich zu hoffen? Ich weiß es — ich wußte es vom ersten Tage an, es war mein Schicksal."

„Schicksal! Sprechen Sie nicht anderen schwachen Menschen dies Wort so leichtsinnig nach, das so oft nichts Anderes bedeutet als unsere Feigheit und Thorheit! Wie? es wäre Ihr Schicksal, sich und Anderen das Leben zu verderben, indem Sie überspannte Gefühle nähren für eine Frau, die fast Ihre Mutter sein könnte? Ich habe Sie für besonnener, für tapferer gehalten, Georg."

„Ich bin leider weder das Eine noch das Andere," erwiederte er mit seinem düster resignirten Lächeln. „Das heißt: ich habe Beides zu sein versucht, monatelang. Zuletzt — mußte ich der Gewalt weichen. Wenn Sie wüßten, wie sehr ich — Aber wozu davon reden? Es kann Sie nicht im Geringsten interessiren. Es ist auch vorbei."

Sein Gesicht und seine Stimme waren wieder ganz ruhig geworden wie eines Menschen, der mit dem, was er sagt, keinen Eindruck zu machen denkt und Alles für unabänderlich hält.

„Sie sind erst zweiundzwanzig Jahre alt?" fragte die Gräfin nach einer Pause.

„Schon zweiundzwanzig."

„Wie oft haben Sie schon geliebt?"

„Noch nie. Außer in meinem zwölften Jahre, wo ich aus Eifersucht auf ein Kind — aber das sind alte Kindereien."

„Sie scheinen mit den Kinderschuhen den Hang zu kindischer Eifersucht nicht abgelegt zu haben. Ihr Benehmen heute Abend dem Grafen Alexander gegenüber —"

Eine hohe Röthe übergoß plötzlich das Gesicht des Jünglings.

„Ich bitte um Vergebung," stammelte er; „ich vergaß, daß ich einem Gast Ihres Hauses Rücksichten schuldig bin, wenn er auch seinen beleidigenden Hochmuth gegen mich herauskehrt. Es soll nicht wieder geschehen; ich werde ihm auszuweichen suchen."

„Dieser Mühe sollen Sie überhoben sein. Der Graf betritt mein Haus nicht wieder. Er hat mir wiederholt seine Hand angeboten, und ich habe sie ausgeschlagen. Sie sehen, daß es mir Ernst damit ist, Alles so zu erhalten, wie es für das Wohl meines Sohnes und meine Ruhe am besten ist. Dazu gehört aber noch eins: daß Sie vernünftig werden, Georg. Sie sind ein Idealist, ein Schwärmer; Sie stellen sich die Dinge dieser Welt anders vor, als sie in Wirklichkeit sind. Wenn Sie Erfahrungen in der Liebe gemacht hätten, würden Sie über die Laune Ihres Herzens, die sich zufällig nun eben auf mich gerichtet, leichter hinwegkommen. Aber leicht oder schwer: Sie müssen darüber hinauskommen, Georg, oder wir können nicht beisammen bleiben. Das sehen Sie doch ein, daß ich es Ihrer Mutter schuldig bin, Sie von mir zu entfernen, wenn Sie diese wahnsinnige Marotte nicht bezwingen und mit Ruhe neben mir hinleben können. Ich würde es schon meines armen Sohnes willen tief beklagen, wenn Sie es nicht dahin brächten. Aber da hülfe kein Bedauern, es müßte sein, Sie müßten dies Haus verlassen. Sie sind trotz Ihrer fieberhaften Verblendung noch verständig genug, um das einzusehen. Ueberlegen Sie sich's, ich gebe Ihnen acht Tage Bedenkzeit; hernach hoffe ich, daß Sie zu mir kommen und mir ehrlich gestehen werden, Sie wären nun so weit, Ihre eigene Thorheit zu belächeln. Und jetzt — gute Nacht und gute Gedanken!"

Sie streckte ihm die Hand entgegen, um ihn wie sonst zu entlassen. Er aber, nachdem er noch etwas hatte sagen wollen, aber mit den Worten vergebens gerungen hatte, verneigte sich so tief vor ihr, daß sein Gesicht seine Brust berührte, und ging dann, ohne ihre Hand zu ergreifen,

mit wankenden Schritten aus dem Zimmer.

„Ich werde ihn verlieren, ich seh' es kommen!" sagte die Frau vor sich hin. „Schade drum! Er ist ein Mensch wie Wenige, und er thut mir von Herzen leid. Und ich — soll ich mir nicht auch leid thun? Warum ist das Leben immer neu und nie so, wie man es wünscht? Warum müssen uns gerade die besten Menschen am meisten Noth machen?"

Sie entkleidete sich ohne Boriska's Hülfe und suchte rasch ihr Lager. Den Schlaf aber fand sie lange nicht. Es waren keine Gedanken weiblicher Schwäche, geschmeichelter Eitelkeit, die sie wach hielten, obwohl die Gestalt des seltsamen Jünglings, der so ergeben sich zu seinem Schicksale bekannt hatte, beständig vor ihrer Seele stand. Sie trug keine glimmenden Funken halbausgeglühter Leidenschaften unter der Asche ihrer einsamen Jahre mit sich umher, die ein Hauch aus einem verworren stammelnden Munde wieder anfachen konnte. In ihrer Ehe, die voll verschwiegener Prüfungen gewesen, hatte sie glückliche Liebe nie kennen gelernt; sie dachte darum gering von Allem, was junge Sinne reizt und rührt. Ihr Gemahl war, wie sie zu spät inne wurde, ein gebrochener Mann, als er sie heimführte, und nur ihr Stolz hatte es ihr verwehrt, den Irrthum ihrer Wahl einzugestehen. Sie war zuletzt fast ruhig und mit ihrem Loose ausgesöhnt worden, da er ihr das Opfer, das sie gebracht, auf jede mögliche Weise zu erleichtern suchte. Daß dieses Opfer über seinen Tod fortdauern sollte in der Sorge für den unglücklichen Knaben, war eine härtere Aufgabe, als Manche gelöst haben würde. Dieser seltenen Frau hatte sich die Kraft gestählt an der Schwere ihrer Pflicht. Auch jetzt war ihr einziger Gedanke, wie Stephan die Trennung von seinem Freund ertragen würde, die sie als unvermeidlich ansehen mußte. Sie täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß das Gespräch dieses Abends erfolglos bleiben würde. Sie „kannte sein Gesicht", wie sie dem Grafen gesagt hatte. Jetzt erst kannte sie es *ganz*.

Es war heller Morgen, als das Kammermädchen, ohne auf das Zeichen der Glocke gewartet zu haben, hastig bei ihrer Herrin eintrat. Die Gräfin fuhr erschrocken aus einem kurzen Schlummer auf und fragte, was vorgefallen sei.

Der Herr Candidat sei plötzlich erkrankt, der Reitknecht fort nach der Stadt, den Doctor zu holen, aber das Fieber nehme so überhand, daß sie den Kranken nicht mehr im Bette halten könnten. Er verlange heftig, bei der Frau Gräfin vorgelassen zu werden, er habe ihr etwas Wichtiges mitzutheilen; als man ihn mit Gewalt zurückgehalten, sei er in Thränen ausgebrochen, der junge Graf habe auch zu weinen angefangen, es sei so herzbrechend anzusehen, daß kein Auge trocken bleiben könne.

In äußerster Aufregung kleidete sich die Gräfin an und eilte nach dem Zimmer Georg's. Sie fand ihn schon etwas ruhiger, in seinem Bette liegend, die Augen weit geöffnet, aber er erkannte sie nicht. Nur als sie seinen Namen nannte und fragte, wie er sich fühle, glänzte ein wehmüthiges Lächeln über seine Züge, das dieselben ungewöhnlich anziehend machte. Er antwortete aber nicht, nur ihre Stimme schien einen Funken seines Bewußtseins geweckt zu haben. Sein Zögling, halb angekleidet, saß neben dem Bett auf einem Fußschemel, die herabhängende Hand des Freundes in seinem Schoße haltend, die er beständig streichelte.

Nach zwei bangen Stunden hörte man den Wagen in den Schloßhof rollen, der den Arzt brachte. Er fand das Fieber sehr bedeutend, die Gefahr groß, daß es in eine Gehirnentzündung ausarten möchte. Doch gelang es der sorgsamsten Pflege, nach einigen Tagen das Aergste abzuwenden. Noch immer lag der Kranke bewußtlos; aber was er in seinen Fieberträumen lallte, verstand Niemand als Gräfin Helene, da er nie einen Namen nannte. Boriska, die bei diesem Anlaß ihren heimlichen Gefühlen für den spröden jungen Mann den Zügel schießen ließ und all' ihre freie Zeit in seinem Zimmer zubrachte, erzählte in der Gesindestube: es sei ihr nun ganz klar, eine unglückliche deutsche Liebschaft habe den jungen Herrn aus den Fugen gebracht, er rede beständig von hoffnungslosen Gefühlen, von Trennung und ewigem Verlieren, und dabei sehe er so rührend aus, ordentlich schön, daß man nicht begreife, wie ein

Frauenzimmer mit einem lebendigen Herzen im Leibe einen so reizenden Menschen habe unglücklich machen können.

Der junge Graf war während der ganzen Krankheit nicht von der Seite seines Freundes zu bringen, ja in der Nacht stand er mehrmals auf, schlich an das Bett Georg's, horchte auf seinen Schlummer und weckte den Krankenwärter, so oft er ihn eingeschlafen fand. Auch die Gräfin saß stundenlang neben dem Krankenlager, erneuerte mit eigenen Händen die Eisumschläge und brachte das Glas mit der Arznei an die fiebernden Lippen. Als aber nach sechs Tagen das Bewußtsein wiederkehrte, fand sie es für gut, sich zurückzuziehen und ihre Sorge für den langsam Genesenden nur aus der Ferne zu bethätigen.

Auch verlangte er, sobald er wieder sprechen konnte, niemals die Schloßherrin zu sehen. Es schien, als habe eine dumpfe Ermattung sich seines leidenschaftlichen Herzens bemächtigt, eine Stille, wie sie nach dem Verlust eines theuren Menschen durch den Tod über die Seele kommt, wenn die erste Bitterkeit der Schmerzen sich ausgetobt hat, und das Bild des Verlorenen wie aus einem fernen Spiegel zurückgeworfen uns anblickt. Er ließ ihr täglich auf ihre Erkundigungen sagen, es gehe ihm viel besser, er hoffe, bald es ihr selbst sagen zu können, er danke ihr für ihre gütige Sorge um ihn. Boriska fügte hinzu, daß er heiterer sei als je, manchmal sogar eine Czardasmelodie vor sich hinsinge, so daß sie fast fürchte, es möchte von der Krankheit etwas zurückgeblieben sein, daß er so ganz anders erscheine als vorher. Der Arzt indessen, der der Gräfin täglich berichten mußte, erklärte diese Furcht für unbegründet. Der junge Mann scheine durch Arbeiten und Nachtwachen seine Nerven überreizt zu haben, jetzt sei durch die heftige Krisis Alles wieder auf den guten, natürlichen Weg zurückgebracht, und das Gefühl der Reconvalescenz pflege die ärgsten Hypochonder aufzuheitern, geschweige einen rüstigen, jungen Menschen, dem nur die Ueberfülle der Jugend als eine unschädliche Melancholie im Blute gespukt habe.

Als er die erste Ausfahrt machen durfte, stand die Gräfin oben am Fenster und rief ihm freundlich glückwünschende Worte zu, für die er mit leichtem Erröthen dankte. Er schien größer geworden seit der Krankheit, seine Haltung war freier, sein Gesicht, von den langen Haaren eingerahmt, hatte einen eigenthümlich weichen Ausdruck gewonnen. Auch stand der Bart, den er sich hatte wachsen lassen, gut zu seinen bleichen Wangen, so daß ihm das Gesinde und die Bauersleute in ihrer gutmüthigen Art Complimente machten. Nach einer Stunde kam er mit luftgeröthetem Gesicht, aber noch ziemlich erschöpft, in sein Zimmer zurück, wo er Blumen fand, die ihm die Gräfin geschickt hatte. Doch erst am nächsten Tage ließ er anfragen, ob er ihr nicht mündlich dafür danken könne. Bei diesem Wiedersehen betrug er sich so heiter und unbefangen, daß von nun an seine Clausur stillschweigend aufgehoben wurde. Er erschien wieder mit seinem Zöglinge zu der Mittags- und Abendtafel, auch die Musik, die so lange verstummt war, lebte wieder auf; nachbarliche Besucher, die ein paar Wochen ausgeblieben waren, hätten kaum eine Veränderung in dem Betragen der Hausgenossen bemerkt, nur daß die Gräfin stiller und ernster geworden war, und der Hofmeister ihres Sohnes ganz gegen seine frühere Gewohnheit selbst die ihm widerwärtigsten Meinungen mit der sanftesten Geduld vertheidigen hörte, als ginge ihn aller Streit der Welt nichts mehr an, seitdem er dem Tod entronnen sei und das Leben wieder lieb gewonnen habe.

Es war offenbar, daß er beschlossen hatte, jedes Opfer zu bringen, all' seine tiefsten Wünsche und Leiden niederzukämpfen, nur um fernerhin unter diesem Dach athmen zu dürfen.

Wie die Gräfin darüber dachte, blieb im Dunkeln. Sie selbst war mit keiner Silbe auf das verhängnißvolle Gespräch jenes Abends zurückgekommen. Er durfte mehr und mehr sich in der Zuversicht wiegen, daß sie ihm und seiner Herrschaft über die hoffnungslose Leidenschaft vertraue und keine gewaltsame Aenderung herbeizuführen gedenke.

Darüber war der größte Theil des Sommers vergangen. An einem milden Abende hatte die Schloßherrin mit ihrem Sohn und seinem Gefährten eine Fahrt nach einem nahen Dorfe gemacht, wo eine junge Bäuerin, die ehemals in ihren Dien-

sten gestanden, ihre Hochzeit feierte und die Gegenwart der Gräfin bei der Trauung als eine besondere Gunst sich erbeten hatte. Sie hatten der Feier in der kleinen Dorfkirche beigewohnt und waren, nachdem das schmucke junge Paar von der Gräfin beschenkt worden war, in die Kirche zurückgekehrt, die noch von Weihrauch und Blumen duftete; Georg hatte den Wunsch ausgesprochen, auf der Orgel zu spielen, die schon unter den Händen des Schullehrers sich als ein Werk von seltener Trefflichkeit gezeigt hatte. Während aus der Schenke von fern die Geigen zum Tanz aufspielten, stieg der junge Musiker auf den Orgelchor hinauf und stimmte ein machtvolles Bach'sches Präludium an, das die weltlichen Töne draußen wundervoll übertönte. Die Gräfin saß, in ihren Schleier gehüllt, unten in einem der Kirchenstühle ganz allein, Graf Stephan war, unzertrennlich wie immer von seinem Freunde, diesem auf den Chor hinauf gefolgt und lauschte hingerissen aus nächster Nähe dem meisterlichen Spiele, das die Mauern der Dorfkirche mit einem Strome von Kraft und Wohllaut erschütterte.

Die Nacht war hereingebrochen, der Spieler schien Zeit und Ort vergessen zu haben und sich nicht ersättigen zu können, das wiedergewonnene Leben in Tönen auszuströmen. Als er endlich mit einer kühnen Fuge schloß, war es so dunkel um ihn her, daß er mühsam, seinen Zögling am Arme führend, sich die schmalen Treppen hinuntertasten mußte.

Unten trat ihnen die Gräfin entgegen. Sie sprach kein Wort, sie drückte dem Jünglinge nur leise die Hand. Als er ihr in den Wagen half, der vor dem Kirchlein gewartet hatte, sah er beim Strahle der Laterne, daß ihre Augen naß waren.

Er hatte sie nie weinen sehen. Warum diese Thränen ihn froh machten, wußte er sich nicht zu deuten. Aber auf dem ganzen Heimwege saß er in einem seltsam schaurigen Wonnegefühl ihr gegenüber, die den Schleier doppelt um ihr Gesicht gezogen hatte und mit keiner Silbe das Schweigen brach.

Im Schloß angelangt, zeigte sie wieder ihr gewöhnliches Gesicht. Nur daß sie auch während des Abendessens in sich gekehrt blieb und gleich nachher die beiden jungen Leute verabschiedete, obwohl ihr Sohn Lust zeigte, auch seinerseits noch etwas Musik zu machen.

Dann rief sie ihr Kammermädchen, schloß sich eine Stunde lang mit ihr ein und ließ einige Koffer packen, schrieb dazwischen ein paar Briefe und gab dem Mädchen allerlei Aufträge. Als es zehn Uhr war, sagte sie:

„Ich will noch nach meinem Sohne sehen; ich fürchte, er hat wieder eine böse Nacht, er hat sich durch die Fahrt zu sehr aufgeregt, das Gewitter, das sich wieder verzog, drückte auf seine Nerven. Du kannst zu Bett gehen, Boriska; du mußt morgen so früh wieder heraus. Ich selbst will wenigstens bis Mitternacht seinen Schlaf beobachten."

Das Mädchen küßte ihrer Herrin die Hand und ging in ihre Mansardenkammer hinauf. Die Gräfin aber saß noch eine Weile im leichten Nachtkleide, das schöne, reiche Haar, das sie sich selbst frisirte, noch geordnet, wie sie es bei Tage trug. Sie stand dann auf, ging einmal durchs Zimmer und warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel.

„Wie mir das Gesicht brennt!" sagte sie. „Von dem Winde draußen oder —"

Sie warf das Haar in den Nacken zurück und richtete sich in die Höhe. Dann löschte sie alle Kerzen bis auf eine, ergriff den Leuchter und ging den langen, dunkeln Corridor entlang nach dem anderen Flügel, wo die Zimmer ihres Sohnes lagen.

Ein reich ausgestatteter Salon trennte das Schlafzimmer des jungen Grafen von dem seines Hofmeisters. Die Thür war unverschlossen. Sie durchschritt das leere Gemach und öffnete leise die Thür zu ihrem Sohne, das Licht mit der Hand verdeckend. Gleichwohl drang der Schein durch seine eben geschlossenen Augenlider. Er erschrak aber nicht über den nächtlichen Besuch der Mutter; er war es gewohnt, daß sie oft mitten in der Nacht nach ihm sah.

„Mutter," sagte er, ihr die Hand entgegenstreckend, doch ohne sich aufzurichten, „ich schlafe sehr gut, mir ist sehr wohl, er hat so wunderschön gespielt, ich höre es noch beständig im Traume."

Sie setzte sich neben ihn, sprach aber nichts, sondern hielt seine Hand in ihrer

linken und legte ihm die rechte auf die Stirn. So hatte sie ihn schon in heftigen Anfällen seines Leidens beruhigt; heute währte es keine Viertelstunde, bis er fest entschlafen war.

Er merkte es nicht, daß sie ihre Hand aus der seinen zog und, das erloschene Licht mit sich nehmend, aus der Thür glitt. Nebenan stand sie dann noch ein paar Secunden lang und horchte. Es war Alles still bei ihrem Sohn, und in Georg's Zimmer hörte sie Geräusch. Er schien wie gewöhnlich keinen Schlaf zu finden und rastlos hin und her zu wandern; vielleicht componirte er.

Auf einmal hörte er ein kaum vernehmliches Klopfen.

„Herein!" rief er in jähem Erstaunen, da er das Eintreten der Gräfin bei ihrem Sohn überhört hatte.

Die Thür öffnete sich geräuschlos; er sah in dem röthlichen Zwielicht seiner Lampe die angebetete Frau auf seiner Schwelle stehen.

„Heiliger Gott," rief er, „was ist geschehen? Ist Stephan erkrankt?"

„St!" machte sie, indem ein geheimnißvolles Lächeln ihre Züge belebte, das gleich wieder verschwand. „Er schläft tief und gut. Wecken wir ihn nicht. Georg — ich komme zu Ihnen — ich kann heute nicht Schlaf finden, ehe — eh' ich dich noch einmal gesehen habe — Gott sei mir gnädig — ich weiche der Gewalt! — —"

* * *

Erst spät am Morgen, wie der an Nachtwachen Gewöhnte seit Jahren that, fuhr Georg aus seinen Träumen auf, Träumen, die ein Erlebniß fortgesponnen hatten, das über alle Träume war. Er lag wohl noch eine Stunde, bald mit geschlossenen Augen sich Alles zurückrufend, was die Sterne dieser Nacht ihm gegönnt hatten, bald im Zimmer umherblickend, wo nun jedes Geräth, die stummen Bilder an der Wand, der Teppich, der ihre Füße getragen, das Glas, aus dem sie die heißen Lippen gesetzt, ihm ein unerhörtes, ungeahntes, unbegreifliches Glück bezeugten. Er hatte im ersten Morgengrauen eine verstohlene Unruhe im Schloß und auf dem Hofe zu vernehmen geglaubt; aber schon gewohnt, daß der Tag für die Anderen früher anfing als für ihn, war er von Neuem darüber eingeschlafen. Nun blieb Alles um so stiller ringsum. Nicht einmal die Pferde im Stall unten hörte er stampfen, noch Boriska's helle Stimme, die selten vorbeiging, ohne ein Volksliedchen zu singen. Es war ihm unsäglich lieb, daß nichts die süßen Worte übertönte, die ihm von der Nacht her noch immer durch das Herz flüsterten. Auch wenn er die Augen eindrückte, war es wie ein Rosenschimmer um ihn her, ein Duft auf seinem Kissen wie von einem ganzen Frühling, eine sanfte Gluth durch all' seine Adern ergossen, als wenn er nie zuvor gefühlt hätte, was Jugend sei. Er seufzte zuweilen, wie um die Brust auszuweiten, die ihre Fülle nicht fassen konnte. Dann lächelte er vor sich hin und vergrub das Gesicht in seinem Pfühl.

Der Gedanke an Stephan bewog ihn endlich, aufzustehen. Er fühlte eine so innige Zärtlichkeit für den Unglücklichen, als habe er jetzt erst ein volles Recht darauf, sich ihm zu widmen. Der junge Graf pflegte um diese Zeit bei ihm einzutreten, sich zu seinem Tische zu setzen und bei seinem Frühstück zugegen zu sein. Er wunderte sich, warum er heute ausblieb. Auch in seinem eigenen Zimmer drüben war er nicht zu finden. Vielleicht hatte er, da Georg länger als sonst geschlafen, einen Gang durch den Park gemacht.

Er klingelte nach dem Diener. Auf dem Frühstücksbrette, das dieser ihm hereintrug, lag ein versiegelter Brief.

„Von der Frau Gräfin," sagte der Alte mit einem mürrischen Tone, der ihm sonst fremd war. „Sie lassen Ihnen noch mündlich Adieu sagen, sie sind heut' in aller Frühe nach Wien abgereist. Wir haben Alles in großer Eile und ganz heimlich herrichten müssen, um den Herrn Candidaten nicht zu wecken. Frau Gräfin meinte, der junge Herr Graf und der Herr Candidat würden es Beide nicht recht vertragen, wenn sie erst noch Abschied von einander nähmen. Graf Stephan wußte, wie er in den Wagen stieg, noch kein Sterbenswort davon, daß es so weit weg ging; sie dachten, es sei blos ein Besuch in Sár bei der Gräfin Szilagyi — werden sich jetzt recht grämen, haben sich so an Herrn Candidaten gewöhnt; aber Frau Gräfin kommen hoffent-

lich bald wieder, haben es nie lange in Wien bei den alten Herrschaften ausgehalten."

Er ordnete den Frühstückstisch und wunderte sich im Stillen, daß der Candidat die überraschende Nachricht so gleichmüthig aufzunehmen schien.

Auch als Georg wieder allein war, saß er noch eine ganze Weile wie abwesenden Geistes auf dem Sopha, hielt den Brief in der Hand und spielte mit ihm, als wäre es ihm sehr gleichgültig, was darin stand, oder als wüßte er jedes Wort voraus. Endlich erbrach er doch das Siegel und las die wenigen Zeilen.

„Ich bringe meinen Sohn auf einige Wochen oder Monate zu meinen alten Eltern, um durch neue Umgebungen ihm die Trennung zu erleichtern, die unabwendbar ist. Wann wir zurückkehren, ist noch ungewiß; keinenfalls, ehe ich die Nachricht erhalten habe, daß Sie das Schloß verlassen haben. Ich erwarte von Ihrer Ritterlichkeit, daß Sie diesen meinen Willen ehren und ihn nicht zu kreuzen suchen. Bleiben Sie hier bis zu Ihrer völligen Genesung, oder bis Sie eine Stelle gefunden, die Ihnen zusagt. Daß wir uns nicht wiedersehen dürfen, kann Ihnen nicht schmerzlicher sein als mir, die es Ihnen nie vergessen wird, welch' ein Freund Sie meinem Sohn und mir gewesen sind. Aber das Schicksal ist stärker als unsere Wünsche. Leben Sie wohl! Helene."

* * *

Georg blieb den ganzen Tag auf seinem Zimmer, mit Schreiben beschäftigt. Abends sandte er einen dicken Brief durch den Reitknecht nach der nächsten Post. Der Brief war nach Wien adressirt an die Gräfin.

Dann machte er einen Gang durch den Park und das Dorf, grüßte die Leute freundlich und unterhielt sich mit ihnen gegen seine Gewohnheit. Wenn man ihm von der Abreise der Gräfin sprach, lächelte er und äußerte: sie werde hoffentlich nicht allzu lange ausbleiben. Dann saß er bis tief in die Nacht hinein in dem verödeten Speisesaal und las während des Essens in einem kleinen Exemplar von Daumer's Hafis, das er in der Bibliothek der Gräfin gefunden hatte. Darauf hörte man ihn noch stundenlang am Flügel phantasiren.

So trieb er es auch den folgenden Tag und die nächsten, bis er sich überzeugen mußte, daß sein Brief ohne Antwort blieb. Das schien ihn betroffen zu machen; er fragte jeden Tag mehrmals, ob nichts aus Wien für ihn gekommen sei. Bald aber gewann er wieder seine zuversichtliche Haltung, und der Arzt fand sein Befinden vortrefflich.

Aber ein Brief aus seiner Heimath trübte plötzlich die heitere Stimmung, in der er die Einsamkeit ertragen hatte. Seine Mutter schrieb ihm, daß die Gräfin ihr ein großes Geschenk gemacht, eine Summe, die sie zur Ausstattung ihrer Töchter verwenden sollte; zugleich habe sie ihr mitgetheilt, daß ihr Georg zu ihrem großen Bedauern ihr Haus verlassen habe, da der Arzt erklärt, die Luft der ungarischen Tiefebene wirke auf seine Nerven im höchsten Maße zerrüttend und auflösend.

Nach Empfang dieses Briefes bemerkten die Leute im Schloß eine tiefe Niedergeschlagenheit an dem einsamen Jüngling, die auf einmal einer hastigen Geschäftigkeit wich. In weniger als einer Stunde hatte er seine Bücher und Musikalien eingepackt und nahm dann, während der Wagen angespannt wurde, der ihn nach der nächsten Eisenbahnstation bringen sollte, einen raschen Abschied von der Dienerschaft, die er weit über sein Vermögen und seine Stellung im Hause beschenkte. Darauf verschwand er aus ihren Augen, und es fiel der Frau des Haushofmeisters auf, daß er nicht einmal einen Gruß für die Gräfin und ihren Sohn zurückließ, auf deren Wiederkehr man doch, nach früheren Erfahrungen über den Zustand des jungen Grafen, bald genug rechnen konnte.

Hierin aber hatten sich Alle getäuscht. Die Gräfin schrieb an den Arzt, es gehe ihrem Sohn über Erwarten gut, und sie würden noch bis in den Winter hinein auf einer Besitzung der Großeltern in Steiermark zubringen. Sie erkundigte sich beiläufig nach dem Befinden des Candidaten und seinen Plänen für die Zukunft. Als sie die Nachricht erhalten, er habe das Schloß verlassen, erwähnte sie seiner nicht mehr.

Sommer und Herbst waren vergangen, ein strenger Winter früh hereingebrochen, die Wälder und Ebenen um das Schloß herum lagen tief verschneit, und die Kälte war so groß, daß sich die Wölfe, die in dieser Gegend sonst nur seltene Gäste waren, aus den Gebirgen rudelweise in die Nähe der Dörfer wagten und durch Treibjagden der Gutsherren in großem Stil zurückgewiesen werden mußten. Da kam an einem Novembertage die Botschaft an den Haushofmeister, Alles zum Empfange der Herrschaften in Bereitschaft zu setzen, da am folgenden Nachmittage die Gräfin mit ihrem Sohne zurückkehren würde.

Ein geschlossener Schlittenwagen sollte sie von der nächsten Station abholen, ein anderer ihr Gepäck nachführen.

Es war erst zwischen fünf und sechs, aber schon völlige Nacht, als die Reisenden, von dem Haushofmeister zu Pferde escortirt, im Schlosse wieder anlangten. Der junge Graf schien in den wenigen Monaten um Jahre gealtert; sein Blick war starrer geworden, seine Haltung gebückt, als suche er beständig etwas am Boden. Auch seine Mutter, obwohl ihre Wangen durch die Schneeluft jugendlich angehaucht und ihr Gang rasch und sicher war wie je, betrat die alten Räume nicht mit so heiterem Blick wie sonst nach einer längeren Entfernung. Sobald sie den Sohn, der eine leichte Erkältung von der Reise mitgebracht hatte, in seinem Zimmer wohl versorgt wußte, schloß sie sich in ihrem Boudoir ein, noch ehe Boriska die Koffer ausgepackt und die Garderobe ihrer Herrin geordnet hatte.

Langsam, die Arme über der Brust gekreuzt, ging die hohe Frau wohl eine Stunde lang auf und ab, wie sie zu thun pflegte, wenn ihr irgend etwas zu schaffen machte, über das sie nicht gleich Herr wurde. Die Erinnerungen, die ihr an der Schwelle ihres Hauses aufgelauert hatten, bestürmten sie mit einer Gewalt, vor der sie selbst erschrak. Gerade darum hätte sie sich geschämt, wenn sie ihnen Macht über ihre stolze Seele eingeräumt hätte. In diesem Hause sollte und wollte sie allein die Herrin sein, kein Lebendiger, kein Spuk neben ihr.

Es gelang ihr auch endlich; ihr Blut floß ruhiger, ihre Brust athmete leichter. Sie schürte die Flammen im Kamin und sah sich dabei im Spiegel. Die Röthe war von ihrem Gesicht verschwunden, sie kam sich plötzlich zur Matrone gealtert vor. „Gottlob!“ sagte sie vor sich hin. Dann fing sie an, ihre kleinen Reise-Chatoullen auszupacken, eine bunte Unordnung über Tisch und Sessel zu streuen. Sie bemerkte, daß neben dem kleinen silberbeschlagenen Revolver, den die Mutter in Wien ihr zum Schutze gegen die Wölfe aufgedrungen hatte — ganz Wien sprach von der Unsicherheit der ungarischen Pußten — der Geigenkasten ihres Sohnes lag. Sie wollte eben ihrem Kammermädchen klingeln, um das Instrument, von dem der Kranke sich nie trennte, ihm hinüberzuschicken, als es an der Thür ihres Zimmers klopfte. In der Meinung, der Haushofmeister melde sich, schloß sie ruhig auf und öffnete selbst die Thür.

Eine Gestalt im Mantel, dicht beschneit, stand vor der Schwelle. Im nächsten Augenblicke war die feuchte Hülle gefallen und, der sie trug, hastig eingetreten.

„Georg! Barmherziger Gott!“ rief die Gräfin, unwillkürlich zurückfahrend.

Er stand ihr mit seiner stillen, sicheren Haltung gegenüber, ungefähr wie an dem ersten Tage, da er das Haus betreten hatte; seine Züge waren so bleich wie damals von der langen Wanderung, seine Augen eben so ruhig auf sie gerichtet, nur von einem leichten Freudenschimmer verklärt.

„Ich bin es,“ sagte er. „Ich komme vielleicht ungelegen, du bist erst seit einer Stunde wieder zurück, aber bedenke, wie lange ich gewartet habe — zuletzt, wenn man Monate überstanden hat, kann man es nicht minutenlang mehr aushalten.“

Sie blieb sprachlos. Mit einem einzigen Blicke hatte sie den Zustand seines Gemüthes und ihre Lage erkannt. Ein tödtliches Entsetzen lähmte all' ihre Lebensgeister.

„Wie geht es Stephan?“ fragte er nach einer Weile. „Mich verlangt so sehr, ihn wiederzusehen — ich hoffe doch, es ist nichts von Bedeutung — die Leute unten sagten, er huste ein wenig — eine kleine Erkältung — der Winter ist auch so unerhört rauh —“

„Georg,“ unterbrach sie ihn jetzt, und ihre Stimme klang fremd und fast drohend, „Sie sind wieder in dieses Haus

gekommen — haben Sie vergessen, was Sie mir schuldig sind, oder vielmehr — bei Ihrer Mannesehre der Ehre einer Frau schuldig gewesen wären?"

„Mannesehre?" wiederholte er mechanisch. „Verzeih', wenn ich nicht gleich fasse, was du meinst. Ich will erst einen Augenblick mich setzen. Ich bin die drei Stunden von T— bis hierher durch den unwegsamen Schnee gewatet, es hat mich angegriffen, aber ich mußte — ich wäre vergangen, dich so nah' zu wissen und dich nicht zu sehen. — Seltsam! du bist viel, viel schöner, als ich dich mir vorstellen konnte all' diese Monate —"

Er sank auf den Divan und strich sich das nasse Haar von der Stirn. Dabei lächelte er in seligem Selbstvergessen.

Sie betrachtete ihn mit einem Ausdrucke des tiefsten Mitleidens. Keine Spur von zärtlicher Neigung mischte sich darein.

„Unglücklicher!" sagte sie dumpf. „Sie sind in der That geworden, was ich längst gefürchtet hatte: ein Wahnsinniger, den man bewachen und keine Stunde sich selbst überlassen sollte. Wie? Sie rennen zu Fuß und unbewaffnet, wie ich sehe, drei Stunden weit durch das verschneite Land trotz aller reißenden Thiere, die es unsicher machen, und brechen hier in meinen Hausfrieden ein, ohne nur zu ahnen, was Sie damit thun? Haben Sie vergessen, was ich Ihnen geschrieben habe?"

„Habe ich dir nicht darauf geantwortet, Helene? Ich weiß, daß der Brief angekommen ist. Warum hast du nichts darauf erwiedert?"

„Weil ich wußte, daß es umsonst wäre, daß Sie sich in Ihren tollen Einbildungen nicht würden irre machen lassen durch die besten Gründe, daß nur die Zeit Ihr eigensinniges Gefühl, Ihre überspannten Hoffnungen bändigen kann, weil Sie durch jedes Wort, auch das entschiedenste, zu neuen Antworten gereizt worden wären, und ich keinen Briefwechsel mit Ihnen führen wollte und durfte. Sie hören doch, was ich sage? Antworten Sie!"

Er nickte vor sich hin.

„Die Zeit!" sagte er mit einem wehmüthigen Lächeln. „Was vermag die Zeit über ein ewiges Gefühl? Aber warum ereifern wir uns? Du bist wieder da, und nun ist Alles gut."

Sie war auf einen Stuhl neben dem Kamin gesunken; er sah nur ihr Profil, wie es sich von dem Flammenhintergrunde abhob. Wenn sie gesehen hätte, mit wie verklärter Miene er den lang entbehrten Anblick wieder in sich sog, vielleicht hätte ihr altes Gefühl für ihn sich wieder geregt. So aber empfand sie nur, wie wehrlos sie dem stillen, unscheinbaren Menschen gegenüber war, und all ihr Stolz empörte sich dagegen, sich seiner Uebermacht zu ergeben.

Sie stand plötzlich auf und trat an das Tischchen, das vor dem Sopha stand.

„Das muß ein Ende nehmen," sagte sie heftig. „Ich verlange eine unumwundene Erklärung von Ihnen, weshalb Sie in dieses Haus zurückgekehrt sind, nachdem ich Ihnen unzweideutig mitgetheilt hatte, daß wir uns nicht wiedersehen dürften. Trotzdem überfallen Sie eine alleinstehende Frau, die sich auf Ihre Ritterlichkeit verließ, in der ersten Stunde der Heimkehr, ohne sich angemeldet, ohne um Erlaubniß gebeten zu haben. Was suchen Sie hier? Was ist Ihre Absicht? Was wollen Sie von mir — erpressen durch Ihr sehr unwillkommenes Erscheinen?"

Ihre Stimme zitterte, ihr großes, dunkelblaues Auge war fest auf den Jüngling gerichtet, der ruhig vor sich hinblickte und mit dem Griff des Geigenkastens spielte.

„Weshalb ich hier bin?" sagte er, als habe er von all ihren kränkenden Worten nichts gehört. „Nun, das ist doch klar. Ich habe die Zeit der Trennung schlecht genug überstanden und gefühlt, daß ich zu Grunde gehen würde, wenn ich nicht wieder zu dir käme. O wenn du wüßtest, wie kümmerlich ich meine Tage hingebracht habe — und gar die Nächte! Keine Arbeit, keine Zerstreuung, kein rechter Schlaf — ein jammerwürdiger Zustand! Du hast dir das nicht so vorgestellt — lieber Himmel, ich selbst ahnte ja nicht, daß es so etwas gebe, einen Zustand beständiger Geistesabwesenheit, wo man für nichts lebt und da ist, als für einen einzigen Wunsch, ein einziges brennendes Gefühl von Durst wie in einer Wüste. Ich kann es dir nicht schildern, aber gewiß, wenn du eine Ahnung davon hättest, würdest du mir nicht zumuthen, so etwas wie ein gegebenes Versprechen — und ich versprach es nicht einmal — sollte mich abhalten, dich wieder aufzusuchen. Da bin

ich nun; du siehst jetzt, was du aus mir gemacht hast. Nun mußt du mich schon hier dulden, oder du hast einen Stein in der Brust. Und ich weiß doch, daß du ein Herz hast — und welch ein Herz!"

„Muß ich? — Und als was müßte ich Sie hier dulden? Und wie lange? Kommen Sie zu sich, Georg; Sie sind krank, gemüthskrank; lassen Sie mich versuchen, ob ich Sie heilen kann; — ich habe mir freilich vorzuwerfen, daß ich mich schon einmal in dem Heilmittel vergriffen und das Uebel ärger gemacht habe. Gott ist mein Zeuge, wie schwer ich dafür gebüßt habe. Sie aber sollten diese unselige Schwäche nicht gegen mich anführen, nicht dazu mißbrauchen, sich selbst retten zu wollen, um den Preis meines eigenen Lebens! Denn wir können nicht zusammen leben, Georg; es ist unmöglich! Ein Kind sähe das ein, ja Sie selbst, der Sie leider ein Kind von einem Träumer und Idealisten sind, Sie selbst müßten es einsehen, wenn Sie nur nicht vom selbstsüchtigen Wahnwitz, vom Egoismus der Leidenschaft verblendet wären. Als was sollte ich Sie hier dulden? Als den Hofmeister meines Sohnes, wie Sie in dieses Haus kamen? Ja wenn Sie vergessen könnten — und ich selbst! Oder soll ich Sie zu meinem Gatten machen? Sie, einen jungen Mann, der um wenige Jahre älter ist, als mein Sohn, der in wenigen Jahren, wenn mein Haar ergraut ist, erst zum vollen Gefühl seiner Männlichkeit heranreifen wird — einen fremden, deutschen, namenlosen Menschen, der als Herr dieses Hauses einen unauslöschlichen Makel der Lächerlichkeit — ja wohl, das Wort muß gesagt werden! — den Spott und Hohn all meiner Nachbarn auf mich lenken würde? Ich wüßte nicht, wohin es mit der Klarheit meines Denkens und Wollens kommen müßte, bis ich Herrn Georg Lindener meine Hand reichen sollte, nachdem ich die Werbung der edelsten Männer meines Standes und Landes abgewiesen. Leuchtet Ihnen das so gar nicht ein? Muß man wirklich einen Stein in der Brust tragen, um das weise, nothwendig und recht zu finden?"

Sie wartete seine Antwort nicht ab, sie las auf seinem Gesicht, daß er noch verblendet genug war, dies Alles gar nicht unwiderleglich zu finden. Aber er dachte auch nicht daran, mit ihr zu streiten. Sie hätte ihm noch härtere Dinge sagen können; zunächst war er viel zu dankbar für die Wohlthat ihrer Nähe, für die schmerzlich ersehnte Wonne, ihre Stimme wieder zu hören, als daß er ihr etwas hätte übelnehmen können.

„Es bleibt noch eins," fuhr sie mit leiserer Stimme fort, „noch eins, was so unmöglich ist, wie alles Andere. Oder würde Ihr Stolz sich nicht so sehr wie der meinige dagegen empören, daß ich Sie hier die Rolle eines heimlichen Liebhabers spielen ließe, über den erst das Gesinde im Schloß, dann die Leute im Dorf, endlich die Nachbarn und zuletzt die ganze Wiener Gesellschaft ihre Glossen machte? Vielleicht — denn ein Schwärmer, wie Sie, ist unberechenbar — vielleicht würden Sie das Unwürdige eines solchen Verhältnisses nicht empfinden, weder vor der Welt erröthen, noch vor dem Sohne der Frau, die Sie so schwer compromittirten. Und ich selbst — ich war nie in einer solchen Lage; ich will mich nicht für besser oder auch nur klüger ausgeben, als manche meiner guten Bekanntinnen, die sich über alles Gerede hinweggesetzt und einzig ihren Vergnügungen nachgelebt haben. Aber das eben ist es: den Kopf muß man erst verlieren, ehe man so etwas thut; und der meinige sitzt mir noch aufrecht auf den Schultern. Eine tolle Leidenschaft, wie die, von der Sie besessen sind, könnte mich zu einer so thörichten Schwäche fortreißen, mich blind machen für alle Folgen. Nun aber steht es anders mit mir. Ich —" sie stockte einen Augenblick — ihre Hand spielte mit dem kleinen Revolver, als wäre sie sich bewußt, daß sie einen tödtlichen Gedanken laut werden lassen wollte — dann legte sie die Waffe wieder hin.

„Lieber Freund," sagte sie zögernd, „es giebt einen frommen Betrug. Ich aber — wenn ich Sie jetzt täuschen wollte — ich würde eine Sünde an Ihnen begehen. Ich — liebe Sie nicht — ich habe Sie nie geliebt — ich würde gegen mein eigenes Herz handeln, wenn ich Ihrer unseligen Neigung nur das geringste Zugeständniß machte."

Diese Worte schienen nicht entfernt den Eindruck auf ihn zu machen, den die Sprecherin beabsichtigte. Er schüttelte

mit einem wehmüthigen Lächeln den Kopf.

„Wenn du auch mich nicht täuschen willst," sagte er sanft, „so täuschest du dich jetzt selbst. Mein Gott, wie wäre es denn möglich? Ueberlege doch nur! Ich bin weder schön noch vornehm, noch besonders liebenswürdig. Wenn es nicht jenes wunderliche Wesen, jene unverantwortliche Macht, die Herrscherin über Götter und Menschen wäre, die wir Liebe nennen, — was denn hätte uns zusammengefügt? Es mag wahr sein, du liebst mich nicht in diesem Augenblick; mit deiner klaren, klugen Art, das Leben zu ordnen, hast du dir eine Zukunft ohne mich zurechtgelegt. Nun trete ich dir unerwartet in den Weg und mache einen Strich durch deine Rechnung. Das ist dir natürlich unbequem, und nun willst du dir selber einreden, weil du mich jetzt vielleicht sogar hassest, du hättest mich nie geliebt, du würdest es auch nie wieder können. O meine Geliebte, das ist ja Thorheit und Wahnwitz, nicht aber was mich zu dir zurückgetrieben hat. Was hat man denn vom Leben, als allein die Liebe? Jetzt erst, seit ich sie kenne, ist mir's klar geworden, warum ich ein so trübsinniger Knabe war, ein so lebensmüder Student. Es ist Alles schal und abgeschmackt, in das die Liebe nicht einen Tropfen von ihrem himmlischen Tranke mischt; das hab' ich gefühlt, seit ich von dir ferne war, und wie fühl' ich's nun erst in deinem Anblick! — und wie umsonst ist es, daß du dir Mühe giebst, es dir selber zu verleugnen! In jener Nacht sprachst du anders, damals sprachst du die Wahrheit — nicht eins von all deinen Worten habe ich vergessen. Soll ich sie dir alle wiedersagen?"

Ein heftiger Kampf hatte sich während dieser Worte auf dem Gesicht der Frau wiedergespiegelt. Ein letzter Schmerz zuckte über ihren blassen Mund. Jetzt wurden die Züge still und starr.

„Ich habe dich dennoch getäuscht," wiederholte sie tonlos; „dich und mich getäuscht. Ich habe dich nie geliebt. Was ich dir gab, gab dir das Mitleiden; ich hoffte dich von deinem überspannten Wahn zu heilen, dir zu zeigen, daß der Besitz einer Frau nicht all dieser kranken Sehnsucht werth sei. Ich selbst — ich hatte keine Ursache, überschwänglich von der Liebe zu denken. Auch jetzt" — fügte sie mit unsicherer Stimme hinzu — „auch jetzt bin ich von diesem Wahne frei, der so viel Thorheit und Unglück stiftet. Kommen Sie zu sich selbst, Georg! Denken Sie von mir, was Sie wollen, bedauern, verklagen, verachten Sie mich um eines gutherzigen Einfalls willen, den ich nie bereut hätte, wenn Sie kein weichmüthiger Schwärmer wären. Aber rotten Sie den Aberglauben aus Ihrem Herzen aus, als ob ich das, was Sie Liebe nennen, für Sie fühlte, jemals für Sie gefühlt hätte. Was starren Sie mich so an, als verständen Sie mich nicht? Es ist kläglich genug von Ihnen, daß Sie mich gezwungen haben, so deutlich zu sein, Worte zu sprechen, die eine Frau, und wäre sie von allen sentimentalen Vorurtheilen noch so weit entfernt, dennoch schwer über ihre Lippen bringt. Und nun gehen Sie, und klagen Sie sich selbst an, daß wir so von einander scheiden."

Ihre Stimme zitterte, sie wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen getreten waren. Als sie sich ein wenig gefaßt hatte und wieder nach ihm umblickte, erschrak sie tödtlich.

Er stand ihr gegenüber an dem Tischchen, sein Gesicht war verzerrt, wie wenn ihn plötzlich ein Schlag getroffen hätte, seine linke Hand zupfte krampfhaft an dem seidenen Kissen des Sophas, die rechte tastete an dem Griff des Revolvers herum, er setzte mehrmals zum Sprechen an, aber nur ein keuchender Ton kam aus seiner Brust.

„Um Gotteswillen, was ist Ihnen?" rief die Gräfin. „Besinnen Sie sich doch, daß Sie einer Frau gegenüberstehen, die, was Sie auch von ihr denken mögen, es nicht um Sie verdient hat, in ihrem eigenen Hause mit Drohungen und Nachstellungen von Ihnen überfallen zu werden. Bei Allem, was Ihnen heilig ist — beruhigen Sie sich! Warten Sie, ich will Ihnen Wein kommen lassen — Sie sind von der Wanderung erschöpft — Ihre Nerven —"

Sie machte einen Schritt nach der Seite, wo der Glockenzug hing. Mit einem Sprunge war er ihr zuvorgekommen, seine Hand faßte heftig ihren ausgestreckten Arm.

„Bleiben Sie!" rief er mit erstickter Stimme. „Ich — ich brauche Nichts —

Nichts als Wahrheit! Es giebt nur Eine Wahrheit — entweder damals oder heut haben Sie mich aufs Unerhörteste belogen. Wissen Sie, was Sie damit gethan? Wissen Sie, was es heißt, einem arglosen Menschen auf ewig das Vertrauen auf die Stimme der Natur, auf den Instinct seines Herzens aus der Brust stehlen? Wissen Sie, daß Sie diesem Menschen damit die Sonne am Himmel auslöschen, daß er in ekelhaftem Zwielicht, sich selbst zum Abscheu, wie ein armes Thier im Staube hinkriechen muß? Lüge wäre es gewesen, was Sie damals mir zu eigen gab? Eine elende Komödie des Mitleids, ein Versuch, mich von einem Vorurtheil zu heilen, das mich selig machte? Aber was bleibt denn, wenn das in den Staub getreten wird? was ist denn einer Sehnsucht werth, wenn das gemeiner Betrug und Spiegelfechterei der Hölle war? So wäre es ja besser, ich machte mit dieser kleinen Maschine" — er hob den Revolver in die Höhe — „dem ganzen Possenspiel auf einmal ein Ende, als daß ich das Leben weitertrüge, mir und dir verachtungswerth, ein erbärmlicher Spuk am hellen Tage, dem Nichts mehr wahr, Nichts heilig, Nichts der Liebe und Hoffnung werth schiene. Meinen Sie nicht auch, daß ich so billiger wegkäme aus diesem Spiel, wo ich Alles verloren habe und die Ehre dazu — und den Respect vor mir selbst — und das Bischen Gehirn, das andere Bankerotteurs wieder herausreißen kann?"

Sie machte ihren Arm mit einer heftigen Geberde von ihm los. „Sie rasen!" sagte sie. „Nur zu! Ich habe es allerdings um Sie verdient. Sie verscherzen den letzten Rest von Theilnahme, den ich noch für Sie fühlte. Verlassen Sie jetzt augenblicklich dieses Haus, hören Sie wohl? Und um Ihnen jeden Gedanken an eine Wiederholung solcher Scenen abzuschneiden, erfahren Sie: ich habe mich mit dem Grafen Alexander verlobt. In drei Wochen wird die Hochzeit stattfinden. Ich merke, daß eine einsame Frau eines stärkeren Schutzes bedarf, als sie an ihrer Schwäche und Wehrlosigkeit zu haben glaubte. — Georg! — Allbarmherziger Gott — — — Georg! — —"

In diesem Augenblicke hörte Boriska, die auf dem Gange draußen herangeschlichen war, weil ihr die Unterredung zu lange dauerte, zwei Schüsse fallen, dicht hinter einander. Mit einem Schrei riß sie die Thür auf und stürzte, vom Schrecken überwältigt, über die Schwelle. Sie sah ihre Herrin blutend auf dem Teppich liegen, den Jüngling aufrecht ihr gegenüber, — die Waffe war seinen Händen entglitten, von seiner Schläfe, welche die zweite Kugel nur gestreift, floß Blut herab, sein Gesicht war leichenfahl.

Im Nu war das treue Mädchen zu der Gräfin hingestürzt und versuchte, laut um Hülfe schreiend, die Ohnmächtige aufzuheben. Georg sah ihren Bemühungen zu, ohne sich zu rühren. Als es endlich gelang, als die tödtlich Getroffene, an das Knie der Dienerin gelehnt, sich halb vom Boden aufgerichtet hatte und die Augen wieder aufschlug, fiel ihr erster Blick auf den Unglücklichen ihr gegenüber.

„Sie sind — ein Thor!" hauchte sie mühsam. „Was haben Sie nun da gemacht? Haben Sie denn im Ernst glauben können, dieser Graf Sandor — laß mich nur liegen, Boriska, ich — ich fühle gar keinen Schmerz — der Herr Candidat, — sieh nur wie er blutet — ich habe mit dem Revolver gespielt, da ist das dumme Ding — Aber gehen Sie, gehen Sie, Georg, lassen Sie sich verbinden; — ich — um mich haben Sie keine Sorge, mir ist sehr wohl — und geben Sie mir noch eine Hand — so, sans rancune, lieber Freund, nicht wahr? Es ist ja kein Wort wahr von Allem, was ich Ihnen vorhin gesagt habe — die reine Nothlüge — und Sie wunderlicher Mensch, haben Sie denn nicht gemerkt, — gehen Sie, gehen Sie — ich bitte es Ihnen tausendmal ab — ich — habe Sie nur allzu sehr geliebt — aber nun ist es nicht mehr zu ändern — Boriska — ein Glas Wasser — mein Sohn — !"

Sie schloß die Augen und stieß einen tiefen Seufzer aus. „Heilige Mutter Gottes, sie stirbt! Hülfe! zu Hülfe!" schrie das Mädchen in heller Verzweiflung.

Die stolze, herrliche Gestalt glitt ihr aus den Armen auf den Teppich. In diesem Augenblicke stürmte der Haushofmeister mit dem übrigen Gesinde herein, durch die Schüsse und das Geschrei der Dienerin allarmirt. Hinter ihnen wankte der junge Graf in seinen Nachtkleidern. Als er Georg der todten Mutter gegenüberstehen sah, immer noch wie ein steinernes

Bild ohne jedes Zeichen des Lebens, stieß er einen Freudenruf aus und stürzte ihm an den Hals. Da erst kam der Unglückselige zur Besinnung! Er löste die Hände seines Zöglings von seinem Hals und führte ihn mit sanfter Gewalt, ohne ein Wort zu reden, hinaus. Dann schloß er sich mit ihm ein, und man sah die ganze Nacht das Licht in den Zimmern der beiden Jünglinge brennen.

Der Haushofmeister hatte sofort einen reitenden Boten in die Stadt geschickt, um das Ereigniß dem Gericht anzuzeigen. In der ersten Frühe kamen Gensdarmen, den muthmaßlichen Thäter zu verhaften. Er trat aus der Thür, die über Nacht von den Knechten des Schlosses bewacht worden war, und deutete ihnen mit einer Geberde an, daß sie keinen Lärm machen möchten, da der junge Graf schlummere. Dann folgte er ihnen in den Wagen, der ihn in das Gefängniß bringen sollte. Er sprach nicht eine Silbe mehr, weder unterwegs, noch vor Gericht. Am sechsten Tage nach dem ersten Verhöre fand man ihn entseelt in seinem Kerker. Er hatte die Speisen, die man ihm gebracht, beharrlich unberührt gelassen. Seine Züge waren ruhig und trugen keine Spur eines Seelenkampfs noch leiblicher Schmerzen.

Graf Stephan überlebte den Freund und die Mutter noch viele Jahre. Anfangs fragte er dann und wann nach Beiden. Dann erlosch der letzte Funken der Erinnerung, und nur das Geigenspiel, das dann und wann in dem öden Schlosse zu vernehmen war, klang wie eine Todtenklage um verlorenes Leben und verlorene Liebe.

Thomas Carlyle.

Von

Julian Schmidt.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Bei einer Charakteristik Voltaire's scheint jene Ermahnung, man solle nicht ohne Weiteres den Stab brechen, an andere mißwollende Kritiker gerichtet zu sein, in der That aber adressirt sie sich an sein eigenes Gefühl, insofern es das Urtheil beeinflußt. Eigentlich ist ihm Voltaire im Grund der Seele zuwider, er sucht sich zur Liebe zu zwingen, aber mit Zwang kommt man in solchen Dingen nicht weit. Insofern bringt das Schielende jenes Satzes auch etwas Schielendes in die Darstellung: das ursprüngliche Gefühl wechselt immer die Stimme mit dem reflectirten Pflichtgefühl, und wenn dieses sich vernehmen läßt: Voltaire hatte einen festen Willen, ein scharfes Auge, er war im Grunde gutmüthig, er liebte die Wahrheit! so klingt jenes immer dazwischen: er liebte nur die Wahrheit, die Beifall versprach, es war in ihm keine Spur von Ernst, die göttliche Idee der Welt war ihm völlig verborgen, er hatte keinen einzigen großen Gedanken, seine Phantasie war ohne Gestaltung, kurz er war das Gegentheil alles echten Heldenthums. Hätte Carlyle seine Darstellung entweder so geordnet, daß er die positiven und die negativen Eigenschaften eine nach der anderen abhandelte, oder hätte er einfach erzählt und seine Urtheile nur gelegentlich angebracht, so würde er dem Leser wenigstens zum eigenen Urtheil Freiheit gelassen haben; da aber Alles durch einander auftritt, so empfangen wir wohl eine Reihe glänzender und auch wahrer Anschauungen über Voltaire, aber eine wirkliche Gestalt weder im guten noch im schlimmen Sinne tritt uns entgegen; und eine lebendige Seele darzustellen hielt Carlyle doch selbst für seine Aufgabe. Um ihn historisch aufzufassen, konnte es wohl ein unzweckmäßigeres Mittel geben, als die mythischen Ausdrücke des Novalis und der Religionslehrer aus den Wanderjahren mit ihm in Verbindung zu setzen? Carlyle weiß sehr gut, daß Heinrich von Ofterdingen und die Wanderjahre einem anderen Zeitalter angehören als Voltaire, aber er selbst steckt so fest in diesem anderen Zeitalter, daß er nur von ihm aus Voltaire betrachten kann, und wenn er diesem vorwirft, er betrachte alle Dinge nur durch die Brille des Antichristenthums, so kann ihm Voltaire erwidern: du betrachtest mich nur durch die Brille des Christenthums, so weit es in den Wanderjahren steht! Du hattest die beste Absicht, mich von meinem Zeitalter aus zu verstehen, aber dies mein Zeitalter ist deinem Gemüth so verhaßt, daß du ihm auch nicht gerecht werden

kannst! Du hast ein schönes suchendes Auge, aber es weiß den Dingen nicht anders beizukommen als mit dem vollen Blick der Liebe und Ehrfurcht oder mit dem Lächeln des Humors; und beides kann dem reinen Anschauen wohl nachhelfen, aber es nicht ersetzen.

Von diesem Gefühl, das in der Farbe der Darstellung etwas Schillerndes ist, muß man absehen; im Einzelnen finden sich in dem Essay die feinsten und geistvollsten Anschauungen, und er kann sich neben dem Besten, was noch heute über Voltaire geschrieben ist, sehr wohl sehen lassen.

Der zweite Aufsatz über Diderot, geschrieben 1833, gehört im Wesentlichen zu der nämlichen Gattung, nur mit dem Unterschied, daß Diderot's Person dem Darsteller sympathischer ist. Bei den leidenschaftlichsten Anklagen gegen den herrschenden Skepticismus und Materialismus des Zeitalters thut es wohl, einmal einer Stelle freundlichen Humors zu begegnen. Eigentlich hätte Diderot's Philosophie zur Immoralität führen müssen, aber seine gute Natur fand einen Ausweg. Unaufhörlich klingen bei ihm die Worte Tugend, Ehrbarkeit, Empfindung, edle Seelen: wie unaussprechlich gut ist es, tugendhaft zu sein! wie erfreulich! wie erhaben! — „Im Namen des Teufels und seiner Großmutter!" ruft Carlyle, „so sei doch tugendhaft und halte endlich das Maul!"

Aber wenn er mit solchem Ausspruch mit Recht die Gefühlsphilosophie als ungenügend verurtheilt, merkt man doch ein wesentliches Interesse heraus an der Person, die mittelbar von dieser Verurtheilung betroffen wird.

In dem dritten Aufsatz, über Cagliostro, wird die romantische Seite der Aufklärungszeit dargestellt, diesmal in der historischen Form, darum recht unterhaltend. Daran schloß sich in demselben Jahre, wo die Geschichte der französischen Revolution erschien, 1837, eine Darstellung des Halsbandsprocesses, eine Kritik der neueren Historiker jener Zeit und eine Charakteristik Mirabeau's. Die letztere, veranlaßt durch die Memoiren, die von Mirabeau's Adoptivsohn herausgegeben wurden, erfüllt ihren Zweck nicht recht: das Ungeordnete in jenen Memoiren wird hart getadelt, und doch wird man aus ihnen auch bei flüchtiger Lectüre von Mirabeau mehr erfahren als bei der späteren Anzeige, die doch leicht Alles kräftiger hätte zusammendrängen können. Die Schlußmoral, daß alle Menschen unvollkommen sind, war des Aufhebens nicht werth. Mirabeau ist gewiß im höchsten Grade interessant durch seine traurigen Jugendschicksale, seine Liebe und seine Beredsamkeit, aber das Alles macht doch nicht den historischen Mirabeau: um diesen klar zu stellen, hätte gründlich untersucht werden müssen, ob die Zwecke, die er sich setzte, haltbar, und ob die Mittel, die er vorschlug, zur Durchführung derselben geeignet waren.

Ueber die „Geschichte der französischen Revolution" 1837, die ich in der Nationalzeitung ausführlich behandelt habe, gebe ich hier nur einige Notizen.

Carlyle's Zweck ist ein doppelter. Einmal will er die Geschichte in ein wirkliches Bild verwandeln, und zwar in ein Bild, in welchem alle charakteristischen Momente der Cultur gleichmäßig hervortreten. Mit Recht beginnt er mit dem Tode Ludwig XV. Die Ereignisse von 1775—1789 greifen scharf in einander, und ohne die Einsicht in diesen Zusammenhang findet man für das, was später geschah, gar kein Verständniß. Der revolutionäre Geist springt nicht auf einmal gewappnet aus der Erde, man kann Schritt für Schritt verfolgen, wie sich die Masse zusammenballt, bis sie endlich zu einer unwiderstehlichen Macht wird. Hier gebraucht nun Carlyle den nach meiner Ansicht vollständig gerechtfertigten Kunstgriff, aus den zahlreichen Memoiren, die ihm vorlagen, die Lebensschicksale der einzelnen Persönlichkeiten über die Zeit hinaus, wo sie in die Oeffentlichkeit traten, zu verfolgen, und was mit ihnen vorging, chronologisch in den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu verweben. Ohne eine künstlerische Hand wäre das nicht durchzuführen, aber Carlyle besitzt diese Hand und weiß die Fäden so geschickt in einander zu schlingen, daß man ungefähr den Eindruck eines historischen Romans empfängt. Was in jeder Phase der Entwickelung mit jedem Einzelnen vorging, dient dazu, in Beispielen den Geist des Ganzen zu illustriren; alles Anekdotische hat einen symbolischen Sinn. Carlyle bemüht sich, Alles, was er erzählt, zu sehen und in der Form eines Porträts wiederzugeben; wo

die Quellen nicht ausreichen, kommt ihm die Phantasie zu Hülfe, und seine Phantasie ist im Ganzen gesund: sie arbeitet nicht willkürlich, sondern mit sicherem Instinct der Analogie und Evolution.

Carlyle's Darstellung ist humoristisch. Schon die Ueberschriften haben oft einen scurrilen Charakter, und mit besonderem Behagen wird ein Sturzbad angewandt, wenn man eben ins Sieden gerathen ist. Diese Form des Humors entspricht seiner Anschauung vom Leben. Er weiß, daß die Motive, über welche die Menschen sich Rechenschaft geben, selten die wirklichen Motive sind, und darin liegt die den Menschen und Handlungen innewohnende Ironie; aber diese Ironie soll den Werth und die Bedeutung keineswegs aufheben, sie soll im Gegentheil die wirkliche Macht, die im Bewußtlosen liegt, stärker hervortreten lassen. Die Menschen täuschen sich über ihren Kern, aber der Kern ist da, und ihn zu treffen ist der Humor am meisten geeignet, wenn er nicht blos verneinend sein will.

Darin liegt die Verwandtschaft Carlyle's mit einem geistvollen französischen Geschichtsschreiber, mit Jules Michelet. Die nachschaffende Kraft der Phantasie und der Spürsinn für geheime Motive ist bei beiden gleich, auch die desultorische Form des Vortrags; es kommen lange Stellen vor, wo man sie verwechseln möchte. Aber bei Michelet überwiegt die verneinende Richtung; die Ironie verführt ihn oft oder fast immer, auch das Große in Stücke zu schlagen und als Nichts zu betrachten.

Carlyle's Haß gegen das Unwahre und Unechte ist nur die andere Seite seines festen Glaubens an das Wahre und Echte; nur darum wischt er gewaltsam allen Schein weg, weil er überzeugt ist, damit zum wahren Wesen, zum Leben vorzudringen. So nahe sich oft die beiden Schriftsteller berühren, Carlyle bleibt ein Gläubiger, während Michelet nur durch künstliche Hitze seinen Unglauben zur Exaltation steigert.

Darum ist für Carlyle das farbenreich humoristische Bild nur Mittel, nicht Zweck: sein Zweck ist, aus diesem bunten Schillern der Oberfläche die bleibenden, ewigen Gesetze der Natur und Gottes heraus zu finden. Dies Ringen nach dem Ewigen giebt seinem Buch jenen poetischen Hauch, der die Theilnahme des Lesers zwingt, auch wenn er es aufgiebt, sich aus ihm zu unterrichten.

IV.

Wenn Carlyle's Neigung und Idealismus sich am wärmsten in den Essays über deutsche Literatur ausspricht, so tritt seine Natur am energischsten in denen über britische Schriftsteller hervor, die einmal von seinem Fleisch und Blut sind. Abgesehen von einem kleinen Aufsatz über Edward Irving 1835 kommen namentlich drei in Betracht: über Burns 1829, über Samuel Johnson 1832 und über W. Scott 1838. Daran schließt sich das größere historische Werk über Cromwell, dessen Vorarbeiten noch zu einer Reihe von Monographien geführt haben.

Unter diesen Versuchen ist der beste der über Burns, der schlechteste der über W. Scott. Jeder ehrliche und tüchtige Mensch möchte von einem geistreichen Beurtheiler so aufgefaßt werden wie Burns von Carlyle, mit warmer Liebe, verständnißvoller Theilnahme, scharfem Spürsinn für das Große seines Schaffens, und Milde gegen die unverkennbar hervortretenden Schwächen. Was in seinen Gedichten bedeutend, was in seinem Leben und in seinen Irrfahrten interessant ist, findet Alles hier seine Stelle, und die Wärme des Darstellers theilt sich dem Leser mit, der noch durch zahlreiche Citate in den Stand gesetzt wird, das mitgetheilte Urtheil an dem eigenen zu prüfen.

Nicht ganz den Beifall kann man aussprechen, wenn man den Essay als eine Biographie oder wenigstens als den Auszug aus einer Biographie betrachtet: da Carlyle verschmäht, die Gedankenformen Zeit und Raum in seine Darstellung zu übertragen, tritt der Zusammenhang des Lebens eben so wenig deutlich hervor wie seine bestimmenden Motive; kurz wir gewinnen wohl Theilnahme für den Gegenstand, aber kein rechtes Bild. Und doch ging der Verfasser auf eine Biographie aus, und stellte die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens gehörig ans Licht. Was Carlyle an seinem Helden hauptsächlich rühmt, ist seine Aufrichtigkeit, die Luft der Wahrheit, die man bei ihm athmet. Er schreibt niemals nach Hörensagen; was er auch in seinen Dichtungen darstellt, Leidenschaften, Gedanken, zarte

und tiefe Züge des Gemüths, ist Alles aus seiner eigenen Seele oder aus unmittelbarer Anschauung geschöpft. In dieser Beziehung stellt er ihm einen anderen großen Dichter jener Zeit, Lord Byron, gegenüber, an den er mannigfach erinnern soll: nur geberden sich Byron's sämmtliche Helden wie tragische Schauspieler, und das Einzige, was sich dem Begriff eines aufrichtigen Werkes wenigstens einigermaßen nähert, sind einzelne Stellen aus dem Don Juan. Ich habe aus Carlyle's Werken sämmtliche Aussprüche über Lord Byron zusammengestellt, und finde, daß er ihm in keiner Weise gerecht wird. Nicht daß er etwas Ungerechtes über ihn sagte: Byron beschäftigte sich gewiß zu sehr mit sich selbst; er suchte das Unendliche nur in den Beziehungen seines Schicksals; er hatte keine Ehrfurcht vor der Welt und ihren Gedanken. Aber Carlyle selbst nennt ihn einen großen Dichter, und da er häufig auf ihn zu sprechen kommt, mußte doch irgend einmal zum Vorschein kommen, worin seine Bedeutung liegt. Macaulay ist im Verhältniß zu Carlyle gewiß ein höchst nüchterner Kritiker und hat für die aristokratischen Neigungen des Lords so wenig Sympathie wie jener: aber gerade weil er ruhig analysirt, findet man bei ihm doch mehr Winke über das, worauf es ankommt. Selbst das Bild von Burns wird durch diese Parallele, weil sie nicht vollständig ausgeführt ist, einigermaßen in Verwirrung gesetzt.

Gleichviel! sowohl über die Anmuth als über die Stärke seines Talents empfängt man erfreuliche Aufschlüsse, und gern pflichtet man dem Verfasser bei, daß, so schlecht es auch dem Dichter ging, sein von Poesie erfülltes Leben dennoch kein unglückliches war: es offenbart sich in ihm eine große und im Ganzen schöne Naturerscheinung.

Im Laufe seiner Untersuchung tritt ein Gedanke ein, der hier hervorgehoben werden muß.

„Das Leben und die Natur des Menschen erfüllt sich nach ewigen Gesetzen, der Dichter muß ein Auge haben, sie zu lesen; er ist ein Vates, ein Seher; hat das Leben keine Bedeutung (meanings) für ihn, die ein Anderer nicht in derselben Weise entziffern kann, so ist er kein Dichter, und selbst der delphische Gott wird ihn nicht zu einem machen."

Wenn man diesen Satz ganz allgemein hält, so könnte man ihn vielleicht gelten lassen, nicht aber in seinem Wortverstand. Der Dichter hat nicht blos die geistige Bedeutung der Dinge zu zeigen und dadurch das Gemüth der Menschen zu erweitern; er hat auch Gestalten hervorzubringen; weiß er Gestalten anschaulich zu machen, die man noch nicht gesehen und die doch werth waren, gesehen zu werden, so ist er doch ein Dichter, auch wenn er über die tiefere Bedeutung derselben nicht reflectirt hat.

Mir scheint, daß diese Zumuthung an den Dichter ihn auch bei seinem Urtheil bei W. Scott mißleitet hat. Dieser Essay kommt mir noch wunderlicher vor als der bekannte Angriff von Gervinus: denn dieser trägt sein Mißwollen offen zur Schau, und wenn man sich erst einmal in seine Stimmung versetzt hat, wundert man sich über gar nichts mehr. Carlyle dagegen scheint den Dichter mit Sympathie zu betrachten, er spricht sich zum Schluß sogar in Rührung. „Und nun fällt der Vorhang, und der Starke ist nicht mehr. Als er schied, nahm er eines Mannes Leben mit sich. Keine gesundere Gestalt von britischer Mannhaftigkeit ging aus diesem 18. Jahrhundert hervor. Ach dieses gute, gescheute, ehrliche schottische Gesicht war tief von Kummer und Sorge durchfurcht! wir werden es nie vergessen, obgleich wir es nie mehr sehen. Adieu Sir Walter! Stolz aller Schotten! nimm mein stolzes und trauriges Lebewohl."

Nach diesem Schluß sollte man wohl nicht erwarten, daß der wesentliche Inhalt des Aufsatzes war, W. Scott als einen schnellfingerigen Schreiber zu schildern, der, um Geld zu verdienen, eine Masse Sachen zusammenschrieb, die man damals auf dem Sopha ohne Nachdenken bequem lesen konnte.

Carlyle macht darauf aufmerksam, daß kein Dichter so viel Bände geschrieben hat und darin doch so wenig Sentenzen, die man citiren könnte. Es ist möglich: aber er hat eine Menge Gestalten und Bilder hinterlassen, die man citiren kann, und die Keiner eifriger citirt als Carlyle selbst. Wo er einen Typus braucht, greift er beliebig in W. Scott hinein, und findet reichlich, was er sucht. Gleich in der Einleitung wählt er einen falschen Augenpunkt:

er legt sich die Frage vor, ob W. Scott ein großer Mann war? Darüber könne man streiten, jedenfalls war er ein beachteter und beachtenswerther Mann; freilich zum Theil deshalb beachtet, weil er so viel geschrieben hat, und das ist doch ein ungenügendes Motiv. „Nicht was auf der Oberfläche steht, bestimmt den Werth, sondern was darunter liegt; das unterirdische Element, aus dem es entsprang. Unter allem Sprechen, das etwas taugt, liegt ein Schweigen, das mehr taugt. Schweigen ist tief wie die Ewigkeit, Sprechen ist schal wie die Zeit. Paradox sieht das aus? Wehe dem Zeitalter, wehe dem Menschen, dem völlig ausgesprochenen, dessen Werke verweht werden wie der Sand der Sahara, dem diese weltalte Wahrheit seltsam scheint!“

Soll damit nur gesagt werden, daß der Werth eines Dichters nicht durch die Masse seiner Werke bestimmt wird, so hätte Carlyle den sehr erstaunlichen Vergleich mit Kotzebue nicht nöthig gehabt, um seine Ansicht zu belegen, wollte er aber behaupten, daß die große Zahl der Werke die Größe des Schriftstellers unmöglich macht, so würde ihn nicht blos Calderon widerlegen, sondern selbst Shakespeare, der ja auch ziemlich viel geschrieben hat. Zuletzt findet Carlyle selbst, daß es ein Wortstreit ist, aber diesen Wortstreit zu erregen, war entweder ein unerlaubter Kunstgriff oder eine Ungeschicklichkeit. Natürlich war W. Scott kein Dichter, den man in irgend einer Weise mit Homer oder Dante oder Shakespeare vergleichen kann; wem fällt aber auch so etwas ein, dem bescheidensten aller Dichter gegenüber? Hätte Carlyle den Essay über Burns oder Johnson mit der Frage angefangen, ob diese Leute wohl mit Shakespeare verglichen werden könnten? so würde er auch sie in ein falsches Licht gestellt haben.

Nachträglich werden Sir Walter freilich viel gute Worte gesagt: er war durchaus aufrichtig, in ihm steckte keine Spur von Affectation oder Uebertreibung, er gebraucht nie eine Phrase; er war ein braver, entschlossener und tapferer Mann; in älteren Zeiten wäre er mit Jubel auf eine Grenzfehde ausgeritten. Er war geistig und leiblich durchaus gesund, harmonisch in seiner Natur, fröhlich in seinem Herzen; der Byronismus hat ihn nie angefochten. Nie hat Schottland einen so durch und durch nationalen Dichter hervorgebracht, nie einen, in dem sich die alte presbyterianische Bildung so bestimmt aussprache. Nie hat seit Shakespeare's Zeit ein großer Sprecher so bewußtlos aus dem Innern heraus gesprochen, nie hat in diesem Zeitalter des Unglaubens und des Zweifels ein Mensch einen so freien und weiten Sinn für alles Lebendige gehabt, nie einer so frei und so gesund nach der Natur gezeichnet. Seine historischen Novellen haben die Welt eine Wahrheit gelehrt, die jetzt trivial klingt, die aber zu seiner Zeit Niemand wußte: daß nämlich in früheren Jahrhunderten die Welt nicht blos von Protocollen, Staatspapieren und Abstractionen erfüllt war, sondern von lebendigen Menschen. — Das ist Alles sehr richtig, man könnte gar nicht mehr verlangen, aber es steht an Stellen, auf die kein Ton fällt; in den betonten Stellen heißt es immer: es war eine weltliche Existenz, es war nichts Geistliches an ihm, Alles ökonomisch, von der Erde; und darum ist er qualitativ nicht blos von Shakespeare und Goethe, sondern von Burns und Johnson geschieden. — Wie das Arrangement, auch bei völlig gleichem Material, den Eindruck ändert, erkennt man bei dem Bericht über Scott's Ausgang. Plötzlich, bereits im höheren Alter, sieht er sich nicht allein verarmt, sondern von Schulden überhäuft; er begegnet diesem Geschick wie ein braver stolzer Mann von Welt; er ringt mit ungeheuerer Kraft bis ans Ende. Carlyle lobt das, kann sich aber doch nicht erwehren, die Zwischenbemerkung einzuschalten: „vielleicht hätte es noch einen stolzeren Weg gegeben: offen seinen Bankerott zu bekennen, zu bekennen, daß sein bisheriges Leben ein falsches war und irgend wo anders eine Zuflucht zu suchen.“ — Wahrscheinlich am Strick!

Ich habe vielfach darüber nachgedacht, was eigentlich Carlyle gegen seinen Landsmann verstimmen konnte, dem er in seiner ganzen Bildung vielleicht eben so viel verdankte als Goethe. In seinen Essays ist wohl der Cultus des Schmerzes, die Verehrung großer Männer u. s. w. Goethe'scher Einfluß, in seinen größeren historischen Werken aber hat er das Bestreben, ver-

gangene Zeiten mit Menschen von Fleisch und Blut auszufüllen, nicht Goethe, sondern W. Scott zu verdanken, dem es ohne Ausnahme sämmtliche Geschichtschreiber der neueren Zeit abgelernt haben. Carlyle hat unsere deutschen Schriftsteller in England so tapfer zu Ehren gebracht, daß ich den besten Dank abzustatten glaube, wenn ich mich gegen ihn seines schottischen Landsmannes annehme.

Was ihn gegen W. Scott verstimmte, waren, wie ich glaube, die vollkommenen jungen Gentlemen, die W. Scott allerdings erfunden hat, die Morton, die Guy Mannering u. s. w.; aber auch diese Gentlemen waren eine wirkliche historische Erscheinung und eine segensreiche Reaction, gegen die Lumpen, die in der früheren englischen Literatur eine so große Rolle spielten. Zudem erfüllen diese Gentlemen nur die Aufgabe des ehrlichen W. Meister: sie geben den volksthümlichen Originalen Gelegenheit, sich zu zeigen, die bei keinem in größerer Fülle auftreten als bei W. Scott, die Carlyle gern nachzeichnen möchte, nur daß sein Humor nicht ergiebig genug ist.

Der dritte Essay ist der über Samuel Johnson, der weniger durch seine Schriften als durch die Anekdoten, welche ein gewisser Boswell von ihm aufbewahrt hat, im Angedenken der Engländer lebt. Von diesem Buche wurde 1839 eine neue schlechte Ausgabe gemacht, welche sowohl Carlyle als Macaulay zu einer Anzeige veranlaßte. Bei Macaulay empfängt man durch einige scharfe Striche ein bedeutendes Bild der beiden höchst wunderlichen Figuren, und wenigstens eine ungefähre Vorstellung von dem, was Johnson geleistet und was er verfehlt hat. Bei Carlyle wird die Empfindung so stark, daß sie ihn bis zur Unklarheit übermannt. — Das Einzige, was die Welt retten kann, ist der Cultus der Helden, er ist das Symbol für die Gottähnlichkeiten im Menschen, und Boswell, obgleich durchaus Hanswurst und Schmarotzer, wird rührend als Märtyrer dieser ewigen Wahrheit. Von dem alten Johnson aber scheint namentlich ein Ausspruch die Bewunderung seines Kritikers hervorgerufen zu haben: „reinigt euer Gemüth von Phrasen!“

Carlyle nennt Johnson den letzten echten Tory, den specifisch englischen Charakter, dem keine Nation etwas Aehnliches an die Seite zu stellen habe, während sich die Humes allerwegen finden; er weiß auch so überzeugend in uns einzureden, daß wir ihm willig glauben, und gern etwas Näheres über diesen Mann erfahren möchten; aber sobald Carlyle anfängt zu erzählen, wird er vom Gefühl überwältigt, und wir hören wieder von dem unermeßlichen Abstand der Zeit und der Ewigkeit und von der ungeheuern Bedeutung des Schweigens, obgleich sowohl Johnson als Boswell große Schwätzer waren, und auch Carlyle über das Schweigen mehr Worte macht als nöthig wäre. Hier zeigt sich nun der Abstand zwischen Carlyle und W. Scott. W. Scott nimmt eine Figur wie Nicol Jarvin oder David Deans oder Balfour von Burley: wir sehen sie vor uns, sie bewegen sich so frei und natürlich, daß wir sie immer von Neuem wieder betrachten. Wir können das allerdings vom Sopha aus, wir haben nicht nöthig, uns auf die Kniee zu werfen, über ihre tiefere Bedeutung belehrt uns der Dichter keineswegs: da er sie selbst giebt, so glaubt er keinen Commentar nöthig zu haben. Nun ist Samuel Johnson offenbar eine ähnliche Figur, Macaulay macht es ungefähr wie W. Scott: freilich referirt er nur, während dieser zeigt. Carlyle dagegen spricht über ihre tiefere Bedeutung, aber er zeigt sie nicht, und wir möchten ihm mit seinen eigenen Worten gern zurufen, was er Diderot zuruft: „im Namen des Teufels und seiner Großmutter! so höre doch endlich auf, von ihrer tieferen Bedeutung zu reden, und zeige sie uns!“

Auch in sein Werk über den „Cultus der Heroen“ 1841 hat Carlyle einen Schattenriß von S. Johnson aufgenommen: er gehört in die Reihe, die mit Odin beginnt und mit Cromwell endigt. Der Letztere ist der Held seines Herzens; ich theile wenigstens Einiges mit.

Ein unarticulirter Prophet, ein Prophet, der nicht sprechen konnte; roh, verworren, nach Ausdruck ringend mit seiner ungestümen Tiefe, mit seiner wilden Aufrichtigkeit, nahm er sich fremdartig aus unter den zierlichen Schönrednern. Eine Wirre von Teufelsvisionen, nervenkranken Träumen, fast halb Wahnsinn, und dennoch eine solch helle entschlossene Mannes-Thatkraft mitten in alledem wirksam. Ein

chaotischer Mann! Ein Strahl wie von lauterem Sternenlicht und Feuer in einem solchen Element grenzenloser Hypochondrie, gestaltlosem Schwarz der Finsterniß wirkend. Und dennoch, was war sogar diese Hypochondrie anders als gerade die Größe des Mannes, die Tiefe und Weichheit seines wilden Gemüths, die Fülle von Mitgefühl für die Dinge, die Fülle von Einsicht in das Wesen der Dinge, die seiner noch wartet, die Meisterschaft, die er noch über sie erlangen wird: das war seine Hypochondrie. Des Mannes Elend kam wie das Elend des Menschen überhaupt von seiner Größe. Es ist der Charakter eines prophetischen Menschen, eines Menschen, der mit seiner ganzen Seele sieht und nach Sehen ringt.

Aus diesem Grunde erklärt sich seine angebliche Verworrenheit der Rede. Ihm selbst war der innerste Sinn sonnenklar, aber die Form, worin er ihn zu kleiden hatte, stand ihm nicht zu Gebote. Sein Leben war ein schweigsames gewesen, von einem großen unbenannten Meer von Gedanken umschwebt, und in seiner Lebensart wenig Veranlassung zum Versuche, dies zu nennen oder auszusprechen. Verstand ist nicht sprechen und logisch auseinandersetzen, es ist sehen und erkennen.

Cromwell's Gewohnheit zu beten ist ein bemerkenswerther Zug in ihm. Seine großen Unternehmungen wurden alle mit Gebet begonnen. In dunkeln, unlösbar scheinenden Schwierigkeiten pflegten seine Officiere und er sich zu versammeln, und Stunden, Tage lang in brünstigem Gebet einander abzulösen, bis irgend ein bestimmter Entschluß unter ihnen aufstieg. Das Licht, das ihnen in der Gestalt aufging — wie könnte eine menschliche Seele zu Besserem gelangen? Die das Scheinheiligkeit nennen, sind nicht befugt von derlei Dingen zu sprechen: sie haben niemals einen eigentlichen Vorsatz gefaßt, sie begnügten sich damit, Auskunftsmittel, Abfindungen abzuschätzen und zu wagen; Stimmen, Rathschläge zu sammeln; sie befanden sich niemals allein mit der Wahrheit und dem Wesen einer Sache.

Trotz seiner Verworrenheit hatte Cromwell gleich zu Anfang als Redner Gewicht. Es ward ihm zugetraut, daß er mit seiner rauhen leidenschaftlichen Stimme immer etwas meinte, und man wünschte zu wissen, was? Seine Worte waren wahre Worte und durften sich selbst überlassen bleiben.

Alle Parteien fanden sich in ihm getäuscht. Ist das aber nicht das unvermeidliche Schicksal jedes überlegenen Menschen? Jeder Mensch ist befugt, selber zu entscheiden, wie viel von seinen Gedanken er anderen Leuten und sogar denen, die mit ihm zusammenwirken wollen, zeigen will. Cromwell sprach ohne Zweifel oft im Dialekt kleiner untergeordneter Parteien, äußerte gegen sie einen Theil seiner Gesinnung; jede kleine Partei hielt ihn für ganz und gar den ihrigen. Daher ihre Gesammtwuth, da sie fanden, daß er mit nichten von ihrer Partei, sondern von seiner eigenen Partei war. War er deshalb zu tadeln? An jedem Punkt seines Geschichtslaufs mußte er unter solchen Leuten gefühlt haben, wie dieselben, wenn er ihnen reine tiefere Einsicht öffnete, entweder erschrocken davor zurückgebebt sein würden, oder, falls sie darauf eingingen, wie alsdann ihre eigene beschränkte, aber in sich feste Auffassung, die Auffassung, vermittelst deren sie allein handeln konnten, völlig erschüttert werden mußte. Es ist das die unvermeidliche Stellung eines großen Menschen unter kleinen.

Der gemeine Geschichtschreiber eines Cromwell geht mit dem Gedanken zu Werke, als habe dieser den Vorsatz gehegt, Vertreter von England zu werden, da er noch die Marschlande von Cambridge pflügte. Seine ganze Laufbahn habe ihm im Entwurf vorgeschwebt; ein Programm des gesammten Drama, das er hernach, als er dazu kam, mittelst allerlei Pfiffe und Ränke und mit täuschender Schauspielerkunst Schritt vor Schritt dramatisch entwickelte. Man bedenke nun, wie entgegengesetzt die Wirklichkeit ist. Wie viel von seinem eigenen Leben sieht einer von uns voraus! Eine kurze Strecke vor uns ist Alles dunkel, ein unaufgewickelter Strang von Möglichkeiten, Besorgnissen, Anschlägen, ungewiß schwebenden Hoffnungen. Dieser Cromwell sah sein Leben mit nichten so programmweise vor sich ausgebreitet liegen: wir sehen es so, aber für ihn war es keineswegs so.

Die gemeinen Geschichtschreiber verkennen ferner die Natur des echten Ehrgeizes. Man betrachte doch den Menschen, der sich elend fühlt, weil er nicht vor anderen aus-

gezeichnet wird, dem es vor kitzelhafter Reizbarkeit und Sorgen um seine Anlage und Ansprüche immerfort darum zu thun ist, sich zu zeigen; bestrebt, Jedermann zu zwingen, gleichsam Jedermann anflehend, ihn ums Himmelswillen für einen großen Menschen zu halten! Weil nichts in ihm ist, hungert und dürstet er danach, daß man etwas in ihm finde.

Was konnte einem Cromwell dabei herauskommen, von geräuschvollen Menschenhaufen bemerkt zu werden? Gottes Wort, so wie die Puritanerpropheten jener Zeit es verstanden, das allein war groß, alles Uebrige war klein für ihn. Aber es ist ein unwiderstehlicher Trieb in jedem Menschen, sich der von Natur ihm angeborenen Größe gemäß zu entwickeln, auszusprechen, auszuüben, was die Natur in ihn gelegt hat. Das ist schicklich und unvermeidlich, ja es ist der Inbegriff aller Pflichten für den Menschen.

Von früh an hatten die Leiden der Kirche schwer auf seiner Seele gelastet. Lange Jahre hatte er dem zugesehen, mit Stillschweigen, mit Gebet, mit fester Zuversicht, daß ein solches Treiben nichtig, ungerecht, nicht für immer dauern könne. Und nun bricht es an, nach zwölf Jahren stillen Wartens regt sich ganz England. War ein solches Parlament nicht werth, daß man Theil daran nahm? Cromwell warf sein Ackergeräth weg und eilte dorthin.

Jeder große Schritt wurde ihm aufgedrängt. Kein Anderer wußte, was zu thun sei, er wußte es und that es. Auch nach dem Siege durfte er nicht zurücktreten von seiner Sache, denn noch immer war er der Einzige, der unter einer Reihe von Schwätzern handeln konnte. Er opferte die Formeln dem Wesen der Sache und that recht daran. Sein Leben war voll von Mühsal und Streit nach Innen und Außen, aber es war eine Realität in der Geschichte.

Die gemeinen Philosophen stellen sich das Problem: man setze eine Welt von Schelmen voraus und bringe die Ehrlichkeit aus ihrer Gesammtwirkung zu Stande. In der Wirklichkeit geht nur aus dem Echten das Echte hervor. Der große Mensch ist immer eine Naturkraft: Alles was wahrhaft groß in ihm ist, entspringt aus den unarticulirten Tiefen.

„Es ist kein gutes Symptom weder für Nationen noch für Individuen, wenn sie sich stark auf Weissagen legen. Glückliche Menschen sind voll von der Gegenwart, die sie befriedigt, weise Menschen ebenso, da ihre Pflichten sie beschäftigen. Unser großes Geschäft ist unzweifelhaft nicht, zu sehen, was dunkel in der Ferne liegt, sondern zu thun, was klar auf der Hand liegt."

So beginnt Carlyle den ersten seiner Essays, in welchem er mit seinen tiefern Ueberzeugungen heraustritt: „Zeichen der Zeit" 1829; es ist daran zu erinnern, daß er eben vom Studium des Novalis kam.

„Aber," fährt er fort, „es liegt einmal in der menschlichen Natur, die Zukunft voraus zu nehmen, hauptsächtlich in Zeiten des Unglücks bei Nationen greift eine solche Neigung stark um sich, Einer reizt und bestärkt den Anderen, selbst Saul muß unter die Propheten. Durch diese magische Wechselwirkung geschieht es, daß zufälliges Irrereden Einzelner sich zum Wahnsinn der Masse steigert."

„Die Gesellschaft ist in Gefahr: diese Empfindung ist heute stärker als zu einer anderen Zeit. Dinge, die für die Ewigkeit gegründet schienen, sind aufgelöst; vergebens sieht man sich nach etwas um, das vollkommen fest stände. So tritt ein Prophet nach dem anderen auf, um eine vollständige Umwälzung zu verkünden."

„Unsere Gegenwart ist von großer Wichtigkeit, wie im Grund jede Gegenwart. Der ärmste Tag liegt zwischen zwei Ewigkeiten und ist mit endlosen Fäden nach beiden Seiten hin verflochten. Ihren Geist zu ergründen, ist eine Aufgabe von Werth."

„Wenn man unser Zeitalter mit einem Wort bezeichnen will, so ist der passendste Ausdruck vielleicht das mechanische Zeitalter oder das Zeitalter der Maschinen. Mit ungetheilter Kraft arbeitet das Zeitalter daran, Mittel zum Zweck auszubilden, es führt unablässigen Krieg mit der Natur und hat bereits gewaltige Beute davongetragen."

„So wird auch das geistige Leben auf mechanische Weise organisirt. Einen Raphael oder Mozart haben wir nicht, dagegen sind unsere Schulen und Akademien in vollster Blüthe."

„Innerhalb der Wissenschaft verfallen die metaphysischen und historischen Studien immer mehr; der Leitstern der Zeit ist die Naturwissenschaft, die uns lehrt, neue Maschinen zu erfinden. Sie herrscht auch innerhalb der Philosophie, die seit Locke und Hume sich bemüht, das Leben mechanisch zu zersetzen, Poesie und Religion in ihre Grundbestandtheile aufzulösen. Sie herrscht ebenso in der Staatslehre, die darauf ausgeht, auf mechanische Weise eine zweckmäßig organisirte Gesellschaft zu construiren, in der Voraussetzung, daß unser Glück gänzlich von äußeren Umständen abhängt, ja daß selbst Kraft und Würde des Geistes daraus hervorgeht."

„Die Geschichte spricht nicht dafür, daß Großes auf mechanischem Wege hervorgebracht wird; sie lehrt vielmehr, daß eigentliches Leben eine dynamische Wirkung ist. Nicht Schulen und Universitäten haben große Denker hervorgebracht, Wissenschaft und Kunst waren von Anfang an freie Gaben der Natur. Alles was die Welt gewaltig bewegte, das Christenthum, die Reformation, selbst die Revolution, stammte aus dynamischen Einflüssen der übersichtlichen, unsichtbaren Welt, die gewaltiger ist als die sichtbare."

„Eine solche schöpferische Kraft scheint unserem Zeitalter zu fehlen. Es ist kein religiöses Zeitalter: der absolute Werth der Tugend ist in einen bedingten eingeschrumpft, es giebt keinen freien Cultus mehr des Guten und des Schönen, aller Werth wird auf eine Berechnung des Nutzens zurückgeführt. Die Philosophen lehren, Liebe und Haß zu unterdrücken; ihre Aufgabe ist, logische Beweismühlen zu construiren. Mit der Bewunderung hat auch das Wunder aufgehört. Wir sehen nichts mehr unmittelbar, sondern nur durch Reflexion oder durch anatomische Zerlegung. Alles was gelten soll, muß seinen Nutzen zeigen, auch die Religion. Die Poesie hat kein Auge mehr für das Unsichtbare, sie betet nicht mehr den Gott der Schönheit an, sondern irgend ein brutales Bild der Kraft. Die Gewalt ist der Götze der Zeit. Man liebt nicht mehr die Wahrheit, weil sie geliebt werden muß, mit grenzenloser Liebe, sondern nur insofern sie unsere Gewalt verstärkt, insofern sie uns den Beifall der Massen zuführt. Während die bürgerliche Freiheit mehr und mehr gesichert wird, ist die sittliche Freiheit so gut wie verloren."

„Die Zeit ist krank und aus den Fugen, aber gerade daß wir das zu erkennen anfangen, wenn sich diese Erkenntniß auch erst dilettantisch äußert, ist ein gutes Zeichen: der Mensch ist im Erwachen, wenn er träumt, daß er träume."

Unmittelbar an diesen Essay schließt sich 1830 ein anderer über die Geschichte. Der Trieb nach der Geschichte ist der menschlichen Natur angeboren; noch ehe der Mensch schreiben kann, zeichnet er seine Geschichte in steinernen Symbolen und kämpft so mit der Vergessenheit. Der Trieb ist eins mit dem Trieb nach dem Wunderbaren.

Geschichte ist die Grundlage aller Wissenschaft, Wissen ist nichts Anderes als festgehaltene Erfahrung.

Die Geschichte hat eine hohe, aber sehr schwierige Aufgabe, sie kann nur einzelne Dinge aufzeichnen, während das wirkliche Leben in allseitiger Fülle aufwächst. In der Natur wie im Leben geschieht Alles zugleich; der Mensch kann nur successiv berichten. Die Geschichte in höherem Sinn ist ein Palimpsest; der ursprüngliche prophetische Inhalt ist von gleichgültigem Mönchslatein überschrieben.

Da man nun in dem fortwährenden Verbinden von Ursache und Wirkung, das die Hauptsache der Forschung sein soll, nicht sehr weit kommt, so hat man sich neuerdings auf das Aufspeichern unendlichen Materials verlegt, und durch Theilung der Arbeit hat das Handwerk der Geschichte in der That sehr gewonnen; die Kunst der Geschichte keineswegs. Es ist vielmehr zu fürchten, daß die Theilung der Arbeit mit ihrer rein mechanischen Tendenz uns mehr und mehr unfähig machen wird, mit vollem Blick das Ganze zu überschauen.

Als einige Abhülfe empfiehlt Carlyle, was schon Schiller gethan, die Verbindung der politischen Geschichte mit der Geschichte der Cultur, der Religion und der Poesie.

Ungleich bedeutender als diese beiden Essays ist ein dritter aus dem Jahre 1831, den Carlyle „Charakteristics" überschreibt. Gegenstand derselben sind zwei philosophische Bücher, von denen aber so gut wie gar nicht die Rede ist.

„Die Gesunden wissen nichts von ihrer Gesundheit, sondern nur die Kranken: dieser medicinische Satz läßt sich zugleich auf alle sittlichen und intellectuellen Lebensfragen übertragen."

„Das Zeichen der Gesundheit ist, daß jedes Organ seine Function bewußtlos und ohne jede Beachtung ausübt: sobald ein einzelnes Organ als existirend wahrgenommen wird, wenn auch mit Vergnügen, so hat bereits ein falsches Centrum des Reizes sich im Organismus gebildet."

„Die meisten Menschen haben wenigstens aus der Jugend Erinnerung an Zeiten, wo diese selige Bewußtlosigkeit stattfand; das ganze Sein war ein verkörperter Wille, im Centrum der Natur, gebend und empfangend, in Harmonie mit Allem. So sollte eigentlich das ganze Leben sein: ein reines ungebrochenes Licht, das alle Dinge sichtbar macht, aber selbst unsichtbar bleibt."

„Der Anfang jeder Forschung ist Krankheit; alle Wissenschaft geht von dem Gefühl aus, daß irgend etwas nicht stimmt. Der Baum des Wissens entsprang aus der Wurzel des Bösen. Wäre Adam im Paradiese geblieben, so hätte es weder Anatomie nach Metaphysik gegeben."

„Aber freilich, das Leben an und für sich ist eine Krankheit, und da wir einmal so mancherlei wissen, so muß die Kenntniß, das Symptom der Unordnung, dazu dienen, ein wenig Ordnung wieder herzustellten. Nur den Willen der Natur soll man dabei festhalten: daß in jeder lebendigen Function Bewußtlosigkeit wieder der Z w e c k ist."

„Grenzenlos ist das Gebiet des Wollens und Wirkens. Nur ein kleiner Bruchtheil davon fällt unter das Bewußtsein, eigentlich nur das Mechanische: das Lebendige ist wesentlich geheimnißvoll, und nur seine Oberfläche kann man verstehen."

„Aber gleich einer zärtlichen Mutter verbirgt uns die Natur selbst dieses, daß sie ein Geheimniß ist; wir sollen an ihrem schönen und furchtbaren Busen ruhen, als wäre es unsere Heimath. Ueber der grundlosen Tiefe, auf der alle menschlichen Dinge schwimmen, sollen wir fest auftreten, als wäre es Stein. In der härtesten Nähe des unvermeidlichen Todes kann der Mensch vergessen, daß er zu sterben bestimmt ist. Unter allen Werken der Natur, namentlich unter ihrem edelsten Werk, dem Leben, liegt ein dunkler Abgrund, den sie gütig verbirgt; selbst die Wurzeln, die sich tief in die Regionen von Nacht und Tod erstrecken, sollen nicht daran erinnern. Bei einem starken Geist ist wie bei einem starken Körper das Zeichen der Gesundheit die Bewußtlosigkeit; selbst von unserem Denken schaffen wir nur die Oberfläche in articulirte Gedanken um. Unter der Region des bewußten Schließens liegt die Region des schaffenden Denkens. Hier in stiller, geheimnißvoller Tiefe weilt, was lebendige Kraft in uns ist. Nur die Manufactur ist verständlich, die Schöpfung nicht. Kein wahrer Künstler schafft ohne Inspiration. Ebenso ist das gesunde Verständniß nicht das logische, sondern das intuitive; der Zweck des Verständnisses ist nicht, zu beweisen und Gründe zu finden, sondern zu wissen und zu glauben. Die Systemmacher bauen logische Kartenschlösser, die mit einem einzigen beschwingten großen Wort umgeworfen werden."

„Des Uebeln sind wir immer bewußt, des Rechten nie. Es ist ein gutes Wort: laß die rechte Hand nicht wissen, was die linke thut! Flüstere nicht in deinem Herzen: wie würdig ist diese Handlung! denn dann ist sie schon halb unwürdig. Selbstbetrachtung ist immer ein Symptom der Krankheit und der gereizten Selbstsucht. Es ist ungesund, sich in lahmer Reue und Furcht zu verzehren, noch ungesunder, in der Betrachtung seines Thuns zu schwelgen. Es hat keinen Zweck, den Weg zu messen, den man zurückgelegt, es kommt darauf an, vorwärts zu gehen. Ist der vernünftige Wille, der in unserem Allerheiligsten wohnt, wirklich frei wie eine Gottheit, so wird der vollkommene Gehorsam ein schweigender sein."

„In Zeitaltern des Heldenthums blüht keine Moralphilosophie. Wenn man über die Tugend philosophirt, ist sie bereits im Verfall. Das unfruchtbarste aller Zeitalter ist das der Sentimentalität; die Tugend fühlt sich dann, als wäre sie von Glas und dürfte von fremder Hand nicht angerührt werden. Zu schaffen ist sie nichts im Stande, nur durch beständiges Kitzeln hält sie sich am Leben. Der echte sittliche Genius ist sich selbst ein Geheimniß."

„Vom Leben der Gesellschaft gilt das-

selbe, was vom Leben des Einzelnen. Erst in der Gesellschaft, wo ein Gedanke den anderen, ein Gefühl das andere elektrisch erregt, findet der Einzelne sein wirkliches Leben. Aus dieser Elektricität entspringt die Religion, und indem der Schwache dem Starken willfährig gehorcht, entsteht der Staat. Fast ohne Metapher kann man von der Individualität der Gesellschaft sprechen: auch sie hat ihre Perioden der Jugend und des Alters, der Krankheit und der Gesundheit. Mit Recht unterscheidet man zwischen einem natürlichen und einem künstlichen Zustand der Gesellschaft: der künstliche ist der, in welchem die Gesellschaft über sich selbst reflectirt, ihre einzelnen Organe betastet: wenn die Organe in Ordnung wären, so hätte sie das nicht nöthig. Ist sie im Herzen gesund, so beherrscht ein gemeinsamer Geist das Ganze, keiner hat nöthig, sich seine Symbole zu suchen."

„Unbewußtheit und Geheimniß ist das Zeichen alles Großen; Alles, was man völlig durchschauen kann, ist trivial. Mit Recht machten die Alten das Schweigen zu einem Gott; mit Recht singen die neueren Dichter Hymnen an die Nacht, als wäre der Tag nur ein dünner buntgemalter Schleier, flüchtig über den edlen Busen der Nacht geworfen."

„Wenn dem so ist, so leben wir in einem nicht besonders gesunden Zeitalter: es gab kein Zeitalter, welches sich so unaufhörlich selbst betastet hätte, kein so über alle Maßen selbstbewußtes Zeitalter. Alle unsere Beziehungen zum Universum sind auf Zweifel und Forschen begründet, und das Forschen umfaßt nur einen kleinen Theil der Welt. Wir richten auf der Oberfläche der Gesellschaft ein System nach dem anderen ein, und unter unseren Füßen gährt grenzenlos, drohend und schrecklich das Chaos der Unwissenheit und des Hungers. Der Mensch hat sich den Planeten unterworfen, aber sein Sieg trägt ihm keine Frucht. Alle Systeme werden durchprobirt, keins erweist sich haltbar. In manchem Lande wechseln die Regierungen wie die Phantasie eines sterbenden Gehirns."

„Nicht weniger krankt das geistige Leben am Selbstbewußtsein. Auch die Religion lauscht ängstlich auf ihre inneren Vorgänge, sie löst sich in Metaphysik auf. In der Literatur zeigt sich nicht Liebe zur Größe, sondern Liebe zur Liebe zur Größe. Sie jagt nach inneren Leiden, nach äußeren Aussichten, sie coquettirt als Landschafter mit der Natur; sie belauscht sich selbst, sie löst sich in Kritik auf, sie hat nichts zu thun, sondern nur zuzusehen, wie Andere nichts thun."

„Der Zweck des Menschen ist nicht, zu denken, sondern zu handeln. Im Handeln allein haben wir Gewißheit, rings umher liegt unendliche zweifelvolle Dunkelheit. Aus der Verneinung geht nie eine Ueberzeugung hervor, der Zweifel wird nie durch Nachdenken, sondern nur durch eine durchgreifende That widerlegt. Ein thatloses Zeitalter fühlt sich elend."

„Freilich ist kein Zeitalter glücklich zu nennen, denn Glück ist nicht die Bestimmung des Menschen, das Leiden treibt ihn zum Handeln. Aber wenn frühere Zeiten schwer litten, so fehlte ihnen der Glaube nicht, und der Glaube versetzt Berge. Das höchste Elend ist, wenn man sich unter den Rädern des Juggernautwagens zerquetscht fühlt und weiß, daß Juggernaut kein Gott ist, sondern ein geschnitztes Götzenbild. In alten Zeiten stand die Antwort auf jede Lebensfrage fertig geschrieben, leuchtende Symbole des Edlen und Rechten boten sich dem Suchenden, die Ewigkeit blickte durch die Zeit; was Heldenthum war, pflanzte sich in sicherer Ueberlieferung fort."

„Wie anders heute! Wo sind noch Symbole, an denen Niemand zweifelt! Die Natur durstet nach heldenhaftem Thun, aber sie findet keine Fahne. Statt fröhlicher, wenn auch willkürlicher Göttergestalten durchzieht eine unadlige Nothwendigkeit das Leben. Die völlige Unsicherheit auf der Bahn des Ehrgeizes verleitet zum Wahnsinn und zum Selbstmord. Nicht der Hunger ist das Schlimmste, sondern die Empfindung, daß man zur Maschine herabgesetzt ist und doch Person sein sollte. Best angelegte Naturen verfallen in reine Tollheiten der Selbstvergötterung."

„Aber tief und traurig, wie unser Gefühl ist, daß wir in der gestaltlosen Nacht umherirren, eben so tief ist unsere Zuversicht, daß der Morgen kommen muß. Rings um uns ist es dunkel, aber noch immer leuchtet der Stern des Glaubens, daß alles Gute, was möglich ist, eines Tages auch wirklich werden muß."

„Die Speculation thut viel Böses, aber

sie hat auch eine heilende Kraft. Das Fieber des Zweifels muß sich selber ausbrennen und damit das Unreine verbrennen, aus welchem es hervorging. Das Princip des Lebens, welches jetzt mühselig in dem dürren Bereich des Bewußten und Mechanischen ringen muß, wird sich dann wieder ins innere Heiligthum zurückziehen; in die Abgründe des Geheimnisses und Wunders, sich tiefer zurückziehen in die unerschöpfliche Region des Bewußtlosen, und dort schöpferisch wirken. Aus dieser mystischen Region und aus ihr allein sind alle Wunder, alle Poesien und Religionen entsprungen. Gleiche und größere Wunder schlummern noch in ihr, und werden, ausgebrütet vom Geist über den Wassern, aus der Tiefe auftauchen."

„Daß aber die Zeit nicht mehr fern ist, dafür ist ein entschiedenes Symptom der Idealismus der deutschen Denker und Dichter."

In demselben Jahr 1831 schrieb Carlyle in seiner Einsamkeit den „Sartor Resartus, Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröck" mit dem Goethe'schen Motto: „Mein Vermächtniß wie herrlich weit und breit! Die Zeit ist mein Vermächtniß, mein Acker ist die Zeit." Es ist das Wunderlichste von Allem, was er geschrieben hat, und trotzdem sein Lieblingsbuch. Sein Verleger wies es erst zurück als gar zu abstrus, er veröffentlichte es allmälig in einzelnen Artikeln; erst vier Jahre später wurde es als Ganzes in Amerika gedruckt und von der gesammten Kritik mit Befremden aufgenommen; von der neuen Ausgabe dagegen sind bereits 35,000 Exemplare verkauft. Merkwürdig genug, um es näher anzusehen.

Das erste Buch beginnt mit anmuthigem Humor: „Wenn wir unseren gegenwärtigen vorgeschrittenen Culturzustand betrachten, und wie die Fackel der Wissenschaft 2000 Jahre und darüber hin und her geschwungen ist, wie sie namentlich jetzt nicht blos stolzer brennt als je, sondern auch unzählige Schwefelhölzer anzündet, so daß man das versteckteste Mauseloch der Kunst und Natur beleuchten kann: muß es den nachdenkenden Geist mit einiger Ueberraschung treffen, daß bisher noch nichts Gründliches geleistet ist, weder von der Philosophie noch von der Geschichte, in Betreff der Kleider. Unsere Theorie der Gravitation ist so gut wie fertig, die Gesetze des Geschmacks, die Wanderungen der Häringe, Zinsrechnung, Philosophie der Sprache u. s. w., Alles ist in Ordnung. Wie kommt es denn, fragt der nachdenkende Geist, daß das größte Gewebe aller Gewebe, das Wollenzeug, in welches die menschliche Seele sich hüllt, lebt und sich bewegt, noch immer nicht untersucht ist? Man definirt immer den Menschen als ein bekleidetes Thier; nun ist er aber von Geburt ein nacktes Thier; wie beides sich zu einander verhält, müßte doch untersucht werden! Hier wie überall kommt uns das gelehrte, unermüdliche und tiefsinnige Deutschland zu Hülfe. Der Anzeiger in Weiß-nicht-wo meldet das Erscheinen eines neuen Werks, das gleichmäßig den Antiquar, den philosophischen Denker und den Historiker interessiren muß, ein Meisterstück von Kühnheit luchsäugiger Schärfe, derber Kerndeutschheit und Menschenliebe: „Die Kleider, ihr Werden und Wirken von Diogenes Teufelsdröck, Doctor beider Rechte und Professor der Allerleiwissenschaft. Weiß-nicht-wo, Stillschweigen und Compagnie." „Möchte es", setzt der Anzeiger hinzu, „auch im britischen Boden gedeihen."

Der Herausgeber des „Sartor Resartus" fängt nun an, über den Verfasser, von dem es in seinem Vaterlande heißt, er sei ein rechter Spaß- und Galgenvogel, allerlei zu erzählen, auch theilt er Einzelnes von seiner Kleiderphilosophie mit. Es liest sich wie ein Excurs von Jean Paul, alle möglichen Gebiete des Wissens werden bunt durch einander geworfen. Die Pointe merkt man: die Kleider sind die Sitten und Anerziehungen, welche mit der Natur kämpfen, es sollen ernste Gedanken darüber aufgestellt, zugleich aber auch die schwerfällige Methode der Deutschen gutmüthig persiflirt werden.

Nach allerlei Excursen kommt denn auch der Verfasser im achten Capitel auf das „Räthsel der Sphinx", auf die Welt außerhalb der Kleider, auf die Frage nach dem Wesen des Ich. Citate nach Fichte, Jean Paul und dem Faust. Nachdem die Möglichkeit einer nackten Welt bewiesen ist, werden einige Reden des Professors mitgetheilt; der Herausgeber versichert, daß ihm selber das Meiste ziemlich unverständlich erscheint, und bittet den Leser, Geduld zu haben.

Im zweiten Buch geht es an die Lebensbeschreibung des Herrn Professors. Kinderzeit, pedantische Schulen, Universität — hier kommt dem Herausgeber Alles chaotisch vor und er weiß sich nicht zurecht zu finden. Dann folgen Paroxysmen des Zweifels, Untersuchungen über den Begriff des Wunders, Bekenntnisse einer ehrlich forschenden ängstlichen Seele. „Ich verstehe nichts von dem Sphinxräthsel des Universums, aber soviel weiß ich: es muß gelöst werden, oder ich werde zerrissen.“ Mit Verwunderung merkt man, daß hinter der Maske Teufelsdröck's plötzlich der Autor auftaucht; dann aber ist er es wieder nicht, sondern ein deutscher Pedant. Es werden ästhetische Thee's beschrieben, eine schüchterne Jugendliebe, wie man sie sich in Deutschland denkt, zu einer gewissen Blumine (Name aus Jean Paul), ihre Treulosigkeit, Teufelsdröck's Leiden und Pilgerschaft. — Neue Ueberraschung. Teufelsdröck ist weder ein deutscher Pedant noch Carlyle, sondern Goethe oder Faust! Die beiden großen Fragen vom ewigen Nein und vom ewigen Ja werden nicht blos mit Reminiscenzen aus dem Faust, sondern mit parallelen Lebenswendungen beantwortet. Dazwischen Citate aus unbekannten Schriftstellern, über welche sich die englischen Kritiker sehr geärgert haben. Dann kommt eine begeisterte Apotheose der großen Männer, die den Text des Offenbarungsbuchs bilden, welches man Geschichte nennt. Aber ehe Teufelsdröck seinen Satz zu Ende bringt, unterbricht ihn Carlyle, und unterhält sich über den Nutzen und Schaden der Duelle.

Wieder Klagen über das atheistische Jahrhundert, die gestaltlose Wüste, in dem sich nicht einmal ein leibhaftiger Teufel zeigt. Angstvolles Suchen nach dem „Centrum der Indifferenz“, endlich der Moment der Offenbarung: der erste sittliche Act ist Selbsttödtung. Anerkennung der Natur als der Gottheit lebendiges Kleid; die Natur ist nicht gespenstisch, sondern gottähnlich, aber in der Mitte derselben steht das Heiligthum der Religion der Schmerzen. Waren wir einen Augenblick unter den Zöglingen von Sais, so sind wir jetzt wieder in den Wanderjahren: die Aufgabe des Lebens ist Entsagung, nicht das Glück ist die Bestimmung des Menschen, sondern das pflichtmäßige Handeln. In diesem ewig bleibenden Ja sind alle Räthsel des Lebens gelöst. Der Mensch braucht das Ideal nicht in der Ferne zu suchen. Amerika ist da, wo er steht.

Dazwischen wieder einige Kleiderphilosophie, bis Carlyle das zweite Buch mit der treffenden Bemerkung schließt, der Leser werde wohl noch nicht wissen, wo er hinauswolle.

Im dritten Buch zuerst einige Capitel über Kirchenkleider, dann aber eine ernste Abhandlung über die Symbole. Ein Altar wird dem Schweigen und dem Geheimniß errichtet: nur im Schweigen reift der Gedanke, Reden ist Silber, Schweigen Gold.

Es giebt Symbole der Religion, die für dauerhaft gelten, aber auch sie sind dem Wechsel unterworfen; am dauerhaftesten sind die Symbole, welcher der Künstler aus den ewigen Ideen formt.

Indessen die Hauptsache ist das praktische Werk: zwei Menschen ehrt Teufelsdröck und keinen dritten: den Handwerker, der mit schwieligen Händen für sein Brot arbeitet, den Weisen, der ihm das ewige Brot des Lebens reicht. Beide sind in unseren Zeiten dem Helotenthum verfallen. Die letzten authentischen, wenn auch dürftigen Symbole der Offenbarung sind in Gefahr, zu verfallen: die Kanzel und der Galgen.

Dann geht der Professor wieder auf die großen Männer über und spricht den tröstenden Satz der Geschichtsphilosophie aus: wo ein Mensch verdient zu herrschen, da herrscht er auch. Der Cultus der Heroen ist eine bleibende Eigenschaft der menschlichen Natur. In ihm liegt die Zuversicht einer besseren Zukunft. Unsere Gesellschaft ist schlecht eingerichtet, aber in jenem Cultus liegt noch immer die wahre Religion, und es giebt auch einen Propheten, dem sich das Göttliche geoffenbart hat, in dessen inspirirter Melodie selbst in diesen lumpensammelnden und lumpenbrennenden Tagen das Menschenleben wieder göttlich zu sein beginnt: dieser Prophet heißt Goethe.

Nun aber folgt ein wichtiges Capitel, in welchem, wie der Herausgeber versichert, der Professor wirklich ein Seher wird: „Natürliche Uebernatürlichkeit.“ Die Hauptsache des Lebens und der Natur ist das Wunder. Es zu ergreifen, hindern

uns Raum und Zeit. Wir lernen es ergreifen und thun durch die Erkenntniß, daß Raum und Zeit nur einseitige Denkformen sind, Gewohnheit und Tracht (custom and costume) macht uns zu Thoren; mit den Gewohnheiten und Kleidern werfen wir die illusorischen Bande ab, die uns vom Wunder trennten, und werden des Mystischen mächtig.

Dann folgt eine Reihe humoristischer Regeln für Schneider und für Stutzer. Da bricht gleichzeitig in Paris die Revolution, in Berlin die Schneiderrevolte los; in der Ressource, welche Teufelsdröck zu besuchen pflegte, hatte man laut über die St. Simonisten gelacht; der Weise hatte geschwiegen. Jetzt ist er plötzlich verschwunden, wie seine Freunde vermuthen, auf die Pariser Barricaden, wie aber Carlyle zu verstehen giebt, hält er sich heimlich in London auf.

Die Figur des Diogenes Teufelsdröck hat Carlyle so gefallen, daß er noch einen anderen deutschen Professor erfunden hat, Herrn Gottfried Sauerteig, Verfasser zweier grundgelehrten Werke: „Aesthetische Springwurzeln" und „Geschichte der teutschen Sippschaft", aus denen er in den folgenden Essays starke Citate anbringt, immer mit der Bemerkung, die Ansichten des Mannes klängen etwas abstrus und seien nicht leicht zu verstehen, es stecke aber doch viel dahinter. Da ferner seine ersten Essays durchweg anonym erschienen waren, citirt er sich selbst als den wohlbekannten Autor: es scheint, als wolle er seine literarische Existenz wie Claudius in zwei Figuren sondern, von denen die eine die andere ergänzt.

Zum ersten Male tritt Herr Sauerteig in der Einleitung zum Leben Johnson's auf, 1832, welche den Begriff der Biographie festzustellen sucht. Die gesellige Natur des Menschen zeigt sich am deutlichsten in dem unaussprechlichen Vergnügen, welches er an Biographien findet. Eigentlich ist der Mensch das Einzige, was den Menschen interessirt, und namentlich jener Punkt, in welchem Freiheit und Nothwendigkeit sich berühren, das große Problem der Existenz. Dieser geheimnißvolle Kern jeder eigenartigen Natur erweckt die Sympathie jedes Mitmenschen, sie ist auch der eigentliche Gegenstand der Kunst. Die Weltgeschichte selbst ist nichts weiter als ein Gewebe von zahlreichen Biographien; nur in diesen ist wahrhafte Realität. — Hier nun folgt das Citat aus den „Aesthetischen Springwurzeln".

Alles Echte und Ursprüngliche in Religion, Dichtung und Philosophie ist geglaubte Realität; die Ilias wie der Koran stellten Gestalten auf, die für ihre Verfasser wirklich waren. Sie suchten das Göttliche auf und fanden es im Menschlichen. Wo ein echter Mensch ist, da offenbart sich ein Gott, und so ging auch in schwächeren Zeiten, wo der Glaube erloschen war, das Streben echter Dichter darauf aus, das Maschinenthum dem Menschen vom Halse zu schaffen und die alte verlorene Realität durch neue zu ersetzen. In diesen schwächeren Zeiten haben Tom Jones, Wilhelm Meister und Robinson dieselbe Aufgabe, wie in früheren stärkeren Zeiten Zeus, Athene, Achilles, Siegfried und Hagen von Troneck. In das Werk des Dichters greift der Biograph ein und findet in einer trotzigen, sich selbst nur halbverständlichen Natur wie Samuel Johnson den Keim des Echten, Wahren und Göttlichen, welchen die Zeit zu ihrer Heilung bedarf. Der echte Gedankeninhalt ist in ihrer Seele, sie wissen ihn nur noch nicht zu articuliren.

Die Poesie unserer Tage leidet stark am Maskenspiel und Modeempfindung, es giebt aber noch echte Stimmen, die unmittelbar aus der Natur des Volkes hervorgehen. Als eine solche entdeckt Carlyle 1832 die Korngesetz-Reime, in denen ein Mann aus den niedrigen Ständen derb und kräftig die Selbstsucht anklagt, mit welcher die reichen Grundbesitzer das arbeitende Volk dem Hunger aussetzen. Dies ist das erste Mal, daß Carlyle ernst und eifrig sich einer politischen Bewegung des Tages annimmt: bekanntlich hat es noch über ein Jahrzehnt gedauert, bis die Abschaffung der Korngesetze den Tories selbst abgedrungen wurde.

Ernster greift eine zweite größere Schrift, 1839, in die allgemeine Bewegung ein. Ein großer Theil des Arbeiterstandes hatte sich unter dem Parteinamen der Chartisten zusammengethan, um der Lage der ärmeren Classen durch Gesetzgebung abzuhelfen. Dazu schien ihnen nöthig, zunächst die gesetzgebende Gewalt

in ihre Hände zu bringen. Was sie begehrten, das allgemeine und gleiche Stimmrecht, haben wir jetzt im deutschen Reich in größerem Maß, als sie es beanspruchten; auf dem langsamen Wege der britischen Legislatur konnten sie auf einen durchgreifenden Erfolg nicht rechnen, sie griffen daher zur Gewalt. Die Agitation nahm gefährliche Dimensionen an, an verschiedenen Orten brach der Aufstand aus, bis auch die herrschenden Classen zur Gewalt griffen und nun mit den strengsten Repressivmaßregeln vorschritten. Das geschah November 1839, und wie von einem Alpdruck erlöst, jubelte das Bürgerthum auf. Diesen Jubel zu dämpfen, schrieb Carlyle seine Schrift über den Chartismus.

Es ist noch keineswegs die Heilung einer Krankheit, wenn man das augenblickliche Symptom wegschafft. Der Aufstand ist niedergeschlagen, aber der Geist desselben lebt fort, weil die Uebelstände bleiben, aus denen er hervorgegangen ist. Der Chartismus ist keine Chimäre, sondern eine Realität.

Man sagt nun freilich, nicht in der Lage der arbeitenden Classe liegt das Gefährliche, sondern in der Art, wie sie diese Lage auffassen. Gleichviel! auch diese allgemeine Auffassung ist eine Realität. Wenn eine große Masse des Volkes in Raserei geräth, so ist das eine sehr ernste Thatsache, die man durch kleine Repressivmaßregeln nicht wegschaffen wird.

Was ist der Zweck jedes großen Kampfes? Klar und unleugbar festzustellen, auf welcher Seite das Recht und die Macht ist. Dies ist für jetzt nicht festgestellt. Man nimmt die Statistik zu Hülfe, um nachzuweisen, daß im Durchschnitt die Menschen in England leben können, aber diese Statistik findet keinen Glauben, weil sie nur Abstractionen zusammenzählt und die sittlichen Imponderabilien außer Rechnung läßt. Wenn es auch wahr wäre, daß der Arbeiter leben kann, so fehlen ihm doch die Mittel, sich und seine Nachkommen vorwärts zu bringen, es fehlt also seinem Leben die Hoffnung. Es ist aber nicht einmal wahr: das kräftige sächsische Volk freilich weiß sich zu helfen, aber was nützt es den Irländern z. B., wenn man ihnen nachweist, daß sie von Kartoffeln leben können, wenn sie keine Kartoffeln haben? Die „Sanspotatos" sind eine gefährlichere Classe als die Sansculotten. Mit dem Stichwort der Schule, „Laissez faire!", ist nichts auszurichten, denn diese unwissenden Leute wissen mit sich nichts anzufangen. Die Zeit ist gekommen, wo die irische Bevölkerung entweder in eine bessere Lage versetzt oder ausgerottet werden muß.

Worin besteht die eigentliche Quelle des Elends? Nicht in einem äußeren Mangel: Nacktheit, Hunger, Noth aller Art, ja den Tod selbst kann man ertragen, wenn das Herz auf dem rechten Fleck sitzt. Nur das Gefühl der Ungerechtigkeit kann der Mensch nicht ertragen.

Was heißt Ungerechtigkeit? Ein anderer Name für Unordnung, Unwahrhaftigkeit, Unrealität; ein Ding, welches die wahrhaftige Natur verwirft. Der Mensch muß das Gefühl einer Ordnung haben, die über ihm steht, sonst wird er wild und schlägt um sich. Bekanntlich haben im Laufe der Geschichte viele Eroberungen stattgefunden; aber nur diejenigen Eroberer konnten sich halten, welche würdig waren, zu regieren. So haben die Römer längere Zeit die Welt regiert, so haben die normannischen Edelleute ihre Eroberung Englands dadurch gut gemacht, daß sie das wilde, aber ernste teutonische Volk drillten. Recht und Macht! *Wo wahre Macht ist, ist auch das Recht.* Die Stärke ist der Arm der Gerechtigkeit. Ich *kann* thun, richtig ausgelegt, heißt, ich *soll* thun. Diese Einheit von Recht und Macht ist der ewige Polarstern, der über die finsteren Gewitterstrudel der Weltgeschichte leuchtet.

Wer ist der starke Mann? Nicht der, dessen Muskeln stärker sind, sondern der, dessen Seele stärker ist. Hört diese Stärke der regierenden Classe auf, so erklärt die nie zu täuschende Natur: deine Macht ist nur eingebildet, also ist auch dein Recht nur eingebildet! Du bist ein Betrüger! Fort mit dir in den Abgrund! — Und mit den Verbrechen der anscheinend schwächeren Classe beginnt der Aufstand, der mit der Umwälzung endigt. Was die unterdrückten Classen wild macht, ist die unerträgliche Ueberzeugung, daß ihr Loos nicht auf Recht, nicht auf Macht gegründet ist: daß es nicht sein *sollte*, daß es nicht sein *soll*.

So brach die französische Revolution aus, um die Lüge der Macht zu entlarven. Gelobt sei Gott! Europa sollte leben und nicht sterben. Und so kündigt sich unsere Revolution an: gebe Gott, daß wir ihr mit besseren Mitteln entgegentreten!

Man mag spotten über die Codification der Menschenrechte; der Mensch wird immer nach seinen Rechten suchen, so lange nicht ausgemacht ist, wo die wahren Mächte liegen. Er ist im Recht, nach seinen Rechten zu suchen und sie zu verlangen, und wenn er nicht im Recht ist, so wird er es dennoch thun. Freilich ist ein nicht minder wahres Wort: geschähe jedem Menschen sein Recht, wer würde der Peitsche entgehen? In diesem Dualismus bewegen sich die Erfahrungen der Weltgeschichte.

Nichts, was ungerecht ist, kann hoffen, sich in dieser Welt zu erhalten; was nicht hoffen kann, sich in dieser Welt zu erhalten, ist ungerecht. Laissez faire! d. h. legt die Macht aus den Händen, bekennt, daß ihr im Unrecht seid! Ein Wahn, zu behaupten, daß die Menschen nach Freiheit dürsten! Die wilden, schreienden Massen verstehen sich nicht auszudrücken, aber der Weise vernimmt den Sinn ihres wilden, unarticulirten Gebetes: leitet uns! beherrscht uns! wir sind wahnsinnig und elend und können uns nicht selbst beherrschen. — Das erste und höchste aller Menschenrechte ist, von dem Stärkeren beherrscht zu werden, und wenn Freiheit überhaupt einen Sinn hat, so ist es der, dieses Recht zu gewinnen. Demokratie heißt nichts anderes als Unordnung. So lange die Welt steht, hat es noch keine fest gegründete Demokratie gegeben, und das vermeintliche Streben nach Demokratie ist nur das Streben nach einer echten und höheren Gewalt, der man sich fügen darf.

Von Gespenstern freilich und Vogelscheuchen will man sich nicht führen lassen. Wir haben eine angebliche Aristokratie, ein angebliches Priesterthum, aber diese glauben an sich selbst nicht mehr. Freilich war auch im Mittelalter die Aristokratie sehr unvollkommen. Aber so lange noch ein Ideal, eine Seele der Wahrheit, wenn auch noch so verworren, besteht und sich im Wirklichen geltend macht, ist das Geschäft noch immer erträglich. Nicht so, wenn die Wirklichkeit sich bekennen muß, daß sie keine Idee, keine Seele der Wahrheit mehr besitzt: möge dann Königthum oder Parlament auf sein Recht pochen: wenn sie auf die Frage: kannst du uns beherrschen? keine Antwort finden, so wird man sie davonjagen.

Hier folgt ein größeres Citat aus der „Geschichte der deutschen Sippschaft", worin die Aufgabe der englischen Nation aus einander gesetzt wird: die Hauptsache scheint die Colonisation der neuen Welt.

An diese Betrachtung knüpft sich dann der Schluß an. „Das Laissez faire wollen wir aufgeben, aber was sollen wir eigentlich thun?" fragt ungeduldig der praktische Mann; „steige herunter von deinem sicheren Pult, komme auf den Markt und sage, was wir thun sollen."

Der Redner lächelt zuerst ironisch — was er schließlich als Heilmittel angiebt, wird den preußischen Leser aufs Aeußerste überraschen. Erstens Einführung des allgemeinen Unterrichtes, zweitens reglementirte Auswanderung. — Erst hier fällt uns ein, daß die Engländer noch heute den allgemeinen Unterricht nicht haben, zugleich aber, daß uns der allgemeine Unterricht heute auch nicht mehr vor dem Chartismus bewahrt, und daß bei uns die Auswanderung gar nicht mehr nöthig hat, reglementirt zu werden, da sie aus eigenem Trieb in übermäßiger Ausdehnung fortgeht. Das angegebene Heilmittel wird sich also kaum als ein definitives empfehlen.

Eine Fortsetzung dieses Werkes über den Chartismus war „Past and Present", 1843, von dem ich in der Nationalzeitung einen ausführlichen Bericht gegeben habe; ferner die „Latter-Day-Pamphlets", 1850, deren Orakelsprüche ganz England in Verwirrung setzten. Ich theile hier mit, was ich unter dem Eindrucke derselben Juli 1852 aufzeichnete.

Unter den Schriftstellern des jungen England hat kaum einer einen so durchgreifenden Einfluß auf die Literatur geübt als Carlyle; aber dieser Einfluß ging nach einer anderen Richtung, als er beabsichtigte: er wollte auf die praktischen Ideen wirken und hat auf den Stil gewirkt. Er hat sich unausgesetzt mit Tagesfragen beschäftigt, aber von seinen Ideen ist keine zur Ausführung gekom-

men, ja es hat sich nicht einmal eine Partei gefunden, die für sie ins Feld ginge. Wie sollte es auch? Seine Ideen sind niemals systematisch ausgearbeitet und in der Anwendung auf die vorliegenden Umstände klar gestellt, sie bewegen sich im Gebiete der Ahnungen und Visionen. Dadurch gewinnt man wohl individuelle Sympathien, aber man gründet keine fruchtbare Partei.

Dagegen sind von den neuesten Schriftstellern die ansehnlichsten von seinem Stil inficirt: sie weissagen, zweifeln, zürnen und trauern und versäumen keine Gelegenheit, vom Standpunkt ihres unaussprechlichen Idealismus aus der Sprache Gewalt anzuthun; sie suchen überraschende Gesichtspunkte und schicken ihren Geist auf Irrfahrten mit dem behaglichen Gefühl, daß er durch seine eigenen Erfolge überrascht werden muß, weil er niemals weiß, wohin er geht.

Sonst betrachtete man als wesentliches Erforderniß einer guten Prosa das Festhalten eines scharf abgemessenen Gedankenganges, aus dem sich das Resultat mit Nothwendigkeit ergeben mußte, dessen Weg durch das Resultat bestimmt wurde. Diese Klarheit und Einfachheit ist neuerdings in Verruf gekommen, man schilt sie nüchtern und unfruchtbar, während es doch ausgemacht ist, daß der leidenschaftlichste Denker auch der am meisten logische sein wird: nur derjenige kann einen energischen Gedankengang verfolgen, bei dem die Wahrheit, mit der er sich beschäftigt, zur Herzenssache wurde; die nur zersetzende Kraft des Verstandes reicht für eine logische Deduction von Bedeutung eben so wenig aus als für ein Kunstwerk.

Nun findet man eine gewisse reizende Unordnung der Gedanken für die höhere Prosa eben so nothwendig als für die Poesie. Man macht Spaziergänge, nicht um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, sondern um des Weges willen. Das giebt allerdings Gelegenheit zu glänzenden Ausblicken, und die sorglose Bonhommie, mit der man den Gedanken freies Spiel verstattet, hat für eine begabte, aber undisciplinirte Natur etwas Reizendes; allein auf die Dauer wirkt die Zwecklosigkeit ermüdend. Welche von Carlyle's Schriften man aufschlägt, man wird immer durch geistreiche Einfälle, durch tiefe Laute eines innerlichen Lebens, durch bedeutende Gesichtspunkte überrascht: aber es fällt schwer, eins dieser Bücher zu Ende zu bringen. Man verlangt von einer Abhandlung die nämliche Spannung, die nämliche Continuität des Interesses wie bei einem Roman: wenn in diesem die Begebenheit fesselt, so muß es in jener der leitende Gedanke thun; zwecklose Episoden, so werthvoll sie an sich sein mögen, stören dort wie hier.

Allein Carlyle hat auch sehr segensreich gewirkt. Es lag sowohl in dem herrschenden Kirchensystem wie in der materiellen Philosophie, welche diese Rechtgläubigkeit ergänzte, etwas unerhört Engherziges, und die Anstrengungen Carlyle's gegen dies System haben dem Gefühl einen freieren Ausdruck, der Idee einen weiteren Horizont gegeben. Freilich ist das Princip der Nützlichkeit nicht zu verachten: was an sich gut ist, muß auch in seinen Wirkungen gut, d. h. nützlich sein. Aber die Benthamisten, die Apostel der Nützlichkeit, machten es wie die katholischen Casuisten: sie betrachteten jede einzelne moralische Begriffsbestimmung lediglich nach ihren endlichen Beziehungen, untersuchten den Werth dieser Beziehungen und bestimmten dadurch den Werth moralischer Ideen, die einen absoluten Werth, d. h. eine Würde haben müssen. So sollte sich die Religion lediglich durch ihren unmittelbaren Einfluß auf das praktische Leben legitimiren.

Carlyle hat gegen diesen Atomismus des Gedankens kühn entschlossen die Fahne des Idealismus aufgepflanzt, das Wesen des Guten, Rechten und Schönen seinen zufälligen endlichen Beziehungen wieder entrückt und sich dadurch um die echte Moralität ein bleibendes Verdienst erworben. — —

Ich glaube, diese Gedanken auch heute noch vertreten zu können; die Farbe des Ausdruckes wurde durch die damalige Richtung der Zeit bedingt, deren zuchtloser Subjectivismus ernsthaft bekämpft werden mußte.

Das letzte Wort, welches Carlyle in Beziehung auf seine politischen Ueberzeugungen aussprach, erfolgte August 1867: „Shooting Niagara and after?“

Wie schon 1849, spricht er sich mit Härte gegen die Emancipation der Neger

aus. Das Hauptmittel, das Elend des Proletariats zu mäßigen, ist die Verwandlung des vorübergehenden Contractes in einen bleibenden; das Letztere war in der amerikanischen Negersklaverei bereits vorhanden, die Gesetzgebung hätte mäßigend eingreifen können und sollen, um die augenscheinlichen Uebelstände dieser Einrichtung zu beseitigen, statt dessen hat sie eine völlige Lösung des Verhältnisses bewirkt, unter der am meisten diejenigen leiden werden, zu deren Nutzen sie bestimmt schienen. Diese Emancipationsidee gehört zu den verschiedenen Schwärmereien, welche das gedankenlose englische Publicum bewegen. Sie wechseln von Jahr zu Jahr, aber einige haben sich als Glaubensartikel festgestellt. Dazu gehören die folgenden.

Die Verfassung soll durchweg demokratisch werden. Völlige Freiheit für alle Personen, jede große Frage wird nach der Kopfzahl entschieden, das Parlament wird nach der Kopfzahl gewählt und von billigen Zeitungen überwacht. — Vollkommene Gewissensfreiheit; die Religionen gehen in Philanthropie auf. Die Strafen für das Verbrechen sind so gelinde als möglich, das Ziel ist, sie ganz und gar aufzuheben. — Unbegrenzter Freihandel, die Gegenstände so billig und so schlecht als möglich.

Diesem schwärmerischen Ideal setzt Carlyle ein anderes entgegen: innere Wiedergeburt der Aristokratie, in der noch immer viel Gutes und gesunde Elemente sind, die aber durch Dandythum und Dilettantismus sich zu Grunde gerichtet hat. Das Recht, den Staat zu regieren, soll als Pflicht empfunden werden. Ernsthafte Organisation der Industrie mit der Richtung nicht aufs Billige, sondern aufs Gute. Wiederaufnahme der Colonisation im großartigsten Maßstabe. Richtung der wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen auf das Gebiet der nationalen Geschichte, damit den Helden der Vergangenheit Verehrung, den Helden der Zukunft ein gesunder Boden zu Theil werde.

Militärisches Drillen des Volkes, damit es äußerlich und innerlich das Gefühl der Pflicht und der Selbstbestimmung lerne.

Er empfindet seine Stimme selbst wie die eines Predigers in der Wüste, aber er tröstet sich mit dem Eintreffen früherer Prophezeiungen. Er hat vorausgesagt, daß Deutschland entweder ehrlich preußisch werden oder sich selbst vernichten werde; daß die Erfüllung freilich so bald eintreten werde, hatte er selber nicht geahnt. So sagt er jetzt voraus, daß England entweder in der von ihm angegebenen Weise den Kampf gegen die Unordnung ernsthaft aufnehmen oder den Niagara-Sprung in das Chaos der Demokratie, d. h. der Revolution thun müsse. Wann die Zeit reif sein wird, das freilich wagt er nicht zu bestimmen.

Sein großes Werk über unseren Friedrich II., die Krone seiner Leistungen und das wichtigste seiner Verdienste um uns, würde eine eigene Darstellung erfordern.

Literarisches.

Regiomontanus (Joh. Müller aus Königsberg in Franken), ein geistiger Vorläufer des Columbus. Von Alex. Ziegler. Dresden, bei Karl Höckner.

Auf dem Ringberge bei Ruhla im Thüringerwald erhebt sich ein Thurm, der den vielversprechenden Namen Alexander-Thurm führt. Wie einst Alexander der Große seine Zeitgenossen überragte, so überragt dieser Bau von Holz seine Stammesgenossen, die stolzen, himmelanstrebenden, majestätischen Tannen. Von der erhabenen Plateforme des Thurmes schaut man weit, weit in das schöne Thüringer Land hinein und darüber hinaus. Zu unseren Füßen liegt das liebliche und romantische Walddorf Ruhla, eingeschlossen von dem mit dem herrlichsten Walde bestandenen Bermer, Breitenberg und Ringberg, und über diesen riesigen Waldwellen von über 2000 Fuß Höhe hinweg schweift der Blick bis zum Brocken im Harz und der hohen Rhön.

Dieser Thurm ist die Schöpfung des verdienstvollen Alexander Ziegler, des Verfassers der vorgenannten Schrift, und der Ertrag derselben ist zur Unterhaltung des oben genannten Aussichtsthurmes bestimmt, der seinen Namen nach dem Großherzog von Weimar führt. Gewidmet ist die Schrift dem Director der Steuermannsschule, Dr. Breusing in Bremen.

Regiomontanus, dieser berühmte Astronom und Mathematiker, wurde am 6. Juni 1436

(also zwanzig Jahre vor Columbus)* in der kleinen, jetzt zum Herzogthum Koburg gehörenden Stadt Königsberg in Unterfranken geboren. Er nannte sich nach seiner Vaterstadt Regiomontanus, d. i. der Königsberger, auch de monte Regio, Johannes de Regimonte, öfter auch Hans de Kungsberg ꝛc.

Wir sind Ziegler in der That doppelt Dank schuldig, einmal für die mühevolle Arbeit, der er sich unterzog, indem er es unternahm, nach langjährigen Studien uns einen für den größten Theil des deutschen Publicums unbekannten und doch größten deutschen Gelehrten in seiner Monographie vor die Seele zu führen, und dann für seine Uneigennützigkeit, indem er den Ertrag seiner Arbeit der Allgemeinheit zum Opfer bringt.

Die Monatshefte haben erst vor wenigen Jahren aus der Feder ihres berühmten, leider jetzt verstorbenen Mitarbeiters J. H. v. Mädler eine Biographie des Regiomontanus gebracht, und wir dürfen daher keine nähere Inhaltsrelation der Ziegler'schen Brochüre geben, um Wiederholungen zu vermeiden. Nach einer kurzen Biographie geht Ziegler über zu seinen kritischen Untersuchungen. Er nennt die sehr umfangreiche Regiomontanus-Literatur, welche er mit großer Liebe und dem regsten Forschereifer studirt hat, verknüpft seine eigenen Ansichten mit denen anderer Forscher über das Wirken und Schaffen unseres berühmten Landsmannes und kommt schließlich zu dem folgenden Ausspruch:

„In Erwägung, daß Martin Behaim aus Nürnberg der Schüler des Regiomontanus und mit Columbus bekannt gewesen, daß Behaim der Junta de Mathematicos angehörte, welche beauftragt war, eine Methode anzugeben, nach der Sonnenhöhe zu schiffen, daß Behaim das Astrolabium des Regiomontanus mit der stereographischen Horizontalprojection gekannt, solches wahrscheinlich bei der Junta vorgezeigt und sicher auf seinen späteren Reisen mit Diego Cano geprüft hat, und daß Behaim den von Regiomontanus erfundenen Jakobsstab in die portugiesische Armee eingeführt hat ꝛc. ꝛc., sind wir berechtigt, Regiomontanus als den geistigen Vorläufer des Columbus zu betrachten."

Ziegler wünscht durch seine Untersuchungen einen neuen frischen Lorbeerzweig dem blühenden Kranze deutscher Wissenschaft beizufügen und zu einer immer größeren Anerkennung des Regiomontanus, der mit Recht ein wahrhaft großer deutscher Mann genannt werden kann, beizutragen. Möge Ziegler's Streben durch eine recht weite Verbreitung seiner Schrift belohnt werden, und möchte der rührige Mann, von den Freunden des Alexander-Thurmes unterstützt, einst an der Stelle des hölzernen einen steinernen Regiomontanus-Alexander-Thurm errichten können, wozu die genannte Schrift der Grundstein werden möge.

* Als Geburtsjahr von Columbus wird häufig nach D. Martin Fernandez Navarete das Jahr 1436 angegeben, nach genaueren Untersuchungen ist jedoch anzunehmen, daß der große Entdecker im Jahre 1456 zu Genua geboren wurde.

Die ungemein thätige Verlagshandlung von Otto Janke in Berlin hat in letzter Zeit mehrere Romane des bekannten ungarischen Dichters Maurus Jokai in fließender Uebersetzung veröffentlicht. Nicht nur in der spannenden Situationsmalerei, sondern auch in der nationalen Tendenz steht Maurus Jokai den französischen Romanschriftstellern nahe, und man wäre berechtigt, auf ihn die alte Phrase anzuwenden, daß er mit seinem Herzblute schreibt. Die rein künstlerische Bedeutung tritt etwas in den Hintergrund, denn obgleich der Dichter Personen und Zustände hinreißend interessant schildert, sehen wir doch überall einen Zweck, der außerhalb der Dichtung liegt und in der Liebe und dem Haß der Nation seine Wurzeln hat. **„Der Mann mit dem steinernen Herzen"** und **„Wir bewegen die Erde"** sind die beiden soeben ausgegebenen Romane, in welchen sich die charakteristische Eigenthümlichkeit des phantasievollen Ungarn in glänzendem Lichte zeigt. Das deutsche Publicum wird die Sympathie, welche Maurus Jokai unserem nationalen Aufschwunge bewiesen hat, gewiß gern durch das Interesse für diese Uebersetzungen erwiedern, die ein tüchtiges Element mehr in unsere Unterhaltungslectüre einführen.

Im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig ist vor einiger Zeit der zweite Band von **„Asmus Jakob Carstens' Werken"** in 33 Kupfertafeln und 3 Lithographien mit erläuterndem Texte von Herman Riegel erschienen, so daß nun die beiden Bände von Carstens' Werken in ausgewählten Umrißstichen von W. Müller, H. Merz und Schulz und Lithographien von Koch vorliegen. Der Herausgeber, Herman Riegel, hofft später mit einem dritten Bande das Ganze abzuschließen und damit der eigenartigen Größe Carstens' gerecht zu werden. Die Blätter des ersten Theiles waren nach den Originalzeichnungen zu Weimar gestochen; die des zweiten sind den Schätzen in Weimar, Berlin und Kopenhagen entnommen, und zum dritten Bande hofft Riegel die in Kopenhagen befindlichen Zeichnungen zum Argonautenzuge zu benutzen.

Transatlantiſche Mittheilungen.

New-Yorker Chronik

von

Udo Brachvogel.

Sommerrückblick. – Feuer- und Waſſerkataſtrophen. – Die St. Louiſer Miſſiſſippibrücke. – Der Beecher-Tilton-Scandal. – Der amerikaniſche Schwarzwald.

Es iſt ein heißer Sommer, der hinter uns liegt. Nicht eben heiß in des Wortes eigentlicher Bedeutung — wiewohl wir auch daran genug hatten, um den Europäer, der ſeine erſten Hundstage auf amerikaniſchem Boden verlebte, in einen hinlänglichen Schweiß der Bewunderung zu verſetzen. Sondern heiß von allerlei Aufregungen, Senſationen und ungewöhnlichen Ereigniſſen. Wir haben dieſes Jahr thatſächlich keine Sauregurkenzeit gehabt und vor allen Dingen ſchwamm die Preſſe, welche ſonſt die saison morte am ſchärfſten empfindet, in einer wahren Hochfluth von Stofffülle. Aus allen Gebieten ſtrömte ihr dieſelbe zu. Und als ob es daheim des An- und Aufregenden nicht genug gegeben hätte, mußte auch noch Kullmann auf den in Amerika volksthümlichſten Mann der alten Welt ſchießen und feierte Island ſein tauſendjähriges Jubelfeſt unter der Vereinigten Staaten freundnachbarlichſter Theilnahme. Soweit ging dieſe letztere, daß eine Anzahl eigener Zeitungscorreſpondenten (darunter Bayard Taylor für die New-Yorker „Tribüne") die Union auf der alten Edda-Inſel vertraten. Und es iſt eine Thatſache, daß die umfangreichen Berichte derſelben im ganzen Lande mit höchſtem Behagen geleſen wurden — einem Behagen, das um ſo erklärlicher erſcheint, als mit etwaiger Ausnahme einer Polarfahrtcorreſpondenz thatſächlich keine erfriſchendere Auguſtlectüre zu denken war, als direct von Icelands Geſtaden kommende Briefe und Schilderungen.

Im eigenen Hauſe meinten es die Elemente freilich nicht ſo wohlthätig und erfriſchend mit uns. Vielmehr war es ihr ganzer Grimm, ihre ganze Vernichtungsſucht, welche gelegentlich mehrfacher Kataſtrophen die geſammte Unionsbevölkerung erſchreckte und ihre hülfreiche Werkthätigkeit in Anſpruch nahm. Zur Chronik der Brände trug Chicago durch eine Feuersbrunſt bei, die als eine der größten ihrer Art bezeichnet werden müßte, wenn uns nicht die letzten Jahre und vor allen Dingen dieſelbe Chicago nach dieſer Richtung hin an ungleich Koloſſaleres gewöhnt hätten. Trotzdem währte das jüngſte Flammenordal der Phönixſtadt zwei volle Tage, zerſtörte 1200 Gebäude, darunter fünf Kirchen, ein Theater, mehrere Schulen, das nach dem großen Feuer von 1871 proviſoriſch errichtete Poſtgebäude, eine Anzahl Handelspaläſte und Hotels und machte 10,000 Menſchen obdachlos. Die Feuersbrunſt entſtand in einem Stall in den Nachmittagsſtunden des 14. Juli,

wurde erst gleich ihrer gigantischen Vorgängerin von 1871 unterdrückt, um dann aufs Neue zum Ausbruch zu kommen und erst nach vierzig Stunden bewältigt zu werden. Der größte Theil der diesmaligen Brandstätte gehörte zu dem vor drei Jahren verschont gebliebenen Stadtgebiet und war zum größten Theil der Wohnsitz der ärmeren Bevölkerung, zugleich aber auch jenes übelberüchtigsten Elementes derselben, das namentlich amerikanischen Großstädten eigen ist und das an Gefährlichkeit bedeutend verliert, sobald ihm seine unsauberen, engen und ungesunden Schlupfwinkel und Unterkunftshöhlen zerstört werden. Von diesem Standpunkte aus mag denn das jüngste Chicagoer Feuer sogar sein Gutes gehabt haben. Es hat mit dem größten Theil der noch übrigen alten Holzstadt und einer Anzahl der verwahrlosesten Quartiere des ganzen Gemeinwesens aufgeräumt — aber welchen Ersatz bieten derartige Erwägungen für das Entsetzen, die Noth und den Jammer, welche die unmittelbaren Begleiter der flammenden Heimsuchung waren.

Eines ähnlichen, nur noch furchtbareren Vernichtungsamtes, wie es an den Ufern des Michigan-See die Flammen übten, war am Golf kurz vorher durch entfesselte Fluthen gewartet worden. Der unter den schmelzenden Schneemassen der fernen Felsengebirge allfrühjährlich zu ungeheuerster Wasserfülle anwachsende Mississippi durchbrach und überschäumte an verschiedenen Stellen seines unteren Laufes die dürftigen Dämme, welche die dahinter liegenden üppigen Flachländereien zu schützen bestimmt sind und überschwemmte weite Districte von Arkansas, Mississippi und namentlich von Louisiana. Ganze Counties und Kirchspiele wurden unter Wasser gesetzt, zahlreiche Ortschaften zerstört und weggespült, ihre Bewohnerschaften obdachlos gemacht und ihre Zahl decimirt. Die kostbarsten Ernten (Mais, Reis, Taback, Baumwolle und Zucker) fielen im Werth vieler Millionen der Vernichtung und viele Quadratmeilen reicher Ackerflächen der Verschlammung und Verwandlung in Wüsteneien auf Jahre hinaus anheim. Nur der schleunigsten Hülfe durch die Bundesregierung und der, im amerikanischen Volk stets bereiten öffentlichen Wohlthätigkeit gelang es, die erste Noth zu mildern und wenigstens Nacktheit und Hunger von den Zufluchtsstätten der den heimgesuchten Bezirken entflohenen Bevölkerungen fortzuscheuchen.

Aber das furchtbare Element begnügte sich nicht mit der Massenkraftproduction von Verheerung, durch welche es den äußersten Süden mit zitterndem Entsetzen erfüllte. Ein zweites räumlich beschränktes, aber in seiner Art kaum minder furchtbares Memento rief es fast gleichzeitig dem Norden im Millriver-Thal von Massachusetts und nur wenige Wochen später ein drittes im westlichen Pennsylvanien zu. Dort war es ein kolossales, die Triebkraft für ein ganzes fabrikthätiges Thal liefernden Wasserreservoir, dessen Wände barsten und das in ihnen eingeengte kleine Meer in Freiheit setzten. Im Laufe einer halben Stunde war das Thal überfluthet, die in ihm liegenden Ortschaften mit zahlreichen Anlagen dem Boden gleich gemacht, Hunderte von Menschen, welche die neue Sündfluth überraschte, ehe sie sich nur an den nahen Thalwänden hinaufretten konnten, fortgerissen und zum größten Theil ertränkt und ein kleines gewerbliches Paradies in ein Trümmerchaos verwandelt, aus dem einzelne Wände und Mauern wie Wegweiser gespenstisch aufragten. Hier war es ein Wolkenbruch, der in der Abendstunde des 27. Juli einen ausgetrockneten Gebirgsbach derartig anschwellte, daß er, zu einem Niagara anwachsend, sich auf die von ihm durchflossene Schwesterstadt Pittsburgs, Alleghany, stürzte, Bäume, Häuser, Felsstücke, Erdmassen mit sich riß, den von ihm zunächst erreichten Theil der Stadt völlig zerstörte, große Fabriksbauten wie Kartenhäuser zusammenknickte und alles Lebende, was in seinen Bereich kam, fortriß, vernichtete oder aufs Schwerste verletzte. Auch hier erreichte die Zahl der Opfer die Höhe von 200 — ein Tribut, mehr als hinreichend, um den Tag, der ihn forderte, in des betroffenen Gemeinwesens Annalen für immer mit dem dunklen Kreuz des dies irae zu bezeichnen.

Wollte man poetisch sein (was freilich Angesichts solcher Katastrophen am wenigsten angebracht scheint), so könnte man für diese Wuth- und Vernichtungsausbrüche eines, dem Menschen sonst so unerläßlichen und so vielfach dienstbaren Elements eine

Erklärung in dem Verlangen desselben finden, hin und wieder die Ketten seines Gebieters zu sprengen und ihm in der ganzen Größe der ihm innewohnenden Gewalt entgegenzutreten. Aber was hilft es ihm? dienen muß es doch und jeder Empörung folgt nur zwiefache Sclaverei. Der Mississippi weiß ein Lied davon zu singen. In eben den Tagen, da er seine Dämme sprengte und die Zuckerfelder Louisiana's in sumpfige Lagunen verwandelte, wurden an einer anderen Stelle seines majestätischen Laufes die letzten Verankerungen eines Granit-, Eisen- und Stahljoches vollendet, wie es noch kein Fluß vor ihm getragen und welches abzuschütteln er die Felsengebirgshochfluthen eines Jahrhunderts zu einem einzigen Diluvium vereint, vergebens in den Kampf führen würde. Die große Brücke, welche bei St. Louis die Ufer der Staaten Illinois und Missouri, den Osten und den Westen der Union, verbindet, ist am 4. Juli dem Verkehr übergeben worden! Sechs Jahre hat das Werk genommen und sechs Millionen Dollars hat es gekostet! Im Januar 1868 wurde der Grundstein zum westlichen Uferpfeiler gelegt und damit ein Unternehmen moderner Brückenfügung begonnen, wie es in dieser Art bisher weder in der neuen noch in der alten Welt geplant worden. Das Ganze ist ein Bogenbau. Gußstahl bildet die Oberstructur, Illinoiser Kalkstein, Virginier Granit und Cement aber den Unterbau, welcher aus vier Pfeilern nebst den am Ufer sich anschließenden Bogenviaducten von Stein und Mauerwerk besteht. Zwei Pfeiler ragen mitten aus dem Strom, zwei an den Ufern auf. Ihre sichtbare Höhe beträgt 50 Fuß über dem mittleren Wasserstande. Ihr Fuß wurzelt in den Urgesteinlagern tief unter dem Schlammgrunde des eigentlichen Flußbettes. Auf dem Missourier Ufer, welches hüglicht ansteigt, treten dieselben zu Tage. Nach den Marschländern des Illinoiser Gestades hin aber fallen sie so jäh ab, daß der erste Strompfeiler bereits eine sechzig Fuß tiefe Schlamm- und Sandschicht des Flußgrundes, der zweite gar eine solche von 90 Fuß Mächtigkeit zu durchdringen hatte, ehe sein Fundament mit dem unerschütterlichen Felsen der Tiefe Eines werden konnte. Zu durchdringen — denn das System, vermöge dessen dies bewerkstelligt wurde, war das der Versenkung mittels riesiger Eisen-Caissons und eines Apparats von Luftpumpen und sonstigen technischen Vorrichtungen, wie sie sich nur die höchste Ingenieurskunst des heutigen Tages dienstbar zu machen versteht. Der engbemessene Raum verbietet ein näheres Eingehen auf den Proceß dieser Versenkung selbst. Jedem, der die Arbeiten, das bei ihnen beobachtete Verfahren und die Hülfsmittel, welche dabei aufgeboten wurden, seinerzeit aus eigener Anschauung kennen lernen durfte, wird des Schauspiels, welches ihm das Alles bot, für immer eingedenk bleiben. Wäre es nicht ein Vorgang gewesen, bei dem die exactesten Zahlen und die absolutesten physikalischen Gesetze die einzig maßgebende Rolle spielten — man hätte sich versucht fühlen können, von einem Märchen, von der tausend und einen Nacht moderner Mechanik und Technik zu sprechen. Da es aber unwiderlegliche Zahlen sind, welche das entscheidende Wort sprechen, so möge wenigstens eine von ihnen dem Leser einen Begriff von den Maßen und Gewichten geben, um deren Handhabung sich es hier, inmitten der Fluthen und des Schlammchaos des mächtigsten der Ströme handelte. Das gesammte Steinwerk der Pfeiler, deren tiefst reichender östlicher im Ganzen 174 Fuß mißt, während die Höhe seines ungleich früher auf dem Felsen angelangten westlichen Gegenübers 145 Fuß beträgt, beläuft sich auf 103 000 Kubikmeter — über ein Drittel mehr, als das gleiche Gefüge irgend einer anderen Brücke der Welt. Denn selbst der berühmte Bau über die Menaistraße hält nur 63 000, das vielgepriesene canadische Wunderwerk der Victoriabrücke aber nur 62 000 Kubikmeter Mauerwerk.

Diesem Unterbau entspricht die Oberstructur, die Herstellung des eigentlichen Brückenlagers, in jedem Sinne. Nicht nur, daß an ihr Alles durch seine Großartigkeit neu ist, nahezu Alles ist es auch durch das zur Verwendung gelangte Material und die Art, in der es verwendet ward. Es wurde schon gesagt, daß Gußstahl, d. h. jene jüngste metallische Großmacht, welche bestimmt ist, der Aera, in welche die dem eisernen Zeitalter entwachsende Welt soeben eingetreten ist, den Hauptbestandtheil dieses Materials bildet.

Aus den größten Werken Pennsylvaniens bezogen, wurden seine Massen zu Bogen aufgewölbt, die an Weite auch das Kühnste übertreffen, was nach dieser Richtung hin noch gewagt wurde. Und dabei geschah dies in so gefälliger, man möchte sagen graziöser Gestalt, daß man über der Leichtigkeit dieser stählernen Gefüge und Gerippe das Ungeheure, was sie an Tragfähigkeit und Dauerbarkeit darstellen, ganz vergißt. Auch hier werden Zahlen am eindringlichsten sprechen. Die eigentliche Brücke von Uferpfeiler zu Uferpfeiler mißt 1628 Fuß. Davon entfallen auf die Bogen zwischen den Uferpfeilern und den ihnen zunächst stehenden Strompfeilern je 497, auf den Mittelbogen von Strompfeiler zu Strompfeiler 527 Fuß, d. h. auf den letzteren volle 27 Fuß mehr, als auf die bisher existirende weiteste Bogenspannung, die der Brücke von Kuilenburg in Holland, welche den Lek in einer Weite von 500 Fuß überwölbt. Jede Spannung besteht aus vier einzelnen, parallel über einander laufenden Doppelbogen, welche, je zehn Fuß von einander abstehend, durch ein riesiges Netzwerk von Stahlarmen und Stahlrippen verbunden sind, so daß sich das Gewicht des gegen 40 Fuß breiten Brückenlagers und der Lasten, welche es zu tragen hat, auf vier verschiedene Doppelbogen vertheilt. Die einzelnen Bogen selbst bauten sich aus kolossalen Stahlcylindern auf, die von den beiden durch sie zu verbindenden Pfeilern aus gleichzeitig in einander geschoben, sich als Halbbogen endlich in der Mitte trafen, wo die beiden Hälften, vermöge der Schwere, die sie jetzt erreicht hatten, in einander klappten und sich so fest zu der nun geschlossenen Bodenform zusammenfügten, als sei das Ganze aus einem einzigen Stück gegossen. Die Maschinerien, Gerüste und Hebewerke, mit denen dies geschah, gehörten zu dem Sinnreichsten, was combinatorisches Geschick noch ausgesonnen. In ihnen erlebten die Wunder, welche sich bei der Pfeilerversenkung in den nächtlichen Tiefen des Abgrundes vollzogen hatten, eine neue Auflage hoch oben in der freien Luft des Himmels. Das Gesammt-Stahl- und Eisengewicht aber, welches mit Hülfe dieser Wunder zu einem Heerweg für zwanzig Eisenbahnlinien und einem Wagen- und Personenverkehr, der dieser Massenbeförderung per Dampf entspricht, von Ufer zu Ufer gespannt wurde, beläuft sich auf 5600 Tons — die Fracht eines Oceandampfers ersten Ranges!

Es wäre um so unbilliger, über der Herrlichkeit des Werkes des Meisters desselben und seiner vornehmsten Gehülfen zu vergessen, als sich dabei Gelegenheit bietet, die Namen von zwei deutschen Landsleuten mit besonderer Auszeichnung zu nennen. Chef-Ingenieur und eigentlicher Urheber des ganzen Unternehmens war Capitain James B. Eads von St. Louis, ein Mann, welcher sich bereits während des Bürgerkrieges als Erbauer der ersten Panzerflotille der Vereinigten Staaten den Namen eines der allerhervorragendsten Ingenieure des Landes erworben hatte. Als Gehülfs-Ingenieur und eigentliches alter ego hatte er sich Oberst Heinrich Flad hinzugesellt, während Dr. William Taußig, gleichfalls ein St. Louiser, während der ganzen Dauer des Unternehmens an der Spitze der finanziellen Leitung desselben stand.

Indessen, wie sehr auch diese und eine Anzahl anderer Ereignisse (es sei nur noch der schmählichen Enthüllungen über die diebische Verwaltung der Stadt Washington sowie des interessanten Kampfes zwischen dem Bürgermeister von New-York und den Stadtverordneten der Metropole, der sich bis zu des Ersteren Versetzung in Anklagezustand zuspitzte, gedacht) — wie sehr auch dies Alles dazu angethan war, die Zeitungen machende sowohl, wie die Zeitungen lesende Welt in angenehmer Weise über die saison morte hinwegzutäuschen, — doch war es erst einer cause célèbre kirchlich-socialen Charakters vorbehalten, aus dieser todten Saison einen wahren Hexensabbath von Leben, Aufregung, Sensation und Scandal zu machen, wie ihn die gegenwärtige amerikanische Generation noch nicht erlebt hat. Dies Letztere ist der Leser gebeten, buchstäblich zu nehmen, wiewohl es ihm selbst dann noch verwehrt bleiben dürfte, ein richtiges Bild von der Erregung zu gewinnen, welche die gesammte Unions-Bevölkerung während voller zwei Monate in wahrhaft leidenschaftlicher Spannung erhielt. Es ist der große Brooklyner Kirchen-Scandal, mit welchem sich seitdem auch die europäische Presse vielfach beschäftigt hat,

von dem hier die Rede ist. Seine Hauptperson war oder ist vielmehr der größte und gefeiertste Kanzelredner des Landes und eine seiner größten Celebritäten überhaupt: Henry Waod Beecher, der Pastor der Brooklyner Plymouthgemeinde und der berühmten Harriet Beecher Stowe berühmterer Bruder. Sein Hauptmoment aber, die gegen Beecher von Theodor Tilton, einem gleichfalls im ganzen Lande bekannten Publicisten und geistigen Hochstapler, erhobene Anklage der Verführung von Tilton's Gattin. Es war mithin ein Scandal von so reinem, oder richtiger gesagt, so trübem Wasser, wie Klatschsucht, Schadenfreude und Sensationshascherei ihn sich nur wünschen konnten. Und doch hätte weder die hervorragende Stellung der handelnden Personen des wüsten Dramas, noch der massenhafte Schmutz und die unglaubliche Anhäufung von Widerwärtigem, die es zu Tage gefördert, hingereicht, um eine so ungeheure und andauernde Aufregung hervorzubringen, wie thatsächlich hervorgebracht ward, wäre es nicht zugleich eine Frage von tiefst einschneidender Bedeutung für das ganze amerikanische Leben, die sich hinter dem ekelhaften Scandal und seinen mannigfachen Episoden in unwiderstehlicher Dringlichkeit erhob. Es ist dies die Frage des Einflusses, welchen die Kirche, und zwar die in eine Unzahl von Secten gespaltene protestantische Kirche, wie die Vereinigten Staaten sie von England überkommen und weiter ausgebildet haben, im Laufe der Zeit auf die anglo-amerikanische Gesellschaft gewonnen hat!

Es giebt keine Population der Welt, selbst die britische mit ihrem Puritaner-Sonntag, ihren Missionen und Tractatgesellschaften nicht ausgenommen, die so unter dem Bann rein äußerlicher Kirchlichkeit stände wie die anglo-amerikanische Bevölkerung der Union. Je freier in ihr der Staat von irgend welcher Beeinflussung oder irgend welcher Gemeinschaft mit der Kirche ist, desto rettungsloser ist ihr die Gesellschaft anheimgefallen. Beide durchdringen und bedingen einander ganz und gar. Die Kirche — wohlverstanden: die Kirche und nicht die Religion — ist eine Gesellschaftseinrichtung und ein Gesellschaftserforderniß geworden. Die Gesellschaft — wohlverstanden: die anglo-amerikanische — ein Eigenthum der Kirche, oder vielmehr der hundert Kirchen, welche es hier vom strengsten Puritanismus bis zum allerfreiesten und einfachsten Deismus in jeder wünschenswerthen Schattirung giebt. Welcher Art und wie verschieden von einander auch das Formelwesen sei, in dem sie sich bewegen: das Eine haben sie mit einander gemein, daß sie den strengsten Nachdruck auf Aufrechterhaltung desselben legen. Welcher Hohlheit und welcher Weltlichkeit im Verein mit Zelotismus und hochmüthigstem Pharisäerthum — mit einem Wort, welcher Caricatur auf alle wahre Religion in dieser Weise Thür und Thor geöffnet worden, davon kann man sich in Europa und namentlich in den aufgeklärten Gesellschaftsschichten Deutschlands nur schwer einen Begriff machen. Der Geistliche und die Kirche sind in unzähligen Fällen nichts als die Mittelpunkte eines rein socialen Verbandes und einer Frömmigkeit, die Alles hat, was zum religiösen Schein, und nichts hat, was zum religiösen Sein gehört. Sie beherrschen die Gesellschaft, machen ihr aber zugleich dies Joch dadurch besonders angenehm, daß sie ihm den Zauber des zum guten Ton Unerläßlichen, des „Fashionablen" zu leihen verstanden haben. Ja, wenn es sein muß, lassen sie sich auch von ihr beherrschen, indem sie um den Preis einer möglichst freigebigen Unterstützung jedes Zugeständniß machen, welches Privatunternehmungen nur ihren Actionären zu machen vermögen, so lange ihnen dieselben mit Leib und Seele gehören.

Eines der glänzendsten, oder vielmehr das glänzendste kirchliche Institut dieser Art, und im ganzen Lande berühmt, bewundert und beneidet ist die Plymouth-Kirche in Brooklyn, der Schwesterstadt New-Yorks. Ihre Mitglieder gehören dem erlesensten „Upperthum" der beiden Städte an, und ihr, kaum schlechter als noch bis vor Kurzem der Präsident der Vereinigten Staaten bezahlter Pastor, Henry Waod Beecher, ist nicht nur ein Prediger von magnetischer Gewalt, sondern auch ein kaum minder gefeierter weltlicher Redner und Publicist und zugleich ein Mann, der sich in dem Kampfe gegen die Sclaverei einen dauernden historischen Namen gemacht hat. Welcher Art die von

Tilton gegen ihn erhobene Anklage ist, wurde bereits gesagt. Dieselbe gewann durch die von Tilton's Frau eingestandene „seelenbräutliche Schwärmerei" für den angebeteten Seelsorger von vornherein eine besondere Kraft. Auch liegen schriftliche Geständnisse einer wahrhaft erdrückenden, wenngleich nicht besonders genannten Schuld gegen Tilton, Schilderungen der heftigsten Reue, sowie die Verzeihung Tilton's in den demüthigsten Ausdrücken erflehende Briefe Beecher's an einen gemeinsamen Vertrauensmann vor. Ueberdies war die Sache nicht neu. Vielmehr machten Gerüchte der bedenklichsten Art die Atmosphäre der Brooklyner Elite seit Jahren unsicher, — ja dieselben fanden im Herbst 1872 durch die berüchtigte Weiberrechtlerin und Anwältin der freien Liebe, Victoria Woodhull, bereits einmal ihren Weg in die Oeffentlichkeit, — damals freilich nur, um durch den ungeheuren Einfluß von Beecher's Freunden alsbald wieder unterdrückt und vertuscht zu werden. Den letzten Ausbruch führte Tilton selbst herbei. Und zwar führte er ihn in einer Weise herbei, daß weder Beecher noch seine Plymouth-Satelliten darüber hinwegsehen konnten. Es wurde daher eine Untersuchungskomödie veranstaltet, bei welcher sechs von Beecher selbst ernannte, der höchsten Brooklyner Gesellschaft und der Plymouth-Gemeinde angehörende Männer als Richter fungirten. Nahezu zwei Monate brüteten diese modernen Daniels in einer Weise über den besten Weg, zu einer Freisprechung ihres großen Kirchenlichtes zu gelangen, welche in der Geschichte der Untersuchungen nicht ihres Gleichen hat. Natürlich erreichten sie zum Entzücken aller Frommen und zum stillen Grauen alles gesunden Menschenverstandes ihr Ziel und erfreuten in den letzten Tagen des August die Plymouth-Heiligen mit einer glänzenden Freisprechung ihres Seelenhirten. Soweit wären sie und ihre Kirche gerettet worden. Aber die öffentliche Meinung denkt anders als das fromme high life der guten Kirchenstadt Brooklyn. Sie ist entweder schon jetzt von Beechers Schuld und was schlimmer ist, von der geradezu scheußlichen Heuchelei und Verlogenheit überzeugt, deren sich der sonst so groß angelegte und ungewöhnlich begabte Mann mit Hülfe seiner sogenannten Richter und zwei der ersten Advocaten (!) Brooklyns während der Verhandlungen schuldig gemacht hat, oder sie verlangt doch mindestens ganz andere Beweise von seiner Unschuld, als er und seine rabulistischen Rechtsbeistände bisher beigebracht haben. Die Gelegenheit dazu wird ihnen nicht fehlen. Tilton hat durch Anhängigmachung einer gerichtlichen Klage gegen Beecher die Angelegenheit auf das Kampffeld der weltlichen Gerechtigkeit hinübergespielt, auf dem dieselbe dann freilich mit ganz anderen Mitteln und Waffen zum Austrag kommen wird, als vor dem, mit ihrem Angeklagten verschworenen Synodrion der Plymouthkirche. Der Presse und Sensationssucht aber stehen dann aufs Neue fette Wochen bevor, und nicht nur die Post, auch der Telegraph, welcher während der ersten Untersuchung Füllstoff für eine kleine Bibliothek über das gesammte Unionsgebiet zu tragen hatte, wird wieder unter massenhaften Beecher-Frachten von einem Ende des Landes bis zum anderen seine redenden Funken stieben.

Es war in den letzten Tagen des August, daß durch die kirchliche Freisprechung Beechers eine Ruhepause („a lull" ist der onomatopoetische Ausdruck der englischen Sprache dafür) in der „göttlichen Komödie" der guten Kirchenstadt Brooklyn eintrat, wiewohl die Presse nach wie vor fortfuhr, über jeden Schritt und Tritt der betheiligten Persönlichkeiten regelmäßige Berichte zu bringen, ja selbst verschiedene Theater sich des Gegenstandes bemächtigten und brillante Geschäfte damit machten. Eine Ruhepause, eine Art Zwischenact! Aber selbst für die Ausfüllung dieses Zwischenacts sollte das, in diesem Jahre nun einmal keine todte Saison anerkennende, gute Glück der Zeitungsschreiber sorgen. Und zwar in der erfrischendsten Weise sorgen. Ein neuer Windstoß wehte plötzlich aus der gerade entgegengesetzten Richtung und schwellte die eben zusammensinkenden Segel unserer Preßargonauten in der liebenswürdigsten Weise aufs Neue. Vom fernen Felsengebirgswesten her wehte er voll und frisch, und statt „Scandal und Schmutz" lautete seine Losung „Wildniß-Erforschung und Gold".

Gold! Aus den Black Hills, den Schwarzen Bergen Dakota's tönte dieses Mal der magische Ruf, den man in Amerika seit

seiner Entdeckung so oft, nie aber in so kurzen Zeiträumen einander folgend vernommen hat, wie im Lauf des letzten Vierteljahrhunderts. Californien eröffnete an dem denkwürdigen Januartage des Jahres 1848, da im Coloma-Thale von Capitain Sutters' Arbeitern das erste Waschgold gefunden wurde, den Reigen. Ihm sind seitdem Idaho, Montana, Colorado, Arizona und Wyoming gefolgt. Neu-Mexico mit seinen, schon den Spaniern wohlbekannten Goldminen und Nevada und Utah, die großen Silber-Dorados, müssen gleichfalls genannt werden. Jetzt tritt auch Dakota in die Reihen der Edelmetall-Territorien, so daß keines der Gebiete des großen Westens mehr des begehrten Mammons zu entbehren hat. Seltsamerweise gehört die jüngst entdeckte Goldgegend zu den von der übrigen Union aus am ersten zu erreichenden Gegenden der Rocky Mountains, denn die Black Hills, oder, wie sie von der deutschamerikanischen Presse getauft worden sind, der „Amerikanische Schwarzwald", bildet einen der östlichsten Vorposten des ungeheuren Felsen-Rückgrats des nordamerikanischen Continents. Auf früheren Karten findet man den ganzen südlich von ihnen sich erstreckenden Gebirgszug, welchen die Union-Pacificbahn in einer Höhe von 8042 Fuß übersteigt, und der seitdem den Sondernamen der Laramie-Kette empfangen, als Black Hills verzeichnet. Heutigen Tages wird unter ihnen lediglich der mächtige Gebirgsstock verstanden, welcher sich zwischen den beiden, ihn gleich weitgeschweiften Zangenarmen umschließenden Quellflüssen des Cheyanneflusses in der Südwestecke des Territoriums Dakotah erhebt. Zwischen 43 Grad und 45 Grad nördl. Breite und 103 Grad und 105 Grad westl. Länge von Greenwich liegend, bedeckt er ein Areal von etwas über 3000 englichen Quadratmeilen und steigt in seinen höchsten Gipfeln über das hier ungefähr 5000 Fuß hoch liegende Felsengebirgsplateau weitere 2000 bis 2500 Fuß empor. Die bisherige Unbekanntheit der Black Hills findet ihre Erklärung in dem Umstande, daß sie innerhalb der Grenze des, von den Vereinigten Staaten vertragsmäßig den Sioux-Indianern reservirten Gebietes liegen, und daß diese, auf ihren Schein bestehend, keinen Weißen auf ihren Jagdgründen dulden, während andererseits die Bundesregierung bisher streng darauf hielt, die Rothhäute gegen das Eindringen des Pionierthums kaukasischer Civilisation zu schützen. Gegen eines jedoch haben alle Tomahawks und alle Strenge des Militärcommandos jener Gegenden die wilden Gebieter der Schwarzen Berge nicht zu schützen vermocht: gegen das Hinausdringen der Gerüchte vom Goldreichthum über ihre scheinbar so wohlgehüteten Gemarkungen. Dieselben sollten sehr bald durch kühne Eindringlinge weißer Hautfarbe, sowie durch handelsunternehmende Rothhäute selbst, die mit ihren Goldfunden nach den nächsten Posten kamen, zur Gewißheit werden, und endlich im Verein mit anderen, namentlich militärischen Rücksichten zu der großen Erforschungsexpedition führen, welche unter General Custer's Befehl während der jüngsten Sommermonate den amerikanischen Schwarzwald seiner Geheimnisse entkleidete.

Der amtliche Bericht über das Unternehmen, welches von den obligaten Photographen, Geologen, Botanikern und sonstigem wissenschaftlichen Stabe begleitet war, liegt zur Zeit noch nicht vor. Indessen ist eine solche Fülle halboffizieller und privater Nachrichten über den interessanten und ereignißreichen Streifzug bekannt geworden, daß nicht nur der gute Erfolg desselben keinem Zweifel unterliegen kann, sondern daß man auch ohne bestimmte wissenschaftliche Daten ein anschauliches Bild von den durchforschten Gegenden zu gewinnen vermag. Vor allen Dingen wurde neben dem Vorhandensein üppiger Weidegründe und großen Wildreichthums das Vorkommen von Edelmetallen, namentlich des kostbarsten derselben, in der Gestalt von Körnern und Staub sowohl, wie von Quarzadern, festgestellt und verfehlte nicht die bei solchen Gelegenheiten übliche Aufregung unter den Bewohnern des Felsengebirgswesten in Gestalt eines gelinden Goldfiebers hervorzurufen. Es wird sich nach Erscheinen des Washingtoner amtlichen Berichts über die Custer'sche Expedition Gelegenheit bieten, an dieser Stelle auf das neueste amerikanische Dorado und seine etwaigen Reichthümer, Schönheiten und Merkwürdigkeiten zurückzukommen. Vor der Hand sei nur gesagt, daß die Regierung der Vereinigten Staaten

auf das Bestimmteste entschlossen ist, den Vertrag mit den Sioux aufrecht zu erhalten, d. h. die Black Hills nicht eher der weißen Immigration freizugeben, als bis das Abkommen mit ihren gegenwärtigen Gebietern in entsprechender Weise abgeändert ist. In diesem Sinne hat denn auch nicht nur das Ministerium des Inneren sich auf die ihm zugegangenen Anfragen betreffs Landerwerbs und Niederlassung in den Black Hills, sondern auch eine Proclamation General Sheridan's, des Militär-Commandanten jener Regionen, ausgesprochen, welche ausdrücklich jedes Eindringen in das neue Goldland untersagt. Ob dieses Verbot etwas fruchten wird, ist freilich eine andere Frage. Indessen wird die Geduld derer, die allen Ernstes ihr Heil auf den Goldfeldern der Schwarzen Berge suchen wollen, nicht zu lange auf die Folter gespannt werden. Schon die nächste Congreß-Sitzung wird die Nothwendigkeit erkennen, durch eine neue Auflage der im amtlichen Verkehre mit dem „edeln Wilden" üblichen Farce feierlichen Vertragsschlusses denselben aus seinen Black Hills weiter westlich zu expediren, und dem weißen Gebieter des Landes zu geben, was er sich sonst ohne Congreß, ohne feierliche Vertragsschließung und ohne der Friedenspfeife rührendes Brandopfer einfach nehmen würde.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 27 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 219.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

December 1874.

Die Aesthetik des Häßlichen.

Novelle

von

Sacher-Masoch.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

„Allah hat keines seiner Geschöpfe enterbt."
Arabisches Sprüchwort.

Unter den kunstvollen, von riesigen Ketten getragenen Brücken der Hauptstadt hervor wälzt sich der Fluß in langsamer aber großer Bewegung durch freundliche, mit Schilf und Weidenbäumen besetzte Auen in ein sanftes Hügelland, das auf seinem nördlichen Abhange von mächtigem Walde, auf dem südlichen von fröhlichen Rebengeländen bedeckt ist. Die langgestreckten weißen Dörfer wechseln mit einzelnen Höfen, welche bald den Charakter von Schweizerhütten, bald jenen eleganter französischer Landhäuser tragen.

Dort, wo die Krümmung des Flusses eine durch das Weingebirge vom Lande abgeschnittene einsame Halbinsel bildet, steht wie ein seltsamer aber willkommener schöner Fremdling inmitten der deutschen Landschaft eine italienische Vigna und spiegelt ihre säulengetragene Veranda in den grünen Wellen.

Die Sonne, welche im Westen in einem Kartoffelfelde zu versinken scheint, wirft einen rothen Hauch über das Wasser, die geschnittenen Felder, das herbstlich bunte Laub der Bäume; über ihr schweben kleine roth glühende Wölkchen, goldene Funken tanzen, so oft der Wind leicht die Blätter der Reben bewegt, auf der weißen Mauer der Vigna. Vor derselben steht ein Mann in dunkelgrauem Anzuge, mit breitem Strohhut auf dem Kopfe, das feine nachdenkliche

Gesicht von kurz geschnittenem blondem, stark mit Grau gemischtem Haar und einem englischen Backenbart eingerahmt, seine ausdrucksvollen blauen Augen ruhten freundlich auf einer Gruppe Kinder, welche sich auf der untersten Stufe der Veranda, dort, wo das Weinlaub sich zu einer Laube verdichtet, gelagert hat.

Eines davon ist freilich stolz und hoch gewachsen und macht in dem engen weißen Kleidchen den Eindruck einer Knospe, die jeden Augenblick ihre Hüllen zu sprengen droht; schwer, gleich goldenen Ketten liegen dem Mädchen die Zöpfe auf dem Rücken, und sein Auge blickt beinahe gebieterisch, aber es ist doch nicht viel mehr als ein Kind.

„Adieu, Kinder," spricht der Vater, „ich gehe jetzt Paul entgegen."

Zugleich ist in der Thür des Hauses die Mutter erschienen, eine stattliche Frau mit strengen Zügen und dunklen aber kalten Augen. „Nun sage ich es euch noch ein letztes Mal," rief sie herab, „nehmt euch tüchtig zusammen, daß ihr mir nicht lacht, besonders du Valeska, der Spott fiele nur auf dich zurück."

„Ist denn Paul wirklich so entsetzlich?" fragte das Mädchen.

„Nun es ist nicht so arg," sagte der Vater, indem er lächelnd mit seinem Stocke Linien in den Sand zog, „der kleine Maler ist nur ein wenig schief ausgefallen —"

„Einen ordentlichen Höcker hat er," fiel die Mutter ein.

„Ja, ja," fuhr der Vater fort," aber er macht sich nichts aus seiner Mißgestalt, überhaupt giebt es nichts in der Welt, weder Leiden noch Entbehrungen, was ihm seine gute Laune rauben könnte, und spielt man auf sein Unglück an, so ist er der Erste, darüber zu spotten und durch allerhand Fratzen den Eindruck seiner grotesken Erscheinung zu steigern. Ich möchte den sehen, der es zusammenbrächte, den kleinen Weisen zu beleidigen. Thut euch also seinetwegen keinen Zwang an, ihr werdet den fröhlichen, genialen Burschen voll Witz, Geist und drolliger Einfälle in kurzer Zeit lieb gewinnen und sein ehrliches Herz, seinen Charakter achten lernen."

„Paul ist überdies euer Vetter," sprach die Mutter, dann kehrte sie in das Haus zurück.

„Ein wenig entfernt ist die Verwandtschaft schon," lächelte der Vater, „dies thut indeß nichts zur Sache. Wir sind dafür nahe Geistesverwandte, ich und er, und das ist in den meisten Fällen besser."

„Und ist er so zur Welt gekommen?" fragte das große Kind mit den blonden Zöpfen.

„Nein," erwiederte der Vater, „die Wärterin ließ ihn als Kind vom Tische fallen und verschwieg es den Eltern, welche die Verkrüpplung zu spät entdeckten. Um so mehr ist es zu bewundern, daß Paul sein Schicksal mit so viel Ruhe, ja guter Laune erträgt. Freilich entschädigt ihn seine Kunst, und sie mußte ihn noch für manches Andere entschädigen. Nach dem Tode seiner Eltern war er lange auf die Mildthätigkeit von entfernten Verwandten angewiesen, mühsam erwarb er sich die nöthige Ausbildung, kämpfte mit Armuth, ja Noth und Hunger —"

„Und jetzt?" fragte das Mädchen rasch.

„Jetzt hat er sich ein ganz freundliches anständiges Leben gegründet," gab der Vater zur Antwort, „nun heißt es aber eilen, sonst kommt er mir zuvor." Damit schritt der alte Herr davon und stieg rüstig den Kiesweg an dem Hause vorüber, durch den Weinberg empor.

Die Kleinen, drei Knaben und ein Mädchen, rückten nun ganz nahe um das große Kind mit dem gebietenden Blick zusammen und riefen im hellen Chor: erzähle, Valeska, erzähle.

„Was soll ich denn erzählen?" fragte diese.

„Ein Märchen," rief Patt, ein wilder Junge mit schwarzen Augen.

„Du hast gestern versprochen von einer Hexe zu erzählen," fiel die kleine Ninon ein.

„Nun ja, also hört. Es war einmal —" und Valeska erzählte das schöne Märchen von dem kleinen Jungen, den seine Mutter einer alten Frau mitgiebt, um ihr Gemüse vom Markte nachzutragen, und die alte Frau war eine garstige Hexe mit einem Katzenbuckel und einer Habichtsnase und sie verwandelte den Jungen in ein Eichhörnchen und er mußte ihr dienen mit anderen Eichhörnchen und Meerschweinchen, die alle auch verzaubert waren, und immer wunderbarer entfaltete sich sein Schicksal und immer eifriger, athemloser lauschten

die Kinder und keines sah, daß es indessen ganz dunkel geworden war, vom Flusse herauf stiegen graue Nebel empor, ballten sich zu Gestalten zusammen, krochen langsam durch die Weinberge und schwebten gleich Erlkönigs Töchtern im düsteren Reigen um das Haus.

Die kleine Ninon wurde endlich aufmerksam und deutete, sich an die ältere Schwester schmiegend, auf den harmlosen Spuk. In dem Augenblicke aber, wo die Kinder zu gleicher Zeit emporsahen, schien eine der Nebelfrauen mit fließendem Gewande zur Erde zu schweben, jetzt stand sie zwischen den Reben und jetzt trat plötzlich aus dem wie Weihrauch zerfließenden Duft eine kleine weibliche Gestalt in langem, braunem, talarähnlichem Gewande, den Kopf mit einem grellrothen Tuche umwunden, auf einen Stock gestützt, einen großen schwarzen Kater auf der Schulter, sie stieß ein weithin gellendes heiseres Gelächter aus und nickte den Kindern mit ihrer großen Nase zu.

Die Kinder schrien auf und Ninon barg ihr Köpfchen in Valeska's Schooß. „Es ist eine Hexe," murmelte Patt.

„Erschrecken Sie mir die Kleinen nicht, gute Frau," sprach Valeska.

„Ich bin keine gute Frau," kreischte die Alte und stieß ihren Stock auf die Steine, „ich bin eine Hexe, das hier ist mein Pferd, auf dem ich auf den Blocksberg reite." Darauf nahm sie den Stock zwischen die Beine und kam in tollen Luftsprüngen aus dem Weinberge herab. Der schwarze Kater war mit einem Satz auf der Erde und eilte ihr voran auf die Kinder zu, welche aufsprangen und die Flucht ergriffen.

„Aber Patt, Ninon, Fritz," rief Valeska, „seht doch, es ist ja unser Kater Murr —"

Das schwarze Hexenthier mit den kleinen Feuerrädern im Kopfe rieb sein elektrisches Fell zutraulich an Valeska's Knien, rollte behaglich den buschigen Schweif und knurrte freundschaftlich. Die Hexe hatte sich indeß neben das schöne Mädchen auf die steinerne Stufe gekauert und ihre Hand ergriffen.

„Ich werde dir wahrsagen, willst du?" sprach sie heiser und nickte wieder grinsend mit dem Kopfe.

„Ja, ich will," sprach Valeska und hielt unerschrocken die Hand hin, die Alte beugte sich mit ihrer Habichtsnase über dieselbe und lachte unheimlich, da sprang ein kleiner weiß und schwarz gefleckter Hund vor Freude winselnd an ihr empor und eine wohlbekannte Stimme rief: „Ah! da ist er, dachte ich doch, der kann nicht ohne irgend einen Schabernack in unser Haus einziehen."

Es war der Vater.

Die Hexe sprang ihm mit einem hellen Hahnenruf entgegen und hing jetzt an seinem Halse. Die Kinder kamen neugierig herbei.

„Da habt ihr den kleinen Kobold," rief der Vater.

Die Hexe warf Tuch und Ueberkleid ab und der kleine Maler stand in der Mitte der Kinder, welche ihn jubelnd umringten, während sich zugleich der Kater und der Hund mit aller Vorsicht gegnerischer Vorposten betrachteten.

„Wie kamst du denn zu diesen Weiberkleidern?" fragte der Vater.

„Ich fand sie hinter dem Hause auf einem Rebenspalier," erwiederte der Maler.

„Und den Kater," fragte Valeska, „er ist sonst so scheu."

„Nun, er hat Instinct," gab Paul zur Antwort, „er hat seinen Bruder, den Freund aller Lebendigen gespürt und ließ sich von mir sofort streicheln und auf die Schulter heben. Er hat seine Rolle zu meiner Zufriedenheit gespielt und ist fortan bei meinem Hoftheater engagirt."

„Nun komm' zu meiner Frau," sprach der Hausherr.

Sie stiegen hierauf Alle zusammen die Stufen empor und traten in ein großes mit Holz getäfeltes Zimmer, in welchem sich die Familie zu den verschiedenen Mahlzeiten zu versammeln pflegte. Die Begrüßung zwischen der strengen hohen Frau und dem kleinen Maler hatte etwas Feierliches an sich.

„Du wirst müde sein, Paul," sagte sie dann, „ich habe dafür gesorgt, daß du etwas Warmes bekommst und dich dann ausruhen kannst."

„Du bist zu gütig," erwiederte der Maler, „aber ich werde zu rechter Zeit erinnert, daß ich zu Fuße kam und daß mein Ränzchen und mein Hut friedlich bei dem Spalier ruhen, von dem ich meine Hexengarderobe entlehnt habe."

Im Nu sprang Patt davon und kehrte rasch mit dem bescheidenen Gepäck Paul's zurück.

„Das Uebrige habe ich dem Stellwagen anvertraut," sagte dieser.

„Das kann Thadeus morgen von der Station holen," bemerkte die Hausfrau.

Man saß bereits bei Tische, als eine hohe, hagere, ältliche Dame mit blaßgrünem verdrießlichen Gesichte, in einen verschossenen Shawl gewickelt, eintrat, und nachdem sie einen raschen unfreundlichen Blick auf den Maler geworfen, ohne Jemand zu grüßen, neben dem Hausherrn Platz nahm. Ihr abstoßendes Benehmen setzte Alle in einige Verlegenheit. Valeska wurde sogar blutroth, nur der, dem es vor Allem zu gelten schien, Paul, war nicht im Mindesten davon berührt.

„Ah! Tante Rosa!" rief er, sprang auf und eilte zu ihr hin, um halb gegen ihren Willen ihre knöcherne Hand zu ergreifen und herzlich zu küssen. „Sie haben mich wohl nicht gesehen, Ihren Muck, wie Sie mich immer nannten, nun, wie ist es Ihnen immer gegangen?"

Die verdrießliche Dame zuckte nur die Achseln.

„Wie kann es gehen in diesem Jammerthale, nicht wahr?" fuhr der Maler fort, „aber wir zwei sind doch gute Freunde geblieben." Damit schüttelte er der Tante die Hand und kehrte zu seinem Sitze zurück.

Die Kinder stießen sich mit den Ellenbogen, sie staunten über Paul's Muth, denn Alles im Hause, vom Herrn bis zum Kater hinab, fürchtete die Tante und die Ausbrüche ihrer bösen Laune. Während des Mahles fand Valeska Zeit, den kleinen Maler, über den sie nicht lachen sollte, näher zu betrachten, und sie gestand sich bald, daß er eigentlich trotz seinem barocken Aeußeren gar nicht lächerlich war.

Klein war er, auffallend klein, und sein Kopf saß tief zwischen den Schultern, aber wenn er stand und ging und sich bewegte, ließ seine koboldartige Lebendigkeit, seine dämonische Grazie den Gedanken an seine Mißgestalt gar nicht aufkommen, und wenn er saß, dann kam der Kopf in sein Recht, ein Kopf, dessen Gepräge eben so genial als verständig war, das von dunklem Haar umrahmte wetterbraune Antlitz mit den harten Linien, auf denen ein so warmer Hauch von Herzensgüte lag, begann zu fesseln, und das große, schöne blaue Auge senkte einem den ruhigen Blick, dem nichts verborgen zu bleiben schien, bis in die tiefste Seele.

Wenn er erzählte, standen in seiner Rede die Landschaften, die Dinge, die Menschen lebendig da, wenn er einen Gegenstand, eine Frage auseinandersetzte, so sprühte er geistreiche Wendungen, kecke Bilder und Witze. Er war mit Allen in der ersten Stunde vertraut und Alle hatten ihn lieb gewonnen, Alle freuten sich seiner Ankunft, nur einer nicht, es war Thadeus, der Diener und Gärtner in einer Person, der sich bereits seit acht Tagen über das eine Paar Stiefel ärgerte, das er Morgens mehr zu putzen haben sollte.

Die Hausfrau hob die Abendtafel später auf, als sie beabsichtigt, Alle zusammen begleiteten hierauf den Gast durch den Garten zu der Wohnung, die für ihn in einem einzeln stehenden gemauerten Pavillon, der an einen Wachtthurm mahnte, eingerichtet war, oder vielmehr in dem ersten Stockwerke desselben, denn im Erdgeschosse hauste Thadeus, welcher jetzt, nachdem sich die ganze Familie mit einem herzlichen Gute Nacht verabschiedet, dem kleinen Maler grollend die Treppe hinauf leuchtete.

Als die beiden oben allein waren, machte Paul zuerst eine Anstrengung, gleich einer Ballettänzerin auf den Fußspitzen balancirend, dem biederen Manne auf die Schulter zu klopfen, aber es gelang nicht, denn Thadeus war beinahe doppelt so groß wie er und hätte ihn bei seiner ungewöhnlichen Muskelkraft ohne Schwierigkeit wie ein Kind auf seinen Armen schaukeln können. Dabei hatte der Riese das unschuldig pausbackige bartlose Gesicht eines Schulknaben, das mit seinem hellblonden Haare und seinen gutmüthigen blauen Augen trefflich harmonirte.

„Wie lange haben Sie gedient?" begann hierauf der Maler.

„Wer hat denn dem Herrn gesagt —" schmunzelte Thadeus.

„Das braucht einem doch Niemand zu sagen," erwiederte der Maler, „das sehe ich Ihnen auf hundert Schritte an, daß Sie Soldat waren."

„Ja, die Herren Maler, die sehen schon etwas mehr," sagte Thadeus sichtlich geschmeichelt.

„Stellen Sie mir einen, der Soldat war, unter tausend, die nicht gedient haben," fuhr Paul fort, indem er sein Ränzchen auspackte, „ich finde ihn heraus an der guten Haltung, dem freien Blick, dem anständigen Betragen."

Damit hatte er das Herz des ehemaligen Soldaten gewonnen.

„Nun Sie aber —", begann Thadeus schüchtern, „Sie haben wohl nicht —"

„Nein, mein Freund," rief Paul lachend, „ich habe nicht gedient, dafür trage ich aber meinen Tornister auch das ganze Leben, Tag und Nacht, Gott hat ihn mir so festgeschnallt, denke ich, damit ich nicht vergesse, daß das Leben ein Krieg ist, und wie ein Soldat, das Gewehr in der Hand, auf meinem Posten lebe und sterbe. Aber da hätten wir einen Taback —" er hielt Thadeus seinen Tabacksbeutel hin — „keine Umstände — stopfen Sie sich eine Pfeife, Camerad."

Thadeus kratzte sich am Kopfe, lächelte und stopfte sich dann wirklich eine Pfeife.

„Befehlen Sie nichts mehr, junger Herr?" sagte, er nachdem der Maler angefangen hatte sich auszukleiden. Er war nämlich bei vierzig und der kaum dreißigjährige Maler erschien ihm nicht blos jünger, sondern wie ein Kind, das seines Schutzes bedurfte.

„Gehen Sie nur zu Bett, Thadeus," rief der Maler.

Der Riese stolperte die Treppe hinab, während Paul sich auszukleiden begann; er war damit noch lange nicht fertig, da klopfte es zuerst in langsamem, dann immer rascherem Takte von außen an das Fenster. Als der Maler sich demselben näherte, begrüßte ihn ein leises zutrauliches Miauen. Es war der schwarze Kater, der seinem neuen Freunde einen Besuch abstattete, und indem er sich am Fensterkreuze rieb, mit seinem Schweif die Scheibe peitschte. Der Maler öffnete das Fenster und strich Herrn Murr den prächtigen Pelz, aber im Augenblick sprang sein Hund mit wüthendem Gebell auf das Fenster los und der Kater zog es vor, seinen Spaziergang auf dem Spalier fortzusetzen. —

Das ganze Haus war zur Ruhe, das letzte Licht verlöscht, als plötzlich lautes Kindergeschrei ertönte, das eigensinnige Weinen eines Wochenkindes. Zuerst wurde Tante Rosa wach, sie erschrak nicht wenig, denn es schien ihr zuerst, das Kind sei in ihrem jungfräulichen Zimmer; sie machte Licht und durchsuchte jeden Winkel, dann öffnete Valeska das Fenster und horchte hinaus, Thadeus kam mit der Laterne und brummte was von Rabeneltern und ausgesetzten Kindern, während er Garten und Weinberge durchstreifte.

Indeß war Alles still geworden.

Kaum hatte sich aber Thadeus wieder auf seinem Lager ausgestreckt, begann es von Neuem.

Diesmal hörte er jedoch deutlich, daß es oben bei dem Maler schrie.

„Ja so," brummte Thadeus, und drehte sich dann beruhigt gegen die Wand, „da ist das arme Würmchen in guten Händen."

* * *

Am nächsten Morgen tönte der helle Ruf des Hahnes früher als sonst durch die Vigna, noch war nichts von der Sonne am Horizonte zu entdecken, nicht die leiseste Röthe, nicht einmal jener weiße milchige Streifen, welcher derselben vorangeht, und doch schmetterte der Herold des Tages, und als wollte er gewiß sein, daß sein Ruf nicht überhört würde, gleich noch einmal, noch lauter, fröhlicher und mahnender. Jetzt antwortete ein zweiter Hahn in der Nähe, dann ein dritter in einiger Entfernung, endlich war das ganze Dorf alarmirt und das Gekräh und Geschmetter nahm kein Ende.

Thadeus war rasch aus den Federn gefahren, bei ihm war dieser beliebte Ausdruck wörtlich zu nehmen, er lag nämlich Sommer und Winter unter einem großen Federbett ohne Ueberzug, so daß er jedesmal von oben bis unten mit kleinen weißen Federn bedeckt, als leibhafter Papageno aufstand. Auch heute trat er in seinem Gefieder nicht unähnlich einem gerupften Engel an das Fenster und lugte hinaus, dann schüttelte er sein struppiges Haupt.

„Weiß nicht, was die Biester haben," brummte er endlich, „ist noch lange Zeit Reveille zu blasen."

Unwillig kroch er wieder unter sein Federbett, und als die Hähne von Neuem begannen, lachte er verächtlich und murmelte:

„Schreit euch nur die Kehlen aus, ich stehe euch zu lieb doch nicht früher auf.“

Indeß war ihm doch nur noch ein kurzer Frieden beschert. Die Leute im Dorfe waren wach geworden, es regte sich im Hause, die Köchin, mit ihm in stetem Hader lebend, wie alle Menschen, welche sich eigentlich sehr lieb haben, kam in ihrer weißen Haube gerannt und klopfte an die Scheibe.“

„Heraus, Faulpelz,“ rief sie.

„Hat Zeit, Jungfrau Ludmilla,“ antwortete Thadeus.

„Wollen Sie den Herrn aufbringen?“ fuhr die Köchin fort, von Neuem an dem Fenster trommelnd, „auch die Gnädige ist schon auf.“

„Schon gut,“ erwiederte Thadeus, und begann sich anzukleiden. „Verdammte Biester!“

„Wer ist ein Biest?“ schrie die erschreckte Köchin.

„Die Hähne, wenn Sie nichts dagegen haben, heilige Jungfrau,“ antwortete Thadeus, „die Hähne, die eine volle Glockenstunde zu früh blasen.“

„Was Sie immer für Ausdrücke wählen,“ machte die Köchin.

„Militärische Ausdrücke; folglich gute Ausdrücke,“ entgegnete Thadeus, und gab auf alles Andere keine Antwort mehr. Fünf Minuten später putzte er mit Begeisterung die so oft verwünschten Stiefel des Malers.

Als er, das frisch glänzende Paar in der Hand, bei demselben eintrat, lag der kleine Kobold noch in seinem Bette.

„Ist es schon Zeit aufzustehen?“ fragte er erstaunt, „mir scheint, es ist noch sehr früh.“

„Mir scheint es auch so,“ murmelte Thadeus, „aber die Biester, die Hähne müssen es besser wissen.“

Man stand im Hause früh auf, aber heute doch entschieden zu früh, darüber waren schließlich Alle einig.

Nach einer Weile erschien Thadeus mit den Kleidern und blickte im Zimmer des Malers erstaunt umher.

„Wo haben Sie denn das Würmchen?“ fragte er endlich.

„Was für ein Würmchen,“ sagte der Maler mit namenlosem Erstaunen.

Thadeus sperrte den Mund weit auf.

„Nun, das kleine Kind, das gestern so erbärmlich schrie.“

„Ein Kind?“ fragte der Maler, indem er noch überraschter die Augenbrauen hinaufzog.

„Ich habe es doch weinen gehört, zuerst im Garten, und dann hier oben,“ meinte Thadeus.

„Das wird Ihnen wohl geträumt haben.“

„Ich bin ja aufgestanden, junger Herr, und habe den ganzen Garten durchsucht,“ sagte der brave Hausknecht.

„Am Ende sind Sie mondsüchtig, Thadeus,“ machte der Maler mit bedenklicher Miene.

„Das wäre“ — stammelte der Riese — „aber ich denke doch, es war ein wirkliches Kind. Uebrigens da kommt Herr Wilpian, er hat es gewiß auch gehört.“

Wirklich kam der Hausherr im langen grauen Hausrock, der an den russischen Soldatenmantel mahnte, über den Kiesweg auf den Pavillon zu und klopfte bald danach an die Thür.

„Herein.“

„Guten Morgen,“ begann Herr Wilpian, dem kleinen Neffen die Hand schüttelnd, „du bist etwas früh geweckt worden, wirst noch müde sein, ich weiß nicht, was unserem Hahne heute eingefallen ist, aber ich komme eigentlich nachzusehen wegen dem Kinde —“

„Der junge Herr weiß nichts davon,“ beeilte sich Thadeus zu bemerken.

„Also ist es doch richtig mit dem Spaße,“ meinte der Maler, „und Thadeus ist nicht mondsüchtig. Schade — ich hätte Sie gern gemalt, edler Krieger, wie Sie auf dem Dache herumspazieren.“

„Nein, das wäre doch“ — mehr brachte Thadeus nicht über die Lippen und damit zog er auch ab.

Der kleine Maler hatte indeß mit großem Vergnügen das helle Antlitz seines Onkels betrachtet, auf dem ein heiterer Friede, eine echte schöne Menschlichkeit, ein goldener Sonnenschein lag.

„Ich bin eigentlich gekommen, um mich bei dir wegen des gestrigen Benehmens meiner Schwester zu entschuldigen,“ sagte Herr Wilpian, „du weißt, daß sie immer eine gewisse Scheu vor Gesellschaft hatte, dieselbe hat sich im Laufe der Jahre zu einem förmlichen Menschenhasse gesteigert.

Trotzdem, oder besser gesagt, um so mehr fühle ich ein gewisses Mitleid mit ihr —"

„Aber dies ist ja auch meine Empfindung Tante Rosa gegenüber," sagte der kleine Maler, „ich kann ihr keinen Augenblick böse sein, eben so wenig wie —"

„Nun warum stockst du? —"

„Eben so wenig also, wenn du erlaubst, wie einer Katze, die bei meiner ersten Annäherung knurrt und spuckt, es giebt auch Menschen dieser mißtrauischen Katzenart, laß Beide erst sehen, daß man ihnen wohl will, laß sie Vertrauen gewinnen und sie lassen sich streicheln und beginnen endlich selbst zu schmeicheln und freundlich zu schnurren."

Herr Wilpian lächelte. „Meine Schwester wird durch das strenge, kalte Wesen meiner Frau gereizt," sprach er, „und durch den Muthwillen der Kinder, sie sind zwar alle gut, Ninon, Fritz, Cola, nur Patt ist ein wenig roh."

„Und Valeska?" fragte der Maler, während er sein Haar kämmte.

„Valeska wurde leider schon in der Wiege gesungen, daß sie ein Schooßkind der Götter sei," erwiederte Herr Wilpian, „sie hat es zu oft gehört, daß sie schön ist, um es nicht selbst zu wissen —"

„Sie ist sehr schön," sprach der Maler, indem er einen Augenblick inne hielt und Herrn Wilpian fest ansah, „so schön, wie ich es eigentlich nur bei einigen griechischen Statuen und Gemälden von Raphael und Titian gesehen habe, nie aber im Leben."

„Aber ihr brauchst du es nicht zu sagen," entgegnete Wilpian, „sie ist eitel und stolz genug, und zum Ueberfluß habe ich wider meinen Willen, in der vernünftigen Absicht, sie körperlich tüchtiger heranzuziehen, als in der Regel bei unseren Mädchen geschieht, eine Amazone aus ihr gemacht, sie hat wie ein Bube geturnt und jetzt reitet sie, schwimmt und läuft Schlittschuh wie eine Aristokratin, dafür hat sie aber auch gleich unseren Damen sonst nichts Ordentliches gelernt. Ja, ja, man hat seine Sorgen mit den Kindern."

„Wie kommen aber die Kinder zu ihren seltsamen Namen?" fragte der Maler.

Herr Wilpian lächelte. „Du findest in meiner Familie alle großen Nationen vertreten. Fritz hat einen echt deutschen Namen, Cola einen italienischen, Patrik einen britischen, Ninon einen französischen und Valeska einen russischen. Es mag dir dies als die Grille eines barocken alten Mannes erscheinen, aber es liegt darin der Hauptzug meines Wesens, welches seine innigste Liebe von jeher dem rein Menschlichen frei von Kirche, Stand und Nation entgegengetragen hat. Ich habe große Reisen gemacht, wie dir wohl bekannt ist, besser gesagt, ich habe Jahre in fremdem Land gewohnt, bis mir die fremden Menschen vertraut, verständlich und endlich lieb wurden, ich habe die Vorurtheile gegen Franzosen, Italiener, Slaven ebenso abgelegt, wie jene für meine Landsleute, und immer mehr kam ich zur Einsicht, daß die Völker auch nur große Individuen sind, daß jene Tugenden, welche wir Nationalgefühl, Vaterlandsliebe nennen, eigentlich nicht geringere Laster sind als die Selbstsucht Einzelner, und der Krieg ein noch größeres Verbrechen als der Todtschlag oder der Mord, daß in den Beziehungen der Völker dieselben rechtlichen und sittlichen Grundsätze zur vollen Geltung kommen müssen, nach denen unser bürgerliches Leben geordnet ist und immer humanere, edlere und schönere Formen angenommen hat. Deshalb stelle ich auch keines der gebildeten Völker über das andere. Ein jedes hat zwar von den anderen gelernt, aber in seiner Culturentwicklung neben großen einseitigen Vorzügen nicht geringere Fehler großgezogen. Wie die Menschen, so müssen sich auch die Völker unter einander ergänzen, und die Zeit ist gewiß nicht so fern, wo sie alle nur ein großes, freies, gebildetes und friedliches Gemeinwesen bilden werden."

„Eine echt deutsche Anschauung," bemerkte der Maler.

„Du findest ihre Spuren bei mir aller Orten," sagte der Onkel, „in meinem Hause, meiner Lebensweise, meiner Bibliothek — aber es ist Zeit zum Frühstück."

Herr Wilpian, Paul und sein Hund Dschips waren die Ersten, welche in das Tafelzimmer traten, in welchem Ludmilla, die Köchin, den Kaffeetisch bereits gedeckt hatte, doch dauerte es nicht lange und die stattliche Hausfrau erschien von ihren Kindern umgeben, welche dem Vater mit ihren hellen fröhlichen Stimmen guten Morgen wünschten, nur Patt setzte sich ohne von irgend Jemand Notiz zu nehmen an den

Tisch und begann ungeduldig mit seinem Kaffeelöffel an die Tasse zu klopfen. Kaum hatten sich Alle um den Tisch herumgesetzt, erschien eine zweite nicht minder bunte und lebhafte Gesellschaft auf der Schwelle, zuerst kam eine kleine schwarze Hündin, von zwei Katzen, einer weißen und einer gefleckten, begleitet, dann ein großer weißer Pudel, zuletzt Murr, der Hexenkater. Sie setzten sich alle bescheiden nieder und blickten erwartungsvoll auf den Hausherrn, während draußen auf den Stufen Tauben, Sperlinge und Finken unruhig durch einander flatterten und trippelten.

„Wenn ich nur wüßte, was das jämmerliche Kindergeschrei heute Nacht zu bedeuten hat," begann Frau Franziska.

„Was wird es auch gewesen sein," machte Patt, „der Storch hat eben eines aus dem Wasser geholt."

„Oder eine schlechte Mutter hat ihr armes Würmchen in den Fluß geworfen," fiel die Köchin ein.

„Ist so etwas möglich," rief Valeska erschreckt.

„Wir müssen nachforschen," — sprach Herr Wilpian; „auch mich beunruhigt der Vorfall."

In demselben Augenblicke hatte der kleine bucklige Maler den Kopf unter den Tisch gesteckt, und plötzlich ertönte das kläglichste Kindergeschrei mitten unter den Anwesenden.

„Das Kind ist unter dem Tisch," schrie Patt und fuhr hinab. Alle hoben zugleich das Tischtuch. „Ah! der Spitzbub, da ist er," lachte Herr Wilpian, „am Ende war er auch der Hahn, der uns so früh aus dem Bette gejagt hatte."

Paul schmunzelte und begann mit einem Male durch einander zu krähen und gleich einem Kinde zu schreien, daß sich die allgemeine Unruhe in ein herzliches Gelächter auflöste.

Endlich kam auch Tante Rosa langsam herein, Niemanden beachtend, den Gruß der Kinder mit einem unwilligen Kopfnicken beantwortend. „Ihr seid schon beim Frühstück," begann sie mürrisch.

„Freilich, du weißt, daß ich auf Ordnung halte," erwiederte der Hausherr.

„Bin ich etwa nicht pünktlich," murmelte das alte Fräulein.

„O! Sie sind die Pünktlichkeit selbst, Tantchen," sprach Paul, „ich bin an dem ganzen Unfug heute schuld."

„Ich kann nicht auf die Minute kommen, wenn ich krank bin," rief Tante Rosa, welche, wenn sie von sich sprach, immer die zärtlichsten Verkleinerungsworte zu gebrauchen pflegte, „ich habe mich mit einer Nadel in das Fingerl gestochen und jetzt thut mir das ganze Handerl davon weh."

„Wenn du dir nur angewöhnen wolltest, in minder kindlichen Ausdrücken von deinem Leichnam zu sprechen," bemerkte die Hausfrau ärgerlich.

„Ich bin noch nicht todt, daß ich von meinem Leichnam reden soll," erwiederte das alte Fräulein dunkelroth, „wenn es auch vielleicht Leute giebt, die mich schon gern —"

Ein fürchterliches Hahnengeschmetter des kleinen Malers machte dem unerquicklichen Wortgefechte ein Ende. Valeska, welche sich bisher damit beschäftigt hatte, Weißbrot in eine große Schüssel Milch zu brocken, erhob sich jetzt und stellte die letztere mitten unter die vierbeinige Gesellschaft auf der Schwelle, diese gruppirte sich um dieselbe und aß mit einer meisterhaften Verträglichkeit, welche das Sprüchwort von Hund und Katze zu Schanden machte, selbander aus derselben. Dann nahm das schöne Mädchen ein Körbchen mit türkischem Weizen, Hanf und Brotkrumen und trat auf die Stufen hinaus, die geflügelten Kostgänger des Hauses zu füttern. Es war ein reizender Anblick, sie zu sehen, wie sie im milden Morgenlicht da stand und die Körner unter das kleine flatternde und schreiende Volk streute; einzelne, die besonders vertraut waren, flogen auf das Körbchen, um sich selbst ihr Futter zu holen, und ein kleiner Finke schwang sich sogar auf ihre Schulter und nahm seine Nahrung von ihren rothen Lippen.

„Lili's Park!" sagte der Maler, der bei jedem Vorgang gleich an irgend ein Bild dachte, leise zu dem Hausherrn.

„In der That! Aber wo bleibt der Bär?" lächelte der Onkel.

„Er wird sich finden," murmelte Paul, „und vielleicht viel früher, als es ihm selbst lieb sein wird."

Plötzlich flatterte die ganze gefiederte Gesellschaft erschreckt auf, Patt hatte einen Stein mitten unter sie geworfen und Dschips war in mißverstandener Höflichkeit gegen den Sohn des Hauses demselben nachgesprungen.

„Welche Rohheit, Patt," rief Valeska dem Jungen zu und gab ihm zugleich einen Backenstreich.

„Dschips," rief der Maler, „was läßt du dir beifallen, gute harmlose Thiere schrecken oder gar tödten wollen, das kann Patt thun, denn in ihm steckt ein zukünftiger Baron, du aber bist ein vernünftiges Geschöpf, für dich schickt sich das nicht." Der Hund entschuldigte sich mit einem verlegenen Wedeln, während Patt beschämt davonschlich.

„Mein Haus ist, wie du siehst, eine Art Asyl für die Thierwelt," sagte der Onkel zu Paul, „nie durfte bei mir ein Thier zum Vergnügen eingesperrt werden, aber die Hungrigen werden gespeist und die Kranken gepflegt. Oft haben wir eine ganze Menagerie solcher Verunglückter beisammen."

„Jetzt ist nur einer da, Monsieur Pipi," sagte Valeska ernsthaft, „ein Sperling, der aus dem Nest gefallen ist und sich den Hals verrenkt hat, so daß sein Schnabel auf seinem Rücken liegt. Ich selbst habe ihn aufgefüttert und er liebt mich auch wie eine Mutter." Sie brachte einen Käfig und zeigte das Phänomen.

„Ein Schicksalsgenosse," lachte Paul, „aber ich bin noch immer viel besser daran, ich habe es nicht nöthig, wenn ich Valeska ansehen will, ihr den Rücken zu kehren. Armer Monsieur Pipi."

„Jedes unserer Thiere hat seine Geschichte," bemerkte der Onkel.

„Genau wie mein Dschips," fiel Paul ein.

„Was ist mit dem Besonderes?" fragte das große Kind.

„Wir waren unserer drei in der Residenz," erzählte Paul, „Stubengenossen, Landsleute und Maler, gute Cameraden in Freud und Leid. Ein Jeder von uns hätte gern einen Hund gehalten, aber Keiner hatte die Mittel dazu, so beschlossen wir denn, Alle zusammen einen zu halten. Wir gingen zusammen zu unserem Schuster, als dessen Hündin geworfen hatte und wählten uns feierlich aus der Zahl der dem Tode geweihten Hündlein dieses Prachtexemplar aus, welches wir gemeinschaftlich aufzogen. Als Dschips größer wurde, führten wir folgendes gerechte System ein. Ein Jeder von uns hatte abwechselnd eine Woche durch den Hund zu füttern, zu waschen, zu kämmen und während derselben das ausschließliche Recht auf dessen Begleitung. Dschips begriff die Geschichte so gut, daß er stets unter dem Bette desjenigen schlief, welcher zur Zeit sein eigentlicher Herr war. Wenn wir auf Ferien gingen, wurde um den Hund gelooſt, und der Zufall wollte, daß das Loos jedes Mal mich traf, so bekam Dschips für mich ein besonderes Attachement. Diesmal hieß es aber, sich für immer trennen, denn wir verließen die Akademie, um ein Jeder mit seinem bischen Talent und Kunst in der Welt sein Glück zu versuchen. Da wir nun Dschips unmöglich in drei Theile zerreißen konnten, wurde beschlossen, ihm als einem verständigen und gebildeten Hunde die Wahl seines Herrn zu überlassen. Wir gingen, Jeder sein Ränzchen auf dem Rücken, zusammen bis zu dem steinernen Muttergottesbilde, wo sich die Wege theilen, dort nahmen wir brüderlich Abschied und schlugen ein Jeder eine andere Straße ein. Dschips blieb stehen und sah uns nach; als wir Alle eine kleine Strecke gegangen waren, begann der eine meiner Cameraden zu pfeifen, der andere Dschips! Dschips! zu rufen, während ich scheinbar gleichgültig ohne mich umzusehen fortging; plötzlich hörte ich Getrappel hinter mir und da war er im Carriere, um mich nie mehr zu verlassen."

Während die Hausbewohner an ihre täglichen Verrichtungen gingen, schlenderte Paul im Hause, der Bibliothek und der schönen Pflanzung, welche kleine hübsche Motive in Fülle bot, herum, und wo es ihm gefiel, setzte er sich nieder und zeichnete in sein Skizzenbuch. Als er vom Flusse zu der Vigna zurückkehrte, schlugen aus einem vergitterten Fenster Stimmen an sein Ohr, er trat näher und blickte hinein. Es war die Küche. Ein großes Feuer brannte auf dem offenen Herde und seine rothen riesigen Flammen beleuchteten malerisch die Köchin, welche mit einem hölzernen Löffel in einem Topfe herumrührte, und Thadeus, der kleine glimmende Kohlen herausfaßte und in seine Pfeife that.

„Ich sage Ihnen, Herr Thadeus," zischelte die Köchin sehr gereizt, „daß es so ist, und da ich nicht bei den Soldaten war, wo man sich das Lügen angewöhnt, so kann man mir glauben. Der Hochwürdige Pfarrer Morgenstern hat den Teufel mehr als einmal mit sei-

nen eigenen Augen gesehen und ausgetrieben."

Thadeus lachte mit rationalistischer Ueberlegenheit. „Ja, ja, so wie neulich beim Waldbauer, wo die Kuh besessen war, wie die dummen Bauern sagen, weil sie Nachts an der Kette riß und brüllte. Da kam der Pfarrer mit Weihwedel und Weihrauchfaß und machte ein Mordspectakel, bis der Teufel in Gestalt einer großen Eule, die im Stalle gehaust hatte, ausflog. Ha! Ha! Wir kennen das."

„Er ist ein Antichrist," schrie die Köchin erbost, „er glaubt weder an Gott noch Teufel."

„Na, na," machte der blonde Riese, „eine Jungfrau bin ich freilich nicht, so wie Sie, Fräulein Ludmilla, kann mich daher auch nicht zu dem Jungfrauenverein assentiren lassen, aber unseren Herrgott kenn' ich schon lange und habe mich immer gut mit ihm vertragen."

„Warten Sie nur, Herr Thadeus," entgegnete Ludmilla rasch, „übers Jahr kommt der Komet, der wird Sie schon beten lehren."

„Au!" schrie der Riese auf.

„Was ist denn?" fragte die Köchin.

„Ein Fünkerl ist mir ins Augerl gefallen," klagte Thadeus, „und das brennt sakrisch."

„Da spricht mir der Antichrist genau so wie die gnädige Tante," wüthete die Köchin, „ins Augerl ist ihm was gefallen, dem Lümmel. Zeig' her, wir wollen etwas kaltes Wasser auflegen."

Während sie beschäftigt war, dem Riesen das Auge zu waschen, hatte der kleine Maler die ganze Scene bereits skizzirt und ging weiter durch die Rebenspaliere, wo sich ihm ein neuer, weit lockenderer Vorwurf bot. In einem bachantischen Rahmen von grünem Weinlaub stand Valeska, die schlanke Gestalt von einem weißen Kleide umflossen, ihr Haar leuchtete in der Sonne wie Gold. Sie hielt mit der einen Hand ein Körbchen, während die andere von den blauen Trauben pflückte, die in herrlicher Fülle ringsum herabhingen.

Paul sprang mit ein paar Sätzen, welche an die Prairie mahnten, in den Pavillon und kehrte eben so rasch mit seinem Malerkasten zurück, aber schon war das schöne Bild zerronnen. Valeska stand vor dem Hause und reichte dem Vater das Körbchen mit den Früchten.

„Nein, das ist um auf dem Kopf zu stehen," rief der kleine Maler, und im nächsten Augenblicke stand er wirklich auf dem Kopfe und hob wehklagend seine Füße gen Himmel.

„Was hast du, bist du verrückt?" fragte der Onkel.

„Ich wollte Valeska malen," erwiederte Paul, der im Nu wieder auf den Beinen war, „sie stand da zwischen den Reben, wie es eine hellenische Phantasie nicht reizender ersinnen kann, und nun ist Alles vorbei."

„Findest du Valeska schön?" fragte die Mutter, welche am Fenster saß und nähte, „alle Welt sagt es, aber du verstehst das besser als alle Anderen."

Der Blick des großen Kindes begegnete rasch und blitzend jenem des Malers, welcher mit sinnigem Vergnügen auf ihrem Antlitz ruhte.

„Ja," nickte er, „sie ist schön, aber es ist keine Mädchenschönheit, welche sie hat, sie wird ein schönes Weib werden, und das ist weit mehr."

Valeska lächelte. Die Huldigung des Kenners hatte sie keinen Augenblick in Verwirrung versetzt. Diese stolze Frauenseele kannte weder das Erröthen noch jenes Niederschlagen der Augen, hinter dem sich gewöhnlich nur die empfindlichste Eitelkeit der unbewußten Sinnlichkeit verbirgt.

„Ich weiß jetzt auch, wie ich sie malen werde," fuhr Paul fort.

„Nun?" fragte Herr Wilpian.

„Als Märchenerzählerin," sprach Paul, „von der ganzen kleinen Bande umgeben, und der schwarze Kater darf auch nicht fehlen."

Der Onkel nickte. „Ganz gut, aber zu dieser Scene gehört eine winterliche Stimmung, Frostblumen an den Scheiben, ein Kamin und eine Pelzjacke."

„Niederländisches Genrebild," machte Paul, „Mieris, Dow, Slingelandt. Du sollst es haben, wir fangen heute noch an, aber Thadeus muß augenblicklich auf die Station und mein Gepäck holen."

„Führst du etwa eine ganze Garderobe mit dir?" sagte Frau Franziska.

„Gewiß," gab Paul zur Antwort, „so gering am Ende meine Mittel sind, so

habe ich doch überall, wo ich auf billige Weise dazu kommen konnte, Costüme zusammengekauft, bei Trödlern, bei Licitationen, bei Kleiderhändlerinnen, denen die Damen der Aristokratie ihre kaum mehr als einmal getragenen Toiletten zu einem Spottpreise ablassen. So habe ich vor Kurzem erst bei einer russischen Gräfin, welche wegen kleiner Wechselschulden gepfändet wurde, eine prachtvolle Jacke gekauft, welche vortrefflich zu unserm Bilde passen wird, kostbarer Sammt und herrliches Pelzwerk. Valeska wird darin wie eine Fürstin aussehen."

Nach dem Mittagsessen kam Thadeus mit den Koffern des kleinen Malers, den er jetzt ebenso vergötterte, wie er ihn ursprünglich gehaßt hatte, herangekeucht. Paul packte sofort aus, und kam, den gräflichen Pelz auf dem Arme, mit einem stolzen Lächeln zu den Damen.

„Nun, Valeska," begann er, „mußt du vor Allem ein anderes Kleid nehmen, womöglich Seide und jedenfalls nur eine Farbe, schwarz oder weiß, besser blaßgrün."

„Wo denkst du hin?" fiel die Hausfrau ein, „zur Seide hat sie noch Zeit."

„Mir fällt eben ein, daß ich so einen Fetzen auch unlängst gekauft habe," rief der Maler, und eilte, die russische Jacke immer auf dem Arme, in seinen Pavillon zurück, um in wenig Minuten mit einem vollständigen Trödlerladen auf den Armen zurückzukehren.

Er warf den ganzen Pack Kleider mitten in das Zimmer auf den Teppich, zog einzelnes hervor, prüfte und wählte und entschied sich endlich für eine hellgraue Atlasschleppe. „Diese paßt am besten," sagte er, „zieh sie an und komm' dann wieder."

Das große Kind, dem dies Alles sehr wohl gefiel, kleidete sich in seinem Zimmer rasch um und kehrte, wie eine Modedame rauschend, zurück.

„So," fuhr Paul fort, welcher indeß seine Staffelei aufgestellt hatte, „jetzt wollen wir das Haar auflösen. Ich hoffe, du hast keinen Chignon." Ohne lange zu fragen, zog er dem schönen Mädchen rasch die Nadeln aus den Flechten und öffnete diese, so daß das Haar mit einem Male über den Rücken herabstürzte. „Herrlich! Herrlich!" rief er, seine Hände in den goldenen Wellen badend, und begann dieselben über der Stirn empor zu stecken und rückwärts in großen Locken zu ordnen.

„Jetzt die Pelzjacke," rief er und half ihr hinein. Als Valeska mit zwei unnachahmlich reizenden Bewegungen in das weiche duftige Pelzwerk geschlüpft war, stand sie in der That gleich einer jungen schönen Herrscherin da, so majestätisch erschien ihre Gestalt in der fließenden Seide mit dem Silberschimmer und der weiten rothsammtenen Jacke, deren breiter schwellender Besatz von kostbarem Zobelpelz sich mit verführerischer Ueppigkeit an ihre schlanken Glieder, ihre jungfräuliche Büste schmiegte.

„Es ist nicht zu glauben, was eine Toilette, bei der Geschmack und Poesie Pathe gestanden, für Wirkungen übt," rief der kleine Maler, das schöne stolz lächelnde Mädchen mit einem verklärten Blicke betrachtend, „während unsere Moden nur auf rasche Abwechslung und originelle, oft bizarre Neuerung bedacht, den Körper in der Regel entstellen und der echten Schönheit sogar Eintrag thun. Valeska bedarf allerdings keines Schmuckes um schön und siegreich der Welt gegenüberzutreten, aber eben deshalb wird eine ihren Reizen und ihrem Wesen entsprechende Toilette Alles, was an ihr gefällt und imponirt, bis zu einem Grade steigern, daß nichts übrig bleibt, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Wie sie jetzt da steht in dem fürstlichen Zobel, könnte sie mich mit einem Zucken ihrer Wimpern zwingen, selbst meinen Scheiterhaufen anzuzünden. Ich strecke die Waffen." Er warf sich vor dem schönen Mädchen, das Antlitz zur Erde, nieder. Das große Kind erröthete in der süßen Freude befriedigter Eitelkeit und die gebieterischen blauen Augen lachten schalkhaft, aber die kleine Göttin dachte keinen Augenblick daran, den sie Anbetenden aufzuheben. Paul sprang daher selbst auf und rief: „Jetzt wollen wir aber in allem Ernste malen." Er rief die Kinder und Patt ließ es sich nicht nehmen, den Kater zu holen, welcher eine bedeutende Rolle auf dem Bilde spielen sollte. Ein zorniges Prusten kündigte die Ankunft dieser Hauptperson an, der wilde Knabe trug Herrn Murr, ihn unsanft beim Felle aufhebend, durch die Luft und das Hexenthier gab sich alle Mühe, ihm sein Mißfallen durch

Kratzen und Beißen auszudrücken. „Willst du weniger Verstand in Anspruch nehmen als Dschips?“ rief der Maler, den schwarzen Gefangenen aus Patt's Händen befreiend, „weißt du auch, was in so einer armen Thierseele vorgeht, während du sie so schlecht behandelst?“ Aber das Dschips ertheilte Lob kam sehr zu unrechter Zeit, denn kaum berührten die vier schwarzen Pfoten Meister Murrs den Boden, als der Hund mit wüthendem Gebell auf ihn losfuhr. Der Kater begnügte sich damit, dem Kläffer ein paar blitzschnelle Ohrfeigen zu ertheilen, und war dann mit einem Satze auf dem Kaminsims, wo er sich, seinen Feind beobachtend, niederkauerte.

Nun ging der Maler an das Arrangement seines Bildes. Er setzte Valeska auf einem alten Lederstuhle mit hoher Lehne an den Kamin, auf dessen Sims sich der Kater, wie es schien, seiner Aufgabe bewußt, ausgestreckt hatte. Die Kinder wurden um die schöne Märchenerzählerin in der Pelzjacke entsprechend gruppirt, Ninon und Cola zu ihren Füßen, Patt auf der Lehne sitzend, Fritz mit der Zange beim Kamin kauernd, halb mit dem Feuer, halb mit der wundersamen Geschichte beschäftigt.

Endlich war auch die Staffelei zurechtgerückt und Paul begann mit der Kreide zu zeichnen. Um seine unruhigen Modelle nicht zu sehr zu ermüden, ließ der kleine Maler die erste Sitzung nur ganz kurz dauern und rief dann: „Jetzt wollen wir zu Euerer Belehrung, Kinder, einen echt römischen Carneval in Scene setzen.“ Er rief Thadeus und die Köchin, sowie die ganze mobile Thierwelt herbei und begann Alle in seiner energischen schnurrigen Weise zu costümiren; was er an Garderobe besaß, wurde herbeigeschleppt und entsprechend verwendet. Zuerst wurde Thadeus mittelst einer prächtigen Allonge, einer schwarz atlasenen Kniehose, weißen Weste und eines reich gestickten langen Fracks in einen Bürger des vorigen Jahrhunderts verwandelt, die Köchin nahm sich im antiken Gewande mit dem Schleier einer Vestalin ganz wunderbar neben ihm aus, Ninon erschien als neapolitanische Bäuerin, Fritz erhielt einen mächtigen Zopf, die Uniform mit Blechmütze eines Grenadiers aus der Zeit Friedrich des Großen, Cola eine riesige Krone und einen Königsmantel, der dreimal so lang war wie er, Patt hatte einen Harnisch, Helm und den Mantel eines Tempelherrn mit rothem Kreuz, während sich Paul selbst mit Hülfe einer Seidenschleppe, eines Shawls, Chignons und französischen Hutes in eine Modedame verwandelt hatte.

„Soll ich so bleiben?“ fragte Valeska.

„Nein, nein,“ rief der Maler, lief davon und brachte ein neues Pack Kleider, das Valeska in wenig Minuten in die reizendste Türkin umzauberte. Auch Hunde und Katzen wurden trotz heftigen Gegendemonstrationen maskirt, der Kater mit der Flügelhaube einer französischen Bäuerin, Nero als Jokei, der Pudel im Talar und Dreispitz eines italienischen Doctors als Meister Bartolo, Dschips als Lazaroni, die Katzendamen als Odalisken, dann setzte sich die ganze lustige Bande, mit allerhand Instrumenten versehen, in Bewegung, Thadeus schlug Patt's Trommel, Paul klimperte auf einer Guitarre, die Anderen machten mit Pfeifen, Trompeten und blechernen Deckeln, die sie aus der Küche geholt, einen korybantischen Lärm. So zogen sie lachend und singend um das Haus und durch den Weinberg, gleich einer Schaar Bacchanten. Plötzlich schrie Paul: „Valeska ist unsere Königin, wir wollen sie auf den Thron setzen und auf unseren Armen tragen, wie es einer Sultanin gebührt.“

Thadeus schaffte eine Trage herbei, auf der aus Polstern ein orientalischer Sitz aufgerichtet wurde; nachdem Valeska sich mit stolzer Nachlässigkeit auf demselben niedergelassen hatte, hoben sie Thadeus und die Köchin auf ihre Schultern. So kehrten sie in wildem Jubel zur Vigna zurück, das schöne Mädchen im hermelinbesetzten grünen Kaftan gleich einer jungen Despotin Asiens über ihren Köpfen thronend.

Herr Wilpian stand auf den Stufen, eine lange Pfeife rauchend, und lächelte, während Frau Franziska ein wenig den Mund verzog.

„Nun ist es genug,“ sagte sie, „zieht Euch aus.“

Alle gehorchten, Valeska aber nur, um die märchenhafte Herrlichkeit des Orients wieder gegen die einfache Pracht der grauen Seidenschleppe und der zobelverbrämten Sammetjacke einzutauschen.

„Was soll das?“ fragte die Mutter, als sie das große Kind so erblickte.

Valeska erwiderte nichts, sondern blickte auf den kleinen Maler.

„Laß sie doch,“ sagte dieser rasch, „es giebt Niemanden, der würdiger wäre, diese fürstliche Toilette zu tragen, als sie, und kein Gewand, das für Valeska besser taugen würde.“

„Wenn der Winter kommt, soll sie eine Pelzjacke erhalten,“ sagte die Mutter, „aber —“

„Bis dahin soll sie diese hier tragen, so oft es ihr gefällt,“ fiel Paul ein.

Frau Franziska zuckte die Achseln, aber Valeska behielt doch Schleppe und Pelz an.

„Das Weib hat die Pflicht, schön zu sein,“ fuhr der Maler fort, „wie der Mann die Pflicht, stark zu sein.“

„Du verzichtest auf die Weise darauf, als Mann zu gelten,“ entgegnete die Hausfrau boshaft.

„Im Gegentheil,“ sagte Paul ruhig, „die Männlichkeit unserer Zeit ist eine ganz andere als die der vergangenen Jahrhunderte. Die Kraft, welche heutzutage den Ausschlag giebt, ist die geistige, die sittliche, sie ist es, welche in der Gegenwart eben so gut auf dem Schlachtfelde herrscht und siegt wie auf allen anderen Gebieten menschlichen Strebens und Kämpfens. Und so ist auch unsere Weiblichkeit, unsere Schönheit eine andere geworden. Wir sprechen wohl noch einmal davon.“

Als sie allein waren, sagte die Hausfrau zu dem kleinen Maler:

„Es ist nicht gut, daß du Valeska in ihrer Eitelkeit ermunterst, ihre Schönheit ist ohnehin jetzt schon eine Gefahr für ihren Charakter. Ueberdies hat sie diese Toilette, welche ihr, wie sie gut weiß, vortrefflich läßt, nicht uns zu lieb anbehalten. Es ist Coqueterie dabei. Beobachte sie heute Abend und du wirst dich überzeugen.“

Der kleine Maler gewann bald die schmerzliche Gewißheit, daß die kluge Mutter sich nicht getäuscht hatte. Als Herr Wilpian sich mit den Seinen zum Theetisch gesetzt hatte, schienen Valeska's Augen etwas zu suchen, was sie offenbar ungern vermißte, jedesmal wenn die Thür aufging, erröthete sie, und als endlich ein junger schöner Mann im eleganten Reitanzuge hereintrat, blieb Paul kein Zweifel übrig, daß er es war, den sie erwartet, für den sie sich geschmückt hatte. So wenig er sonst des Neides fähig war, begann er den neuen Ankömmling doch sofort glühend zu hassen und wäre fähig gewesen, ihm an den Hals zu springen und ihn zu erwürgen, als er sich dem schönen Mädchen näherte, seinen Zwicker auf die Nase setzte, um ihre Toilette zu mustern, und ihr abgeschmackte Elogen über ihr poetisches Aussehen machte.

„Der Kerl versteht so viel von Poesie, als mein Dschips von christlicher Liebe,“ murmelte Paul.

„Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich die Herren gegenseitig vorstelle,“ begann die Hausfrau, „Herr Baron von Greifeneck, mein Neffe Paul Schuster, Maler.“

„Sehr erfreut,“ quäkte der junge Cavalier.

Paul verneigte sich stumm, und blieb fortan, gegen seine Gewohnheit, einsilbig. Greifeneck verdarb ihm Stimmung und Laune, und zwar um so mehr, als er sich gestehen mußte, daß der Verhaßte eine eben so schöne als vornehme Erscheinung war. Seine schlanke kräftige Gestalt zeigte sich in den hohen schwarzen Stiefeln, den weißen eng anschließenden Beinkleidern und der kurzen schwarzen Sammtjacke in ihrer vollen Elasticität und Anmuth. Sein regelmäßiges Gesicht, von schwarzen glänzenden Haaren eingerahmt, sein großes lebhaftes Auge hatten etwas Bestechendes an sich. Er hätte, so wie er war, als Modell zu einem Apollo dienen können, wenn ihm nicht sein kleiner Schnurbart und sein Zwicker etwas Geckenhaftes verliehen hätten.

„Herr — pardon, ich habe den Namen überhört —“ wendete er sich zu Paul, „erlauben Sie mir eine kleine Aufklärung. Ich bin nicht Baron, sondern Reichsritter, Reichsritter von Greifeneck. Als Reichsritter habe ich jedoch des Recht, den Titel und die Krone eines Freiherrn zu führen. Ich mußte dies bemerken, denn ich möchte nicht als anmaßend gelten.“

„Das wäre überstanden,“ sagte Herr Wilpian leise zu Paul, neben dem er saß. „Jetzt wird er dir, wie jedem, den er das erste Mal sieht, auch mittheilen, daß er Officier und Gutsbesitzer ist.“

„Als ich noch im Regimente war,“ fuhr Greifeneck fort, „denn jetzt habe ich mit

Charakter quittirt und lebe hier in der Nähe auf meinem Gute —"

„Ein unausstehlicher Geck," murmelte Herr Wilpian.

„Wie kommt er dann in dein Haus?" fragte Paul.

„Frage bei meinen Damen an."

„Als ich noch beim Regimente war," begann Greifeneck von Neuem, „habe ich auch gemalt."

„Wer zweifelt daran," sagte Paul, „so wie jeder Mensch ein Poet ist, ist auch jeder ein Maler."

Der junge Cavalier starrte ihn an, er verstand Paul nicht.

„Paul malt jetzt unsere Valeska," bemerkte die Hausfrau.

„Ein reizender Vorwurf," quäkte der Edelmann, „magnifique, ich beneide Sie um die Stunden, während welcher Fräulein Valeska verpflichtet ist, Ihnen gegenüber zu sitzen, und sich, ohne zu erzürnen, von Ihnen bewundern zu lassen, uns anderen Sterblichen ist so etwas nicht gegönnt. Wie ist doch Ihr Name, vergeben Sie?"

Die Herablassung, mit der der Reichsritter, Officier und Gutsbesitzer sich mit ihm unterhielt, machte Paul vollends rasend.

„Paul Schuster," entgegnete er trocken. „Ich bin aus einer sehr alten Familie, wie Sie sehen."

Der Reichsritter lächelte.

„Schuster hat es freilich schon in Rom und Athen gegeben," sagte er.

„Vielleicht auch schon einige tausend Jahre früher in Aegypten, Indien und China, wenn Sie nichts dagegen haben."

„Sie nehmen also an, daß Ihr Ahnherr ein Schuster war."

„Offenbar."

„Und Sie scheinen sogar stolz darauf."

„Gewiß, denn wenn mein Ahnherr kein Schuster gewesen wäre, hätte der Ihre wohl barfuß gehen müssen, was seinen hochwohlgeborenen Füßen bei damaligem Zustande der Straßen kaum wohlgethan hätte."

„Wie so?"

„Wie so, weil ich nie gehört habe, daß ein Aristokrat Stiefel oder sonst etwas Nützliches zu Stande gebracht hätte."

Herr von Greifeneck wurde blutroth, aber sann vergebens auf eine schlagende Antwort. Um die Spannung, welche wie vor einem Gewitter in der Luft lag, zu lösen, wendete sich der Hausherr rasch zu Patt:

„Hast du auch alle deine Aufgaben heute gemacht?"

Tiefes Schweigen.

„Leg' mir die Hefte vor."

Herr Patt rührt sich nicht.

„Hörst du nicht, die Aufgaben will ich sehen."

Patt erhebt sich mit einem kläglichen Gesicht und legt die Hefte vor.

„Das ist liederlich gemacht," sagte Herr Wilpian, sie durchblickend, „das auch — und hier gar leere Blätter, willst du denn gar nichts lernen, Bube?"

„Sie sind zu streng mit ihm," bemerkt der Reichsritter, welcher sich bei der Mutter einschmeicheln will.

„Man muß Nachsicht mit ihm haben," fiel Paul boshaft ein, „er ist eben eine aristokratische Natur, aber heutzutage kann ein Fürst oder Graf nicht einmal Minister oder Gesandter werden, ohne etwas gelernt zu haben, und so müssen Sie sich schon bequemen, mein lieber Baron Patt, etwas von dem, was das Hirn anderer Menschenkinder beschwert, auch in das Ihre aufzunehmen."

„Weshalb nennt er mich denn Baron?" fragte Patt naiv die schöne Schwester.

„Weil du nichts lernen willst," sagte Valeska.

„Jawohl, deshalb Herr Baron," stimmte der kleine Maler bei, sich ironisch gegen den ungezogenen Knaben verbeugend.

„Auf wen soll Ihr Spott zielen, Herr Schuster?" sprach der Reichsritter gereizt.

„Doch nicht auf Sie," erwiderte Paul mit beleidigender Nachlässigkeit.

„Es liegt nicht so fern —"

„Sie sind ja doch nicht Baron."

„Ich bin Reichsritter und habe Ihnen doch gesagt, daß ich als solcher berechtigt, den Titel Baron zu führen."

„Ich verstehe nicht, wie man Jemand deshalb, weil er Baron ist, Reichsritter nennt," entgegnete der kleine Maler mit einem sarkastischen Lächeln, „und nicht gleich lieber direct Baron. Es wäre ebenso, wenn man eine Zwiebel deshalb, weil sie eine Zwiebel ist, eine Rose nennen wollte."

„Der Vergleich scheint mir sehr unpassend," gab der junge Cavalier zur Ant-

wort, „da die Zwiebel ein Gemüse, die Rose aber eine Blume ist, während Baron und Ritter derselben Sphäre angehören."

„Ich maße mir darüber kein Urtheil an, ob die Aristokraten Blumen oder Gemüse im Garten der Menschheit sind, aber wir wollen uns für Blumen entscheiden."

„Das hat etwas für sich," sagte der Cavalier.

„Gewiß," fiel der Maler ein, „denn Gemüse sind ja nützlich."

Damit erhob er sich und verließ das Zimmer, während der Reichsritter, Officier und Gutsbesitzer verblüfft sitzen blieb.

Paul ging langsam zwischen den Gebüschen, welche die Vigna umgaben, auf den Pavillon zu, der Mond war aufgegangen und beglänzte den Fluß und die Rebengelände mit seiner ganzen Farbenpracht.

„Was ist dir geschehen, dummes Herz," murmelte der kleine Maler halblaut vor sich hin, „du bist eifersüchtig, also bist du offenbar verliebt. Weg mit diesen Einbildungen, welche dich vergiften, wie kannst du hoffen, daß ein Weib dich liebt und noch dazu das schönste Geschöpf, das je mit seinem stolzen Füßchen die Erde getreten hat. Mir ist zu Muthe wie einem Kater, der auf das Dach steigt, um den Mond anzusingen. So eine Serenade soll das Gemüth ungemein erleichtern, behaupten die Weisen mit vier Sammtpfoten. Warum soll ich das nicht auch einmal versuchen?"

Er fand eine Leiter, lehnte sie an den Pavillon und stieg rasch auf das Dach desselben, wo er sich behaglich niederließ und einige Zeit die wunderbare Landschaft mit ihren silbernen Nebeln, ihren im weißen Duft zitternden Blättern, Gräsern und Wellen betrachtete, dann begann er erbärmlich zu miauen.

Patt spitzte beim ersten Ton drinnen im Zimmer die Ohren und flog hinaus, um bald mit der Nachricht zurückzukehren, daß ein ungeheurer Kater, so groß wie ein Kalb, auf dem Dache des Pavillons sitze. Indessen war Kater Murr, durch den sonderbaren, halb anheimelnden, halb fremdartigen Gesang angelockt, erschienen und näherte sich, dem Maler Antwort gebend, dem Pavillon.

Patt kam eben recht, um zu sehen, wie der schwarze Herr das Dach erstieg.

„Murr geht auf ihn los," sagte er vergnügt zu Valeska, welche ihm gefolgt war, „sie werden gleich raufen."

Aber sie rauften nicht, Murr begrüßte seinen Freund mit zärtlichem Rollen seines buschigen Schweifes und vertraulichem Knurren. Dann setzte er sich neben ihn und begann ihn zu accompagniren, erst leise und dann immer lauter und rührender, und so sangen sie zusammen ein Duett, das alle Bewohner des Hauses zur Verzweiflung brachte, bis Thadeus mit einer großen Stange erschien, und der große Kater gezwungen wurde, sein Incognito aufzugeben.

* * *

Das Bild machte rasch Fortschritte, der kleine Maler arbeitete mit einer Liebe, wie er sie noch keinem Gegenstande zugewendet hatte. Die Stunden, wo ihm Valeska, von ihren Geschwistern umgeben, saß, waren für ihn wie für die Kinder eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens. Paul bot seine ganze Munterkeit auf, die Kleinen zu unterhalten, damit ihnen die unbewegliche Ruhe, zu der sie verurtheilt waren, nicht verdrießlich würde, er gewann durch seine Späße und die Geschichten, welche er erzählte, ihre Herzen so vollständig, daß sie ihn bald wie einen älteren Bruder liebten und behandelten, doch sprach er manchmal auch über ganz ernste Dinge zu ihnen, und wenn dann vergangene Zeiten, große Menschen, welche in die Geschichte der Welt eingegriffen, fremde Länder in seiner Rede lebendig wurden, dann lauschte ihm Valeska mit gesteigerter Theilnahme und stellte ihm die seltsamsten Fragen und fühlte etwas wie Bewunderung, wenn er ihr nie die Antwort schuldig blieb, und allmälig begann sich in ihr etwas für den häßlichen mißgewachsenen Mann zu regen, was sie noch nie empfunden hatte und bisher auch nicht verstand.

Als die Arbeit so weit vorgeschritten war, daß die einzelnen Gestalten in farbiger Plastik hervorzutreten begannen, klopfte Paul eines Tages mit einer Kühnheit, welche die Kinder beinahe erschreckte, an die Thür der grämlichen Tante. Als Niemand Herein sagte, trat er ohne viel zu fragen hinein. Tante Rosa saß in der

Fenstertiefe und hatte sich mit dem Vorhang verhüllt.

„Ah, da bist du ja, Tanterl," begann er, „du machst es mir gerade so wie damals, als ich, noch um vieles kleiner, bei dir herumlief, denn ich hatte immer eine besondere Zuneigung zu dir und auch du konntest mich wohl leiden. Wenn du dich dann vor mir versteckte st, kam ich ganz leise, so wie jetzt, schlug den Vorhang zurück, und lachte und du — du lächeltest endlich auch, denn lachen habe ich dich nie gesehen."

Er schlug den Vorhang zurück.

„So, Tanterl, mein Bild ist so weit, daß ich es zeigen kann, und du sollst die Erste sein, die es sieht."

Laß mich," murrte das alte Fräulein, „ich bin unwohl."

„Was fehlt denn meiner lieben Tante?"

„Das Kopferl thut mir weh."

„Da müssen wir an die Luft, Tanterl," rief der kleine Maler. „Dein Muck wird dich spazieren führen, komm, komm."

Er bot ihr galant den Arm und sie sah ihn erst eine Weile an, dann stand sie auf, hüllte sich in ihren rothen Shawl und nahm seinen Arm. Ohne sich ferner zu sträuben, ließ sie sich von ihm vor die Staffelei führen und setzte sich auf den Stuhl, den er ihr zurecht gerückt hatte.

„Nun sag mir dein Urtheil," rief Paul, „ich weiß, du wirst mir nicht schmeicheln und deshalb hat es weit mehr Werth für mich als jedes andere."

Das alte Fräulein saß lange vor dem Bilde, endlich glitt ein leises freundliches Lächeln über ihr galliges Gesicht.

„Die Tante Rosa hat gelächelt," schrie Paul auf. „Sie ist zufrieden, jetzt weiß ich, daß ich ein Künstler geworden bin." Er setzte sich vor ihr nieder und küßte ihre welken Hände, dann sprang er auf. „Jetzt aber wollen wir recht weit hinausgehen, und dein Kopfweh wird verfliegen," sagte er, nahm ihren Arm und zog sie in den Garten hinaus. Die Kinder, die Dienstboten blickten ihm staunend nach, etwa so, wie biedere Landleute einen Löwenbändiger ansehen. Der kleine Maler führte die Tante, welche plötzlich gesprächig wurde und sogar sein Schicksal in der Residenz zu hören verlangte, durch den Weinberg, dann durch den Wald bis zu einem kleinen Wirthshause, das an dem Rande desselben stand. Der Wirth, ein kleiner, zuvorkommender Mann mit blutrother Weste, eilte herbei, deckte auf Paul's Wink einen Tisch und brachte Wein, Butter, Brot und Schinken.

„Aber du machst dir Auslagen," sagte die Tante, scheinbar unzufrieden und doch in ihrem liebearmen Herzen so überglücklich.

„Wir sind nicht so arm, Tante, wie du glaubst," erwiederte Paul, „meine Bilder werden gut bezahlt und ich bin fleißig."

„Es fehlte noch, daß man Bilder wie die deinen nicht zahlte," sagte Tante Rosa rasch.

Der kleine Maler legte ihr vor und strich Butterbrot für sie, eine Aufmerksamkeit, welche ihr um so wohler that, als sie an dieselbe nicht gewöhnt war. Dann schenkte er die Gläser voll.

„Du sollst leben, Tante Rosa," sprach er, „und so glücklich wie möglich."

Das alte Fräulein zuckte die Achseln, aber sie stieß an. Der Wirth, welcher sie und ihre Art kannte, stand dabei und sperrte das Maul auf.

„Die Kunst soll leben," murmelte sie lächelnd.

„Ist der Herr ein Künstler," fiel der Wirth ein, „habe ich mir gleich gedacht. Ein Dichter vielleicht?"

„Nein, ein Maler," sagte Paul.

„Kommen wohl aus der Residenz," fuhr der Wirth fort, „werden die Gegend hier recht sonderbar finden."

„Nun, es gefällt mir ganz gut hier."

„Die Landschaft ja," sagte der Wirth, „überaus romantisch, allerdings, aber die Menschen, meine ich. Alles diese Jesuitenwirthschaft."

„Haben Sie Jesuiten hier?"

„Verkappte im Ueberfluß," entgegnete der Wirth, „daß Einem bange wird, wenn man liberal ist. Das Bauernvolk da versteht es eben nicht besser, wird künstlich verdummt. Da ist vor Allem die Baronin auf Katzengrün, eine Dame, welche bei Lebzeiten ihres Mannes sehr flott gelebt hat und jetzt ihre Sünden abbüßt, indem sie für die Ultramontanen arbeitet. Eine hübsche Dame, sah recht stattlich aus, als ich sie diesen Winter in der Kirche bei der Thür stehen sah und Peterspfennige sammeln für den Papst, verstand so jämmerlich von der Armuth des heiligen Vaters

zu sprechen, daß Leute, die keinen guten Stiefel hatten und erbärmlich froren, ihr Letztes hintrugen, während sie in ihrem Zobelpelz ganz prächtig dastand und höchstens die Schminke ersparte, da sie von der Kälte hübsche rothe Backen bekam. Hat auch einen Zuaven geworben und ausgerüstet für den Papst, einen hübschen Burschen, der es sehr gut gehabt hat bei ihr; soll untröstlich gewesen sein, die Baronin, als er ihr endlich desertirte; kauft auch Negerkinder aus der Sklaverei los und erzieht sie zu frommen Christen, wenn aber ein Armer oder Unglücklicher mit weißer Visage zu ihr kommt und um Hülfe fleht, da wird er gar nicht vorgelassen oder erhält mit saurem Lächeln ein paar Kupferkreuzer. Kommt auch der Redacteur vom Volksboten, diesem Pfaffenblatt, fleißig zu ihr aus der Stadt, ein Kerl, der für gute Bezahlung seinen eigenen Vater auf den Bratspieß steckt. Eine saubere Bande. Mir darf das Schandblatt nicht in das Haus, macht mir freilich Schaden bei den dummen Bauern, die es gern lesen, aber man muß als Liberaler auch ein Opfer bringen für die gute Sache."

So schwatzte der Wirth fort, ohne nur Athem zu holen, bis ein neuer Gast seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Ein Glas Wein gefällig, Herr Eisenrichter?" wendete er sich zu ihm. Der Ankömmling, gleich dem Wirthe halb städtisch gekleidet, nickte und zog heftig an seiner Pfeife. Der Wirth brachte ihm den Wein und setzte sich dann zu ihm, sie flüsterten eine Weile, endlich erhob sich der Wirth und näherte sich Paul.

„Der dort an dem Tische ist der Krämer aus dem Ort, ein liberaler Mann, er möchte lange schon ein neues Schild für sein Geschäft haben, da dachte ich, der Herr könnte es vielleicht malen."

„Thut mir leid," erwiederte Paul durchaus nicht verletzt, „aber ich male nur auf Leinwand."

„So malen Sie es ihm auf Leinwand, er würde es sich ein hübsches Stück Geld kosten lassen, um etwas Künstlerisches zu bekommen."

Unterdessen hatte der Krämer ein Zeitungsblatt aus der Tasche gezogen und auf dem Tische ausgebreitet.

„Habt Ihr gelesen," rief er, „was diese Hallunken im Volksboten wieder schreiben?"

„Ich lese solche Blätter nicht," sagte der Wirth stolz.

„Aber man muß doch die Machinationen der Gegner kennen."

„Was ist das für ein Artikel?" fragte Paul.

„Ein schändlicher Artikel gegen die Freiheit der Schule," antwortete der Krämer.

Der Wirth nahm das Blatt und gab es dem Maler, welcher in denselben zu lesen anfing. Plötzlich sprang er mit seiner koboldartigen Lebhaftigkeit in die Höhe.

„Handeln Sie auch mit Käse?" rief er.

„Allerdings," sagte der Krämer.

„Gut, dann male ich Ihnen das Schild, aber ich muß das Blatt dazu haben."

„Mit Vergnügen, und der Preis?"

„Ich male es, um mir einen Spaß zu machen, also kostet es nichts," erwiederte Paul.

„Das darf ich wohl nicht annehmen," meinte der Krämer.

„Warten Sie nur, bis es fertig ist," lachte Paul, „Sie werden dann das Schild um nichts in der Welt mehr hergeben." Damit erhob er sich, bezahlte seine Zeche und kehrte, die Tante, welche unausgesetzt lächelte, am Arme, nach Hause zurück, wo er sich sofort an die Arbeit machte. Nach dem Mittagsessen war er fertig und kehrte freudestrahlend zu dem Wirth zurück.

„Nun," begann er, „sehen Sie einmal meine Leinwand an." Er rollte sie auf und stellte sie in das richtige Licht.

„Da wird der Eisenrichter eine Freude haben," schmunzelte der Wirth, „Alles, was zu seinem Geschäft gehört, so hübsch und deutlich gemalt zu sehen; aber was ist das, da haben Sie ja den Käse in den verdammten Volksboten eingewickelt. Jeder Mensch muß das Blatt auf hundert Schritte weit erkennen, zum Ueberfluß steht es noch ausdrücklich da: Der Volksbote für Gott, Thron und Vaterland. Was soll denn das heißen, Herr Maler?"

„Das soll heißen, daß der Volksbote zu nichts Anderem gut ist, als Käse darin einzuwickeln."

„O! verflucht!" rief der Wirth, „da werden ja die Jesuiten bersten vor Wuth, ah! das ist zu lächerlich, ein famoser Gedanke, dafür müssen Sie wohl den besten Wein aus meinem Keller mit mir trinken."

Der Wirth eilte davon und kehrte mit zwei Flaschen vorzüglichen Weines zurück, welche der Maler mit ihm ausstechen mußte, dann gingen sie hinein in den Ort, denn der Wirth konnte es nicht erwarten, das Schild vor dem Laden des Krämers prangen zu sehen. Herr Eisenrichter lachte, daß sich sein Bäuchlein und seine Wangen schüttelten, als er das Kunstwerk erblickte, und wollte durchaus nicht begreifen, weshalb Paul zwei Ducaten, welche er ihm in die Hand zu drücken versuchte, lächelnd ablehnte. Die drei liberalen Männer nahmen hierauf das alte Holzschild herab, nagelten das gemalte Pamphlet Paul's auf dasselbe auf und befestigten es wieder vor dem Laden.

Die Vorübergehenden blieben stehen und betrachteten es, schnell hatte Paul sich mittelst eines rothen Tuches, einer blauen Brille und eines alten Teppichs phantastisch herausgeputzt, dann trat er mit einem spanischen Rohr vor das Schild und machte mit lauter schmetternder Stimme den Erklärer, in dem Tone der Marktschreier vor Menageriebuden. Es entstand ein förmlicher Auflauf, die Freisinnigen jubelten, die Ultramontanen ärgerten sich, und die Gleichgültigen lachten. Endlich kam auch der Pfarrer, warf aber nur einen Blick auf das Schild und ging dann eilig davon, von dem Gelächter des Wirthes und des Krämers verfolgt.

Als Paul gegen Abend zurückkehrte, standen zwei gesattelte Pferde vor der Vigna, das eine mit einem Damensattel, an dem sich der schöne Reichsritter eben etwas zu schaffen machte. Nicht lange und Valeska kam im grünen Reitkleide, mit wehendem Schleier auf dem ungarischen Hütchen, die Stufen hinab.

„Wir reiten aus, Paul," sagte sie unbefangen, ihre Augen leuchteten voll Frohsinn und Lebenslust, „willst du mit?"

„Wir haben ja kein drittes Pferd," sagte Thadeus.

„Aber der Esel ist noch da," rief Patt.

„Ein Herr wie Herr Paul kann auf keinem Esel reiten," brummte Thadeus.

„Weshalb nicht, guter Thadeus?" sagte der Maler. „Sattle ihn nur."

Thadeus gehorchte, wenn auch ungern, und führte bald das kleine hübsche graue Thier vor, das noch ein paar Strohhalme behaglich im Maul auf- und abschob und mit seinen großen lebhaften Augen klug um sich blickte.

„Wollen Sie die Güte haben, mir von jenem Haselnußstrauch dort eine Gerte zu brechen, Herr Baron," wendete sich Paul zu Patt, welcher blutroth wurde und davonlief. Thadeus beeilte sich, einen Zweig abzuschneiden und dem Maler, welcher bereits auf seinem Esel thronte, zu reichen. Greifeneck hob Valeska in den Sattel, und schwang sich dann auf seinen prächtigen Engländer.

Der schöne Cavalier und die blonde göttliche Amazone ritten voran. Paul folgte. Durch die Pflanzung und den Wald ging es im Schritte, als sie aber in das Freie kamen, begannen die Beiden einen starken Trab zu reiten, so daß das Eselein Mühe hatte nachzukommen und verdrießliche Töne von sich gab. Plötzlich sperrte ein langer und hoher Zaun der Cavalcade den Weg.

Valeska hielt ihr Pferd an.

„Wir können nicht weiter" sagte sie.

„Warum nicht," rief Greifeneck, „wenn Sie den Muth haben, das Hinderniß zu nehmen."

„Ich wage es," erwiederte sie.

„Laß das bleiben," mengte sich der Maler ein, „derlei Wagestücke fallen nicht immer gut aus."

„Wenn Sie sich fürchten, Herr Schuster," sprach der Cavalier mit unverhohlener Geringschätzung, „dann reiten Sie herum. Glück auf den Weg!"

Anstatt zu antworten, setzte der Maler sein Thier in Galopp und sprengte direct auf den Zaun zu, aber trotz aller Hülfe- und alles Zuredens blieb der Esel vor demselben stehen und wollte den gefährlichen Sprung durchaus nicht wagen. Valeska und ihr Cavalier lachten, dann trieben auch sie ihre Pferde an. Valeska war voraus, sie setzte glücklich über den Zaun, aber jenseits desselben stürzte ihr Pferd und sie blieb unglücklich mit dem Fuße im Bügel hängen, so daß sie, als es wieder auf die Beine kam, in Gefahr war, von demselben geschleift zu werden.

Sie rief um Hülfe. Ihr Pferd machte einen Satz, da war ihm aber auch schon der Maler in den Zügel gefallen und hatte das vor Todesangst bleiche, zitternde Mädchen aus seiner furchtbaren Lage befreit.

„Bist du verletzt?" war sein erstes Wort.

„Ich glaube nicht."

Er hielt ihr das Pferd, das noch in allen Fibern bebte, und sie schwang sich in den Sattel. Sie hatte jetzt erst Zeit, sich nach ihrem Begleiter umzusehen. Sein Pferd war zu kurz gesprungen, und nur mit den Vorderfüßen über den Zaun gekommen, nun konnte es weder vorwärts noch rückwärts und während es alle Anstrengungen machte, aus dem Bereiche der Zaunpfähle zu kommen, zwischen denen es steckte, hielt sich Greifeneck mit Mühe im Sattel, so daß das Lachen jetzt an Paul war.

Das Schönste war, daß der Reichsritter nur mit Hülfe seines Gegners sein Pferd über den Zaun bringen konnte. Ohne ihm zu danken, ritt er gleich an Valeska's Seite, vergaß aber in seiner erstickten Wuth sogar zu fragen, ob ihr der Sturz keinen Schaden zugefügt.

„Wir werden nun im Schritte reiten," sagte die blonde Amazone, „ich fühle jetzt erst, daß ich mich an der rechten Schulter zerschlagen habe, und meine Hände sind auch ein wenig blutig von den spitzen Steinen."

„Du warst doch der Gescheidteste unter uns," sprach Paul zu seinem Esel, der mit philosophischer Seelenruhe jenseits des Zaunes stand und Disteln fraß. „Ich achte dich jetzt viel zu sehr, um noch auf dir zu reiten. Du verdienst einen Kranz und sollst ihn auch haben, gleich einem alten siegreichen Römer."

Er pflückte rasch von den Disteln, welche dicht herumstanden, und fertigte einen ansehnlichen Kranz, mit dem er sein Thier schmückte. Dann führte er es am Zügel längs des Zaunes, während Valeska und der Cavalier drüben Schritt hielten, bis sich eine Oeffnung fand, durch welche sie zurückkehren konnten, denn zu dem Ueberseßen im Sprunge war Beiden die Lust vergangen.

Zu Hause gab es einen kleinen Sturm, als durch die blauen Flecke und blutigen Risse, welche Valeska davongetragen hatte, das Abenteuer verrathen wurde.

„Das Mädchen ist durch dich schon ganz verdorben," sagte Herr Wilpian erregt zu seiner Frau. „Von heute an sollen aber diese aristokratischen Manieren und Passionen ein Ende haben. Sie soll etwas lernen und soll sich im Hause und der Küche umsehen; wenn man nur schön ist, ist man heutzutage nichts, gar nichts." Er schlug heftig die Thür zu und ging hinaus.

Paul folgte ihm. Er fand ihn am Flusse, auf einer Bank sitzen.

„Du warst jetzt ungerecht gegen Valeska und gegen dich selbst," sagte er zu ihm nach einer Weile, „weshalb soll sie nicht reiten? Es bildet den Körper, und ein Weib, das ein wildes Pferd zu bändigen versteht, wird im Leben immer besser durchkommen als eines, das ewig nur mit Kochlöffel und Nadel hantirt. Valeska ist ganz deine Tochter und deine milde, rein menschliche Natur wird auch bei ihr zum Durchbruch kommen, laß sie nur ein wenig älter werden."

„Ich glaube gar, Paul, —" der Onkel sah ihn eigenthümlich an.

„Daß ich sie lieb habe? O! ich habe sie unendlich lieb, aber so wie man eine Schwester liebt."

„Hör' mir auf mit dem Unsinn," rief der Onkel, „unter allen Narren waren mir die Platoniker immer die zuwidersten. Deine Natur ist, denke ich, viel zu gesund, um so krankhaftes Zeug aufzunehmen und zu nähren, und so gebe ich dir einen guten Rath. Wenn du etwas für Valeska fühlst, dann sieh, daß du bei Zeiten fortkommst, denn sie ist nicht im Stande, dich zu verstehen, und es thäte mir leid, sehr leid, wenn du gerade hier unter uns etwas Schmerzliches erleben solltest."

Der kleine Maler blickte stumm vor sich auf die Wellen nieder, welche gleich grünen Wasserfrauen an dem Ufer auf- und abtauchten und ihr monotones Lied sangen, ein Lied, so uralt, so wehmüthig und so räthselhaft wie die Liebe.

* * *

Der kluge Onkel hatte Recht, die Natur des kleinen mißgestalteten Philosophen war viel zu gesund, um sich mehr als für kurze Augenblicke einer fruchtlosen Schwärmerei hinzugeben. Am nächsten Morgen, während noch Alles in der Villa schlief, hatte er in aller Stille sein Ränzchen gepackt und auf den Rücken geschnallt; einen derben Knüppel in der Hand, nicht einmal von seinem Hunde begleitet, brach er auf.

Wollte er fort? floh er die Gefahr, die ihn aus den großen Kinderaugen der schönen Amazone so süß verlockend anlächelte? Er

schien leichten Herzens zu gehen, denn er summte ein Lied, als er zwischen den Rebenspalieren emporstieg, und dann, als er durch den Wald ging, riß er Eichenlaub herab und bekränzte damit seinen Hut. So kam er zu dem Wirthshause, dessen Besitzer ihn freudig bewillkommte.

„Gute Muse, Herr Maler. Viele von unseren Bauern wollen den Volksboten nicht mehr lesen, seitdem Sie ihn auf dem Schild des Krämers verewigt haben. Mit Ihrer Hülfe schlagen wir die Klerikalen hier noch ganz aus dem Felde. Aber was sehe ich, das Ränzchen gepackt, wollen Sie uns schon verlassen?"

„Nein, mein Freund, ich bin nur zu Ihnen gekommen, um mit Ihrer Hülfe der schwarzen Bande in Katzengrün einen ordentlichen Possen zu spielen," sagte Paul; „ich bedarf wieder einmal so einer rechten Fastnachtshetze. Muß mir gute Laune machen."

„Befehlen Sie über mich," sagte der liberale Wirth mit begeistertem Diensteifer.

„Haben Sie eine recht heimliche, verschwiegene Kammer, nicht größer, als sie zwei Menschen nöthig haben, um einen tollen Schabernack in Scene zu setzen?"

„Freilich, freilich!" Er beeilte sich, den Maler in das Haus zu führen, und sperrte ein Zimmer auf, dessen Fensterläden geschlossen waren. „Hier sind wir ungestört?"

„Gut. Jetzt helfen Sie mir vor allem, mich in einen Mohren zu verwandeln und dann sollen Sie das Uebrige hören." Paul packte sein Ränzchen aus, blaue türkische Beinkleider, eine rothe goldgestickte Jacke, einen weißen Turban und ließ unterdeß den Wirth in einer großen Schale Tusch reiben. Dann strich er sich Gesicht, Hals und Hände pechschwarz an und als er fertig war, zog er die türkischen Kleider an.

„Nein! nein!" staunte der Wirth, „ein ganzer Mohr."

„Nun will ich mich in die Sonne setzen, damit ich rascher trockne," sagte Paul, „sorgt für eine Flasche guten Weines, bei der wir unseren höllischen Plan besprechen können."

Während er unter der Linde Platz nahm, schickte der Wirth die Kellnerin mit dem Wein hinaus, und blieb selbst auf der Schwelle stehen, er wollte auch seinen Privatspaß bei der Sache haben. Die derbe gelbzöpfige Landschönheit kam jodelnd, sich in den Hüften wiegend, heran, stellte die Flasche auf den Tisch vor den neugebackenen Mohren, ohne ihn anzusehen, und sagte: „Der ist vom Besten."

„Allah Aalem," (Gott weiß es besser) murmelte der Maler.

Die Kellnerin sah ihn jetzt überrascht an, schrie auf und lief davon, während der Wirth in eine laute Lache ausbrach.

Das Schloß Katzengrün war aus einer halb verfallenen mittelalterlichen Burgruine von seinem verstorbenen Besitzer mit bedeutenden Kosten in seinem ursprünglichen Style hergestellt und entsprechend eingerichtet worden. Räume, Möbel und Geräthe, alles stimmte vortrefflich zu der frommen Gesinnung seiner Wittwe, welche es sogar, zur Zeit poetischer Anwandlungen, liebte, als Burgfrau, gleich einem Gespenste aus vergangenen Jahrhunderten, in der malerischen Tracht der heiligen Elisabeth durch die weiten Säle und Gänge zu wandeln. Im Ganzen war aber das Leben auf Katzengrün, trotz den Jesuiten, klerikalen Journalisten und Madonnamalern mit langem Haare, welche die noch immer hübsche Herrin desselben besuchten, recht langweilig. Bei dieser Einförmigkeit gab es nicht einmal etwas Rechtes zu beichten und die Freifrau sehnte sich oft, gleich dem heiligen Antonius, nach Versuchung.

Auch heute saß sie in dem kleinen Gärtchen, das einen Theil der Burgmauer einnahm, in einem reizenden, weißen Spitzenschlafrock, der ihre schwellenden Formen gleich einer duftigen Wolke umhüllte, las in der Amarant und gähnte.

Da wurde der liberale Wirth gemeldet.

„Was will der Mensch, er gehört nicht zu uns," rief sie dem Kammerdiener erzürnt zu; sie ärgerte sich aber eigentlich nur, um eine Emotion, einen Zeitvertreib zu haben.

„Er hat einen kleinen Mohren bei sich, den er Euer Gnaden verehren will," sagte der Kammerdiener.

„Einen Mohren? Nun so führe ihn meinetwegen hierher," erwiederte die Baronin.

Mit der ernsthaftesten Miene von der Welt trat jetzt der liberale Wirth vor die

fromme Aristokratin hin und führte ihr den pechschwarz angestrichenen kleinen Maler vor.

„Ah! der Arme," rief die Dame den falschen Neger musternd, „er ist ja bucklig."

„Ja wohl, Frau Baronin, und dies ist noch lange nicht sein ganzes Unglück," erwiederte der Wirth, „man möchte an Gott verzweifeln, wenn man dieses elende Würmchen, unter Afrika's heißer Sonne gezeugt, näher betrachtet, mißgestaltet, stumm, und noch dazu schwarz, wie eine Saatkrähe, es ist zu viel, und was das Schlimmste ist, er ist noch nicht getauft und —" seine Stimme sank zum Flüstern herab — „er scheint mir vom Teufel besessen, wenn ich halbwegs etwas davon verstehe, so tolles, unchristliches Zeug treibt er."

„Mein Gott, am Ende thut er mir was an," murmelte die Baronin.

„Ah! Ihnen, so einer heiligen Dame kann der Teufel nichts anhaben," antwortete der Wirth lächelnd, „aber mir hat er das ganze Haus umgekehrt, deshalb kam ich auf den Gedanken, ihn zu Ihnen zu bringen."

„Aber wie kommen Sie denn überhaupt zu ihm?"

„Das weiß ich selbst nicht," entgegnete der Wirth, „auf einmal war er da, wie vom Himmel herabgeschneit oder besser gesagt" — wieder neigte er sich zum Ohre der Freifrau und flüsterte — „von der Hölle ausgespien."

„Haben Sie ihn denn nicht gefragt?"

„Wie soll ich, wäre er noch auf deutsch stumm, so ginge es, aber er ist ganz türkisch stumm, da hört ja Alles auf, womit ich mich gehorsamst empfehle."

„Lassen Sie mich doch nicht allein mit ihm," flehte die Baronin.

„Gehorsamst empfehle," rief der Wirth und war fort.

Die Herrin von Katzengrün erhob sich mit einer gewissen Unruhe und suchte gleichfalls die Thür zu gewinnen, aber der kleine Mohr schlug einen Purzelbaum und stand mit einem Male zwischen ihr und dem Ausgange, die weißen Zähne bleckend und die hübsche, ängstliche Frau mit weißrollenden Augen verschlingend.

Die Baronin nahm zur Pantomime ihre Zuflucht und deutete dem kleinen Mohren durch Geberden an, daß sie den Garten zu verlassen wünschte, er erwiederte in derselben stummen Sprache, daß er sie über Alles liebe und sie nichts zu besorgen habe, indem er ihr demüthiger Sklave sein wolle. So faßte sie es wenigstens auf, als er zuerst die Hand auf das Herz legte, dann die rechte Hand schüttelte, dann beide Arme auf der Brust gekreuzt, sich ihr zu Füßen warf und endlich den Saum ihres Gewandes an die Lippen führte. In dem Augenblicke jedoch, wo sie in das Zimmer treten wollte, schlang der kleine Schwarze die Arme um sie und seine großen unheimlichen Augen blitzten ganz nahe vor den ihren. Während er unarticulirte Töne, ähnlich dem Geheul eines jungen Wolfes, ausstieß, rief sie um Hülfe, welche auch bald in Gestalt einer jungen schmucken Kammerzofe erschien.

Sofort ließ der heißblütige Sohn Afrika's die Gebieterin los, jedoch nur, um mit gesteigerter Zärtlichkeit an den Hals der Dienerin zu fliegen, welche jetzt ihrerseits Zeter schrie. Indeß hatte die Baronin Zeit gewonnen, ihre Diener zu rufen und kehrte an der Spitze derselben, ein großes Crucifix in der Hand, zurück.

Bei dem Anblick desselben warf sich der kleine Mohr heulend zu Boden und schien sich in Convulsionen zu wälzen.

„Er scheint wirklich vom Teufel besessen," sagte die Baronin, sich einige Schritte zurückziehend, „aber wir wissen jetzt wenigstens, daß wir Mittel haben, ihn und seinen schrecklichen Inwohner im Zaum zu halten."

„Aber Sie dürfen ihm nicht gleich so stark kommen, gnädige Frau," flüsterte die Zofe voll Grauen, „der Satan hat noch zu große Macht über ihn, sehen Sie, wie er in dem Armen rast, es könnte ihm das Leben kosten."

„Du hast Recht," sagte die Baronin, „entferne das Crucifix, aber ich will mich doch aus Vorsicht gegen den höllischen Feind mit allen meinen Reliquien waffnen."

Sie eilte in ihr Schlafgemach, hing eine goldene Kapsel mit dem Zahn des heiligen Serevinus um den Hals, schlang ein Armband, aus Steinen vom heiligen Grabe gefertigt, um ihren vollen weißen Arm und flocht den Zopf der heiligen Rosa in ihr Haar. So gerüstet kehrte sie zurück. Der Mohr lag jetzt ruhig auf dem Bauch,

richtete sich auf, blickte um sich und deutete durch eine Reihe von Geberden an, daß nichts zu besorgen sei. Wirklich benahm er sich ganz anständig, aber die fromme Dame hielt dies nur für eine neue Arglist des Bösen und sendete heimlich auf der Stelle zu dem Pfarrer Morgenstern, welcher durch das Austreiben des Teufels aus Kühen und auch ungetauften Kindern in der ganzen Gegend eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte und in allen katholischen Blättern gefeiert worden war.

Der kleine Mohr schien jetzt anzudeuten, daß er schreiben wolle. Man brachte ihm Papier und Schreibzeug, mit letzterem zeigte er sich jedoch unzufrieden und war erst dann vollkommen zufrieden, als die Baronin ihm einen Bleistift gab. Er winkte ihr nun, sich zu setzen und begann zu zeichnen; in kurzer Zeit zauberte er in einer reizenden Skizze das Porträt der Burgfrau auf das kleine Blatt und übergab es ihr mit einem zutraulichen Grinsen. Ein Ausruf der höchsten Ueberraschung von Seite der hübschen vollen Frau lohnte sein Werk. Er setzte sich hierauf auf die Mauer, ließ die Beine herabhängen und begann die Landschaft zu zeichnen. Man ließ ihn ruhig gewähren und so vertrieb er sich und der Herrin von Katzengrün, welche ihm mit großem Interesse zusah, die Zeit bis zum Mittagessen.

Nach Tische näherte sich die Baronin mit halb furchtsamer Freundlichkeit dem vom Teufel Besessenen und winkte ihm, ihr zu folgen. Sie gingen durch einen langen Gang, an dessen Ende die Burgfrau ein Zimmer mit vergitterten Fenstern öffnete, der Maler ahnte nichts Gutes, aber es blieb ihm nichts übrig, als seine Rolle zu Ende zu spielen und mit ihr einzutreten. Sie machte ihn auf ein paar alte Familienporträts aufmerksam, welche an der Wand hingen; während er sie betrachtete, flog sie plötzlich aus dem Zimmer und sperrte den gefährlichen Gast fest ein. Er blieb ihr Gefangener bis zum Abend, wo sie, von dem hohen, hageren Pfarrer und ihren Dienern begleitet, eintrat und ihm durch ein lebhaftes Mienenspiel zu erklären suchte, daß Alles, was jetzt mit ihm geschehen werde, nur zu seinem Besten sei.

Der kleine Mohr verneigte sich mit auf der Brust gekreuzten Armen und ließ sich von den Dienern ruhig Arme und Beine in schwere Ketten legen, wie sie etwa zur Zeit der heiligen Inquisition und ihrer väterlichen Praxis üblich waren.

Nachdem der Pfarrer und die Baronin noch selbst die Fesseln ihres Gefangenen geprüft und sich überzeugt hatten, daß nichts für sie zu besorgen war, befahl sie ihren Dienern, den letzteren abzuführen. Man brachte ihn in ein vollkommen mit schwarzem Tuche ausgeschlagenes Zimmer, dessen mittlere Wand ein schwarz verhängter Tisch einnahm, auf welchem ein großes Crucifix und vor demselben ein Todtenkopf stand. Zwei rothgekleidete Ministranten, der eine mit dem Weihwasser, der andere mit dem Rauchfaß standen bereit.

Der Pfarrer stellte den vom Teufel Besessenen vor das Crucifix, dessen Anblick er diesmal ruhig ertrug, hing sich die Stola um und ergriff ein Buch, aus dem er sich durch Gebete, in welche alle Anwesenden einstimmten, zu dem großen Werke vorbereitete. Dann küßte er das Buch, übergab es einem der Diener und empfing dafür aus dessen Händen ein anderes, einen in Schweinsleder gebundenen Folianten, welchen er auf den Tisch legte und aufschlug.

Kaum begann er die Formeln des Exorcismus, welche der päpstliche Cammerlongo und Professor der Theologie in Salzburg, Pater Gaßner, vor wenig Jahren erst in ein so herrliches System gebracht hat, mit hohler, feierlicher Stimme zu sprechen, als der kleine Mohr sich zur Erde warf und im Zimmer umherzukugeln begann, bald rollte er vor die Füße der Baronin, bald kollerte er mitten unter die zusehende Dienerschaft hinein, so daß sich das Angstgeschrei der Anwesenden mit der Beschwörung des Pfarrers wunderlich mischte. Als aber der letztere den Weihwedel ergriff und den Besessenen mit Weihwasser zu besprengen begann, da war der Teufel vollends los.

Der kleine Maler ließ nämlich die Gelegenheit, sein außerordentliches Talent in der Nachahmung von Thierstimmen zu verwerthen, nicht ungenutzt vorbeigehen.

„Jetzt ist der große Augenblick da," rief der Pfarrer beim ersten Ton, den er ausstieß, mit leuchtenden Augen, „hören Sie, wie der böse Geist sich wehrt, jetzt wird er herausfahren, augenblicklich, wahrscheinlich in Gestalt irgend eines unreinen Thieres."

Die Diener lauschten mit aufgesperrtem Munde, denn es war jetzt, als ob eine ganze Menagerie von Teufeln in Gestalt der verschiedensten Thiere aus dem Munde des Besessenen fahren würde, so toll grunzte, miaute, bellte, krähte und heulte es durcheinander.

Dann schien plötzlich mit einem großen Ruck und dem Brüllen eines Löwen der letzte der höllischen Schaar den Leib des kleinen Mohren verlassen zu haben, denn er wurde plötzlich ruhig, und schien eingeschlafen.

Der Pfarrer nahm hierauf das Rauchfaß und hüllte den am Boden Liegenden in eine blaue Wolke von Weihrauch.

„So, jetzt ist das große Werk vollbracht," sagte er, „jetzt wollen wir ein Dankgebet anstimmen."

Noch immer regte sich der für den Himmel Gerettete nicht.

„Am Ende ist er todt," sagte die Baronin.

„Was fällt Ihnen ein, es ist ein seliger Schlaf über ihn gekommen nach dem entsetzlichen Kampf, der in ihm stattgefunden," erwiederte der Pfarrer, „lassen Sie ihn zur Ruhe bringen. Morgen ist Alles gut. Dann wollen wir ihn taufen."

Die Baronin ließ den kleinen Maler in das Zimmer zurückbringen, in welchem sie ihn vor der Teufelaustreibung gefangen gehalten hatte, ein Lager für ihn bereiten und sperrte ihn dann vorsichtshalber wieder ein. Als der Gefangene allein war, begann er zuerst aus vollem Herzen zu lachen, dann streckte er sich auf das Bett und schlief bald ein.

Mitten in der Nacht wurde er wach und sprang, von einem plötzlichen Einfall ergriffen, aus dem Bett, kleidete sich an, öffnete das Fenster und versuchte, sich zwischen den Fensterstäben durchzuzwängen, was ihm auch gelang. Das Fenster führte in den Hof, in welchem ein Brunnen monoton plätscherte. Paul rollte sein Leintuch zusammen, befestigte es an dem Fensterkreuz und ließ sich so hinab. Nachdem er sich beim Brunnen vollkommen weiß gewaschen hatte, kehrte er auf dieselbe Weise in das Zimmer zurück und schlief ruhig bis zum Morgen. Er wurde erst wach, als der Schlüssel in dem Schlüsselloch knarrte und der Kammerdiener mit einem Crucifix in der Hand vorsichtig den Kopf hineinsteckte. Der kleine Maler kehrte rasch das Gesicht zur Wand und stellte sich schlafend. Der Kammerdiener näherte sich seinem Lager und starrte ihn an. Plötzlich richtete sich Paul auf. „Guten Morgen," sagte er gelassen.

Der Kammerdiener ließ erschreckt das Crucifix fallen und lief davon. Athemlos kam er zur Baronin. „Es ist nicht zu glauben," meldete er, „nicht allein den Satan hat ihm der Hochwürdige ausgetrieben, er ist noch dazu über Nacht weiß geworden und hat die Sprache bekommen. Die katholische Religion ist doch etwas sehr Schönes."

„Du bist von Sinnen," rief die Schloßfrau.

„Ueberzeugen sich Euer Gnaden selbst," sagte der Kammerdiener.

Die Baronin warf rasch einen rothseidenen Schlafrock über ihr weißes Morgengewand und eilte in das Zimmer des Malers, der sich indeß angekleidet hatte.

„Wer würde das für möglich halten," begann die hübsche Bigotte ihn anstarrend, „unsere Liberalen werden rasend werden vor Galle. Es ist ein reines Wunder."

Der Maler hatte sich ihr indeß mit einem feinen Lächeln genähert und küßte artig ihre Hand. „Wie haben Sie geschlafen, Frau Baronin?" fragte er zuvorkommend.

„Mein Gott, er spricht," rief sie.

„Ja und noch dazu deutsch," bekräftigte der Kammerdiener.

„Holen Sie mir gleich den Herrn Pfarrer," befahl die Baronin, „ich will mich nun in aller Eile ankleiden."

Das Gerücht von dem unglaublichen Siege der Kirche über den bösen Feind verbreitete sich mit Blitzesschnelle unten im Orte, während aber die Bauern haufenweise nach Katzengrün zogen, um das Wunder des Pfarrers Morgenstern anzustaunen, hatte Paul es für gut gefunden, sich heimlich aus dem Staube zu machen. Vergebens suchte man ihn im Schlosse wie in der Umgebung.

„Offenbar hat ihn der Teufel geholt," erklärte der Pfarrer den Schloßbewohnern das Räthsel, „da er noch nicht getauft war, hat er seine Macht über ihn noch nicht ganz verloren und aus Zorn über das Gelingen meiner Austreibung hat er ihn uns auf heimtückische Weise entrissen."

Die Baronin ließ auf der Stelle ihre Equipage anspannen und fuhr zu ihren Bekannten, um ihnen persönlich das große Ereigniß mitzutheilen. Gegen Abend kam sie auch zu Wilpian, der in ihren Kreisen als Freigeist der schlimmsten Sorte galt, in der Absicht, ihn mit ihrem Siege über den Teufel recht zu ärgern, als sie aber, in den Speisesaal tretend, den kleinen Maler ruhig im Kreise der Familie beim Thee sitzen sah, blieb sie sprachlos auf der Schwelle stehen. Sie begann zu ahnen, daß sie düpirt war, gewann aber im Augenblick ihre volle Fassung wieder.

„Welch seltener Besuch," sagte der Hausherr, „Sie kommen aber eben recht, um hier ein seltenes Malertalent kennen zu lernen, meinen Neffen, Paul Schuster."

„Ich freue mich sehr," lispelte die Bigotte in namenloser Verlegenheit.

Paul verneigte sich stumm.

Bald hatte die Gesellschaft, in der sich auch Greifeneck befand, die Villa verlassen und promenirte an dem Ufer des Flusses. Die Baronin blieb etwas zurück in der Absicht, von dem Maler Aufklärung zu verlangen. Er verstand den Wink und ging auf denselben ein.

„Sie müssen recht unglücklich sein," begann die hübsche Frau, während sie mit einer coquetten Bewegung ihren Shawl fallen und ihre vollen weißen Schultern sehen ließ.

„Weshalb?"

„Weil ihr genialer Geist in einem —"

„In einem so mißgestalteten Körper wohnt," half ihr Paul.

„Klagen Sie nicht zuweilen Gott an?"

„Im Gegentheil, ich bin ihm dankbar," sagte Paul, „die Eitelkeit ist eine der vornehmsten Quellen menschlichen Elends. Ich bin gegen dieselbe gefeit. Weshalb sollte ich meinem Schöpfer grollen?"

Bisher waren die Anderen noch in Sicht gewesen, jetzt trennte eine Biegung des Flusses die Baronin und ihren kleinen Begleiter für einige Augenblicke vollkommen von der Gesellschaft. Die bigotte Schöne blieb stehen und fragte rasch, während ihre Seidenrobe zornig rauschte:

„Was hatten Sie für eine Absicht, als Sie diese infame Komödie mit mir spielten?"

„Was für eine Komödie," erwiederte der kleine Maler mit maßlosem Erstaunen.

„Sind Sie nicht als Neger in mein Haus gekommen?"

„Allerdings."

„Sie sind aber kein Neger —"

„Woher wissen Sie das?"

„Sie sind doch weiß."

„Es giebt Tage, wo ich vollkommen schwarz bin und andere, wo ich wie ein preußischer Grenzpfahl aussehe, zur Hälfte schwarz und zur Hälfte weiß."

„Und Sie wollen mich glauben machen, daß Sie wirklich vom Teufel besessen waren?"

„Ich bin sehr oft vom Teufel besessen," sagte der kleine Maler, „zum Beispiel eben jetzt." Er küßte die bigotte Coquette rasch auf die bloße Schulter.

Dieser Teufel schien ihr aber nicht zu mißfallen, denn sie begnügte sich, ihren Shawl heraufzuziehen und sagte dann:

„Wie unvorsichtig, wenn Sie Jemand gesehen hätte."

„Es hat mich Niemand gesehen."

Sie sah ihn an und lächelte.

„Wissen Sie was, ich möchte, daß Sie mich malen."

„Mit Vergnügen," sagte Paul, „auf Katzengrün brauche ich nicht so vorsichtig zu sein, wenn der Teufel in mir rege wird."

„Vergessen Sie, daß Pfarrer Morgenstern mit seinem großen Buche mir zur Seite steht."

„Um Gotteswillen, Sie werden mich doch nicht noch einmal von ihm exorcisiren lassen."

„Wenn der Teufel in Ihnen artig sein will, gewiß nicht," lächelte die reizende Frau, „denn dieser Teufel scheint mir eine Person zu sein mit Ihrem Genius und den auszutreiben wäre eine Sünde."

* * *

Den nächsten Vormittag ließ der kleine Maler seine Requisiten auf seinen bewährten Freund, den philosophischen Grauen packen und zog so nach Katzengrün, wo er ebenso zuvorkommend als bezeichnend empfangen wurde. Die Baronin war nämlich so gut wie noch gar nicht angekleidet, über einem prachtvoll gestickten weißen Rock eine mit Spitzen besetzte weiße Morgenjacke und das blonde Haar in einem kleinen Häubchen, das war Alles.

„Ich habe noch nicht Toilette gemacht, wie Sie sehen," sagte sie mit dem liebenswürdigsten Lächeln, „ich wollte erst Ihre Anordnungen hören. Wie wollen Sie mich malen?"

„Wählen Sie selbst, gnädige Frau."

„Alle schönen Frauen, die ich gemalt gesehen habe, von der Fornarina Rafael's bis zu König Ludwig's Schönheitengallerie herauf, hatten einen Pelz um die Schultern."

„Einverstanden."

„Ich nehme also ein Pensee-Sammetkleid und einen Hermelinpelz. Das Haar in offenen Locken."

„Vortrefflich."

Während die fromme Coquette sich frisiren und ankleiden ließ, suchte der kleine Maler das Licht, das er brauchte, stellte seine Staffelei auf und machte sich die Farben zurecht. Die Baronin ließ nicht lange auf sich warten; wie sie jetzt hereingerauscht kam und der reiche Sammet jeder ihrer Bewegungen schmiegsam nachgab und das duftig schwellende Pelzwerk ihre Büste noch blendender erscheinen ließ, war sie in der That eine bezaubernde Frau und der Teufel begann sich in dem kleinen Maler gewaltig zu regen. Er machte sich absichtlich recht lange mit dem Arrangement des Hermelins um die weißen Schultern zu schaffen, dann begann er zu zeichnen und gleich zu malen. Nachdem er etwa eine Stunde gemalt hatte, legte er Pinsel und Palette weg und eilte zu der reizenden Frau hin.

„Ich lasse mich lieber täglich zweimal von Ihrem Pfarrer exorcisiren," rief er, „als ich Sie male. Der Teufel soll da ruhig bleiben."

Die Baronin lächelte ihn an und zeigte dabei ihre weißen Zähne. Dadurch kühn gemacht, küßte er sie rasch auf die Schulter.

„Aber —" sie drohte ihm mit dem Finger — „soll ich nach dem Pfarrer senden."

„Ein wenig müssen Sie dem Bösen in mir schon zu Gute halten," erwiederte Paul, „ferner gehört das zu unserem Metier. Wir malen nie besser, als wenn Amor ein wenig den Pinsel führt."

„Wissen Sie, daß ich Sie jetzt gar nicht mehr häßlich finde," sagte die hübsche Frau nach einer Pause.

„Wenn Sie heute schon so weit sind, meine Gnädige," lachte Paul, „werde ich bis Morgen früh ein Adonis in Ihren Augen sein. Uebrigens haben schöne Frauen meist einen bizarren Geschmack, ich erinnere nur an die Czarin Elisabeth, welche sich von einem Kalmucken lieben ließ."

„Und da meinen Sie, ich könnte durch den Hermelin um meine Schultern verführt werden, auch einmal russische Czarin zu spielen?"

„Gottes Wege sind wunderbar," sagte Paul, „ich erstaune über nichts mehr."

„Wenn Sie nur nicht ein so unverbesserlicher Freigeist wären," seufzte die klerikale Schöne.

„Ach! und wenn Sie nicht so heilig wären, Baronin," seufzte der Maler, dann setzte er seine Arbeit fort. Dazwischen plauderten sie, dann speisten sie zusammen und Nachmittags spielten sie einige Partien Billard, wobei die Burgfrau Gelegenheit fand, ihre elastischen Bewegungen im glänzendsten Lichte zu zeigen. Erst gegen Abend brach Paul auf und hielt unterwegs einen langen, langen Monolog, welcher im Auszug beiläufig so lautete: Valeska wird mich nie verstehen und hier ist eine reizende Frau, die sich alle Mühe giebt, mich zu verstehen, soll ich meinem Ideal untreu werden, oder wie der Esel zwischen den beiden Heubündeln stehen bleiben?

Er kehrte sichtlich erheitert in die Vigna zurück und fand die Hausgenossen um den großen Tisch im Speisesaale vereint. Wie gewöhnlich nahm der kleine Maler auch heute erst still und bescheiden seinen Platz ein, um bald von einem Gegenstande ergriffen den ganzen reichen Schatz seines Wissens und seiner Erlebnisse in seiner wunderbar schlichten und doch so plastischen Weise zu entfalten. Alle horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, nur Valeska benahm sich, als ob sie für das, was Paul auseinandersetzte, nicht das mindeste Interesse habe. Paul bemerkte eine gewisse Unruhe und Zerstreutheit an ihr, welche ihm wehe that. Er brach plötzlich ab und zeichnete schweigend Caricaturen auf die weiße Holzplatte des Tisches. Und doch sah er, der die Menschen mit seinen Blicken zu durchdringen schien, diesmal nicht scharf genug. In Valeska's reinem unberührten Herzen war allmälig ein Gefühl entstanden, das so seltsam, so ganz neu war, daß

es sie beunruhigte. Sie, die anfangs nur ein wenig Mitleid für den kleinen mißgestalteten Maler empfunden hatte, erschrak jetzt fast bei dem Gedanken, daß er in nicht langer Zeit das Haus ihrer Eltern verlassen werde. So wenig er mit ihr sprach, so war es ihr doch, als sei jedes seiner schönen Worte, die im lieben Kreise ihrer Familie von seinen Lippen strömten, nur an sie, an sie allein gerichtet, sie konnte ihn nicht mehr entbehren und es sollte ein Abend kommen, wo sie nicht mehr, wie sie gern that, die Augen schließen und ganz nur seinen herrlichen Geschichten, seinen großen Gedanken, seinen begeisterten Empfindungen lauschen durfte? Sie empfand aber mit einer Art Unwillen zugleich, daß zum ersten Male ein Mensch, ein Mann, Gewalt über sie gewonnen hatte, eine sanfte stille Gewalt, gegen die es keinen Widerstand gab. In dem Maße, wie sich dem schönen Mädchen in dem häßlichen mißgestalteten Manne eine innere Schönheit entfaltete, von der sie bis jetzt kaum eine Ahnung gehabt, wuchs in ihr ein Gefühl, gegen das sie vergebens in Zorn gerieth. War es Liebe? Sie entsetzte sich bei dem Gedanken und jedesmal, wenn er sie erschreckt hatte, glaubte sie ihn zu hassen. So auch jetzt. Sie wollte ihn beleidigen. Kaum hatte er von neuem zu erzählen begonnen, stand sie auf, öffnete das Fenster und blickte hinaus.

Paul fühlte, wie er bleich wurde, seine Lippen zuckten, als er sich erhob und zu ihr trat.

„Erwartest du Jemand, Valeska?"

Keine Antwort.

„Du bist ungezogen."

Dasselbe beredte Schweigen.

„Warum trägst du die Pelzjacke nicht mehr?"

Sie regte sich noch immer nicht.

„Du verzeihst," fuhr Paul fort, „aber ich erstaune darüber, denn Frauen deiner Art haben, gleich den Odalisken des Serails, keine andere Aufgabe, als schön zu sein und sich schön zu machen. Freilich ist dies eigentlich ein sehr niedriger Beruf und es darf uns durchaus nicht stolz machen, wenn man an uns nicht unser Wesen, unser Verdienst schätzt, sondern etwas, was ebenso zufällig als vergänglich ist. Aber die Sache hat auch noch eine andere Seite. Schönheit, wenn sie auch noch so innig mit Prosa verschwistert ist, erweckt uns Poesie und so haben schöne Frauen nur zu oft das Glück, von Männern angebetet zu werden, deren geringfügigste Aufmerksamkeit sie nicht einmal verdienen."

„Deshalb handelt wohl eine Frau, die nichts weiter als schön ist, sehr klug," sagte Valeska rasch, ohne jedoch ihre Stellung zu verändern, „wenn sie sich einen Mann wählt, der ebenso unbedeutend, ebenso gewöhnlich ist wie sie selbst."

„Etwa in dem Genre des Herrn von Greifeneck, den du erwartest?" murmelte Paul, Alles kochte in ihm.

„Ganz recht, in dem Genre des Herrn von Greifeneck," erwiederte Valeska mit bebender Stimme, „den ich, wie du siehst, mit Ungeduld erwarte."

„Wie kann ein Mädchen deiner Art diesen hohlen Kopf einer Aufmerksamkeit würdigen?"

„Frage lieber, wie ein Mann, wie du, sich mit einem so gewöhnlichen Geschöpf, wie ich es bin, beschäftigen kann, mit einem Mädchen, das nichts weiter als *schön* ist."

„Du bist eben viel zu schön für diesen Gecken."

„Aus dir spricht der Neid."

„Der Neid?" Das war zu viel. Paul hatte alle Mühe, seine Ruhe zu behalten. „Um was sollte ich denn diesen jungen Herrn etwa beneiden?" sagte er mit seinem gutmüthigen Lächeln.

„Kannst du leugnen, daß er schön ist."

„Nein."

„Also."

„Er wäre sogar sehr schön, wenn er ein Grieche wäre und zwar aus der Zeit des Perikles, obwohl es auch damals geschah, daß ein häßlicher Mann, *Sokrates* genannt, den Sieg über den schönen Alkibiades davontrug. Aber unsere Begriffe von Schönheit sind ganz andere geworden."

„Nun, mindestens hat er gerade Glieder," murmelte Valeska, der das Weinen nahe war.

Der kleine Maler antwortete mit einem herzlichen Gelächter.

„Dafür sind seine geistigen Glieder um so abscheulicher verpfuscht. Da kein Geschöpf Gottes, dich ausgenommen, vollkommen ist, denke ich, ich habe, als zwischen mir und dem Herrn Baron redlich getheilt wurde, das bei weitem bessere Loos ge-

zogen. Titania! Titania! du liebst einen Esel!"

„Sag' es ihm doch ins Gesicht, aber dazu fehlt dir wohl der Muth, wie damals zum Uebersetzen des Zaunes?"

„Wenn es dir Vergnügen macht, soll der schöne Mann auf der Stelle erfahren, wie es in seinem Hirnkasten aussieht, da kommt er."

Wirklich trat Herr von Greifeneck, mit nachlässiger Eleganz gekleidet ein, verneigte sich vor den Anwesenden und nahm dann neben Valeska, welche zu dem Tisch zurückgekehrt war, Platz.

„Sie haben uns gestern ein Märchen versprochen, Herr Baron," rief Patt.

„Was für ein Märchen," sagte der schöne Cavalier mit Absicht.

„Ein Märchen von einem kleinen buckligen Kobold, der auf den Schiffen sein Unwesen treibt," sagte Valeska.

„Ah, vom Klabautermann," rief Greifeneck.

„Haben Sie ihn einmal selbst gesehen?" fragte Ninon.

„Wie sieht er doch eigentlich aus?" forschte Fritz.

„Etwa wie unser lieber Freund Paul da," sagte Greifeneck, den blauen Dampf seiner Havanna in schönen dichten Ringen vor sich hinblasend.

„Nein, Herr Baron, Sie irren sich," erwiederte Paul mit einem seltsamen Lächeln, „ich bin der kleine Muck, der den Leuten die langen Ohren, welche sie unsichtbar tragen, in heiterer Weise an die schönen Köpfe zaubert, wie Sie wohl aus der schönen Geschichte von Hauff wissen werden. Sie sollen sofort eine Probe meiner Hexerei erhalten."

Er nahm einen Bleistift und begann auf dem Tisch zu zeichnen, seine Zeichnung mit der linken Hand verdeckend. Als er fertig war, rief er:

„So, jetzt bitte ich Alle, hierher zu kommen." Als Alle auf jener Seite des Tisches standen, wo er saß, deckte er sein Bild auf. „Wer ist das?" fragte er heiter.

„Der Herr Baron!" riefen die Kinder im Chor.

„Richtig, und jetzt bitte ich, das Bild von drüben anzusehen. Er deckte es mit der Hand zu und wartete, bis Alle ihm gegenüber standen, dann zeigte er es plötzlich mit einem boshaften Lächeln. „Und wer ist das?" fragte er.

„Ein Esel! Ein Esel!" schrieen die Kinder.

Greifeneck war blutroth geworden, während Valeska beinahe erschrocken auf Paul blickte, sie ahnte jetzt erst, was sie angerichtet hatte, aber es war zu spät, Einhalt zu thun. Der junge Cavalier nahm seine Jockeymütze, empfahl sich flüchtig und bat den kleinen Maler, ihn zu begleiten, was dieser mit sichtlichem Vergnügen that. Sie gingen schweigend neben einander, bis sie aus dem Bereiche der Vigna waren.

„Sie haben mich in einer Weise beleidigt," begann Greifeneck „welche mich bei einem sonst so verständigen ruhigen Manne, wie Sie es sind, glauben macht, daß Sie einen Conflict mit mir suchen."

„Sie errathen, übrigens haben Sie mich zuerst verletzt," sagte Paul.

„Vielleicht aus demselben Motiv," erwiederte Greifeneck.

„Um so besser."

„Sie sind zwar nicht von Adel."

„Kommen Sie mir nicht mit solchen Albernheiten, ich müßte Sie sonst für feig halten," sagte der Maler.

„Wählen sie also Ort und Waffen."

„Ich entscheide mich für Pistolen," sprach Paul, „bitte Sie, morgen früh fünf Uhr im nahen Walde bei dem Muttergottesbild zu erscheinen, und für die Waffen zu sorgen. Zeugen brauchen wir wohl nicht?"

„Wie Sie wünschen."

„Ein Jeder von uns schreibt einen Brief, worin er sich als Selbstmörder erklärt."

„Wenn es Ihnen genehm ist, zwanzig Schritte, Jeder einen Schuß."

„Sie müssen zweimal schießen," sagte der Maler, „sonst ist die Partie viel zu ungleich. Ich biete ja nur eine halb so große Zielscheibe wie Sie."

„Scherzen Sie nicht."

„Es ist mein voller Ernst."

Greifeneck zuckte die Achseln. So trennten sie sich.

* * *

Als der Maler am nächsten Tage zu dem Zweikampf aufbrach, es dämmerte erst und der Osten begann sich leicht zu

röthen, fand er Valeska am Rande des Waldes auf einem Steine sitzen. Sie hatte noch das Kleid vom vorigen Abende. Offenbar hatte sie die Nacht durchwacht. Ihre großen Augen loderten fieberhaft in dem bleichen Antlitz. Als sie Paul erblickte, erhob sie sich und ging ihm entgegen.

„Das Duell darf nicht stattfinden, Paul," begann sie mit unsicherer Stimme.

„Zitterst du für deinen Anbeter? Ich werde ihn nicht tödten."

„Ich will nicht, daß du dich schlägst," fuhr sie fort, mit dem ganzen herrischen Wesen eines verwöhnten Kindes.

„Bist du der Meinung, daß nur schöne Menschen das Recht haben auf ihre Ehre zu halten," sagte Paul ernst, „oder, daß die Männlichkeit nach der Elle gemessen wird."

„Er wird dich erschießen —" stieß sie mühsam heraus.

„Hast du jemals gehört, daß man mit Pistolen Sperlinge schießt?" antwortete Paul heiter, „ich bin so ein kleiner frecher Spatz. Er wird mich nicht treffen, der Baron."

„Ich bin schuld, wenn du fällst, ich allein," rief Valeska, „ich darf nicht zugeben, daß Ihr auf einander schießt."

„Du darfst vor Allem nicht zugeben, daß ich mich lächerlich mache, mein Kind," sagte Paul, „sei unbesorgt. In einer Stunde sehen wir uns wieder." Er reichte ihr die Hand und als sie dieselbe nicht loslassen wollte, zog er sie halb gewaltsam zurück und ging rasch in den Wald hinein.

Er war der Erste am Platze, doch währte es nur wenige Minuten und Greifeneck erschien, die Pistolen unter dem Arme.

„Ich bitte zu laden," sagte der kleine Maler, „ich werde unterdessen die Schritte abzählen, es ist zu Ihrem Vortheil, da ich kürzere Beine habe."

Er maß die Entfernung ab und bezeichnete die Plätze durch Steine, unterdessen war der junge Cavalier mit dem Laden fertig geworden und ließ ihn eine der Pistolen wählen. Dann nahmen sie ihre Plätze ein.

„Sie schießen zuerst," sagte Greifeneck.

„Ich denke, Sie."

„Sie sind der Geforderte, also bitte ich."

Die Hähne knackten.

Einen Augenblick feierliche Stille, man hörte nur das einförmige, melancholische Klopfen eines Spechtes tief im Walde.

Dann hob Paul rasch seine Pistole und schoß.

Er hatte gefehlt.

Schon blitzte die Pistole Greifeneck's.

Paul blieb einen Augenblick aufrecht stehen, dann stürzte er mit einem Male nach vorn, und lag regungslos, das Antlitz zur Erde zu den Füßen seines Gegners, der entsetzt und regungslos da stand.

Zugleich stürzte Valeska aus dem Dickicht hervor und warf sich über Paul.

„Sie haben ihn getödtet," rief sie und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Wir müssen den Ort sofort verlassen," sagte Greifeneck mit heiserer gepreßter Stimme, „wenn wir nicht für seine Mörder gelten wollen."

Er nahm das weinende Mädchen unter den Arm und führte sie den Abhang hinab der Vigna zu.

Hier war auf die beiden Schüsse alles wach geworden. Herr Wilpian hatte sich rasch angekleidet und war eben im Begriffe das Haus zu verlassen, als Greifeneck die halb-ohnmächtige Valeska auf den steinernen Stufen vor demselben niederließ.

„Ich habe Ihnen ein Unglück zu melden," begann er.

„Sie haben Paul erschossen."

„Leider."

Herr Wilpian wandte sich ab, die Thränen liefen ihm die Wangen hinab.

„Ich muß Sie bitten, mich und die Meinen fortan zu meiden," sprach er mit halb erstickter Stimme.

Eben erschien Tante Rosa an ihrem Fenster.

„Was ist geschehen?" fragte sie.

„Paul ist im Duell erschossen."

„Das ist ja nicht möglich," murmelte das alte Fräulein, zugleich wurde sie todtenbleich und hielt sich an dem Fensterkreuz, um nicht umzusinken.

„Freilich ist das nicht möglich," sagte eine helle, fröhliche Stimme ganz in der Nähe und der kleine Maler stand wohlbehalten mitten unter den ihn Betrauernden.

„O! du mein Herzensjunge," schrie

der Onkel, stürzte auf ihn zu und hob ihn empor wie ein Kind, während Valeska unter heißen Thränen lachend sich an seine Schulter lehnte. Als Paul wieder auf den Boden kam, war das Erste, daß er seinem Gegner die Hand bot. „Sie vergeben mir wohl den unschuldigen Scherz."

„Nun, unschuldig war er eben nicht," sagte Herr Wilpian, „du hast uns allen einen entsetzlichen Augenblick bereitet, aber jetzt sei alles vergessen und vergeben. Sie trinken wohl eine gute Flasche Rheinwein mit uns, Herr Baron."

„Vergeben Sie, aber hier bin ich wohl überflüssig."

Er verneigte sich und ging.

Am schlimmsten war Tante Rosa daran, das arme verhärtete Herz, das vor Liebe und Freude zu springen drohte, wußte nicht, wie es sich Luft machen sollte. Endlich kam sie, in ihren rothen Shawl gewickelt, und that furchtbar erbost. „Uns so zu erschrecken, es ist wirklich recht gewissenlos," sagte sie, „aber ich war ganz ruhig, frage nur den Onkel."

Mit einem Male drückte sie dem kleinen Maler heimlich etwas in die Hand, „aber zeige es Niemand," bat sie leise.

Es war ein Loos der Staatslotterie.

* * *

Patt feierte den glücklichen Ausgang des Duells auf seine Weise, indem er nach dem Frühstück sämmtliche Hunde des Hauses in das Wasser hetzte. Einige Zeit lief das Hölzerwerfen und Apportiren, wobei sich Dschips ganz besonders hervorthat, ganz gut ab, plötzlich riß aber eine große Welle des lebhaften Flusses den armen Pudel kräftig mit. „Er ertrinkt," schrie Patt, und lief an dem Ufer auf und ab.

„Wer ertrinkt," rief Paul, der rasch herbei kam. Die Anderen sagten:

„Der Pudel."

Schon hatte ihn der Fluß verschlungen. Da warf Paul schnell entschlossen seinen Rock ab und sprang in das Wasser, er ruderte kräftig der Gegend zu, wo das Thier untergesunken war, aber die Wellen waren mächtiger als er, während sie, wie um ihn zu höhnen, den Pudel plötzlich an das Land warfen, welcher sich schüttelte und dann wedelnd an Patt emporsprang, kam er selbst in Gefahr. Vergebens kämpfte er mit aller Kraft. „Thadeus, einen Kahn," rief er, „ich kann nicht mehr, ich sinke."

Thadeus eilte ihm zu Hülfe, aber er wäre zu spät gekommen, denn der Fluß trieb den Kahn längs des Ufers abwärts, während Paul in der Mitte vergebens mit dem feindlichen Elemente rang und von demselben mit einem Male verschlungen wurde.

Vom Ufer tönte ein Schrei. Während die Anderen theils rathlos standen, theils ängstlich hin und her liefen, war Valeska kühn in den Fluß gesprungen, noch einmal warfen die Wogen Paul empor, da war sie auch schon in seiner Nähe und riß ihn mit starkem Arm an sich.

Zugleich ruderte Thadeus mit voller Kraft heran, von Schweiß triefend und laut betend. Glücklich erreichte er die Beiden und im nächsten Augenblicke hatte er sie in seinem Kahn geborgen, Paul kam erst am Ufer zu sich.

„Wer hat mich denn herausgezogen? Du, Thadeus?"

„Nein," sagte dieser, sich mit dem Aermel die Stirn wischend, „das gnädige Fräulein."

„Du — Valeska."

Paul warf sich vor ihr nieder und küßte ihre Hände, dann sank er um. Man brachte ihn zu Bette und bot alles auf, ihn zum Leben zurückzurufen, während Thadeus in den nahen Ort nach einem Arzt eilte. Der kleine Maler kam indeß nur für wenige Augenblicke zu sich, um dann in ein hitziges Fieber zu fallen, das auch auf die Mittel des Arztes nicht gleich weichen wollte.

Er lag Tage, Nächte in Phantasieen. Thadeus und Valeska wichen nicht von seinem Lager, bis die Schleier, die seine Sinne wie seine Seele umhüllten, sich langsam theilten. In allen seinen angstvollen Träumen stand immer Valeska als die Heldin da, um sie kämpfte er, für sie litt er und mit ihrem Namen auf den Lippen erwachte er zuerst, mitten in der Nacht zum Bewußtsein.

„Du hier," flüsterte er.

„Ja, Paul."

„Gieb mir die Hand."

Sie reichte sie ihm, er lächelte. „Wie schön du bist und wie schön du lächeln kannst," sagte er, „wie ist es möglich, daß du so grausam sein kannst."

„Was meinst du?"

„Oder habe ich geträumt? Mir war als wärst du meine Gebieterin, ja du warst meine Sultanin im glänzenden Hermelinpelz und ich war dein Sclave, und weil ich es wagte, dich zu lieben, ließest du mich in einen Sack nähen und in das Wasser werfen und das Wasser war so kalt."

„Du hast geträumt."

„Aber jetzt träume ich nicht mehr, du bist es, deren Hand ich halte, es sind deine wunderbaren Augen, welche lächeln. Ach! ich bin sehr, sehr müde."

Er schlief ein. Als er erwachte, saß Valeska in der Pelzjacke an seinem Bette und hielt seine Hände in den ihren. In ihrem Schooße lag ein Buch.

„Was hast du da?" fragte er, „laß sehen." Und als sie erröthend das Buch gegen ihre sanft wogende Brust preßte, nahm er es ihr und schlug den Deckel auf.

„Die Aesthetik des Häßlichen."

* * *

Von dem Tage an, wo Paul das erste Mal sein Lager verlassen und einige Stunden im Schatten der grünen Reben gesessen hatte, erholte er sich rasch und hatte bald seine volle Kraft und Munterkeit wiedergewonnen. Valeska, welche bis dahin seine treue Pflegerin und Gefährtin gewesen, schien ihn aber jetzt ebenso hartnäckig zu fliehen. Nie gelang es ihm, sie allein zu finden, ein paar vertrauliche Worte mit ihr zu sprechen. Eine eigenthümliche Schwermuth hatte von dem ganzen Wesen des schönen stolzen Mädchens Besitz ergriffen und manchmal geschah es ihr jetzt, wenn sie Paul im Kreise der Ihren sprechen und erzählen hörte, daß sie sich plötzlich erheben mußte, um nicht in lautes Weinen auszubrechen.

So fand er sie eines Morgens, wo noch alles im Hause schlief, unter einem Weidenbaume am Ufer des Flusses sitzen, Kieselsteine in das Wasser werfen und mit apathischer Traurigkeit die Ringe verfolgen, welche sie in demselben erregten.

„Was hast du, Valeska," begann er, „du bist so seltsam seit einiger Zeit."

Sie gab ihm keine Antwort, sondern stand auf und wollte fort. Er ergriff ihre Hand, sie war eiskalt.

„Bist du krank?"

„Ja, krank," rief sie, „es ist eine Krankheit, eine lächerliche, traurige Krankheit."

„Du liebst Greifeneck und es schmerzt dich, ihn verloren zu haben." Sie schüttelte den Kopf.

„Dann ist meine Weisheit zu Ende."

„Du willst fort, Paul?" sagte sie plötzlich.

„Allerdings und sogar recht bald."

„Wann?"

„Ich werde gehen, ohne daß es Jemand weiß, ich liebe es nicht, Abschied zu nehmen."

„Dann sage ich dir jetzt Lebewohl," sprach sie, „sei glücklich, Paul, unendlich glücklich, so glücklich wie ich elend bin." Sie brach in lautes Weinen aus.

„Valeska!"

„O! Paul, ich habe dich so lieb."

Er starrte sie beinahe entsetzt an und ließ unwillkürlich ihre Hand los. Sie trocknete mit einer heftigen Bewegung ihre Thränen.

„Leb wohl," sagte sie noch einmal und ging dann langsam dem Hause zu.

Am nächsten Morgen brach Paul auf, er war es doch nicht im Stande, ohne Abschied zu gehen. Nachdem er Allen ein herzliches Lebewohl gesagt, fragte er nach Valeska.

Sie war nicht zu finden.

„Sie will mich nicht mehr sehen," sagte er zu dem Onkel, der die Augen voll Thränen hatte, „und sie hat Recht."

„Ich werde dich begleiten."

„Nein, begleite mich nicht. Gott schütze Euch Alle, Alle," rief er und riß sich dann los, sein Hund sprang mit fröhlichem Gebell vor ihm einher, die Sonne schien so hell und Hunderte von Grillen zirpten freundlich im Weinberge und ihm war zu Muthe, als ob die Welt hinter ihm versinke.

Oben, an dem Rande des Waldes setzte er sich nieder auf denselben Stein, auf dem Valeska an dem Tage des Duells gesessen hatte, schlug die Hände vor das Gesicht und ließ die lang zurückgehaltenen Thränen herabströmen.

Da schlangen sich plötzlich zwei Arme um ihn.

„Valeska."

„Paul, ich kann dich so nicht gehen

lassen," rief sie mit schmerzlicher Energie, „denn ich habe dich zu lieb. Ich kann nur dich lieben, wie soll ich leben, wenn du fort bist."

„Du bist getäuscht, Valeska," erwiederte er, „durch dein eigenes gutes Herz. Wie kannst du mich lieben, mich, den Mißgestalteten?"

„Das ist es nicht," sagte sie rasch, „sprich es aus, du kannst mich nicht lieben, ich bin dir viel zu kindisch, viel zu thöricht und unbedeutend. Du hältst mich nicht für fähig, deinem Geiste zu folgen, ich weiß es, lange schon, denn was ist Schönheit in deinen Augen? Um ein Modell zu haben, brauchst du nicht ein Weib zu nehmen, das tief unter dir steht."

„Versteh' mich recht," entgegnete er mit bebender Stimme, „ich will dich nicht unglücklich machen. Du eine Venus und ich — das taugt nicht gut zusammen."

„Paul, soll ich dir wiederholen, was du mir so oft gesagt, daß unsere Schönheit, unsere Aesthetik eine andere ist als jene der alten Welt. Das Kreuz von Golgatha trennt zwei Welten. Der Gottmensch, der das Leid der Menschheit auf sich ladet, ergreift uns mehr als Laokoon oder Apollo vom Belvedere. Unsere Schönheit ist eine innerliche, sie ruht im sittlichen Charakter, in der Kraft des Geistes und mehr als in Allem im Gemüth. O! wie schön bist du, wie reich, wie arm und wie häßlich ich dagegen. Du kannst mich nicht lieben, ich weiß es, ich aber muß dich lieben."

Sie warf sich vor ihm nieder und preßte schluchzend ihre Stirn gegen seine Knie.

Da war es zu Ende auch mit seiner Kraft, Worte fand er nicht, ihr zu sagen, welche Seligkeit mit einem Male sein armes gutes Herz überströmte, er konnte sie nur an sich ziehen und stumm in seinen Armen halten, und mit ihr weinen.

* * *

Mit der Heirath ihrer Helden schließen die Meisten ihre Geschichte, und mit Recht, weil Glück und Poesie hier gewöhnlich Abschied nehmen. Wir fürchten uns jedoch durchaus nicht, zehn Jahre später bei unserem seltsamen Paare wieder einzusprechen.

Es ist ein schönes mit einem gewissen Reichthum eingerichtetes Atelier, in dem wir uns befinden. Schwere Damastvorhänge an Fenster und Thüren, kostbare Rokokomöbeln, ein echt türkischer Divan und reichgeschnitzte altdeutsche Stühle, bunt gruppirt, persische Teppiche, Pantherfelle und Bärenpelze bedecken den Boden, an den Wänden hängen Rüstungen, blitzende Waffen, eine Janitscharentrommel und Folterinstrumente, auf vergoldeten Stangen zwischen exotischen Blumen klettern Papageien auf und ab und schreien. Vor der Staffelei sitzt der kleine Maler und malt mit heiterem Behagen, denn es ist sein schönes, sein geliebtes Weib, das er malt.

Aus einem gothischen, von Reben dicht umrankten Fenster beugt sie sich lächelnd heraus, um eine große Traube, welche über ihr im grünen Weinlaub glüht, zu pflücken, alles ist Heiterkeit und Lust in dem Bilde; der weiße, gleich flüssigem Silber schimmernde Atlasrock, der von ihr herniederfließt, der kirschrothe Sammet ihrer Jacke, der wie Feuer lodert und das schwellende Pelzwerk, das sich, an duftige Schneeflocken mahnend, mit weicher Pracht an ihre üppigen Hüften und ihre göttliche Büste schmiegt, der blendende Arm, der in das dunkle Laub emporlangt und das leuchtende Gold des wunderbaren Haares.

Plötzlich ertönt ein jämmerliches Kindergeschrei im Nebenzimmer, das schöne Weib wird unruhig, läßt den Arm sinken und läuft endlich gar aus dem Rahmen hervor. Sie denkt, es ist ihr Kleinstes in der Wiege, das die Mutter ruft, und dieser Stimme gegenüber hat sogar die Muse ihr Recht verloren.

Da springt ein kleines reizendes Mädchen herein, etwa neun Jahre alt, ganz das Antlitz und die treuen schalkhaften Augen des Vaters, mit ihr ein jüngerer Knabe mit dem goldenen Haare der Mutter, sie bringen ein kleines Wickelkind auf den Armen, das abscheulich knurrt und endlich kläglich zu miauen beginnt.

Es ist die schwarze Hauskatze, welche sie als Mohrenkind aus Afrika den Eltern präsentiren. Wie sie jetzt Alle zusammen herzlich lachen, der kleine häßliche Mann vor der Staffelei und das herrliche Weib in der fürstlichen Pelzjacke und der kleine Schalk vor Allen, der vom Vater mit

seinen Zügen jene wunderbare Ader geerbt hat, die ihn so glücklich gemacht hat in vergangenen Tagen trotz seiner Mißgestalt, in schweren Kämpfen und dunklen hoffnungslosen Stunden. Und wie das Lachen, gleich fröhlichen Waldvögeln, durch das kleine Haus schwirrt, da kommen sie Alle gelaufen, die Tante in ihren rothen Shawl gewickelt, und der blonde Thadeus, das Factotum des Malers, von seinen Schülern der Goliath genannt, und Ludmilla, die Köchin, seine ehrsame Gattin, denn sie bilden Alle eine große Familie und das Glück des treuen genialen Paares strahlt auf sie nieder gleich einer Sonne, die Allen Licht und Wärme spendet und, indem sie niemals untergeht, einen ewigen Frühling hervorzaubert, gegen den auch der ehrwürdige heilige Schnee des Alters ohnmächtig sein wird, wie es jetzt im Lebenssommer die Gewitterschwüle der Leidenschaften ist.

MERCANTILE LIBRARY NEW YORK

Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

Fünftes Capitel.

Mein Verhältniß zu den Dorfbewohnern von Wallmow während der Ferien blieb lange das alte. Bis zum Ende meiner Gymnasiumszeit nannten mich nicht nur meine früheren Spielgenossen, so oft ich in die Ferien kam, sondern auch die älteren Bauern und deren Frauen, die zu besuchen ich niemals verfehlte, nur mit meinem Vornamen und mit dem altgewohnten du; ja selbst der spätere Student hatte sich noch dieses Zeichens patriarchaler Vertraulichkeit zu erfreuen. Nur Herr Becken machte eine Ausnahme. Trotz meiner Bitten: es doch auch seinerseits, wie jene, beim Alten zu lassen, erklärte er: „daß sich das jetzt nicht mehr schicke," und so mußte ich es mir gefallen lassen, daß er mich fortan das eigne von seinem Namen unzertrennliche „Herr" verlieh, und mich „Herr Adolf" nannte. Es mag wunderlich, ja kindisch klingen, wenn ich sage, daß mich diese Aenderung, die eigentlich der jugendlichen Eitelkeit hätte schmeicheln sollen, wirklich betrübte. Aber ich empfand dieselbe, vielleicht ohne es damals klar zu wissen, als eine erste Mahnung: daß das Vergangene eben vergangen und meine glückliche Wallmower Jugendidylle unwiederkehrlich abgeschlossen sei.

Zwei gewaltsame Ereignisse, welche in die Sommer- und Herbstferien meiner ersten Schuljahre fielen, und von denen ich bei meiner Anwesenheit im Vaterhause theilweise Augenzeuge war, trugen gleichfalls dazu bei, durch den tiefen Eindruck, den sie auf mich ausübten, den Ernst solcher Stimmung zu erhöhen, indem sie mich zuerst einen Blick in die jähen Abgründe menschlichen Geschickes thun ließen.

In der Aristokratie, welche die hofbesitzenden Bauern von Wallmow unter den übrigen Dorfbewohnern bildeten, war die stolzeste Familie die des alten Schulzen Stoltzmann, der seit langer Zeit dies Ehrenamt bekleidete, mit dem zugleich die zeitige Nutznießung einer eignen Schulzenhufe verbunden war. Obschon bereits den Siebzigen nahe, war er immer noch eine starke, stattliche Erscheinung, wenn er in seinem langen blauen rothgefütterten Rocke, die sammtne Mütze mit der Otterverbrämung auf dem Haupte, durch das Dorf schritt, oder in die Pfarre kam, um sich bei meinem Vater in seinen amtsgeschäftlichen Dingen Raths zu erholen. Diese letzteren waren ihm seit längerer Zeit sehr erschwert worden durch die Ungunst und Strenge seines Vorgesetzten, des ihm gleichaltrigen Amtsrath S. auf der königlichen Domäne L., der sich aus niederer Herkunft und geringen Verhältnissen durch Tüchtigkeit und Energie zu seiner gegenwärtigen hohen Stellung emporgeschwungen hatte. Man erzählte sich, daß beide Männer, der reiche Bauernsohn und der Sohn eines armen Dorfschulmeisters, in ihrer Jugend im Militär gedient und in derselben Compagnie gestanden hätten, und daß hier irgend ein Umstand — man sprach von einer Nebenbuhlerschaft — den Grund zu einer Feindschaft gelegt habe, die unvergessen geblieben war, als sich nach langen Jahren der eine von ihnen als höchster Vorgesetzter seines früheren Unterofficiers mit diesem wiederfand. In

Folge der auf beiden Seiten unvergessen gebliebenen früheren Stellung und der aus derselben herrührenden gegenseitigen Abneigung kam es bald zu allerhand Conflicten. Der Amtsrath hatte unaufhörlich gegen den Schulzen etwas auszusetzen. Verweise und Geldstrafen wegen dieser oder jener mangelhaften Ausführung der Anordnungen und Befehle des Amtsraths häuften sich, und je mehr der alte Stoltzmann darin eine Ungerechtigkeit und Chicane von Seiten seines einstigen Untergebenen erkennen zu müssen glaubte, um so weniger war er geneigt, seinen Zorn darüber gegen den Amtsboten, den Ueberbringer der Decrete des Amtsraths, zurückzuhalten, der wieder seinerseits nicht verfehlte, dergleichen Aeußerungen seinem Herrn diensteifrigst zu hinterbringen. Mehr als einmal hatte mein Vater, der mit dem Amtsrathe befreundet war, mit Erfolg den Vermittler gemacht und einen Gewaltstreich desselben gegen den alten Schulzen abgewendet. Endlich erfolgte derselbe dennoch.

Der Amtsrath war auf einer Inspectionsreise persönlich nach Wallmow gekommen. Er hatte die Bauern mit dem Schulzen zu einer Versammlung berufen lassen, welche in unserem Hause abgehalten wurde. Hier kam es zu harten Reden und Vorwürfen des Amtsraths gegen den Schulzen, dem der Erstere unter Anderem auch Mangel an „Subordination" vorwarf, und die Drohung hinzufügte: daß derselbe die längste Zeit Schulze gewesen sein werde, wenn er sich nicht bessere. Das schlug dem Fasse den Boden aus. Der alte stolze Hofbauer, sich in seiner Ehre gekränkt fühlend in Gegenwart seiner Standesgenossen, von denen ein Theil, wie er wußte, sich heimlich der Demüthigung freute, die ihrem Haupte widerfuhr, verlor die schweigende Fassung, in welcher er bis dahin die ihm gemachten Vorwürfe angehört hatte; und in Erinnerung an die vor langen Jahren mit seinem Beleidiger verlebte Soldatenzeit rief er demselben zu: „Subordination? Ich weiß besser in meinen alten Tagen, was Subordination ist, als andere Leute, die ich ehemals wegen Insubordination habe bestrafen müssen!" Alle Anwesenden erschraken, denn jeder verstand die Anspielung auf das ehemalige Verhältniß beider Männer. Glühende Röthe überzog das Antlitz des Amtsraths und wechselte unmittelbar darauf mit Todtenblässe, als er, sich langsam von seinem Sitze erhebend, die Worte sprach: „Schulze Friedrich Stoltzmann, Ihr seid abgesetzt! und Ihr" — hier wendete er sich zu dem Bauer Burow, der für den Hauptgegner des bisherigen Schulzen galt — „Ihr seid von dieser Stunde an Schulze von Wallmow!" Da richtete sich der ins Innerste getroffene alte Schulze zu seiner vollen Höhe auf, und einen Schritt gegen den Amtsrath vortretend rief er, unvermögend, den ihm angethanen Schimpf zu fassen: „Soll es wahr und gewiß bei dem Worte bleiben, Herr Amtsrath?" — „So wahr und gewiß als Gott lebt!" war die Antwort. „Dann habe ich wohl hier nichts weiter zu thun," sagte der Greis, indem er der Thür zuschritt. Auf der Schwelle aber wandte er sich noch einmal um und sagte feierlich: „Wer einem Menschen auferlegt, was der Mensch nicht tragen kann, der ist sein Mörder!" Damit schritt er zur Thür hinaus.

Wenige Tage, nachdem dies vorgegangen, kam ich in den Sommerferien nach Wallmow, wo ich meinen Vater sehr ernst gestimmt fand, und bald von Herrn Becken das Vorgefallene erfuhr. Das ganze Dorf war durch die Nachricht von dem über den alten Stoltzmann verhängten Spruch des Amtsraths in eine ungewöhnliche Aufregung versetzt worden. Nur der abgesetzte Schulze hatte dieselbe nicht zu theilen geschienen. Er war ruhig aus der Versammlung in seinen Hof zurückgegangen, und hatte dort, ohne ein Wort zu sagen, in seinem Speicher irgend eine Arbeit vorgenommen, hatte sich Mittags und Abends mit seinen Leuten wie gewöhnlich zu Tische gesetzt und das Gebet gesprochen. Tags darauf hatte er eine alte Muskete genommen, in deren Besitze er sich befand und mit der er gelegentlich den Seehähnen und Blisnörken des Stabesees oder den Hühnerweihen nachzustellen pflegte, wobei ich früher mehr als einmal sein Begleiter gewesen war. In gleicher Absicht war er an den See gegangen, wo er einen kleinen Bretternachen bestiegen und sich mit demselben gegen das dickste Geröhricht der westlichen Seite, den Hauptsitz der wilden Wasservögel hinge-

rudert hatte. Hier hörte man in längerem Zwischenraume mehrere Schüsse fallen. Dann blieb plötzlich Alles still. Als er aber bei herandunkelndem Abende nicht zurückkehrte, wurden die Seinen besorgt, und gingen vor das Dorf hinaus, nach ihm zu sehen. Sie fanden den Kahn umgeschlagen auf dem Wasser treiben; ihn selbst zog man am folgenden Morgen mit durchschossenem Kopfe aus dem See. Er hatte sein Wort wahr gemacht. Doch setzte es mein Vater durch, daß er nicht als Selbstmörder betrachtet, sondern sein Tod als durch einen Unglücksfall herbeigeführt angesehen wurde. Augenscheinlich hatte auch der Alte selbst bei der Ausführung seines Entschlusses in der letzteren Absicht gehandelt.

Sechstes Capitel.

Das zweite tragische Ereigniß passirte wenige Wochen später in Grüneberg, einem Filialdorfe meines Vaters.

Wir saßen nach Tische unter dem Schatten des großen Tafelbirnbaumes, der seine mit goldgelbrothen Früchten beladenen Zweige über die Rampe des Pfarrhauses zu dem Dache des Hauses hinstreckte, gemüthlich beim Nachmittagskaffee, als ein reitender Bote, von dem Administrator des genannten adligen Gutes abgesendet, meinem Vater einen Brief überbrachte, dessen Inhalt, wie wir aus dem veränderten Gesichtsausdrucke des Vaters beim Lesen entnehmen konnten, etwas ganz Außergewöhnliches sein mußte; denn der sonst immer so streng gefaßte Mann konnte einen Ausruf des Schreckens nicht unterdrücken. Und schrecklich genug war die Nachricht, die der Brief enthielt. — Der Statthalter des Grüneberger Edelhofes, Malwitz, war von einem seiner Mäher, dem Tagelöhner Seefeld, erschlagen worden. Mein Vater befahl sogleich, seine Birutsche — so hieß ein kleiner leichter „Wurstwagen", auf dem man rittlings saß — vorfahren zu lassen und hieß mich ihn nach Grüneberg begleiten. In weniger als einer halben Stunde langten wir dort an, wo wir alsbald das Nähere des Hergangs vernahmen, welcher gar wohl den Stoff zu einer tragischen „Dorfgeschichte" liefern könnte. Derselbe war, wie sich in Folge der später eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung ergab, etwa folgender:

Das Rittergut des Dorfes Grüneberg wurde damals wegen Ueberschuldung von einem für die Gläubiger und die minderjährigen Erben des letzten verstorbenen Besitzers, eines Herrn von St., bestellten Administrator bewirthschaftet, unter dessen nachlässiger Verwaltung sich allerlei grobe Mißbräuche von Seiten der Tagelöhner und sonstigen Arbeiter eingeschlichen hatten. An der Spitze derselben stand der sogenannte Gutsstatthalter Malwitz, ein energischer und tyrannischer Mann, der sich die Kränklichkeit und Schlaffheit seines Vorgesetzten, des Administrators, zu Nutze zu machen und allmälig ein förmliches System von Veruntreuungen aller Art einzuführen gewußt hatte, in welches er bald fast sämmtliche ihm untergebene Dorfinsassen zu verstricken verstand. Nur einer derselben, der oben genannte Seefeld, hatte allen seinen Verlockungen widerstanden und durch seine hartnäckige Weigerung, an irgend einer Veruntreuung herrschaftlichen Eigenthums Theil zu nehmen, mehr als einmal die Ausführung solcher Dinge verhindert, obschon der kluge Statthalter bemüht gewesen war, dieselben immer sehr geschickt als erlaubte und durch die Verhältnisse des Gutes gar wohl gestattete Vortheile hinzustellen. Denn Seefeld war einer der sogenannten „Frommen" des Dorfes, ein still in sich gekehrter, kränklicher Mensch und meinem Vater als fleißiger Kirchengänger und durchaus rechtschaffener Mann bekannt. Er hatte den Befreiungskrieg als Landwehrmann mitgemacht und eine Verwundung davongetragen, von der ihm eine leichte Lähmung des einen Beines zurückgeblieben war, die ihn zuweilen an der Arbeit für sein und der Seinen tägliches Brot behinderte. Von Natur in sich gekehrt und menschenscheu, hatte er wenig Verkehr mit den übrigen Gutsleuten, der fast gänzlich aufhörte, als er nach und nach Einsicht in die verschlimmerten moralischen Zustände um ihn her gewann.

Malwitz und sein Anhang begannen zu fürchten, daß der „fromme Hinkfuß", wie sie ihn nannten, hinter ihre Schliche kommen und den Verräther machen werde. Sie thaten daher alles Mögliche, ihm den Aufenthalt in seinem Geburtsorte zu ver-

leiden und ihn dahin zu bringen, denselben mit einem anderen Dorfe zu vertauschen. Malwitz bot ihm sogar an, ihm die kleine Hütte, die er im Dorfe besaß, abzukaufen und ihm Aufnahme auf einem anderen Gute zu verschaffen. Allein Seefeld hing an seinem Erbe wie an seinem Geburtsort, auf dessen Kirchhof nicht nur seine und seines Weibes Eltern, sondern auch seine sämmtlichen Kinder, die ihm die Letztere geboren hatte, begraben lagen, und wies alle solche Anmuthungen zurück. In Folge dessen ward seine Lage schlimmer und schlimmer, da die Besorgniß derjenigen, welche eine Anzeige von seiner Seite zu fürchten hatten, immer höher und höher stieg. Ihre Furcht war indessen unbegründet. Zwar hatte er, wie er später bekannte, allerdings mehr als einmal auf dem Punkte gestanden: seinem Prediger, meinem Vater, das, was er von den Veruntreuungen bemerkt habe, unter dem Siegel der Beichte mitzutheilen und sich bei ihm Rathes zu erholen, was er thun solle. Aber immer hatte ihn seine Scheu, den Verräther zu machen und möglicherweise viele seiner Nächsten ins Unglück zu bringen, davon zurückgehalten. Noch am letzten Sonntage, welcher der Katastrophe vorherging, hatte er jenen Vorsatz endlich auszuführen beabsichtigt. Als aber gerade an diesem Tage mein Vater zufällig genöthigt war, sein Erscheinen und seine Predigt in Grüneberg absagen zu lassen, hatte Seefeld darin ein Zeichen der Vorsehung gesehen, daß er sein drückendes Geheimniß weiter bewahren solle. Dieser Glaube ward ihm und seinem Gegner zum Verderben.

Es war in der Zeit der Gerstemaht hart am Ausgange der Ernte. Der Statthalter, welcher diesmal die Stelle des Vormähers vertrat, hatte ihm den nächsten Platz hinter dem seinen angewiesen, lediglich in der Absicht, Ursache zu gewinnen, ihn wegen ungenügender Leistung wieder einmal öffentlich vor den Anderen ausschelten zu können. Denn der schwächliche Seefeld, ein Mann von kleinem Wuchse und durch sein beschädigtes Bein obendrein gehindert, war trotz aller Anstrengung nicht im Stande, im Mähen mit seinem Vormäher Schritt zu halten, der, jünger und von herkulischem Körperbau, ihn um mehr als eines Hauptes Höhe überragte und neben seiner Körperkraft als einer der geschicktesten Mäher der ganzen Umgegend galt. Das beabsichtigte Resultat ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Seefeld blieb sehr bald hinter seinem Vormäher zurück, der sofort davon Anlaß nahm, auf ihn in den beleidigendsten Worten zu schelten und ihm seine Trägheit vorzuwerfen. Vergebens bat der so mit Unrecht Ausgescholtene den Statthalter, ihm zu gestatten, daß er seine Stelle mit einem der Hintermänner vertausche. Neue Schimpfreden waren die Antwort.

Es schien offenbar ein abgekartetes Spiel zu sein, denn die Hintermänner, statt sein billiges Begehren zu unterstützen, erhoben ein schadenfrohes Gelächter, und einer derselben rief ihm sogar zu: wenn er als ein Krüppel unfähig sei, Mäherdienst zu thun, so möge er die Arbeit lieber aufgeben und anderen gesunden Leuten den Verdienst lassen! Der Statthalter aber, durch die Stimmung der Anderen ermuthigt, spielte jetzt seinen letzten Trumpf aus. „Es ist nicht sein Fuß, sondern seine Faulheit, die ihn zurückbleiben läßt," rief er den Mähern zu, „das sollt ihr gleich sehen!" Dann, zu Seefeld gewendet, der, auf seine Sense gelehnt, still und gesenkten Hauptes dastand, setzte er, ihm mit dem Streichholze drohend, hinzu: „Ich sag' es dir jetzt zum letzten Male, frommer Heuchler, daß du Schritt mit mir hältst. Bleibst du wieder zurück, so Gnade Gott deinem Rücken!" Diese Drohung konnte nicht ernst gemeint sein; denn es war unerhört, daß ein Statthalter sich es hätte herausnehmen dürfen, einen Arbeiter, zumal einen verheiratheten Mann, einen gewesenen Soldaten wie Seefeld zu schlagen. Aber sie war es trotz alledem dennoch. Es war die Absicht des Statthalters, durch eine solche öffentlich beschimpfende Behandlung den ihm Verhaßten gleichsam vor dem ganzen Dorf ehrlos zu machen und ihn dadurch zu zwingen, dasselbe zu verlassen. Als daher nach wieder aufgenommener Mähearbeit der unglückliche Seefeld wiederum bald und zwar noch in weiterem Abstand als bisher hinter seinem Vormäher zurückblieb, stieß der Letztere die Sense in die Erde, zog das an derselben befestigte

Streichholz heraus und schickte sich an, wie er sagte, „dem faulen Hunde Beine zu machen".

Das war zu viel. Der bedrohte Mann sprang seitwärts aus der Reihe der Mäher zurück, die Sense krampfhaft fest in der Hand haltend. Alles lachte, denn an einen Widerstand des kleinen, weit schwächeren Mannes gegen den riesenhaften Statthalter, welcher mit erhobenem Holz auf denselben zuschritt, war nicht zu denken.

„Um Gottes Barmherzigkeit, Statthalter, thut mir das nicht an, ich leid's nicht!" rief der Bedrohte.

„Das wollen wir gleich sehen!" war die Antwort des hohnlachend näher heranschreitenden Statthalters.

Der Bedrohte wich abermals um mehrere Schritte zurück und erhob die Sense zum Abwehrhiebe.

„Thut mir das nicht an!" rief er noch einmal. „Ich bin Soldat gewesen — bin älter als Ihr. Ich hab' gethan, was ich konnte — Gott ist mein Zeuge! — Wenn Ihr mich schlagen wollt, es giebt ein Unglück!" Er retirirte zwischen jedem dieser in bitterer Verzweiflung ausgestoßenen Sätze um einen Schritt weiter.

Der Statthalter aber, der an seinen Ernst nicht glaubte, eilte auf ihn zu. Da schwang der bedrängte Mann in seiner Verzweiflung mit geschlossenen Augen die Sense vor sich her, das fürchterliche Eisen faßte den Heranstürzenden und durchriß ihm den Leib, daß er mit gellendem Aufschrei sterbend in sein Blut niedersank.

Als wir nach Grüneberg kamen, hatte man den Todten in die kleine Kirche getragen, wo sich der durch einen Reitenden aus dem nächsten Städtchen herbeigerufene Wundarzt mit dem Leichnam zu schaffen machte, während der Gerichtshalter den unglücklichen Mörder verhörte, dessen Hände man mit einer Kette gefesselt hatte. Es war das erste Mal, daß ich einen Menschen in Ketten sah. Der Anblick wirkte erschütternd auf mich; noch mehr das todtenblasse Gesicht des Gefesselten, der stumm und in sich versunken dastand und nur von Zeit zu Zeit die Worte: „Ich bin unschuldig an seinem Blute!" gegen meinen Vater gewendet mit einem tiefen Seufzer hervorstieß, wenn von draußen, wo vor der Kirchthür das ganze Dorf versammelt war, das Wehklagen der Weiber in die Kirche hineinscholl. Ich selber hatte nur den einen Gedanken: so also sieht ein Mörder aus! Von dieser Vorstellung konnte ich lange nicht loskommen. Und doch, obschon Alles um mich her — mein Vater allein ausgenommen — gegen den Unglücklichen Partei nahm, fühlte ich ein instinctives Mitleid mit dem Mörder, der, wie ich fest glaubte, nun auch sein Leben verwirkt und dasselbe auf dem Schaffot zu endigen hatte; denn es hieß ja in der Bibel: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wiederum vergossen werden." Dieser Gedanke war mir fast noch erschütternder als die That, deren blutiges Opfer mit einem weißen Laken bedeckt dalag.

Das Urtheil fiel jedoch später gelinder aus, als man erwartet hatte, da die Untersuchung, bei welcher die oben geschilderten Verhältnisse aufgedeckt wurden, das Ergebniß lieferte, daß der Angeklagte nur im Stande der Nothwehr gegen einen vorbedachten gewaltsamen Angriff des Erschlagenen gehandelt und seine That wirklich mit geschlossenen Augen vollführt hatte. Er ward daher nur auf einige Jahre zum Zuchthause verurtheilt, wo er bald an Auszehrung starb.

Der verdüsternde Eindruck, welchen solche Ereignisse auf meine lebhaft empfindende Seele zu machen geeignet waren, verschwand jedoch stets sehr bald vor der Heiterkeit des Lebens, dessen ich mich während der Ferien im Vaterhause und außerhalb desselben im Kreise des nachbarlichen Umganges und Verkehres meiner Eltern zu erfreuen hatte. Denn es darf wohl überhaupt zu den schönsten und beneidenswerthesten Vorzügen und Vorrechten der Jugend gezählt werden, daß Unglück und Unheil, ja selbst Fürchterliches und Entsetzliches, dessen Zeuge sie miterlebend zu sein hat, nur wie leicht verdunkelnde Wolkenschatten über die Sonne rasch über ihren Gesichtskreis dahinziehen, ohne ihr irgend für längere Zeit die fröhliche Helle des Daseinsglückes zu verfinstern.

(Forts. folgt.)

Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Terzinen

von

W. Jensen.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

X.

Und fürder schritt ich durch die armen Gassen,
Ein Fremdling, wo zuerst das Licht ich schaute,
Selbst vom Gedächtniß meines Selbst verlassen.

Fremd klangen um mich her des Lebens Laute,
Dem ich entsprungen. Hastig durch das Thor —
Der Wind gab Athem mir, der Himmel blaute,

Den sand'gen Abhang flog ich rasch empor,
Und mir zu Füßen lag die weite Runde
Von Land und Meer. Ein leichter Nebelflor

Umschleierte die letzte Sonnenstunde
Des linden Tages, und gleich rothem Ball
Versank das Sonnenantlitz. Wie vom Grunde

Des Meeres klang herauf metallner Schall
Der Abendglocke; nun ein leis' Gesumm
Austönend noch, und schweigend lag das All,

Ein unermeßlich Räthsel, mild und stumm.
Ein Riesendom, bedeckt mit Hieroglyphen,
Unwandelbar ihr ehernes Warum

Herniederflammend aus den dunklen Tiefen.
Der Wind nur regte leis' das hohe Korn,
Und wie des Tages Stimmen rings entschliefen,

Kam noch ein Vogellaut vom wilden Dorn
Und fiel, vom Traum gefaßt, gleich müdem Flügel.
Aus weiter Ferne rief ein klagend Horn,

Und rothes Dämmerlicht umwob den Hügel.

XI.

Ein rothes Licht von seltsamer Magie,
Dem Nordlicht ähnlich, doch von Sonnenhelle
Durchwirkt noch — goldige Melancholie

Goß still geheimnißvoll die Aetherwelle
Rings um mich aus, wie einsam hingeschmiegt
Sie auf gestürzter Götter Tempelschwelle,

Auf Gräbern lang' verschollner Völker liegt —
Die letzte Hüterin im Heiligthume,
Die Mutter, die ins Leben sie gewiegt

Und Grabwacht hält am wesenlosen Ruhme,
Dem Schattendenkmal, das sie hinterlassen.
Doch um mich her bekränzten Halm und Blume

Den Hügel nur; es zog in blauen Gassen
Sich die Cyane durch der Aehren Gold,
Die Ackerwinde wand sich mit den blassen

Gesichtern zu mir auf, und sommerhold
Gleich aufgeschlagnem Märchenbilde lag
Die wilde Rose träumend aufgerollt

Und deckte weit den grünen Dornenhag.
Ein tausendfältig buntes Farbenspiel
Mit seinem Scheideblick umfing der Tag;

Im Winde schwankte leis' auf hohem Stiel
Die Königskerze, lispelnd durch die Halme
Ging ein Geflüster, und ein Blatt entfiel,

Ein frühverdorrtes, aus des Nordens Palme.

XII.

Doch wie es knisternd so dem schlanken Baume
Zu mir entglitt, klang's seltsam mir ins Ohr
Wie eine Stimme, die man schon im Traume

Gehört zu haben wähnt. Es scholl empor
Vom Boden rings in jenem rothen Glanze,
Nun Einzellaut, und nun vereint zum Chor:

O Thor — so sprach es aus dem bunten Kranze,
Der mich umgab — was suchst du in der Ferne,
Wo dir das Nächste immerdar das Ganze

In seinem Zweck enthüllt? Du fragst die Sterne,
Hochmüthig suchst dein Selbst in deiner Art
Umsonst du zu begreifen. Von uns lerne,
Was du, was jene ist. Denn offenbart
In unsern Blättern liegt es aufgeschlagen
Für Jeden, dem ein Aug' zum Sehen ward.

Ihm lösen wir seit Anbeginn die Fragen,
Mit denen sich die Menschheit müht und quält,
Und dir auch will ich ihre Lösung sagen.
Stolz trifft uns euer Blick, der, unbeseelt,
Uns thöricht heißt. In festen Grundgestalten,
Gleich euch unwandelbarer Norm vermählt,
Seht ihr, wie stets aufs Neu' wir uns entfalten.
Doch glaubt ob uns wie Götter ihr zu schweben,
Mit uns gleich eurem Eigenthum zu schalten,
Weil ihr uns einen Namen habt gegeben.

XIII.

Ja, Namen geben könnt ihr allen Dingen,
Vermögt in Art und Gattung sie zu spinnen,
Doch nicht in ihres Daseins Grund zu dringen.
Sie zu beherrschen wähnt ihr, weil den Sinnen
Ihr Zeichen leiht, daran ihr sie erkennt,
Ihr Wesen aber wird euch stets entrinnen.
Weil ihr das Ganze stolz in Worte trennt,
Begreift ihr's drum? Was kümmert es den Aar
Im Aetherblau, ob ihr ihn Aar benennt?
Er ist und bleibt, was er von jemals war.
Denn gleich gezeugt mit euch von Einer Kraft,
Von Einer Mutter, die uns All' gebar,
Ist jedes Leben; was uns hin entrafft,
Derselbe Tod. Nur ein verschiednes Kleid,
An dem sie rastlos neu gestaltend schafft,
Ist's, das die Mutter ihren Kindern leiht.
Doch keins erscheint an Werth geringer ihr
Und höher keins. Von Anbeginn der Zeit
Schafft sie den Stein, die Pflanze und das Thier,
Den Menschen auch, wenn du besondern Namen
Für ihn begehrst. Ob sie durch Farbenzier,
Durch Geisteszier bei euch zum Vorrang kamen,
Ob ihr sie nennt und würdigt nach dem Kleid,
Abarten sind's doch nur von Einem Samen,
Und ihr allein heißt es Verschiedenheit.

XIV.

Was nicht der Geist, das Auge lehr' dich's jetzt!
In Farben leuchten wir, die laut ihr preist,
Nach denen hoch ihr uns und niedrig schätzt.
Was aber ist es, das ihr Farben heißt?
Für wen besteht's als eurem Aug' allein?
Und so für euch auch nur besteht der Geist,
Der sich gleich uns abstuft in Farbenreih'n,
Für die ihr andre Worte wiederum
Zusammenfandet als für unsern Schein.
Uns nennt ihr, wie eu'r Aug' uns sieht — und drum
Sagt ihr, wir seien's — blau, grün, roth und bleich,
Doch eure Farben heißt ihr klug und dumm,
Engherzig, hochgesinnt und geistesreich.
Was Duft bei uns, ihr nennt es, im Gemüthe
Das Schönste hegen, preist als blumengleich
Den frommen Sinn, und was mit höchster Blüthe,
Die unsrer Art verliehen, ihr vergleicht,
Nicht wahr, die schönste Farbe heißt ihr Güte?

Doch haltet dieſe ſchönſte ſelbſt vielleicht
Für weniger vergänglich ihr, weil ſie
Am reinſten euch erfreut? Auch ſie ver-
bleicht
In eurem Herbſt. Was jene Kraft ver-
lieh,
Die uns gemeinſam ſchuf, ward zum Ver-
gehen,
Und das Wozu, dran eure Phantaſie
Sich nutzlos müht, iſt Blühen und Ver-
wehen.

XV.

Von einer Mutter ſprach ich, und bereit
Seid ihr nach eurer Art, das Bild zu
nützen.
Wo, fragt ihr, wäre ohne Zärtlichkeit
Je eine Mutter, die nicht zu beſchützen
Ihr Liebſtes ſtrebte, die den Wildling
nicht
Behüten würde und den Schwachen ſtützen?
Und weil es eurer Gattung widerſpricht,
Daß andern Trachtens eure Mütter ſind,
So heißt ihr's auch der großen Mutter
Pflicht.
Wir aber ſind derſelben Mutter Kind
Und wiſſen, wenn ſie uns in Stein und
Dorn
Verſtreut, uns hülflos läßt als Spiel dem
Wind,
So thut ſie's ohne Lieb' und ohne Zorn.
Worauf ſie ſinnt, es iſt nur, unſre Lücken
Stets neu zu füllen aus dem großen Born
Und ſtets mit neuem Werden ſich zu
ſchmücken.
Was kümmert's ſie, die Vielgebärerin,
Ob ihre flücht'gen Bilder ſich verrücken?
Sie weiß es, daß der Tod nur ein Be-
ginn
Erneuten Daſeins iſt; ein Weiterwinden
Deſſelben Kranzes, nicht Verluſt, Gewinn.
Was kümmert's ſie, ob Blätter, Menſchen
ſchwinden?
Sie weiß von ew'gem Kranze ſich um-
geben,
Giebt lächelnd uns und euch des Zufalls
Winden
Anheim und ſpricht: Nun kämpft um
euer Leben!

XVI.

Darum genüget euch mit eurem Loos
Wie wir mit unſerem. Wir Alle kommen
Und kehren heim in gleicher Mutter Schoß.
Was uns gegeben ward, wird uns ge-
nommen.
Kein Recht iſt's, das der Geber uns ver-
leiht,
Und was ſollt' uns ein Recht ans Leben
frommen,
Das nur begründet auf Vergänglichkeit?
Denn nicht der Tod nur prägt ihr ſtarres
Siegel
Uns Allen auf; auch unſre Daſeinszeit
Iſt nichts als raſtloſen Vergehens Spie-
gel,
Ein mälig Auferblühen und Entfärben.
So löſt jedweder Tag uns neuen Riegel,
Und leben heißt nur unabläſſig ſterben.
Für unſer Selbſt ein immer friſches Grab
Iſt jedes Tages Flucht; darin vererben
Wir ſtetig einen Theil von uns hinab.
Die Knospe, Blüthe, Frucht — was iſt
die Pflanze?
Was höchſter Zweck des Seins, das man
ihr gab?
Nur eine Antwort giebt's: Zweck iſt das
Ganze!
Doch nur weil jeder Theil vergänglich iſt,
Fügt jenes ſich zu ſeinem bunten Kranze,
Der euren Lebenslauf wie uns ummißt.
Willſt unvergänglich du dein Selbſt, ſo
ſei's!
Ich frage nur, wo dieſes Selbſt du biſt:
Als Knabe? Jüngling? Mann? Als kind-
ſcher Greis?

XVII.

Die Stimme ſchwieg, die lange mir ge-
ſprochen;
Verblaßt im Aether war der rothe Duft,
Und graues Zwielicht kam heraufgekro-
chen.
Ein Fröſteln überrann der linden Luft
Zum Trotze mich, wie wohl im Sonnen-
ſchein
Ein Schauer weht aus friſch gehöhlter
Gruft.

Dem Blick entrückt, gleich wie von schwarzem Schrein
Umschlossen, lagen stumm die Blumenmatten;
Im tiefen Schweigen fühlt' ich mich allein,

Als ob, den letzten Odem zu bestatten,
Einsam, ein Letzter, ich geblieben wäre.
Ein Riesenungethüm, aus wirren Schatten

Geballt, erhub sich drohend aus der Leere
Des Weltenraums, von rothem Zahn durchgrinst,
Und wildes Murren stieg herauf vom Meere.

Den Himmel überwob ein fahl Gespinnst,
Durchzuckt von einer Zacke blauen Lichts,
Und rollend grollte dumpf es: „Du entrinnst

Mir nicht!" — Und wie Posaune des Gerichts
Noch einmal kam's, von blut'gem Strahl umloht:
„Ich bin es, das du fliehst, ich bin das Nichts!

Mein ist das All, das Leben und der Tod!
Ein Proteus bin ich, tausendfachen Scheins —
Mich heißt der Thor: ein grauenvoll Gebot —

Mich heißt der Weise nur: den Wahn des Seins."

XVIII.

Aus dieser Oede fort! Zu euch, ihr Wellen!
Hinab an euren nachtumrauschten Strand!
Laßt mich zu eurem Aufruhr mich gesellen!

Er tobt in meinem Hirn wie Fieberbrand,
In meinen Adern wogt, gleich euch, das Blut,
Und eurer Unrast fühl' ich mich verwandt.

Gebt Antwort mir, warum auch ihr nicht ruht!
Nach welchem Ziel jagt ihr? Woher entsprang,
Verlangend, ewig kehrend, unsre Fluth? —

Hinunter flog ich rasch den Bergeshang,
Den Weg zurück, den ich zuvor geschritten.
Leer war die Gasse jetzt, mein Fußtritt klang

Weit durch die Stille; eilig nur inmitten
Der Straße lief ein Mensch, ich sprach ihn an,
Wegweisung mir ans Ufer zu erbitten.

Verwundert hemmte seinen Schritt der Mann,
Und „Sturmnacht", sprach er, „giebt's". Nun blickt' er
Mir prüfend ins Gesicht und fügte dann

Hinzu: „Mich däucht ich sollt' euch kennen, Herr;
Doch scheint ihr fremd, und einen Gasthof deuten
Soll ich euch wohl zur Unterkunft? Denn wer

Trüg' nicht nach sich'rem Dach und guten Leuten,
Nahrhafter Kost und warmem Trunk Begehr,
Wenn droben durch den Sturm mit ihren Meuten

Die wilde Jagd hinrast?" — Er sprach noch mehr,
Treuherz'gen Klang's; doch kurzen Dank's wandt' ich
Mich von ihm fort. Ein Rauschen, dumpf und schwer,

Scholl näher, und am nächt'gen Meere stand ich.

XIX.

Da lag's, unhold, ein gährendes Phantom,
Sich überstürzend schoß es auf den Strand,
Ein Abbild meines Ich; ruhloser Strom,

Und doch in Felsenschranken eingebannt.
Ein ewig Wollen, Haschen, Bäumen, Ringen
Und Kraftvergeuden im gemeinen Sand.

Mit tausend Köpfen sah ich's aufwärts dringen,
Weißflackernd aus der Finsterniß geboren
Und in die Finsterniß zurück sich schlingen.

Von Stachelginster nur und salz'gen Sporen,
Wob sich ein Kranz um rieselndes Gestein;
Darüber lag ein unermeßlich Rohren,

Wie von Millionen Stimmen; grollend drein
Fiel dumpf der Donner, gelbe Schlangen sprühten
Vom Himmel, und in ihrem irren Schein

Sah geisterhaft wie weiße Wasserblüthen
Ich Segel flattern und in Nichts verblassen.
Und dennoch in der Elemente Wüthen
Fühlt' ich mich so von Schauer nicht erfassen,
Als droben in des Hügels öder Schwüle.
Gigantisch wälzten sich die Wogenmassen,
Gleich wie der Menschheit brausendes Gewühle;
Entblößt ließ ich die Stirn vom Wind umstreichen
Und athmete die feuchte Wellenkühle.
Könnt ihr zum Trunke mir den Becher reichen,
Nach dem ich lechze? — Sprecht! Und müd' die Glieder
Auf einen Stein, der Vorwelt ragend Zeichen,
Ließ ich, umstäubt vom Gischt der Wasser, nieder.

XX.

Wer sprach's? Kam es herauf vom Meeresgrunde?
Gleich einer Riesenharfe hört ich's schwellen,
Und eine Stimme sprach mit ernstem Munde:
O Thor, was gleichst dein kleines Selbst den Wellen
Des großen Meeres du?! Die Menschheit sieh
In ihrem Abbild rollen und zerschellen.
Von ihr bist du ein schwindend Theil nur, wie
Der Einzelwelle stolzes Brausen nur
Ein flücht'ger Ton in ew'ger Melodie.
Sie rauscht, des Augenblickes Creatur,
Des Zufalls Kind, auf aus dem vollen Bronnen,
Und neue folgt und drängt in ihre Spur.
Und so, beendet nie und nie begonnen,
Ist sie nur Ausdruck ew'ger Regsamkeit,
Nur eine Form, entstanden und zerronnen.
Die Kraft besteht, dem Untergang geweiht
Ist ihr Geschöpf; und jene Schattenfrist,
Darin es kommt und geht, ihr heißt sie Zeit.
So eine Form nur, eine Welle bist
Auch du von jener großen Regungsmacht,
Die gleich dem Meere unerschöpflich ist.
Von keinem Zweck des Daseins vorbedacht,
Tauchst du herauf aus dem bewegten Strome
In Licht und Wind, und in die Zeugungsnacht
Zurück verebben deine Staubatome.

XXI.

Nicht deine nur, die deiner ganzen Art,
Wie sie seit ihrem Anbeginn gethan,
Und gleich im Wechsel stets ich sie gewahrt.
So wallen, gleichem Endziel unterthan,
Geschlechter, Völker auf vom großen Borne
Der Menschheit und durchmessen ihre Bahn.
Nun friedlich dehnen sie, gleich gold'nem Korne,
Sich weithin aus in reichen Thalesgründen,
Nun, sturmgepeitscht von Gier, von Neid und Zorne,
Aufrauschen brandend sie aus Felsenschlünden.
Sie packen sich und reißen sich hinab,
Blindwüthig; doch wo sie zerfleischt sich, künden
Gleichgültig nur ein ungeheures Grab
Der Sonne Flammen; denn aufs Neue rauschen
Schon andre Fluthen drüber auf und ab.
So magst du die Jahrtausende vertauschen;
Dein Ohr, das horchend ob dem Ganzen schwebt,
Denselben Untergang wird es belauschen,
Wie brausend stets das Meer sich selbst begräbt,
Und über ihm das ew'ge Neuerstehen,
Das Bild der Kraft, die unvergänglich lebt.
Glaubst du, ihr Bild, auf ihren Grund zu spähen?
Dir sei genügend, daß du heute bist,
Daß du erkennst, sie schaffe zum Vergehen —
Und Grund genug sei dir dafür: Es ist!

XXII.

Es ist. Das ist der Grund von allen Dingen,
Die unbegreiflich euer Denken heißt,
Weil es zu schwach, zum Urquell durchzudringen.

Ein Souverain, wähnt ihr, sei euer Geist,
Und wähnt des Weltalls Räthsel euch zu nah'n,
Weil euer Blick in seine Fernen kreist.

Doch ahnt ihr nicht, daß Räthsel euch umfah'n
Zu jeder Stunde und an jedem Orte,
Weil ihr mit leerem Wort sie abgethan.

Ihr nennt's Gesetz und schließt die dunkle Pforte.
Genügsam scheint ihr, doch hochmüthig findet
Erkenntniß ihr im inhaltslosen Worte.

Warum der Stoff zur Regung sich verbindet,
Warum der Klang ertönt, die Sonne licht,
Die Blume duftet und die Hand empfindet —

Warum des All's Gebieter das Gewicht —
Den Grund von Allem, den Gesetz ihr nennt,
Den Grund von einem Einz'gen wißt ihr nicht.

Doch ob in seinem Wesen nichts ihr kennt,
Wähnt Alles ihr von euch erforscht, erkannt,
Nur Eines nicht. Den Blick zum Firmament

Aufschlagend, sagt ihr, schweige der Verstand.
Und weil ihr hier der Blindheit überlassen,
In stolzer Demuth senkt ihr eure Hand

Und heißt erkoren euch, es einst zu fassen.

XXIII.

Denn unbegreiflich nennt ihr ein Beginnen
Des All's und unbegreiflich auch ein Enden,
Jedwedes widersprechend euren Sinnen.

Wenn endlich — was liegt jenseits seinen Ränden?
Unendlich? Grenzenlos? Wort ohne Bild!
Und wenn verdichtet sich aus Nebelbränden

Der ew'ge Stoff im ew'gen Weltgefild,
Was war zuvor er, eh' er sich geballt?
Und das Gesetz, das heut' ob Allem gilt,

Ward ihm denn nicht von Ewigkeit Gewalt?
Wann war's, daß Wandelung der Stoff begann,
Und warum ließ er seine Urgestalt?

Und als er sie verließ, warum erst dann,
Da er von Ewigkeit es schon gekonnt? — —
Ihr fragt's. Und was eu'r Sinn nicht fassen kann,

In andre Unbegreiflichkeit, umsonnt
Von euren Wünschen, wandelt ihr's und schafft
Euch jenseits eures Geistes Horizont

Zu einer Gottheit um die ew'ge Kraft
Nach eurem Selbst an Geist und an Gemüthe,
Damit im Sturm, der alles Leben rafft,

Ein Vater, vor dem Nichts sie euch behüte.
So macht euch Selbstsucht fromm. Doch sie vergißt,
Daß eure Kenntniß stets nur Fabelmythe,

Daß ihr den Grund von keinem Dinge wißt,
Und kein Warum euch anderen Bescheid
Zur Antwort giebt, als immerdar: Es ist —

Und also auch ist die Unendlichkeit.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Den Freunden poetisch verklärter Religiosität ist die neue Ausgabe von „Young's Nachtgedanken" in der Bearbeitung der einst gefeierten Romanschriftstellerin E. v. Hohenhausen, welche deren Tochter, F. v. Hohenhausen, besorgt hat, sehr zu empfehlen. Mag die Zeit der schwärmerischen Betrachtungen über die Räthsel menschlichen Schicksals auch im Ganzen vorüber sein, manche Naturen werden immer die Neigung dafür behalten, und für solche ist dies Buch, welches bei R. Friese in Leipzig erschienen ist, eine Quelle reichen Trostes, so daß es namentlich zu Weihgeschenken besonders geeignet erscheint.

Die Nashornvögel.

Von

F. Lichterfeld.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Da die Lebensaufgabe, welche die Vögel in dem großen Haushalte der Natur zu lösen haben, für alle Erdtheile dieselbe ist, so folgt daraus eine gewisse Uebereinstimmung ihres Aufenthalts und Baues. Geradezu häßliche und widerwärtige Geschöpfe, wie in den andern Classen des Thierreichs, giebt es unter den Vögeln nicht, wohl aber einige recht seltsame und absonderliche Gestalten.

Obenan stehen in dieser Hinsicht die Buceriden oder Nashornvögel durch ihre ganz enorme, ja mitunter monströse Schnabelbildung. Der Schnabel dieser merkwürdigen Vogelfamilie ist nämlich nicht nur außerordentlich lang und dick, sondern auch meist noch mit einem mehr oder weniger barocken Hornaufsatze versehen, der dem Träger dieses grotesken Kopfputzes das Aussehen einer ornithologischen Charaktermaske verleiht. Nicht alle Mitglieder der Familie haben einen solchen Hornaufsatz; es giebt auch Nashornvögel ohne denselben, die sogenannten Rhynchoceroten oder Glatthornvögel. Aber auch diese kennzeichnen sich durch den leicht gekrümmten, auffällig großen und dicken Schnabel, Figur und Körperhaltung sofort als Buceriden oder Bucerotiden, wie die andere Ableitung von *βούκερως* (ochsenhornig) lautet. Selbst der Unterschied der Größe, der eine Scala von der Turteltaube bis zum Adler umfaßt, vermag ein geübtes Auge in der Erkenntniß dieser Vögel nicht zu beirren. Nur über ihre Classification, über ihre Einreihung im System konnten Zweifel herrschen. Die Einen rechneten die Buceriden zu den Großschnäblern oder Rabenvögeln, und ihrem Wesen und Charakter nach sind sie das auch; — die Andern stellten sie wegen ihrer kurzen Beine und verwachsenen Zehen mit den Klettervögeln zusammen.

Die Buceriden sind Baumvögel und nur die Sippe der afrikanischen Bucorven oder Hornraben hält sich vorzugsweise auf dem Boden auf. Die übrigen Mitglieder der barocken Familie kommen fast nie auf den Boden und bewegen sich hier unbeholfen und schwerfällig. In den Baumkronen des Waldes dagegen hüpfen und schlüpfen sie mit Leichtigkeit von Zweig zu Zweig. Die kurzen Beine und der kräftige Fuß mit der breiten Sohle geben ihrem Sitze Halt und Festigkeit. Von den eigentlichen Klettervögeln unterscheiden sie sich dadurch, daß ihre Zehen nicht paar-

weise geheftet sind, sondern daß drei verwachsene Vorderzehen einer Hinterzehe gegenüber stehen. Man nennt sie daher Syndactylen oder Heftzeher im Gegensatz zu den Zygodactylen oder Paarzehern, den Spechten, Kuckucken, Papageien, Bartvögeln, Pisangfressern und Rhamphastiden oder Tukanen.

Den Buceroten der alten Welt entsprechen die Tukane der neuen; auch sie machen durch den barocken Schnabel den Eindruck ornithologischer Charaktermasken. Der Schnabel ist übrigens, trotz seiner Stärke, leicht und dünnwandig, der Schnabelaufsatz bei den Buceroten zellig und hohl. Durch Schwere wird der groteske Kopfputz den Thieren nicht beschwerlich. Sie fliegen geräuschvoll, aber ungleich besser, als die ziemlich kurzen, abgerundeten Flügel vermuthen lassen, und wenn auch der Flug in der Regel nicht weit fortgesetzt wird, so schweben doch einzelne öfters halbe Stunden lang kreisend über den Wipfeln. Ohne Zweifel unterstützt sie dabei ihre ungewöhnliche Pneumaticität, denn nicht nur die Knochen bis zum Fuße herab, sondern auch die Zellen der lose am Körper haftenden Haut sind Luftbehälter.

Die Nashornvögel halten zwar in der Regel paarweise zusammen, vereinigen sich übrigens auch öfters mit Altersgenossen ihrer Art und Verwandten zu geselliger Unterhaltung. Die Kampfspiele, die sie bei solchen Gelegenheiten aufführen, gewähren einen hochkomischen Anblick, indem sie laut klappernd die geöffneten Schnäbel in einander schlagen und bis zur Erschöpfung mit einander ringen. Was die Vögel beginnen, erscheint grotesk, und selbst wenn sie ruhen, nehmen sie sich seltsam genug aus. Der gestreckte Leib stützt sich dann wagerecht auf die Zehen, der Hals wird tief in die Schultern gezogen und der meist ziemlich lange Schwanz hängt fast senkrecht herab.

Wenn schon die Buceroten der zumeist in Baumfrüchten bestehenden Nahrung halber mitunter auch offene und angebaute Gegenden heimsuchen, so ist ihr Hauptsitz doch immerhin der Hochwald; dabei sind sie scheu und vorsichtig, und obgleich die artenreiche Familie über das ganze südliche Asien nebst den dazugehörigen Inseln, sowie über ganz Mittelafrika verbreitet ist, so schwebt über ihrem Leben doch noch manches Mysterium.

Es wäre wunderbar, wenn über so seltsame Geschöpfe, wie die Nashornvögel, nicht auch wunderbare Sagen unter den Eingeborenen entstanden wären; wunderbar, wenn diese nicht geglaubt worden wären, denn — „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind."

Was über das Brutgeschäft der Nashornvögel gesagt wird, klingt so exorbitant, daß es trotz gewichtiger Beglaubigung dennoch unglaublich erscheint.

So lange nämlich das Weibchen brütet, soll es von dem Männchen in der zur Brutstätte auserkorenen Baumhöhle — bis auf eine kleine Oeffnung zur Empfangnahme des Futters — eingeschlossen und, wie die Eingeborenen versichern, mitunter sogar vollständig eingemauert werden, wenn es sich in Abwesenheit des Gemahls von einem andern Männchen habe den Hof machen lassen.

„Während des Brütens," erzählt Horsfield von dem sogenannten Jahrvogel (Buceros oder Rhyticeros plicatus), „wird das Weibchen von dem Männchen gefüttert und darf die Eier nicht verlassen. Nach Angabe der Eingeborenen zeigt das Männchen einen ungewöhnlichen Grad von Wachsamkeit und Eifersucht, und wird deshalb Burong Chimburuan oder der eifersüchtige Vogel genannt. Wenn an dem Neste sich Spuren zeigen, daß während der Abwesenheit des Gemahls ein anderes Männchen sich demselben näherte, so wird die Oeffnung vollständig mit Lehm geschlossen und das eingesperrte Weibchen dem Tod überliefert. Diese Thatsache, welche mir zuerst in Blambangan mitgetheilt wurde, bestätigten mir in der Folge andere intelligente Eingeborene in andern Gegenden von Java." (Verzeichniß der Vögel des Museums der ostindischen Compagnie von Thomas Horsfield 1806.)

Aehnliches berichtet Mason in seinem Werke über Burmah von dem Homrai (Buceros cavatus oder Dichoceros bicornis). Auch dieser Vogel soll hiernach seine Bucerotin, nachdem sie fünf bis sechs Eier gelegt, bis auf eine kleine Oeffnung, um den Kopf durchzustecken, mit Lehm einmauern; „hier muß sie während des Brütens sitzen, denn wenn sie die Clausur durchbricht, so bezahlt sie den Frevel mit

dem Leben." Wer ihr das Lebenslicht ausblasen soll, ist nicht gesagt, aber wahrscheinlich doch Buceros Othello.

Eine Widerlegung ist diese Schauergeschichte des indischen und malaischen Hochwaldes nicht werth, denn daß die angebliche Einmauerung nur im Einverständniß und mit Bewilligung des Weibchens geschehen kann, liegt auf der Hand. Die Einmauerung selbst behaupten jedoch auch wissenschaftliche Zeugen mit eigenen Augen gesehen zu haben.

„Am 16. Februar 1858," erzählt Major Tickell, „erfuhr ich von den Bewohnern des Dorfes Karen, daß ein großer Nashornvogel in der Höhle eines benachbarten Baumes brüte und daß diese schon seit einigen Jahren von einem solchen Homrai-Paare benutzt worden wäre. Ich besuchte die Brutstelle, und bemerkte, daß die Höhle sich in dem Stamme eines fast geraden, auf fünfzig Fuß von dem Boden astlosen Baumes befand. Die Höhle war mit einer dicken Lehmlage verschlossen, bis auf eine kleine Oeffnung, durch welche das Weibchen den Schnabel stecken und von dem Männchen gefüttert werden konnte. Einer der Dorfbewohner kletterte mit vieler Mühe an dem Baume empor, indem er Bambuszapfen in den Stamm trieb (?), und begann den Lehm wegzuräumen. Während er damit beschäftigt war, ließ das Männchen laute röchelnde Töne vernehmen; es flog ab und zu und kam dicht an uns heran. Die Eingeborenen schienen es zu fürchten und behaupteten, daß sie von ihm angegriffen werden würden; ich konnte sie deshalb nur mit Mühe davon abhalten, es zu tödten. Als die Höhle genügend geöffnet war, steckte der Emporgeletterte seinen Arm in das Innere, wurde aber von dem Weibchen so heftig gebissen, daß er den Arm schnell zurückzog und fast zu Boden gestürzt wäre. Nachdem er die Hand mit einigen Lappen umhüllt hatte, gelang es ihm, den Vogel herauszuziehen: ein erbärmlich aussehendes Geschöpf, häßlich und schmutzig. Das Thier wurde herabgebracht und auf den Boden gesetzt, wo es, unfähig zu fliegen, umherhüpfte und die Umstehenden mit seinem Schnabel bedrohte. Endlich erkletterte es einen kleinen Baum und blieb hier sitzen, da es viel zu steif war, um seine Flügel gebrauchen und sich mit dem Männchen vereinigen zu können. In der Tiefe der Höhle, ungefähr drei Fuß vom Eingange, lag ein einziges, schmutzig lichtbräunliches Ei auf Mulm, Rindenstückchen und Federn. Außerdem war die Höhle mit einer Masse faulender Beeren gefüllt. Das Weibchen war von dem Oel seiner Bürzeldrüse gelb gefärbt."

Aehnliches erzählt Dr. Bernstein von dem obenerwähnten Jahrvogel. Er fand nach vielen Mühen das Nest eines solchen in einem hohlen Rasamalabaume, etwa 60 Fuß über dem Boden, und überzeugte sich bei dieser Gelegenheit, wie er sagt, von der Richtigkeit der Horsfield'schen Mittheilungen. Das Material der Einmauerung bestand aus einer höchst wahrscheinlich mit dem Speichel des Thieres vermengten Masse von Erde und faulem Holz. Die Unterlage von wenigen Reisern und Holzspänen, welche das Nest ausmachte, enthielt neben einem kürzlich ausgekrochenen, noch blinden Jungen ein stark bebrütetes Ei, welches im Verhältniß zu dem Vogel ziemlich klein war. „Besonders erwähnenswerth," fährt Dr. Bernstein in seiner Erzählung fort, „scheint mir der Umstand zu sein, daß in dem von mir beobachteten Falle das Weibchen den größten Theil seiner Schwung- und Schwanzfedern verloren hatte. In Folge dieses mangelhaften Zustandes seiner Flügel war der Vogel nicht im Stande, sich auch nur einen Fuß vom Boden zu erheben, und würde, einmal aus dem Neste gefallen, auf keine Weise wieder in dasselbe haben gelangen können."

Außer dem Homrai und Jahrvogel soll nach Baker's Zeugniß der gescheckte Nashornvogel von Malabar (Buceros Malabaricus oder B. pica) sein Weibchen einmauern und während des Brütens in Clausur halten. Bei den afrikanischen Buceriden wurde der exorbitante Vorgang bis jetzt nur an einer der kleineren Glatthorn-Specialitäten beobachtet, nämlich an dem rothschnäbeligen Tock (Rhynchoceros erythrorhynchus).

„Wir hatten," erzählt Livingstone in seinen Missionsreisen,* „große Moganewälder zu durchreisen und meine Leute

* Siehe Journal für Ornithologie von Dr. J. Cabanis, 6. Jahrgang 1858: Eine „Wochenstube" in der Ornithologie nach Livingstone, mitgetheilt von Dr. G. Hartlaub.

fingen eine Menge der Vögel, die man Korwé nennt (Tockus erythrorhynchus), in ihren Brutplätzen, die sich in Höhlungen der Moganebäume (Bauhinia) befanden. Am 19. Februar stießen wir auf das Nest eines Korwé, welches gerade vom Weibchen bezogen werden sollte. Die Oeffnung erschien auf beiden Seiten mit Lehm vermauert, aber eine herzförmige Oeffnung war geblieben, genau so groß, um den Körper des Vogels durchzulassen. Zum ersten Mal erblickte ich diesen Vogel in Kolobeng beim Holzschlagen in einem Walde. Ein Eingeborener, der bei mir war, rief plötzlich: „Da ist das Nest eines Korwé." Ich sah in einer mäßigen Höhlung eines Stammes nichts als eine Spalte, ungefähr einen halben Zoll breit und drei bis vier Zoll lang. In der Meinung, das Wort bedeute irgend ein sehr kleines Säugethier, wartete ich mit gespannter Aufmerksamkeit, was der Mann wohl herausziehen würde. Derselbe brach nun den harten Lehm, mit welchem die Spalte umgeben war, weg, langte mit dem Arm hinein und brachte einen ausgewachsenen Tockus erythrorhynchus heraus. Er erzählte mir sodann, daß das Weibchen, nachdem es sein Nest bezogen, ein eigentliches Wochenbett abhalten müsse. Das Männchen mauere den Eingang zu und lasse nur eine kleine Oeffnung, durch welche der eingeschlossene Vogel den Schnabel stecke, um sich vom Männchen füttern zu lassen. Das Weibchen verfertige das Nest aus eigenen Federn, lege die Eier, brüte sie aus und bleibe bei den Jungen, bis sie vollständig ausgefiedert sind. Während dieser ganzen Zeit, welche zwei bis drei Monate dauern soll, ist das Männchen eifrig beschäftigt, die Gattin nebst den Jungen zu füttern. Gewöhnlich wird die Gefangene bei dieser Diät sehr fett und gilt deshalb bei den Eingeborenen als Leckerbissen, während das arme Männchen jämmerlich abmagert, oft in dem Grade, daß es bei plötzlich eintretendem Temperaturwechsel mit Regen wohl vor Schwäche vom Baum fällt und stirbt. Mitunter soll das Weibchen zwei Eier ausbrüten, und wenn die beiden Jungen vollkommen flügge geworden sind, haben zwei andere gerade die Eischale durchbrochen. Dann verlasse es das Nest mit den zwei älteren, und beide Gatten fütterten alsdann, nachdem die Oeffnung von neuem zugemauert, die beiden zurückgebliebenen Jungen."

Wenn diese Erzählungen sich auch nicht vollkommen decken, so stimmen sie doch in der Hauptsache merkwürdiger Weise mit einander überein, nur behauptet Baker, der den Vorgang auch bei dem Homrai beobachtete, daß das Männchen sich zum Einmauern seiner Excremente bediene (V. J. A. S. 1859).

In neuester Zeit lernte A. R. Wallace die Brutstätte eines Homrais kennen, deren Oeffnung in der angegebenen Weise scheinbar mit Lehm verappt war, und C. Horne hatte bei einer der kleineren Sorten, dem gemeinen grauen Hornvogel (Meniceros bicornis), sogar Gelegenheit, den Act des Einmauerns selbst zu beobachten.

Wie Wallace in seinem „Malaischen Archipelagus" (London 1869) erzählt, erhielt er während seines Aufenthalts zu Palembang auf Sumatra eines Tages ein stattliches Männchen des Homrai, welches einer seiner Jäger geschossen hatte, als es gerade sein in einer Baumhöhle eingeschlossenes Weibchen fütterte. „Ich hatte oft von dieser sonderbaren Gewohnheit gelesen," fährt Wallace fort, „und verfügte mich in Begleitung einiger Eingeborenen sofort an Ort und Stelle. Nachdem wir über einen Strom und einen Sumpf gesetzt, fanden wir einen dicken Baum, welcher sich über das Wasser neigte. An seinem unteren Theil, in einer Höhe von etwa 20 Fuß, zeigte sich eine schmale Höhlung und etwas, was einer Lehmmasse ähnlich sah, und wie mir versichert wurde, zum Verstopfen der großen Höhle benutzt worden war. Nach einer Weile hörten wir den rauhen Schrei eines Vogels im Innern, und konnten die weiße Spitze seines Schnabels sehen, den er herausstreckte. Ich bot demjenigen, der hinanklimmen und den Vogel mit dem Ei oder Jungen ausnehmen würde, eine Rupie; aber sie erklärten, das sei zu schwierig und sie wagten nicht, es zu versuchen. Nur mit Widerstreben ging ich weg. Nach etwa einer Stunde hörte ich zu meiner Ueberraschung ein furchtbar lautes heiseres Geschrei und der Vogel wurde mir gebracht und zugleich ein Junges, welches man in der Höhle gefunden." — Das

Junge hatte etwa die Größe einer Taube, war sehr plump, federlos und ohne Schnabelaufsatz. Die außerordentliche Gewohnheit des Männchens, sein Weibchen während des Brütens einzumauern und bis das Junge flügge ist, zu füttern, ist nach Wallace's Behauptung verschiedenen großen Hornvögeln eigen und eine der seltsamen Thatsachen (facts) in der Naturgeschichte, welche „seltsamer sind als Erdichtung."

Einen ganz neuen und von den bisherigen Lesarten wesentlich abweichenden Beitrag zu der Einmauerungsgeschichte der Buceriden giebt der schon vorher angeführte C. Horne in den „Proceedings" der Londoner zoologischen Gesellschaft vom Jahre 1869. Er ist zugleich der Erste, welcher der Frage nach den Excrementen des eingesperrten Vogels einige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wie Horne erzählt, wohnte er im Jahre 1867 in Mampuri im nordwestlichen Indien. Die kleinen grauen Hornvögel (Meniceros bicornis) fielen daselbst öfters in seinen Garten ein, und er schoß deren ein Dutzend, was nicht schwer hält, da sie beim Aufsuchen ihrer Nahrung ziemlich keck sind. Beim Klettern bedienen sie sich, gleich den Papageien, des Schnabels und werfen die Früchte, welche sie mit der Spitze des Schnabels erfaßt, durch einen Ruck in den Schlund. „Ich hatte," fährt Horne fort, „einige auserlesene, große dünnschalige Orangen und oft fand ich deren Schalen unversehrt an den Zweigen; das Innere aber war total ausgefressen durch diesen geschickten „Dhanel", wie er (der graue Hornvogel) dort genannt wird."

Im April 1868 erhielt Horne Kunde von zwei Nestern, welche in hohlen Stämmen des „Seemal" oder Baumwollenbaumes (Bombax heptaphyllum) angelegt waren. Jedes derselben enthielt drei Eier. Die hoch über dem Boden gelegene Höhle schien mit Kuhmist oder ähnlichem Materiale berappt. Der aus dem einem Neste genommene Vogel hatte mehrere seiner lose sitzenden Federn verloren und schien in schlechter Verfassung zu sein. Da die Eingeborenen sein Fleisch zu medicinischen Zwecken (nach Jerdon zur Erleichterung der Wehen) verwenden, so wurde er ihnen überlassen. Weitere Beobachtungen konnte Horne wegen der großen Entfernung der Brutstätte nicht machen.

Ende des Monats (April 1868) war es ihm jedoch vergönnt, das Brutgeschäft aus nächster Nähe zu beobachten. Auf seinem von Bäumen umgebenen Grundstücke stand unter anderen auch ein stattlicher Sissoo-Baum (Dahlbergia sissoo) mit einer Höhle, um deren Besitz sich stets Blauracken und Papageien zum Nisten eifrig gestritten. „Ich hatte oft gewünscht," erzählt Horne weiter, „daß Hornvögel sich der Höhle bedienen möchten, und war daher sehr erfreut, als diese, nach sorgfältiger Erwägung und Prüfung, sich trotz des Geschreies der Blauracken und Papageien am 28. April 1868 dazu entschlossen. Am 29. flog das Weibchen in die Höhle, und kam nicht wieder heraus.

„Es war Raum genug vorhanden, daß das Weibchen bequem den Kopf zurückziehen konnte, um sich entweder zu verbergen, oder den Mist heraufzubringen.

„Die Höhle lag etwa zehn Fuß vom Boden, meiner Veranda gegenüber, und ich konnte Alles durch ein Glas vollkommen beobachten. Der Baum stand zudem ziemlich nah bei dem Hause.

„Von der Zeit an, daß das Weibchen die Höhle bezog, war das Männchen unabläßig mit dessen Fütterung beschäftigt und brachte meist die kleine Peepul-Feige.

„Den 30. April beobachtete ich, wie das Weibchen sich eifrig damit beschäftigte, die Oeffnung mit seinem eignen Miste zu verschließen (working hard at closing the orifice with her own ordure). Diesen mußte sie von dem Boden der Höhle heraufgebracht haben, und sie pflasterte ihn rechts und links mit der flachen Seite ihres Schnabels, wie mit einer Mauerkelle.

„Die Höhle war anfänglich etwa 6 Zoll hoch und 3 bis 4 Zoll weit. Nach ihrem Verschluß war die Oeffnung ungefähr so weit, um einen starken Finger durchzulassen; wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß der Schnabel sich nach oben öffnet, und also (?) einen Spielraum von 3 bis 4 Zoll hatte. Die Berappung dauerte zwei oder drei Tage, worauf der Mist ausgeworfen wurde." — (Von dem Miste, der nach Horne's Behauptung im frischen Zustande sehr zäh ist, wird später ausführlicher die Rede sein.)

Nie sah Horne das Männchen etwas Anderes zum Neste bringen als Futter. Es ließ sich in der Nähe der Brutstätte nieder,

flog dann herzu, indem es ſich mit den Klauen an der Rinde feſthielt und klopfte mit ſeinem Schnabel. Darauf erſchien die Schnabelſpitze des Weibchens und nahm die Frucht in Empfang, worauf das Männchen wieder wegflog.

entgangene Menicerotin nicht vergeſſen kann.)

„Am 7. Mai," fährt Horne fort, „glaubte ich dem Weibchen Zeit genug gelaſſen zu haben, ſeine drei Eier zu legen, nach denen ich verlangte; ich legte

Nashornvogel.

Während der Brütung pflegte nach Horne's weiterer Angabe ein dritter Hornvogel in der Luft zu kreiſen, und den Vorgang zu überwachen; manchmal fing er Streit mit dem begünſtigten Männchen an, brachte aber dem Weibchen niemals Futter. — (Augenſcheinlich liegt hier ein Zufall vor und keine Regel: leidenſchaftliche Liebe eines Menicerotes, der die ihm

deshalb eine Leiter an, öffnete das Neſt und bemächtigte mich mit einiger Schwierigkeit des Vogels, der feiſt war und in gutem Zuſtande, nebſt der gewünſchten Eier. Anfänglich konnte jener kaum fliegen, that es aber nach kurzer Zeit.

„Die Eingeborenen, welche die Gewohnheiten dieſer Vögel wohl kennen, erzählten mir, daß das Weibchen ſich ſofort

ſelbſt befreit, wenn das ausgeſchlüpfte Junge Futter nöthig hat; und das iſt wahrſcheinlich correct."

Wahrſcheinlich! — aber dann ſind eben die bereits mitgetheilten Behauptungen anderer Eingeborenen, wonach das Weibchen bis zum Flüggewerden der Jungen eingeſperrt bleiben ſoll, — incorrect!

Ueberall Widerſprüche und romantiſche Schönfärberei! — Die Einen behaupten, das Männchen mauere das Weibchen mit Lehm ein, Baker behauptet, daß es ſich dazu ſeiner Excremente bediene, und Horne behauptet nach autoptiſchen Beobachtungen, daß nicht das Männchen, ſondern das Weibchen die Cluſur mit ſeinen eigenen Excrementen ausführe.

Wie über das Material und den Autor der Einmauerung, ſo differiren die Meinungen über den Zweck derſelben. Horsfield und Layar meinen, ſie diene zum

Hornrabe.

Schutze des Geleges gegen die Affen; Bernſtein erblickt in der Lehmwand ein Schutzmittel gegen die größeren Eichhornarten; aber Affe und Eichhorn werden ſich hüten, in den Bereich einer ſo kräftigen Waffe zu kommen, wie der Schnabel eines großen Nashornvogels. Im Berliner zoologiſchen Garten zerriſſen zwei neu angekommene Buceroten durch ihre Schnabel-

hiebe das starke Drahtgeflecht ihres Käfigs, und Bernstein selbst erzählt, daß ein Nashornvogel, welchen er auf Java hielt, in seinen aus gespaltenem Bambus gefertigten Käfig Löcher gehackt und später von einem halbzölligen Brette große Spähne abgespleißt habe.

Nach der Behauptung der Eingeborenen soll das Weibchen während des Brütens die Schwingen wechseln, und bis zum Flüggewerden der Jungen völlig unfähig sein zu fliegen. Um zu verhüten, daß es aus dem Neste falle, werde es deshalb eingemauert. Gesetzt, das Weibchen mausere wirklich während der Brütezeit und verliere dadurch sein Flugvermögen, so würde es sich sicherlich von selbst vor gefährlichen Flugversuchen hüten, und brauchte nicht erst zwangsweise daran verhindert zu werden. Dem Nashornvogel sieht die Klugheit aus den Augen, und zur Zeit der Mauser sollte er ungeschickter sein, wie der unerfahrene Nesthocker oder Atzvogel, dem die Natur doch meist gefährlichere Aufenthaltsorte angewiesen hat? — Jedes Wort der Widerlegung ist zu viel.

Auf Darwin's Entwickelungstheorie fußend, stellt Wallace den Grundsatz auf, daß der Kampf um das Dasein auffallend gefärbte Weibchen allmälig dahin bringen mußte, sich Höhlen zu Brutstätten auszusuchen, und daß die weiblichen Hornvögel Asiens und Afrika's der Sicherheit wegen sogar noch eingemauert würden; aber Darwin selbst führt in dem 15. Capitel seiner „Abstammung des Menschen" (London 1871) so viele Beispiele gegen jene Regel an, daß dieselbe allen Halt verliert. Die Papageien sind auffallender gefärbt als die Nashornvögel, dabei minder wehrhaft, und nisten dennoch in offenen Höhlen.

Nach Brehm's Meinung möchte die einfachste Erklärung der Einmauerung vielleicht in dem Bedürfniß nach stetiger Wärme für Mutter und Kind zu finden sein; wogegen Bodinus und andere praktische Zoologen es geradezu unerklärlich finden, wie Thiere in der Stickluft einer solchen Wochenstube existiren und sich entwickeln sollten. Es giebt zwar mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt, wie Hamlet sagt; aber wo so Widernatürliches behauptet wird, wie bei den Nashornvögeln, da kann sich eben derjenige, welcher fort und fort die Erfahrung gemacht hat, daß in der Natur Alles natürlich zugeht, des Zweifels nicht erwehren.

Das Ei besteht bekanntlich von außen aus einer harten, für den Durchgang der Luft löcherigen Kalkschale. Ueber der dünnen das Eiweiß umschließenden Eihaut ist unter der Schale am stumpfen Ende eine Luftblase, ein halblinsenförmiger mit Sauerstoffgas erfüllter Raum, welcher sich erst nach dem Legen des Eies bildet, sich während des Bebrütens vergrößert und dem jungen Vogel zum Athmen dient. Ueberzieht man das bebrütete Ei mit Gummi, so erstickt das Junge darin. Stoffwechsel, insbesondere Zutritt der Luft ist zur Ausbildung des Keimes unerläßliche Bedingung: ein Ei, welches keinen Sauerstoff aufnehmen kann, geht stets zu Grunde. — Verlassen brütende Fasanenhennen nicht von selbst einmal im Laufe des Tags ihre Eier, so nimmt sie der Züchter von dem Neste, um frische Luft zutreten zu lassen und die Eier dadurch mit neuem Sauerstoff zu versehen. Den unerläßlichen Stoffwechsel zu befördern, verläßt jeder frei brütende Vogel von Zeit zu Zeit seine Eier; der Nashornvogel aber sollte just das Gegentheil thun?

Wie alle Früchtefresser so excrementiren auch die Buceriden sehr viel, zumal die Nacht über, während des Schlafens. Die Excremente, die der Homrai innerhalb vierundzwanzig Stunden ausscheidet, betragen nach meiner Messung ca. ein Zehntel Liter, die eines noch unausgewachsenen Buceros rhinoceros etwa ein Zwölftel. Daß diese Entleerungen von dem brütenden Vogel aus dem Nest hinausgeschafft werden müssen, ist selbstverständlich, denn sonst wäre, wenn wir nicht exorbitant geräumige Höhlen voraussetzen wollen, das Gelege in ca. acht bis vierzehn Tagen unter den Auswurfstoffen begraben. — Und auch das unumgänglich nöthige Geschäft der Ausmistung sollte der Nashornvogel durch Vermauerung seiner Brutstätte sich so sehr erschweren?

Nach Livingstone's Bericht soll das Weibchen mitunter zwei flügge, und zwei eben erst ausgeschlüpfte Junge haben. (Wieder etwas Apartes!) In diesem Falle verlasse es das Nest mit den ersten, und beide Gatten fütterten alsdann die Zurückgeblie-

benen, mauerten aber die Oeffnung wieder von Neuem zu; daß die blinden Jungen unter diesen Umständen in ihrem eigenen Miste ersticken müßten, liegt auf der Hand.

Den Act des Einmauerns hat von den angeführten wissenschaftlichen Zeugen nur Horne mit eigenen Augen beobachtet, die Andern sahen blos die fertige Arbeit. Baker ausgenommen, schien ihnen das Material Lehm zu sein, oder wie Bernstein meint, ein Gemengsel von Erde, faulem Holz und Speichel. — Hätten diejenigen, die in der Lage dazu waren, ein Stück von der Masse mit nach Hause genommen und genau untersucht, so würden sie sicher eines Anderen belehrt worden sein; denn daß der Nashornvogel einmal seine Excremente, ein andermal Lehmerde zur Einmauerung verwenden sollte, ist doch zu unwahrscheinlich. Der Mist des Nashornvogels ist zudem ein besseres Baumaterial als Lehm; er ist im frischen Zustande ziemlich zäh und consistent und wird durch das Austrocknen so fest, daß einige Kraftanwendung dazu gehört, die eingeschrumpfte Masse mit den Händen entzweizubrechen. Den Schnabelhieben des kräftigen Vogels vermöchte jedoch auch eine solche Excrementen-Barriere nicht lange Widerstand zu leisten.

Daß das Männchen die Einmauerung vornehme, hat kein wissenschaftlicher Beobachter gesehen, die Angabe beruht lediglich auf Aussagen der Eingeborenen, und was diese von jeher in Fabulisterei geleistet haben, zeigt Plinius' Naturgeschichte auf jedem Blatt. Daß den Buceroten in Afrika so ziemlich dasselbe nachgeredet wird wie in Asien, ist bedeutungslos, denn nicht nur in Asien, sondern auch in Afrika war die Sage vom Einhorn verbreitet; — die Fabel hat Flügel. — Der einzige glaubwürdige Zeuge in Bezug auf den Act der Einmauerung ist sonach Horne und der versichert mit ausführlicher Bestimmtheit, daß nicht das Männchen, sondern das Weibchen die Einmauerung vornehme, und zwar mit seinem eigenen Miste. — Durch diese Entdeckung ist wenigstens einiger Anhalt zu einer natürlichen Erklärung der merkwürdigen Einmauerungsgeschichte gegeben.

Wenn die Buceriden sich ihre Brütstätte aussuchen, so werden sie selten eine Baumhöhle finden, die allen ihren Wünschen entspricht. Im einen Falle kann ihnen der Eingang zu derselben zu beschränkt sein, im anderen zu weit und offen. Ist der Eingang zu eng, so wird er mittelst des Schnabels weiter gezimmert, ist er zu weit, so wird er durch Verappung verengt. Livingstone erzählt in seinen „Missionsreisen", daß er mit seinen Leuten auf das Nest eines Korwé oder Tock gestoßen sei, welches gerade vom Weibchen bezogen werden sollte. Die Oeffnung erschien auf beiden Seiten mit Lehm vermauert, aber eine herzförmige Oeffnung war geblieben, genau so groß, um den Körper des Vogels durchzulassen. — Außer dieser künstlichen, muß durch die Excremente des brütenden Weibchens auch noch eine natürliche Verengerung der Höhlenöffnung stattfinden. Horne bemerkt ausdrücklich, daß er unter dem Baume, in dessen Höhle sein grauer Hornvogel nistete, nur sehr wenig Mist gefunden habe." — Die Excremente fallen eben nicht sämmtlich zu Boden, sondern bleiben, wie das ja auch bei anderen Vögeln der Fall ist, zum Theil an dem Rande des Nestes haften, und bilden so eine Art Barriere, hinter welcher das Weibchen in Clausur zu sitzen scheint. So lange dieses die Federn wechselt, bleibt es natürlich im Neste. Daß es aber sofort nach dem Einfliegen, und noch nach der Mauser unverrückt darin verbleiben sollte, klingt unnatürlich. Horne behauptet zwar, daß seine Menicerotin, nachdem sie ihre Höhle bezogen, nicht wieder herausgekommen sei, hat damit aber offenbar nicht mehr sagen wollen, als daß dies, — „soweit er bemerkte," — nicht geschehen sei.

Kurz, so lange nicht nachgewiesen ist, daß die Eier der Nashornvögel — statt der regelmäßigen Wärme von 30 bis 32 Grad R. eine constante Hitze von 50 bis 60 Grad — eine muffige, stickige Atmosphäre zur Bildung und Entwicklung des Keimes nöthig haben, so lange ist eine so hochgradige Clausur, wie sie mehrfach behauptet, und mit Vorliebe zu sensationellen Schilderungen in Wort und Bild verwendet wird, — unglaublich.

Nach Hodgson's Vergleichen erreicht der Homrai (Buceros bicornis oder cavatus) seine volle Größe nicht unter zwei oder drei Jahren; Schnabel und Helm, zumal dieser, sollen sogar bis zur

vollen Entwicklung vier oder fünf Jahre nöthig haben. Blyth, der einen lebenden Homrai in Gefangenschaft beobachtete, versichert dagegen, daß nur ungefähr drei Jahre dazu erforderlich sind.

Auch andere Vögel brauchen mehrere Jahre bis zu ihrer vollen Entwicklung. Der Schnabel des Tukans erlangt erst in zwei bis drei Jahren seine schöne Farbe; beim Condor und Königsgeier dauert es vier bis fünf Jahre, bis Gefieder und Kopfhaut völlig ausgefärbt sind; der Nimmersatt braucht vier Jahre, um zu voller Reife zu kommen, brütet aber öfters schon im zweiten; der amerikanische Kranich braucht ebenfalls vier Jahre, brütet aber auch schon, bevor er sein volles Gefieder erlangt hat. — Hier handelt es sich jedoch überall nur um Aeußerlichkeiten und nicht um den Körper selbst; sollte auch dieser, wie Hodgson und Blyth versichern, bei dem Homrai erst in zwei bis drei Jahren seine volle Größe erreichen, so wäre das allerdings eine merkwürdige ornithologische Ausnahme, aber immerhin eine annehmbare.

Der Homrai ist einer der größten Vertreter der Buceridenfamilie; er erreicht nach Jerdon eine Länge von 4 Fuß; davon kommen 10 Zoll auf den Schnabel und 17 auf den Schwanz. Der Helm ist über 7 Zoll lang und über 3 Zoll breit; Schnabel und Helm zusammen 4 Zoll hoch. — Die Weibchen sind durchweg kleiner und unterscheiden sich überdies durch die Farbe des Auges und des Schlundes. Das Auge ist bei dem jungen Vogel weißlich, wird aber in der Folge bei dem Männchen scharlachroth; bei diesem ist der Schlund schwarz, bei dem Weibchen fleischfarben, der Oberkiefer geht aus Wachsgelb in Wachsroth über, ebenso die Hornkappe; der Unterkiefer ist gelb mit rother Spitze, der Wurzeltheil des Schnabels bleischwarz. Bei dem Weibchen ist der Schnabelaufsatz, der vorn in zwei markirte Kanten ausläuft, weniger lebhaft gefärbt. Die nackte Augenhaut ist schwarz, der Fuß dunkelbraun. Das ziemlich dünne, an Hals, Brust und Hinterkopf etwas zerschlissene Gefieder ist überwiegend schwarz mit weißen Abzeichen; der Schwanz, der bei allen Hornvögeln aus zehn Federn besteht, ist weiß mit schwarzer Binde. Die Bürzeldrüse sondert eine gelbe, ölige Flüssigkeit aus, womit der Vogel Hals- und Flügelfedern färbt, indem er sie durch die befeuchtete Schnabelspitze zieht.

Nicht nur Männchen und Weibchen sind von verschiedener Körpergröße, sondern auch die beiden Geschlechter unter sich. Die Differenz ist zu beträchtlich, um sie lediglich für individuell zu halten; daß es eine größere und eine kleinere Varietät geben sollte, wird durch das vollkommen gleich gefärbte Gefieder mehr als unwahrscheinlich, und es möchte darum mit dem mehrjährigen Wachsthume dieser Vögel wohl seine Richtigkeit haben.

Der Homrai ist im Ganzen ein stiller, schweigsamer Vogel, und nur dann und wann hört man von ihm ein dumpfes Knurren oder Krächzen; in der Erregung aber stößt er ein Geschrei aus wie ein Schwein, das geschlachtet werden soll, und es scheinen ihm dabei die dünnen Schnabelwände und der hohle Hornaufsatz als Resonanz zu dienen. Das Geschrei eines verwundeten Homrais soll nach Hodgson geradezu erstaunlich sein. Es läßt sich, wie er sagt, mit nichts Anderem vergleichen als mit dem Geschrei eines Esels und rührt von einer ungewöhnlich knochigen Structur der Luftröhrenringe und des Luftröhrenknopfes her.

Jung aufgezogen, wird der Homrai sehr zahm und gewöhnt sich an das Haus. Er kennzeichnet sich nicht allein durch sein Geschrei, welches sich klangbildlich etwa durch „Kroack" und „Korack" versinnlichen läßt, sondern auch durch seinen Blick und sein keck drolliges Wesen als Rabe; auf dem Boden bewegt er sich ungeschickt und muß sich bei seinen täppischen Sprüngen auf den Schwanz stützen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Man ernährt die gefangenen Hornvögel mit einem Gemisch von gequelltem Reis, Mohrrüben und Kartoffeln; Feigen und Rosinen sind Leckerbissen für sie. Sie fassen ihre Speise mit der Schnabelspitze und lassen diese, ohne sie zu kauen, durch einen Ruck nach oben in den Schlund hinabgleiten, mitunter wird sie auch in die Luft geworfen und mit dem geöffneten Schnabel aufgefangen. Im Fangen sind diese Vögel Meister. Bartlett erzählt in den „Proceedings" der Londoner Zoologischen Gesellschaft vom Jahre 1869,

daß der Homrai dieser Gesellschaft öfters Weinbeeren (grapes) in die Höhe wirft, sie mit der Schnabelspitze auffängt und seinem Wärter, wenn dieser sich nicht vorsieht, als besonderes Zeichen von Freundlichkeit in den Mund stößt. Ferner erzählt Bartlett, daß ein männlicher Faltenhornvogel (Buceros corrugatus) wenige Wochen nach seiner Ankunft ein Gekröpfe von der Form einer Feige ausgeworfen habe und in der Folge mehrere dieser „extraordinären Fruchtballen". Daß Bartlett aus diesem einfachen Vorgange Schlüsse zu Gunsten der Einmauerungsgeschichte zieht, ist eigen, denn daraus, daß der Buceros seine Bucerotin füttert und vielleicht auch die Jungen kröpfen hilft — was ja nie beanstandet wurde — folgt doch noch keineswegs, daß er sie auch einmauert. Der weibliche Homrai des Berliner zoologischen Gartens wirft auch mitunter ein Gekröpfe aus und frißt, was ihm davon behagt, wieder auf. Auch von den Excrementen, die meist nur unvollständig verdaut ausgeschieden werden, sucht er sich die besten Kosthappen wieder aus und befördert sie zum zweiten Mal in den Magen. So lange er Nachbar des kielschnäbeligen Tukans war, machte er sich ein Vergnügen daraus, diesen durch das Gitter des Käfigs zu füttern.

Seit Juli bewohnen die Buceriden und Rhamphastiden des Berliner zoologischen Gartens ein und denselben Käfig, der natürlich eine gehörige Höhe und Weite hat. Sie vertragen sich ganz gut unter einander und gewähren einen grotesk imposanten Anblick. Auf die Sperlinge, die von früher her gewohnt waren, in dem weitgitterigen Käfig ein- und auszufliegen, machten die Großschnäbler sofort Jagd, und es dürfte dies wohl ein sicherer Beweis sein, daß sie sich auch in der Freiheit nicht lediglich auf Früchte beschränken werden. Selbst eine Maus scheint für die Buceroten ein Leckerbissen zu sein, so gierig würgen sie dieselbe mit Haut und Haaren hinunter.

Der Homrai bewohnt nach Jerdon die Hochwaldungen Indiens vom äußersten Süden bis zum Himalaya und von der Malabarküste an bis nach Assam, Burmah und der malayischen Halbinsel, kommt übrigens auch auf Sumatra vor. Die Heimath des gemeinen Nashornvogels (Buceros rhinoceros) beschränkt sich auf Malakka, Sumatra und Java. Er gleicht in der Figur und Größe dem Homrai, hat aber einen noch grotesken Schnabelaufsatz in Form eines horizontal liegenden wachsrothen, vorn wachsgelben Hornes mit schwarzer Hinterkuppe. Die Hautfarbe ist schwarz; Bauch, Hosen und Schwanz weiß, dieser in der Mitte schwarz. Sitten und Lebensweise sind dieselben wie beim Homrai. Nach den in der Größe ziemlich verschiedenen Exemplaren des Berliner zoologischen Gartens und Museums zu schließen, scheint auch der gemeine Nashornvogel mehrere Jahre bis zu seiner vollen Entwicklung zu bedürfen.

Wesentlich verschieden in Figur und Lebensweise ist — wie schon der Name andeutet — der große afrikanische Hornrabe (Bucorax oder Bucorvus abyssinicus). Die Engländer nennen ihn Ground-Hornbill, d. h. Erd-Hornvogel, weil er im Gegensatz zu den übrigen Mitgliedern der zahlreichen Familie sich vorzugsweise auf dem Boden aufhält. In der Länge steht er seines kürzeren Schwanzes wegen um einige Zoll hinter dem Homrai und dem gemeinen Nashornvogel zurück, ist jedoch ungleich höher gestellt als diese und hat nur sehr wenig geheftete Zehen. Als Nashornvogel charakterisirt er sich jedoch trotz der hohen Beine nicht allein durch einen Schnabelaufsatz, sondern auch durch seine ganze Haltung und Physiognomie. Das Gefieder des Abbagamba, wie die Eingeborenen den Hornraben nennen, ist bis auf zehn weißliche Handschwingen schwarz, das von langen Wimpern beschattete große Auge dunkelbraun, der Schnabel mit Ausnahme eines röthlichen Fleckens am Oberkiefer schwarz. Die blaue Kehlhaut wird beim Männchen scharlachroth. Der nicht sehr große Schnabel- und Stirnaufsatz ist nach H. Schlegel (Jaarboekje van het K. zoologisch Genootschap „Natura artis magistra" 1868) bei dem abyssinischen Hornraben vorn offen, bei dem von der Goldküste geschlossen, bei dem des Kaffernlandes kielartig und sehr klein.

Trotzdem der Abbagamba seiner Nahrung wegen sich meist auf dem Boden aufhält, so ist sein Flug doch leichter und rascher, als man vermuthen sollte; allein

nicht ausdauernd. Der aufgescheuchte Hornrabe fällt bald wieder ein und ermüdet, wenn ihm zu Pferde nachgesetzt wird, nach Rüppel schließlich so sehr, daß er sich nicht mehr aufschwingen kann und seinen Verfolgern in die Hände fällt.

Die Nahrung des Abbagambas besteht in allerlei Kriechthieren, Ratten, Mäusen, Gewürmen und Kerfen ꝛc. Letztere wirft er in die Luft und läßt sie in den geöffneten Schnabel hinabrollen. Zur Ueberwältigung größerer Schlangen holt er sich Succurs und schützt sich vor deren Angriffen durch den vorgehaltenen Flügel.

Die Stimme des Hornraben klingt nach Heuglin wie ein dumpfes „Bu" oder „Ku". — Ich habe ähnliche Laute in dem Berliner zoologischen Garten mehrmals gehört, und wenn der Vogel sehr erregt war, ein schrilles „Dridididi" mit nachfolgendem „Kräk, kräk".

Jung eingefangene Hornraben werden so zahm, daß man sie in ihrer Heimath häufig als Hausthiere findet; alt eingefangene bleiben scheu, mißtrauisch und unzugänglich. Der Abbagamba des Berliner zoologischen Gartens steht sich mit seinem Wärter ziemlich gut, den Beobachtungen Fremder hält er jedoch nicht gern still. Junge Ratten, Mäuse, Meerschweinchen und kleinere Vögel würgt er mit Haut und Haaren, beziehungsweise Federn hinunter; er kröpft wohl mitunter eine Art von Gerölle aus, frißt es aber wieder auf, und erst durch die Excremente werden die gänzlich unverdaulichen Bestandtheile seiner Nahrung schließlich ausgeschieden. Größere Säugethiere, wie Kaninchen ꝛc., tödtet er erst durch einige Schnabelhiebe auf den Kopf, faßt sie dann an der Bauchhaut und schüttelt so lange, bis diese reißt. Darauf beißt er in das bloßgelegte Fleisch und schwenkt mit dem todten Körper so lange nach rechts und nach links, bis sich ein Stück loslöst. Nachdem er dies verschlungen, wiederholt er das Manöver und schüttelt auf diese Weise Fleisch, Weichtheile und Knochen förmlich aus dem Felle. Die Hauptnahrung des Hornraben besteht in Fleisch; doch läßt er sich daneben auch gekochte Kartoffeln und Mohrrüben gefallen.

Daß auch der Abbagamba sein Weibchen einmauere oder dieses sich selbst, ist, soviel ich weiß, von wissenschaftlichen Beobachtern noch nicht behauptet worden. Die dünnflüssigen und ätzenden Excremente dieser Fleischfresser würden die Einmauerungsgeschichte natürlich noch unwahrscheinlicher machen als bei den fruchtfressenden Buceriden.

Den Teleologen hat der barocke Schnabel der Rhamphastiden und Buceriden und der noch barockere Hornaufsatz der Letzteren schon viel Kopfzerbrechen gemacht. Bates ist der Ansicht, daß die Tukane deshalb mit so langen Schnäbeln ausgestattet seien, um Früchte auch von den äußersten Enden der Zweige herablangen zu können, räumt aber ein, daß das Instrument dazu nicht gerade das geeignetste ist. Capitän Begbie hält es nach Horsfield's Katalog des ornithologischen Museums der Ostindischen Gesellschaft für nicht unwahrscheinlich, daß zwischen dem Horn und der Luftröhre der Buceroten eine Communication besteht, und daß diese Vögel darum so schrill krächzende, weithin hörbare Laute ausstoßen können. — „Ja, aber wozu nützt ihnen das? — Ihre laute Stimme verräth sie ja nur ihren Verfolgern und schadet ihnen also gerade."

Vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, ist dieser Einwand allerdings richtig; aber Nützlichkeitsrücksichten nach menschlichen Begriffen waren eben bei Erschaffung der hunderttausenderlei Thierformen, die den Erdboden bevölkern, nicht maßgebend, sondern Rücksichten höherer Art: Motive, welche selbst den schöpferischen Humor nicht ausschließen und noch weit barockere Thiere ins Leben riefen, als die Buceriden es sind.

Nach Darwin ist der groteske Schnabel und Hornaufsatz der Buceroten das Ergebniß einer eigenthümlichen Geschmacksrichtung der Bucerotinnen, einer durch Jahrtausende fortgesetzten Bevorzugung abnormer Männchen.

Darwin geht nämlich von der Voraussetzung aus, daß die gesammte Thierwelt sich in einem unaufhörlichen Entwicklungsprocesse befinde. — Im Verlaufe der Zeit gingen daraus Varietäten hervor, die von der Natur durch „natürliche Auswahl" entweder erhalten und weiter ausgebildet oder allmälig wieder ausgemerzt wurden. Neben der „natürlichen Auswahl" macht sich aber auch noch eine „geschlechtliche Auswahl" geltend, welche

einzig und allein ihrer individuellen Liebhaberei und Neigung folgt. Unter diesen zum Theil sich widersprechenden Umständen entstanden — wie Darwin in seinem Werk über die „Abstammung des Menschen“ (London 1871) aus einander setzt — die Arten und pflanzten sich durch das Gesetz der Vererbung fort.

Aus den Buceriden mit glatten Schnäbeln entwickelten sich unter günstigen Verhältnissen Varietäten mit Wülsten und Höckern. Der Putz fand Anklang, wurde durch „geschlechtliche Auswahl“ von Generation zu Generation weiter entwickelt und ging allmälig sogar auf die weibliche Nachkommenschaft über, eine Ausnahme, die sich nach Darwin nur durch die leidenschaftliche Verliebtheit der Bucerotinnen in die monströse Schnabelbildung der Buceroten erklären läßt. Der Geschmack ist eben verschieden.

Das merkwürdigste der Metalle.

Von

Gustav Heyer.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Wenn wir im gewöhnlichen Leben von einem Metall sprechen, so denken wir uns darunter einen mit einem gewissen Glanz — dem sogenannten Metallglanz — begabten, mehr oder minder auch durch sein Gewicht ausgezeichneten Körper. Das hauptsächliche Wesen der Metalle spricht sich jedoch in ihrer großen Leitfähigkeit für Wärme und Elektricität aus. Ein eiserner Ofen, das weiß jedes Kind, erhitzt sich und erkaltet auch wieder schneller als ein thönerner.

Wenn wir uns nun in der Reihe der bekannten Metalle umsehen, so präsentiren sich dieselben uns als derbe, handfeste Gesellen: Eisen, Kupfer, Zink, Zinn, Blei, Gold, Platin, Silber, Quecksilber — ja das Quecksilber, das macht uns einen Strich durch die Rechnung. Hier finden wir nicht mehr die Starrheit der übrigen, das Quecksilber ist ja ein flüssiges Metall.

Aber in welcher Art werden sich unsere Begriffe erst erweitern müssen, wenn wir von dem Dasein eines luftförmigen Metalles vernehmen! Ein Metall und ein Gas zugleich — so absurd die Zusammenstellung uns auch im ersten Moment erscheinen mag, es vermag nichts an dem Thatbestande zu ändern. Es giebt ein gasförmiges Metall, das ist der Wasserstoff, das „Hydrogenium“. Lange, schon im 16. Jahrhundert von Paracelsus gekannt, war es doch erst der neuesten Zeit vorbehalten, die metallische Natur dieses merkwürdigen Gases darzuthun. Ehe wir dieses jedoch näher zu begründen versuchen, wollen wir uns mit den interessantesten Eigenschaften unseres Elementes bekannt machen!

Der Wasserstoff findet sich in einer seiner Verbindungen, und zwar in der wichtigsten, in kolossalen Quantitäten auf unserem Erdball angehäuft — nämlich im Wasser. Dieses, eine Vereinigung von Wasserstoff und Sauerstoff im Volumenverhältniß von 2 : 1 (H_2O), liefert uns das billige Material zur Darstellung des eigenthümlichen Körpers. Leider sind nur die Wege, auf denen wir denselben daraus zu entwickeln verstehen, nicht eben so wenig kostbar als die Quelle.

Wenn wir absehen von der Zerlegung des Wassers mittelst Elektrolyse, so beruhen alle übrigen Methoden der Darstellung des Wasserstoffes aus demselben auf einem gemeinsamen Princip, nämlich auf dem, diese Verbindung durch ein Agens zu spalten, welches eine größere Anziehung zum Sauerstoffe zeigt als der mit dem letzteren zu Wasser verbundene Wasserstoff. Solche Körper sind z. B. Kalium und Natrium, die metallischen Elemente aus der Pottasche und Soda. Diese zerlegen, mit Wasser in Berührung gebracht, dasselbe schon bei gewöhnlicher Temperatur, indem sie den Sauerstoff mit Heftigkeit an sich reißen, damit das leicht in Wasser lösliche Kaliumoxyd oder Natriumoxyd bildend, während der Wasserstoff frei wird und leicht in einem wassergefüllten Cylinder aufgesammelt werden kann.

Ganz wie die beiden vorhergehenden Metalle verhält sich auch das Eisen. Nur ist es nothwendig, dasselbe im rothglühenden Zustande anzuwenden. Wasserdampf über rothglühendes Eisen geleitet, wird in demselben Sinne wie vorher zersetzt, es

entsteht Eisenoxyd, während der Wasserstoff gasförmig entweicht.

Das Eisen vermag aber auch schon bei gewöhnlicher Temperatur das Wasser zu zerlegen, wenn man letzteres durch Zusatz einer Säure, z. B. Schwefel- oder Salzsäure, empfindlich, „reactionsfähig" macht. Alsdann entwickeln sich an der gesammten Oberfläche des Metalles, unter Auflösung des letzteren, Enfiladen von Wasserstoffbläschen.

An Stelle des Eisens kann man auch Zink benutzen, und dieses wird denn auch gewöhnlich zur Darstellung größerer Quantitäten unserer Gasart angewendet. Man fängt das im reinen Zustande farb- und geruchlose Wasserstoffgas über Wasser auf.

Eine Eigenschaft desselben, welche uns zuerst in die Augen fällt, ist seine leichte Entzündbarkeit durch brennende Körper. Die Flamme des Wasserstoffes ist zwar wenig leuchtend, desto größere Wärmeeffecte werden jedoch durch sie erzielt; ja sie ist überhaupt die heißeste aller Flammen. Läßt man dieselbe statt in atmosphärischer Luft in reinem Sauerstoffe verbrennen, so erzeugt man dadurch die größte Hitze, welche die Chemiker bis heute hervorzubringen im Stande gewesen sind. Hierauf beruht das für das Schmelzen des Platins, eines der Hitze unserer Hohöfen widerstehenden Metalles, so wichtig gewordene „Deville'sche Knallgasgebläse".

Was aber — müssen wir uns interpelliren — was entsteht denn durch die Verbrennung des Wasserstoffes? Diese Frage findet ihre Beantwortung leicht, wenn wir uns das Wesen der Verbrennung überhaupt klar machen. Jede Verbrennung im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist eine Verbindung mit Sauerstoff, eine Oxydation unter Feuererscheinung. Wenn wir nun einem Strahl ausströmenden Wasserstoffgases eine brennende Kerze nähern, so wird ersteres durch diese auf eine gewisse Temperatur gebracht, eine Temperatur, bei welcher es sich begierig mit dem Sauerstoffe der Luft vereinigt. Das diese wie alle ähnlichen Vereinigungen begleitende Lichtphänomen ist die Flamme. Das Product der Verbindung aber ist die Materie, aus welcher wir unser Gas darstellten — nämlich das Wasser. Wenn wir eine trockene Glasglocke über die Wasserstoffflamme halten, so beobachten wir, wie sich das entstehende Wasser zuerst in Form eines Hauches, bei zunehmender Quantität in Tröpfchen auf der Innenseite der Glocke niederschlägt. Noch überzeugender erscheint dieser Versuch, wenn wir ein Gemisch von Wasserstoff und Sauerstoff in einer durch Quecksilber abgesperrten, am einen Ende zugeschmolzenen Glasröhre durch den elektrischen Funken entzünden. In Folge der durch die Vereinigung verursachten ungeheuren Wärmeentwicklung und der daraus resultirenden plötzlichen Gasausdehnung findet die Erscheinung unter heftiger Explosion statt, deren Stärke um so mehr wächst, je mehr sich das Mischungsverhältniß der beiden Gase demjenigen nähert, in welchem sie Wasser bilden (2 Vol. Wasserstoff, 1 Vol. Sauerstoff). Ein solches Gemisch hat den Namen „Knallgas", „gas tonnant", erhalten und gehört seiner Explosionskraft wegen zu den gefährlichsten Stoffen, mit denen der Chemiker bisher bekannt geworden.

Aber der Gegenstand unserer Betrachtungen hat noch eine andere Seite, welche ihn vor sämmtlichen bekannten Körpern auszeichnet.

Das Wasserstoffgas ist nämlich der leichteste aller Stoffe. Es ist 14,5 mal leichter als die atmosphärische Luft, oder wenn wir es in dieser Beziehung mit seinem metallischen Bruder, dem Platin, dem specifisch schwersten Elemente, vergleichen, 241573 mal leichter als dieses.

Müssen wir uns nicht angesichts dieser Facta fragen, wie in aller Welt die Chemiker dazu kommen, die leichteste aller Materien, einen brennbaren, luftigen Körper den Metallen zuzurechnen?

In der That hat diese Annahme im Anfange wenig Verlockendes für sich. Sie ist ein Kind des letzten Jahrzehnts. Um die Metallnatur des Wasserstoffes besser verstehen zu können, müssen wir uns vor allen Dingen von gewissen alltäglichen Anschauungen zu befreien suchen.

Der erste Punkt, woran wir uns vielleicht stoßen, ist die Gasnatur unseres neuen Metalles. Der Wasserstoff ist bei gewöhnlicher Temperatur sowohl, wie bei der größten Kälte, welche wir bisher zu erzeugen im Stande waren (— 110 Gr.) ein Gas. Alle Versuche, denselben durch Druck und Kälte zu verflüssigen oder gar

in den Zustand der Starrheit zu bringen, sind bis heute erfolglos geblieben. Aber wenn bisher etwas nicht gelang, so ist es darum noch nicht in das Bereich der Unmöglichkeit getreten.

Wir haben unter den Metallen ein flüssiges, das Quecksilber. Dieses liefert uns einen willkommenen Vergleichungspunkt. Das Quecksilber wird erst bei — 39 Gr. starr und hämmerbar. Erhitzen wir es jedoch über 360 Gr., so beginnt es sich siedend in ein vollkommen farbloses Gas zu verwandeln. Und Niemand wird doch zu bezweifeln wagen, daß dieses Gas ein anderer Körper als Quecksilber sei! Wir haben in demselben ein unzweifelhaftes gasförmiges Metall, nur gehört, um es in diesem Zustande zu erhalten, eine erhöhte Temperatur dazu. Aber nicht das Quecksilber allein — alle Metalle, welche ja — wie Jedermann weiß — bei genügender Hitze schmelzen, d. h. flüssig werden, ist es auch zu vergasen oder wenigstens nachzuweisen gelungen, daß sie, einer sehr hohen Temperatur ausgesetzt, Gaszustand annehmen.

Wenn wir die hierdurch gewonnenen Erfahrungen auf unseren Wasserstoff übertragen, so werden wir die Auffassung desselben als Metall nicht mehr so absurd finden, falls wir nur darzuthun vermögen, daß er die Haupteigenschaften der Metalle besitze. Der Zustand, unter dem sich ein Körper uns präsentirt, ist ja nur eine Aeußerlichkeit, wir müssen von jedem Element annehmen, daß es fest, flüssig und gasförmig auftreten könne.

Im Anfange dieser Betrachtungen erwähnten wir bereits der charakteristischen Eigenschaften der Metalle; es war eben ihre große Leitfähigkeit für Wärme und Elektricität. Nun besitzt aber der Wasserstoff diese Eigenthümlichkeiten in hohem Grade.

Ein Platindraht, welchen man durch Elektricität zum Glühen gebracht hat, erlischt im Augenblicke, wo Wasserstoff über ihn geleitet wird. Dieser höchst überraschende Versuch wird in ein um so grelleres Licht gestellt, wenn wir bei vergleichenden Experimenten mit anderen Gasen, als Stickstoff, Kohlensäure ꝛc., wahrnehmen müssen, wie der Platindraht erst ganz allmälig erkaltet.

Ein fernerer gravirender Moment für die Metallnatur des Wasserstoffes, den man als solches mit Hydrogenium bezeichnet hat, ist der Versuch des berühmten englischen Chemikers Graham. Dieser stellte nämlich eine Legirung von Wasserstoff und einem anderen, dem Platin verwandten Element, also einem äußerlich so außerordentlich verschiedenen Körper, dem Palladium, dar. Er bewirkte dieses in der Art, daß er zur elektrolytischen Zersetzung des Wassers Palladium anstatt der gebräuchlichen Platinpole in Anwendung brachte. Die Entdeckung, welche er dabei machte, war, daß am negativen Pol keine Wasserstoffentwicklung wie beim Gebrauche von Platin stattfand, sondern daß sich der Wasserstoff, anstatt zu entweichen, mit dem Palladium — das „Hydrogenium-Palladium" bildend — legirte. Graham ließ aus der so erhaltenen silberweißen Metallmasse eine Münze mit dem Bildnisse der englischen Königin prägen, ein Unicum, welches sich jetzt als Vermächtniß des jüngst verstorbenen großen Forschers im Besitz unseres berühmten Landsmannes, Professors A. W. Hofmann in Berlin, befindet. Diese merkwürdige Medaille, in Größe eines halben Guldenstückes etwa, enthält das 175fache ihres Volumens an Hydrogeniumgas.

Die in der chemischen Welt Epoche machende Graham'sche Entdeckung war es, welche die Forscher unserer Zeit veranlaßte, dem Wasserstoff einen Platz unter den Metallen anzuweisen.

Daß das Hydrogenium nichtsdestoweniger ein absonderliches Metall bleibt, ist keine Frage. Es ist eben das merkwürdigste unter ihnen und scheint berufen zu sein, noch eine sehr bedeutende Rolle auf den zur wahren Erkenntniß der Elemente führenden Wegen zu spielen.

Als specifisch leichtesten Körper wählten die Chemiker dasselbe zum Ausgangspunkte, zur Verbindungseinheit für die Atomengewichtsbestimmung der Grundstoffe. Am Wasserstoff und an seinen Verbindungen mit Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff wurden ferner die Grundzüge der neuen chemischen Theorien demonstrirt. In letzter Zeit jedoch hat der spectralanalytische Forscher Norman Lokyer, ein Engländer, mit Aufstellung einer wahrhaft großartigen chemisch-philosophischen Hypothese sich dahin ausgesprochen,

daß der Wasserstoff wahrscheinlich der Stoff sei, aus dem durch Verdichtung, durch „Association“ seiner Atome sämmtliche übrigen Elemente entstanden sind. Leider können wir nicht weitläufiger auf die Begründung dieser genialen Weltanschauung eingehen. Wir müssen uns damit begnügen, in Kürze Folgendes anzuführen:

Lokyer stützt sich auf die Ergebnisse der Spectralanalyse, daß nämlich das Spectrum der am hellsten leuchtenden, d. h. der heißesten Weltkörper, die wenigsten Linien zeigt, während bei minder heißen Fixsternen (wie z. B. die Sonne) das Spectrum linienreich ist — daß also mit anderen Worten auf ersteren weniger Elemente vorhanden sind als auf letzteren. Während man auf dem sehr hell leuchtenden Syrius z. B. — dem prachtvollsten Stern unserer Zone — nur die Wasserstofflinie, höchstens noch die des Magnesiums findet, kann man auf der Sonne außer den obigen noch Eisen, Kupfer, Blei, Kalium, Natrium, Strontium, Aluminium, Cer, Cadmium, Uran ꝛc. mit Sicherheit nachweisen.

Verbinden wir nun mit der Kenntniß dieser Facta die in unseren chemischen Laboratorien gemachte Erfahrung, daß nämlich viele Verbindungen der Elemente bei hohen Hitzegraden sich „dissociiren“, d. h. in die Elemente, aus denen sie bestehen, zerfallen, so kommen wir dem grandiosen Gedanken Lokyer's, welcher auch die „Dissociation“ der Elemente, die Trennung ihrer Atome bei einer gewissen unberechenbaren Temperatur, wie wir sie auf dem Syrius annehmen müssen, für wahrscheinlich hält, nahe.

Danach wäre der Wasserstoff der letzte Stoff, in den unsere sogenannten Grundstoffe, welche sich als mehr oder minder verdichtete Variationen desselben auffassen lassen, zerfallen. Er wäre der Urstoff, die Materie aller Materien.

Freilich ist das noch keine Wahrheit, sondern nur eine Hypothese. Aber diese Hypothese ist so kühn und so großartig erdacht, daß wir in der That kaum der Verlockung, uns ihr anzuschließen, widerstehen können.

Die Bahn des Blitzes.

Von

Herman J. Klein.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Unter den Anwendungen der Resultate wissenschaftlichen Forschens auf die Praxis des Lebens pflegt man stets den Blitzableiter mit in erster Linie zu nennen. Und nicht mit Unrecht. Denn die Erfindung Franklin's ist durchaus geeignet, dem Menschen und seinen Wohnungen Schutz vor den Verheerungen einer Naturgewalt zu bieten, deren verderbliche Macht vollkommen der erhabenen Majestät entspricht, mit welcher sie aufzutreten pflegt. Wir wollen uns hier nicht mit der historischen Untersuchung aufhalten, ob Franklin wirklich der erste Erfinder des Blitzableiters ist, oder ob er nur die Ideen Bergman's in Paris verbreitete und man im Enthusiasmus für den berühmten Amerikaner dort so weit ging, ihm die Ehre der Erfindung zuzuschreiben;* so viel ist aber Thatsache, daß die Vorstellungen Franklin's über die Wirkungsweise und Construction der Blitzableiter nur theilweise richtig waren und sein konnten. Man

* Diese Behauptung findet sich in dem Werke Hist. de la conjurat. de Max. Robespierre. Nouv. Edit. Paris 1796. 8. p. 29. Franklin soll hiernach auf einigen Häusern zu Philadelphia Blitzableiter gesehen haben, welche nach einem Vorschlage des Physikers Bergman errichtet worden waren. Bei seinem späteren Aufenthalte zu Paris habe er den Parisern sein Erstaunen darüber ausgesprochen, daß sie die Neuerung nicht bei sich eingeführt hätten. Er empfahl dieselbe dringend und mit so großem Erfolge, daß die Meisten ihn als Erfinder ansahen. Diese Behauptung steht freilich mit der allgemeinen Annahme in unvereinbarem Widerspruche, daß Franklin schon 1753 auf die Construction des Blitzableiters gekommen ist. Damals war Torbern Bergman erst 18 Jahre alt. Franklin sah Paris erst im Jahre 1776. Uebrigens hat in Deutschland, unabhängig von Franklin, Winkler 1753 die ersten Vorschläge gemacht, Gebäude durch Metallstangen und Ketten, welche am Boden befestigt wurden, vor dem Blitze zu schützen (Progr. de avertendi Fulminis artificio Lips. 1753). Schon im folgenden Jahre errichtete Procopius Divisch zu Prenditz bei Znaym einen Blitzableiter und behauptete, daß am 9. und 10. Juli Gewitterwolken, die darüber hinwegzogen, sich zertheilt hätten. Das war freilich nur Einbildung des für die Neuerung enthusiastisch eingenommenen Mannes.

wird dies begreiflich finden, wenn man erwägt, daß selbst heute noch bei Anlage von sehr vielen Blitzableitern gröblich gefehlt wird, während doch die Erfahrung seit den Tagen Franklin's ein reiches Material an die Hand gegeben hat. In vielen Fällen mag allerdings unzeitige Sparsamkeit die Ursache der mangelhaften Anlage sein, aber ich könnte Beispiele anführen, in welchen selbst die Blitzableiteranlagen von öffentlichen Gebäuden so mangelhaft sind, daß die betreffenden Bauwerke sicherlich durch den Blitzableiter gefährdet erscheinen, wenn dieser überhaupt wahrnehmbar anziehende Wirkung auf die Gewitterwolken ausübte. Im Laufe von 12 Jahren, während deren ich mich speciell mit Untersuchung der Gewittererscheinungen beschäftigt und ein außerordentlich reiches Material in Bezug auf Blitzschläge zusammengebracht habe, bin ich nach und nach zu der Ansicht gekommen, daß ein sehr großer Theil der gegenwärtig aufgestellten Blitzableiter ihren Zweck nicht zu erfüllen im Stande ist. Wenn die Anzahl der Blitzschläge in Gebäude, welche mit Ableiter versehen sind, nur eine sehr geringe ist, so darf man daraus keineswegs ohne Weiteres schließen, daß die betreffenden Ableiter richtig functionirten, sondern nur, daß der anziehende Einfluß dieser wie der übrigen hervorragenden Punkte der Erdoberfläche gegen den Blitz nur ein untergeordneter ist gegenüber demjenigen, welcher durch die wechselvollen Feuchtigkeitsverhältnisse der Atmosphäre in jedem einzelnen Falle ausgeübt wird. Nur die wenigsten Blitze, vielleicht von Tausenden kaum Einer, erreichen den Erdboden, die überwiegend meisten erlöschen in der Atmosphäre oder, um den physikalisch richtigeren Ausdruck zu gebrauchen: werden hier neutralisirt. Es unterliegt sicherlich keinem Zweifel, daß die Umstände, welche man als den Blitzschlag nach einer bestimmten Richtung hin besonders begünstigend gewöhnlich anführt: hoch hervorragende isolirte Lage, Anwesenheit von Metallmassen u. dgl., in der That in diesem Sinne wirken; aber dieser anziehende Einfluß ist doch nur relativ von Bedeutung, absolut genommen reducirt er sich, gegenüber den durch die atmosphärischen Verhältnisse gegebenen Einwirkungen auf die Bahn des Blitzes, in den meisten Fällen auf Null. Ich habe Beispiele sammeln können, aus denen sich ergiebt, daß die Ansammlung von bedeutenden Metallmassen, selbst an Punkten, die als dem Blitze sehr exponirt gelten konnten, ganz ohne Einwirkung auf den Blitz blieb. Ein schlagendes Beispiel in dieser Beziehung bieten auch die Eisenbahnzüge. Obgleich hier anscheinend alle Bedingungen zur Anziehung gegeben sind: sehr große Metallmasse, Hervorragung über die ebene Fläche, beträchtliche Geschwindigkeit, bedeutender Luftzug, Wolken von aufsteigendem Wasserdampfe, so gehören doch Blitzschläge in Eisenbahnzüge zu den größten Seltenheiten. Ganz anders gestaltet sich die Sache bei Schiffen, vor Allem bei Seeschiffen. Auf offener See strebt der Blitz weit mehr dem Erdboden zu, als auf dem Festlande; die Wassermassen bilden gewissermaßen die zweite Wolke, welche zur Entstehung des Blitzes nothwendig ist. Ein hervorragender Gegenstand auf dem Meere ist daher ungleich mehr den Blitzschlägen exponirt, er wirkt weit mehr bestimmend auf die Bahn des Blitzes als ein gleicher Gegenstand auf dem Festlande. Die große Anzahl von Blitzschlägen in Seeschiffe, die mit gewöhnlichen Ableitern versehen waren, kann daher als Beispiel dafür dienen, was von vielen ganz ähnlichen Blitzableitern an Gebäuden zu erwarten sein würde, wenn hier nicht vorwaltend die Feuchtigkeitsverhältnisse der Atmosphäre maßgebend wären für die Bahn des Blitzes. Gewisse, glücklicherweise stets eng begrenzte Bezirke des Festlandes machen freilich eine Ausnahme von dieser Regel, indem in ihnen, jedenfalls veranlaßt durch ungeheure unter dem Boden befindliche Metalle oder Wassermassen, die Anziehung des Blitzes nach dem Erdboden hin eine überwiegende ist. Hierhin gehören die übelberufenen El Sitio in Neu-Granada und Loma de Pitago bei Popeyan. Auch die Nordwestseite des kleinen Arrarat ist das Ziel zahlreicher Blitzschläge. Dieselben haben dort in großer Ausdehnung wirkliche Gesteinsmodificationen hervorgebracht, die Abich mit dem Namen Fulgurit-Andesit bezeichnet. Im südlichen Wiener Becken, wo die Gewitter oft von Südwest oder von der Schneebergregion herunterkamen, hat A. Boué, nach einer Mittheilung an die

Wiener Akademie, im Laufe von 33 Jahren ziemlich oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß der Blitz in der Gegend von Gainfahrn und Vöslau fast auf dieselben Localitäten zur Erde geht, namentlich am westlichen Ende Gainfahrns. Das Merkwürdigste in diesen Blitzschlägen, auf einer schiefen, von Südwest nach Nordost gehenden Linie am Fuße der Alpenvorberge, bleibt, daß die atmosphärische Elektricität fast immer so wenig von hoch erhabenen Gegenständen scheinbar angezogen wurde. Im September 1873 fiel der Blitz unter der sonderbaren Form einer elektrischen Masse auf ganz niedrige Bauerhäuser, deren mehrere dadurch auf einmal zu brennen anfingen. „Man hätte sich doch," sagt Boué, „denken können, daß die viel höher gelegenen und größeren Villen dieses Dorfes, sowie der Kirchthurm ein Blitzableukung hätten hervorrufen müssen." Dieselbe Bemerkung macht Dr. Boué über Blitze, welche unter der Form elektrischer Kugeln sowohl in Weingärten hinter dem Schloßgarten Gainfahrns als einige Jahre später in seinen Weinberg fielen. „Ein anderes Mal, als der Blitz einen großen Eichbaum hinter dem Vöslauer Teiche traf, konnte man wahrlich erstaunen, daß er die viel höheren Gebäude benachbarter Höfe unberührt gelassen hatte und daß doch die Gewitterwolke über sie gegangen war." Boué wirft die Frage auf, ob man nicht zur Erklärung der erwähnten Blitzfälle an unterirdische Attractionsursachen, wie das sehr tiefe Vorhandensein gewisser Metallmassen oder der sogenannten Kössener Schichten, welche reichhaltig Schwefelkies enthalten, denken müsse? Die von hier ausgeübte Wirkung auf den Blitz müßte man dann größer annehmen als diejenige, welche höhere Gebäude, große Bäume, Wälder ꝛc. auszuüben im Stande sind. Diese Erklärung ist eine sehr naheliegende; ihre Richtigkeit würde sich durch eine genaue Untersuchung der einzelnen Blitzschläge vielleicht völlig überzeugend erweisen lassen.

Dureau de la Malle berichtet, daß in einem Zeitraum von sieben Jahren der Blitz drei Mal in Bignonien (Bignonia catalpa L.) eingeschlagen habe, die 20 bis 30 Meter vor seinem Schlosse sich befinden, obgleich diese Bäume von Platanen und Akazien, die in ihrer Nähe stehen, weit überragt werden. Auch hier kann man an unterirdische Anziehungscentra des Blitzes denken, aber man dürfte sie keineswegs in großer Tiefe annehmen, weil sonst ihre Wirkung gegen die Gewitterwolke in beträchtlichem Umkreise auf der Erdoberfläche sehr nahe gleich intensiv sein würde und in diesem Falle wiederum die äußeren Verhältnisse der größeren Höhe der Bäume ꝛc. den Ausschlag geben müßten. Daß aber ganz oberflächliche Verhältnisse bestimmend auf die Bahn des Blitzes einwirken können und dies in vielen Fällen auch wirklich thun, beweist die Thatsache von wiederholten Blitzschlägen gegen bestimmte Bäume mitten im Walde. Bei Trier wurde ein Nußbaum vor etwa 50 Jahren durch einen Blitzstrahl stark beschädigt, ohne jedoch abzusterben; derselbe Baum wurde nun vor einigen Jahren wiederum vom Blitze getroffen.

Mit der anziehenden Wirkung gewisser Localitäten auf den Blitz contrastirt das ablenkende Verhalten anderer Gegenden, welche oft in weiter Ausdehnung kein Gewitter aufkommen lassen. Auf einen in dieser Beziehung interessanten Landstrich hat, veranlaßt durch eine frühere Abhandlung von mir, der brasilianische Civilingenieur Dr. Gustavo Dodt aufmerksam gemacht. „In Brasilien giebt es", so schreibt er aus Maranhao, „einen Landstrich, in dem, wenn überhaupt, so doch sehr selten Gewitter zur Entladung kommen. Es ist dies der Küstenstrich, der sich von der Provinz Alagoas bis in die Provinz Rio Grande do Norte, etwa bis zum Cap St. Roque erstreckt, also ungefähr vom 10. bis 5. Grad südlicher Breite. In dieser ganzen Ausdehnung sind keine Gewitter bekannt, doch ist die Breite dieses Gebietes nicht sehr bedeutend und möchte sich höchstens auf 15 deutsche Meilen erstrecken. Nördlich und südlich von dieser Strecke ereignen sich schwere Gewitter an der Küste selbst. Ich erinnere mich, vor etwa 8 Jahren an der Mündung des Mossoroflusses, der nicht sehr weit vom Cap Roque entfernt ist, eines der schwersten Gewitter erlebt zu haben, während ich innerhalb 4 Jahren, die ich in Natal, der Hauptstadt der Provinz Rio Grande do Norte, wohnte, auch nicht ein Gewitter bemerkte, dagegen in den Regenmonaten jeden Abend in wei-

ter Ferne tief unten am Horizonte das Blitzen der im Innern stattfindenden Gewitter beobachten konnte. So eigenthümlich diese Erscheinung ist, so vermochte ich doch keine Ursache davon aufzufinden, denn die geologische Structur des Bodens ist dieselbe wie weiter im Innern. Die Luftströmungen sind ebenfalls dieselben wie an den übrigen Theilen der Küste, auch die Richtung dieser selbst weicht nicht von der allgemeinen Richtung in dieser Strecke ab. Schließlich muß ich noch bemerken, daß rings um diesen Landstrich, wie im ganzen übrigen Brasilien, die Gewitter in den Regenmonaten ungemein häufig und stark sind." Die Frage, ob in diesem wie in ähnlichen Fällen die Natur des Bodens oder vorzugsweise gewisse Zustände der Lufthülle von Einfluß sind, würde sich durch Beobachtungen auf offenem Meere ihrer Lösung näher bringen lassen. Wenn sich nämlich auch hier Regionen, die absolut gewitterfrei sind, finden, so dürfte man zunächst wohl an einen bedingenden Einfluß der Luftzustände denken. Leider fehlt es gegenwärtig noch fast ganz an Material zur Beantwortung der Frage, ob es in gewissen Entfernungen vom Festlande Orte giebt, wo es niemals donnert und blitzt. Merkenswerth ist indeß immerhin, daß in der Passatregion des großen Oceans, vom Aequator bis zu 25 Grad südlicher Breite in den Schiffsbeobachtungen, welche das Londoner meteorologische Amt 1871 unter Scott's Redaction veröffentlichte, keine Beobachtungen von Blitzen vorkommen.

Wie bekannt, führt die Bahn des Blitzes stets nach demjenigen Orte, woselbst er hinreichende Feuchtigkeit findet, um neutralisirt zu werden, dabei genügt sie aber der Bedingung, daß die Summe der Widerstände für den elektrischen Strahl ein Minimum ist. Hierauf beruht die ganze Theorie des Blitzableiters. Welche Menge von Feuchtigkeit erforderlich ist, um den Blitz zu neutralisiren, ist eine Frage, die sich für die Praxis nur an der Hand der Erfahrung beantworten läßt. Noch Reimarus, der sich um die Erforschung der Gewittererscheinungen unläugbare Verdienste erworben, glaubte, es genüge, wenn man den Blitzableiter mit seinem unteren Ende blos bis unter die Erdoberfläche hinabführe; später legte man, durch verschiedene Wahrnehmungen belehrt, ein Hauptgewicht darauf, daß die Bodenleitung in einem mit Wasser angefüllten Reservoire endige, und nur wo dieses durchaus nicht zu erreichen war, begnügte man sich mit dem feuchten Erdboden. Ueber die Quantität des Wassers, in welches der Blitzableiter endigt, hatte man lange, und vielfach selbst jetzt noch, die unrichtigsten Ansichten. Der Blitzstrahl, welcher am 19. Juni 1819 den Hauptthurm der herrlichen Kathedrale zu Mailand traf und trotz des Ableiters mehrere Marmorgegenstände in der Nähe des letzteren zerschmetterte, bewies zwar, daß eine kleine mit Steinplatten ausgelegte Cisterne, selbst wenn sie mit Wasser gefüllt ist, nicht immer ausreicht, um die Bahn des Blitzes an dem getroffenen Gebäude lediglich auf den Ableiter zu beschränken; aber man hat dieses und andere Beispiele in der Praxis so wenig beachtet, daß man sich meist dabei beruhigt, wenn die Bodenleitung eben im „feuchten" Erdboden endigt. Solche Blitzableiter sind aber schlimmer wie gar keine; jedenfalls muß überall da, wo die örtlichen Verhältnisse die Führung der Bodenleitung nicht bis zu einer möglichst beträchtlichen Wassermenge gestatten, ein sehr genaues und specielles Studium der localen Bedingungen voraufgehen, ehe man die Bodenleitung definitiv anlegt. Es ist nicht zu verkennen, daß hierbei oft sehr große Schwierigkeiten zu überwinden sind, aber auch die französische Commission, welche 1866 zur Prüfung der Anlagen von Blitzableitern auf den Pulverthürmen, eingesetzt worden, ist zu dem Resultate gekommen, daß es nöthig ist, die Bodenleitung in Wasser endigen zu lassen, selbst wenn man dieselbe zu diesem Zwecke mehrere hundert oder gar tausend Meter weit führen müßte.

Eine musterhafte Blitzableiteranlage hat vor ungefähr 10 Jahren Prof. Angelo Secchi, der durch seine spectralanalytischen Arbeiten über die Sonne und die Fixsterne bekannte römische Astronom, auf der Kathedrale und dem Bischofssitze zu Alatri angebracht. Diese Anlage hat in Folge eines heftigen Blitzschlages in der Nacht des 2. November 1872 auch für die Theorie der Blitzableiter eine nicht geringe Bedeutung erlangt und Secchi hat in den Atti dell' Academia de Nuovi Lincei darüber außerordentlich interessante

Mittheilungen gemacht, denen ich das Folgende entnehme.

Die genannten Gebäude befinden sich im höchsten Theile der Stadt und waren in Folge ihrer Lage häufigen Verwüstungen durch den Blitz ausgesetzt. Noch kurz vor Anlage des Ableiters hatte ein Blitzstrahl einen großen Theil der Kuppel des Glockenthurmes zerstört, die Orgel in der Kirche beschädigt und andere, sehr sichtbare Verwüstungen angerichtet. Die Beschaffenheit des Bodens, der unter einigen Centimetern Erde, welche zu einem kleinen Garten dienten, ganz und gar aus Kalkfelsen besteht, bot der Anlegung eines Blitzableiters große Schwierigkeiten dar. Nur eine in den Felsen gehauene Cisterne zur Ansammlung des Regenwassers war vorhanden, aber der von Melloni so genau studirte Unfall in Genua* ließ es dem römischen Physiker unstatthaft erscheinen, sich bei der Anlage der Bodenleitung auf die Cisterne zu verlassen. Die Bodenleitung wurde vielmehr sehr lang gemacht und mit einer großen Anzahl von Spitzen versehen, um die Berührung zwischen der Leitung und einer Schicht (ausgeglühter) Holzkohle möglichst zu vervielfältigen. Die Höhlung, in welche der Fuß des Ableiters eingelegt wurde, besitzt 5 Meter Länge, $^6/_{10}$ Meter Breite und reicht bis zu einer Tiefe, in der sich die Wurzeln benachbarter Bäume befinden. Hier wurde die Schicht von ausgeglühten Holzkohlen, 20 Centimeter hoch und sich über die ganze innere Oberfläche der Höhlung erstreckend, ausgebreitet und die Contactfläche zwischen dem Metalle und der Kohle sowie zwischen dieser und dem Boden durfte für ausreichend erachtet werden, um so mehr, da die Gegenwart der, allerdings nicht großen Bäume hoffen ließ, es werde stets genügende Feuchtigkeit im Boden vorhanden sein. Um nun völlig sicher zu gehen, wurden, da das Gebäude zwei hervorragende Punkte besitzt: die Kuppel des Glockenthurms und den hinteren Theil des Chores, zwei besondere vollständige Blitzableiter angelegt und beide über dem Dache mit einander in leitende Verbindung gebracht, so daß im Falle der Entladung gegen einen der beiden Punkte der Blitz zwei Wege finden würde, um sich in den Boden zu begeben. Diese Vorsichtsmaßregel hatte in der That einen glücklichen Erfolg; denn im Verlaufe von acht Jahren wurde der Thurm mindestens vier Mal vom Blitze getroffen, ohne irgend einen Schaden zu leiden. Selbst bei dem letzten Ereignisse dieser Art, mit welchem wir uns hier speciell beschäftigen, litt er nicht, obgleich dieses Mal die Entladung eine furchtbare gewesen sein muß.

In der Nacht des 2. November 1871 wüthete über Alatri ein furchtbares Gewitter, bei welchem zwei Stunden hindurch Blitz und Donner ohne Aufhören erfolgten. Die Kuppel des Glockenthurmes wurde zuerst zwei Mal von schwächeren Blitzschlägen getroffen, aber der dritte war so heftig und wurde von so fürchterlichem Donner begleitet, daß er allgemeinen Schrecken in der ganzen, tiefer gelegenen Stadt hervorrief. Indeß blieb Alles vor Verheerungen bewahrt und nur einige kleine Verwüstungen außerhalb der Gebäude wurden angerichtet. Sie sind es eben, welche vom Standpunkt der Theorie ein hohes Interesse in Anspruch nehmen.

Zunächst ist zu bemerken, daß vier Jahre nach Errichtung des Blitzableiters die Wasserleitung für Alatri und Ferentino vollendet wurde und das Wasserschloß in der Nähe des Glockenthurmes wenige Meter von dem Blitzableiter errichtet ward. Man dachte nicht daran, den Blitzableiter in Verbindung mit der Leitungsröhre zu bringen, weil die bisherigen Erfahrungen gezeigt hatten, daß der Ableiter seinen Dienst gut verrichte und die Gegenwart des Wasserschlosses sowie einer benachbarten Fontaine dem Terrain, in welchem die Bodenleitung lag, hinreichende Feuchtigkeit mitzutheilen schien. „Ich wurde nicht darüber befragt", sagt Secchi, „ob es nöthig sein würde, eine solche Verbindung herzustellen, und in diesem Falle hätte ich sie vielleicht selbst sogar für überflüssig gehalten." In jenen Wasserthurm münden drei gußeiserne Röhren, eine von 15 Centimeter Durchmesser und 15000 Meter Länge, welche von der Quelle kommt; eine zweite von 10 Centimeter Durchmesser und 800 Meter Länge, die in die Stadt führt, und endlich die dritte von 8 Centimeter Durchmesser und 12000 Meter Länge, welche nach Ferentino führt. Diese

* Siehe hierüber: Klein, Das Gewitter, Graz 1871, S. 142.

Röhren befinden sich neben einander und berühren sich im Wasserhause an mehreren Punkten. Das Wasser war damals allerdings nicht sehr reichlich vorhanden, aber es circulirte in allen Röhren. In jener Nacht nun ereignete es sich bei der heftigen dritten Entladung, daß der Blitz den Fuß des Ableiters verließ und auf die Röhren der Wasserleitung hinüberging. Die Wirkungen, welche er dabei hervorbrachte, werden von Secchi in folgender Weise übersichtlich aufgeführt.

1. Zunächst machte der Blitz in den Boden einen vollkommen gradlinigen Graben, der vom unteren Endpunkte des Ableiters nach der Röhre von Ferentino und in den Wasserthurm führte, woselbst er beim Durchbrechen der Mauer einige Beschädigung anrichtete.

Die Erde, welche bei der Aushöhlung herausgeworfen worden, war regelmäßig und mit großer Symmetrie rechts und links längs des Randes vertheilt. Die Länge dieses Grabens betrug 10 Meter, seine Tiefe $^{7}/_{10}$ Meter.

2. Der Blitz traf die Leitungsröhre nach Ferentino, zerriß sie vollständig und warf die Stücke bis zu 8 —10 Meter weit hinweg. Man fand die Bleiverlöthung, welche diese Röhre mit der folgenden verband, geschmolzen. In Folge der Zertrümmerung konnte das Wasser natürlich nicht mehr nach Ferentino gelangen.

3. Ein anderer Theil der elektrischen Entladung verbreitete sich durch die Leitung nach Alatri und schleuderte, indem er das Reservoir durchschritt, einige Holzpropfen hinweg, welche die Röhren schlossen, obgleich diese Pfropfen sehr fest eingetrieben waren. Der elektrische Strahl gelangte nach der Stadt und kam zunächst in ein Wasserreservoir, woselbst er eine Bleiplatte auf seltsame Art beschädigte und verbog, außerdem einige kleinere Verheerungen anrichtete und schließlich die Spuren seines Durchganges an den Spitzen des öffentlichen Springbrunnens hinterließ.

4. Als man vom Boden aus die Spitze des Blitzableiters einer genauen Besichtigung unterwarf, erkannte man, daß sie sehr stumpf geworden war.

Man schickte sich in Folge dessen an, sie herabzunehmen, wobei sich zeigte, daß es unmöglich war, die Schraube, welche sie befestigte, in dem Gewinde zu drehen, so daß man sie zerbrechen mußte. Man fand sie auf eine Länge von drei Centimetern zerrissen und auf einer fast ebenen Durchschnittsfläche geschmolzen, gleichsam als wenn sie geschnitten worden wäre. Rings herum war das Kupfer ähnlich wie Siegellack geschmolzen und zeigte in Folge seiner Oxydirung eine dunkelrothe Farbe. Merkwürdig war hierbei die Zertheilung des Metalls in viele kleine, kegelförmige Spitzen. Die Vergoldung war fast ganz verflüchtigt.

Weder in der Kirche noch in dem anliegenden Gebäude fand sich die geringste Spur einer Verheerung.

Diese Einzelheiten wurden dem römischen Gelehrten von dem Ingenieur Olivieri und dem Bischofe von Alatri, welche Alles genau in Augenschein genommen, mitgetheilt.

Secchi knüpft an diesen thatsächlichen Bericht folgende Bemerkungen:

„Die mitgetheilten Thatsachen scheinen sowohl für die Praxis als wie für die Theorie von Wichtigkeit, für die Theorie speciell, weil sie eine Idee von der Größe und ungeheuren Kraft der Entladung geben. Die Schmelzung der Spitze bis zu einem Querschnitte von ein Centimeter beweist, daß diese Spitze noch bis auf eine größere Länge hin geschmolzen sein würde, wenn der Kegel, dessen Gestalt sie hat, länger gewesen wäre. Es ist also nicht rathsam, sehr scharf ausgezogene Spitzen bei den Blitzableitern zu verwenden, sondern man thut besser, die Spitze schnell dicker werden zu lassen.

Die Aushöhlung des Grabens am Fuße des Blitzableiters kann unmöglich als directe Wirkung der Elektricität angesehen werden, sie muß vielmehr ein Resultat der plötzlichen Verdampfung der Feuchtigkeit des betreffenden Terrains sein. Der Dampf wirkte hier wie eine Mine, welche die Erde aufwarf und den Winkel der Schloßmauer beschädigte.

Merkwürdiger ist die Zerreißung der Röhre. Es scheint mir, daß man dies nur schwierig dem mechanischen Stoße der Elektricität selbst zuschreiben kann. Da man das Blei, welches an der Löthstelle der zerrissenen Röhre die Verbindung mit der nächsten herstellte, geschmolzen fand, so ist einleuchtend, daß diese Röhre trotz des darin fließenden Wassers an den vom

Blitze getroffenen Stellen zu einer hohen Temperatur erhitzt wurde, so daß wahrscheinlich das im Innern befindliche Wasser verdampfte und die Röhre durch Explosion zerbrach.

In gewisser Beziehung wohl die merkwürdigste Erscheinung ist aber die Veränderung an der Bleiplatte in Alatri. Die kleine Unterbrechung, welche nothwendigerweise in jenem Wasserbehälter zwischen der Röhre und dem metallenen Recipienten besteht, hatte augenscheinlich Gelegenheit zu einer Funkenentladung und damit zu einer Explosion durch Wasserdampf gegeben. Man sieht aber hier gleichzeitig, daß die von dem Blitze in der Röhre durchlaufene Distanz von mehr als 200 Metern, auf welcher sich die Röhre in der Erde befindet, nicht ausreichte, damit die elektrische Entladung sich in der Erde verliere, obgleich im Verfolge seines Weges der Blitz das Reservoir durchlaufen und sich darin ausbreiten mußte. Die Ueberraschung ist noch größer, wenn man überlegt, daß es nur ein Theil der Entladung war, der diesen Weg nahm, während der größte Theil durch die Leitungsröhre von Ferentino abfließen mußte, welche zuerst direct getroffen wurde, und daß die Röhren mit einander durch Blei in leitender Verbindung stehen. Die Elektricitätsmenge mußte demnach enorm sein, um eine so große Kraft zu behalten und um noch einen Weg von mehr als 300 Meter weiter bis zu dem öffentlichen Springbrunnen zu durchlaufen, um so mehr, wenn man sich erinnert, daß, wie ich anfangs hervorhob, der Blitzableiter des Thurmes mit demjenigen des Chores in Verbindung steht und also auch hier ein Theil der Elektricität in den Boden abfließen konnte. Ein Umstand, welcher Aufmerksamkeit verdient, ist der, daß jenes Gewitter nach langer und ununterbrochener Trockenheit entstand, was zur Vermehrung der elektrischen Kraft beigetragen hat, indem aus der Beobachtung hervorgeht, daß nach ähnlichen Perioden die Atmosphäre sich bei reinem Himmel stets sehr elektrisch findet.

Uebrigens befand sich die Erde, in Folge der langen Trockenheit, in einem weit weniger feuchten Zustande wie gewöhnlich und besaß daher eine weit geringere Fähigkeit, die Elektricität im Boden zu zerstreuen; aber sicherlich würde sich Niemand gedacht haben, daß eine Röhre von 12000 Meter Länge nicht ausreichen sollte, die ganze elektrische Ladung im Boden zu zerstreuen und daß ein davon abgehender Theil noch diejenige Wirkung in der Stadt hervorzurufen im Stande sei, welche wir kennen lernten! Es ist sogar nöthig hervorzuheben, daß ein Theil der Elektricität durch die Zuleitungsröhre von 15000 Meter Länge entladen wurde und daß die ganze Oberfläche, obgleich die Röhre voll von Wasser war, unzureichend gewesen ist, den Strahl zu neutralisiren.

Jedenfalls sind dies Thatsachen, welche uns zeigen, welche Aufmerksamkeit man bei Errichtung von Blitzableitern anzuwenden hat, und die uns ferner lehren, daß man die Entladungsoberfläche des Strahles in den Boden niemals zu groß machen kann. Die Oberfläche des Fußes unseres Blitzableiters war gewiß bedeutender als diejenige, welche von Matteucci für die Entladungen der Telegraphenleitungen hinreichend erachtet ward; dennoch war sie nicht genügend. Noch mehr, wir haben hier eine Bestätigung der Nothwendigkeit, alle benachbarten metallischen Massen, vorzüglich Wasser- oder Gasleitungen mit dem Blitzableiter in Verbindung zu bringen."

Die hier mitgetheilte und discutirte Thatsache läßt meiner Meinung nach keinen Zweifel übrig, daß die gewöhnlich beliebte Endigung der Bodenleitung im „feuchten Erdreich" keine ausreichende Ableitung des elektrischen Strahles darbietet. Man muß es vielmehr als ein Hauptprincip bei Anlage von Blitzableitern festhalten, die Bodenleitung stets in einer möglichst großen Wassermasse endigen zu lassen. Wie hierbei in den einzelnen Fällen zu verfahren ist, entzieht sich natürlich einer allgemeinen Besprechung und muß jedesmal Gegenstand eines besondern Studiums sein, ebenso muß es besonderer Erwägung anheimgegeben werden, ob nicht in gewissen Fällen die Bodenleitungen der Blitzableiter am besten in leitende Verbindung mit den vielverzweigten Röhrensystemen der großen Wasserleitungen zu bringen sind, welche gegenwärtig viele Städte aufzuweisen haben.

Bilder aus Columbien.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19. v. 11. Juni 1870.

III.

Barranquilla.

„Barranquilla ist eine werdende Großstadt," schrieb das Ausland vor etwa zehn Jahren, „es datirt eigentlich erst seit gestern, aber seine Fortschritte können nur mit einer Stadt in den Vereinigten Staaten verglichen werden, so rasch waren sie." So wie man die junge Handelsstadt erblickt, tritt die Richtigkeit dieses Ausspruches hervor, heute noch mehr, als vor einem Jahrzehnt; denn die Stadt hat sich gerade in jüngster Zeit sehr stark vergrößert; die Zahl der bedeutenderen Etablissements ist erheblich gewachsen, jetzt finden wir Werften, Trockendocks, Sägemühlen ꝛc. und wohin wir sehen, arbeitet die Vertreterin des stetigen Fortschrittes: die Dampfmaschine.

Als man gleich unterhalb von Barranquilla bei Baranillo für den Eisenbahnbau den mit Muscheln reichlich durchsetzten Boden aufhob, wie ich glaube, alten Meeresgrund: da fand man eine Menge Geräthe, mit Zeichnungen versehene Urnen, phantastische Götzenbilder, figurenreiche Röhrchen, Alles aus Thon. Es sind dies Reste des alten Barranquilla, eines Fischerdorfes, das lange vor Ankunft der Spanier die Indianer von Malambo und Galapa gegründet haben; sie nannten ihren Wohnsitz los Barranquillas, was „kleine Uferabhänge" bezeichnet. In der spanischen Zeit, an die hier nur die großen, an den Straßenecken aufgerichteten eisernen Kanonenläufe erinnern, bedeutete der Ort, welcher lange jene Form des Namens beibehalten hat, so gut wie gar nichts; damals war der maßgebende Platz dieser Gegend das drei Meilen südlicher gelegene

Barranquilla.

Soledad, ehedem gleich Barranquilla von dem Magdalenenstrom berührt, der jetzt aber in weitem Bogen an den öden Hütten, verlassenen Steinhäusern und weiten Ruinen des ganz heruntergekommenen Ortes vorbeifließt.

Als Barranquilla zu Anfang dieses Jahrhunderts (1815) von den Spaniern ausgeplündert wurde, hatte es nur geringe Bedeutung; damals bestand indeß schon die Hauptkirche des Ortes, die von St. Nicolas, deren höherer, erst jüngst aufgeführter Thurm in der Mitte unseres Bildes sich zeigt; in der alten Orgel dieses sonst uninteressanten Bauwerks hat man die Jahreszahl 1802 gefunden.

Die jetzt lebende Generation erinnert sich noch sehr wohl der Erbauung der meisten Steinhäuser der Stadt, als deren ältestes jener langgedehnte Bau bezeichnet wird, der auf dem Bilde links gegen die Strohhütten zu die steinernen Gebäude abschließt, genannt die Teneria, d. h. Gerberei, ursprünglich eine Art Kloster, jetzt eine Vereinigung der verschiedensten Betriebe, denn es beherbergt einen Destillationsapparat, eine Oelpresse, eine Baumwollen-Reinigungs-Anstalt und noch Anderes. Die plattdachigen Steinhäuser des Ortes finden sich fast allein an der Wasserseite und in der Umgebung der Plaza, eines langen breiten Platzes, an dessen einem Ende die genannte Kirche sich erhebt, sie haben meist an der Vorderseite zwei Reihen Arkaden übereinander, von denen die unteren, da wo sie, wie z. B. an der Wasserseite, in einer Flucht weiter laufen, die schönsten Spaziergänge bieten würden, wenn sie nur reinlich und ordentlich gehalten wären. Fehlen diese Arkaden vorn, so zeigen sie sich meist an der inneren Seite, als Umgebung eines Hofes, der oft mit seinen tropischen Bäumen, Schlingpflanzen und Blumen einen malerischen Anblick gewährt. Die größere Mehrzahl der Gebäude sind indeß jetzt noch leichte schilfgedeckte Hütten, in deren kleinen, grasloſen Höfen die Kokospalme, die Jotumen und die Payavafriga sich gruppiren. Die Straßen, welche Unrath und Abfälle aller Art aufnehmen müssen, sind ohne Pflaster, jedoch zum Theil sehr gut fahrbar, weil ihr Boden aus harter Kalkerde besteht; zum Theil sind sie aber auch mit fußhohem Sand bedeckt und dann meistens von dem Wasser der Regenzeit so tief ausgewaschen, daß die trottoirähnlichen Vorsprünge vor den Häusern, die leider der Unebenheiten nur zu viel enthalten, mehrere Fuß hoch emporragen. In den breiten Straßen, welche von den kleinen einstöckigen Strohdächern eingefaßt werden, ist Alles eintönig: graues Dach und weiße Wand. Anders ist es da, wo die Steinhäuser sich erheben, denn diese mit ihren schattigen Altanen und Bogengängen zeigen frische helle Farben, die sich in der Gluth der Sonne höchst malerisch ausnehmen: Gelb, Roth und Blau.

In der Mittagszeit sind die Straßen ziemlich menschenleer, am Morgen jedoch und am Abend bieten sie bunte Bilder des Verkehrs; fast den ganzen Tag hindurch entwickelt sich ein munteres Leben auf dem Marktplatze, den unser Bild an den zwei kleinen Häusern kenntlich macht, die, wie Jahrmarktszelte oder Pavillons aussehend, vor der breithingestreckten Fleischhalle stehen. Hier liegen am Ufer eine Menge von Canoes, Champanos und Bongos, welche Fische und Früchte zur Stadt bringen, auch Grünfutter für die Thiere und Schilfstroh für die Deckung der Häuser; mit ihren Eseln und Maulthieren treibt sich die hiesige Bevölkerung auf dem Platz herum; als Korb dient meist die Schale großer Nüsse oder ein Netz aus starkem Garn; auf dem Erdboden haben, von nackten Kindern umgeben, hockende Verkäuferinnen ihre Waaren, Geflügel, Backwerk und dergleichen ausgebreitet. Mit der Lebhaftigkeit des hiesigen Volkscharakters wird jedes kleinste Geschäft behandelt.

Einen wirklich großartigen Anblick gewährt der Marktplatz von Barranquilla mit den ihn umgebenden Arkaden in einer Mondnacht; dann verdeckt der Schein des bläulichen Lichtes Alles, was an Unreinlichkeiten und Anstößigkeiten die Sonne so rücksichtslos aufdeckt; die Bauten sehen so schön und stolz aus, das Wasser glänzt so rein und hell! Ueberhaupt ist Barranquilla am Abend ein sehr freundlicher Ort; dann sitzt, wie dies ja überhaupt in diesen Klimaten Sitte ist, alle Welt vor der Hausthür, auf dem Trottoir oder in der Straße selbst; das in der Sala brennende Licht hat etwas außerordentlich Einladendes; die inneren Räume er-

ſcheinen wirklich wohnlich und bequem und in mehr als einem Hauſe erklingt dann Muſik, als Zeichen, daß doch nicht jede Spur von Kunſt den Menſchen hier fehlt. Faſt nur am Abend oder in frühſter Morgenſtunde kommt die feinere Welt zum Vorſchein, während des Tages ſieht man meiſt nur braune und ſchwarze Farben aller Schattirungen und zwiſchen denſelben eiligen Schritts einige wenige Geſchäftsleute blaſſer Hautfärbung.

Die Zahl der Deutſchen in Barranquilla iſt nicht ſehr groß, unſere Landsleute halten hier aber treulich zuſammen, ſo verſchieden auch die Einzelnen nach Weſen und ſocialer Stellung ſein mögen.

Von den Höhen, deren Anfänge auf unſerem Bild zur Linken hinter der erſt vor Kurzem erbauten Kirche von San Roque hervortreten, hat man einen weiten Blick auf das ausgedehnte, friſchgrüne Flußgebiet des Rio Magdalena, während in duftiger Ferne bei klarem Wetter die blauen Abhänge und ſchneeigen Gipfel der Sierra Nevada von Santa Marta emporſteigen. Jene Höhen ſind die von Galapa; zur trocknen Zeit iſt ihre Vegetation grau und dürre, um ſo mehr erfreut dann jene friſche Farbe der Flußebene. Zwiſchen zahlreichen ſilberhellen Waſſerſtreifen dehnen ſich ſaftig grüne Flächen aus, in der Ferne wie Wieſen erſcheinend, in der Wirklichkeit meiſt nur niedrige Gebüſche, zwiſchen denen dürres Erdreich ſtarrt. Solch ſchön begrüntes, auf dem Waſſer ſchwimmendes Buſchwerk ſtellt ſich auch auf unſerem Bilde dar.

Barranquilla liegt übrigens nicht am Fluſſe ſelbſt, ſondern nur an einem ſeiner zahlreichen lagunenartigen Nebenarme, an der Cienega de Barranquilla, die mit dem Strome durch ſchmale Canäle verbunden iſt. Bis vor Kurzem gab es derſelben nur zwei; den Cano de abajo oder de la Tablaza unterhalb der Stadt, beim Bahnhof, den einzigen Waſſerlauf, welchen die Flußdampfſchiffe paſſiren können, deren hohe Schornſteine zur Rechten auf unſerem Bilde ſichtbar werden; zweitens den an beiden Seiten dicht bewachſenen Cano de ariba, auf welchem das einſame Schiff fährt, deſſen Segel ebenfalls rechts auf unſerem Blatte ſich zeigt. Um in nächſter Nähe Barranquilla's das Waſſer zu vertiefen, das den badenden Pferden, den durchwatenden Kühen, den Waſſer holenden Eſeln an den meiſten Stellen nur bis zum Kniegelenk reicht, hat man 1870 noch weiter oben einen neuen Waſſerlauf eröffnet, den Canal del Trupillo. „Was läßt ſich von dem Canal del Trupillo ſagen," heißt es in dem kleinen Geographieſchulbuch, das 1870 J. M. de la Pena über den Staat Bolivar herausgegeben hat. Antwort: „daß er, wenn rein, die beſte Verbindung zwiſchen dem Magdalenenſtrom und der Lagune von Barranquilla bilden würde." Wenn rein? Seit 1870 hat er in die letztere ſo viel Sand und Schlamm geſpült, daß die Lagune noch trockener geworden iſt als ſie früher war, und wird er nicht bald beſeitigt oder ganz verändert, ſo nimmt er ganz beſtimmt dem Orte noch den letzten Reſt des Waſſerverkehres.

Den Platz, von welchem aus das vorliegende Bild aufgenommen iſt, wird der Bewohner von Barranquilla leicht entdecken, wenn er von der Waſſerſeite der Stadt aus die Augen über die Lagune und die nahen Gebüſche des Stromreviers gleiten läßt. In der Nähe von Barranquilla giebt es auf der Waſſerſeite nur einen Platz, der hohe Kokospalmen aufzuweiſen hat; ſie umſtehen eine mitten im Flußlande einſam gelegene Anſiedlung; verfallen iſt das Haus, die Scheuer, das Pfahlwerk, das einſt die Beſitzung eingezäumt hat. Man nennt dieſen Ort el Moro; ehedem ſoll ſich hier eine rüſtige Gewerbsthätigkeit entwickelt haben, jetzt iſt Alles Ruine. Die ausgelaſſenen nackten Kinder zweier Zambofamilien, die ſich in dieſe Ruinen eingeniſtet haben, lehnten ſich an meine Knie, während ich zeichnete, und es war beluſtigend anzuhören, wenn ſie ihrer Frau Mutter die Kunde von den Wunderdingen zuriefen, die ſie in meiner Mappe geſehen hatten. Sonſt war es dort, trotz der Nähe der Stadt, ſehr ſtill und einſam; nur ſelten kam ein bedächtig wandelnder Eſel vorbei, welcher an jeder Seite große Maſſen Maisgrün trug und zwiſchen dieſen Haufen auf hohem Sitz den braunen Burſchen, der ihn mit den kreuzweis übergeſchlagenen Füßen in läſſiger Weiſe lenkt.

Johannes Brahms.

Von

La Mara.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Seit der moderne Subjectivismus in die Musik gekommen und die Individualität nach Geltung im Kunstwerk strebt, hat sich an die Stelle des absolut Schönen ein relativ Schönes, an die des allgemeinen Kunstideals ein besonderes, persönliches gestellt. Der moderne Künstler will aus sich selbst, aus seinem eigensten Kreise heraus, nicht von diesem losgelöst begriffen werden. Früher war dies anders. Das persönliche Leben unserer älteren classischen Meister tritt nirgends in das von ihnen gebildete Kunstwerk herein; der darzustellende Gegenstand selbst erfüllt sie so voll und ganz, daß sie sich ihm mit einer naiven Schaffenslust hingeben, wie sie unserem heutigen Geschlecht völlig abhanden gekommen. Beethoven zuerst führte den Schmerz in die Musik ein und verhalf dem tiefen, rein menschlichen Unbefriedigtsein, dem Ringen nach übersinnlichem Ausdruck zu einer berechtigten Stellung. Von dem gleichmäßigen, ruhigen Licht, der reinen, durchsichtigen Atmosphäre, die die Gebilde seiner Vorgänger ausstrahlen, von der Insichabgeschlossenheit der Werke Haydn's und Mozart's zumal, ihrer „Harmonie in den Schranken der Endlichkeit", mußten die seinen sich naturgemäß entfernen, deren Wesen die „aufgeschlossene Unendlichkeit" ist. Wie aber Beethoven, der Vollender der Classicität, zuerst neben dem Object ein Subject gegenständlich machte, dessen Verständniß für den Genuß des Ersteren Bedingniß ward, so hat das ihm nachgeborene Kunstgeschlecht — die Romantiker — jenen Subjectivismus allmälig derart weiter ausgebildet, daß er zum Uebergewicht über das absolut Formschöne gelangte.

Dem Verständniß des Kunstwerks selber ist dies freilich nicht eben förderlich gewesen. Je individueller und eigenthümlicher dasselbe geartet, um so enger wird sich der Kreis derer ziehen, deren Empfinden sich in Uebereinstimmung mit dem darin niedergelegten Gefühlsinhalt findet; um so vielseitigerer Widerspruch auch wird seiner Verbreitung begegnen, so lange das sich Hineinleben und Hineinarbeiten in eine künstlerische Individualität als eine unberechtigte Forderung zurückgewiesen wird. Gleichwohl wird gerade bei den vornehmsten unserer zeitgenössischen Tondichter solche Forderung geradezu zum zwingenden Gebot, und da die Zeit wohlfeilen, oberflächlichen Genusses, wenigstens in der deutschen Tonkunst, mehr und

mehr dahin scheint, werden sich die Freunde jener bequemen Genußtheorie am Ende immer vergeblicher dagegen auflehnen. Ist nun der Genuß eines Kunstwerkes mehr als ein blos passives Verhalten, besteht vielmehr das rechte Verständniß und damit das höchste Genießen in einer Art geistigen Nach- und Selbstschaffens des vom Künstler Dargebotenen: so wird — je mehr wir uns hierzu genöthigt finden — auch der häufig gehörte Vorwurf allmälig verstummen müssen, daß die überhand nehmende Pflege der Musik eine gewisse geistige Unthätigkeit, eine bloße Traumseligkeit und Gefühlsschwelgerei begünstige, die uns Heutige eines wirklich verständnißvollen Erfassens, eines tieferen Eindringens in das Wesen der Kunst immer mehr entwöhne. Musik ist eben Höheres als eitler Sinnengenuß, Besseres auch als eine klingende Begleiterin gaukelnder Träume: sie ist das „Ideal selbst, die blosgelegte Seele aller Künste", sie ist Offenbarung, deren Tiefen sich nur dem gläubigen Gemüth, nur dem ernst suchenden Geiste erschließen.

Unter den Meistern, deren Werke behufs wahrhafter Würdigung eine selbstverleugnende Hingabe bedingen, steht Johannes Brahms in vorderster Reihe. Wer seiner Gaben recht froh werden will, muß ernsthaft um seine Freundschaft werben; wer in die Mysterien seiner Kunst eingeweiht zu sein begehrt, muß sich solche Gunst verdienen. Der Werth dessen, was er uns giebt, liegt nicht oben auf, sondern tief drinnen. Seine Weise ist nach Innen gekehrt, gedankenvoll, seine Rede oft räthselhaft und herbe, fern von gewinnender Anmuth und offener Freundlichkeit, wie sie sich unserer Sympathie leicht bemächtigen. Eine gewisse tiefsinnige Schwere haftet an seiner Tonpoesie; sie spottet des einmaligen Hörens, mit dem so viele unserer Musikfreunde sich einem Kunstwerk gegenüber abfinden zu können meinen, um ungescheut darüber abzurtheilen; sie verlangt ein eingehendes, liebevolles Studium, um ihre innerlichen Reize zu enthüllen. Mehr mit der Seele als mit dem Ohr muß man ihr lauschen, so sehr hat diese Musik sich ihres sinnlichen Charakters begeben und in einer transcendentalen Welt ihre Heimath. Brahms fragt nicht nach Sinnenreiz; er faßt seine Kunst von ihrer geistigsten Seite; nur Höchstgedachtes, Tiefstgefühltes legt er darin nieder. Eine Stimmung, wie sie über Beethoven's letzten Quartetten schwebt, scheint in ihm fast bleibend geworden. Mehr Größe als Grazie wohnt seiner Darstellungsart inne, und natürlicher als das Lächeln steht ihm die Philosophenmiene zu Gesicht. So fröhlich er, der Vielseitige, in allen Zungen Beredte, mitunter auch scherzen kann, er ist im Grunde sehr ernst gestimmt, und selbst wo er — wie in seinen Tänzen — von dem ihm eingeborenen Tiefsinn losgebunden erscheint, blickt hier und dort zwischen den heiteren Rhythmen die Denkerfalte auf der Stirn und ein melancholisches Augenpaar hindurch. Sein Humor ist stark mit Wermuth vermischt und läßt mehr vom Salzgehalt der Thränen als vom rechten Frohmuth des Herzens spüren. Kann uns das Wunder nehmen, nachdem uns Aristoteles belehrt, daß den bedeutenden Menschen insgemein eine melancholische Gemüthsart eignet?

Wer freilich als erstes Bedingniß vom Kunstwerk sonnige Helle und durchsichtige Klarheit fordert, wer den lichtvollsten unserer großen Tonmeister: Mozart, als höchstes Ideal verehrt, der wird in Brahms nicht wohl etwas Anderes als dessen Antipoden erkennen wollen. Viel näher werden ihm Jene stehen, deren Kunstliebe an Bach, dem letzten Beethoven und Schumann herangereift, wie sie sich ja auch aus seinem Schaffen heraus deutlich als die offenbaren, welche seinem Künstlerherzen als die Nächsten, Theuersten gelten. Mit ihnen, den Größeren, hat er die tiefsinnige Tonsprache, den dem Höchsten zugewandten Geist, die Richtung auf das Reflective, Subjective gemein, die sich bei ihm häufig gar zum Grüblerischen, Wühlerischen steigert. Nahe liegt ihm, dem tief in sich Versenkten, zumal in seinem früheren Schaffen die Gefahr, sich zuweilen in das Gebiet der Reflexion und Speculation zu verlieren, wo der Philosoph den Dichter hinter sich zurückläßt. Durfte man schon bei Schumann von „Labyrinthen", wenn auch von „unendlich interessanten, schönen", sprechen, so mitunter wohl auch bei ihm, der uns gar manches Mal in eine noch düsterere, lichtlosere Sphäre führt, ja der sich um so wohler zu fühlen scheint, je ernstere Geister er in Töne

bannt, je dunkler die Sprache, die er redet. Daher trotz aller Klarheit und Plastik der Form bei ihm die Schwierigkeit des geistigen Verständnisses. In der Natur seiner Kunst liegt es gleichsam, daß sie den Einen aufs Innigste sympathisch, den Anderen, der sich mit höchsten Dingen und Fragen, wie Brahms sie heraufbeschwört, ungern befaßt, geradezu antipathisch berührt.

Seine Technik ist äußerst schwierig, seine Architektonik complicirt, kunstvoll in der Anordnung, meisterlich formvollendet. Bei feinster, sorgfältigster Ausführung bis ins kleinste Detail imponirt sie mehr durch die ihr eigenthümliche Wucht, als durch Leichtigkeit der Gestaltung. Ein Meister der Contrapunktik, wie er unter den Gegenwärtigen nur wenige seines Gleichen finden dürfte, handhabt er mit Vorliebe die strengen Formen seiner Kunst, hierin eine Verwandtschaft mit dem alten Sebastian bekundend, die ihm das Prädicat eines modernen Bach eingetragen hat. Die polyphone, logisch gefestigte Gestaltungsweise, die großartigen Verhältnisse, die Ebenmäßigkeit in Beider Werken machen ihre Aehnlichkeit augenfällig. Auch bei dem modernen Künstler tritt das harmonische Element in den Vordergrund, so reich seine Werke an Musterstellen melodischen Ausdruckes, so voll und breit ihm der gesangliche Strom auch fließt, und während seine Tongebilde nahezu ausnahmslos etwas Breites, Imposantes charakterisirt, geht ihnen mehr oder minder das äußerlich Reizvolle, Sinnenfällige der Melodik und damit zugleich das unmittelbar Packende der Wirkung ab. Nicht eine schmeichelnde, sondern vielmehr eine bildende, sittigende Macht wohnt ihnen inne; ähnlich den Werken seines großen Vorbildes Bach. Das sittliche Element trägt bei ihm die Herrschaft davon über das sinnliche, und die schöne Griechenlehre von der ethischen Bedeutung der Musik findet unter den modernen Tonsetzern keinen beredteren Vertreter als Johannes Brahms. Er hat demgemäß nichts Blendendes, Berückendes, noch gewaltsam mit sich Fortreißendes; seinem Kunstausdruck ist eine gewisse Reserve eigen, eine aristokratische Vornehmheit und keusche Strenge, die ihn meist vor vollem, rückhaltlosem Ausbruch der Leidenschaft bewahrt. Er gefällt sich in gebrochenen Lichtern, jenem wechselnden Schillern zwischen Freude und Schmerz, und allen blos äußerlichen Glanz meidend, beschränkt er sein Colorit auf das nothwendige Maß. Mit den dunkelsten Tinten malt er seine ergreifendsten Bilder. Mag aber seiner in sich geschlossenen, echt norddeutschen Art immerhin die unmittelbar zündende, elektrisch treffende Kraft mangeln: die, welche den Schlüssel zur Geheimschrift seines Wesens gefunden, zieht er um so unwiderstehlicher in seine Zauberkreise. Wer ihn einmal lieb gewonnen, wird nimmer wieder von ihm lassen können; ihm ist der Blick in ein unermeßlich reiches, gottbegnadetes Innenleben aufgethan und Offenbarungen wundersamster Art enthüllen sich ihm. Bei Brahms ist des Schöpfens kein Ende. Es lohnt sich bei ihm in die Tiefe zu steigen. So oft wir an seine Werke herantreten, immer neue Schönheiten blühen uns darin auf, ob wir sie auch ganz und völlig ergründet zu haben meinten. Freilich nur dem emsig suchenden Auge wird solche Erkenntniß, dem kalt vorübergleitenden Blick drängt sie sich nimmer auf, ihm bleibt sie verborgen.

So konnte es geschehen, daß er, den beim Beginn seiner Künstlerlaufbahn ein Willkommenruf grüßte, wie ihn begeisterter und verheißungsreicher wohl kaum je ein anderer Künstler vernommen; er, den ein Robert Schumann, noch bevor er selber auf ewig verstummte, der musikalischen Welt gleichsam als sein letztes Vermächtniß zuführte, nahezu zwei Jahrzehnte lang nicht vielmehr als ein Fremdling blieb im eigenen Vaterlande, daß die Sprache, die er redete, der Ueberzahl derer, die ihn hörten, eine unverständliche däuchte. Die Lorbeeren und Palmen, die Schumann ihm prophezeit, wuchsen ihm nur kärglich zu, wogegen sich das Wort von den Wunden, die seiner warten würden, alsobald bewahrheitete. Unbeirrt ging er trotz alledem seine Bahnen, unbekümmert darum, ob die Mitwelt ihm ihren Beifall spende oder verweigere. Er verschmähte es, auf Kosten seiner besseren Ueberzeugung um ihre Gunst zu werben; wie es der Genius ihm eingab, aus seinem eigensten, innersten Leben heraus fuhr er fort zu gestalten. Da ward zu Ende des verflossenen Jahrzehnts die Aufmerksamkeit

des musikalischen Deutschlands zum anderen Male auf ihn gelenkt. Die Zeit war gekommen, wo er, wie Schumann voraus verkündet, „seinen Zauberstab dahin senkte, wo ihm die Massen, im Chor und Orchester ihre Kräfte leihen“: sein deutsches Requiem war erschienen und erhob den gebieterischen Anspruch auf Geltung als das, was es in Wahrheit ist — ein Meisterwerk obersten Ranges. Es machte die Runde durch die deutschen Lande und Städte und eroberte seinem Schöpfer die ihm bis dahin vorenthalten gebliebene offene Anerkennung und Theilnahme seines Volkes.

Nun kam auch die Prophetengabe Schumann's, die sich einst schon an Mendelssohn, Chopin, Franz u. A. glänzend bewährt hatte, noch bei Brahms zu Ehren. Mochten ihm auch seine Widersacher — und er hatte und hat deren viele — seine Größe neiden und bestreiten, sie vermochten sie auf die Dauer doch nimmer zu verleugnen. Mit zu entschiedener Hand hatte er endlich von der ihm gebührenden Stellung unter den Ersten seiner Kunst Besitz ergriffen, mit zu lauter Stimme bezeugten sich das Requiem, nicht minder das Schicksalslied, die Rhapsodie mit ihrem unvergleichlich tiefen dichterischen Gehalt als höchste Weihegeschenke des Genius, als daß die landläufigen Schlagworte von gekünsteltem Schaffen und mangelnder Inspiration nicht allgemach an ihrer Wirkung Einbuße erleiden mußten. Immer rückhaltsloser und allgemeiner erkennt man jetzt in Brahms einen der Berufenen, welche den höchsten Gehalt ihrer Zeit in idealer Weise künstlerisch verkörpern und somit an der Spitze der gegenwärtigen Musikentwickelung einherschreiten. Es ist viel Kampf und Gährung in unserer Zeit, viel gegensätzliches excentrisches Empfinden, viel starkes Ringen nach Befriedigung, nach neuen Formen für den neuen Lebensinhalt, viel kraftvolles Wollen und Wissen und Können — der Meister, der diesen Zeitgehalt zusammenfassend zu künstlerischer Darstellung bringt, muß darum auch, wie Schumann sie an seinem Brahms voraussah: neue Bahnen wandeln.

In Hamburg, der freien deutschen Reichsstadt, hat Johannes Brahms seine Heimath. Der Ungunst und dem Druck äußerer hemmender Verhältnisse zum Trotz keimte dort seine künstlerische Größe empor. Sein Vater, Johann Brahms, war ein schlichter Musiker, der die Fertigkeit, welche er sich auf mehreren Streich- und Blasinstrumenten erworben hatte, verwerthete, indem er bei Tanz- und Unterhaltungsmusik aufspielte. Eine Zeit lang, und zwar zu Anfang der fünfziger Jahre, bekleidete er auch die Stellung eines dritten Contrabassisten im Hamburger Stadttheaterorchester. Durchaus rechtschaffenen, gutherzigsten Charakters, wiewohl nicht eben weitschauenden Geistes, ward er von seiner Gattin, Christine geb. Möser, an natürlicher Verstandesgabe überragt, ohne daß sie des Segens wirklicher Bildung theilhaftig gewesen wäre. Nach dem Tod seiner ersten Frau (1866) schloß er ein zweites Ehebündniß mit einer Wittwe, die ihn, der 1872 starb, noch überlebt. Von den drei Kindern, die ihm in erster Ehe geboren wurden, trat Johannes als das älteste am 7. März 1833 ins Leben ein. Die beiden jüngeren, ein Sohn Namens Fritz (geb. den 26. Mai 1835) und eine Tochter, leben noch in ihrer Vaterstadt; die Letztere verheirathet, der Erstere als ein tüchtiger Künstler, der sich, von Eduard Marxsen, dem berühmten Lehrer des älteren Bruders, gebildet, in Concerten vielfältig als ausgezeichneter Pianist bewährt hat und auch als Lehrer eines verbreiteten Rufes genießt.

Ueber den Studiengang von Johannes empfingen wir von der Hand seines Meisters Marxsen* — desselben, dessen Verdienste um Brahms Schumann bereits rühmend hervorhebt — eingehende briefliche Mittheilungen. Laut denselben wurde der zehnjährige Knabe, der zur Zeit eine gewöhnliche Volksschule besuchte, welche auch bis zur frühzeitigen Confirmation nicht gewechselt wurde, im Jahre 1843 von seinem damaligen Clavierlehrer Cossel — einem Schüler Marxsen's — zu diesem gebracht, mit der Bitte ihn zu prüfen und, falls er musikalische Anlagen vorfände, die weitere Unterweisung desselben zu übernehmen. Er spielte ihm einige Etüden aus dem ersten Heft von Cramer „sehr wacker“ vor. Gleichwohl wies Marxsen die Uebernahme des Unterrichts

* Marxsen ist ein Schüler des Ritter von Seyfried und Carl Maria von Bocklet in Wien.

mit dem Bedeuten zurück, daß derselbe ja in den besten Händen sei und eine Fortsetzung in begonnener Weise für jetzt noch völlig ausreiche. Erst als wenige Monate später der Vater von Johannes in seinem und des Lehres Namen die Bitte wiederholte, ließ er sich bereit finden, dem Knaben allwöchentlich eine Stunde zu widmen, unter der Bedingung, daß der Unterricht bei Cossel daneben ruhig fortdauere. Dies geschah; doch kaum nach Jahresfrist ersuchte Letzterer Marxsen dringend, fortan die Führung seines Schülers allein auf sich zu nehmen, da derselbe so schnell vorwärts schreite, daß er sich nicht getraue, ihm irgend welche Bemerkung zu machen. In der That ließen sich bedeutende Fortschritte gewahren; nur erschienen sie mehr als das Resultat von großem Fleiß und emsigem Eifer, als daß sie ein ungewöhnliches Talent verriethen. Von nun an nahm Marxsen denn die Ausbildung des Knaben völlig in seine Hand. Er that dies um so bereitwilliger, als die Eltern dieselbe nicht aus eigner Kraft nach Wunsch zu fördern vermochten, ihm auch überdies sein Schüler selbst schon lieb geworden war. „Das Studium im praktischen Spiel," äußert er sich selber wörtlich, „ging vortrefflich und es trat immer mehr Talent zu Tage. Wie ich aber später auch mit dem Compositionsunterricht einen Anfang machte, zeigte sich eine seltene Schärfe des Denkens, die mich fesselte, und so unbedeutend auch die ersten Versuche im eigenen Schaffen ausfielen, so mußte ich darin doch einen Geist erkennen, der mir die Ueberzeugung gab, hier schlummere ein ungewöhnliches, großes, eigenartig-tiefes Talent. Ich ließ mir deshalb keine Mühe und Arbeit verdrießen, dasselbe zu wecken und zu bilden, um dereinst für die Kunst einen Priester heranzuziehen, der in neuer Weise das Hohe, Wahre, ewig Unvergängliche in der Kunst predige und zwar durch die That selbst."

In seinem vierzehnten Jahre ließ sich der Knabe in einem eigenen Concerte zum ersten Mal vor den Musikfreunden seiner Vaterstadt öffentlich hören. Das Programm brachte außer Bach, Beethoven und Mendelssohn auch eine Nummer eigener Composition: Variationen über ein Volkslied, deren eine aus einem höchst gelungen ausgeführten Canon bestand. Weiterhin folgten noch einige Concerte, auch unterstützte er zuweilen andere Concertgeber durch Solovorträge oder Begleitung zu Gesang, und die Presse besprach seine Erstlingsleistungen in sehr anerkennender Weise. Nichtsdestoweniger hielt sein Meister ihn während seiner letzten zwei Studienjahre, bevor er Hamburg verließ, vom öffentlichen Auftreten fern, damit er um so ungestörter seine künstlerische Ausrüstung vollende.

Im Jahre 1853 endlich fühlte er sich für eine erste Kunstreise reif. Die nächste Veranlassung zu derselben gab die Bekanntschaft des ungarischen Violinvirtuosen Remenyi, der in Hamburg viel Glück machte; mit ihm einigte er sich zu einer Concertreise durch Norddeutschland. Das erste Ziel derselben war Hannover. Hier lernte Brahms Joseph Joachim kennen, der sogleich lebhaftes Interesse für ihn faßte und jene freundschaftlichen Beziehungen mit ihm anknüpfte, die sich in steter Dauer und Steigerung bis auf diesen Tag erhalten haben. Er wurde auch dem kunstliebenden König von Hannover vorgestellt, der ihm seine Huld sofort zuwandte, ihn sogar oft in seinem Familienzirkel spielen ließ und ihn gern den kleinen Beethoven benannte.

Viel machte namentlich sein Auftreten in Celle von sich reden, wo das Künstlerduo sich wie in verschiedenen anderen hannoverschen Orten hören ließ. Während der Probe daselbst hatte Brahms sich mit einem so unzulänglichen Clavier begnügen müssen, daß ein Musikfreund ihm für den Concertabend seinen neuen Flügel zur Stelle zu schaffen versprach. Derselbe fand sich zur bestimmten Stunde denn auch richtig vor, stand aber um einen halben Ton zu tief und Remenyi weigerte sich, seine Geige danach herabzustimmen. Da erbot sich Brahms ohne Weiteres, in der Anfangsnummer: Beethoven's C-moll-Sonate für Pianoforte und Violine, seinen Part nach Cis-moll zu transponiren und führte dies Wagniß wirklich sofort ohne jede Vorbereitung, ja sogar ohne Noten zur Bewunderung Aller glücklich aus. Der junge Künstler selbst schätzte übrigens seine allseitig angestaunte Leistung so gering, daß er ihrer seinem Lehrer Marxsen gegenüber nur scherzhaft gedachte. Auch überraschte sie diesen Letzteren keineswegs,

denn, ſagt er: „Brahms war ſchon ſeit Jahren bei mir gewohnt geweſen, große Muſikſtücke prima vista in jegliche beliebige Tonart zu transponiren, um dadurch eine freie, unabhängige Technik zu gewinnen. Sein Gedächtniß iſt ſo erſtaunlich, daß es ihm gar nicht einfiel, auf Concertreiſen Noten mitzunehmen. Beethoven und Bach nebſt einer großen Anzahl der modernen Concertpiecen von Thalberg, Liszt, Mendelsſohn u. A. waren ſeinem Gedächtniß feſt einverleibt, als er als zwanzigjähriger Jüngling ſeine erſte Reiſe in die Welt antrat."

Johannes Brahms.

In Weimar konnte es nicht fehlen, daß Franz Liszt's klares Künſtlerauge den Außergewöhnlichen erkannte und er ihn als ſolchen ehrte. Während ſeines mehrwöchentlichen Aufenthaltes daſelbſt wohnte er bei Liszt, in der von ihm bewohnten „Altenburg", und der berühmte Meiſter fand eine beſondere Freude daran, die Compoſitionen, welche Brahms im Manuſcript mit ſich führte, zu ſpielen und vorzuſpielen. Von dem Es-moll-Scherzo (op. 4) wird ſogar erzählt, daß Liszt dasſelbe den bei ihm verſammelten Gäſten dreimal hintereinander zum Beſten gab, und dem Componiſten ſo eifriges Lob ſpendete, daß ſeine eigenen Schüler darob eiferſüchtig wurden.

Nachdem er ſich in Weimar von Remenyi getrennt, wanderte Brahms über Göttingen, wo damals Joachim lebte, mit einer Empfehlung von dieſem an Robert Schumann verſehen, zu Fuß weiter gen

Düsseldorf. Der erste Empfang von Schumann's Seite war frostig; aber als er andern Tages Einsicht in seine Manuscriptwerke nahm und ihn spielen hörte, da begrüßte er freudigen Herzens in ihm den ebenbürtigen Kunstgenossen. Kaum das erste Stück ließ er ihn zu Ende spielen, als er ihn schon mit dem Ausruf: „Das muß Clara hören!" unterbrach und seine Frau mit den Worten herbeirief: „Hier, liebe Clara, sollst du Musik hören, wie du sie noch nicht gehört hast!" — Leider machte eine mehrmonatliche Reise des Schumann'schen Künstlerpaars nach Holland dem Verkehr der beiden geistesverwandten Meister ein schnelles Ende; doch versäumte der ältere wenigstens nicht, dem jüngeren ein offenes Empfehlungsschreiben mit auf den Weg zu geben. Zu seinem Preise ward nach zehnjährigem Stillschweigen die einst so beredte Stimme Schumann's in der von ihm begründeten „Neuen Zeitschrift für Musik" (28. October 1853) noch einmal und zum letzten Male wieder laut und kündete in begeisterter Rede den Ruhm dessen, der nicht wie Andere uns „die Meisterschaft in stufenweiser Entfaltung bringe, sondern der Minerva gleich, vollkommen gepanzert dem Haupte des Kronion entsprang." „Und er ist gekommen," heißt es, „ein junges Blut, an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten. Er heißt Johannes Brahms, kam von Hamburg, dort in dunkler Stille schaffend, aber von einem trefflichen und begeistert zutragenden Lehrer gebildet (Eduard Marxsen in Altona) in den schwierigsten Satzungen der Kunst, mir kurz vorher von einem verehrten bekannten Meister empfohlen. — Er trug auch im Aeußern alle Anzeichen an sich, die uns ankündigen: das ist ein Berufener. Am Claviere sitzend, fing er an, wunderbare Regionen zu enthüllen. Wir wurden in immer zauberischere Kreise hineingezogen. Dazu kam ein ganz geniales Spiel, das aus dem Clavier ein Orchester von wehklagenden und laut jubelnden Stimmen machte. Es waren Sonaten, mehr verschleierte Symphonien — Lieder, deren Poesie man, ohne die Worte zu kennen, verstehen würde, obwohl eine tiefe Gesangsmelodie sich durch alle hindurchzieht — einzelne Clavierstücke, theilweise dämonischer Natur von der anmuthigsten Form — dann Sonaten für Violine und Clavier, Quartette für Saiteninstrumente, und jedes so abweichend vom andern, daß sie jedes verschiedenen Quellen zu entströmen schienen. Und dann schien es, als vereinigte er, als Strom dahin brausend, alle wie zu einem Wasserfall, über die hinunterstürzenden Wogen den friedlichen Regenbogen tragend und am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallenstimmen begleitet. Wenn er seinen Zauberstab dahin senken wird, wo ihm die Mächte der Massen im Chor und Orchester ihre Kräfte leihen, so stehen uns noch wunderbarere Blicke in die Geheimnisse der Geisterwelt bevor. Möchte ihn der höchste Genius dazu stärken, wozu die Voraussicht da ist, da ihm auch ein anderer Genius, der der Bescheidenheit, innewohnt. Seine Mitgenossen begrüßen ihn bei seinem ersten Gang durch die Welt, wo seiner vielleicht Wunden warten werden, aber auch Lorbeeren und Palmen; wir heißen ihn willkommen' als starken Streiter!"

Allgemeines Aufsehen erregte dieser Heroldruf Schumann's in der musikalischen Welt, und „es gab", schreibt uns Marxsen, „damals wohl nur einen Menschen in der Welt, der davon nicht überrascht war, und dieser bin ich wohl selbst. Ich wußte, was Brahms leistete, wie umfassend, gediegen seine Kenntnisse waren, welch hehres Talent ihm die gütige Vorsehung verliehen, und wie schön es im Aufblühen sich entfaltete. Aber Schumann's Anerkennung und Bewunderung war zugleich auch für mich eine große, große Freude; hatte ich doch dadurch die seltene Genugthuung, daß der Lehrer die rechten Pfade erkannt habe, um dem Talente seine Eigenthümlichkeit zu bewahren und es so zur Selbständigkeit heranzubilden."

Aller Augen richteten sich alsbald auf den so hoch Gepriesenen, neue, gewaltige, allerhöchste Thaten von seiner jungen Meisterschaft erwartend und begehrend. Als er nun im selben Winter noch vor Jahreswende nach Leipzig kam und in Brendel's Hause zuerst im Kreise seiner hiesigen Kunstgenossen debutirte, harrte seiner zwar ein verheißungsreicher Empfang, und Berlioz, der sich unter den Zuhörern befand, schloß ihn sogar stürmisch in seine Arme; als er aber vor die Oeffentlichkeit trat

und im zweiten Abonnement-Quartett (am 17. December) im Gewandhaus seine C-dur-Sonate und sein Es-moll-Scherzo spielte, war der Erfolg trotz alledem ein getheilter. Nur durch eine Besprechung der „Neuen Zeitschrift für Musik" geht ein leiser Abglanz des Enthusiasmus, wie er aus Schumann's Worten gesprochen. Hier anerkennt man bereitwillig das „Gewaltige, Hinreißende, den Schwung und die Reife" der vorgeführten Werke, die Wirksamkeit und Neuheit ihrer Modulationen, die imposante Schönheit der Gedanken, die reine Kunstgesinnung, die sich „trotz einiger Rauhheiten und Ecken in der äußeren, sehr selbständig erscheinenden Form" allenthalben kundgebe, und bewillkommnet den „dem Schumann'schen Genius verwandten Geist, der, auf seinen neuen Bahnen weitergehend, das werden wird, was Schumann vorausgesagt: eine epochemachende Erscheinung in der Kunstgeschichte."

Im Uebrigen stieß seine ausgeprägt eigenartige Künstlerschaft in der „Metropole der Musik" wohl auf mannigfaltige Sympathien,* aber auch auf noch ungleich vielfältigeren Widerstand. Das Erscheinen seiner ersten Werke für Piano und Gesang, die — Dank dem Kunstsinn zweier Leipziger Verleger: Breitkopf & Härtel und Senff — von hier aus in die Welt gingen, änderte an dieser Sachlage nichts: der Streit für und wider Brahms ward nur in weitere Kreise getragen. Es waren eben wundersame Gebilde, diese Erstlingsschöpfungen, so wundersam, daß die Meisten von denen, die sie neugierig zur Hand nahmen, sie kopfschüttelnd bei Seite legten, ohne mit ihnen fertig geworden zu sein. Ihrer Form nach so logisch und doch ihrem Inhalt nach so neu, in ihrer Ausführung so schwierig, in ihrem Geiste so schwer verständlich, war ihre eigenste Natur schon einer weiten Verbreitung hinderlich. Eine kühne, gewaltige Sprache redet der junge Geist, wie sie an den Gewaltigsten, Beethoven, erinnert; während, namentlich in seinen langsamen Sonatensätzen, ein leises Traumleben, ein unendlich feines Gefühlsgewebe auf eine natürliche Wahlverwandtschaft mit Schumann hindeutet. Dabei ist von Reminiscenzen keine Rede (man müßte denn das Hauptthema des ersten Satzes der C-dur-Sonate, das an dasjenige der großen Beethoven'schen B-dur, op. 106, anklingt, durchaus dafür nehmen wollen!); wir schauen bereits einer ausgebildeten Individualität ins Angesicht. Nur gering ist die Zahl der Meister, die ein ähnliches Opus 1 aufzuweisen haben. Nur etwa Beethoven in seinen Trios, Schubert in seinem Erlkönig, Mendelssohn in seinen Quartetten, Berlioz in seiner Vehmrichter-Ouvertüre, Franz in seinem ersten Liederheft haben in diesen ihren Erstlingen schon ihre Eigenart zu so charakteristischem Ausdruck gebracht. Dieses früheste edirte Werk von Brahms — die erwähnte C-dur-Sonate — gehört zugleich zu dem wildesten, stürmischsten, was wir von ihm besitzen. Noch ungebändigt fließt hier der Strom dämonischer Leidenschaft, den er später in engere Grenzen zwingt, ein starkes, fast übermüthiges Kraftgefühl lodert allüberall hervor, eine stolze Freiheit der Gestaltung macht sich geltend, die die Form wie spielend beherrscht und sich in den verwickeltsten thematischen Verschlingungen und contrapunktischen Künsten gefällt, welche letztere jedoch nirgends um ihrer selbst willen da zu sein scheinen, sondern durch ihre geistige Bedeutung erst einen höheren Werth empfangen. Die eigenthümliche Art, wie Brahms die alte contrapunktische Kunst der modernen Vollgriffigkeit verbindet, den doppelten Contrapunkten und Imitationen Füllstimmen hinzufügt, macht seine Instrumentaltechnik so schwierig und giebt ihr jenen wuchtigen Charakter, der zuweilen selbst ans Schwülstige streift und so häufigem Tadel begegnete. Wie schon Schumann seine Sonaten „verschleierte Symphonien" nennt, so wächst ihm, dessen Schreibart durchaus polyphon ist, die Vielstimmigkeit, gemäß eines drängenden, starken Inhalts, oft über den Rahmen des Claviersatzes hinaus. Das gewählte Mittel erweist sich nicht immer adäquat dem darin niedergelegten Gefühls- und Gedankengehalt. Mancherlei technische Unmöglichkeiten, auch harmonische Härten, rauhe und gezwungene Tonverbindungen kommen zum Vorschein, manches Bizarre, Excentrische taucht auf, und nicht allerwärts erscheint die Schönheitslinie streng gewahrt. Es bleibt solcher Sturm und Drang eben das

* Man sehe z. B. den warm geschriebenen Artikel in Nr. 18 der Signale 1854!

Wahrzeichen der Jugend, deren heißes Blut sich abkühlen muß, um zu dem schönen Ebenmaß in Empfindung und Darstellung, der Ruhe in der Bewegung zu gelangen, die allein der Preis eines starken Wollens und Ringens, einer vollendeten Reife sind.

Von noch gefaßterem Wesen und ernsterer Würde bezeugt sich die zweite, Clara Schumann gewidmete Sonate in Fis-moll (op. 2). Sie ist von hoher Tiefe und Gewalt der Empfindung, breit und großartig angelegt. Interessant ist die thematische Einheit sämmtlicher Sätze, deren Einzelmotive alle einem Grundthema entnommen sind, das erst im letzten Satze zur vollen Durchführung und melodischen Ausgestaltung kommt. Es beschränkt ihm dies aber nirgends den gesanglichen Reichthum, und nur das aufmerksam lauschende Ohr vernimmt die geheime Verwandtschaft, die innerhalb der Fülle dieser Melodien waltet. Von heißen inneren Kämpfen, von einer reichen, schönen, wenn auch noch nicht zur vollen Abklärung gediehenen Innerlichkeit erzählt uns diese Musik. Wem freilich für die wortlose Poesie der Töne kein Verständniß gegeben ist, wer ihre symbolische Sprache nicht zu deuten weiß, thut wohl daran, diesen Sonaten, wie der Brahms'schen Muse überhaupt, fern zu bleiben! Mit bloßer Intelligenz kommt man ihr gegenüber nun einmal nicht aus; Dichtersinn aber ist leider auch heutigen Tages keine allverbreitete Gabe.

Eine dichterische Interpretation verlangt insbesondere auch das Andante der dritten Sonate in F-moll, op. 5. Es bekennt sich offen zum Genre der Programmmusik und trägt ein poetisches Motto an der Stirn; aber auch wohl ohne dasselbe würden wir einen der schönsten Liebesgesänge erkennen, wie sie je in Tönen laut geworden. In dem als „Rückblick" bezeichneten Intermezzo hat es sein schönes, nur dunkler, tragischer gefärbtes Gegenstück. Das sind die Höhepunkte des Werks, das als Ganzes gleichwohl hinter der Fis-moll-Sonate zurückstehen muß. Als echt Brahms'sche Züge fallen uns schon hier der lange doppelte Orgelpunkt in der Coda des Andante, das unbestimmte Schweben zwischen Dur und Moll, die häufige Folge von Dreiklängen auf.

Leider sind diese herrlichen Sonatendichtungen, obwohl sie seit bereits zwei Jahrzehnten das Eigenthum der Musikwelt geworden, fast ganz unbekannt. Ihre aristokratische Natur, die sie mit den meisten Erzeugnissen ihres Schöpfers theilen, giebt ihnen mehr inmitten exclusiver Künstlerkreise als im großen Publicum das Heimathrecht. Dennoch gehören sie zu den Zierden unserer Clavierliteratur und neben den Sonaten Schumann's gebührt ihnen eine bleibende Stelle.

Nicht glücklicher ist es den übrigen Compositionen ergangen, die im selben Jahr (1854) aus Brahms' stillem Arbeitszimmer heraus an die Oeffentlichkeit traten. Seinem Claviertrio op. 8 hat sich wohl nur zu wenigen Malen der Concertsaal aufgethan und von den Liederheften op. 3, 6 und 7 scheint nur der erste Gesang „Liebestreue" standhaft der Vergessenheit zu trotzen. Zu ihm (eigentlich einem von einer Stimme vorgetragenen Zwiegesang) greifen unsere besseren Sängerinnen neuerdings mit immer wachsender Vorliebe zurück, nicht ohne sich dadurch eine wahrhaft ergreifende Wirkung zu sichern. In wundervoller Weise wird dem Componisten der dichterische Gehalt hier musikalisch flüssig; die Verklärung des Wortes im Ton vollzieht sich in unbeschreiblicher Schöne. Trotz der Verschiedenheit des Einzelwesens dieser Lieder haben sie übrigens alle einen Strom edler inniger Melodie gemein; ja so absolut musikalisch verfährt der Tonsetzer in der melodischen Ausdrucksweise, daß ihm die Kritik (in op. 6) sogar einige Verstöße gegen die richtige Declamation nachweisen konnte.

Der technischen Ausführung bieten all' diese ersten Gesänge keinerlei Schwierigkeiten; sie geben sich ihrem Charakter gemäß ungleich einfacher als die besprochenen Pianofortewerke. Die meist beibehaltene Structur der Liedform läßt nicht wie bei jenen complicirte contrapunktische Combinationen zu, ob sich der Contrapunktist auch hier nicht verleugnet, wie ja die erwähnte „Liebestreue" beispielsweise canonisch gehalten ist. Schwerer ist den Liedern von ihrer geistigen Seite her beizukommen; sie erfordern feinfühlige Sänger und Begleiter: ein Duett, das sich leider nicht allzu häufig findet.

Wie sie, im Ganzen mehr für den Haus- als Concertgebrauch geeignet, stellen sich die Variationen und Clavierballaden op. 9 und 10 dar. Die Ersteren — über ein

Thema von Schumann (Albumblatt aus op. 99) geschrieben und dessen Gattin gewidmet — geben der Trauer um den geliebten Meister, der damals hoffnungslos in Endenich weilte, Ausdruck. Sie feiern ihn in einem rührenden, düstertönigen Klagegesang, der selbstverständlich mehr zu stillem Genusse als zu lauter Wiedergabe auffordert. Ebenso wollen die schwermuthsvollen, fein tonmalerischen Balladen mehr für sich als für Andere gespielt sein; ihr zarter geistiger Duft verflüchtigt sich allzu leicht im Concertsaal, der greifbarere Gestalten und Rhythmen fordert.

Nach Veröffentlichung dieser letzten Balladendichtungen, die der der vorhergehenden Werke erst zwei Jahre später (1856) folgte, versank Brahms in ein tiefes Schweigen. In musikalischen Blättern und Katalogen gab es viele Jahre hindurch kein neues Werk von ihm zu verzeichnen, denn das einzige, was er inzwischen (1858) veröffentlichte — ein Heft „Volkskinderlieder, den Kindern Robert und Clara Schumann's gewidmet" — nannte nicht einmal seinen Namen. Erst als 1861 endlich eine Reihe neuer Schöpfungen ans Licht kam, war von ihm als Componist wieder die Rede. Mittlerweile hatte er seit Anfang 1854 längere Zeit in Hannover gelebt. Es folgten Concertreisen bald mit Joachim, bald mit Stockhausen in Hamburg, am Rhein und anderwärts. Wiederholt besuchte er in der Heilanstalt zu Endenich bei Bonn Robert Schumann, dessen verhängnißvolle Krankheit ihn tief erschütterte. Erst als sich ergab, daß diese Besuche stets eine gesteigerte Aufgeregtheit des unglücklichen Meisters zur Folge hatten, stellte er dieselben ein. Im Jahre 1858 bekleidete er in Detmold die Stellung eines Dirigenten der Hofconcerte und des Gesangvereins, an dem der Fürst selbst thätigen Antheil nahm. Doch gelang es trotz aller Bemühungen nicht, ihn dauernd daselbst zu fesseln. Während der nächsten Jahre nahm er nirgends einen festen Wohnsitz; nur zweimal hielt er sich einige Sommermonate hindurch in seiner Vaterstadt auf. Im Uebrigen führte er nach Künstlerart, vielfach concertirend, ein ruheloses Wanderleben, das ihm den Vortheil der persönlichen Bekanntschaft mit den besten Künstlern der Jetztzeit vermittelte. Besondere Sympathien fand er, Dank Kirchner's ihm bahnbrechenden Bestrebungen, in der Schweiz; noch entschiedenere in Wien, wo er im Jahre 1862 zuerst eintraf. Als Interpret der Werke Bach's, Beethoven's und namentlich Schumann's am Clavier, gewann er sich sofort die Gunst des Publicums und der Kunstgenossen. Ein Wiener Correspondent der Leipziger „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" (Jan. 1863) behauptet sogar: „Wir haben Schumann's Compositionen nie so geistvoll, innig, mit solch' überzeugender Wahrheit vortragen hören als von Brahms," und gelegentlich des zweiten der mit wachsendem Erfolg von ihm veranstalteten Concerte bemerkt derselbe, daß Brahms nicht nur Compositionen von Bach, Beethoven, Schubert, Schumann, sowie seine eigene F-moll-Sonate auswendig spielte, sondern auch, da er die Sachen sämmtlich nicht zur Hand hatte, alle aus dem Gedächtniß geübt habe. (Darunter Bach's chromatische Phantasie und Schumann's Concert sans Orchestre.) „Die geistige Beseelung seiner Vorträge," heißt es an dieser Stelle, „ist unbeschreiblich; sie thut sich in dem edlen, echt poetischen Grundton des Ganzen wie in der Fülle von Details kund, die, so ungesucht sie sind, von zwanzig Virtuosen kaum Einem einfallen."

In der That hat Brahms, obwohl einer der ersten Clavierspieler unserer Zeit, wenig vom eigentlichen Virtuosen. Dazu ist seine Vortragsweise, ebenso wie sein Schaffen, viel zu innerlich geartet. Ihm gilt das Clavierspiel eben nicht als Selbstzweck, sondern lediglich als Mittel zum Zweck. Seine Darstellung ist inspirirt, höchst energisch, voll Größe und Wärme der Auffassung, unbeschadet einer classischen Ruhe. Dabei charakterisirt sie eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Tongebung und vollendete Klarheit. Seines seltenen, einen großen Theil der gesammten Clavierliteratur umfassenden Gedächtnisses gedachten wir schon, und ist dies in der That um so bewundernswerther, als — was bei den Pianisten gewöhnlichen Schlags nicht in Betracht kommt — seine Geisteskraft durch eine umfangreiche schöpferische Thätigkeit absorbirt wird. Wie er selbst in der Regel ohne Noten spielt, pflegte er auch Stockhausen, mit dem er vielfach concertirte, stets auswendig zu begleiten, was um so schwieriger war, als dieser seiner Stimme

wegen so oft zum Transponiren seine Zuflucht nehmen mußte. Brahms gab alsdann nur auf einem kleinen Zettel die Notiz, welche Tonart zu substituiren sei und Stockhausen war sicher, die festeste Stütze an ihm zu haben.

Namentlich für die Popularisirung seiner eigenen Schöpfungen ist seine Verdolmetschung von unberechenbarem Vortheil. Jede Schwierigkeit des Verständnisses scheint da überwunden, und von seiner sicheren Hand gedeutet, löst sich, was uns zuvor ein Geheimniß dünkte. Seinen Leistungen als Componist widerfuhr in Wien denn auch eine gerechtere Würdigung als anderwärts. Den Clavierquartetten, Serenaden und Variationen, die er zu Gehör brachte, ward eine wenn auch nicht enthusiastische, so doch ehrende Aufnahme zu Theil.

Wie es gekommen, daß er, der Norddeutsche, zu ernstester Anschauung des Lebens und der Kunst Geneigte, gerade unter den leichtlebigen Wienern, denen doch die ihm verwandte Kunstnatur Schumann's gar lang ein Geheimniß geblieben war, so schnell Boden faßte, das darf uns um so mehr Wunder nehmen, wenn wir einen vergleichenden Blick auf die Auslassungen der norddeutschen, beispielsweise der Leipziger Presse jener Zeit werfen. Nachdem Brahms am 27. Januar 1859 im Gewandhaus zu Leipzig sein damals noch ungedrucktes Clavierconcert in D-moll vorvorgetragen hatte — ein Werk, das die Unbefangenen unter den Musikkundigen, denen es vertraut geworden, heute dem Besten seines Genres und den bedeutendsten Kunsterscheinungen überhaupt beizählen — da bezeichnete eine der dortigen Fachzeitungen (die „Signale") dasselbe als ein „zu Grabe getragenes" Product von „wahrhaft trostloser Oede und Dürre." Die Gedanken dünken den betreffenden Referenten blaß, schemenhaft, nur hin und wieder von hectischer Röthe angehaucht; von organischer Entwicklung, logischem Fortspinnen, meint er, ist selten die Rede, ihm ist das Ganze „ein dreiviertelstundenlanges Würgen und Wühlen, eine ungegohrene Masse mit einem Dessert von schreiendsten Dissonanzen und mißlautendsten Klängen." Selbst das von Schumann begründete Organ (N. Zeitschrift für Musik) das „gegen die wenig achtbare Weise der Beurtheilung" des in Frage stehenden Werkes „Protest einlegt", betont, wenn schon es seinem dichterischen Gehalt Gerechtigkeit angedeihen läßt, „die Mängel der äußeren Erscheinung."

Erst drei Jahre später erstand Brahms in derselben Zeitschrift (1862, Nr. 12—16) ein beredter Anwalt: Dr. A. Schubring in Dessau (unter der Chiffre D A S), der dem geschmähten Concert zu der gebührenden Schätzung verhalf.* Sämmtliche der bis dahin veröffentlichten Compositionen von Brahms (bis op. 18) einer eingehenden Besprechung unterziehend und das große und vielseitige Genie ihres Urhebers an ihnen darthuend, vindicirt er diesem eine Goethe'sche Kunstnatur, eine zur vollkommenen Ebenbürtigkeit mit Bach, Beethoven und Schumann heranreifende Bedeutung — ein Ausspruch, der, so mannigfaltiger Gegnerschaft er noch heutigen Tages begegnen dürfte, an prophetischer Kühnheit noch um vieles dadurch gewinnt, daß er vor bereits zwölf Jahren gethan wurde. Damals, wo die Gemeinde der Gläubigen, die auf die Erfüllung der Schumann'schen Verheißung durch den jungen Hamburger Meister zuversichtlich hoffte, nur wenige Glieder zählte, wo dagegen der Unglaube und Widerspruch sich ihm gegenüber allenthalben breit machten, war Muth von Nöthen, um ein solches Wort auszusprechen, das erst vom Laufe der Zeit und der heranwachsenden Erkenntniß seine Sanction empfangen konnte. Ist man doch selbst in unseren, in der Würdigung dieser eigenthümlichen Individualität um vieles fortgeschrittenen Tagen im Allgemeinen noch keineswegs darüber einig, ob man in ihr ein Gestirn erster oder zweiter oder noch minderer Größe zu erblicken hat.

Betrachten wir die Werke, welche Brahms, wie erwähnt, nach jahrelanger Pause endlich (von 1861 an) wieder der Oeffentlichkeit übergab, so wird uns die völlig veränderte Physiognomie derselben im Vergleich mit seinen Erstlingscompositionen sofort augenfällig. Die Wolken- und Nebelbilder, die die letzten derselben, zumal seine Balladen erfüllen, sind verstoben, die grausen Nachtgesichte sind heitern Lichtgestalten gewichen. Dem Hang zu grüblerischer

* Diese Artikel wurden später (1868) in der Allgem. Musikal. Zeitung fortgesetzt.

Träumerei, wie dem Bann dämonischer Leidenschaft hat er, so scheint es, sich kräftig entrungen: es ist Friede und ruhige Klarheit über ihn gekommen. Abseits vom romantischen Land, darin er bisher seine schönsten Blumen und Früchte gepflückt, leitet nun sein Weg hinüber nach classischen Gefilden, und während er bislang, nicht in äußerer Nachahmung, sondern in innerer Seelenverwandtschaft und unbeschadet seiner Eigenthümlichkeit, Schumann'sche Bahnen gewandelt, hat er die jahrelange Zurückgezogenheit benutzt, um von neuem bei dem erhabensten unserer Tongeister, Beethoven, und dessen großen Vorgängern in die Schule zu gehen. Neben Beethoven'schen und Schumann'schen Zügen, wie sie sich schon in seinen frühesten Erzeugnissen finden, tauchen jetzt in seinen Serenaden für Orchester (op. 11 und 16) vereinzelte Spuren auf, die an Haydn und Mozart gemahnen. Eine classische, sonnig milde Atmosphäre herrscht in jenen Werken und dem Sextett op. 18 (1862), dem lieblichsten und harmonischsten, was er bisher hervorgebracht. In glücklicher Charakteristik weiß er in seinen „Volkskinderliedern" und den „Liedern und Romanzen", op. 14, wiederum den schlichten Volkston zu treffen, und seine „Marienlieder", op. 22, — unter denen Nr. 2, „Maria's Kirchgang" durch ganz geniale Textbehandlung hervorleuchtet — bezeugen, wie sehr ihm auch der Kunstausdruck der altdeutschen Schule, die religiöse Weise Eccard's und Prätorius' geläufig. Der junge Meister sitzt fest in allen Sätteln, er tummelt seinen Pegasus mit starker Hand und läßt sich von ihm nach jedem beliebigen Ziele tragen. Seine Eigenart bleibt dabei treu gewahrt; was er giebt ist die Frucht eines selbständigen Geistes, der es verschmäht, sich auf breitgetretenen Gleisen zu bewegen. Gesättigt von allem Guten und Großen, was die Vorzeit seiner Kunst überlieferte, zieht er, auf sicherem Fundament zur Selbstentwicklung und Läuterung gelangend, ohne Anschluß an eine der bestehenden Richtungen, frei auf sich selber fußend, seine eigene Straße weiter.

Zu seiner vollen Größe richtet sich Brahms in dem erwähnten Clavierconcert op. 15 auf, einer Größe, die auch durch seine späteren Thaten nicht um vieles überschritten worden ist. Es steht in schroffem Gegensatze zu den Werken, die seine nächste Umgebung bilden; neben den heiteren idyllischen Charakteren der Serenaden und des Sextetts erhebt es sich als eine düstere Riesengestalt, ein Gemälde voll dämonisch entfesselter Leidenschaft und verzweifelten Kampfes um Sein und Nichtsein, um Leben und Tod. In wilden Schmerzensrufen macht sich die gequälte Seele Luft; graus und schauerlich tönt ihr Gesang, rührend, wie unter der Last heimlicher Thränen zusammenbrechend, hinwiederum ihre leise Klage. Erst im zweiten Satze waltet Friede und selige Ruhe: Benedictus qui venit in nomine Domini lautet seine Ueberschrift in der Originalpartitur. Es ist auch eine Art Kirchenscene voll Andacht und frommer Weihe. Als der am populärsten gehaltene Theil tritt das Rondo Finale hervor, das sich gegen das Ende hin zu wahrhaft dithyrambischem Schwunge steigert und das Ganze in erhabenster Weise abschließt.

Man hat das Concert eine neunte Symphonie mit Clavier genannt, und in der That legen die Aehnlichkeit der Stimmung und Situation, die riesigen Verhältnisse der Anlage (im ersten Satz) einen Vergleich beider Werke nahe. In kolossaleren Dimensionen als dies Brahms'sche Maestoso ward noch kein anderer Concertsatz auferbaut. Statt der üblichen zwei Hauptthemen kommen deren fünf darin zur Verarbeitung. Die ganze originelle Tondichtung macht mehr einen symphonischen als concertmäßigen Eindruck und darf demzufolge mit Recht als „Symphonieconcert" bezeichnet werden. Clavier und Orchester treten als gleichberechtigte Mächte auf, deren jede ihre vollen Streitkräfte ins Feld führt; wetteifernd lösen sie einander ab, ohne daß das eine herrschend, das andere gebunden erschien, um sich dann wieder zu erhöhter Wirkung zu vereinigen. Da ist nirgends Phrase und Figurenwerk, nirgends Aeußerliches — Alles ist von Innen heraus geboren. Auf brillante Passageneffecte, wie sie die Concerte Weber's und Mendelssohn's so dankbar machen, nicht minder auf gefällige, leicht sich einprägende Motive muß freilich verzichten, wer sich diesem ernsten Kunstwerk befreunden will, und nicht ohne innere Arbeit vermag er ihm beizukommen. Die rhapsodische Art, wie der Componist namentlich im ersten Satz absetzt und wieder anhebt,

ruhelos weiterhastet, uns kaum einen Moment der Rast und Sammlung an freundlicheren Bildern gewährend, machen dem Hörer das Nachkommen so schwer — das Urtheil des Uebelwollenden um so leichter und schneller fertig. Erst bei genauerer Bekanntschaft sind wir im Stande, all die zahllosen Schönheiten zu fassen, und der zuerst empfangene, fast überwältigend imponirende Eindruck klärt und befestigt sich.

Die Schwierigkeit ihres Verständnisses in Verbindung mit der nicht geringeren der Wiedergabe der Clavierpartie, die einen ganzen Künstler fordert, mag es veranlaßt haben, daß die großartige Tonschöpfung, obwohl sie bereits ihre vollen fünfzehn Jahre zählt, der musikalischen Welt im weiteren Sinne noch so gut wie unbekannt ist und als ein so äußerst seltener Gast in unseren Concertprogrammen begrüßt wird. Es sind dabei keine leichten Lorbeeren zu pflücken; wer es unternimmt, dieselbe vorzuführen, darf den Kampf mit den gleichen Vorurtheilen nicht scheuen, wie sie fast jeder künstlerischen Großthat gegenüber ihre mißtönende Stimme erheben. Um so höher ist darum das Verdienst Frau Clara Schumann's anzuschlagen, daß sie ihre Autorität für das Werk ihres Freundes einsetzte und demselben, wo es durch sie zum Vortrag kam, zum mindesten einen Achtungserfolg erzwang. Auch Kirchner hat es wiederholt in der Schweiz, Leschetitzky kürzlich erst in Petersburg zur Aufführung gebracht. Vielleicht daß ihr Beispiel bald Andere zur Nacheiferung begeistert; dann wird ihm der Weg zum Herzen unserer bessern Musikfreunde sicher nicht dauernd verschlossen und diesen Letzteren ein Genuß nicht länger vorenthalten bleiben, wie ihn nur die königlichen Spenden des Genius gewähren!

Wenn Wien, wie bemerkt, der Ruhm gehört, Brahms früher als andere Orte — Hannover und verschiedene Schweizer Städte etwa hiervon ausgenommen — erkannt und anerkannt zu haben, so bewies ihm der Künstler selber seinen Dank dafür, indem er es fortan zu seinem Aufenthalt erwählte. Im Jahre 1863 an Stegmayer's Stelle zum Chormeister der Singakademie berufen, trat er sogar in eine amtliche Thätigkeit ein; legte dieselbe jedoch, obwohl man ihn für drei weitere Jahre zu gewinnen wünschte, schon nach Verlauf einer Saison zu Gunsten Dessoff's wieder nieder. Nichtsdestoweniger blieb er der alten Donaustadt, die von jeher auf die Tonkünstler eine lebendige Anziehungskraft ausübte, getreu, dauernd in ihre heiteren Kreise gebannt und sich immer mehr in das ihm von Natur fremde Element hineinlebend. Nur die Sommermonate pflegte er meist mit Clara Schumann gemeinsam in Baden-Baden zu verbringen, und 'seine idyllische Wohnung in Lichtenthal hat manch' bedeutendes Werk entstehen und vollenden sehen. Zeitweilig ward concertirt und gereist; im Uebrigen widmete er sich frei und ungebunden seinem schöpferischen Beruf. In raschem Aufeinander veröffentlichte der mit einer seltenen Productionskraft Begabte nun Werk um Werk. Darunter kein einziges unbedeutendes; denn jedem, auch dem kleinsten Lied, was er schreibt, ist der Stempel seiner Originalität und Meisterschaft aufgeprägt.

Unter dem im Jahre 1863 Herausgegebenen ragen an erster Stelle die beiden Clavierquartette in G-moll und A-dur, op. 25 und 26, hervor: ein Zwillingspaar genialster Art, ob auch verschieden an Geist und Angesicht. Das Letzte einem hellen Frühlingstag vergleichbar, das Andere mehr einer düstern Herbststimmung voll Sturm und Wetterschauer und voll ernster Mahnung zur Einkehr in sich selbst. Sollen wir die zwei an einander messen, so reichen wir unserntheils dem in G-moll den Preis, Beide aber rechnen wir unbedenklich zu unsern werthvollsten Besitzthümern im Bereich der Kammermusik.

Perlen der Clavierliteratur hinwiederum gab er uns in den zwei- und vierhändigen Variationen, op. 24 und 23, die um dieselbe Zeit (1862 und 1863) entstanden. Die ersten, über ein Thema von Händel geschriebenen (25 an der Zahl, ohne die abschließende Fuge) werden von Wiener Stimmen geradezu das „chef d'oeuvre der Claviercompositionen Brahms' und der Gegenwart überhaupt" genannt. Der Reichthum an verändernder Kraft, die Phantasiefülle, die das Eine in immer neuem Lichte betrachtet und darstellt, eine unendliche Mannigfaltigkeit von Figuren, Bildern und Ideen aus dem schlichten Thema hervorzaubert, setzt uns in Staunen, so oft wir uns dem vielbewunderten

Werk gegenüber sehen. Für dessen Bekanntwerden hat, so wenig es sich eigentlich seiner weiten Ausdehnung halber für den Concertvortrag eignet, sich namentlich Hans von Bülow verdient gemacht. Der feine, geistvolle Charakter dieser Musik mußte den scharfsinnigsten unserer gegenwärtigen Pianisten — der überdies Brahms auch persönlich befreundet ist, ebenso wie der früh verstorbene Tausig es war — zur Wiedergabe reizen.

Mehr der innersten Seele des Componisten ist jenes op. 23 entflossen. Neben seinem ausgebreiteten Wissen und Können hat hier auch sein Herz lebendigen Antheil genommen: es ist eine Huldigung, die er dem Andenken Schumann's darbringt. Variationen über ein Thema von Robert Schumann, dessen Tochter Julie gewidmet, nennt es sich einfach. Es wirkt schon für sich durch seine Erscheinung, durch seine Innigkeit und Kunstschöne; erhöht aber wird seine Wirkung erheblich für den, der da weiß, daß Brahms hier eben jenes selbe Thema zu Grunde legte, das Schumann während des Ausbruchs seiner Krankheit beschäftigte und von dem er wähnte, es sei ihm von Schubert und Mendelssohn aus dem Jenseits gesandt worden. Man muß das wissen, um die Blumen alle deuten zu können, die er zusammenschlingt zum Kranze für den Unvergeßlichen. Es sind allenthalben zarte, sinnige Bezüge; alle Stimmungen des Schmerzes tönen darin aus, von den sanften Aeußerungen der Wehmuth bis zum herben Klagelaut; aber auch der „Trost in Thränen" fehlt nicht und als er dem Freunde im Trauermarsch gleichsam das letzte Geleit gegeben, schließt er versöhnt wie im Hinblick darauf, daß er nun droben im Lichte wandle.

Wie Schumann liebt es auch Brahms, Allerlei in seine Tonbilder hineinzugeheimnissen; es ist viel mehr Poesie in dieser „absoluten Musik" als man sich träumen läßt. Freilich liegt sie nicht handgreiflich oben auf — bei Brahms liegt Alles, zumal das Beste, in der Tiefe. Sein scharfer Kunstverstand, seine immer rege Selbstkritik behüten ihn, den von Natur zur Schwärmerei Geneigten, jedoch vor dem Ueberhandnehmen überschwänglicher Stimmungen gleicherweise wie andrerseits vor den rückhaltlosen Ausbrüchen der vollen Gluth seines Empfindens. Nur jeweilig erinnert eine verschwimmende mondscheinartige Gestalt, ein zuckender Blitz, eine jäh aufleuchtende Flamme an eine frühere Periode, wo der Künstler die elementaren Kräfte noch nicht unter die Botmäßigkeit seines starken Willens gezwungen; dann verräth sich das heimliche, nur mühsam gebändigte Feuer einer Natur, deren Maß und Beschränkung der oberflächliche Blick gern für eine bequeme Mitgabe hält, welche die Vorsehung jener gleich von Haus aus mit auf den Weg gegeben. Es ist auch eine gewisse Scheu in Brahms, von seinen eigensten Geheimnissen zu reden; er zieht einen Schleier vor das Allerheiligste seiner Seele. So begnügt er sich namentlich in seinen Liedern oft mit bloßen Andeutungen, mit nur halb Ausgesprochenem; hier muß jenes dichterische Verständniß, das der Componist fordert, ergänzend eintreten, um den Genuß zu einem wahrhaften und vollkommenen zu machen.

Gleichzeitig ist Brahms indessen auch eine große Bestimmtheit und Energie der Ausdrucksweise eigen. Als Kind der modernen Reflexionsbildung besitzt er in hohem Grade die Fähigkeit des Charakterisirens, wenn das charakteristische Element bei ihm auch zumeist dem Fundament der musikalischen Entwicklung eingefügt erscheint und sich als Regel die Tendenz einer ebenmäßig fortfließenden Melodik geltend macht. Manieren, wie wir sie an Spohr, Mendelssohn, Chopin u. A. beobachten, lassen sich bei ihm nicht nachweisen; doch hat auch er seinen besonderen Stil. Allem, was er schreibt, ist bei aller individuellen Verschiedenheit untereinander ein gewisser Gesammtcharakter aufgeprägt, eine nur ihm eigenthümliche Physiognomie, die es von den Werken aller andern Tonsetzer deutlich unterscheidet. Sehr bemerkenswerth ist bei Brahms die Kunst der Themenbildung. Ohne allen phrasenhaften Schmuck, nur vermittelst weniger Noten versetzen seine Themen den Empfänglichen alsbald in die entsprechende Stimmung; jeder Ton darin ist melodisch und rhythmisch wichtig und für den Charakter des Ganzen wesentlich. Wie er dann seinen Gedanken bis ins Einzelnste nachgeht, sie zerlegt und ausgestaltet, von allen Seiten beleuchtet, jede ihrer verborgensten Tiefen

zu Tage fördernd, verräth er so recht das Wesen des echt deutschen Meisters, der in das Innerste der Dinge dringt und sich nicht zufrieden giebt, bis es ihm gelungen, erschöpfend das darzulegen, worein er sich mit liebevollem Sinn versenkte. Mit der ihm charakteristischen Weise, direct und ohne Umschweif auf sein Ziel loszugehen, hängt auch die rasche Art seiner Modulation zusammen. Ehe man sich's versieht, ist er mit einem Mal in der entferntesten Tonart angelangt und ebenso plötzlich sehen wir ihn wieder im alten Gleise, um bald darauf wieder nach einem neuen ungeahnten Seitenwege auszuweichen. Indem er jeden leitereigenen Accord beliebig als tonischen auffaßt und umgekehrt, eröffnet sich ihm eine unendliche Fülle von modulatorischen Wendungen. Die conventionellen Uebergänge und Brücken meidet er; des Trugschlusses bedient er sich gern und häufig. Die Neigung zur Ausweichung nach der Unterdominant, sowie seine Vorliebe für Diatonik und leitereigene Dreiklangsverbindungen giebt seiner Harmonik den ihr eigenartigen ernsten, oft herben und strengen Zug, der sie für das Kirchliche so vorzugsweise geeignet macht. Auch die alten Kirchentonarten werden des öfteren von ihm angewandt. Von der in unseren Tagen dominirenden Chromatik und Enharmonik macht er hingegen nur sparsamen Gebrauch, um da, wo er sie einführt, um so gesteigertere Wirkungen hervorzubringen. Seine Rhythmik ist pikant, charakteristisch und sprechend, oft nicht wenig complicirt. Zusammengesetzte Tactarten, besonders $^6/_4$ oder $^9/_4$, kommen vielfach bei ihm vor; auch häufiger Rhythmenwechsel, wie z. B. im Andante seiner F-moll-Sonate $^2/_4$, $^4/_{16}$, $^3/_8$, $^4/_{16}$, $^3/_8$, $^2/_4$, $^3/_4$ und $^4/_4$ einander ablösen. Einem seiner Lieder (Agnes, op. 54, Nr. 5) steht sogar $^3/_4$ $^2/_4$ Tact gleich vorgezeichnet; beide Tactarten wechseln darin fortwährend alle zwei, drei oder vier Tacte mit einander ab.

In der Instrumentirung verschmäht Brahms nicht die Errungenschaften der Gegenwart, wiewohl ihn auch hier eine gewiße Mäßigung kennzeichnet, die er sich mit der Zeit seiner Reife gewonnen. Nicht als ob er sich jenes Gelübde der Armuth und Entsagung auferlegte, darin Manche die Beglaubigung des echten Künstlerthums allein finden wollen: daß er im Gegentheil auch die Massen um sich zu sammeln und zur Entfaltung aller ihrer Kräfte anzufeuern versteht, haben uns ja seine großen Chor- und Orchesterwerke — das Requiem und Triumphlied vor allem — zur Genüge gelehrt. Aber auch das Colorit hat an der Innerlichkeit seiner Musik Antheil, die materielle Klangwirkung tritt in den Hintergrund. Das verhindert ihn nicht, auch ganz neue und originelle Klangcombinationen zu bringen; so beispielsweise in den von Hörnern und Harfe begleiteten Gesängen für Frauenchor op. 17, desgleichen in dem Trio op. 40, wo er Clavier und Geige das Horn als dritten im Bunde beigesellt.

Der Kammermusik hat Brahms von jeher liebevollste Pflege zugewandt. Außer dem ebenerwähnten Trio (1868) und den schon früher genannten Werken dieses Genres hat er uns (1865) noch ein Clavierquintett op. 34, ein zweites Streichsextett in G-dur op. 36, eine Sonate für Pianoforte und Cello op. 38 (beide 1866) und neuerdings (1873) erst die zwei Streichquartette in C-moll und A-moll op. 51 geschenkt. Die beiden letzteren, die ersten der Gattung, die der Componist geschrieben, sind uns nur in der Partitur, nicht im lebendigen Klange bekannt geworden. Sie beanspruchen beide einen bedeutsamen Rang unter ihres Gleichen, mag das eine auch, zumal in seinen ersten beiden Sätzen, im Gegensatz zu dem großartig pathetischen erregteren Wesen des andern, eine mehr in sich gekehrte Weise zeigen. Wie ohnehin des öfteren bei Brahms, so fühlen wir uns auch hier zuweilen lebendig an den letzten Beethoven gemahnt. Daß sie in technischer Beziehung wahre Musterwerke sind, erwähnen wir gar nicht erst, so sehr versteht es sich bei Brahms von selbst. Schon der allerflüchtigste Blick zeigt ihn ja in allen formellen Dingen als den fertigen, sicheren Meister.

Als Krone der Brahms'schen Arbeiten im Kammerstil hat uns noch stets das Quintett gegolten: es spiegelt die Individualität seines Urhebers am lautersten wieder in all ihrem tiefsinnigen, poetischen Reiz. Er selbst veranstaltete später (1872) — wie er ja alle Clavierauszüge und vierhändigen Arrangements seiner Compositionen zum Vortheil der clavierspie-

lenden Welt stets in eigner Person zu besorgen pflegt — eine zweite Ausgabe des herrlichen Werkes als „Sonate für zwei Pianoforte". Für den, der an derselben den rechten Genuß haben will, muß freilich nothwendig die Bekanntschaft mit der Originalgestalt vorangegangen sein. Bei der eintönigen Färbung des Claviers verlieren die entscheidenden Umrisse an Deutlichkeit und die feine Polyphonie verschwimmt dergestalt, daß das Ganze an ein grau in grau gemaltes Bild erinnert.

Daß Brahms übrigens trotz seiner poetischen Intentionen und eines heutzutage allerdings förmlich in der Luft liegenden Charakterisirungs-Strebens und Vermögens, doch in erster Linie specifischer Musiker ist, bezeugt neben seiner Vorliebe für Kammermusik namentlich seine Stellung zum Lied und der Vocalmusik überhaupt. So sehr auch seine musikalische Ausdrucksweise durch die Rücksicht auf die textliche Grundlage bedingt erscheint, so ist doch immer ein merkliches Uebergewicht der ersteren über die letztere fühlbar, und wie Mozart es von der Oper will, daß „die Poesie der Musik gehorsame Tochter sei", so macht es auch Brahms zum Gesetz seiner Vocalcompositionen. Anders als Schumann, der die poetische Intention zur Hauptsache erhebt, anders auch als Robert Franz, der ein völliges Gleichmaß zwischen Wort- und Tongedicht erstrebt, nähert Brahms sich im Lied mehr der Schubert'schen Auffassung, indem er das rein Musikalische in den Vordergrund stellt. Dem melodischen Flusse muß sich die Declamation fügen, sich mitunter auch eine Textwiederholung, einen Accent gefallen lassen, die nicht im Wesen der Dichtung liegen.

Ein charakteristisches Merkmal für Brahms' Lieder im Allgemeinen zu geben, ist nicht wohl möglich. Er ist eben ein Anderer in jedem Liede, ob er auch immer derselbe feine Ausleger des dichterischen Gedankens bleibt. So vielfach die Stoffe, die er wählt, so vielfach auch die Weise, in der er dieselben behandelt und beleuchtet. Wie allenthalben, so wird auch hier die erstaunliche Vielseitigkeit seiner Schöpferkraft offenkundig. Da ist nichts Stereotypes; er wiederholt sich nie, er ist immer neu an jeder Stimmung entsprechenden Gedanken, an ungeahnten Wendungen und Contrasten und einer überraschenden Schlagfertigkeit des Ausdrucks. Je mehr er giebt, desto mehr nur steigert sich sein Vermögen; so königliche Gaben er spendet, er schöpft sich nie aus. Bald redet er im declamatorischen Pathos, wie Schumann vornehmlich es im Lied vertritt, bald in schalkischer Laune und Anmuth; da malt er uns ein farbengesättigtes Situationsbild, dort giebt er in leisen, kaum angedeuteten Tönen ein ergreifendes Stimmungslied; hier singt er eine schlichte Volksweise in Strophenform, ein andermal wächst ihm das Lied über den üblichen Rahmen hinaus zur Scene hinan. — Es sei in dieser letzten Beziehung beispielsweise an mehrere der Mageloneromanzen, wie an Nr. 8 aus op. 57, das einzige „Unbewegte laue Luft" erinnert! — Weitaus die Mehrzahl seiner Gesänge sind Liebeslieder; trotz alledem welche Mannigfaltigkeit!

In der Wahl der Texte verfährt er äußerst fein und eigenthümlich. Wir begegnen bei ihm Dichternamen, die wir bis dahin selten oder nie eine musikalische Verbindung eingehen sahen. Paul Flemming, Hölty, Claus Groth, Hebbel, Kopisch, Platen, Schack, vor allen Anderen Daumer haben ihn zum Sange angeregt; auch aus des Knaben Wunderhorn, aus Heyse's italienischem Liederbuch, aus böhmischen Volksliedern ist ihm manch' schöne Frucht erwachsen. Von den sonst so bevorzugten Dichterlieblingen unserer Musiker treffen wir nur Göthe und Uhland, auch einmal Eichendorff — wir erinnern uns nicht Heine, Lenau, Geibel in Brahms' Lyrik vertreten gefunden zu haben. Dagegen hat er Tieck, dem alten Romantiker, einen ganzen Cyclus: „die Romanzen aus der Magelone" (op. 33) in Tönen nachgedichtet und einer Poesie, die inmitten des ziemlich antiquirten Märchens wohl rettungslos der Vergessenheit anheimgefallen sein würde, zu unvergänglicher Bedeutung verholfen. Nur Einzelnes daraus (es sind 15 Gesänge in 5 Heften, deren erste zwei 1865, deren letzte aber erst 1869 erschienen) ist bisher in den Concertsaal gedrungen, meist Dank Stockhausen's Vermittelung, des trefflichen Sängers, dem das Werk auch gewidmet wurde. Am populärsten ist das Schlummerlied „Ruhe Süßliebchen", nächst ihm wohl auch das

geniale „Wie froh und frisch mein Sinn sich hebt“ und etwa das im Gegensatz zu der breiteren Anlage der übrigen mehr in der knappen Liedform gehaltene „Muß es eine Trennung geben“ geworden; während nicht minder Herrliches, wie „Sind es Schmerzen, sind es Freuden“ und das ganze großartig empfundene zweite Heft im Allgemeinen noch ziemlich unbekannt ist. Wollten sich unsere Sänger erst entschließen, den Schatz, der im Ganzen niedergelegt ward, zu heben, so würde der Moment wohl auch nicht mehr fern sein, wo man in der Magelone die ebenbürtige Gefährtin des Beethoven'schen Liederkreises, der Schubert'schen Müllerlieder und Winterreise und der Schumann'schen Dichterliebe und Frauenliebe und Leben erkennen wird! Freilich Brahms verlangt nicht wenig von seinen Interpreten: zur technischen Fertigkeit muß da noch ein feines geistiges, ein inniges seelisches Verständniß kommen. Er begehrt Gesangsseelen und Finger, denen es gegeben ist, die warme Sprache des Gemüths zu reden, den zartesten Regungen des Herzens nachzugehen. Der Schwarm unserer Alltagssänger und Clavierspieler thut darum besser, sich nicht an solch' subtilen Kunstwerken zu vergreifen. Wo aber den gerechten Anforderungen des Künstlers Genüge geleistet wird, da treffen seine Lieder auch ins innerste Herz. Daß sie schon viele Herzen getroffen und gerührt, bezeugt die Anerkennung, deren sich Brahms auch da, wo man sich seinen übrigen Thaten gegenüber noch im Dunkeln befindet, als Liedercomponist erfreut. Seit sich Robert Franz, dem großen deutschen Liedermeister, endlich die verspätete Theilnahme seines Volkes erschlossen, ist auch der Sinn für Brahms' Gesänge offner und allgemeiner geworden, und wenn von den ersten Tonlyrikern der Gegenwart die Rede ist, wird neben Jenes Namen unfehlbar der seine genannt. An Tiefsinnigkeit der Intentionen gleichen sie einander; nur ist Brahms mehr Leidenschaft, mehr Größe und Freiheit der Auffassung und Darstellung eigen, während Franz en miniature, stets mit dem feinsten Pinsel malt. Man denke jedoch nicht, daß nicht Brahms auch als Liedersänger an feinsinnigen Malerzügen reich sei. Auf seiner Palette finden sich alle Farben und er versteht sie zu mischen und wirkungsvoll zu gebrauchen. Wer, der seine Gesänge einmal zur Hand genommen, hätte nicht seine tonmalerische Gabe, so discret sie auftritt, ja eben ob dieser ihrer Discretion bewundert? Schon in einem seiner frühesten Liederwerke, op. 19, fallen uns z. B. in dem Uhland'schen „Der Schmied“ die seltsam hämmernde Begleitung, in dem schönen „An die Aeolsharfe“ die diesem Instrument eigenthümlichen Harmoniefolgen auf. Später hören wir dann wohl auch das Schluchzen der Nachtigall (op. 46 Nr. 4), das Plätschern der Fontäne (op. 57 Nr. 8), die fallenden Regentropfen (op. 58 Nr. 2) — es ist aber hier mehr symbolisch als realistisch gemeint, mehr psychisch als äußerlich empfunden und wiedergegeben.

Um ein Bild davon zu empfangen, wie Brahms in seinen Liederaccompagnements oft vermöge der einfachsten Mittel Stimmung und Situation sofort klar anschaulich zu machen weiß, sehe man den Schack'schen Gesang „Herbstgefühl“ (op. 48), oder das Hebbel'sche „Vorüber“ (op. 58) etwas genauer an, oder das ins Innerste hineingreifende „Schwermuth“ (op. 58), wo die einleitenden dunkeln Mollaccorde das ganze unermeßliche Weh schon vorempfinden lassen, ehe noch die Stimme ihre todestraurige Klage beginnt. Das sind echt Brahms'sche Klänge, wie sie ihm kein Andrer nachsingt. Und dann jenes ganze op. 57, die Liebeslieder von Daumer, von deren vier ersten schon Dr. H. Kretzschmar in seinen schönen im „Musikalischen Wochenblatt“ erschienenen Aufsätzen (1874 Nr. 1—9, 12 und 13) so bezeichnend sagt, man lege das Heft hinweg, als hätte man eine große tragische Oper angehört! Man fühlt sich in Wahrheit reicher geworden in seinem Innern, wenn man diese Lieder kennen gelernt; — wir wüßten den Dichtergarten nicht zu nennen, dem edlere Blüthen denn diese entsprossen!

Leider nur ahnt ein großer Theil unserer Musikfreunde noch nicht einmal die Fülle des Besitzes, der uns in Brahms gewonnen worden. Außer den schon früher erwähnten Liederheften (op. 3, 6, 7 und 14) enthalten auch das 1862 erschienene op. 19, op. 32 (1864), op. 33 (1865), op. 43, 46, 47, 48 und 49 (1868), op. 57, 58 (1871) und op. 59 (1873) ausschließlich einstimmige Gesänge. Am meisten in weitere Kreise gedrungen sind daraus wohl,

nächst den gedachten Magelonenromanzen, die leichter verständlichen: „Wie bist du meine Königin“ (op. 32), „Von ewiger Liebe“ (op. 43), „Botschaft“ (op. 47), „Das Veilchen“ und insbesondere das „Wiegenlied“ (op. 49). Beim Letzteren ist wohl noch keiner Sängerin der übliche Dacaporuf ausgeblieben. Wollten aber unsere singenden Künstler und Dilettanten nur noch des Weiteren Umschau halten unter diesen Liedern: ihrem Suchen würde reichliches Finden lohnen und sie würden Juwel über Juwel entdecken!

Auch Duette und Quartette hat uns Brahms gegeben, darunter als Unicum in der Tonliteratur die reizenden „Liebeslieder-Walzer“ mit vierhändiger Clavierbegleitung, op. 52 (1869), die schon manches Concertpublicum zu lauten Beifallsäußerungen hinrissen. Eben diese letzten in Gemeinschaft mit den vierhändigen Walzern op. 39 (sie erschienen 1866) und den „Ungarischen Tänzen“ (1869), welche mittlerweile schon ein Violinen- und ein Orchester-Arrangement erlebten, offenbaren den Einfluß des heiteren Wien auf die nordisch-kühle Künstlernatur; schnell haben sie sich auch in der allgemeinen Gunst befestigt.

Eine sehr bedeutende Stelle unter Brahms' Compositionen nimmt in quantitativer wie qualitativer Beziehung die Chormusik ein. Ihm war es vorbehalten die von unsrer heutigen Concertpraxis über die Gebühr vernachlässigte Gattung wieder zu vollen Ehren zu bringen und ihr den lange streitig gemachten Platz energisch wieder zu erobern. Schon die ersten Werke dieser Art, die im Jahre 1861 hervortraten, ein Ave Maria für weiblichen Chor mit Orchester und Orgel, op. 12, und ungleich mehr noch — namentlich in seiner trüben Eingangsfärbung — der Begräbnißgesang für Chor und Blasinstrumente op. 13, zeigen die echt Brahms'sche Eigenart der Rede. Dann folgten die erwähnten Frauenchöre, op. 17, und Marienlieder, op. 22 (1862), die der Wiener Singakademie gewidmeten originellen „deutschen Volkslieder“ für gemischten Chor (1864) und weiterhin eine Reihe geistlicher und profaner Gesänge für Frauen- oder Männerstimmen oder auch für Beide zusammen, welche bis 1867 erschienen.

Seit dem Jahre 1866 beschäftigte sich Brahms mit seinem „deutschen Requiem“ (für Soli, Chor und Orchester, Orgel ad libitum), op. 45. Während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Winterthur, im Hause seines ihm nahe befreundeten und um die Verbreitung seiner Werke sehr verdienten Verlegers Rieter-Biedermann, stellte er den Text desselben nach Worten der heiligen Schrift zusammen und componirte einen Theil, einen andern in Zürich. Es handelt sich hier nicht um eine Todtenmesse im gebräuchlichen Sinn, nicht um eine tonkünstlerische Wiedergabe des Ritualtextes, wie ihn die katholische Kirche für den Gottesdienst vorschreibt, den sie für die Seelenruhe ihrer Verstorbenen feiert: Brahms hat den Begriff des Requiems weiter gefaßt. Anstatt des alten lateinischen Textes wählte er sich Bibelworte, die in freierer Anordnung und Form und mit fast gänzlichem Ausschluß des Dogmatischen, im Grunde allerdings die gleichen Gedanken behandeln, welche der katholischen Missa pro defunctis das Leben gegeben haben. Betrachtungen über das Leid und die Hinfälligkeit allen Erdendaseins, Tröstung derer, die da Leid tragen, Hinweis auf die Ueberwindung des Todes und die Auferstehung des Lebens, Seligpreisung derer, die in dem Herrn sterben: daraus hat Brahms sein Werk auferbaut. Eine nähere Verwandtschaft ist zwischen seinem sechsten Satz und dem alten Dies irae ersichtlich, wie sein Schlußtheil etwa der Einleitungsnummer des lateinischen Requiems entspricht, welches durch Mozart und Cherubini eine mustergültige classische, durch Berlioz, Schumann und Lachner in jüngeren Tagen eine mehr romantische Darstellung erfuhr.

Brahms' Werk zerfällt in sieben Abschnitte, von denen Nr. 1, 2, 4 und 7 durchgehends chorisch behandelt sind, während in Nr. 3 und 6 ein Bariton-, in Nr. 5 ein Sopran-Solo wechselnd zwischen den Chor treten. Das Orchester ist das große Beethoven'sche, dem Harfe und Tuba hinzugefügt sind. Die neu errungene instrumentale Technik verschmilzt der Autor der älteren vocalen Polyphonie; doch tritt die Letztere bei ihm nur im Dienst des melodischen Flusses auf. Die formelle Gestaltung der einzelnen Sätze ist klar und eindringlich, meist knapp und gedrängt. Durch eine breitere Anlage ragen der

zweite, dritte und sechste hervor, zugleich die am dramatischsten gehaltenen Partien des Ganzen, in denen die hohe charakterisirende Kunst des Componisten am sichtbarsten zur Erscheinung kommt. Zufolge klar gezeichneter Gegensätze: die Vergänglichkeit alles Irdischen und die ewige Dauer des göttlichen Wortes, — wie der eindringlichen Weise seiner Melodien (der Chor intonirt einen choralmäßigen Gesang, indeß im Orchester die feierlich ernsten Klänge eines Trauermarsches ertönen) imprimirt sich der zweite Satz wohl am ehesten. Von vielen Seiten ist ihm auch vor andern die Palme zuerkannt worden, wogegen sich der Widerspruch der Kritik von Anbeginn vorzugsweise an den dritten Theil heftete. Man hat ihm das Ueberwuchern der charakteristischen Momente über das musikalische Element, ein äußerliches sich Hervordrängen der Tendenz zum Vorwurf gemacht und namentlich den riesigen, durch volle 36 Doppeltacte hindurch festgehaltenen Orgelpunkt, auf dem sich die den Satz abschließende Doppelfuge aufbaut, zum vielbesprochenen Anklageobject erhoben. Gleich gelegentlich der ersten Aufführung in Wien erfuhr er den offenen Tadel der Presse. Man fand ihn (laut Hanslick's Besprechung, N. freie Presse, 3. Dec. 1867) zu nervenaufregend und verglich seine Wirkung sogar „mit den beängstigenden Empfindungen, die man beim Fahren durch einen sehr langen Tunnel hat." Der Referent des „Fremdenblattes" bezeichnet den Orgelpunkt der „sich in allen Orgien der Contrapunktik austobenden Fuge" als „den längsten, ausschweifendsten, den die Welt noch erlebt hat." Allerdings soll durch ein Mißverständniß des Paukenschlägers, der in der Vorzeichnung fp das p hinter dem f übersah, die unrichtige Auffassung verschuldet worden sein. Im Uebrigen hat sich bereits jetzt die Prophezeiung eines Bremer Correspondenten der Allgem. Musikal. Zeitung (13. Mai 1868) bewahrheitet, daß man sich bei mehrfacher Wiederholung des Werks mit der gerügten Stelle ebenso aussöhnen werde, wie mit dem langen Paukenwirbel im ersten Satz der neunten Symphonie. Für uns, denen das Requiem durch öfteres Hören wie durch Studien am Clavier eine vertraute Erscheinung geworden, hat sie schon längst alles Befremdende verloren; sie gilt uns als ein nothwendiges Glied im Gefüge des Ganzen, dessen Symbolik: die Betonung des ewigen Hortes, der unter allem Wechsel des Irdischen unerschüttert der Gleiche, Unwandelbare bleibt — nicht minder machtvoll wirkt als sie genial gedacht ist. Zudem vergegenwärtigt uns gerade die in Rede stehende Stelle eine specifische Eigenthümlichkeit der Brahms'schen Technik, wie auch die ascetisch monotone Färbung der ersten Satzhälfte, wo der Solo-Bariton in der Weise eines Vorsängers mit dem Chor alternirt, aus der eigensten Pflege des Künstlers erwachsen scheint.

Vom rein musikalischen Standpunkt aus hat man bald den lieblichen vierten, bald den fünften Satz mit dem sich auf verklärter Höhe bewegenden Sopransolo als Vollendetstes vom Ganzen, als Meisterstück reizenden melodischen Flusses oder contrapunktischer Kunst gepriesen. Seien sie beide denn auch in allen gebührenden Ehren gehalten; als Gipfelpunkt des herrlichen Werkes jedoch sollte billig kein anderer als der sechste Theil angesehen werden! Die Textunterlage, welche das Gebiet der Offenbarung der letzten Dinge betritt, erwies sich der musikalischen Darstellung vorzugsweise günstig. In der That erleben wir denn auch von der Verkündung des Mysteriums durch das Baritonsolo an bis zum Ertönen der Posaunen des jüngsten Gerichts, von dem riesengewaltigen Chor, der uns die Auferstehung vorführt, den jubelnd spottenden Fragen „Tod, wo ist dein Stachel" bis zum triumphirend aushaltenden Schlußaccord ein dramatisches Crescendo, dem gegenüber wir völlig überwältigt und erschüttert stehen. Es ist dies eine jener erhabensten Leistungen der Kunst, über die hinaus eine Steigerung nicht wohl denkbar ist. Der letzte Satz versucht eine solche demgemäß auch gar nicht. Er nähert sich in Stimmung und formeller Haltung dem ersten, der in göttlicher Traurigkeit und Stille begonnen, und geht, nachdem er sich bei den von Hörnern und Posaunen pianissimo begleiteten Worten „Ja, der Geist spricht" zu verklärtester Wirkung erhoben, schließlich ganz in ihn über, wie jener in sanftem Harfengetön verklingend.

So hinterläßt das gewaltige Werk,

darin der Geist Bach's und Beethoven's wieder auferstanden erscheint, allenthalben, wo es zu entsprechender Aufführung gelangt, einen Eindruck tief und unverwischbar, wie ihn nur die ewigen, unvergänglichen Erzeugnisse der Kunst hervorzubringen vermögen. Eine Schöpfung von unsagbarer Neuheit, Kraft und Tiefe, bald lyrisch, bald dramatisch, kunstvoll und volksthümlich zugleich, hat sie das Wunder vollbracht, daß — freilich erst nach manchem energischen Für und Wider — die Parteien, in die sich leider der Strom unserer Musiker und Musikfreunde heutzutage noch immer spaltet, sich über ihr die Hand reichten und ihr ziemlich einstimmig den Ehrenplatz zusprachen unter den kirchlichen Compositionen der Gegenwart, ja unter allen, die seit Beethoven's großer Messe an den Tag gekommen. Dessenungeachtet begrüßte sie bei ihrer ersten, allerdings unvollständigen Aufführung ein keineswegs vielversprechender Empfang. Als Herbeck in einem der von ihm dazumal dirigirten Gesellschaftsconcerte, in den letzten Tagen des November oder Anfangs December 1867, den Wienern die ersten drei Sätze noch als Manuscript vorführte, ließ man den zwei ersten alle Gerechtigkeit widerfahren, doch rief der dritte, wie oben erwähnt, die lebhaftesten Demonstrationen hervor. „Ein Theil des Publicums", heißt es in dem betreffenden Bericht des „Fremdenblattes", „kühlte an diesem dritten Satz sein Müthchen, aber das persönliche Erscheinen des Componisten beschwor rasch das Unwetter, welches sich zusammenzuziehen begann." Und Eduard Hanslick, wiewohl er der Meinung ist, daß der Tonsetzer „die in der Partitur imponirende Stelle (eben den Orgelpunkt) in ihrer äußeren Wirkung nicht richtig berechnet habe", schreibt in seiner vorgedachten Besprechung mit einem mißbilligenden Blick auf die Haltung der Zuhörerschaft: „Daß eine so schwerfaßliche, nur in Todesgedanken webende Composition keinen populären Erfolg erwartet und viele Elemente eines großen Publicums unbefriedigt lassen wird, ist begreiflich. Aber selbst dem Widerstreben, so glaubten wir, müßte sich eine Ahnung von der Größe und dem Ernst des Werks beimischen und Respect auferlegen."

Um so glänzender war die Aufnahme, die das deutsche Requiem bei seiner ersten vollständigen Wiedergabe (nur ohne den damals noch nicht existirenden fünften Satz) unter Brahms' eigener Direction am 10. April 1868 im Dom zu Bremen erwartete. Der Erfolg desselben glich einem Triumphe. Bei der Generalprobe schon that sich die allgemeinste Theilnahme kund, die Aufführung selbst aber begeisterte dergestalt, daß sie binnen kaum drei Wochen (am 28. April) wiederholt werden mußte. Was keiner seiner zahlreichen und bedeutenden Schöpfungen bisher gelungen, das gelang dieser ernstesten, von Todesgedanken erfüllten und darum scheinbar am wenigsten geeigneten: Brahms begann fortan populär zu werden. Tausende, die bis dahin von ihm noch keine Note, kaum seinen Namen gekannt hatten, lernten ihn nun mit einem Male als einen der vornehmsten unserer vaterländischen Tonmeister kennen und lieben. Noch im selben Jahre wurden Partitur, Clavierauszug und Stimmen des Requiems veröffentlicht, nachdem im Laufe des Sommers, während die andern Sätze bereits zum Stich ausgegeben waren, die fünfte Nummer „Ihr habt nun Traurigkeit" hinzucomponirt und in Zürich zum ersten Mal probirt worden war, so daß das Ganze seine gegenwärtige siebentheilige Gestalt empfing.

An allen deutschen Orten, wo die Mittel zur Wiedergabe des mächtigen Werkes nur irgend ausreichten, fand man sich alsbald genöthigt, von demselben Notiz zu nehmen. Auch Leipzig blieb nicht zurück und veranstaltete im Salon eines musikliebenden Privathauses, wie bald darauf im Gewandhaus wiederholte Aufführungen. Die ganze ungeheure Wirkung, deren die Brahms'sche Todtenmesse, wenn mit allen erforderlichen Kräften in Scene gesetzt, fähig, aber erfuhr man erst Dank der vollendeten Vermittelung Professor Riedel's und seines mit Recht berühmten Vereins (1873). Das waren Momente idealen Genusses, die der, welcher sie miterlebt, in dankbarem Herzen behält!

Aber auch außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes fand das Requiem seinen Weg. In Basel machte man schon am 27. Febr. 1869 seine Bekanntschaft und erneuerte dieselbe allseitigem Wunsch zufolge bald darauf noch einmal, wie auch

in Zürich — wo die hervorragenderen Werke des Künstlers, namentlich diejenigen im Kammerstil, durch Kirchner eingebürgert wurden — am 26. und 28. März desselben Jahres wiederholte Aufführungen stattfanden. Desgleichen wurde es zweimal in England, wiederholt auch in Holland zu Gehör gebracht. In Paris und Petersburg bereitet man eine Aufführung vor, ja schon jenseits des Atlantischen Oceans, in Cincinnati hat es seinem Schöpfer neue Verehrer zugeführt — vor jedweder Zuhörerschaft erwies sich seine innere Gewalt als eine unwiderstehliche.

So sehr sich Brahms' Beliebtheit in Wien mit der Dauer seines Aufenthaltes daselbst steigerte, — er veranstaltete im Jahre 1868 wieder mit Joachim, 1869 mit Stockhausen Concerte mit besten Resultaten, — so ließ doch auch die Aufnahme der dem Requiem zunächst folgenden großen Composition, des „Rinaldo" (Cantate von Goethe für Tenorsolo, Männerchor und Orchester), op. 50, der Seitens des Wiener akademischen Gesangvereins 1869 zur Aufführung gelangte, viel zu wünschen übrig. Wiederum stand Brahms vor einem zweifelhaften Erfolg. Ob nun wirklich dies wenig glückliche Erstlingsdebüt, oder mehr noch die Schwierigkeit der Tenorpartie dem schönen Werk von vornherein seine Carrière verdorben, bleibt unentschieden. Von einem nennenswerthen Erfolg, den dasselbe anderwärts errungen, ist uns mindestens nichts bekannt. Es waltet, so scheint es, darüber ein unholder Stern; denn auch als Leipzig später (im Paulinerconcert am 3. Febr. 1874) sein Votum abgeben sollte, ward ihm in Folge mehr angedeuteter als entsprechend ausgeführter Wiedergabe der musikalischen Hauptrolle (der dafür gewonnene Sänger hatte abgesagt, sein Stellvertreter sie aber erst am Tag vor der Aufführung überkommen) der Eindruck wesentlich beeinträchtigt und das Urtheil getrübt. Die reichen Schönheiten des Solo blieben im Schatten, die romantischen Zauber — deren Brahms in gleichem Maße als der classischen Ausdrucksgewalt Herr ist — vermochten sich nicht frei zu entfalten. Unter solchen Umständen konnte wohl von einem warmen Empfang die Rede sein, bis zum Feuer der Begeisterung aber, wie sie sonst sicherlich dem dirigirenden Componisten gelohnt haben würde, stieg die Temperatur nicht hinan. Erst gegen den Schluß hin und namentlich in dem prachtvollen Finalchor „Auf dem Meere" trat die siegreiche Macht dieser Musik offen hervor.

In lebhaftem Gegensatze zu dem romantischen Liebesdrama „Rinaldo" und seiner lockenden Zauberlandschaft steht das seinem Umfang nach kleinere, seiner Bedeutung nach jedoch um vieles größere tiefernste Tongedicht, das wir unter dem Titel „Rhapsodie" (Fragment aus Goethe's „Harzreise im Winter") für Altsolo, Männerchor und Orchester, op. 53 kennen. Eine wolkengetrübte, lichtlose Atmosphäre, ein Nachtstück der menschlichen Seele, wie es ergreifender, wehevoller kaum je ein anderer Pinsel gemalt, thut sich vor uns auf und wir erleben eine der tiefgehendsten Wirkungen, deren die Musik nur überhaupt fähig ist. Aus Goethe's Harzreise, die, nach des Dichters eignen Worten, „so lange als Räthsel unter seinen kleineren Gedichten Platz gefunden und die Aufmerksamkeit mancher Freunde bis auf die letzte Zeit erregte", hat Brahms jenes „Fragment" herausgegriffen, das eine eigene, wie Goethe sagt, eine „sentimentalromanhafte" Geschichte hat.

„Als der Dichter", erzählt Goethe, „den Werther geschrieben, um sich wenigstens persönlich von der damals herrschenden Empfindsamkeits-Krankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleben, daß man ihn gerade diesen Gesinnungen günstig hielt. Er mußte manchen schriftlichen Andrang erdulden", der ihm allmälig lästig zu werden begann. Unter Allen aber, die sich ihm mit der Bitte um Beistand in ihren „Herzens- und Geistesnöthen" nahten, war ihm besonders ein junger Theolog, Plessing in Wernigerode, aufgefallen, welcher in zwei Briefen, mit denen er ihn anging, nach Goethe's Worten, „schreibselig-beredt und dabei so ernstlich durchdrungen von Mißbehagen und selbstischer Qual sich zeigte, daß es unmöglich war, nur irgend eine Persönlichkeit zu denken, wozu diese Seel-Enthüllungen passen möchten. Alle seine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abstoßend zugleich, daß endlich, bei einer immer aufgeforderten

und wieder gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe? Ich wollte den Jüngling sehen, aber unerkannt, und deßhalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben."

Mitten im Winter, am 29. November 1777 (laut den Briefen an Frau v. Stein, also nicht 1776, wie er in der erst vierzig Jahre später geschriebenen Erklärung zum Gedicht und der „Campagne in Frankreich" irrthümlich angab), trennte er sich von einer herzoglichen Jagdgesellschaft und ritt, sein Reiseziel sorglich vor Jedermann, selbst vor der Freundin Frau von Stein geheimhaltend, einsam dem Harz entgegen. Gleich bei seiner Ankunft in Wernigerode besuchte er den jungen Mann, der „seinem Schreiben völlig glich und so wie jenes Interesse erregte, ohne Anziehungskraft auszuüben." Er gab sich für einen Zeichnenkünstler von Gotha aus und entdeckte sich selbst dann nicht, als Plessing das Gespräch auf Goethe brachte und eine Schilderung des Dichters verlangte, die ihm denn auch mit so „großer Ingenuität" gegeben wurde, daß „wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzensfagacität gegönnt gewesen, ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß der vor ihm stehende Gast sich selbst schildere." Ruhig ließ er den Jüngling sogar gewähren, als dieser ihm seinen traurigen Seelenzustand nochmals mündlich darlegte und den ersten der nur zu wohlgekannten Briefe zum Angehör gab. Er rieth ihm nur, sich „aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen Zustande durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt zu retten und zu befreien", fand sich jedoch mit jedem „Versuchsmittel einer zu unternehmenden Cur so entschieden abgewiesen, daß sein Innerstes sich zuschloß und er sein Gewissen, durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtsein des besten Willens, völlig befreit und sich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte." So schied er also von dem Wunderlichen, um ihn, nachmals erkannt, in Weimar und gelegentlich der Campagne in Frankreich noch einmal in Duisburg, wo Plessing dann als Professor und berufener philosophischer Schriftsteller lebte, wiederzusehen. Durch sein Gedicht die „Harzreise im Winter", deren mittlerer Theil („Aber abseits, wer ist's — in der Wüste") sich mit dem Bilde des einsamen, menschen- und lebensfeindlichen Jünglings beschäftigt, hat er ihn unsterblich gemacht.

Aus diesem Göthe'schen Fragment hat Brahms mit genialer, plastisch bildender Hand eine Scene gefügt, die uns mit dramatischer Unmittelbarkeit ans innerste Herz greift. Wie schwere Seufzer und zitterndes Herzweh, wie unerhörte Lasten der Seele klingt's aus der instrumentalen Einleitung heraus; da ist nirgends Frieden und Ruhe für das arme gequälte Menschengemüth, und wie dann in banger Frage die Stimme einsetzt, den Irrwegen des Unheilvollen theilnehmend folgend, bis ihn „die Oede verschlingt", fühlen wir selber uns mitten hineingezogen in all' den unermeßlichen Jammer. „Ach, wer heilet die Schmerzen deß, dem Balsam zu Gift ward, der sich Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank?" klagt die Stimme, und alle Segens- und Unsegensfülle der Liebe scheint in den letzten wenigen Tacten ausgesprochen. (Man muß das von Frau Joachim singen hören, um es nie wieder vergessen zu können!) Unvergleichlich mild und versöhnend, voll frommen Aufblick zu dem, der der Hort des Friedens und der Liebe ist, tritt schließlich der Chor hinzu, um, nachdem er seinen Bittgesang für die gequälte Seele vollendet, in der zuversichtlichen Hoffnung auf Erhörung zu verstummen.

„Es ist und bleibt dies eine Specialität der Brahms'schen Kunst: aus dem festen Hinblick auf das Herbste Erhebung zu schaffen, uns auf den dunkelsten Pfaden Weidestätten für die edelsten Seelenkräfte finden zu lassen", heißt es, gleich wahr wie schön, in den erwähnten Kretzschmar'schen Brahms-Artikeln, und gewiß danken wir es dem Meister vor allem, daß er es verstanden, die höchsten und tiefsten Saiten anzuklingen, die den Menschengeist bewegen. Hinein in eben dies Bereich der allerernstesten Dinge gehört auch das der Rhapsodie nicht unverwandte, im Jahr 1872 componirte und erschienene „Schicksalslied" (von Friedrich Hölderlin, für Chor und Orchester), op. 54. Es redet von der finsteren, unerbittlichen Macht, die das Loos des Menschen bestimmt, sein Glück und sein Unheil in ihrem Schooße trägt, und preist selig die Himmlischen, Schick-

salslosen, die über den Sternen, im Lichte wandeln. Die große ethische Wirkung desselben beruht somit auf einem allgemein verständlichen Motiv, das einen Jeden berührt und daran Keiner so leicht kühl und fremd vorübergeht. Der Gegensatz zwischen der seligen Ruhe der Erdentrückten und dem friedlosen Geschick der Sterblichen ist in wirksamster Weise musikalisch lebendig gemacht. Der Componist überbot hier den Dichter, indem er den Contrast ungleich schärfer noch als Jener gestaltete. So verklärt er im Eingang die lichte Sphärenbahn der seligen Genien geschildert, in so grausen Farben malt er die Unruhe, den Kampf, die Verzweiflung derer, denen es „gegeben auf keiner Stätte zu ruh'n" und die, wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen, Jahre lang ins Ungewisse hinabstürzen". Die tonmalerische Kraft dieser letzten Stelle vornehmlich ist einzig. Nicht aber wie Hölderlin's Verse, die bei den letztgenannten Worten abbrechen, schließt Brahms mit einer Dissonanz. Indem er den friedvollen Einleitungssatz, wenn auch ohne Betheiligung des Chors, allein vom Orchester wiederholen läßt, endet er vielmehr wie mit dem tröstlichen Hinweis darauf, daß auch wir dem Schicksal Unterworfene einstmals zur höheren Stufe der Schicksalslosen emporsteigen dürfen.

Noch im selben Jahre (1872) componirte Brahms sein berühmtes „Triumphlied" (Offenb. Joh., Cap. 19) für achtstimmigen Chor und Orchester (Orgel ad libitum), op. 55, das neben dem Requiem unter seinen größeren Schöpfungen die schnellste Verbreitung gefunden hat. Von vielen Seiten ist dasselbe als die höchste Leistung des Künstlers gepriesen worden, ja Wiener Stimmen rühmten es geradezu als die vollendetste Musikerscheinung seit Beethoven's neunter Symphonie; während Andere noch weiter in die Vergangenheit zurückgriffen, um ihm in den Thaten Händel's und Bach's die einzig ebenbürtigen, gleicherweise „gesunden und kräftigen" Genossen zu suchen. Im Widerspruch zu alledem müssen wir unsertheils bekennen, daß uns das Triumphlied trotz seiner imposanten Größe, seinem genialen künstlerischen Entwurf, seiner technischen Vollkommenheit an Werth zurücksteht nicht allein hinter dem Requiem, sondern auch hinter den anspruchsloseren Gestalten des Schicksalsliedes und der kurzen Rhapsodie. Denn so hoch uns ein Triumph der künstlerischen Technik gilt, wie er in diesem monumentalen Werk vollbracht erscheint, das nach dieser Seite hin nicht nur alle früheren Erzeugnisse des Künstlers, sondern auch alle neueren Chorwerke überhaupt übertrifft; so sehr seine contrapunktische Arbeit, sein polyphoner Aufbau insbesondere an jene ehrwürdigen Gestalten erinnern mag, die Händel's eherne Hand gebildet: Brahms *eigenste* Töne meinen wir doch in dem Triumphlied weniger als in jenen andern Werken zu vernehmen. Das Triumphiren und Jubiliren will ihm nun einmal minder frei aus dem Herzen herauskommen — er ist größer, weil ursprünglicher, wenn er von Schmerz und Trauer singt. Da entquellen die Lieder seiner innersten Brust: zum Sänger der Schmerzen mehr denn zum Freudensänger ward er geboren und ist uns als solcher vorzugsweise theuer geworden.

Das „Triumphlied" ist ein großartiges Gelegenheitsgedicht, das, wie dies auch ursprünglich auf dem Titel bemerkt werden sollte, dem „Sieg der deutschen Waffen" seine Entstehung dankt. Die freudige Erhebung und der fromme Dank unseres Volkes, angesichts der glorreichen Thaten, die es unter Gottes Segen vollbracht, hallen darin wieder. Lob- und Preisgesänge des Höchsten werden laut und eine festbewegte Stimmung, ein feierliches Gepräge wohnt dem Ganzen inne, das demgemäß auch behufs angemessener Ausführung einen außergewöhnlichen Apparat bedingt. Ein doppelter vierstimmiger, möglichst stark besetzter Chor und ein großes Orchester, dem womöglich noch die Orgel beitreten soll, müssen fortwährend zur Disposition sein. Den Text hat der Componist mit äußerst feinem Sinn dem mystischen Buch der Apokalypse entnommen und zwar aus dem „Triumphlied über Babels Fall" im 19. Capitel einige Stellen auserwählt, welche sich für eine musikalische Deutung besonders eigneten und gleichzeitig einen geistvollen Bezug auf die großen politischen Ereignisse der letzten Zeit gestatteten.

Das Werk besteht aus drei doppelchörigen abgeschlossenen Sätzen, deren letzter

durch ein Baritonsolo eingeleitet wird, das die Vision verkündet, die wir hier wohl mit Recht als einen Hinweis auf den „Treu und wahrhaftig, ein König aller Könige und Herr aller Herren" zu verstehen haben, dem das Triumphlied gewidmet ist: unsern deutschen Kaiser Wilhelm I. Was hier singt und klingt, ist lautester Brahms, wogegen im ersten Theil (in dem Motiv auf „Heil und Preis" hat man das nur anders rhythmisirte „Heil dir im Siegerkranz" wieder erkennen wollen) und in der Anfangspartie des zweiten Satzes, nach Seite der Figurirung, der Schlußformeln, Modulationen ꝛc. Händel'sche Spuren wahrnehmbar werden. Erst von der Schlußhälfte der zweiten Abtheilung an, wo statt der breiten Tongruppen rein lyrische Bilder in den Vordergrund treten, hören wir, daß es der Schöpfer des Requiems ist, der da redet. Der Gesang „Lasset uns freuen und fröhlich sein", zu dem die Flöten hoch oben als Cantus firmus die Choralmelodie „Nun danket alle Gott" intoniren, ist von erbauender Schönheit. Ein jubelndes Halleluja führt dann, nachdem die geheimnißvolle Vision und eine gewaltige Schilderung vom „grimmigen Zorn des allmächtigen Gottes" verklungen, das Ganze, imposant wie es begonnen, seinem Ende zu.

Die erste Aufführung des Werkes fand am 5. Juni 1872 in Carlsruhe statt unter Leitung von Brahms' vertrautem Freunde Levi, der damit seine Thätigkeit an diesem Ort beschloß. Das Baritonsolo wurde dabei von dem Brahms-Sänger par excellence, Julius Stockhausen, laut den Berichten „ganz herrlich zur Geltung gebracht." Eine gesteigerte Wirkung — Dank der dabei betheiligten entsprechenderen Kräfte, die aus einem Chor von etwa 300, einem Orchester von gegen 100 Köpfen bestanden — gab sich noch kund, als der Tonsetzer selbst, am 8. December des gleichen Jahres, im ersten außerordentlichen Wiener Gesellschaftsconcert sein Triumphlied dirigirte. Es war dies eine seiner ersten Manifestationen in dem neuen Amte, in das er seit dem October 1872 eingetreten war. An des scheidenden Rubinstein Statt zum artistischen Director der Gesellschaft der Musikfreunde berufen, sah er sich endlich eine angemessene Stellung verliehen, die in ihrer weittragenden Bedeutung ihm einen kräftigen Einfluß auf das öffentliche Musikwesen der Residenz, ja des ganzen Landes sicherte. Eiserne Ruhe, künstlerische Strenge, schwungvolles, feuriges Erfassen machen ihn — von allen musikalischen Erfordernissen abgesehen, wie sie sich bei ihm ja von selbst verstehen — vorzugsweise zum Dirigenten geschickt. Es genügt zu sagen, daß er sich auch in dieser Beziehung als der geniale Künstler bewährt, als den wir ihn in jeder andern bewundern.

Zwei Winter bereits haben ihn in der Ausübung seiner Amtsthätigkeit gesehen, für die ihm die begeisterte Anerkennung des Publicums lohnt. Er ist der auserwählte Liebling der Wiener und, wo er auch erscheint, der sympathischsten Kundgebungen sicher, die dem Künstler nicht minder als dem Menschen gelten. „Brahms" — so charakterisirt sein Lehrer Marxsen den Letzteren — „gehört zu den seltenen Männern, die nur lediglich durch eigene Leistungen zu wirken suchen, gegen persönliche Annäherung fast ablehnend erscheinen, um als echte Priester der Kunst mit aller Kraft deren Würde zu wahren, selbst mit Hintansetzung jeglichen eigenen Vortheils. Der echte hohe Stolz einer Künstlerseele, gepaart mit äußerster Bescheidenheit, wenn sich's um seine eigene Person handelt." Dem geselligen Leben zeigt der sonst so ernste Künstler meist ein heitres Gesicht. Er giebt sich liebenswürdig, humoristisch, als die urgesunde Natur, die er in Wahrheit ist. Seine seltene Geistes- und Körperkraft spottet aller Anstrengung; das Bedürfniß nach Ruhe scheint er kaum zu kennen. Was hat er, der erst in der Blüthe der Mannheit Stehende, uns schon gegeben und wessen dürfen wir uns noch von ihm versehen; denn er ist freigebig, wie es dem Reichen, verschwenderisch Gesegneten wohl geziemt!

Inzwischen fängt man anderwärts an, Wien um seinen Besitz zu beneiden. Bonn im vergangenen Jahre zur Schumannfeier (1873) und im letzten Winter (im Februar, März, April) Leipzig, München, Bremen, Cassel haben ihn zu Gaste geladen und ihm ihre Huldigungen dargebracht. Die königliche Akademie der Künste in Berlin ernannte ihn noch jüngst zum ordentlichen auswärtigen Mitglied. In

Leipzig, der alten Musikstadt, hat sich in letzter Zeit — wohl zufolge der Riedelschen Requiemaufführungen — zu seinen Gunsten ein lebhafter Umschwung vollzogen; man erwies ihm bei seinem persönlichen Auftreten Ehren, wie sie auf dem allen musikalischen Erscheinungen der Neuzeit gegenüber bekanntlich äußerst reservirten Boden eine erfreuliche Ausnahme bildeten. Als Clavierspieler, Dirigent und Componist hat er Alle, auch die Widerstrebenden bezwungen, und wo hier und dort etwa hinter seinem letzterschienenen Werk, den feinen, originellen Haydn'schen Orchestervariationen op. 56, — dem ersten Werk in seiner Art — oder der Rhapsodie, das Verständniß zurückblieb, wirkten die Liebesliederwalzer und ungarischen Tänze um so unwiderstehlicher.

Neue Siege hat ihm in den Sommermonaten 1874 die Wiedergabe seines Triumphliedes beim niederrheinischen Musikfest zu Köln, wie beim fünfzigjährigen Jubiläum des Baseler Gesangvereins und dem eidgenössischen Musikfest in Zürich unter seiner Führerschaft gebracht; hat auch die Aufführung seines Rinaldo, gelegentlich der in Halle veranstalteten Tonkünstlerversammlung, nicht vermissen lassen.

Wo immer die Musik ihre Feste und großen Tage feiert, wird man Brahms, den lange Vernachlässigten, in Zukunft nicht mehr umgehen können. Läßt auch die Schätzung Seiner im Allgemeinen noch manches zu wünschen übrig, es ist im Laufe der Zeit doch schon um vieles besser geworden, deß dürfen wir uns getrösten. Die Kunst steht nicht still; in unaufhaltsamer Entwickelung schreitet sie fort nach dem Gesetz alles Lebens, ob auch der Alltagsverstand dem beflügelten Genius nur mühsam nachhinkt und ihn erst spät begreifen lernt. Damit es aber in dieser Beziehung noch immer besser und lichter um uns werde, wollen wir Schumann's Mahnung eingedenk bleiben: „Es waltet in jeder Zeit ein geheimes Bündniß verwandter Geister. Schließt, die Ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freude und Segen verbreitend!"

Karlsbader Culturstudien.

Von

Karl Braun.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

III.

Eine kritische Stimme.

Als ich die Abhandlung über die Kaiser-Karls-Sage (Abschn. II) zu Papier gebracht hatte, empfand ich ein inneres Grauen. Schon der absprechende Ton gefiel mir nicht mehr.

„Aber ist denn dieser Ton nicht nothwendig, und sollte es nicht erlaubt sein, den Sagenfabrikanten ein wenig zu Leibe zu gehen? Namentlich da Niemand dadurch beleidigt oder beschädigt werden kann. Denn es wird gewiß Niemand kommen und sich melden als Erfinder der Sage. Thut er es aber, nun dann desto besser; dann ist ja die Wahrheit dessen, was ich sagte, durch ihn selber erwiesen."

So plausibel dieser Grund war, so vermochte ich mich doch nicht dabei zu beruhigen. Es drängte mich, bevor ich meine Aufzeichnungen der Oeffentlichkeit übergab, dieselben einem Sachkundigen vorzulegen, um zu meiner Kritik der Sage eine „Kritik der Kritik" hinzufügen zu lassen.

Ich schrieb also an meinen Freund Roderich Sigerich Kroneboldt, Conrector am Progymnasium in Dotzheim, trug ihm meinen Fall vor, übersandte ihm die obigen Abschnitte I und II und bat ihn um Mittheilung seiner Meinung.

Dr. Kroneboldt liebt es zwar, sein Licht unter den Scheffel zu stellen, ist aber einer unserer besten Germanisten und Sagenkundigen. Nach wenigen Tagen hatte ich eine Antwort. Sie lautete so:

— „Deinen Brief von Karlsbad habe ich am 21. d. Mts. erhalten. Das Manuscript schicke ich dir hier zurück. Meine Meinung darüber ist folgende:

So seid ihr Juristen. In der Analyse stark, in der Synthese schwach. In der Kritik nicht übel, in der Construction gar nichts. Immer: entweder — oder, alles oder nichts, aut Caesar aut nihil. Immer geneigt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Immer Anatomie, nie Physiologie.

Wir Philologen sagen: „Wer gut unterscheidet, trägt gut vor“ (qui bene distinguit bene docet). Unterscheiden wir also im vorliegenden Falle zwischen dem Kaiser Karl IV. auf der einen und dem Hirsch und dem Hunde auf der anderen Seite.

Den Kaiser gebe ich dir völlig preis. Es ist unmöglich, daß er Karlsbad entdeckt hat und zwar aus den von dir richtig hervorgehobenen Gründen. Columbus hat Amerika entdeckt, aber ihm nicht seinen Namen gegeben. Karl IV. hat Karlsbad (bis dahin Wary geheißen) seinen Namen gegeben, aber es nicht entdeckt. Das ist der Unterschied zwischen beiden.

Dagegen den Hirsch und den Hund gebe ich dir nicht preis. Vielmehr werde ich dir diese beiden Thiere, die eine höchst bedeutungsvolle Combination der nordischen Mythologie darstellen, zu deuten versuchen.

Um dir meinen Standpunkt klar zu machen, würde ich, wenn du in Berlin wärest, dich einfach auf das Buch von Dr. Otto Henne-Am-Rhyn „Die deutsche Volkssage“ Leipzig, Crüger 1874, verweisen. Da ich aber vermuthe, daß dasselbe in Karlsbad nicht zu bekommen sein wird, so will ich dir in aller Eile das Nothwendigste ausziehen:

Die Volkssagen sind einzutheilen in mythische und in historische. Die mythische Volkssage steht in directem Zusammenhang mit dem Gottesbegriff und der Weltanschauung des betreffenden Volkes. In derselben treten auf die Götter und die guten und die bösen Geister, die Dämonen und die Heroen. In der germanischen Sage spielen außerdem noch die Thiere eine sehr hervorragende Rolle. Die Thiere sind die ältesten Gestalten, unter welchen in den Mythen die göttlich verehrten Naturgewalten erscheinen. Das Thier steht dem Menschen nahe, ohne demselben vollständig zu gleichen. Wir sind vertraut mit demselben und doch hat es für uns immer noch etwas Räthselhaftes. Das ist die Grundlage der Rolle, welche es in der Sage spielt. Zwischen dem Thier und den Göttern in der Mitte stehen die Dämonen, welche abseits der Menschen liegen und mit denselben nicht in gleichem Rang rangiren; sie zerfallen in Wassergeister und Landerscheinungen. Zu den ersteren gehören z. B. die Nixen, zu den letzteren die Zwerge und Riesen.

Die historische Volkssage hat wirkliche Personen zum Gegenstand oder knüpft an dieselben an. Sie geht stets von einer historisch gegebenen Thatsache aus und sucht dieselbe im Sinne und Geschmacke des Volkes umzugestalten.

Dies vorausgeschickt kehren wir zu der Karlsbader Sprudelsage zurück. Allerdings ist der historische Theil derselben, d. h. der, welcher an die Person Kaiser Karl's IV. anknüpft, gefälscht. Anders aber ist es mit dem mythologischen Theil; dieser ist echt. Da dir die Sagen des classischen Alterthums vermuthlich immer noch näher stehen als die der germanischen Vorzeit, so will ich dich nur auf die Erzählung von Diana und Aktäon verweisen, die dir ohne Zweifel noch aus Ovid's Metamorphosen in Erinnerung sein wird. Diana, die Göttin der Nacht und des Mondes, wird von Aktäon im Bade überrascht; sie verwandelt ihn zur Strafe dafür in einen Hirsch und läßt ihn dann von ihren Hunden zerreißen. Die Fabel ist einfach zu erklären: Wie die Diana die Repräsentantin der Nacht, so ist der Hirsch der Repräsentant des Tages. Das Licht sucht das Dunkel der Nacht zu verscheuchen, die Nacht wehrt sich dagegen, die Sonne geht unter, der Mond siegt und an der Stelle des verschwundenen Tagesgestirns erglänzen nunmehr die Sterne der Nacht; der Hirsch oder die Sonne ist von den Hunden, d. h. von den Sternen, dem Gefolge der keuschen Mondgöttin, zerrissen worden. Hier hast du bereits die Combination des Hirschs und der Hunde, des ersteren als des Repräsentanten des Tages, und der letzteren als der Repräsentanten der Nacht.

Dieselbe Bedeutung hat der Hund in der germanischen Sage. Es erklärt sich das aus seiner Eigenschaft als Wächter des Hauses, welcher vorzugsweise in der Nacht seine Schuldigkeit thun muß. Wie bei den Alten der Höllenhund Cerberus die Unterwelt bewacht, so bewachen bei den Germanen Hunde die verzauberten Jungfrauen und die unterirdischen Schätze. Vielleicht ist es hieraus auch zu erklären, daß der Karren, dessen sich die Bergleute bedienen und der schon seit vielen Jahrhunderten auf einem unterirdischen Schienengeleise läuft, ohne daß man von dem-

selben auch in der Oberwelt Anwendungen zu machen gedacht hat, den Namen „der Hund“ führt. Herr Henne-Am-Rhyn erinnert auch an die Redensart „auf den Hund kommen“; das wollen wir jedoch dahingestellt sein lassen.

Erinnerst du dich nicht an das Märchen des dänischen Dichters Andersen von dem Schätze bewachenden Hund mit den tellergroßen Augen? Auch in unserer gemeinsamen Heimath ging nächtlich ein schwarzer Hund um, welcher die einsamen Wanderer bedrohte, denselben zuweilen auf den Rücken sprang und sich ganze Strecken lang von ihnen tragen ließ. Der Wanderer verlor darob oft Weg und Steg und wurde am anderen Morgen in einem elenden Zustande gefunden. So erzählten wenigstens in unserer Jugend die alten Weiber. Wir freilich machten schlechte Witze darüber und behaupteten, besagter Hund sei wahrscheinlich nur ein Euphemismus für einen nächtlichen Rausch. Doch genug; ich will mich nicht in die Einzelheiten vertiefen und mich begnügen, nochmals auf Henne-Am-Rhyn sowie auf Nork's „Mythologie der deutschen Volkssage“ und die Elsasser Sammlung der Gebrüder Stöber verweisen.

Gegenüber dem Hund, als dem dämonischen Repräsentanten der Nacht und der finsteren Mächte, steht der Hirsch als Vertreter des Lichts, des Tages, der belebenden und der heilenden Kräfte der Natur. Ich habe schon an eine Sage des classischen Alterthums erinnert. Gehen wir weiter zur christlichen Mythologie, so spielt auch in dieser der Hirsch eine ähnliche Rolle. Er erscheint dem frommen Jäger mit einem lichtstrahlenden Kreuz zwischen dem Geweih, das von der Umschrift umgeben wird: In hoc signo vinces! (In diesem Zeichen wirst du siegen!) In der deutschen Volkssage tritt der Hirsch vorzugsweise in Verbindung mit der Jagd auf, ohne indessen seiner christlichen Function zu entsagen. Im großen Münster zu Zürich findet sich ein Gemälde, welches den heiligen Hirsch darstellt, der allnächtlich mit lichtstrahlendem Geweihe vor der Burg Baldern erscheint, um den Königstöchtern Bertha und Hildegard als Führer durch die Wildniß zu dienen bis zu jener Stelle im Thal, wo ihr Vater das Münster erbaut hat.

Ein Jäger aus Luzern hatte eine Freikugel, mit welcher er alle jagdbaren Thiere erlegte. Eines Tages schoß er damit auf einen großen Hirsch in dem Munni-Holze, welcher bei der Bevölkerung als ein geweihtes Thier betrachtet und deshalb unbehelligt gelassen wurde. Als der Jäger diesen heiligen Hirsch gefällt hatte, wurde er so übermüthig, daß er mit seiner Freikugel auch auf die Sonne schoß, natürlich ohne Erfolg. Er hatte jedoch von da ab immer blutige Hände und muß, seitdem er gestorben, in dem besagten Munni-Holz als Hirschbock bis zum heutigen Tage umgehen. In einer Menge anderer Sagen zeigt sich der Hirsch ebenfalls im Zusammenhange mit der Sonne. Er zeigt sich dem Jäger und verlockt denselben, ihm zu folgen. Der Jäger wird immer eifriger; er setzt seine Verfolgungen immer weiter fort, ohne den Hirsch jemals erreichen zu können. Die Jagdbegierde wächst, und je mehr sie wächst, desto weniger wird sie befriedigt. Der Jäger geht endlich zu Grunde und es trifft ihn sein Schicksal, auch nach dem Tode ewig jagen zu müssen. Hier ist der Hirsch das Bild der untergehenden Sonne, welcher der Blick der Menschen mit Sehnsucht folgt, ohne sie jemals erreichen zu können.

Hiernach wird es nicht schwer sein, den mythologischen Theil der Sage vom Sprudel zu retten und dieselbe in Uebereinstimmung mit dem Vorausgeschickten zu deuten. Der verfolgte Hirsch ist das Sinnbild des Lichts, der Kraft, der Gesundheit: der verfolgende Hund ist die Nacht, das Elend, die Krankheit. Er würde sein Opfer erreichen, wenn nicht der wunderthätige Sprudel dazwischen träte; der Hund fällt in die heiß brodelnde Quelle und wird dadurch außer Stand gesetzt, den bedrohten Hirsch weiter zu verfolgen. Was heißt das anders als: der Sprudel mit seiner Heilkraft schützt die Gesundheit des Menschen vor den Nachstellungen der Krankheit.

Vielleicht erscheint dir diese Deutung zu einfach; allein bei den Volkssagen ist die einfache Deutung immer die beste.“ So weit Herr Kroneboldt.

Ich muß gestehen, daß mich diese Auseinandersetzung vollständig bekehrt hat, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß sie für den geneigten Leser dieselbe überzeugende Kraft hat.

Soll ich nun noch ein Weiteres über die Karlsbader Volkssagen bemerken? Ich fürchte, es verlohnt kaum der Mühe. Es ist wahr, es existirt über dieselben eine Reihe von Broschüren und Schriften; sie werden Einem, wenn man nach dem Hans Heilings-Felsen pilgert, sogar unter freiem Himmel angeboten, oder, wenn man fährt, in den Wagen geworfen. Es sind harmlose Machwerke, die kaum etwas Anderes beanspruchen, als eine müßige Stunde des zum Faullenzen verurtheilten Curgastes auszufüllen. Es wäre daher unrecht, sie auf die kritische Goldwaage zu legen. Am meisten verbreitet ist die, welche sich an den Namen Hans Heiling knüpft. Die Heilingsfelsen sind bekannt; sie bilden eine Gruppe von eigenthümlichen Figuren, die zum Theil den Anschein von Standbildern riesenhafter Menschen annehmen. Ohne Zweifel waren diese senkrecht himmelanstrebenden zerklüfteten Felsen früher durch Erde mit einander verbunden. Diese ist hinweggeschwemmt und so ragen sie denn jetzt nadelförmig gen Himmel. In neuerer Zeit sind dieselben indessen so mit Tannen um- und überwachsen, daß der Eindruck dadurch ein wenig geschwächt wird. Ueberhaupt ist es nicht gut, Merkwürdigkeiten zu sehr zu beschreien. Sieht man die Dinge, welche man tausendmal hat erwähnen und lobpreisen hören, in Wirklichkeit, so bleibt deren Erscheinung in der Regel hinter der Erwartung zurück und man fühlt sich getäuscht. Bei dem Heilingsfelsen wird dies ohne Zweifel der Fall sein für Jeden, der vorher schon den Waldrater im Harz oder die Felsenpartien von Adersbach und Weckelsdorf gesehen hat. Der Erstere ist großartiger und die Letzteren sind pittoresker, mannigfaltiger und interessanter. Es geht dem Heilingsfelsen ähnlich wie der sächsischen Schweiz, welche mehr Beifall finden und manchem Spott entgehen würde, wenn nicht ein geschmackloser Mensch den Einfall gehabt hätte, dieses zierliche Ding mit dem großartigen Namen „Schweiz" zu belegen.

Die sogenannte Heilingssage kennt jeder gebildete Deutsche. Theodor Körner hat sie besungen und Marschner componirt. Hier weiß man nichts von derselben, oder — um es genauer auszudrücken: Ich habe 17 Bauern und Bäuerinnen gefragt, ohne von denselben irgend etwas Anderes zu hören, als daß sich die Fremden allerhand närrisches Zeug von den Steinen erzählen. Und in der That ist die Sage schwerlich irgend einer vernünftigen Deutung fähig, sie ist romantisch im schlimmen Sinne des Wortes. Noch bedenklicher sieht es mit den Sagen aus, welche sich an Engelhaus knüpfen.

Die Burg Engelhaus liegt etwa anderthalb Meilen von Karlsbad auf einem über 2000 Fuß hohen völlig isolirten Klingsteinfelsen. Der faule Curgast gelangt sehr bequem dorthin auf der vortrefflich angelegten Prager Kunststraße; der Wegfertige dagegen wird wohlthun, wenn er links davon abbiegt und über den Graskopf marschirt, welcher eine noch schönere Aussicht bietet, als diejenige, welche man von der Burg aus genießt. Das Dorf, welches am Fuße der Burg liegt, hat ein außerordentlich ärmliches Aussehen und dem entsprach denn auch das Gasthaus. In demselben machte uns ein alter seltsamer Herr die Honneurs des Hauses und, so kann ich hinzusetzen, die der Burg. Auf dem Kopfe trug er eine verschlissene Cerevismütze und auf der Nase eine riesige Brille. Seine Kleidung war von Haus aus ohne Zweifel eine ziemlich gewählte, allein der Zahn der Zeit war übel mit ihr umgesprungen. Seine Füße steckten in Pantoffeln, welche hier zu Lande den Namen „Commodschuhe" führen. Er führte uns auf die Burg, deren bestellter Wächter er ist, und erzählte uns von deren Entstehung seltsame Dinge. Sie sei im Jahre 1340 erbaut von einer englischen Prinzessin Malvine, die damals zugleich mit dem Schatz und mit dem Schatzmeister ihres Vaters durchgebrannt sei. Zerstört worden sei die Burg in dem großen schwedischen Krieg; früher habe sie Engelburg geheißen, weil sie von einer englischen Prinzessin erbaut sei; da aber später das ebenfalls Engelburg heißende Dorf bis auf ein einziges Haus, das jetzige Rathhaus, abgebrannt sei, so habe man den Namen Engelburg in Engelhaus verwandelt.

Wenn diese sogenannte Volkssage künstlich gemacht ist, so ist sie auch sehr schlecht gerathen, denn man sieht ihr auf hundert Schritte Entfernung den Zweck an. Um das Wort „Engel" zu erklären, mußte man eine englische Prinzeß haben, und um das

Wort „Haus“ zu erläutern, bedurfte es eines Brandes, der nur ein einzelnes Haus stehen ließ. Würde König Eduard III. von England, welcher in der Zeit von 1327—1377 regierte, erfahren, was man ihm im Widerspruch mit der historischen Wahrheit hier für eine abscheuliche Tochter andichtet, er würde sich vor Aerger im Grabe umdrehen.

IV.

Zur Geschichte von Karlsbad.

Sämmtliche Bäder sind in drei Classen einzutheilen, nämlich:

1. Sommerfrischen, d. i. diejenigen Orte, welche besucht werden von Gesunden, welche gesund bleiben wollen;

2. Kranken- oder Heil-Bäder, d. i. diejenigen Orte, welche besucht werden von Kranken, welche gesund werden wollen;

3. Luxus-Bäder, d. i. diejenigen Orte, welche besucht werden von Gesunden, welche riskiren krank zu werden, oder von solchen, die beabsichtigen, eigenes oder fremdes Geld in aller Kürze und Geschwindigkeit los zu werden, wozu die öffentlichen und geheimen Spiele auf das Bereitwilligste die geld- und menschenfreundliche Hand bieten.

Nach den Sommerfrischen geht, wer in Uebermaß der Arbeit, nach den Heilbädern, wer in Uebermaß von Vergnügen gesündigt hat, nach den Luxusbädern, wer noch sündigen will. Diese Kategorien sind, das weiß ich sehr wohl, zu schroff hingestellt; sie erleiden in der Praxis vielfache Ausnahmen. Der Unterschied zwischen „Arbeit“ und „Vergnügen“ hat seine Schwierigkeiten. An vielen Orten wird das Vergnügen in einer Weise betrieben, daß es sich zu einer unerträglichen Strapaze gestaltet, welcher aus dem Wege zu gehen die Verhältnisse uns leider nicht immer erlauben. Auch kommt es häufig vor, daß die Sünder wider die Gesetze der Diät in der Arbeit die Heilbäder, und die Sünder wider die Gesetze der Diät im Genuß die Sommerfrischen besuchen. Endlich werden die Besucher der Luxusbäder nicht immer von der bestimmten Absicht, sich zu ruiniren, geleitet; und manchmal ruiniren sie sich auch wirklich nicht. Zuweilen fehlt die Tendenz und zuweilen der Erfolg. Alle diese Varietäten, alle diese Ausnahmen gebe ich bereitwillig zu. Aber sie bestätigen nur die Regel. An dieser halte ich fest, indem ich dem geneigten Leser überlasse, sich selbst der Anwendung auf die einzelnen Fälle geneigtest zu unterziehen.

Karlsbad ist ein Heilbad. An einer seiner Felswände finde ich die Inschrift:

„Was ist das größte Glück auf Erden?“
Gesund zu sein!
„Ich sage: Nein,
Gesund zu werden!“

Da indessen, wie hier in dem an gereimten Inschriften so reichen und an dem Wortlaute und dem Inhalte nach wirklich sehr ungereimten noch viel reicheren) Karlsbad ein Jeglicher einsieht, die Felswände eben so geduldig sind, wie bei uns das Papier, und da man ferner hier die Redensart „Gelogen wie gedruckt“ übersetzen könnte in „Gelogen wie in Stein gehauen“, und da endlich ganz gleichlautend die nämliche Inschrift sich auch in Ischl und anderen österreichischen Bädern findet, welche ebenfalls das geistige Eigenthum oder wenigstens die Priorität der Nutzanwendung daran in Anspruch nehmen, so gebe ich Angesichts dieser nicht unerheblichen Zweifelsgründe bereitwillig zu, daß der Inhalt dieser steinernen Urkunde allein nicht hinreicht, um vollen Beweis zu erbringen.

Desto besser dient dazu die Geschichte von Karlsbad, mit welcher wir uns, nachdem wir in den beiden ersten Abschnitten die Sage abgethan haben, etwas näher beschäftigen wollen, jedoch — das schicke ich zur Beruhigung des geneigten Lesers voraus — nur soweit sie interessant ist. Wir werden die Geschichte des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts an der Hand der Badeschriften und Chroniken im Einzelnen verfolgen, nachdem wir in gegenwärtigem Capitel eine allgemeine culturhistorische Einleitung zu derselben vorausgeschickt haben.

Beiläufig wollen wir noch vorher eine kleine Zwischenbemerkung einschalten: Karlsbad ist schon seit lange auch ein politisches Bad, ähnlich wie z. B. Biarritz diesen Namen verdient. In dem Karlsbader Sprudel ist schon Vieles zurechtgebrüht worden, Schlechtes und Gutes. Das hängt freilich auch mit der Heilkraft zusammen, die aufgesucht wird von den Ti

plomaten, von welchen ja bekanntlich gefordert wird, daß sie im Essen Außerordentliches leisten, und welche dann nach solchen Leistungen bei dem hiesigen Sprudel ein, zwei Monate lang um Ablaß betteln müssen für die Kette von Diätfehlern, aus welcher im Uebrigen ihr sündhaftes Dasein sich zusammenzusetzen pflegt.

So kam es, daß sich anno 1819 hier eine Anzahl deutscher Diplomaten unter den Fittigen des Fürsten Metternich, des großen Einschläferers und Magnetiseurs, des Hohepriesters des Quietismus und der Euthanasie, zusammenfand, um, wie sie sagten, „die Ideologie und das Demagogenthum", d. h. den Idealismus und den Geist, den Geist der deutschen Einheit und Freiheit, den Geist des Jahres Dreizehn, der die Fremdherrschaft gebrochen, in Bann und Acht zu thun. Dieser Geist hatte Napoleon niedergeworfen, um an seine Stelle die deutsche Einheit, das Deutschland der Deutschen zu setzen. Da man ihm statt dessen im Bundestag eine von Oesterreich (statt von Frankreich) beherrschte Wiederbelebung des von Napoleon I. gestifteten und 1813 aus Schrecken vor der Volkserhebung verblichenen Rheinbundes als Wechselbalg der deutschen Einheit unterschob und das Volk darob murrte, so beschlossen die Herren Diplomaten 1819, demselben einen gehörigen Maulkorb anzulegen und die Einzelregierungen und den Bundestag damit zu beauftragen. Die Bundestagsmajorität gehorchte mit Freuden und einige brave Regierungen, welche sich sträubten, wurden durch Drohungen dazu gezwungen. Fritz Gentz aber, der unermüdliche Concipient und Amanuensis Metternich's, freute sich so sehr dieses Werkes, das seine eifrige und gewandte Feder gefördert, daß er sich kraft eigener Machtvollkommenheit den Titel beilegte „advocatus europaeus", d. i. Advocat der europäischen Reaction, oder wie man es damals höchst unverständiger Weise nannte, der „Solidarität" der fürstlichen und conservativen Interessen. Es war also Karlsbad, wo 1819 die Hoffnungen von 1813 vernichtet, wo die Unfreiheit und die Zerrissenheit Deutschlands aufs Neue besiegelt wurden, und zwar durch einen österreichischen Minister, welcher ebenfalls den Beruf Oesterreichs, das einheitliche Donaureich, wie es zur Zeit des römischen Kaisers Trajan bestand, wiederherzustellen, verkannte und statt dessen in Deutschland sowohl wie in Italien die für Oesterreich so unglückselige, nach Universalmonarchie und Fremdherrschaft strebende Abenteurerpolitik der spanischen Conquistadores fortsetzte.

Es war aber auch Karlsbad, wo sich die Dinge vorbereiteten, welche dieser Politik zum Wohle für Deutschland und für Oesterreich ein Ende und Ziel gesteckt haben. Die Gegensätze formuliren sich einfach so: — 1819 und 1866 — Fürst Metternich und Fürst Bismarck! Man erinnert sich an den Speer des Achilles, welcher die Wunden, die er schlug, auch heilte, wenn man in der Chronik von Karlsbad liest:

1864, am 18. Juni Abends um 9¾ Uhr erfolgte die Ankunft Sr. Majestät des Königs Wilhelm I. von Preußen; Se. Majestät wohnte wie früher im „Gartenhause".

1864, am selbigen Tage, Nachmittags langten auch der österreichische Minister des Aeußern Graf Rechberg und der königl. preußische Ministerpräsident Herr von Bismarck, in ein und demselben Wagen von Schwarzenberg kommend, hier an. Der Erstere stieg im „Hotel Auger", der Letztere im „blauen Schiff" ab, von wo er aber später in das Haus „zu den drei Lerchen" übersiedelte.

1864, am 22. Juni Vormittags 11¼ Uhr erfolgte die Ankunft Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. von Oesterreich; Se. Majestät wohnte wie früher im „Hotel zum goldnen Schild".

1865, am 21. Juni traf Se. Majestät der König Wilhelm I. von Preußen zur Cur hier ein; Se. Majestät wohnte wieder wie früher im „Gartenhause".

Dieser Theil des Gartenhauses, welches derselben Wirthin gehört, wie das dicht dabei gelegene Standquartier des Kaisers von Oesterreich, das „goldne Schild", war zwischenzeitig umgetauft worden in das „Hotel zu zwei deutschen Monarchen". Wir würden, da es sich doch um zwei bestimmte Monarchen handelt, nämlich um die Kaiser von Oesterreich und Deutschland, und nicht um zwei beliebige deutsche Monarchen, etwa um den Fürsten von Reuß älterer und den von Reuß jüngerer Linie, in Deutschland sagen „zu den zwei Monarchen". Uebrigens giebt es hier

auch ein Hotel zum Fürsten von Reuß-Greiz, wie denn überhaupt Karlsbad, was die Benennung der Häuser anlangt, entschieden an einem auf die Spitze getriebenen monarchischen Polytheismus leidet. „Nur der Kaiser von Amerika fehlt noch," sagte der Citoyen Hampelmann von Frankfurt am Main.

1866, am 2. Mai Abends 9½ Uhr traf J. Kaiserl. Hoheit die Mutter des Kaisers, Erzherzogin Sophie, hier ein und stieg in dem Gasthause „zu zwei Monarchen" ab; sie mußte, da des gestern niedergegangenen schweren Wolkenbruchs halber die Straße zwischen Petschau und Karlsbad zerrissen und unfahrbar war, einen Umweg über Elbogen machen.

1866, am 7. Mai traf Se. Königl. Hoheit Erzherzog Ludwig Victor (man gedenke des Vorfalls auf der „Hohen Salve" in Tyrol!) zum Besuch seiner Mutter hier ein.

1866, am 17. Mai reiste er wieder ab.

1866, am 25. Mai reiste J. Königl. Hoheit Erzherzogin Sophie wieder ab.

1866, am 30. Juni große Aufregung unter den Eingebornen; alle k. k. Beamten hatten ihre Posten verlassen. Die Preußen kommen.

1866, am 8. Juli 11 Uhr Vormittags rückte ein Piquet preußischer Landwehrulanen hier ein, 9 Mann mit 1 Lieutenant mit Namen Livonius. Da alle k. k. Aemter geschlossen und die k. k. Beamten alle abgereist waren, so lag die Verwaltung einzig und allein den städtischen Behörden ob.

1866, am 30. Juli Nachmittags gaben die preußischen Soldaten einem Postpacker Bier zu trinken, worauf er sich in Schmähungen wider die Preußen ausließ, worauf ihm die Soldaten etzliche kräftige Ohrfeigen gaben, womit der Vorfall erledigt war.

Siehe: Anton Conrad Löw, „Kurzgefaßte, jedoch vollständige Chronik der weltberühmten Cur- und Badestadt Karlsbad, seit deren Entstehung bis auf unsere Tage" (Karlsbad, Feller, Alte Wiese, 1874), pag. 171.

Auch die Metternich'sche Politik von 1819 hat 1866 etzliche kräftige Ohrfeigen erhalten, nachdem sich 1864 und 1865 die erstrebte Verständigung über ein anderes System als unthunlich erwiesen. Hoffen wir, daß auch dieser Fall hiermit erledigt ist, und kehren wir, uns von der „garstigen Politik" abwendend, zur Geschichte des Heilbades zurück.

Aus dem 14. und 15. Jahrhundert fließen die Nachrichten über Karlsbad nur spärlich; denn Sagen, namentlich wenn ihr historischer Theil gefälscht ist, kann man nicht als Nachrichten betrachten. Es scheint, daß während dieser Periode die heißen Quellen nur zu Bädern, aber nicht zum Trinken angewandt wurden. In den schönen lateinischen Hexametern des im Jahre 1510 gestorbenen Dichters Bohuslav von Haßstein, welche wir bereits in einer deutschen Uebersetzung mitgetheilt haben, ist nur von solchen die Rede, welche „in dem heilenden Strom die gebrechlichen Glieder gebadet", nicht aber auch von Solchen, welche an dem alkalischen Quell salinische Becher getrunken. Die Stadt war damals noch klein, sie zählte etwas über ein halbes Hundert Häuser.

Mit dem 16. Jahrhundert bemächtigte sich die Badeschriftstellerei auch Karlsbads. Die erste balneologische Schrift ist die des Badearztes Wenzl Payer. Sie erschien zum ersten Mal um 1520. Ich darf deren Inhalt, welcher häufig extrahirt wird, als bekannt voraussetzen und werde mich daher in der weiter folgenden culturhistorischen Darstellung an andere Schriften halten, welche charakteristischer und dabei doch wenig bekannt sind. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts bis zum gegenwärtigen Augenblick haben wir eine ununterbrochene Kette Karlsbader Schriften vor uns, welche alle zusammengestellt, eine ansehnliche Bibliothek bilden. Diese Literatur hat anfangs einen streng wissenschaftlichen Charakter, dann bemächtigen sich die Populariſirer derselben und endlich schrieb Jedermann über Karlsbad, auch Prediger und Schulräthe. Den Gipfel der Unwissenschaftlichkeit, der Geschmacklosigkeit und des schweifwedelnden Byzantinerthums erreicht sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Unmittelbar darauf aber tritt, gleichzeitig mit dem Aufschwung der deutschen Dichtung schon die Wendung zum Besseren ein. Von der Badeliteratur der Gegenwart spreche ich nicht, weil dies die notorische Bescheidenheit der lebenden Badeärzte verbietet.

Mit dem 16. Jahrhundert beginnt das Brunnentrinken als Cur, es dauert aber noch sehr lange, bis man das alkalisch-salinische Wasser auch nach auswärts versendet. Sowohl das Baden als auch das Trinken wird in das Maßlose gesteigert; man trinkt 40 bis 60 Becher pro Tag (Größe, Gestalt und Hohlmaß der Becher, oder wie man früher auf gut meißnerisch-sächsisch sagte, der „Döppchen", hat jedoch im Laufe der Zeiten gewechselt), so daß der Einzelne eigentlich nur noch einer Röhre der Wasserleitung vergleichbar ist, durch welche die Fluth strömt; man liegt Tage lang im Wasser, so lange bis „selbiges die Haut aufgebissen"; körperliche Bewegung unter Gottes freiem Himmel gönnt man sich gar nicht; aus dem Bade kriecht man ins Bett und aus dem Bette ins Bad; das Wasser trinkt man auch in den Betten oder wenigstens in den stark überheizten und schlecht ventilirten dumpfigen Zimmern der an die Bergwand angelehnten Häuser, deren die Stadt um die Mitte des 16. Jahrhunderts etwa 300 zählte. Kurz, man legte sich freiwillig Torturen auf, wie sie gegenwärtig nur noch bei den Indianern vorkommen, wenn sie Beweise ihrer Standhaftigkeit geben oder ihre Jungen an das Ertragen von Schmerzen und Qualen gewöhnen wollen.

Wenn heut zu Tage von diesen Pferdecuren unserer Vorfahren die Rede ist, so hört man bis zum Ueberdruß die Bemerkung wiederholen: „Ja, das ist ganz natürlich, unsere Vorfahren waren ja auch weit größer und stärker als wir, bei ihren riesigen Leibern bedurften sie drastischer Mittel." Hierbei wird immer die Behauptung, daß wir Zwerge und unsere Vorfahren Riesen gewesen seien, als keines Beweises bedürftig, vorausgesetzt, während dieselbe doch von der Wissenschaft längst widerlegt ist. Wir haben Skelette aus allen Zeiten der Geschichte und auch aus den prähistorischen Zeiten, welche weit rückwärts jenseits der Anfänge unserer geschichtlichen Ueberlieferungen liegen. Diese sowohl, als auch die bis auf uns gekommenen Wohnungen, Kleidungsstücken, Geräthe und Waffen unserer Vorfahren bestätigen durchaus nicht jene Behauptung. Allerdings, wir haben z. B. im germanischen Museum riesige Schwerter, welche unserer Rechten zu schwer sind. Allein sie waren es für unsere Vorfahren auch. Sie wurden nämlich mit beiden Händen geführt; und wenn der erste Hieb nicht ordentlich saß, dann lag der gepanzerte Mann, unbeholfen wie eine Schildkröte, mit sammt seinem Schwert auf der Nase. Vielfach haben auch diese riesigen Schwerter gar nicht zum Kampfe, sondern nur zur Decoration gedient.

Man beruft sich auf die Harnische. Mit Unrecht. So ein Harnisch sieht groß aus, aus dem nämlichen Grunde, aus welchem uns ein leeres Ei größer dünkt als ein volles. Das ist eine optische Täuschung, in Wirklichkeit ist es ganz anders. Ich habe in einer ziemlich großen Privatsammlung von Alterthümern die Harnische alle selbst anprobirt. Die meisten der mittelalterlichen Brustharnische waren mir zu eng, ich konnte nicht hinein; namentlich waren sie zu schmal geschultert. Die Harnische der späteren Zeit waren größer. Allein sie dienten damals schon mehr zur Parade, denn als Schutz- und Vertheidigungsmittel. Sie glichen unserem „wattirten Gilet".

Wenn wir heut zu Tage nur 20 Minuten im Bade bleiben und uns auf 3—5 Becher beschränken, dabei eine vernünftige Diät halten und uns möglichst viel Bewegung in freier Luft über Berg und Thal machen, wenn also unsere Bade- und Brunnencurmethode eine weit rationellere, maßvollere und gelindere geworden ist, so hat das mit der angeblichen Reckenhaftigkeit unserer Vorfahren gar nichts zu schaffen. Wir, die heutige Generation, sind nicht schwächer, sondern klüger geworden. Es ist nicht Abnahme der Kraft, sondern Zunahme der Vernunft, was sich in der fortschreitenden Metamorphose der letzten Jahrhunderte offenbart. Käme ein bajuvarischer Lanzknecht aus dem 16. Jahrhundert aus seinem Grabe zurück, um mit einem pommerschen Landwehrmann des 19. Jahrhunderts anzubinden, gewiß er würde furchtbare Prügel bekommen.

Man kann den Fortschritt einfach so charakterisiren: Die Heilkraft von Karlsbad wird allgemeiner, zeitiger, häufiger, öfter wiederholt und maßvoller gebraucht als früher.

Seltsam ist jedenfalls die Erscheinung, daß, so sehr die Anwendung gewechselt hat, der Glaube immer zu allen Zeiten

derselbe geblieben. Jede Zeit, jeder Arzt, jede Doctrin hielt ihr „System" für das unfehlbare, und obgleich diese Systeme sich stets widersprechen und stets das eine das andere ablösten, so haben doch immer nur die Systeme gewechselt, das Vertrauen auf die Quellen war immer dasselbe. Man hat an die 60 Becher eben so fest geglaubt, wie an die 6; man hat eben so starkgläubig Tage lang, als Minuten lang in den Bädern gesessen. Die Quelle und der Glaube sind das bleibende, die Aerzte und ihre Methoden sind das wechselnde und vergängliche Moment in dem Leben des Bades. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, man könne der Aerzte entrathen. Denn ganz sich selbst überlassen, würde das Publicum ohne Zweifel große Dummheiten machen. Ich rechne dabei mich selbst auch zu diesem Publicum und sage zugleich zu den Anderen, zu meinem verehrten Mitpublicum:

„Ich hoffe, dies nimmt Keiner krumm.
Denn Einer ist kein Publicum."

Ein moderner Schriftsteller constatirt, daß sich der Besuch von Karlsbad in den letzten fünf Jahren außerordentlich vermehrt hat und daß der Charakter eines Luxusbades, der früher (z. B. 1819) zeitweise dominirt hat, immer mehr zu Gunsten der ausschließlichen Herrschaft des Heilbades zurücktritt. Er untersucht darauf die Ursachen der gestiegenen Frequenz und kommt zu folgendem Ergebniß:

„Beigetragen hat zu der Vermehrung nicht nur das stets sich enger schließende Netz von Bahnen, das die Reise finanziell und materiell erleichtert, sondern auch die neu durchgebrochene Richtung in der praktischen Heilkunde, welche die langen Recepte aus der Apotheke und die Zuführung übergroßer Dosen von Heilmitteln in den erkrankten Organismus perhorrescirt.

Dieser Richtung hat auch Karlsbad seinen Tribut zollen müssen. Wo früher 8 Becher das Normale, 12 Becher — die Hälfte derselben von dem starkwirkenden Sprudel — keine Seltenheit gewesen, ist die Ordination jetzt gerade auf die Hälfte herabgekommen, und Jene, welche es wagen, 8 Becher zu trinken, werden dem Curpublicum gegenwärtig bereits als besondere Schaustücke oder sonderbare Schwärmer gezeigt; und mit heiliger Scheu betrachteten wir diesmal einen Curgast, der es auf 10 Becher gebracht. Nun wird es möglich, auch wegen geringerer Leiden Karlsbad aufzusuchen; die Scheu des Hausarztes vor der eingreifenden Wirkung des Karlsbader Wassers wird gemildert, wenn er hört, daß sein Patient in Karlsbad nicht förmlich ersäuft oder ausgelaugt wird.

Wie nun mit der milderen Cur Hand in Hand geht auch die kürzer bemessene, höchstens vierwöchige Cur mit 21 bis 25 Trinktagen, so nimmt die Zahl der Curgäste riesig zu, und nicht den geringsten Theil derselben machen jene aus, die mit kleineren Krankheiten, vorzüglich mit Magenleiden gegenwärtig für kürzere Zeit Karlsbad aufsuchen, während solche Uebel früher nur mit den Mitteln aus der Apotheke behandelt und geheilt (oder nicht geheilt) worden sind.

Karlsbad befindet sich dermalen, vom medicinischen Standpunkt betrachtet, in einer Uebergangszeit — noch kämpfen die beiden Richtungen mit einander, doch neigt sich der Sieg der jüngeren Schule zu. Mit der kürzeren und milderen Cur ändert sich die Physiognomie des Badeortes. Bei 4 Bechern ist vieles erlaubt, was bei 8 bis 10 Bechern als schädlich verboten werden muß: vorerst macht das Abendessen, das mit dem Braten und dem Glas Bier — nicht bloß mit den bekannten zwei Eiern oder der Sprudelsuppe — Miene, völlig durchzudringen.

Daß der Karlsbader Curgast Schinken essen, Bier trinken werde, nie hätte sich dies ein Arzt vor zwanzig Jahren auch nur träumen lassen! Das Souper verdrängt nach und nach das nachmittägige Kaffeetrinken, das Fleisch und das viele Gebäck, und wir glauben nicht zum Schaden der Heilbedürftigen; freilich wäre es das Vernünftigste, wie es in Vichy, Plombières, Spaa u. s. w. die Sitte, die Speisestunde (jetzt 1 und 2 Uhr) auf 5 Uhr zu fixiren, so daß dann der Magen am Abend völlig Ruhe haben könnte. Auch wird heute dem Curgast nicht mehr zugemuthet, mit dem ersten Morgengrauen aufzustehen und zum Brunnen zu pilgern. Da er weniger Becher zu trinken hat, kann er zwischen 6 und 7 Uhr beginnen, statt eine Stunde früher.

Die Cur, im Ganzen bequemer, weni-

ger streng, weniger langdauernd, verliert ihre Schrecken; ein milderes Eingreifen derselben ist möglich, und dies vermehrt die Zahl derer, die Karlsbad aufsuchen. Noch schütteln ältere Praktiker den Kopf zweifelnd, ob das Resultat das nämliche, die Heilerfolge die gleichen bleiben werden; die junge Schule aber zweifelt nicht daran, denn für sie ist das Heilmittel nur das Agens, das dem kranken Organismus die Anregung geben soll, um die Heilung dann selbstthätig zu bewirken."

(Schluß folgt.)

Deutsche Samariterinnen.

Von

Rudolf Bunge.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Mutter Simon.

Die Annalen der ruhmreichen Kämpfe unseres Volkes haben in den letzten Jahren nicht nur leuchtende Vorbilder des Heldenthums zu verzeichnen gehabt; — nein, auch die schönsten Züge stillwaltender Wohlthätigkeit und opferfreudiger Hülfe erblickten wir überall da, wohin der Krieg seine dunklen Schatten warf — von dem Verbandplatze des flammenbeleuchteten Schlachtfeldes bis in die stille, düstere Ecke des heimathlichen Lazareths. Hinter dem siegreichen deutschen Heere stand einmüthig das opferfreudige deutsche Volk, hinter dem kämpfenden deutschen Manne das hülfsbereite, sorgende Weib — und zwar von der mächtigen Herrscherin des Reiches bis hinab, wo müde Armuth die von der Arbeit angegriffenen Augen noch bei Nacht anstrengte, um ihren einzigen Schatz, das abgetragene und durchlöcherte Linnen in weiche Charpie zu zerzupfen und diesen unentbehrlichen, wohlthuenden Gegenstand den verwundeten Söhnen des Vaterlandes darzubringen. Das leuchtende Beispiel, welches die Fürsorge der an der Spitze mildthätiger und patriotischer Frauenvereine stehenden deutschen Fürstinnen bot, wirkte geradezu belebend und begeisternd auf das ganze Volk, welches an dem Werke der Liebe mitarbeitete, und der Name der Königin Augusta war gewissermaßen das Panier, um welches die deutschen Frauen sich gemeinsam in freiwilliger Opferfreudigkeit schaarten. Diese erhabene Thätigkeit und die Worte der um ihren für das Vaterland gestorbenen Sohn trauernden Holsteinerin: „Nächst Gott habe ich meinen besten Trost von der Königin empfangen" — werden gewiß für alle Zeit ein immergrüner Kranz in der Krone der ersten Kaiserin des deutschen Reiches bleiben; aber noch drei andere hochgestellte Frauen sind es, welche neben ihr auf dem Felde der Humanität als Sterne erster Größe leuchteten und ihren Völkern die würdigsten Vorbilder der Menschenliebe waren und noch sind; nämlich: Badens edle Großherzogin, an der Spitze ihres seit dem Jahre 1860 schon die Krankenpflege fördernden „badischen Frauenvereines", die Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt, die umsichtige und werkthätige Protectorin des „Alice-Frauenvereins für Krankenpflege", und die frühere Kronprinzessin von Sachsen, jetzige Königin Carola, die Gründerin und Präsidentin des 1867 gestifteten „Albert-Vereins". Hochgestellten Persönlichkeiten ist es einmal weniger vergönnt, durch die eigene persönliche Thätigkeit, als durch ihre Organisationen glänzen zu dürfen, und es ist deshalb um so wichtiger, daß sie für die Ausführung derselben die rechten Persönlichkeiten zu wählen und diese an den geeigneten Ort der Wirksamkeit zu stellen wissen. Diese Erfahrung veranlaßte gewiß auch im Jahre 1867 die damalige Kronprinzessin von Sachsen, bei der Gründung des soeben erwähnten Albert-Vereins eine Frau in das Directorium zu berufen, die sich bereits ein Jahr früher, im böhmischen Kriege, durch ihre eigene persönliche Thatkraft auf dem Gebiete der Humanität im glänzendsten Lichte gezeigt hatte und deren Leistungen ihr auch während des blutigen Krieges gegen Frankreich wiederum die Anerkennung Europa's und — was mehr sagen will — den schönen Namen „Mutter Simon" erwarben. Wir können die Reihe unserer „deutschen Samariterinnen" in der That nicht würdiger, als mit dieser hervorragendsten Repräsentantin der Krankenpflege er-

öffnen, zumal sich unsere Aufzeichnungen aus räumlichen Gründen darauf beschränken müssen, nur einige von jenen deutschen Frauengestalten vorzuführen, welche — sei es im Feindeslande oder im heimischen Lazarethe — nicht nur durch treue Hingebung an das schöne Werk der Barmherzigkeit, sondern durch besonders schwere und ausdauernde Samariterdienste den Dank der Nation sich verdienten.

Frau Marie Simon wurde am 26. August 1824 zu Doberschau, einem wendischen Dorfe in der sächsischen Oberlausitz, geboren. Bereits in ihrem zwölften Lebensjahre verwaist, lernte sie schon früh den Ernst des Lebens kennen und bildete dadurch jene gewaltige Energie und Thatkraft aus, welche in späteren Jahren für die leidende Menschheit so segenbringend werden sollte. Sie verlebte nach dem Tode ihrer Eltern die Jugendzeit zum größten Theil in Oesterreich, von wo sie viele Reisen in fremde Länder, namentlich nach Italien und dem südlichen Frankreich führten. Dann aber wohnte sie mehr als zwanzig Jahre zu Dresden in einfach bürgerlichen Verhältnissen, als die pflichttreue und thätige Gattin eines Weißwaarenhändlers, in dessen am Altmarkt gelegenen Geschäft man die stattliche Frau, früh und spät ihre Kunden bedienend, hinter dem Ladentische erblickte, bis im Jahre 1866 die herzzerreißenden Nachrichten von dem Jammer auf den böhmischen Schlachtfeldern ihr Mitgefühl in so mächtiger Weise ergriffen, daß sie sich entschlossen losriß von der friedlichen kaufmännischen Beschäftigung, losriß vom Gatten und Haus und hinauseilte, wo die Hülfe so Noth that.

Wer es nie gekannt und nie selbst empfunden hat, jenes mächtige Gefühl, das da unwiderstehlich hinaustreibt in den Dienst der Leidenden und Verwundeten, wenn die ersten, noch düsteren und verworrenen Gerüchte von Kämpfen und Schlachten, von Noth und Elend vom fernen Kriegsschauplatze her ins Land dringen; wer es beim Anblick des ersten Transportes von Verwundeten und Kranken nicht über den obligaten Schrei des Entsetzens hinausgebracht, der mag ihn kaum verstehen, den großen Entschluß der einfachen, bürgerlichen Frau, der keine Vereinsunterstützungen und keine großen Geldmittel zu Gebote standen, ja, der alle militärischen Verhältnisse gänzlich fremd waren, sich mit eigener Kraft den Weg durch tausend Hindernisse aller Art zu bahnen und hinauszugehen, um den Kranken und Elenden im Felde die nothwendigsten Hülfsmittel zu bringen. Es war der heroische Entschluß einer edlen Frauenseele, der gewiß noch gewaltiger erscheint, wenn man bedenkt, daß die Krankenpflege im Jahre 1866 fast durchweg eine gewissermaßen improvisirte war und jeder auf früheren Erfahrungen beruhenden Organisation entbehrte, die Genfer Convention aber sich kaum in etwas Anderem als in dem vereinzelten Erscheinen des rothen Kreuzes im weißen Felde kundgab, das freilich in den meisten Fällen von den Oesterreichern mehr geachtet wurde, als in dem späteren Kriege von den Franzosen.

Nur von einer Dame begleitet, deren Namen wir leider nicht zu nennen wissen, kam Frau Simon nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten gerade in dem Momente auf dem böhmischen Kriegsschauplatze an, als nach der Schlacht bei Königgrätz die Verwirrung aufs Höchste gestiegen war. Die erste deutsche Frau, welche unter dem Banner des rothen Kreuzes zu den Tausenden von hülflosen Verwundeten geeilt war, Lebensmittel herbeischaffen ließ und gleich im Freien für die Kranken zu kochen begann, sie war eine gar tröstliche, lichtvolle Erscheinung für die Leidenden, und die neue Samariterin mit dem schwarzen Tuche über dem schlichtgescheitelten dunklen Haar und der Binde mit dem rothen Kreuz am Arm wußte durch ihren energischen Willen und praktischen Verstand bald die Aufmerksamkeit und Achtung von Hoch und Niedrig auf sich zu lenken, so daß man nicht nur ihre Hülfe, sondern oft auch Rath von ihrem schnellbewährten organisatorischen Talente erbat. Sie war immer am rechten Orte, mitten unter ihren Söhnen, den Verwundeten, zu finden, gleichviel ob die Luft dort von der Cholera oder dem Lazarethfieber verpestet und die böhmische Bevölkerung in den einzelnen Orten ihr freundlich oder feindlich gesinnt war, auch ertrug sie die Beschwerden des ungewohnten Kriegslebens mit staunenswerther Hingebung an ihre große Aufgabe und entzog sich im Augenblicke der Noth selbst

den niedrigsten Handleistungen nicht; denn sie wußte, daß ihr Beispiel die Säumigen und Ermatteten anfeuerte und die Hülfsbedürftigen tröstete. Freilich hatte sie mancherlei Kränkungen zu überwinden; denn an die beispiellos uneigennützige und opferbereite Menschenliebe der anfangs gänzlich unbekannten Frau vermochten viele der leitenden Persönlichkeiten lange nicht zu glauben und kamen ihr um so mehr mit Mißtrauen entgegen, als Frau Simon ziemlich rücksichtslos in ihre mangelhaften Organisationen eingriff. Nur der Erfolg und zwar der Umstand, daß sie bei ihren Anordnungen überall das Richtige traf und der Himmel sichtbar ihre Wirksamkeit segnete, rettete sie vor dem Bienenschwarm kleinlicher Verleumdung, und die Frau, die ohne alle Empfehlungen, ohne Unterstützung irgend eines Vereins anfangs nur das Wenige zu geben hatte, was ihr einige mildthätige Freunde anvertraut, wurde bald vom sächsischen „Internationalen Verein" zu seiner Vertreterin auf dem Kriegsschauplatze ernannt, konnte nun, mit hinreichenden Hülfsmitteln versehen, ihre Thätigkeit ausdehnen und durfte zu den säumigen Beamten als officielles Organ eines größeren Vereins aus einem ganz anderen Tone reden als bisher. Auch wußte sie sich jetzt in die von der Cholera stark heimgesuchten österreichischen Festungen Eingang zu verschaffen, die in der That während der Cernirung durch unsere preußischen Truppen mehr großen Spitälern, als kleinen Waffenplätzen glichen, um die Kranken und Verwundeten durch Evacuation dem sicheren Tode zu entreißen, mit dem die gräßlich um sich greifende Epidemie sie dort bedrohte. Sie setzte es durch, daß für Verwundeten- und Krankentransporte der Eisenbahnverkehr zwischen Königgrätz und Josephstadt unter dem Zeichen des rothen Kreuzes wieder eröffnet wurde, und hierbei ereignete sich jene aus der Geschichte des böhmischen Krieges bekannte Episode in der Festung Königgrätz, in welcher die muthige Frau dem österreichischen Commandanten Feldmarschalllieutenant von Weigl in der bestimmtesten Weise erklärte, daß sie ihm die 200 kranken und verwundeten Sachsen, welche bereits zum Transport auf den Bahnhof gebracht waren, ebenfalls da lassen werde, wenn er sich nicht dazu verstände, die noch in der Festung befindlichen gefangenen und blessirten Preußen mit herauszugeben; — denn das edle Herz der großen Samariterin gehört eben nicht nur ihrem einzelnen Volksstamme, sondern in gleicher Weise den Leidenden jeder Nationalität an. Es ist bekannt und bleibt für alle Zeit ein schönes Siegesreis für die Fordernde, wie für den Gewährenden, daß der menschlich fühlende Commandant auf diese Alternative hin die verwundeten Preußen der edeln Frau „schenkte", welche nun die dem sicheren Tode entrissenen Söhne ihres deutschen Vaterlandes ohne Rücksicht auf den blutigen Bruderzwist, der ihr eigenes Herz ja am meisten zerfleischte, daheim in sorgfältige Pflege bringen ließ.

Es war in der That rührend zu sehen und zeugte von der großen Schlichtheit und Bescheidenheit dieser edlen Frau, wie sie trotz ihrer Erfolge — welche ihren Namen auf dem Gebiete der Krankenpflege neben den einer Miß Nightingale gestellt und sie, als die einzige neben dieser durch ihre Thätigkeit im Krimkriege hochberühmten Engländerin, mit der höchsten Auszeichnung, welche überhaupt auf dem Gebiete der internationalen Krankenpflege erworben werden kann, mit der großen goldenen Medaille durch den Congreß der Genfer Convention geschmückt hatten — still und anspruchslos nach Beendigung des blutigen Krieges zu ihrem kaufmännischen Berufe zurückkehrte und die alte gewohnte Thätigkeit hinter dem Ladentische wieder aufnahm, als hätte sie nie wichtigere Zwecke verfolgt, als hätte nie eine schwerere Wirksamkeit auf ihren Schultern gelegen. Allein der hohe Werth ihres Charakters, ihre Leistungen und Verdienste um die leidende Menschheit waren erkannt, und durch ihre schon vorhin erwähnte Berufung in das Directorium des neugegründeten Albert-Vereins wurde sie für die Folge dauernd an das schöne Werk der Humanität gefesselt, da die hohe Präsidentin des Vereins ihr die Aufsicht über die Krankenpflegerinnen, welche der letztere ausbildete, sowie die Leitung der Armenkrankenpflege übertrug. Unermüdlich widmete sich nun Frau Simon dieser neuen wichtigen Stellung und wußte sich das Vertrauen ihrer hohen Vor-

steherin und Protectorin in so ausgedehntem Maße zu gewinnen, daß man die segensreichen Erfolge, welche sich der noch junge Verein während des wenige Jahre später ausbrechenden französischen Krieges erwarb, zum großen Theil diesem schönen Zusammenwirken einer edelmüthigen Fürstin und ihrer erfahrenen Rathgeberin aus dem Volke verdankte.

Die Kriegsstürme des Jahres 1870 waren entfesselt; mit unglaublicher Schnelligkeit eilte die mobile Armee über den Rhein, um die bedrohten Grenzen des Vaterlandes zu schützen. Ihr auf dem Fuße folgte die schnellorganisirte freiwillige Krankenpflege. Wohl ausgerüstet und zu ihrer ernsten Thätigkeit mit vielen sorgfältig gepackten Kisten voll Hülfsmaterial und Verbandzeug versehen, begab sich auch Frau Simon am 3. August 1870 als Abgeordnete des Albert-Vereins und Führerin seiner sechs Pflegerinnen auf den Kriegsschauplatz. Indem wir sie auf diesem neuen, im Dienste der Humanität unternommenen Triumphzuge begleiten, folgen wir im Wesentlichsten ihren eigenen Briefen und Tagebuchblättern, welche nach dem Kriege bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen sind, und demjenigen, welcher sich über die anstrengende Thätigkeit und große Aufgabe einer echten Samariterin unterrichten will, ein eben so umfassendes als interessantes Material liefern. — Auf der Reise, die um so langsamer vor sich ging, je näher die Helferinnen vom Albert-Verein dem Kriegsschauplatze kamen, griff Frau Simon rathend und helfend ein in die Zustände einzelner hessischer Spitäler und wirkte vorübergehend zu Saarbrücken und Remilly, wo sich die Lazarethe nach den ersten Kämpfen mit Verwundeten und Kranken füllten, bis sie während der Schlachten um Metz nach Pont à Mousson berufen wurde. Der Weg durch das Kriegsgetümmel war voll Mühseligkeiten und Beschwerden, so daß sie mit ihren Pflegerinnen und dem nöthigsten Material auf Leiterwagen erst im Finstern und zwar gerade in dem Moment anlangte, als die Verwundeten aus der Schlacht vom 16. August schaarenweise dort ankamen. Dieses Kriegsgemälde ist zu interessant, als daß wir uns versagen könnten, dasselbe aus einem in die Heimath gesandten Briefe der muthigen Frau wiederzugeben. Sie schreibt darin folgendermaßen:

„Hier durchzukommen war lebensgefährlich, die ganze Stadt war allarmirt; man brachte Verwundete, welche die Einwohner nicht aufnehmen wollten; man schlug die Thüren ein; der Wirrwarr war grenzenlos. Unsere Wagen waren in einer schmalen Gasse aufgefahren bis dicht an die Häuser heran, um der vorüberfahrenden Artillerie Platz zu bieten. Die Pferde mußten ausgespannt werden, während wir auf den Leiterwagen sitzen blieben. Inzwischen war es Mitternacht geworden; es wurde Generalmarsch geschlagen: Prinz Friedrich Karl rückte mit seinen in der Stadt befindlichen Truppen aus — dann aber wurde es etwas freier auf den Straßen und wir konnten ans Helfen denken. Das Seminar lag voll von Verwundeten, und Massen von Wagen, mit Blessirten beladen, die nicht untergebracht werden konnten, standen noch auf den Straßen herum. Wir besannen uns nicht, brachen die Kirche auf, da man sie uns nicht gutwillig öffnete, und suchten nun hier die Armen unterzubringen. Zunächst sahen wir uns nach Stroh und sonstigem Material um, worauf wir sie betten konnten. In dem Seminar lagen mehr als tausend Verwundete, und eine eben so große Anzahl mußte die Nacht noch untergebracht werden. Die Kaiserswerther Diakonissen waren bereits im Seminar in Thätigkeit; meine Albertinerinnen aber übernahmen in Gemeinschaft mit den Wiesbadener Diakonen die Pflege der Verwundeten in der Kirche; es war hier kein Plätzchen leer, alle Gänge waren belegt. Wir suchten ein Faß Wein zu bekommen, und das war das Einzige, was wir, mit Wasser vermischt, den armen erschöpften Menschen geben konnten. Es war eine schreckliche Nacht; in dieser einen Nacht habe ich mehr als fünfzig Jahre gelebt und gelitten; — ich hatte nur eine Bitte zu Gott: um Kraft zum Ausdauern; mir ahnte, es käme noch Schlimmeres."

„Meine armen Pflegerinnen waren sehr erschöpft; ich konnte ihnen nicht einmal etwas bieten, um ihre Kräfte aufzufrischen; denn der letzte Rest von den Mundvorräthen, die ich für unseren eigenen Bedarf mitgenommen hatte, war in der Nacht auf den Straßen vertheilt worden. Ohne

Frühſtück, ohne etwas genoſſen zu haben, mußten ſie mit mir vom Verbinden fort und auf unſeren mit Kiſten bepackten Leiterwagen weiter nach Metz vor. Wir fuhren gegen 12 Uhr Mittags ab. Die Hitze war grenzenlos. Die Colonnen wirbelten einen Staub auf, daß wir kaum die Augen öffnen konnten. Alle Ortſchaften, die wir paſſirten, waren in größter Aufregung; wir hörten Kanonendonner und ſahen Feuerſcheine, die von brennenden Dörfern herrührten. Wir fuhren aufs Gerathewohl bis um 8 Uhr Abends; da kamen wir auf eine Anhöhe, wo wir in gerader Linie kaum eine Stunde vom Schlachtfelde entfernt waren. Wir vernahmen ganz deutlich das Kleingewehrfeuer und ſahen das Aufblitzen der einzelnen Schüſſe; der Himmel war roth vom Feuerſchein. Unſere Wagen wurden auf ein Feld gefahren und wir mußten dort eine kalte, feuchte Nacht zubringen. Unſer aller hatte ſich eine große Verzweiflung bemächtigt, daß wir hier ſtill liegen bleiben mußten, anſtatt Hülfe bringen zu können; auch war es ſehr beängſtigend, nichts über den Ausgang der Schlacht zu wiſſen. Einzelne Soldaten, welche ſich im Getümmel der Schlacht von ihren Truppentheilen getrennt hatten, geſellten ſich zu uns, viele darunter leicht verwundet; — ſie brachten keine guten Nachrichten. Da endlich hörten wir Hurrah rufen, und nun wußten wir, daß der Sieg für uns entſchieden war."

Marie Simon.

„Es war eine bange, fürchterliche Nacht. Bis zum Aeußerſten erſchöpft, konnten wir

doch nicht ruhen. Als der Tag zu grauen begann, brachen wir nach dem Schlachtfeld auf; da wir aber Colonnenwege fahren mußten, so wurde es Mittag, ehe wir St. Privat erreichten. Es stand noch in vollen Flammen; fast Alles, auch die Kirche war ausgebrannt; nur wenige Häuser waren verschont geblieben. Nach langem Hin- und Herirren fand ich eine große Scheune und mehrere daranstoßende Gebäude, in welche man die Verwundeten unterbringen konnte. Wenn auch die Nebenhäuser noch brannten, so war doch der Wind günstig und ich besann mich nicht lange. Die Scheunen waren voll Geröll; ich hielt jeden Soldaten, der noch gesunde Glieder hatte, an, beim Ausräumen mit behülflich zu sein, und ich muß es zur Ehre unserer Truppen sagen, daß ich keinen vergebens um Beistand gebeten habe. Auch das gegenüberliegende Pfarrhaus, in dem zwar keine Thür und kein Fenster ganz, aber im Uebrigen doch noch manches Zimmer brauchbar erhalten war, richteten wir zum Lazareth ein. Unterdessen waren unsere Wagen herangekommen, aber zum Abladen und Aufstellen der Kisten war kein Plätzchen frei und so mußten wir die Kisten auf den Wagen selbst öffnen. Was wir mitbrachten, war nicht wenig, und doch war es so gut wie nichts dem gegenüber, was wir brauchten. Außer Verbandzeug, Medicamenten und den nöthigsten Erquickungen enthielten unsere Kisten zum Glück auch Olivenöl, Laternen und kleine Lichtchen; und hätten wir *diese* nicht gehabt, so hätten wir mit Tausenden von Verwundeten die Nacht im Finstern zubringen müssen; denn die Ortschaften waren verlassen und es war Mangel am Nöthigsten. Wir hatten kein Wasser und kein Brot; aber am meisten mußten die Verwundeten unter dem Mangel an ersterem leiden, und wir empfanden recht bitter, wie viel schlimmer der Durst, als der Hunger ist. Um nur etwas Fleischextract oder Thee zubereiten zu können, mußten wir jedes Tröpfchen Wasser, das sich in den Cisternen zusammengezogen hatte, benutzen; Jeder, wer nur konnte, war ausgegangen, um Wasser zu suchen, aber stundenweit im Umkreis war keins zu finden. Die Zahl der Verwundeten war unübersehbar. Eine grausenhafte Nacht! Brennende Häuser, todte Menschen und Pferde, wo man ging und stand; fortwährendes Ab- und Durchmarschiren der Truppen; dazu das Jammern der Verwundeten. Die Stunden der Nacht brachten die Bilder des Tages mit doppelt grellen Farben wieder vor die Seele. Welchen Jammer werden die nächsten Nachrichten in viele Familien bringen! Wie mancher brave Soldat wurde heute der Erde übergeben! Wie freudig schlug sonst meine Brust bei unserer Volkshymne; — heute haben mir ihre Klänge fast das Herz zerrissen, als sie über die Gräber der Gefallenen hin erschallten und die Fahnen sich darüber neigten. Ich konnte bei dem Jammer nicht einmal aus Herzensgrunde beten. Dazu kam, daß ich seit Abends zwei meiner Pflegerinnen vermißte; — Mitternacht war längst vorüber — wo sollte ich sie suchen? — Ich hielt sie für verloren: da kamen sie auf einmal gegen $1^1/_2$ Uhr Nachts mit großen Krügen voll Wasser zurück. Sie hatten auf der Fahrt über das Schlachtfeld eine Wasserpfütze bemerkt; — dorthin waren sie gegangen, weiter als zwei Stunden. Mitten in der Nacht über ein Schlachtfeld gehen, was das heißt, kann nur *der* beurtheilen, der überhaupt weiß, was ein Schlachtfeld ist. Ich vergoß Thränen des Dankes und der Freude, daß Gott seine Hand so wunderbar über die braven Mädchen gehalten; denn ein Wunder war es, daß sie nicht zu Grunde gegangen waren. Ich aber hielt es für ein sicheres Zeichen, daß ich neuen Muth schöpfen sollte; ich fühlte mich wieder stark zum Handeln und dankte Gott, als die Nacht vorüber war."

„Am anderen Morgen ging Jede von uns mit mehr Muth daran, Hülfe zu bringen. Wir mußten nun unser Hauptaugenmerk auf die Verpflegung richten; denn was hätte sonst alles Andere genützt? Die Verwundeten mußten zuerst *erfrischt* und *genährt* werden: Wiederum wandte ich mich hierbei an jeden gesunden Soldaten, der mir unter die Hände kam, und stets wurde meine Bitte erfüllt. Auch der wachthabende Officier unterstützte uns ganz vortrefflich; er ließ die Todten im Orte zusammensuchen und begraben; die Massen der todten Pferde wurden dadurch fortgebracht, daß man Züge an ihre Beine befestigte und die Thiere dann mittelst vorgespannter Pferde aus dem Dorfe

schleifte. — Endlich kamen auch noch Wagencolonnen, um die transportablen Verwundeten abzuholen. Ich fühlte Boden unter den Füßen; es war, als wenn Gottes Segen auf Allem ruhte, was wir begannen: man hatte uns als die erkannt, welche wirklich nützen wollten, einerlei in welcher Gestalt. Officiere und Soldaten kamen uns entgegen; selbst erschöpft, waren sie doch immer zur Hülfe bereit. Eine Kammer mit Mehl wurde entdeckt; Sauerteig herbeigeschafft und nun wurde geschlachtet, gebacken, gekocht und unsere Thätigkeit bald geregelt, wie eine Maschine; Alles griff in einander und wirkte Hand in Hand!"

Kaum hatte die thätige Samariterin in St. Privat die größten Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, als sie schon anderen Tages — es war am 21. August — nach dem kaum drei Viertelstunden entfernten St. Marie berufen wurde, um dieselbe Riesenarbeit, welche sie in St. Privat mit Gottes Hülfe vollbracht, hier wieder von Neuem zu beginnen. Auch hier gab es kein Wasser; Eis natürlich noch viel weniger, und was das in der großen Hitze bei Schwerverwundeten für ein Mangel ist, kann nur der beurtheilen, der — wie der Verfasser dieses Aufsatzes — selbst in Kriegslazarethen thätig war. Allein Frau Simon wußte auch hier bald Herr der Situation zu werden, so niedergedrückt sie alle Hospitalverwaltungen durch die Ungunst der Ortsverhältnisse fand; — denn der Krankenbestand überstieg in diesem kleinen Orte anfänglich 6000 Mann und die Kirche war noch mit Verwundeten überfüllt. Frau Simon schreibt in ihren Briefen darüber:

„Es ist rührend, wie die Aerzte und das ganze Sanitätspersonal es sich angelegen sein lassen, die Patienten aus der Kirche herauszutragen auf den Friedhof, in die frische milde Luft, an ein sonniges Plätzchen — und sie sorgsam in ihre Decken hüllen oder letztere neben ihnen aufhängen, damit sie vor jedem Zug geschützt sind. Manchem haben sie das Lager auf einem Leichensteine zurecht gemacht. Da liegen nun Deutsche und Franzosen, die sich eben noch wüthend bekämpft, friedlich neben einander auf einem Friedhofe, sie, die Lebenden, die erst ihr Leben so freudig eingesetzt und es jetzt doch nicht lassen möchten, unter den Todten. Vorüber ist alle irdische Leidenschaft; hier herrscht Friede und Versöhnung."

Am 23. August erhielt Frau Simon eine seltene Unterstützung durch fünf englische Damen, welche in Begleitung des Herrn Dr. Anderson sehr bedeutende Vorräthe von Instrumenten, prachtvollen Gummigegenständen, Medicamenten, Milch- und Fleischextract in großen Massen, kleine Filter, die auch das schlechteste Wasser genießbar machten, und schönes Verbandzeug brachten. „Es ist doch ein eigenes, praktisches Volk, die Engländer!" ruft sie entzückt aus beim Anblick dieser unerwarteten Hülfe.

Nachdem sie in St. Marie bis Ende August wiederum Alles geordnet und in die rechten Gleise gebracht, riefen sie die großen Kämpfe um Sedan wieder zur Armee vor; denn die leitenden Spitzen sorgten dafür, daß Frau Simon immer da sein mußte, wo die Noth am höchsten war. Der Weg führte sie auf den mit Kisten und Lazarethgegenständen bepackten Leiterwagen unter heftigen Regengüssen durch Ortschaften, deren Bevölkerung durch die neuesten Nachrichten in die bedrohlichste Aufregung versetzt war, nach Douzy, wo ihre Hülfe sehnlichst erwartet wurde; denn 1500 Schwerverwundete füllten dort jeden Raum des kleinen in der Nähe von Sedan gelegenen Ortes, während die leichter Verwundeten so rasch als möglich auf den Transport in die Heimath gebracht wurden. Wiederum faßte Frau Simon mit den ihr noch gebliebenen drei Albertinerinnen die Verpflegung, Reinigung und Erquickung der Kranken, als das Nöthigste, zuerst ins Auge, und wiewohl es da „tüchtig aus dem Schlamme herauszuarbeiten" galt, bei den fortwährenden Regengüssen Ruhr und Typhus, ja, sogar einzelne Fälle von Blattern und Skorbut auftraten, so bewährte doch alsbald wieder das „Freßcommando", wie die Soldaten die in einer kleinen Küche etablirte, oder vielmehr improvisirte Verpflegungsstation ihrer „Mutter Simon" nannten, seinen wohlverdienten Ruf und seine unwiderstehliche Anziehungskraft, und wenn auch gerade hier die dirigirenden bairischen Aerzte der edlen Helferin Anfangs mit einem unbegreiflichen Mißtrauen entgegenkamen, so wußte sie dieses doch alsbald

durch ihre glänzende Thätigkeit zu besiegen, besonders als sie durch die Ankunft von acht neuen Pflegerinnen unterstützt wurde. Frau Simon verstand es aber auch, in Zeiten, welche die Bevölkerung mit Angst und Schrecken erfüllt, ja, sie zum größten Theil aus ihren Wohnorten vertrieben hatten, die rechten Mittel zu finden, um sich und ihren Lazarethen das Vertrauen und die Unterstützung der Gemeinden zu sichern. So auch hier in Douzy, das die Bewohner verlassen hatten, als sie mit ihrem Vieh über die belgische Grenze, auf neutrales Gebiet flüchteten. In Folge dessen fehlte es an Milch und frischem Fleisch, und dieser Mangel war namentlich für das Freßcommando unserer Mutter Simon sehr störend. Sie beschloß daher, dieser Noth durch ein Uebereinkommen abzuhelfen und stellte dem Maire vor, daß sie das Recht habe, ein Wachcommando von mehreren Hundert Mann zu verlangen, welches natürlich der Gemeinde zur Last fallen würde. Der Maire machte ein langes Gesicht; — sie beruhigte ihn aber bald wieder, indem sie ihm erklärte, daß sie von ihrer Forderung abstehen würde, wenn er das in den Ort gehörige Vieh zurückschaffen wolle; dabei zeigte sie ihm einen Schutzschein, den sie sich von der Commandantur in Sedan zu verschaffen gewußt hatte und der Alles vor militärischen Requisitionen sicherte, was sie im Interesse der Lazarethe zu schützen für nothwendig hielt.

„Also" — sagte sie zum erstaunten Maire — „binnen zwei Tagen euer Vieh, welches in den Wäldern oder sonst irgendwo versteckt ist, herbeigeschafft und gegen den Tribut von täglich einem Liter Milch von jeder Kuh unter meinen Schutz gestellt, oder das Wachcommando rückt ein und *sucht* das versteckte Vieh, welches wir dann aber als herrenloses Gut behandeln werden!"

Das half; — noch an demselben Tage sah man die Viehheerden ins Dorf zurücktreiben und die Kranken und Verwundeten hatten sich der diplomatischen Errungenschaften ihrer braven Mutter Simon fortan unausgesetzt zu erfreuen.

Nur eins lastete wie ein Alp auf ihrem Herzen; — es war das Herannahen der rauhen Jahreszeit und die durch Unzulänglichkeit der Evacuation immer fühlbarer werdende Ueberfüllung ihrer Hospitäler, die nur in wenigen Fällen heizbar waren. Douzy lag zwar an der Eisenbahn, Locomotiven fuhren hin und her, aber so lange die Festung Montmédy nicht in deutschen Händen war, konnte die Bahn nicht passirt werden. Dabei stieg die Noth von Tag zu Tag: Ruhr, Typhus, Blattern — jeder Morgen brachte neues Elend, und doch konnten von den Verwundeten, welche noch nicht von diesen Seuchen ergriffen waren, nur sehr wenige den weiten Transport auf der Achse vertragen. Dies bestimmte Frau Simon, als Parlamentär nach Montmédy zu gehen, um — wie im Jahre 1866 von den österreichischen Commandanten zu Josephstadt und Königgrätz — so auch hier vielleicht vom französischen die Erlaubniß zu erhalten, daß die deutschen Verwundeten ungefährdet auf der Eisenbahn an der Festung vorüber transportirt werden dürften. Sie hatte bis dahin immer noch die Franzosen für eine Nation gehalten, welche nicht gänzlich des Gefühls für Humanität und Noblesse entbehrte, sah sich aber nur allzubald in diesem Glauben getäuscht; denn als sie am Morgen des 30. September endlich mit aufgezogener weißer Parlamentärflagge in Begleitung einer ihrer Pflegerinnen, der durch ihre Thätigkeit ebenfalls sehr ausgezeichneten Marie Hecker, und eines sächsischen Felddiakonen, des muthigen stud. jur. Kürsten aus Dresden, nach der drei Stunden von Douzy entfernten Festung fuhr und nach kurzer Debatte in dieselbe eingelassen wurde, versammelte sich um sie eine aufgebrachte Menge Blousenmänner, die geradezu einer Räuberbande glich und in ihren Drohungen und Schimpfreden sich auch nicht besser benahm. Die beiden Vertreterinnen des rothen Kreuzes sandten ihren Begleiter, Herrn Kürsten, zum Commandanten, um eine Unterredung von ihm zu erbitten. Mit verbundenen Augen wurde er durch Strolche mit aufgepflanzten Bajonneten hingeführt, während die bei ihrem Wagen harrenden Frauen von einem wahren Plebs von Festungsbesatzung, denn „Soldaten" verdient solch elendes Gesindel nicht genannt zu werden, eine Behandlung zu ertragen hatten, die ihnen sonst von keiner anderen europäischen Nation — wie tief sie auch in ihrer Bildung stehen mag — widerfahren sein würde. Zu

ſpät fühlten ſie nun, daß ihre edle Abſicht ſie zu einer Unbeſonnenheit verleitet hatte; denn als der Commandant endlich kam und ſich mit ihnen zum Unterhandeln in eine Wachtſtube begab, begleitete ihn ein Mann von rohen Manieren, der ſich für den Civilgouverneur der Feſtung ausgab und kurzweg die Eindringlinge für Spione erklärte, an denen er ein Exempel ſtatuiren werde, das ſeinesgleichen ſuchen ſolle. Das rothe Kreuz auf der weißen Binde, überhaupt alle Zeichen der Internationalität erklärte er für Schwindel und verlangte Legitimationspapiere von franzöſiſchen Behörden, beſonders auch deren Stempel für die Binde. Endlich, nach langem Hin- und Herreden, erklärte er, daß die beiden Frauen frei ſeien und die Feſtung verlaſſen könnten — ihr muthiger Begleiter aber, beiläufig geſagt der einzige Sohn hochachtbarer Eltern, unwiderruflich als Spion erſchoſſen werden ſolle. Frau Simon's Lage war in dieſem Augenblicke eine furchtbar peinliche und angſtvolle; aber wieder bewährte ſich in ihr das Weib voll Muth und Energie. Was ihre Bitten nicht vermocht hatten, das ſetzten jetzt ihre Drohungen durch. Sie erklärte, die Feſtung nicht eher zu verlaſſen, als bis man ihr denjenigen, den ſie im falſchen Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit der franzöſiſchen Nation in internationalen Humanitätsintereſſen an den Commandanten ſandte, zurückgegeben haben würde, und drohte, daß man an 300000 kriegsgefangenen Franzoſen in Deutſchland fürchterliche Abrechnung halten werde, wenn einem der Ihrigen hier irgend ein Leid geſchehen ſollte. Die Drohung half; — man brachte den muthigen jungen Mann, der ruhig und gelaſſen, ohne die geringſte Spur von Todesfurcht die Binde von den Augen nahm, mit einem Blick der Verachtung auf die tobende Menge den Damen beim Beſteigen des Wagens behülflich war und das Raubneſt mit ihnen — wenn auch leider unverrichteter Sache — verließ; denn ein Raubneſt war Montmédy damals im vollſten Sinne des Wortes und ſeine Bewohner wahre Wegelage-

Heilſtätte für deutſche Invaliden in der Loſchwitzer Flur bei Dresden.

rer, die Alles in die Festung schleppten, was sie auf den nach Belgien führenden Landstraßen erbeuten konnten; und da sie hierbei selbst die eigenen Landsleute nicht schonten, so war die Rettung der muthigen Expedition als ein um so größeres Wunder anzusehen.

Die Verhältnisse vor Paris waren inzwischen sehr ungünstig geworden; die Verpflegung der auf dem Durchmarsche befindlichen gesunden Truppen, wie der in den Spitälern liegenden Kranken konnte nur in sehr mangelhafter Weise geschehen. Die Etappenstationen waren beim besten Willen nicht im Stande, Alles zu bewältigen und zu verpflegen, was die große Eisenbahnlinie zwischen Paris und Deutschland passirte. Namentlich erforderte Chateau-Thierry außergewöhnliche Kräfte, wenn es seine Aufgabe als letzte Hauptstation für die vor Paris liegende Armee lösen sollte. Das erkannte Frau Simon sofort mit kundigem Blick, als sie, zur Armee vorgerufen, kurze Zeit auf dieser Station verweilen mußte. Sie orientirte sich schnell, suchte einen passenden Ort, natürlich wieder unter freiem Himmel, um ihre Kessel aufzustellen, und eröffnete unter tüchtiger Mithülfe ihrer Pflegerinnen und der ihr zucommandirten Soldaten noch an demselben Tage ihre improvisirte Feldküche, neben welcher ihr die Felddiakonen der Berliner Bauakademie zum Schutz gegen Regen und Schnee eine Bretterbude aufschlugen, bis es ihnen später gelang, im Bahnhofsgebäude selbst geeignete Localitäten für die Verpflegungsstation der Mutter Simon einzurichten, die hier mit den wenigen aber pflichttreuen Kräften, welche ihr zu Gebote standen, vom 10. October bis zum 25. November mehr als 63000 Mann mit Suppe und Fleisch, und 17485 Mann mit Kaffee bewirthete, außerdem aber noch Passantenlazarethe errichtete und versorgte, in denen während dieser Zeit 4941 Kranke und Verwundete aufgenommen und verpflegt wurden. Bei dieser staunenswerthen Thätigkeit behielt Frau Simon immer noch die näher bei Paris gelegenen Lazarethe ihres sächsischen Armeecorps im Auge, versorgte diejenigen zu Annet, Claye, Meaux und Le vert galant mit ihren Pflegerinnen, sowie mit den nöthigen Erquickungen und inspicirte dieselben oft unter den anstrengendsten Verhältnissen; denn obwohl die Lazarethverwaltungen dort fast Unmögliches geleistet hatten, so drohten doch Aerzte und Pflegepersonal in den Typhuslazarethen der Ueberbürdung zu erliegen und es war bei dem herzzerreißenden Jammer also um so mehr geboten, durch ausreichende und entsprechende Verpflegung dem ferneren Umsichgreifen der Seuche entgegenzutreten. Dazu hätte es aber mindestens fünfmal so viel Hülfspersonal bedurft, als vorhanden war, zumal in den kleineren Ortschaften, wie z. B. in Annet, die Kranken in mehr als 100 einzelnen Krankenstuben untergebracht waren und ihre Wartung somit eine äußerst beschwerliche blieb. Unter diesen traurigen Umständen that Frau Simon oft mehr, als die schwachen Kräfte einer Frau erlaubten; — sie hätte gern durch die eigene verdoppelte Thätigkeit das Fehlende ersetzen mögen, erreichte aber dadurch nichts weiter als den Ruin ihrer Gesundheit, die mehrmals in Folge von Ueberanstrengung recht ernstlich bedroht war.

Als Lagny später zur Evacuationsstation und dadurch zum wichtigsten Verpflegungspunkte vor Paris erhoben wurde und die Kämpfe am 30. November und am 2. December Massen von Verwundeten in den durch Sprengung der Brücken und muthwillige Zerstörungslust der Franzosen gänzlich verwüsteten Ort brachten, berief man schleunigst auch die Mutter Simon mit ihrem gesammten Personal von der Station Chateau-Thierry nach Lagny, oder vielmehr nach der am rechten Ufer der Marne diesem Orte gegenüber gelegenen Eisenbahnstation Thorigny. Wer, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, der in jener Zeit ebenfalls zu Lagny bei der Evacuation beschäftigt war, einen Einblick in die Verwirrung der localen Verhältnisse und in die grenzenlosen Mühseligkeiten aller Derjenigen gewonnen hat, welche mit der Unterbringung und Verpflegung der von den Schlachtfeldern vor Paris täglich heranströmenden Kranken und Verwundeten betraut waren, — wer die Schwierigkeiten empfunden, in den ausgeräumten Steinhaufen ohne Fenster und Thüren — denn menschlichen Wohnungen sahen diese Ruinen eines von der Bevölkerung fast gänzlich verlassenen Ortes nicht mehr ähnlich! — den Kranken und Ver-

wundeten ein Obdach und eine Lagerstätte zu verschaffen, der weiß, welche Riesenaufgabe Frau Simon hier, an der Endstation ihrer ruhmvollen Thätigkeit bewältigt hat, wo sie in den mangelhaftesten, improvisirten Kochräumen vom 30. November bis zum 8. März die staunenswerthe Anzahl von 159132 Portionen stärkende und wärmende Nahrungsmittel verabreichte und dabei noch Lazarethräume für Hunderte von Verwundeten herrichten und versorgen ließ. Mittags und Abends erhielten die Officiere Suppe, Braten, Gemüse mit Wein, die Soldaten gute Fleischsuppe mit Gries, Sago, Reis, die Gesunden auch Erbsen, Linsen, Sauerkraut und Kartoffeln, sobald aber die Zeit zum Kochen großer Quantitäten Fleisch nicht vorhanden war, wenigstens Erbswurstsuppe; — außerdem gab es jederzeit Kaffee und in den kältesten Tagen für die Ankommenden und Abgehenden Glühwein; — aber bei all dieser großartigen Thätigkeit habe ich — so oft mich mein Amt an den beschränkten und höchst primitiven Räumen des „Freßcommandos" vorüberführte — seinen dirigirenden weiblichen Chef stets mit dem riesigen Kochlöffel in der Hand und einer wahren Generalsmiene, einem Blicke ruhig heiterer Zufriedenheit im Antlitze gesehen, ja, es schien sogar, daß die Augen unserer Mutter Simon um so glücklicher strahlten, je dichter sich die Haufen ihrer hungernden und dürstenden, theils verwundeten, theils von den Mühseligkeiten der Reise oder anstrengender Märsche erschöpften Söhne um ihre dampfenden Kessel drängten. Dann fragte sie nach der ganzen Welt eben so wenig, als nach sich selbst; wenn sie nur zu geben hatte, wenn sie nur helfen, nur die Noth Anderer lindern konnte, wollte sie selber gern Noth leiden; das war und ist der Grundzug dieses edelsten Herzens. — Was aber konnten einer aufopferungsfähigen und selbstlosen Frauenseele alle die äußeren Zeichen der Anerkennung gelten, welche ihr nach der Heimkehr von ihrer mehr als siebenmonatlichen Samariterthätigkeit allseitig zu Theil wurden, ihr, die ja doch den schönsten Dank in ihrem Liebeswerke *selbst*, in den strahlenden Blicken der Wiedergenesenen, in den herzlichen Worten und dem treuen Andenken der Gestärkten und Erquickten gefunden? — Die Blätter aller Nationen nannten sie eine Ehrenbürgerin Europa's, die verbitterten Franzosen selbst: la Nigthingale allemande, unsere deutsche Presse feierte in ihr den Triumph einer *deutschen Frau*, zahlreiche neue Orden kamen zu den vielen, welche ihre Brust schon früher bedeckten, die Kaiserin-Königin selbst drückte die unermüdliche Wohlthäterin ihrer theuren Söhne ans Herz, die hervorragendsten Lazarethverwaltungen und patriotischen Hülfsvereine haschten nach einem anerkennenden Worte aus ihrem Munde — das Alles aber konnte die biedere und selbstlose Frau nicht einen Augenblick ablenken von dem großen Arbeitsfelde der Krankenpflege. Ohne nur einen Moment auszuruhen, ging sie an die Ausführung des menschenfreundlichen Planes, der sich ihr in den Zeiten der Noth aufgedrängt hatte und in ihrer Seele nun als glühendster Wunsch fortlebte: an die Gründung einer *Heilstätte für deutsche Invaliden*, verbunden mit einem *Daheim für alleinstehende Kranke*. So göttlich schön dieser Gedanke an jedes patriotisch fühlende Herz klingt, so sehr man glauben sollte, daß die Idee der eben so edelmüthigen als uneigennützigen Samariterin, in einer solchen Anstalt einst den Dank deutscher Frauen an das Heer zu hinterlassen, für sich selbst sprechen und für den großen Zweck wirken würde, so hielt die Verwirklichung derselben doch unendlich schwer; — denn selbst als Frau Simon sich mit einem Aufrufe an die Nationalwohlthätigkeit, und zwar vorzugsweise an die der deutschen Frauen gewendet und im Herbst 1871 durch den Ankauf eines geeigneten Grundstücks den thatsächlichen Anfang mit ihrer neuen Schöpfung gemacht hatte, waren außer der von ihr selbst geopferten Summe nur wenige spärliche Beiträge vorhanden. Diese mehrten sich aber während der Einrichtung der Localitäten im Laufe des Winters in so erfreulicher Weise, daß mit Beginn der schönen Jahreszeit Frau Simon ihre Häuslichkeit und ihren bürgerlichen Beruf in Dresden aufgeben und sich nun mit ganzen Kräften dem Werke der Humanität widmen konnte. Sie eröffnete die neugegründete Anstalt bereits im April des Jahres 1872. In der Loschwitzer Flur bei Dresden, und zwar in halber Höhe des durch seine landschaftliche Schön-

heiten weit berühmten Elbgeländes reizend gelegen und durch reichbewaldete Höhen vor dem Einflusse der Nord- und Nordostwinde geschützt, umfassen die zur Heilanstalt selbst gehörigen Garten- und Parkanlagen allein einen Flächenraum von mehr als 115000 Quadratellen und sind durch die an den imposanten Albrechtschlössern vorüber nach Loschwitz hinanführende Landstraße für Kranke bequem zugänglich. Bereits im ersten Jahre wurden von Frau Simon hier 32 Kranke, von denen 21 dem Militärstande und 11 dem Civilstande angehörten, aufgenommen und zusammen 3173 Tage verpflegt. Hiervon genossen 15 Invaliden die Wohlthat von 1450 Verpflegungstagen ganz unentgeltlich und 9 Schülerinnen der Krankenpflege wurden in die Anstalt aufgenommen, um im Sinne und Geiste der „Mutter Simon" für ihren schweren, aber unendlich schönen Beruf ausgebildet zu werden; — denn die Erziehung edler, opferfähiger Frauen zu geschulten Krankenpflegerinnen, wie sie dem deutschen Volke in den Tagen der Kriegsnoth so sehr mangelten, und die Nutzanwendung der Erfahrungen, welche Frau Simon in zwei der größten Kriege unseres Jahrhunderts gesammelt hat, das sind die weiteren hochwichtigen Zwecke, welche die strebsame Frau bei ihrem Werke der Barmherzigkeit verfolgt. Unter dem Schutze Gottes hat sie es zwar nur klein, aber erfolgreich begonnen; — von der Mildthätigkeit, ja, von der ihren verstümmelten Kriegern schuldigen Dankbarkeit der deutschen Nation erwartet sie die Mittel, dieses schöne Werk so weit vervollständigen und ausbauen zu dürfen, daß sie nicht mehr, wie jetzt noch, genöthigt sein wird, die größte Zahl der massenhaft eingehenden Aufnahmegesuche hülfsbedürftiger Invaliden ablehnen zu müssen, sondern das schönste Wort des Heilandes: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid!" ihnen ausnahmslos entgegenrufen und dadurch das starre gesetzliche Gleichmaß denen gegenüber mildern zu können, deren schmerzvolle Wunden dies doppelt verlangen, während ihr Vermögen ihnen nicht gestattet, die Ansprüche ihrer früheren, nach Höherem gerichteten Lebensstellung — mögen es nun Officiere, Freiwillige, Unterofficiere oder Mannschaften sein — mit den kargen Spenden des Gesetzes zu befriedigen. Daß die edle Samariterin diesen glühendsten Wunsch ihres menschenfreundlichen Herzens endlich erfüllt sehen möge, dazu helfe ihr der Segen Gottes und die Dankbarkeit der deutschen Nation!

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 28 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 220.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Januar 1875.

MERCANTILE LIBRARY NEW-YORK.

Der schlimme Finger.

Musikalisch-novellistische Rhapsodie

von

Otto Roquette.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

„Dauern die Gesellschaften hier zu Lande sehr lange?“ fragte der eine der beiden jungen Männer seinen Gefährten, als beide von der Straße in das Haus traten.

„Wir werden nicht eben früh abkommen,“ meinte der Andere, „zumal wir haben warten lassen. Vor Mitternacht pflegt man sich nicht zu trennen.“

„Mitternacht? Da steht ja viel Genuß in Aussicht! Hoffentlich wird keine Musik gemacht!“

„Da kommt die Antwort schon!“ rief lachend der Andere, indem er den Fuß auf die erste Treppenstufe setzte.

Der Freund hielt ihn bestürzt zurück und horchte. Ein Chaos von Clavierspiel und Menschenstimmen in gesteigerter Unterhaltung schlug unheildrohend an das Gehör. „Franz —!“ rief er, „noch ist es Zeit! Um Gotteswillen, hör' diesen entsetzlichen Lärm da oben! Es ist, als ob der Clavierspieler und die Gesellschaft wetteiferten, wer von ihnen mehr Geräusch hervorbringen könne! Und in diesen Strudel sollen wir uns wagen? Franz, ich kehr' um!“

Franz hielt ihn belustigt am Arme fest. „Ich glaube gar, du machst Ernst, Heribert!“ rief er. „Laß uns eintreten, und du sollst erfahren, daß es auf eine Viertelstunde mäuschenstill wird! Ueberdies muß es bald zu Tische gehen, dann hört wenigstens das Claviergerassel auf. Komm nur!“

Heribert folgte seufzend, um bald darauf das Versprechen des Freundes bewährt zu finden. Als sie in das kleine, von etwa dreißig Personen erfüllte Gesellschaftszimmer traten, zerbröckelte bei ihrem Anblick das bisher festgefügte Gesammtgespräch, die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf sie, die Wirthin trat ihnen entgegen, die Clavierspielerin brach ihr rauschendes Allegro mit Geschick ab. Ein umständliches Vorstellen begann, wobei die Namen der Anwesenden so undeutlich als möglich ausgesprochen wurden, um den Fremden nach allen seinen Verneigungen so klug zu lassen als zuvor. Darauf folgte jenes etwas peinlich komische Schweigen, durch welches man in den meisten deutschen Gesellschaften seinen Mangel an Weltton zu beglaubigen pflegt. Ein später oder verspäteter Gast, der eine in engen Raum zusammengepreßte Gesellschaft in ihrem Treiben unterbrochen hat, soll überdies immer etwas sagen, thun, leisten, einsetzen, um zu einem neuen Abschnitt der Unterhaltung hinüber zu leiten.

Ueber Heribert wollte die Neugierde noch besonders befriedigt sein. Er war erst seit kurzem in das juristische Rathscollegium versetzt worden, völlig Neuling in der Stadt, ein noch junger Mann, dem man Carriere voraussagte, dazu unverheirathet und von empfehlender Erscheinung. Der Ruf einer vielseitigen Bildung war ihm vorausgegangen, gesteigert durch die Nachricht, er sei ein Charakter, ein merkwürdiges Original, freilich auch wieder beeinträchtigt durch das Gerücht, daß er Damengesellschaften nicht liebe. Erschien er dadurch hassenswerth, so that die Abneigung der allgemeinen Neugier keinen Eintrag.

Und nun trat dieser Mann, über den schon genug gesprochen worden war, in ganzer Länge und Stattlichkeit in das Zimmer, von Schweigen empfangen, im Angesicht einer Gesellschaft, die zu drei Viertheilen aus Damen bestand. Man wechselte Blicke. Das ist er also! Was wird er sagen? Aber er sagte nichts. Nach kurzer Entschuldigung wegen das Spätkommens, stand auch er schweigend da, wie ein Thurm einsam auf seine Umgebungen herabblickend, gleichsam Musterung haltend. Daß er nicht aus Verlegenheit schwieg, merkte man wohl, und so legte die unbefriedigte Neugier sein Betragen als Anmaßung aus. Der Hausherr, Rath Täubner, ein älterer College Heribert's, hatte das Gefühl, daß er irgendwie eintreten müsse und näherte sich dem Gast. „Auch musikalisch?“ fragte er; „meine Frau läßt heut den neuen Flügel zurechttrommeln.“

Die Wirthin schien das übel zu nehmen, warf ihrem Gatten einen tadelnden Blick zu, wandte sich dann aber um so freundlicher an den Gast.

„Wir hoffen, Sie lieben Musik? Oder spielen Sie auch —?“ Sie machte eine einladende Handbewegung gegen das neue Fortepiano. Schon wurden Stühle gerückt, man drängte geräuschvoll zusammen, unter der Jugend erhob sich Kichern und Flüstern. „Oder,“ fuhr die Hausfrau fort — „singen Sie wohl gar? Tenor oder Baß? O bitte, bitte!“

„Ich habe für mich mit der Musik abgeschlossen,“ entgegnete Heribert. „Doch bin ich geduldig, und lasse sie über mich ergehen?“

Das war für den Anfang stark. Der Eindruck machte sich, besonders bei den älteren Damen sichtbar, selbst die Hausfrau wußte nur ein halb verlegenes, halb reservirendes Oh —! hervorzubringen. „Doch dann beklag ich sehr —!“ fuhr sie nach einer Pause fort — und ließ in dem unterdrückten Nachsatz die Worte lesen: „Denn wir haben die Absicht, heut noch sehr viel vor uns zu bringen.“ Auch wurde sie ermuthigt durch einige entschiedene mütterliche Blicke vom Sopha her, denn einige junge Mädchen waren heute noch nicht zum Clavier gelangt.

Es ist nicht zu sagen, wohin diese wunderliche Situation des Begaffens, Beobachtens und Schweigens noch hätte führen können, wenn nicht unerwartete Rettung von anderer Seite gekommen wäre. Es fiel nämlich ein Stuhl um, und der darauf Sitzende mit ihm. Wie das in dem zusammengeballten Knäuel, den die Jugend bildete, überhaupt möglich war, bleibe dahingestellt — vielleicht auch war Absicht und Gewalt dabei im Spiel gewesen; die unternehmenden und befriedigten Gesichter einiger Jünglinge, Söhne der befreundeten Familien, ließen auf dergleichen wohl schließen. Kurz, es erhob sich ein Gepolter, ein Gekreisch, ein Gelächter, in welches auch die

Väter und Mütter mit dem Gefühl einer gewiſſen Erlöſung einſtimmten. Man ſteckte die Köpfe zuſammen, lachte von Neuem, und es kam Rührigkeit in die Geſellſchaft. Heribert konnte ſich währenddeſſen in eine Ecke zwiſchen dem Ofen und einem Schrank zurückziehen, und ein paar Geſprächsbrocken mit dem Wirth hin und her werfen. Er betrachtete inzwiſchen die Räume dieſes Schauſpiels. Sie beſtanden in dem augenblicklich von Möbeln und Menſchen ganz vollgepackten kleinen Hauptzimmer, und einem noch kleineren, ſchmalen, einfenſterigen, worin außer unzähligem anderen Mobiliar auch der neue Flügel aufgeſtellt war. „Und in dieſen Winkeln macht man Muſik!“ ſeufzte er im Stillen. Auch ſah er bald, daß die Geſellſchaft aus eng zuſammenhaltenden Familien beſtand, in welchen die Jugend das Vorrecht hatte. Die letztere war ſehr laut, ſehr vertraut, die Mütter ließen viel durchgehen, die wenigen anweſenden Väter opferten ſich oder gähnten. Einen Gaſt in einen ſo geſchloſſenen Kreis einzuführen, war immerhin gewagt, doch empfand das wohl Niemand.

Die Hausfrau hatte nach kurzer Rückſprache mit den Damen auf dem Sopha ihren Entſchluß gefaßt. Sie machte ſich Bahn zum Flügel und ſchlug einige Accorde an. Die Aufmerkſamkeit richtete ſich zu ihr. Wie ſie ſo daſtand mit dem ſanften Geſicht, den himmelblauen Augen, den vielen aſchblonden Löckchen um die Stirn, dem unbeſtimmt milchchocoladenlilafarbigen Seidenkleide, und eine einladende Bewegung machte, war ſie ganz die liebenswürdige Wirthin. „Liebe Thereſe —!“ rief ſie, „du biſt uns den Reſt deiner Sonate ſchuldig geblieben, komm, vollende ſie!“ Aber die angeredete junge Dame weigerte ſich jetzt mit Entſchiedenheit. Es gab ein Bitten, Drängen, Quälen, dazwiſchen Lachen und Zieren. Eine gewiſſe Johanna wurde umworben, wenigſtens das „Mailüfterl“ zu ſingen, welches ſie ſo himmliſch vorzutragen wiſſe. Endlich hieß es: „Nein, erſt muß Clärchen an das Clavier!“ — Clärchen war das Kind des Hauſes, hatte dieſelben himmelblauen Augen, dieſelben Löckchen, daſſelbe ſanfte Geſicht, und auch bei Clärchen merkte man nicht den kleinen Satan hinter den lieben holden Zügen. Die Mutter ließ den Vorſchub ihrer Tochter gelten, und rief ſie herbei. Allein Clärchen weigerte ſich ebenfalls. Die Mama wiſſe ja, daß ſie nichts könne, und ſie ſei ſo unmuſikaliſch —! Ein überraſchend ſtechender Blick fuhr aus den himmelblauen Augen der Mutter. Des Töchterchens Entſchuldigungen wurden im Gegenſatz zu dem Verlangen der Mutter verſtimmt und weinerlich, und endlich ſchob Clärchen ihre Freundinnen Clotilde und Marie vor. Die aber wollten jetzt gar nichts eingeübt haben. Währenddeſſen wurden von Anderen ganze Stöße von Noten durchwühlt, dies und jenes als hörenswerth bezeichnet, man machte aus dem Nöthigen und Quälen wieder einen Spaß, und es gab Einige im Nebenzimmer, welche die Geſchichte fürchterlich langweilig fanden.

Da die Hausfrau einſah, daß ſie jetzt nichts durchſetzen könne, und ein Blick auf die Uhr ihr ſagte, daß es Zeit ſei, für die Aelteren der Geſellſchaft eine Erlöſungsſtunde eintreten zu laſſen, begab ſie ſich zu den Müttern zurück, um einige Worte mit ihnen zu wechſeln. Man war einig und ungehalten, daß der Fremde die jungen Mädchen ſcheu gemacht habe, hoffte aber von einem Zwiſchenact neue Ermuthigung. Dann wurde die Thür des Speiſezimmers geöffnet, und Heribert's Augen überflogen einen kleinen ſchmalen Raum, welchen der gedeckte Tiſch faſt ganz einnahm. Die Wirthin lud ein, und man wußte ſich mit einer gewiſſen Ortskenntniß unterzubringen, einzuſchieben, gleichſam zu packen, bis Jeder in der Enge, den Rücken an der Wand, den Bauch an der Tiſchkante hatte. Von freiwilligem Aufgeben eines Platzes konnte nun nicht mehr die Rede ſein. In dieſen Reihen hatte unter den älteren Mitgliedern auch Heribert ſo zu ſagen ſein Etui oder Futteral für die nächſten Stunden erhalten, während Franz im anderen Zimmer die etwas leichtere Bewegung der Jugend theilen durfte, wo man ſich an kleinen Tiſchen nach Belieben einrichtete. Zu ſeiner Rechten hatte Heribert die Hausfrau, zum Gegenüber eine magere Dame mit ſcharfer Adlernaſe und durchdringend mißbilligenden Augen. Die Unterhaltung kam in Gang, aber man mußte laut ſprechen, denn der Lärm im Nebenzimmer war bereits betäubend.

„Sie haben vorhin ein merkwürdiges

Wort ausgesprochen," begann die Hausfrau, indem sie Heribert mit dem Ausdruck sanften Vorwurfs aus ihren himmelblauen Augen ansah. „Sie wollen für sich mit der Musik abgeschlossen haben? Was heißt das? Lieben Sie denn die Kunst nicht?"

Heribert hätte viel entgegnen mögen, begnügte sich aber, die Achseln zu zucken. „Es wird zu viel Musik gemacht," sagte er, „und wie sie getrieben wird, ist sie mehr Zeitvertreib als Kunst."

Seine Nachbarin ließ das nicht gelten. Musik sei immer Kunst, und selbst aus dem künstlerischen Zeitvertreib ergebe sich Genuß und Bildung. Heribert schüttelte den Kopf. Eine bildende Macht der Musik mochte er nicht anerkennen, eher, meinte er, verweichliche und verflache das musikalische Treiben; es zerstreue und vernichte endlich das Gedankenleben. Die Gruppe um ihn her gerieth in Erstaunen, man wendete ein und wies seine Behauptung zurück. Besonders die Dame mit der krummen Nase ihm gegenüber (man nannte sie Frau Präsidentin) trat in die Vertheidigung ein, und nahm ihn scharf aufs Korn. Nachdem sie sich als eifrige Anhängerin der Zukunftsmusik dargelegt hatte, erklärte sie die Musik für ausdrucksfähig für jedes geistige Element. Sie schloß mit der Versicherung, daß ihr zu keiner Zeit eine größere Fülle von Gedanken käme, als bei der Musik.

Heribert verneigte sich, und wollte das auf sich beruhen lassen. Da die Präsidentin ihn aber von Neuem geradezu herausforderte, entgegnete er: „Die Musik wendet sich nur an jene unbestimmte Regung, die wir Empfindung oder Stimmung nennen, einen Gedanken hat sie niemals producirt, kann ihn nicht selbständig hervorbringen. Musik und Denken sind Gegensätze, sogar sich befehdende, einander feindliche Mächte."

Die Verwunderung wuchs ob solcher Rede, man sprach durch einander, und die Präsidentin, die sich verletzt fühlte, wählte einige starke Worte zur Entgegnung. Heribert, wohl erkennend, daß in einem Kreise, der selbstzufrieden seine dilettantische Stümperei genoß, keine Stätte sei für ein ernst abwägendes Wort, beschloß den Redeschwall über sich ergehen zu lassen und schwieg. Der Hausfrau wurde etwas bange bei dem gereizten Tone ihrer Freundin, und so ließ sie ausgleichend die sanftesten Töne ihrer Stimme dazwischen gleiten, indem sie versicherte, daß etwas Musik im Hause doch ein großer Schmuck des Lebens sei, und, wenn man nicht gar zu große Ansprüche mache, ein Genuß und eine Freude.

Dagegen wollte Heribert denn nichts einwenden, allein er hatte das Unglück zu fragen: „Warum aber muß es denn immer das Clavier sein, an dem man seine häuslichen Musikbedürfnisse befriedigt? Dieses geräuschvollste, seelenloseste, am wenigsten musikalische Instrument?"

In diesem Augenblick räusperte sich der Rath Täubner stark, und rieb sich schmunzelnd die Hände. Ein dämonischer Blick aus himmelblauen Augen wies ihn zur Ordnung. Die Hausfrau, in dem Gefühl, für die Ehre ihres neuen Flügels einstehen zu müssen, der schweres Geld gekostet hatte, waffnete sich mit etwas geschärftem Ton, indem sie entgegnete:

„Sie sprechen ein sehr ungerechtes Wort aus! Die größten Meister haben für das Clavier componirt."

„Nun gut, nun gut!" rief Heribert, der schon bereute, die Frage so gefaßt zu haben, und ablenken wollte. „Ich meine nur, warum das Clavier grade diese allgemeine Gunst erfahren soll? Warum nicht die Geige? Ich lese in den Augen der Damen den Einwand, daß eine Geigenspielerin nicht immer einen vortheilhaften Anblick darbiete. Aber die Guitarre? Oder die Harfe? Nichts Malerischeres als eine junge Dame an der Harfe, nichts Poetischeres und Zarteres als Harfentöne durch Damenhand hervorgelockt!" Man schüttelte die Köpfe, man sah ihn ungläubig an, ob es wohl ernst gemeint sei, man sprach wieder durch einander. Die Präsidentin aber, einmal gereizt, erhob sich mit starken Accenten dagegen. Sie nannte die Harfe ein altmodisch jämmerliches Instrument, die Stellung des Spielenden theatralisch lächerlich, ein Auge und Ohr, das sich daran erfreuen könne, möge seine Genüsse auf Jahrmärkten suchen.

Heribert ließ sie ausreden, und ihren Groll, den er auf seine eigne Person gerichtet fühlte, ganz ausgießen, dann entgegnete er mit Ruhe:

„Gnädige Frau, Sie nennen die Stellung einer Harfenspielerin abgeschmackt,

Sie können die Poſitur einer Clavierſpielerin nicht als maleriſcher bezeichnen. Wenn eine Dame mit ausgeſtreckten Armen in den Taſten wühlt, iſt es nicht dieſelbe Stellung wie vor einem Waſchfaſſe? Und erinnert nicht die Bewegung der Arme, des Ellenbogens, des ganzen Oberkörpers, bei den Meiſten auffallend an rüſtige Thätigkeit in Strümpfen und Seifenſchaum?"

Einige Herren lachten laut auf, in den Geſichtern der Damen aber war tiefe Entrüſtung zu leſen. Die Präſidentin ſah auffordernd im Kreiſe umher, als ſuche ſie Hülfstruppen. Inzwiſchen fühlte Heribert, obgleich er einige Lacher auf ſeine Seite gezogen, daß er etwas zu weit gegangen. Er wollte einlenken, ſollte aber in dieſem Kreiſe damit nicht viel Glück haben. „Es wurde," begann er, „die bildende und ſomit erziehende Macht der Muſik betont. Die übrigen Künſte werden ja wohl mindeſtens die gleiche Macht haben. Will man der Jugend eine künſtleriſche Erziehung geben, warum muß man ſie grade zu dilettirenden Muſikanten machen? Warum wird Malerei und Dichtung nicht herangezogen? Ein junger Menſch, der in ſeinen Mußeſtunden Muſik treibt, erhält gewiß die Mahnung, dieſe Kunſt ja nicht zu vernachläſſigen; wird aber ruchbar, daß er male oder gar Verſe mache, ſo werden gewiß die ſtärkſten Befürchtungen für ſeine Zukunft laut, und jeder väterliche Rathgeber mahnt dringend davon ab. Warum denn? Sind Malen und Verſemachen nicht die harmloſeſten und unſchuldigſten Beſchäftigungen? Stört die Ausübung dieſer ſtillen, unſchädlichen Neigungen irgend Einen in der Umgebung? Der Sohn einer Familie, der ſich unterſtände, einer Geſellſchaft ſeine Verſe vorleſen zu wollen, würde für einen lächerlichen und unverſchämten Burſchen, die Eltern für eitle Narren erklärt werden — ein Hausſohn aber, der auf dem Clavier ein von ihm ſelbſt compponirtes, oder zuſammengeſtohlenes Notturno vorträgt, wird ſtürmiſch beglückwünſcht, die Eltern, das ganze Haus, um dieſer Freude geprieſen! Zu unterſuchen, worin das liegt, würde für die Muſik und ihre Vertreter zu einem nicht eben ſchmeichelhaften Reſultate führen; wenn eine kleine Schlappe die Muſik als Kunſt auch grade nicht tief berühren möchte." Die Geſellſchaft ſah ſich an, da der Sprecher ſchwieg, als wäre da einiges überraſchend Neue geſagt worden, und man wiſſe noch nicht recht, ob man es billigen oder anfechten ſollte. „Iſt die Muſik, als Erziehungsmittel, denn wirklich mehr als bloße Modeſache?" fuhr Heribert fort.

„O! O! Welche Frage!" lief es um den Tiſch.

„Woher aber kommt es denn," redete er weiter, „daß die Muſik, oder ſagen wir lieber nur das Clavierſpielen, die Meiſten ſelbſt muſikaliſch ganz unerzogen läßt?"

„O! Das iſt denn doch ſtark!" rief die Präſidentin.

„Werden denn wirklich gute Stücke häufig geſpielt?" fuhr der unerſchrockene Frager fort. „Iſt es nicht meiſt der leichte Schaum brillanter Vortragſtücke, der geſchlürft wird, ſeichtes und leeres Geräuſch, muſikaliſch gefärbt, aber keine Muſik? Eine junge Dame, die ſich auf dieſes ſüße Geflunker eingeübt hat, gilt für eine ausgezeichnete Spielerin. Die Mode wollte es, ſie huldigt der Mode, und wird von der Mode wieder gehoben. Aber es kommt eine Zeit, wo ſie die Mode nicht mehr mitmacht. Sie verheirathet ſich. Und nachdem ſie ſich in ihren Mädchenjahren am Clavier faſt krank geübt hat, rührt ſie als Frau kaum noch die Taſten an."

„Na, das hat denn doch meiſt ſeine andern Gründe!" ſchrillte die Stimme des Rath Täubner dazwiſchen.

Alle Geſichter wendeten ſich zu dem Sprecher mit dem Ausdruck einer gewiſſen Angſt, er werde dieſe Gründe aus einander ſetzen. Da Niemand redete, fuhr Heribert im ruhigen Tone fort:

„Sind dieſe einſt ſo eifrigen Spielerinnen denn wohl im Stande, ihren Töchtern wiederum Unterricht am Clavier zu geben? Und was die Bildung betrifft, die Erziehung, die dadurch gewonnen ſein ſoll — ich ſtehe nicht an zu behaupten, das viele Clavierſpiel iſt ein Hinderniß der Bildung und Erziehung geweſen."

Die Präſidentin zuckte ärgerlich die Achſeln, und rang nach einem Mittel, das Geſpräch auf ein anderes Gebiet zu bringen. Heribert that es ſelbſt, aber nicht zu ihrer Freude.

„Man ſpricht ſo viel von Frauenfort-

bildung, von Frauenerwerbemitteln, von der geistigen Gleichstellung der Frauen den Männern gegenüber, und greift in den Mitteln doch meist so falsch! Auch die Musik zieht man auf materiellem Gebiet heran — ein alter Schade! Wenn ein Mädchen darauf angewiesen ist, sich durch eigene Arbeit durch das Leben zu helfen, und den unglücklichen Entschluß faßt, Clavierlehrerin zu werden, hält man sie schon für geborgen — ob die Bedauernswerthe sich selbst für geborgen hält, ist die Frage. Wofür arbeitet sie sich ab? Für die Mode! Eine Schneiderin thut nichts Schlechteres. Nun gut, meine Damen, ich sehe aus Ihren Mienen, daß ich verletze — ich will der braven Clavierlehrerin auch nicht den Beruf antasten. Aber gäbe es keine Clavierkrankheit, so brauchte ein armes Mädchen sich auch nicht in diesem Beruf abzuarbeiten, sondern verfiele auf etwas Besseres. Etwa auf Sprachen. Leider ist das auch so Modesache —!"

Die Präsidentin, welcher die Geduld schon längst gerissen war, fuhr dazwischen: „Unsere Töchter werden in der französischen und englischen Sprache unterrichtet, nicht um der Mode willen, sondern fertig ausgebildet, bis zur geläufigen Conversation!"

Heribert verneigte sich, und entgegnete lächelnd: „Bis zur geläufigen Conversation — nicht weiter! Nicht um mit Beherrschung der Sprache den geistigen Inhalt der englischen und französischen Literatur kennen zu lernen, sondern um im Salon plaudern und glänzen zu können, wie sie ein brillantes Rondo über die Tasten gleiten lassen. Erlauben Sie mir, auch dies Modesache zu nennen, obgleich ich es schon mehr gelten lasse, als die Fingerfertigkeit! Wie wäre es, wenn man die Musik ganz aus der Frauenerziehung wegließe, und die Mädchen dafür Griechisch und Lateinisch lernen ließe?"

Die Damen machten abwehrende Handbewegungen, die Männer kratzten sich hinter den Ohren, als dächten sie: Das fehlte noch, daß uns die Weiber auch darin aufs Korn nehmen könnten!

„Woher diese allgemeine Abneigung, meine Damen?" fuhr Heribert fort. „Sie werden Ihre Fähigkeiten doch nicht unterschätzen? Frauen können Latein und Griechisch eben so gut lernen wie die Männer, sie müssen es nur bei Zeiten anfangen. Ja, sie brauchen es zu einer wirklichen Bildung nothwendiger als Französisch, Englisch und Musik. Sie können kein nur einigermaßen ernstes Buch aufschlagen, ohne durch die Mängel ihrer Kenntnisse in Verlegenheit gesetzt zu werden. Und damit Sie erkennen, daß ich nichts Unerhörtes anempfehle, verrathe ich Ihnen, daß zwei meiner Freunde Frauen haben, die im Lateinischen und Griechischen so sicher und fest sind, daß die eine von ihnen die philologischen Arbeiten ihres Mannes theilen, die andere mit ihrem Gatten den Homer zum Vergnügen griechisch lesen kann. Und beide sind dabei gute und tüchtige Hausfrauen."

Die Damen lächelten ungläubig, der Rath Täubner aber rief: „Dann haben diese Frauen sicherlich keine Kinder!"

„Bei der Philologin trifft es insofern zu, daß ihre Kinder früh gestorben sind; die Frau meines Collegen P. in C. aber hat vier Söhne, deren gelehrte Schularbeiten sie selbst zu überwachen und zu leiten vermag."

Heribert brach ab, in dem Gefühl, daß er zu viel allein gesprochen, und die Gesellschaft dabei nicht eben angenehm unterhalten habe. Die Dame gegenüber hatte dies Gefühl schon längst, und erklärte: „Eine Frau, welche mit Männern Griechisch und Lateinisch liest, wird niemals unsere Achtung behalten, denn es sollen nicht die anständigsten Bücher sein, welche in diesen Sprachen geschrieben sind!"

Der Eindruck dieser im gleichsam hochmoralischen Tone gesprochenen Worte schien dem Pathos entgegenzuwirken. Der Rath Täubner räusperte sich, einige Herren sahen sich mit verstehendem Nicken an, und Heribert hatte mit seinen Lachmuskeln zu kämpfen. Doch kam wieder unvermuthete Rettung von anderer Seite, welche die eingeengte Tischgesellschaft von unliebsamen Gesprächen überhaupt befreite.

Im Nebenzimmer erhob sich ein lärmendes Getümmel. Ein junger Mensch wurde an das Clavier geschleift, dann ein plötzliches Abbrechen des Lachens und Polterns, und eine jugendliche Männerstimme ließ sich in einem Schubert'schen Müllerliede vernehmen. „Was ist dies! Ein Bariton!" rief entzückt die Hausfrau, und verließ ihren Platz, um zur Musik zu

eilen. So wurde der Ausgang frei, man schob sich nach, die ganze Tischgesellschaft drängte in den Mittelraum. Das Lied war zu Ende, schallender Applaus folgte, und dazwischen flötete die Stimme der Hausfrau: „Reizend! Allerliebst! Aber wie war es möglich, daß uns das verborgen bleiben konnte? Ein Bariton!“ Ja man hatte wirklich einen Bariton entdeckt, und zwar in einem bescheidnen jungen Studenten, der heute auch zum ersten Mal diese Räume betreten hatte. Während des Essens war der Verrath an ihm begangen worden. Ein Bariton! Wenn es nun gar ein Tenor gewesen wäre! Doch der hätte sich nicht so lange in den Ecken herumgedrückt, sondern wäre gleich anspruchsvoller aufgetreten. Nun aber war die Scheu gebrochen, der Bariton hatte sich in die Schanze werfen müssen, und das Musikmachen siegte. Ein Solo folgte dem andern! Etwas Ziererei, dann eine um so reichlichere Dosis. Die älteren Damen waren vergnügt, lachten über Alles und Nichts, ermuthigten, sprachen besondere Wünsche aus. Schreckliche Lieder ertönten unter Hingebung, bessere Lieder wurden um so schrecklicher verarbeitet. Duos wurden begonnen und unter Gelächter wieder abgebrochen. Man detonirte nach Kräften, ängstigte sich oder schmetterte selbstbewußt, und unbesorgt, wie viel Töne verunglückten; man spielte Clavier und hatte tüchtig in den Tasten zu rudern, um gegen den Strom der Unterhaltung aufzukommen.

Franz schritt auf Heribert zu, der sich auf den entferntesten Posten, die Thür des Speisezimmers, zurückgezogen hatte.

„Was hast du an deinem Tische für ein verwegenes Colleg gelesen!“ rief er. „Ich habe gelauscht, so gut es gehen wollte.“

„Thorheiten! Verlorne Worte!“ wehrte Heribert ab. „Ich wünschte, ich hätte den Mund gehalten! Können wir denn nicht entschlüpfen? Es ist spät genug.“

„Behüte!“ rief Franz. „Jetzt ist die Gesellschaft im Hauptvergnügen und trennt sich nicht so bald. Wenn die Bowle nur besser wäre!“

Franz, viel jünger als sein Vetter und College Heribert, war in der Gesellschaft besser daran als der Andere. Er empfand das Unbequeme weniger, denn ihn fesselte die Neigung zu einem hübschen jungen Mädchen, welches sich eben zum Gesang anschickte. Er trat unter die Lauschenden. Heribert griff nach seinem Hut, in der Hoffnung, unbemerkt zu entkommen. Aber der Hausherr ertappte ihn. Ein endloses Nöthigen begann, keine Entschuldigung sollte gelten, und der Gefangene mußte, um nicht zu beleidigen, sich mit den Männern zur Bowle setzen, um noch eine gute Stunde in erstickender Schwüle und Enge, unter Lärm und musikalischem Wirrwarr die gesellschaftlichen Genüsse zu theilen.

Daß Heribert seit diesem Abend vielfach Gegenstand des Gesprächs, und einer nicht eben liebsamen Beurtheilung wurde, ist anzunehmen. Er hatte den Leuten ihr Steckenpferd angetastet, und das verziehen sie ihm nicht. Seine absprechenden und gewagten Reden wurden weiter erzählt, und so verbreitete sich von einem kleinen Kreise aus sein Leumund in die weiteren Zirkel der Stadt. Er selbst empfand vorerst kein Verlangen nach diesen, da er sie nach der Erfahrung des ersten Gesellschaftsabends abschätzte, und nichts Besseres erwartete. Er wußte, daß die Musikseuche auch in dieser Stadt, wie überall herrschte, und wollte sein Gehör und seine Nerven (die sonst etwas vertrugen) nicht leichtsinnig aussetzen. Ganz entgehen konnte er der musikalischen Strömung freilich nicht. Durch die Lüfte kam sie zu ihm, bis in die Zurückgezogenheit seines Arbeitszimmers. Seiner Wohnung gegenüber lag ein hübsches Haus, etwas zurückgebaut, zwischen Gartenanlagen. Hier wurde Clavier gespielt und geübt, schon Morgens um acht Uhr, gespielt Nachmittags, und gespielt des Abends, immer von denselben virtuos sich ausbildenden Fingern. Man hielt drüben die Fenster geöffnet, denn trotz des schwindenden Octobers waren die Tage auffallend sonnig und warm, und die befreite Tonwelle pochte vordringlich und höhnend an die Fenster des Arbeitenden. Oft sprang er auf, halb verzweifelnd, mit einer Verwünschung auf den Lippen, und ließ in gerechtfertigtem Groll die Kunst selbst entgelten, was ihre Jünger oder Anhänger sündigten. — Wenn er aber übel genug dachte von den Gesellschaften der Stadt, ganz zurückziehen konnte er sich doch nicht, zumal er selbst nicht zum einsiedlerischen Leben neigte. Er war neu in der Stadt, er hatte Be-

suche gemacht, es folgten Einladungen, er konnte und mochte nicht immer ablehnen.

So trat er eines Tages in das Empfangszimmer der Familie Baldung. Schon die erste Umschau machte ihn aufathmen. Große schöne Räume haben stets etwas festlich Einladendes, sie machen das ganze Wesen des Eintretenden freier, angeregter, ausgiebiger. Hier öffneten sich mehrere geräumige Zimmer, die mit Geschmack und Kunstsinn eingerichtet, auch auf den Bildungsstandpunkt der Besitzer schließen ließen. Nichts prunkte, nichts huldigte dem modischen Alltagsgeschmack; Alles war eher einfach zu nennen. Freilich zeigte es eine Einfachheit, die nur bei glücklicher Wohlhabenheit herzustellen ist, denn das strahlende und den Unkundigen bestrickende Flitterwerk liefert der Markt zu wohlfeilen Preisen. In diesen Räumen versammelte sich eine nur kleine Herrengesellschaft zum Mittagessen. Die Hausfrau, noch von jugendlichem Alter und Aussehen, kam dem Gast mit jenem heitern Weltton entgegen, der das Fremde eines ersten Empfangs leicht überwindet; Herr Baldung war ein Studiengenosse Heribert's, und obwohl durch einen Zeitraum von zehn Jahren ihm entfremdet, hatte er die alten Beziehungen freundschaftlich wieder angeknüpft. Da man einander hier nach den ersten Begrüßungen freie Bewegung gönnte, trat der Rath Täubner zu Heribert, und begann mit seinem gewöhnlichen Schmunzeln:

„Sie blicken scheu um sich her, wo denn wohl das Clavier stände?"

Heribert lachte. Was er noch nicht gethan, gestattete er sich jetzt, und schickte seine forschenden Blicke nach dem verhängnißvollen Möbel umher, ohne es zu entdecken.

Der Rath Täubner war ein Mann, der weder im Rathscollegium, noch in der Gesellschaft, noch im eigenen Hause eine hervorragende Rolle spielte. Auch machte er selbst keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, Bildung oder bevorzugte Stellung. Jeder aber erkannte an, daß sich mit ihm leben ließe, besonders da Herr Täubner es mit Geschick verstand, sich ein wenig hänseln zu lassen. Obgleich Niemand ihn für geistreich hielt, wollte man ihm Witz nicht absprechen, wenn derselbe auch zeitweise lange auf sich warten ließ. Es war Annahme, daß der Rath Täubner doch durchschnittlich alle Vierteljahr seinen Witz mache. Bis zu diesem Zeitpunkt war Heribert mit ihm noch nicht gelangt, allein die sonderbare Erscheinung des älteren Collegen hatte von Anfang an eine gewisse Anziehung auf ihn geübt. Das kurze flockige Haar, das wie ein Kranz um den sonst kahlen Schädel stand, die bald gekniffenen, bald groß aufgerissenen Augen waren eigenartig, vor Allem das lebhafte Schmunzeln des Mundes, welches jeden Augenblick etwas Pikantes sagen zu wollen oder zu verschweigen schien, hatte Heribert's Aufmerksamkeit erregt. Der Rath suchte ihn jetzt im Gespräch in ein anderes Zimmer zu lenken.

„Seien Sie ruhig!" sagte er, „es ist kein Fortepiano im Hause und wird auch keins angeschafft, so sehr auch meine Frau —" Er sah sich scheu um. „Bis vor einigen Jahren," fuhr er fort, „hat Madonna Baldung sehr schön gesungen, aber dann im Wochenbett die Stimme verloren. Der Verlust betrübte sie, aber da sie gescheidt genug ist, hat sie nun auch das Clavier wegräumen lassen. Wissen Sie auch, daß Sie in ihr eine Verbündete gegen das unbefugte Musikmachen finden? Meine Frau liegt ihr hart an, zumal sie so schöne Räume hat, aber sie bleibt standhaft, da ihr Mann nicht musikalisch ist, und aus dem Zimmer läuft, wenn das Tastendreschen losgeht."

Heribert wünschte sich Glück zu dieser neuen Bekanntschaft. Der Rath aber sah einige Augenblicke sinnend vor sich nieder. Dann begann er von Neuem, indem er Heribert's Arm leise berührte:

„Sagen Sie mir, College, was würden Sie thun, wenn Jemand, der zu Ihnen gehörte, Sie den ganzen Tag durch Clavierüben störte, noch dazu, wenn dieselbe oder derselbe nicht das geringste Talent hätte?"

„Nun," meinte Heribert, „wenn ich derselben oder demselben zu befehlen hätte, so würde ich es verbieten."

„Verbieten —!" rief der Rath, und ein Ausdruck von Besorgniß ging über seine Züge.

„Nun, oder wenn sich das Verbieten nicht schickte," fuhr der Andere fort, „so würde ich ein Abkommen treffen, daß ich nicht gestört würde. In meiner Nähe oder

Gegenwart sollte nicht gespielt werden, wo ich es hindern kann."

„Das ist es! Hindern kann!" wiederholte Herr Täubner, und sein Schmunzeln wurde fast traurig. „Aber wenn nun kein Verbieten hilft?" fuhr er fort.

Heribert fühlte sich belustigt.

„Wohl!" sagte er, „dann verschlösse ich das Clavier und trüge den Schlüssel in der Westentasche. Und würde ein neuer gemacht, so zöge ich ihn wieder ab, und so fort, und müßte ich die Schlüssel dutzendweise aufbewahren!"

Das Gesicht des Herrn Täubner blühte auf, sein Schmunzeln wurde listig, sein Auge ruhte weit aufgerissen auf dem Sprecher. Er brach die Unterredung ab.

Bald darauf ging man zu Tische. Die Gesellschaft bestand aus zwölf Herren, der Hausfrau und der Dame Täubner, die sich eine Einladung zu ergattern gewußt hatte, da sie sich ein gutes Essen und die Gelegenheit zum Spüren nicht leicht entgehen ließ. Sie trug heute ein unbestimmt graugrüngelbliches Seidengewand — sie ging immer in unbestimmten Farben — blickte aber mit um so bestimmterer Beobachtung zu Heribert hinüber, der seinen Platz neben der Wirthin empfangen hatte. Die Unterhaltung gestaltete sich gleich zwanglos und lebhaft, berührte heitere und ernste Dinge, und da meist gescheidte Leute beisammen waren, fühlte Heribert sich angeregt und bei guter Laune. Inzwischen kam die Rede doch auch auf seine letzthin so unumwunden ausgesprochene Ansicht über die hausbackne Musikmacherei, und es war ersichtlich, daß man ihn ein wenig necken wollte. Er ließ es mit guter Miene gelten, bald aber, wie das Gespräch sich entwickelte, war er wieder in vollem Zuge, seinen Groll zu entladen. Der Hausherr lächelte, er hatte dergleichen hervorlocken wollen.

„Gut," rief Heribert, „wir sind hier auf neutralem Gebiet, kein beängstigendes Instrument mit Elephantenfüßen droht aus irgend einer Ecke her, man kann frei von der Leber weg reden. Was ist es denn eigentlich, was die Leute treibt, elende Musik zu machen? Ihre Unbildung ist es, ihre grenzenlose Unbildung! Sie haben nichts zu reden, sind gar nicht fähig eine Unterhaltung zu führen, weil sie nichts gelernt haben, nichts lernen wollen, weil sie selbst völlig inhaltslos sind. Da reden sie denn von der Bildung, die ihnen die Musik — und welche Musik! — geben soll! Den sinnlosen Nothbehelf rechnen sie sich zum Vorzug an! Da muß also das Clavier in jede Haushaltung, es ist gar kein musikalisches Instrument mehr, sondern ein Hauptmöbel und für allerlei Zwecke gut. Der Eine rast seine Wuth daran aus, der Andere fröhnt seinem sentimentalen Jammer, der Dritte trommelt sich ein, um sich eine Rolle in der Gesellschaft zu schaffen. Dies Möbel ist schon im Hause so nöthig wie der Topf in der Küche, die Wäsche im Schrank, ja man läßt die letztere verfallen, um sich einen kostbaren Flügel anzuschaffen."

„Ei! Ei!" drohte die Hausfrau. Der Rath Täubner räusperte sich.

„Da muß denn ein junges Mädchen sich bis zur Nervosität abarbeiten, nur, um Abends vor das Geräuschmöbel geschoben zu werden, weil das so Sitte ist. Wahrhaftig, das Mädchen, welches offen erklärte, kein Talent zu haben und sich nicht auf den Tasten anlernen lassen will, erschiene mir fast ehrenwerth, ich hätte Achtung vor ihrem Charakter."

Dame Täubner sah den Sprecher plötzlich groß und freundlich an, als ginge ihr ein überraschend neuer Gedanke auf. Sie nickte sogar auffordernd, daß er fortfahren möge.

„Wenn ich durch eine Straße gehe und die Häuser ansehe, zähle ich in Gedanken stets die Fortepianos, welche darin enthalten sein müssen, und ist es ein großes dreistöckiges Haus, in dem wohl gar sechs Wohnungen sind, so laufe ich, was ich kann, denn ich höre oder glaube sechs Claviere zu hören, da deren sechs jedenfalls darin vorhanden sind. Und kann man denn durch eine Straße gehen, ohne auf Schritt und Tritt durch Geklapper und Singsang verfolgt zu werden? Hier stümpern aus geöffneten Fenstern Kinderübungen hervor, dort falsche Soprantöne, dann ein selbstbewußt brüllender Baß, dann Tanzmusik im Walzertact am hellen Mittag, daneben Cis-moll von Beethoven — Gott im Himmel, es ist wie ein wildes Heer von Tongespenstern! Ich bekenne Ihnen, ein Märchen aus meinen Knabenjahren hat mir dem gegenüber immer einen sehnsüchtigen Reiz. Es ist die Geschichte von dem Bauer,

der nur zu rufen brauchte: Knüppel aus dem Sack! um mit seinem Zauberprügel Alles um sich her so lange durchzuwalken, bis es ihm beliebte zu rufen: Knüppel in den Sack! Gute Geister, wäre mir beschieden, mit Erfolg zu sagen: Knüppel aus dem Sack! ich wollte die schlechten Musikmacher tractiren, ich wollte mich an ihnen rächen, daß mir das Herz lachte!"

Der Rath Täubner sprang jauchzend auf und rieb sich die Hände, leichtsinnig unbekümmert um zwei himmelblaue Augen; die ganze Gesellschaft lachte.

„Gott steh uns bei vor Ihren Zaubergaben!" rief die Hausfrau. „Wer steht uns dafür, daß Sie sie nicht manchmal auch gegen musikalisch Unschuldige brauchen?"

„Wenn Sie diese Idiosynkrasie haben," wendete sich ein Herr an Heribert, „dann sind Sie in unserer Zeit wirklich zu beklagen!"

„Es ist nicht Idiosynkrasie," rief dieser, „es ist der Ausdruck der Nothwehr, und der allgemeine Unmuth ist es, der aus mir redet. Sind die Klagen denn nicht überall zu hören über das erschlaffende, gedankenvernichtende Ueberwuchern der Musik? Dringt nicht dieser Störenfried überdies auch in jede Thätigkeit dessen hinein, der gar nichts damit zu thun haben will? Es ist ein Unglück selbst für die Musik als Kunst, daß sie nicht stille sein kann," fügte er zur Belustigung der Zuhörer hinzu. „Die Männer, die Väter beklagen sich so vielfach, daß sie durch die Musik in ihrem Hause gestört werden. Warum dulden sie es? Hinaus mit dem musikalischen Teufelskasten! Wäre doch jeder, der sich dadurch beeinträchtigt fühlt, Mannes genug, sich nicht beschränken zu lassen! Sagen Sie selbst, wird nicht jeder Mann, der einer geistigen Thätigkeit angehört, auf das Aeußerste gehemmt, geplagt durch diese zudringliche, rücksichtslose Unterhaltung in der Nachbarschaft? Da wohnt nun mir gegenüber ein Mensch, der den ganzen Tag nicht vom Claviere aufzustehen scheint. Ich wünschte, dieser Kerl —"

„Knüppel aus dem Sack!" rief der Wirth lachend dazwischen.

„Nein!" entgegnete Heribert, „ich will nicht gar zu gerecht, ich will menschlich sein! Ich wünsche ihm kein großes Unglück, nur ein kleines aber andauerndes Uebel, das ihn doch unfähig macht, Clavier zu spielen, ich wünsche ihm — einen schlimmen Finger!"

Der Wunsch erregte große Heiterkeit um den Tisch. Angeregt wie man war, fing man an zu berathen, wie man zu Heribert's Rettung dem von ihm bezeichneten „Kerl" zur Verletzung eines Fingers verhelfen könne. Man stritt, welcher Finger wohl am zweckdienlichsten in Angriff zu nehmen sei, die gute Laune brachte die abenteuerlichsten Mittel und Unternehmungen zu Tage, den schlimmen Finger zur Thatsache zu machen.

„Wo wohnen Sie denn?" fragte ein Herr.

Heribert nannte seine Wohnung.

Alle sahen sich mit einer gewissen Ueberraschung an, denn, obgleich die Mehrzahl seine Wohnung kannte, schien doch Niemand an sein Gegenüber gedacht zu haben.

„Aber mein Gott," rief Dame Täubner, „das ist ja —"

„Freilich!" fiel die Hausfrau ein, „das ist ja —"

„Das ist ja das Steinkopf'sche Haus!" lachte die Erstere.

„Verehrtester!" fuhr die Hausfrau fort, indem sie in die Hände klatschte, „der „Kerl", dem Sie einen schlimmen Finger wünschen, ist eine schöne junge Dame und unsere Freundin!"

„Cäcilie Steinkopf, natürlich!" rief der Hausherr, und das Lachen um den Tisch wollte nicht enden, zumal Heribert wie ein Geschlagener in komischer Verlegenheit im Kreise umherblickte.

„Sie scheinen wirklich ein solider Mann zu sein!" nahm Frau Baldung das Wort. „Drei Monate wohnen Sie nun da nach der Straße hinaus, und haben noch nicht einmal nach den Fenstern gegenüber gespürt? Hätten Sie's nur gethan, Ihr Gehör wäre vielleicht durch die Augen versöhnt worden. Denn es lohnt sich da des Sehens!"

Heribert mußte zu seiner Beschämung gestehen, daß er sich noch nicht um sein Gegenüber gekümmert habe. Der kräftige Anschlag und die sichere Virtuosität des Spiels habe ihn eben auf eine männliche Hand schließen lassen. Als man sich vom Tische erhoben hatte, um im anstoßenden Zimmer den Kaffee zu nehmen, wußte sich Dame Täubner sanft in Heribert's Nähe zu bringen. Ihr war durch eine einzige

Aeußerung ein weittragender Plan aufgegangen. Heribert wollte ein junges Mädchen, welches kein Talent hatte und sich offen für unmusikalisch erklärte, für verehrungswürdig halten, wollte Respect vor ihrem Charakter haben. Und der Frau mit den himmelblauen Augen war eine Tochter beschieden, die kein Talent hatte, und nicht musikalisch sein mochte, obgleich man sie bisher dazu gezwungen, gepeinigt, mit aller Gewalt vor das Clavier gebändigt hatte. In der That bestand Clärchens ganzes Repertoir eigentlich nur aus einem einzigen Stücke, dem „Lied des Meermädchens“. Den Anfang konnte sie nach mehrjährigem Ueben, dann aber kam im zweiten Theil die „schwere Stelle“, die als ein unübersteigliches Hinderniß jeder Kraftanstrengung spottete. Sie wurde beim Vortrag mit Schüchternheit angegriffen, gestottert, gehackt, dann kam ein fürchterlicher Prudel und über die Dissonanz wurde dann mit Erleichterung rasch wieder in die Anfangsmelodie hineingewiegt. Die Mutter kannte den Uebelstand längst, hoffte aber ihre Tochter noch über diese und jene schweren Stellen hinwegzubringen, denn Erziehung und guter Ton verlangten, daß sie etwas vorspielen könne. Das hatte sie heute mit Schnelligkeit anders überlegt. Ihre Tochter brauchte unter Umständen nicht musikalisch zu sein. Die angenehme Frau setzte also ihre Tasse auf ein Tischchen, an welchem Heribert eben stand und eine kleine Vase musterte, blieb neben ihm stehen, und begann, gleichgültig in einem Album blätternd:

„Was Sie uns neulich Abends zu hören gaben, haben wir in Gedanken vielfach erwogen.“

Heribert bat sehr um Entschuldigung, daß er in einer musikalischen Gesellschaft seine Aussprüche so wenig abgewogen habe.

„Da seien Sie ganz ruhig,“ fuhr sie mit weicher Stimme fort, „ich denke, manches Ihrer Worte kann auf guten Boden gefallen sein! Was unser Musikmachen betrifft — nun es ist ja Dilettantismus, das meiste unendlich stümperhaft.“ Sie lachte ganz fröhlich dabei. „Aber in den befreundeten Familien ist es einmal hergebracht, und wenn die Jugend auch meist ohne viel Begabung ist — zum Beispiel meine Clara! Sie hat nicht eben Talent, die musikalischen Freundinnen haben ihr das so eingeredet, während sie selbst das Piano nicht liebt und nichts darauf leistet. Sie sollte es lieber ganz lassen und hätte es längst gethan, wenn eben nicht die lieben Freundinnen wären! Modesache! Sie haben ganz Recht! Clara ist überhaupt mit der Mode immer etwas im Kampf, sie liebt das Einfache.“ Da Heribert nichts entgegnete, blätterte und sprach sie fort: „In Einem aber muthen Sie uns Frauen doch viel zu. Lateinisch und Griechisch! Der Gedanke ist so neu, so ganz neu! Ist das Lateinische sehr schwierig zu erlernen? Clara hat für Sprachen sehr viel Talent, und ist auch willig dazu, allein —“

So sprach sie fort, ihm Einiges zu verstehen gebend, und er verstand und war sehr erheitert. Man trennte sich bald.

„Knüppel aus dem Sack!“ flüsterte ihm der Rath Täubner beim Abschied noch ins Ohr, und drückte ihm mit Wärme die Hand. —

Als Heribert am Morgen darauf bei seiner Arbeit saß, fuhr er plötzlich von den Acten auf und horchte umher. Nicht weil die gewöhnlichen musikalischen Uebungen von drüben ihn gestört hatten, sondern weil heute *keine* Musik herüber kam. War denn wirklich heute noch nicht gespielt worden. Er stand auf und spähte hinüber — zum ersten Male! Nichts war drüben an den Fenstern zu sehen. Bald saß er wieder bei der Arbeit. Aber merkwürdigerweise fühlte er sich jetzt erst recht gestört. Er lauschte. Die Musik *konnte* doch jeden Augenblick kommen, warum kam sie denn *nicht*? Es wurde lästig, er warf die Papiere zusammen, da es mit der Arbeit nicht vorwärts wollte. Auch Nachmittags blieb es um die übliche Zeit drüben stumm. Als er Abends vom Spaziergang nach Hause kam, hörte er zwar rauschendes Spiel, kaum aber hatte er seine Lampe angezündet, als die Musik abbrach, um nicht wieder aufgenommen zu werden. Das ging am folgenden, das ging am dritten Tage in gleicher Weise, und mußte ihm auffallen. Sollten die Leute drüben, fragte er sich, etwas von seinen Aeußerungen erfahren haben, und nun so viel Rücksicht nehmen? Das wäre beschämend! Doch fing er an, sich an die dauernde Stille zu gewöhnen und empfand die Ruhe seiner Wohnung wohlthätig.

Eines Morgens aber, als er das Haus verließ und einen flüchtigen Blick hinüberwarf, sah er eine weibliche Gestalt am geöffneten Fenster. Es schien ihm eine ältere Dame zu sein. Das Fenster wurde schnell geschlossen. Nachdem er etwa zwanzig Schritte gegangen war, glaubte er Musik zu hören. Er blieb stehen, ging ein paar Schritte zurück — zum ersten Mal, daß er dem Clavierspiel nachging — und richtig, er hörte, daß drüben eins der bekannten Stücke gespielt wurde. Er konnte jetzt als sicher annehmen, daß man im Hause Steinkopf über ihn berichtet, und daß man die Rücksicht nahm, nur dann zu spielen, wenn er seine Wohnung verlassen hatte. Er durfte dankbar sein, und doch war ihm nicht behaglich dabei zu Muthe. Daß die Damen Baldung und Täubner die Vermittlerinnen gemacht, lag auf der Hand, es fragte sich nur, in welcher Weise sie es gethan, ob sie nicht gar zu viel von seinen Herzensergießungen verrathen hatten? Er mochte der Familie gegenüber, die ihm, ohne ihn noch zu kennen, eine Aufmerksamkeit erwies, nicht in üblem Licht erscheinen. Vor Allem suchte er Aufschluß über die Familie zu erhalten, und erfuhr, daß Herr Steinkopf ein reicher Mann sei, Weinbergbesitzer und Weingroßhändler, sehr geachtet in der Stadt, von den Einen wegen seines Vermögens, von den Anderen wegen seines Charakters. Er war Wittwer und hatte außer seiner Tochter Cäcilie keine Kinder. Eine Tante führte den Haushalt, hielt sich aber freiwillig zurückgezogen, so daß es von ihr nicht viel zu sagen gab. Um so mehr stand Cäcilie im Vordergrunde als gefeierte Schönheit und Weltdame. Ihr Clavierspiel wurde unter ihren Vorzügen in erster Reihe aufgezählt. — Heribert fühlte die Verpflichtung, drüben einen Besuch zu machen, denn eine Art von Beziehung war doch einmal gewonnen, man wußte nicht nur von einander, man hatte so zu sagen bereits Stellung genommen. Dabei war es ihm noch nicht gelungen, Cäcilien zu Gesicht zu bekommen, so oft er auch, seiner Würde vergessend, jetzt am Fenster umherspähte. Zu dem Entschluß, sich drüben vorzustellen, gelangte er doch noch nicht.

Da trat er nach einiger Zeit wieder in einen Gesellschaftsraum, worin er bereits eine größere Anzahl bekannter Gestalten begrüßen konnte. Die Wirthin aber führte ihn zu einer noch unbekannten und stellte ihn Fräulein Cäcilie Steinkopf vor.

Er war überrascht. Wirklich sah er eine große edle Gestalt vor sich, der Kopf ein wenig stolz gehoben, das Gesicht viel weniger schön als er sich vorgestellt hatte, aber um so anziehender durch geistvollen Ausdruck, die ganze Erscheinung prächtig, dabei doch biegsam, anmuthig. Heribert verneigte sich, die junge Dame aber schien die Vorstellung als nichts Außergewöhnliches zu nehmen. Ein leises, fast unvermerkliches Lächeln spielte doch um ihre Lippen, als sie den Lockenkopf ein wenig senkte. Heribert wollte sie eben anreden, als er zu seiner Verstimmung fortgelenkt wurde, um sich weiter vorstellen zu lassen. Man zog ihn gleich ins Gespräch. Frau Baldung hielt ihn fest, er nahm sie ins Gebet, machte ihr Vorwürfe, sie vertheidigte sich lachend. Dame Täubner schwebte heran, schimmernd in unbestimmter Seide zwischen Milch- und Essigfarbe. Sie lachte mit, versicherte, nicht eine Silbe über ihn im Steinkopf'schen Hause berichtet zu haben. Heribert suchte mit den Augen nach Cäcilien, und traf sie, als auch sie grade ihre Blicke auf die Gruppe richtete, die er zwischen den beiden Damen bildete, und sich lächelnd wieder abwendete. Er hatte das Lächeln bemerkt und glaubte einen kleinen Spott oder sonstigen Spuk dahinter zu wittern. Er erhob sich, um sich ihr zu nähern. Allein es gelang nicht, sie war sehr umdrängt und überdies machte man Anstalt zur Musik, die heute in größerem Stil betrieben werden sollte. Der Flügel stand in der Mitte des Musiksaals, es lag ein bestimmtes Programm vor, und Heribert athmete etwas erleichtert, da es sich hier um ein eingeübtes Concert handelte. Der Wirth, Doctor W., selbst sehr kunstgeübt, die Violine bereits unter dem Arm, kam auf Heribert zu und sagte:

„Ich bedaure Ihre Ohren, Theuerster, daß Sie uns heute nun einmal anhören müssen! Wenigstens sollen Ihnen nur gute Sachen vorgeführt werden. Was die Ausführung betrifft —"

Der Gast unterbrach ihn und gab gute Worte, um das Gespräch los zu werden.

Das Hausconcert wurde eröffnet durch ein Duo für Violine und Clavier, vorgetragen durch den Wirth der Gesellschaft

und einen Musiklehrer. Dann folgten ein paar Quintetts aus Mozart's Cosi fan tutte, von wohlgeübten Stimmen frisch und lebendig gesungen. Auch eine große Arie für Alt von Händel rauschte ganz wacker daher. Das stand dann freilich Alles weit über dem gewöhnlichen musikalischen Hausklödel, die Zuhörer applaudirten lebhaft, und Heribert, der etwas gut zu machen hatte, schonte seine Hände nicht. Dann ging der Hausherr auf Cäcilie Steinkopf zu, und bot ihr den Arm, da die nächste Nummer des Programms, ein großes Clavierstück, ihr gehörte. Es wurde still. Da begann die junge Dame:

„Ich bedaure sehr, heut nicht spielen zu können, ich habe leider einen schlimmen Finger."

Heribert glaubte einen elektrischen Schlag zu fühlen. Cäcilie hatte die Worte ohne besonderen Accent, aber doch laut genug gesprochen, um sie Allen vernehmlich zu machen; sie hatte ihn nicht angesehen, er fühlte aber, daß ihre Worte auf ihn berechnet waren. Durch den ganzen Saal machte sich eine stille Bewegung geltend, ein überraschendes Verständniß schien Einigen aufzugehen, Frau Baldung führte ihr Taschentuch an die Lippen, um ein Lächeln zu verbergen.

„Einen schlimmen Finger haben Sie?" fragte der Hausherr, „und können nicht spielen? Aber das ist ja sehr betrübend —"

Herr Steinkopf trat hinzu. „Davon weiß ich ja noch gar nichts, mein Kind," begann er. „Was hast du denn am Finger?"

Dame Täubner schwebte durch den Saal. „Aber theuerstes Fräulein, einen schlimmen Finger? In einigen Tagen ist das Wohlthätigkeitsconcert unseres Frauenvereins, bei dem Sie so sehr engagirt sind! Es wäre ja schrecklich, wenn Sie zu spielen verhindert würden!"

„Aber was haben Sie denn am Finger?" fragte der Hausherr von Neuem.

„Es ist wirklich nicht der Rede werth, aber es hindert mich am Spielen," entgegnete Cäcilie. „Ich bin etwas verletzt — das Uebel wird hoffentlich zu heilen und zu überstehen sein!" Sie zog mit lachendem Gesicht einen Handschuh aus, und zeigte zur Beglaubigung auf dem Mittelfinger ihrer schönen Hand ein abgeschnittenes Handschuhfingerchen sorgfältig befestigt. Einige drängten hinzu, um sich zu vergewissern und zu beklagen, im Hintergrunde lachten Einige ganz vernehmlich. Inzwischen bat Cäcilie, das Concert nicht länger zu unterbrechen, nahm mit Anstand wieder Platz, und der Wirth, einsehend, daß eine Nummer ausfallen müsse, sammelte das Streichquartett um sich.

Heribert schenkte weder diesem, noch den übrigen Stücken seine Aufmerksamkeit. Die Worte: „Ich bin etwas verletzt," hatten ihm einen neuen Stich gegeben, und die drauf folgenden, halb lachend hingeworfenen: „Das Uebel wird hoffentlich zu heilen und zu überstehen sein —" waren für ihn wie ein kaltes Ueberrieseln. Gleich darauf glaubte er doch, die Scene humoristisch nehmen zu können, aber eine gewisse feierliche Wichtigkeit, die über der Situation lag, das Beobachten, das Schweigen, warfen ihn in eine unbehagliche Verlegenheit zurück. Cäcilie hatte ihn mit keinem Blick gestreift, um so verständnißvoller richteten sich die Augen Anderer auf ihn. Während das Quartett dahinrauschte, betrachtete er Cäcilien genauer. Sie schien ganz unbefangen den Tönen zu lauschen. Er betrachtete Frau Baldung, er blickte fragend nach der Dame Täubner. In diesem Augenblick wendete Cäcilie das Haupt, nur ganz leise und wie zufällig, und ihre Augen trafen auf das Gesicht der Frau Baldung. Diese schien die Fassung zu verlieren und flüchtete ihr Antlitz hinter das Battisttuch, während zwei himmelblaue Augen neugierig forschend herüberblitzten. Cäcilie aber wendete sich mit ruhiger Haltung wieder den Geigenden zu. In dieser Minute stand es für Heribert fest: die drei Frauenzimmer waren im Complott gegen ihn! Um ihn für seine bösen Reden zu strafen, hatten sie ihm diesen Auftritt bereitet! Nun mußte Cäcilie auch vollständig unterrichtet sein — über den rücksichtslosen „Kerl" im Gartenhause, über die ersehnte Maßregel mit dem „Knüppel aus dem Sack!" Ein unangenehmer Gedanke drängte den anderen. Und nun mußte er, der von Weibern überlistete und gestrafte Mann, hier auf dem Stuhle festgebannt sitzen, der Beobachtung und dem Spott ausgesetzt, noch dazu bei rauschender Dilettantenmusik, auf dem eigenen Strafgebiet, mit den eigenen

Waffen geschlagen! Das Mädchen mißfiel ihm — obwohl sie ihm nicht ganz unbedeutend erschien. Frau Baldung, die hübsche, gescheidte Frau, mißfiel ihm noch mehr, sie mußte eine Intrigantin sein! Vorwiegend aber richtete sich sein Groll auf die schleichende Katze mit den himmelblauen Augen, mit dem Seidenfell, schillernd zwischen Milch- und Essigfarbe! Die Musik war bereits über das Adagio hinaus und begann den Sturmlauf ins Finale. Heribert richtete sich vor sich selbst auf, und sprach mit Entschiedenheit in seinem Gemüth: „Unsinn die ganze Geschichte! Was gehen mich die Späße dieser Weiber an? Hat man drüben Rücksichten genommen, so soll es nicht länger geschehen! Ich gebe meine Wohnung auf und ziehe in eine andere Stadtgegend!“ Das war kurz und bündig geplant, aber der Entschluß sollte noch diesen Abend wieder vergessen werden.

Das Quartett war zu Ende, und eine Pause trat ein. Man erhob sich, ging umher, und stand und plauderte. Heribert sah Frau Baldung in seiner Nähe, er sah, sie wollte angeredet sein. „War das wohl recht von Ihnen?“ sagte er vorwurfsvoll. „Eine Verschwörung gegen mich anzuzetteln! Mich so hinterlistig dem allgemeinen Humor bloßzugeben.“

Die Dame lachte über's ganze Gesicht. „Fühlen Sie sich ein wenig gestraft?“ entgegnete sie. „Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nichts gegen Sie angezettelt habe! Ich war selbst so überrascht durch Cäciliens Uebermuth, daß ich die Fassung verlor. Glauben Sie mir, wäre ich Mitverschworene gewesen, ich hätte meine Rolle besser gespielt und die Fassung behalten. Da kennen Sie uns schlecht! Mit Ihren zweiunddreißig Jahren scheinen Sie noch recht unschuldig in der Beurtheilung der Frauen zu sein. Lernen Sie uns besser kennen!“ Heribert zog die Schultern hinauf, er wußte nichts zu entgegnen, und wollte das Gespräch enden. Sie winkte ihm, noch zuzuhören. „Ich will Ihnen verrathen,“ fuhr sie fort, „daß Sie bei Tische Ihren Platz neben Fräulein Steinkopf erhalten werden —“

„Ist das auch nicht Plan?“ fuhr er dazwischen. „Auch nicht Absicht?“

„Mein Gott — Absicht! Plan! Wenn es beides ist, kann es nur ein ganz vernünftiger Plan und die beste Absicht sein! Daß Sie durch böse Reden etwas herausgefordert und verletzt haben, fühlen Sie ja selbst, sonst würden Sie die Dinge nicht so ernst nehmen. Es kommt nun darauf an, ob Sie ein unartiger Ketzer bleiben — damit aber auch von der Gesellschaft gänzlich ausscheiden wollen? Oder ob Sie der Gesellschaft angehören, dann aber auch einige angerichtete Schäden heilen, vor Allem sich jetzt mit guter Manier aus der Sache ziehen wollen? Ich rathe Ihnen zu dem Letzten. Ihr Schaden wird es nicht sein!“

Heribert überlegte sich das schnell. Dann sagte er erleichtert: „Es ist eine recht mütterlich freundschaftliche Standrede, die Sie mir da halten, werthe Frau! Ich fühle auch, daß Sie Recht haben. Wenn es nicht hier in der Gesellschaft wäre, würde ich Ihnen dankbar die Hand reichen!“

„O, das können Sie auch hier!“ rief vergnügt die hübsche Frau, und bot ihm den kleinen weißen Glacéhandschuh, der ihre Hand bedeckte. — Man nahm wieder Platz, da eine Sängergruppe sich zur Eröffnung des zweiten Theils des Concertes ordnete.

Heribert ordnete inzwischen seine Regungen. Er hatte Zeit dazu, da die Musik ihn kaum beschäftigte. Und als man das Concert beendete, glaubte auch er zu einem Endergebniß gelangt zu sein. Als man zu Tische ging, fand er die Aussicht, welche ihm gemacht worden war, bestätigt, er wurde Cäciliens Nachbar. Vor Allem mußte er die weltgewandte Haltung dieses Mädchens bewundern. Sie, die ihn übermüthig herausgefordert hatte, zeigte jetzt auch nicht die Spur von Coketterie oder Hinterhalt, sondern betrug sich ganz würdevoll, sprach mit ihm, wie es sich bei einer ersten, nicht unerfreulichen Bekanntschaft schickte. Doch ließ sich nicht gleich ein Uebergang finden, um auf ihren „schlimmen Finger“ zu kommen, wie sehr er auch wünschte, die Beziehung zu ihr für das fernere Gespräch zu klären. Fürs Erste wurde Cäcilie durch die Unterhaltung mit ihrem anderen Nachbar, einem älteren Herrn, in Anspruch genommen. Dann wendete sie sich plötzlich zu ihm:

„Sie sind sehr musikalisch, nicht wahr?“

Er stutzte, in der Annahme, sie wolle

die Unwissende spielen, und gab die Gegenfrage:

„Sind Sie nicht seit lange vom Gegentheil überzeugt?“

„Gewiß nicht!“ entgegnete sie ganz ernst. „Sie tadeln das viele Musikmachen, das schlechte Musiciren, Sie werden dadurch gestört — doch nur weil Sie selbst musikalisch sind? Wären Sie es nicht, so würde es Sie nicht stören, Sie würden es kaum vernehmen, oder darüber hinweg kommen, wie über ein gleichgültiges Geräusch.“

Heribert durfte sich sagen, daß er genug musikalische Kenntniß habe, und gute Musik von schlechter zu unterscheiden wisse, doch mochte er jetzt auf ein solches Bekenntniß nicht eingehen.

„Man muß Ihnen, vielleicht böswillig, hinterbracht haben,“ sagte er, „daß mich Musik in meiner Nähe störe!“

„Hinterbracht?“ rief sie. „Und böswillig! Es ist nichts Heimliches dabei. Sie haben Ihren Widerwillen, Ihre Ansichten in mehreren Gesellschaften offen bekannt, man durfte also darüber sprechen. So sind dieselben wiederum in Gesellschaft auch zu mir gelangt. Mögen Andere nicht damit einverstanden sein, ich bekenne mich ganz zu Ihrer Ansicht.“

„Was?“ rief er. „Sie bekennen sich — Sie, die Sie selbst —“

„Ich, die ich selbst so viel Zeit mit Clavierspiel verbringe!“ unterbrach sie ihn lachend. „Ich bekenne noch mehr! Ich glaube nicht eigentlich Talent zum Clavierspiel zu haben, obgleich ich überzeugt bin, musikalisch zu sein. Sie scheinen das für einen Widerspruch erklären zu wollen? Ich glaube, es ist doch richtig. Hätte man mich an guter Musik und für dieselbe erzogen, so hätte ich vielleicht doch etwas leisten können. Aber leider lernte ich davon fast gar nichts kennen, oder es wurde mir zu spät — ich kann sagen, erst seit kurzer Zeit nahe gebracht — seit ich dieses Haus kennen lernte. Bis dahin war ich in der Musik für das leicht Brillante, Virtuose, Modische erzogen worden. Ich spiele sehr geläufig, man rühmt meine Fingerfertigkeit, will dergleichen hören, nun, so gebe ich's zu hören, wie ich meine neueste Pariser Robe vorführe. Sie gehört auch nicht zu mir, sondern nur zu der Gesellschaft, in der ich mich bewege.“

„Sie geben zu,“ sagte Heribert, „daß Ihnen doch nicht gleichgültig ist, in der Gesellschaft zu glänzen, bewundert zu werden?“ — Cäcilie neigte ehrlich zustimmend und lächelnd das Haupt. „Nun dann,“ fuhr er fort, „muß es Sie Ueberwindung gekostet haben, heute wegen Ihres schlimmen Fingers nicht spielen zu können! Ist die Verletzung wirklich so groß?“

Er irrte in der Annahme, Cäcilie werde durch diese Worte aus der Fassung gebracht werden. Ganz ruhig wendete sie sich zu ihm und entgegnete:

„Wenn Sie es nicht verrathen wollen — oder wenn auch, die Musik ist für heute hier zu Ende! — also aufrichtig, mein Finger ist ganz heil und unverletzt, aber ich griff zu dieser Ausflucht, weil ich heute nicht spielen *wollte*. Zwar hatte ich es versprochen, allein mich überkam ein Unbehagen. In diesem Hause wird nur classische Musik gemacht. Wie hätte sich zwischen Haydn, Mozart, Gluck, Beethoven, meine „Rhapsodie brillante“ ausgenommen, componirt von meinem, immerhin sehr renommirten Clavierlehrer? Meine Eitelkeit gab mir also ein, heute einmal *nicht* glänzen zu wollen.“

Ob das wohl aufrichtig ist? dachte Heribert. Nein, sie cokettirt dennoch! Sie spielt Komödie, aber sie spielt gut!

„Warum aber,“ begann er, „üben Sie nicht etwas Besseres ein? Mozart, Beethoven und Andere haben auch brillante Sachen geschrieben.“

„Weil ich's nicht mehr kann,“ erwiederte sie. „Weil ich das verdrießliche Bewußtsein habe, es nicht mehr zu können! Ich müßte von vorn anfangen, und das — reizt mich nicht. Dieser „schlimme Finger“ leitet mich zu einem gewissen Abschnitt meines Lebens hinüber. In acht Tagen wird er auch für die Uebrigen geheilt sein. Dann spiele ich in einem Wohlthätigkeitsconcerte, und dann — nun hinterher tanzen wir zum wohlthätigen Zwecke!“ fügte sie lachend hinzu. „Nun aber richte ich die Bitte an Sie, lassen wir es genug sein des Gesprächs über mein heutiges Nichtspielen und die Musik überhaupt! Sie lieben dergleichen nicht, und ich nicht sehr — in acht Tagen, nach dem Concert, wenn Sie es sonst besuchen, will ich Ihnen ein musikalisches Erlebniß mittheilen.“

Einige Minuten darauf waren beide in einem Gespräch über Lessing, in welches sie ihn durch eine schnelle Frage gezogen hatte. Heribert erstaunte über die Gewandtheit gesellschaftlicher Formen bei diesem Mädchen. In Allem, was sie that und sagte, war die freieste Bewegung und Fertigkeit, ohne daß die natürliche Anmuth dabei verletzt wurde. Ihre Kenntnisse, ihre Bildung durfte er nur gering anschlagen. Die oberflächliche Frauenerziehung hatte an dieser, sonst gewiß bedeutend angelegten Natur viel verschuldet. Doch waren Kenntnisse auch nicht das Gebiet, auf dem sie prunken wollte, sie erlaubte sich kein Urtheil, wie die Halbbildung meist so verschwenderisch zum Besten giebt. Aus ihren Fragen ging vielfach Unwissenheit hervor, aber sie verstand klug zu fragen, so daß ihr gut zu antworten war. Sie zeigte eine Bildungsfähigkeit, die gleichsam mit Fühlfäden hinaufstrebte nach Aufschluß, den sie wünschte und der ihr nützen konnte.

Da Herr Steinkopf an diesem Abend um die Erlaubniß gebeten hatte, gute Nachbarschaft mit Heribert halten zu dürfen, wünschte dieser, ihm zuvor zu kommen. Er verwendete am andern Tage größere Sorgfalt als sonst auf seinen Anzug, um gegenüber einen Besuch zu machen, und konnte die Stunde kaum erwarten. Aber wie es gewöhnlich geht, wenn Erwartung und Streben einen Vorsatz beschleunigen wollen, so brachte der Zufall unerwünschte Hindernisse. Heribert fand weder Vater noch Tochter zu Hause. Doch mußte er im Empfangszimmer warten, weil der Diener ungewiß war, und zusehen wollte. Da es eine Weile dauerte, bis er wiederkam, trat Heribert an einen Tisch, auf dem ein sehr unscheinbares Buch lag. Er erlaubte sich, es zu öffnen. Es war eine lateinische Grammatik. Wie kam die auf die kostbare Tischdecke? fragte er in Gedanken. — Endlich erschien die Gestalt der Tante in der Thür, bedauerte verlegen, daß die Ihrigen ausgegangen, und schien keinen Drang zu haben, den Gast zu fesseln. Nach zwei Minuten empfahl er sich, und bemerkte noch in der Thür, wie die Tante hastig nach der Grammatik griff, gleichsam um sie bei Seite zu bringen. — Tags darauf fand Heribert die Karte des Herrn Steinkopf in seinem Briefkasten. Man wohnte einander so nah, und sollte sich doch nicht finden. Da nun erst eine Einladung abzuwarten war, setzte Heribert seine nächste Hoffnung, Cäcilien zu begegnen, auf das besprochene Concert, das in einigen Tagen bevorstand. Seit seiner Jugend hatte er einem Concert nicht mit solcher Erwartung entgegengesehen. Doch waren ihm zuvor noch einige unangenehme Augenblicke zugedacht, die auf ihn eine weitertragende Wirkung übten. Beim Herausgehen aus dem Gerichtssaal rief einer seiner Collegen ihm zu: „Nun, haben Sie dem Kerl gegenüber noch keinen schlimmen Finger zu verschaffen gewußt?“ Der Sprecher ahnte nicht, welche Bedeutung der Scherz für Heribert bereits gewonnen hatte, kannte auch die näheren Umstände nicht, nur durch Hörensagen war jener Wunsch zu ihm gedrungen. Heribert fühlte sich peinlich berührt, und um so mehr, als er in den nächsten Tagen erfuhr, daß der „schlimme Finger“ und der „Knüppel aus dem Sack“ bereits eine gewisse Popularität erlangt hatten, und häufig citirt wurden. Da begegnete ihm am Morgen des Concerttages Herr Steinkopf, und beide gingen dieselbe Straße nach ihren Wohnungen. Heribert brachte das Gespräch auf gewisse freundliche Rücksichten in Betreff des Clavierspiels, und wollte schon die Bitte aussprechen, dieselben nicht zu weit zu treiben, als er erkennen mußte, daß Herr Steinkopf von diesen Rücksichten noch nichts gewußt hatte. Denn dieser erklärte, daß er fast den ganzen Tag über auf seinem Comptoir sei, und wenig wisse von der Zeiteintheilung seiner Tochter für ihre Uebungen. Abends spielte sie ihm manchmal etwas vor. Doch sei es sehr recht von ihr, daß sie nachbarliche Rücksichten genommen habe. Denn, fügte er hinzu, das Musiciren könne Einem bei der Arbeit recht zur Last werden. Da wohne nun seinem Comptoir gegenüber in der engen Verkehrstraße ein blinder, junger Mensch, der den ganzen Tag über auf einer Ziehharmonika musicire! Er wollte viel drum geben, wenn er dem Blinden für sein Instrument einen Ersatz bieten könnte!

Der Abend sah endlich in den stattlichen Räumen eines für öffentliche Gesellschaften errichteten Gebäudes eine große Zuhörermenge versammelt. Saal und Galerien waren besetzt. Ein Dilettanten-

concert hat immer ein großes Publicum, da Jeder die Seinen auf der Tribüne ſehen und hören will, und Gelegenheit zu Beobachtungen, Urtheilen und Nachrede zu finden hofft. Ueberdies war es eines von jenen gräßlichen, aber um ſo beliebteren Concerten, deren Programm wie eine Speiſekarte, von der Suppe bis zum Apfel und Käſe, das Verſchiedenartigſte zu ſerviren weiß, ohne doch den Vortheil zu bieten, daß der Widerwillige ein Gericht vorüber gehen laſſen könnte. Als Heribert eintrat, um ſeinen in den erſten Reihen befindlichen Platz zu ſuchen, nickten ihm verſchiedene Geſichter vergnügt zu, die einen aus Bosheit, die anderen nur aus Ueberraſchung, ihn hier zu ſehen. Die Vorführung der einzelnen Leiſtungen begann. Jede wurde mit anhaltendem Beifall belohnt. Auch Cäcilie kam an die Reihe, ſpielte ihr Bravourſtück tadellos, und erhielt ihre ſchmetternden Belohnungsſpenden, die ſie wie eine Königin mehr ablehnte als annahm. Heribert hatte bis zu dieſem Augenblick tapfer ausgehalten, empfand von nun an aber doch das Männermordende eines ſolchen Genuſſes. Als der erſehnte Abſchluß kam, und nun ein Drängen nach dem Vordergrund und der Tribüne entſtand, da Jeder die Seinen begrüßen oder den Gefeierten noch etwas Angenehmes ſagen wollte, ſuchte auch er ſich der Künſtlergruppe zu nähern. Es dauerte lange, ehe der Weg bis zu Cäcilien frei wurde, denn gerade ſie war ſtark von Enthuſiaſten umlagert. Doch bemerkte ſie ihn, und wußte ſich mit Anſtand eine Minute unter vier Augen mit ihm zu ſchaffen. „Nun, vor Ihren Schmeicheleien bin ich glücklicherweiſe ſicher!“ rief ſie ihm heiter entgegen.

„Gewiß!“ entgegnete er. „Auch komme ich nicht, um irgend ein Urtheil zu fällen. Ich komme nur, um Sie beim Worte zu nehmen. Sie haben mich herbeſchieden, um mir ein muſikaliſches Erlebniß mitzutheilen.“

„Schon jetzt?“ fragte ſie. „Das bedarf einiger Vorerklärungen. Doch wohl, die Hauptſache mögen Sie gleich erfahren. Ich habe heute Abend — mein muſikaliſches Teſtament gemacht. Ich werde nicht mehr ſpielen.“

„Das heißt, Sie werden öffentlich nichts mehr vortragen —?“ meinte er.

„Ich werde überhaupt die Taſten nicht mehr berühren!“

„Aber um Gotteswillen, mein Fräulein!“ rief Heribert faſt erſchreckt.

„Nur um meinetwillen!“ unterbrach ſie ihn. „Der liebe Gott hat nichts damit zu ſchaffen. Wenn Sie mehr erfahren wollen, müſſen Sie ſich ſchon gedulden. Denn ſehen Sie, dort kommt eine Gruppe angeſchmeichelt, in deren Augen ich ſchon alles ‚Entzückende, Himmliſche, Unübertreffliche‘ für mich leſe.“

Die Gruppe kam heran, geführt von Dame Täubner und der Präſidentin, welche Beide heute unter den Vorſtandsdamen des Frauenvereins eine Rolle ſpielten. Dann bildeten ſich kleinere Geſellſchaften, um an einzelnen Tiſchen in den Nebenräumen ein ſchnell vorübergehendes Abendeſſen einzunehmen, damit die Zeit für den Tanz nicht beſchränkt würde. Herr Steinkopf hatte einen umfaſſenden Anhang, der Kreis um ihn wurde groß, und da Heribert darin wenig bekannt war und nicht geradezu eingeladen wurde, folgte er dem Rufe ſeines Freundes Baldung. Dieſer und ſeine Gattin waren auch keine Anhänger derartiger Aufführungen, und ſo konnte man einander im Stillen hier ſeine muſikaliſchen Schmerzen anvertrauen. Man ſaß und ſprach noch, als bereits getanzt wurde. Frau Baldung war es, welche mit einem gewiſſen Lächeln an Heribert die Bitte richtete, ſie nach dem Saale zu führen, da ſie ſich den Tanz ein wenig anſehen wolle.

Der Saal war groß und doch voll von dahinſchwebenden, ſtampfenden oder raſenden Paaren. Heribert hatte ſich das Tanzen ſchon ſeit Jahren abgewöhnt, als er aber die herrliche Geſtalt Cäciliens vorüberfliegen ſah, überkam ihn doch eine vergeſſene Jugendſehnſucht, und er hätte es noch einmal mitwagen mögen. Da fragte ſeine Nachbarin:

„Tanzen Sie denn gar nicht mehr? Es werden eben Wahltouren gemacht — verſuchen Sie es, über ihren Stolz zu ſiegen!“

Heribert wollte eben das Geſtändniß thun, daß der Sieg ſchon gar zu ſehr errungen ſei, da ſtand plötzlich Cäcilie vor ihm, die von der anderen Seite gekommen war und die Worte der Freundin gehört zu haben ſchien.

„Ist es ein sehr großes Opfer, das Ihr Stolz zu bringen hat," begann sie zu ihm, „wenn ich Sie einlade, eine Tour mit mir zu machen?"

Freudig überrascht wollte er ihr den Arm reichen, allein Cäcilie zögerte noch.

„Die Höflichkeit gebietet Ihnen vielleicht, mir den Tanz nicht abzuschlagen," sagte sie — „allein die Ehrlichkeit soll mir um so höher stehen, wenn Sie bekennen: ich habe keine Lust dazu!"

„Die Ehrlichkeit sagt," rief er, „daß mir nichts Ersehnteres begegnen konnte! Sie mögen das nun glauben oder für eine Phrase halten!"

Sie flogen dahin, und Einige, die ihnen nachsahen, meinten, es sei ein stattliches Paar.

Aber es gab noch eine Gruppe im Saale, welche ihnen auch mit groß geöffneten Augen nachblickte. Eine Gruppe von einem halben Dutzend Damen, an deren Spitze die Präsidentin ragte, welche heute auch ihr Volk von Töchtern und Cadetten auf den Tanzplan geführt hatte. Es war eine von Vielen gefürchtete Stelle da auf der Estrade links an der ersten Säule. Der rächende Leumund nannte sie „die Hexenküche". Eine dieser Damen, das Glas unverwandt vor den Augen haltend, begann in scheinbar gleichgültigem Tone:

„Wissen Sie, daß Cäcilie bereits Lateinisch lernt?"

„Bei ihm selbst?" rief die Präsidentin, ohne ihre stramme Haltung zu verändern.

„Nein, vorläufig bei einem jungen Primaner des Gymnasiums, der sich durch Unterricht etwas zu erwerben sucht. Meine Söhne haben die Nachricht aus der Schule mitgebracht. Es soll sehr geheim gehalten werden."

„So! das ist ja schön!" meinte die Präsidentin mit funkelnden Augen. „Das Mädchen wird immer emancipirter! Es sollte einmal ein ernstes Wort mit ihr geredet werden!"

Als Heribert Cäcilie auf ihren Platz zurückführte, bat er sie um den nächsten Tanz.

„Ja, aber zum Plaudern!" sagte sie. „Ich tanze zwar gern, aber nicht viel hinter einander, und zuweilen finde ich in der Unterhaltung mehr Genuß."

Als Beide bald darauf einen ziemlich geschützten Platz für das Gespräch gefunden hatten, begann sie:

„Ich vermuthe, Sie werden nun gleich Auskunft verlangen über mein — musikalisches Testament, wie ich es thöricht nannte. Ich müßte Ihnen eine lange Geschichte erzählen, aber Sie sehen wohl, es ist nicht der Ort dazu."

In der That wurde die Unterhaltung unterbrochen und wurde es noch öfter, da Cäcilie fortwährend Tänzer, welche sie aufforderten, abzulehnen hatte.

„Was werde ich noch Alles hören müssen! Welche Mahnungen! Welches Bedauern! Der Himmel schütze meine Ohren und meine Standhaftigkeit!"

Heribert bat sich nur eine kurze Begründung ihres Vorsatzes aus, da er das Gefühl hatte, wider Wissen und Willen daran mitschuldig zu sein.

„Das ist ja eben so sehr umständlich!" sagte sie. „Doch Ihnen, der Sie nichts dabei zu bedauern und zu mahnen haben, will ich wenigstens gestehen, ich habe — so wenig schön es klingen mag — kurz, ich habe mich müde, ich habe mich satt gespielt! Und zwar nicht an den würdigsten Vorlagen. Meine Ansicht über eine Umkehr und mehr classische Wahl habe ich Ihnen schon ausgesprochen. Nein! Ich will jetzt meine Zeit besser ausfüllen, ich will endlich etwas für meine Erziehung thun! Sie lächeln" — Heribert that es wirklich, und es war kein höflich abwehrendes Lächeln. — „Aber dieser Wunsch ist bei mir gerechtfertigt!" fuhr sie fort. „Denken Sie doch, ich bin einundzwanzig Jahre alt — das heißt, in einigen Wochen werde ich zweiundzwanzig — und habe kaum etwas Anderes gelernt als Fingerfertigkeit auf dem Clavier! Und hätte so schöne Zeit gehabt zum Lernen, denn ich war niemals kränklich, bin darin hinter jeder Mode zurückgeblieben, daß ich mich einer merkwürdigen Gesundheit anzuklagen habe! Um meinetwillen brauchte Papa keine Badereise zu machen, und so entging mir der Vortheil Anderer, im Beginne der Saison von schönen Bädereindrücken, Badebekanntschaften und den üblichen Gegenden erzählen zu können, die freilich Jeder kennt. Nur ich nicht. Mein Vater zieht es vor, im Sommer auf einige Wochen nach einem Hause zwischen seinen

Weinbergen am Rhein zu gehen. Und wenn ich das ganze Jahr über hier in der Stadt geübt und gespielt hatte, wurde draußen zwischen den sonnigen Weinbergen auch wieder der Flügel gestimmt und gespielt von früh bis spät. Niemand wehrte es, Niemand brachte mich auf etwas Anderes oder zeigte mir etwas Besseres. In unseren heimischen Kreisen schien das für mich zu genügen — ach, ich könnte den Leuten fast zürnen — doch, Thorheit! Da kam es mit einem Mal über mich, ich kann sagen, in einem Augenblicke fühlte ich mich von der Erkenntniß berührt, daß mein bisheriges Treiben ein verkehrtes gewesen, ohne inneres Genügen, ohne eigentliche Freude!"

„Solche Augenblicke sind sehr ernst!" entgegnete Heribert. „Hat es irgend einen äußeren Anlaß gegeben für Sie, der diese Erfahrung und Erkenntniß hervorrief?"

Der Tanz war aus, die Unterhaltung abgebrochen. Herr Steinkopf kam, um nach seiner Tochter zu sehen, und da sie erklärte, nicht mehr tanzen zu wollen, nahm er sie mit und lud Heribert zu einem Glase Wein ein — von seinem eigenen, den er mitgebracht hatte, da der Wein des Gesellschaftshauses nicht im besten Rufe stand.

Seit diesem Abend war von Cäcilie viel die Rede, und wie sie vorausgesehen, wollte man ihre plötzliche Entsagung dem Clavierspiele gegenüber weder verstehen, noch billigen. Sie hatte schon am Tage nach dem Concert dem Musikdirector eine abschlägige Antwort gegeben, sich demnächst in einer neuen Aufführung hören zu lassen; sie weigerte sich, in den nächsten Wochen in den Gesellschaften, deren viele auf einander folgten, zu spielen. Das Quälen und Nöthigen endete nicht, und sie mußte sich nicht selten Anspielungen auf den „schlimmen Finger" gefallen lassen, der wohl endlich geheilt sein könnte. Sie ließ das auf sich beruhen und wußte mit mehr Geschick dergleichen Gespräche abzuschließen, als Andere bewiesen, dieselben anzuknüpfen. Sie kam dabei zu einer nicht eben schmeichelhaften Erfahrung. Wirth und Wirthin gaben ihr zuweilen zu verstehen, daß man auf ihre Vorträge für die Unterhaltung der Gäste gerechnet hatte, und daß nun (zumal sonst nichts Musikalisches vorlag) Lücken entstanden, welche bei der geistigen Armuth der Gespräche die Stunden schleppend und öde machten. Sie mußte sich sagen, daß man sie vielfach nur als Mittel vorgeschoben hatte, um einen Haufen geputzter Leute eine Weile zu beschäftigen. Diese Erkenntniß machte ihren Entschluß nur um so fester. Sie kam damit mehr und mehr zu einer anderen Beurtheilung der Gesellschaft. Der Kreis, in welchem sie lebte, war groß, es war der der besitzenden Classe, hauptsächlich des Handelsstandes. Nur hier und da war sie mit den Frauen anderer Kreise in Beziehung getreten und hatte sich einiger Gönnerinnen zu erfreuen, wodurch dann in das Haus ihres Vaters eine gewisse Mannigfaltigkeit gekommen war. Aber wenn sie sich nach der geistigen Beschaffenheit der Gesellschaften fragte, die sich auch im Hause ihres Vaters versammelten, so mußte sie sich sagen, daß hier wie überall das gleiche Unterhaltungselend herrsche, und Alles sich erlöst fühlte, wenn endlich das noch größere Elend des Musikmachens der Denkfaulheit zu Hülfe kam. War sie sonst, herrlich geschmückt, heiter und erheiternd, in die erleuchteten Räume getreten, so geschah es jetzt bald mit Widerwillen, der sich nicht immer durch überlegenen Hohn bewältigen ließ. Sie fing an, hier und da Einladungen abzulehnen und sich Abends zu Hause zu beschäftigen. Der Vater ließ es geschehen und die Entschuldigungen gelten, die sie (im Einverständnisse mit der Tante) vorwendete. Er bemerkte auch kaum, daß das Clavierspielen im Hause aufgehört hatte. Allein in der Oeffentlichkeit sollte ihm Einiges zugetragen werden, was ihn stutzig machte.

Andererseits war Heribert auch vielfach Gegenstand der Gespräche, nicht selten in Verbindung mit Cäcilie, während er selbst seit jenem Concertabend nur spärlich Gelegenheit gefunden hatte, sich mit ihr zu unterhalten. Er hatte ein großes Mittagessen im Steinkopf'schen Hause durchgemacht, wobei Cäcilie als Wirthin ihm nicht längere Zeit für die Unterhaltung gönnen konnte als den übrigen Gästen; er hatte sie im Theater gesprochen und in Gesellschaft ihres Vaters nach Hause begleitet. Das war Alles, was das Glück ihm bisher gegönnt hatte, während seine Wünsche, sie zu sprechen, bereits lebhafter

wurden. Um so mehr horchte er hin, wenn der fliegende Mund etwas über sie verlauten ließ oder nur ihren Namen nannte. Aufs Stärkste berührt wurde er, als eines Tages sein Freund Baldung auf ihn zukam und lachend begann:

„Du scheinst durch deine Vorschläge für Frauenerziehung bereits eine Schule zu begründen! Man erzählt sich, daß Cäcilie Steinkopf Lateinisch lerne!"

Heribert erinnerte sich der lateinischen Grammatik, die er einst im Empfangszimmer gefunden hatte, er erinnerte sich der Hast, mit welcher die Tante sie bei Seite gesteckt. Wenn Cäcilie wirklich ein solches Studium begonnen hatte, konnte es nur durch seine Auslassungen hervorgerufen sein, sagte er sich selbst. Es stimmte mit ihrer eigenen Aeußerung, daß sie jetzt etwas für ihre Erziehung thun wolle. Der „schlimme Finger", den sie einst erheuchelt, war dann mit entschiedener Wendung auf ihn gemünzt, und das Vertrauen, das sie ihm im Gespräche gleich beim Beginne der Bekanntschaft geschenkt, mußte zu der Annahme führen, daß Cäcilie sich nicht nur eben so häufig im Stillen mit ihm beschäftigte, als er mit ihr, ja daß sie sich sogar früher seiner Einwirkung hingegeben, bevor er selbst sie persönlich gekannt. Alles, was ein einmal innerlich berührtes Gemüth durch solche Entdeckungen nur lebhafter bewegt, um sich selbst zu bethören und zu schmeicheln, wurde in ihm wach und begann seine Ungeduld nach Auskunft, nach ihrem Verkehre zu steigern. Als er in solche Empfindungen verloren und zerstreut eines Tages die winterlichen Anlagen um die Stadt durchschritt, fühlte er sich hastig unter den Arm gefaßt und hatte das schmunzelnde Gesicht des Rathes Täubner zu begrüßen.

„Selbst ist der Mann!" rief dieser mit Entschiedenheit. „Suchet, so werdet ihr — diesmal nichts finden! Denn was hab' ich hier?"

Er hatte seinen Ueberrock geöffnet und etwas aus der Westentasche geholt, was er in der geschlossenen Hand emporhielt. Heribert wußte nicht, auf was er rathen sollte. Da hielt der Beglückte es ihm unter die Augen, um es sogleich wieder in der Hand zu bergen und in die Westentasche wandern zu lassen.

Der Clavierschlüssel ist's!" rief er. „Heimlich abgezogen! Weib und Tochter suchen seit drei Tagen danach!"

„Das ist in der That tapfer!" rief Heribert, der sich erheitert fühlte. „Nun aber auch in Waffen geblieben, Herr College! Fest und unerschütterlich!"

„Fest und unerschütterlich!" rief Herr Täubner, und sein Schmunzeln wurde heroisch. „Läßt sie einen neuen machen, so zieh ich ihn ab und lege ihn zum ersten!"

Als Heribert nach Hause kam, fand er zu seiner Freude eine schriftliche Einladung für den Abend in das Steinkopf'sche Haus. Der Brief war von Cäcilien, von ihr selbst unterschrieben, und um die Freude zu erhöhen, stellte die Einladung ein Beisammensein im engsten Familienkreise in Aussicht. Wie gern wollte er „fürlieb nehmen!" Als er Abends in das Empfangszimmer trat, kam ihm Cäcilie mit einer gewissen Eilfertigkeit entgegen. „Ich habe Sie heute zu meiner besonderen Hülfe gerufen, sagte sie halblaut. Mein guter Vater läßt mich zwar sonst thun und treiben, was mir beliebt, allein man hat ihm unter den Leuten allerlei über mich in den Kopf gesetzt, was ihn bedenklich macht. Denn ich soll mich auf die schlechte Seite geworfen haben, und „die Aparte" spielen! Was vom gewöhnlichen Gange abweicht, ist nicht nach seinem Geschmack, und somit meine Unterlassungssünde den Tasten gegenüber, und hauptsächlich das Gerede davon, für ihn anstößig. Sie sollen ihn heute umstimmen helfen!"

„Das wird schwer halten!" meinte Heribert. „Meine Ansichten über das Musikmachen weichen auch sehr vom gewöhnlichen Gange ab, und es ist anzunehmen, daß man ihm auch über meine Ketzerei schon Einiges zugetragen hat."

„Jedenfalls!" entgegnete sie. „Was man ihm mitgetheilt hat, ist auf der Wanderschaft von Mund zu Munde vermuthlich etwas möglichst Verkehrtes und Unsinniges geworden. Heute sollen Sie selbst das Falsche berichtigen, und ich hoffe, Sie werden es geschickt machen."

Die Tante trat ein, gleich darauf Herr Steinkopf, ein Bündel Zeitungen in der Hand.

„Wir haben einen Gast, Papa!" rief

Cäcilie dem Vater entgegen. „Herr Rath will uns die Ehre erweisen, den Thee bei uns zu nehmen.“

Herr Steinkopf war sichtlich überrascht, doch begrüßte er den Gast mit guter Miene und Anstand, indem er seine Abendlectüre auf einen Seitentisch warf. In der That hatte Cäcilie aus eigener Ermächtigung und ohne Wissen ihres Vaters gehandelt. Der Tante war sie stets sicher. Bald saß man um den Theetisch, der Kessel brodelte zum häuslichen Behagen, und das Gespräch berührte die verschiedensten Fragen, in welchen der Jurist und der Kaufmann einander verstanden. Heribert sorgte dafür, daß die Gegenwart der Frauen dabei nicht übersehen wurde. Allein Cäcilie wollte das Gespräch auf ein bestimmtes Gebiet ziehen, und scheute nicht vor einem Gewaltstreiche.

„Siehst du, Papa —“ begann sie, „ist eine solche Abendunterhaltung nicht anziehender, als das leidige Musiciren?“

„Nun, nun,“ murmelte Herr Steinkopf, der aus seinem anfänglichen Rückhalt bereits mehr und mehr hervorgetreten war, sich plötzlich aber wieder zu einer gewissen Steifheit zurechtsetzte. „Gewiß, gewiß — wenn man so angenehm unterhalten wird! Sie haben wohl auch davon gehört, Herr Rath, daß meine Tochter aufgehört hat, Clavier zu spielen, nachdem sie es so weit gebracht, nachdem sie sich so viel hören und beglückwünschen lassen durfte. Ich kann über dies unbedingte Aufgeben mit ihr nicht einig werden. Es fällt auf, man sucht etwas dahinter, man redet davon.“

„Man redet über Alles,“ begann Heribert, durch einen Blick Cäciliens ermuntert. „Man redete in ernsteren künstlerischen Kreisen auch wohl über die Art ihres Spiels, man würde noch mehr darüber reden, wenn Fräulein Cäcilie in der Wahl ihrer Musikalien länger so fortgefahren wäre. Ich erlaube mir auszusprechen, daß Fräulein Cäcilie keine gute Vorbildung erhalten, daß man ihre Geschmacksrichtung von Anfang an falsch geleitet hat. Wenn sie jetzt zu einer solchen Ueberzeugung, zu einem Entschluß gekommen ist, so halte ich es für gerechtfertigt, daß sie daran festhält.“

Herr Steinkopf, der noch niemals gehört hatte, daß die Fertigkeit seiner Tochter Mängel habe, daß man sich Clavierspiel anders denken könne als das ihrige, sah den Sprecher groß an. Dann begann er:

„Nun ja, ich habe schon gehört, Sie sind ein Feind der Musik —“

„Keineswegs!“ fiel Heribert ein. „Die Musik als Kunst lasse ich unangetastet, und erkläre, daß ich das Anhören eines bedeutenden Tonwerks zu den größten Genüssen zähle. Ich eifre auch nicht gegen das Clavier, welches im Concert und unter Künstlerhänden etwas ganz Anderes ist, als das Unterhaltungsmöbel für Dilettanten; ich eifre nur gegen das Ueberwuchern der Musik, gegen die allgemeine schlechte Musikmacherei!“

„Papa, ich bekomme Hülfstruppen!“ rief Cäcilie, in die Hände klatschend.

„Wie aber bist du denn so auf einmal zu dieser Umkehr gelangt?“ fragte der Vater.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete sie, „ob das Widerstreben schon lange unbewußt in mir dagewesen ist, ich weiß nur, daß das Spielen mir eigentlich etwas Gleichgültiges war. Kam ich aus einer großen Musikaufführung, etwa einem Oratorium, so nahm ich Tags darauf mein Spielen auf, nicht als ein Musiciren, sondern als eine Tagesbeschäftigung, wie Andre sticken oder nähen. Und wie man im Gesellschaftssaal sein geläufiges Englisch oder Französisch anbringt, so brachte ich mein geläufiges Spiel an. Da wurde mir der Inhalt eines Gespräches hinterbracht, durch welches man Jemand als einen ganz abscheulichen Ketzer gegen das Clavier, die Musik, gegen alles Mögliche, in bösen Leumund bringen wollte.“ Cäcilie sah Heribert ganz offen und lächelnd an, und neigte leicht das Haupt, zum Zeichen, daß er gemeint sei. „Was man mir von seinen Reden hinterbrachte,“ fuhr sie fort, „fiel mir auf, und ich bekenne, es berührte mich im ersten Augenblick nicht angenehm. Ich spielte fort, dachte dabei aber stets an jene Reden und Urtheile, und ob ich wirklich nur leidigen Zeitverderb triebe? Dann mit einem Male sprang ich auf, denn das Gefühl des unbehaglichsten Ueberdrusses überkam mich. Dies steigerte sich und blieb mir. Mit Ueberwindung setzte ich meine Uebungen nur noch fort, um in jenem Concert mit Ehren bestehen zu können, und den Abschluß zu machen.

Hätte ich eine schöne Stimme, so würde mir dieser Abschluß vielleicht schwerer geworden sein — oder ich wäre gar nicht dazu gelangt. Denn die Stimme ist ein Stück der eignen Natur, man kann sich dadurch aussprechen. Es muß traurig sein, einen solchen Besitz zu verlieren. Freilich kann man auch das Clavierspiel ganz oder zeitweise verlieren, zum Beispiel — wenn man einen schlimmen Finger bekommt!"

Es war das erste Mal, daß Cäcilie das viel belachte Wort aussprach. Da sie den Gast zugleich mit fröhlicher Herausforderung ansah, wußte dieser, daß es ihm gelten sollte.

„Also," fragte er, „war jene Erfindung am musikalischen Abend doch wohl ein Streich, der gegen mich geführt wurde?"

„Von Hause aus nur eine Nothwehr für mich selbst!" entgegnete sie. „Warum ich nicht spielen wollte, wissen Sie. Wenn Sie sich aber dadurch, als durch einen Streich, ein wenig getroffen fühlten, so konnte das nicht schaden, denn Sie hatten bei Ihrem Gegenüber eine Kleinigkeit auf der Rechnung."

Herr Steinkopf verstand nicht recht, wohin das Gespräch der Beiden sich verlief, und sah Eins um das Andre fragend an. Endlich fiel ihm die bezügliche Situation wieder ein, und er gab seine Ansicht durch ein kritisches: Ei! Ei! Ei! zu erkennen.

Cäcilie nahm wieder das Wort: „An jenen Abend denke ich gern zurück! Er gab mir Gelegenheit meinen Entschluß zu prüfen, und meine Eitelkeit zu überwinden. Und da es mir gelang, fühlte ich mich freier als jemals. Seitdem weiß ich, was ich zu thun habe."

„Immer bleibt mir ein gewisses Schuldgefühl," begann Heribert, „jedenfalls Ihrem Herrn Vater gegenüber, der mit Ihrer Umkehr nicht einverstanden ist."

Herr Steinkopf machte eine halb höfliche, halb reservirende Bewegung. „Ich habe gar nichts zu sagen," entgegnete er, „kann gar nichts aufbringen gegen Ansichten und Ueberzeugungen. Will Cäcilie nicht mehr spielen, will sie verzichten auf gewohnten Beifall, nun so sei es! Es hätte aber können nach und nach unterlassen und abgeschafft werden. Dieses plötzliche Abbrechen bringt einen gewissen Eclat hervor. Ich höre, Kind, du hast sogar deine sämmtlichen Musikalien aus dem Hause schaffen lassen?"

„Auch das wird bereits umher gesprochen?" rief Cäcilie lachend. „Ja, ich mochte gar nichts mit Linien und Köpfen Bedrucktes sehen, wollte mich zugleich vor jedem Rückfall schützen. So räumte ich den Notenschrank aus, und ließ den ganzen Inhalt zum Trödler wandern. Ich glaube, die Tante hat ein gutes Geschäft damit gemacht."

„Ach, liebes Kind —" fiel die Tante ein, mit einer abwehrenden Handbewegung. „Für diese Masse Notenpapier, das so viel Geld gekostet, hab ich kaum so viel gelöst, um ein Dutzend Küchenhandtücher anzuschaffen."

Man lachte, und Cäcilie rief: „Da siehst du, Papa, was der Trödel werth war! Grade so viel wie mein Clavierspielen. Aber mein Notenschrank ist darum nicht unbenutzt, er ist gleichsam neu eingeweiht, denn ich habe ihn einer sehr ehrwürdigen und ernsten Gesellschaft eingeräumt."

„Nun? Was verschließest du darin?"

„Schulbücher, Papa! Ich gehe nochmals, oder vielmehr jetzt erst eigentlich in die Schule. Zum Theil freilich bei mir selbst. Es ist erstaunlich, wie viel man zu lernen findet, wenn man den Entschluß gefaßt hat, etwas zu lernen! Aber dazu braucht man Bücher, erstaunlich viele Bücher! Nun, ich werde dir für Weihnachten einen Wunschzettel schreiben — Papa, es wird statt aller Armspangen, Broschen und Putzsachen, diesmal ein Bücherverzeichniß, das wohlfeiler ist als diese Dinge, aber mir mehr Freude macht!"

Herr Steinkopf wollte einfließen lassen, daß er in Betreff der Kostspieligkeit oder Wohlfeilheit ihrer Wünsche nie mit ihr gerechnet habe, allein ein andrer Gedanke überwog, und mit dem Finger drohend sagte er:

„Maß gehalten mit den Studien! Warum muß es denn grade Lateinisch sein? Denken Sie, Herr Rath, meine Tochter treibt heimlich Lateinisch! Was sage ich, heimlich! Die Leute halten sich darüber auf. Ist denn das Lateinische wirklich nöthig?"

„Das ist es nun freilich nicht!" entgegnete Heribert lächelnd. „Es könnte viel-

leicht durch etwas Anderes ersetzt werden —"

„Ich habe einmal angefangen, und mir Beständigkeit gelobt!" eiferte Cäcilie. „Es war das Erste, Nächste, was ich aufgriff, um mich vom Clavier zu befreien, und bin dankbar dafür. Auch möchte ich vor meinem kleinen Lehrer nicht flatterhaft erscheinen, denn er erklärt mir seine Zufriedenheit. Er erklärt mir auch manches Andere, was sie in der Schule treiben. Er hat mir Uebersetzungen der griechischen Tragiker gebracht, er leitet mich an, wie man Geschichte lesen soll!"

Herr Steinkopf schüttelte bedenklich den Kopf, Heribert aber fühlte den bittersten Neid auf den jungen Menschen, dem dieser Verkehr vergönnt war.

„Hier!" rief Cäcilie, welche aufgesprungen war, und von ihrem Schrank mit einem Arm voll Bücher zurückkam. „Hier, Sophokles, Homer — ach!" Sie sah plötzlich Heribert mit leuchtenden Augen an. „Ach, bitte, bitte! Lesen Sie uns aus der Odyssee den Besuch bei den Phäaken vor! Du sollst hören, Papa, wie herrlich das ist!"

Heribert schickte sich gern zum Vorlesen an, Herr Steinkopf rückte sich mit einer gewissen Ueberraschung, aber aufmerksam zurecht, während die Tante die Hände faltete, was sie von ihren Andachtsbüchern her gewöhnt war. So geschah etwas Unerhörtes im Hause Steinkopf, es wurde vorgelesen, nicht aus der Zeitung, sondern aus dem Homer! Nicht daß man bisher überhaupt nichts gelesen hätte. Der Hausherr freilich beschränkte sich auf einige Zeitungen, die Tante aber hatte neben ihrem stillen Bücherkram in ihrem Privatzimmer noch immer diesen oder jenen Roman aus der Leihbibliothek für ihre häuslichen Abende, denn sie ging nicht gern mit in die Gesellschaften. Cäcilie war bisher ziemlich unbelesen, und außer den Prachtwerken, die im Empfangszimmer umherlagen und die sie niemals aufschlug, kamen wenig Bücher in ihre Nähe. Niemand hatte ihr etwas empfohlen, sie wurde in Gesellschaft auf nichts aufmerksam gemacht, man sprach mit ihr höchstens über musikalische, gewöhnlich über gleichgültige Dinge. Hatte die Oberflächlichkeit ihrer Erziehung bisher in ihr nichts wachgerufen, das Bessere sogar zurückgedrängt, so schien ihre groß angelegte Natur beim ersten Erwachen auch gleich mit Feuereifer Alles ergreifen zu wollen, was ihr als bedeutend entgegentrat. Das Glück hatte es günstig gefügt, daß sie durch ihren jungen Privatlehrer gleich an den lebendigsten Urquell, an die reichsten Bildungsschätze, geführt wurde, die sie jetzt mit nie gekanntem Entzücken empfing. Mit strahlendem, lebhaft gerötheten Gesicht saß sie da, während Heribert las, und wußte nicht gleich ein Wort zu finden, als er den Abschnitt endete. Herr Steinkopf fand die Geschichte „recht interessant", nur die Redeweise kam ihm curios vor — da die Hexameter ihn verwirrten; die Tante aber fragte bescheiden, ob die Nausikaa nicht doch noch die Frau des Odysseus würde?

Als Heribert in später Stunde sich empfahl, dankte Cäcilie ihm sehr lebhaft. Sie durfte nicht sagen, wofür sie eigentlich dankte. Aber sie empfand um so glücklicher, daß durch den Eintritt Heribert's in den Familienkreis der Ton des Hauses ein anderer werden mußte, daß gleichsam geistige Luft zum ersten Mal durch die Räume wehte, und sie wollte dafür sorgen, daß diese immer frisch erhalten würde.

Auch Heribert beschloß den Abend ziemlich erregt. Was er gewünscht hatte, die endliche Erledigung und Aufklärung der Geschichte von dem „schlimmen Finger", war freilich gegeben worden, aber doch anders als er erwartet hatte. Nach seinen Wünschen hätte das unter vier Augen vertraulich geschehen müssen, der „schlimme Finger" konnte mit einer gewissen Herzensromantik umgeben und weiter gespielt werden. Nun aber hatte Cäcilie ihr Geheimniß so klar und offen, so lachend vor dem Vater und der Tante zum Besten gegeben, daß für ihn nur wenig Befriedigendes übrig blieb. — Seit diesem Abend jedoch war er ein häufiger Gast im Hause gegenüber. Herr Steinkopf gewöhnte sich daran, daß Abends vorgelesen wurde, und verwunderte sich nur im Stillen, daß seine Tochter so viel Gefallen an Tragödien und anderen Dichtungen fand, die so uralt sein sollten und ihm eigentlich recht gleichgültig waren. Er gewöhnte sich daran, daß sich bald ein ganz anderer Kreis in seinem Hause versammelte als die bisherigen, ein kleiner, gewählter Kreis, in welchem

denn auch wohl gelesen und eine Unterhaltung geführt wurde, die ihn zu der Ueberzeugung brachte, daß es recht viele Dinge gebe, von welchen er in seinem Leben noch nichts gehört hatte. Er gewöhnte sich noch an einen anderen Gedanken. Wenn er sich bisher seinen künftigen Schwiegersohn vorgestellt hatte, so mußte er ihn in den großen Handelshäusern der Stadt suchen, das verstand sich von selbst, und seiner Tochter gesellschaftliches Leben und Treiben brauchten ihn in dieser Annahme nicht zu erschüttern. Jetzt traten Bedenken hervor, anfangs beunruhigend; dann aber sammelte er sich ihnen gegenüber und verhielt sich bei den häuslichen Leseabenden im Schweigen überlegend und berechnend. Mit seiner Tochter war eine Wandlung vorgegangen, die auch eine an ihr noch nicht gekannte Entschiedenheit hervorgerufen hatte. Herr Steinkopf sah voraus, was Andere auch wohl sahen, und beschloß weise seine geschäftlichen Einrichtungen zu machen. Heribert mißfiel ihm nicht eben. Er war angesehen, man weissagte ihm schnelle Carriere. Freilich machte er durch Sonderbarkeiten von sich reden, hatte ganz andere Ansichten als die meisten Leute. Aber was half das Widerstreben? Cäcilie war von diesen Ansichten bereits angesteckt, und wenn sie jetzt einen Willen durchsetzen wollte, fühlte er nicht die Macht in sich, ihr entgegen zu sein. —

Cäcilie hatte sich früher gewinnen lassen, dem Frauenverein beizutreten, der um diese Zeit eine Weihnachtsbescherung für arme Kinder vorbereitete. Auch sie rüstete sich eines Vormittags, um einer Sitzung des Damenvorstandes beizuwohnen, der sich in der Wohnung der Präsidentin versammelte. Noch ehe Cäcilie kam, entspann sich eine Unterhaltung, deren Tragweite den Ausgang der Sitzung für das junge Mädchen sehr aufregend machen sollte.

Dame Täubner war, wie immer und überall, die Erste, die bei der Präsidentin eintrat. Nach einigen allgemeinen Sprechübungen begann sie der Freundin ihr Leid zu klagen über ihre Tochter Clara, die gar nicht mehr an das Clavier zu bringen sei. Vor einiger Zeit habe sie eines Abends das Kind zwingen wollen, seinem lieben Vater „das Meermädchen" vorzuspielen, welches jetzt auf dem neuen Flügel schon viel besser gegangen sei. Endlich sei Clara wirklich an das Instrument getreten, aber zu Aller Erstaunen war es verschlossen und der Schlüssel abgezogen. Das Kind habe gelacht und in die Hände geklatscht, daß es nun nicht zu spielen brauche, aber ernsthaft geläugnet, den Schlüssel bei Seite gebracht zu haben. Auf das Dringen des Vaters sei überall gesucht worden, Herr Täubner habe selbst mit der Lampe unter alle Stühle, unter das Sopha geleuchtet, an Stellen, wo er gar nicht liegen konnte. „Nach einigen Tagen," fuhr die trauernde Mutter fort, „entschloß ich mich, das Schloß aufbrechen und einen neuen Schlüssel machen zu lassen. Clärchen mußte üben. Aber, denken Sie sich, an demselben Tage verschwindet auch der zweite Schlüssel aus dem verschlossenen Instrument! Clara will sich todtlachen, behauptet aber mit unglaublicher Unart, nichts dazu gethan zu haben. Mir blieb nichts übrig, als das Schloß herauszunehmen und den Flügel unverschlossen zu lassen. Aber es ist dadurch nichts gebessert, das Mädchen hat einen wahren Haß auf das Ueben geworfen."

Die Präsidentin hatte ruhig zugehört, ihre Augen blickten scharf. Plötzlich griff sie mit wuchtiger Hand nach dem Arm der Freundin, daß die kleine Frau erschreckt zusammenzuckte.

„Frau!" rief sie. „Warum muß das Kind den Schlüssel abgezogen haben? Suchen Sie im Zimmer Ihres Mannes nach — suchen Sie in seinen Taschen!"

„Mein Mann?" rief Dame Täubner erschreckt, und ihre himmelblauen Augen blitzten verhängnißvoll. „Der sollte die Keckheit gehabt haben —?"

„Suchen Sie bei *ihm* nach, sag' ich Ihnen," fiel die Präsidentin zuversichtlich ein. „Er war immer gegen die Anschaffung des neuen Flügels. Jetzt spielt er den Musikfeind und steckt viel mit dem Rath Heribert zusammen. Wahren Sie Ihren Mann vor dem Einfluß dieses Menschen!"

Dame Täubner, anfangs fast erstarrt durch die Vermuthung der Freundin, faßte sich und faßte zugleich ihre Entschlüsse. Das Gespräch leitete sich auf den musikfeindlichen Männerverführer und seinen vernichtenden Einfluß vor Allem im Steinkopf'schen Hause.

„Was ich davon halten soll, weiß ich

nicht!" meinte Dame Täubner. Man giebt dort Gesellschaft, sehr häufig, und wir waren den ganzen Winter noch nicht dazu eingeladen. Sie lesen zusammen, er liest vor und soll auch sonst jeden Abend drüben sein. Cäcilie ist wie umgewandelt."

„Das ist sie!" bestätigte die Präsidentin. „Soll mich aber weiter nichts angehen! Wenn sie ihn heirathet, ist das ihre Sache. Nur hüte sie sich, mit ihren exc[illegible]ipirten Ansichten und Neuerungen mir irgendwie in die Quere zu kommen! Frau —!" (die Präsidentin that hier wieder ihren starken Griff nach dem Arm der Nachbarin) „Alles in Allem ist es dennoch eine unerträgliche Schande, daß die extravaganten Ideen dieses anmaßenden Menschen grade eine in der Gesellschaft so hervorragende Person, wie Cäcilie Steinkopf, für sich gewonnen haben. Das durfte zu unserer Ehre um keinen Preis geschehen! Die Männer freilich — denken Sie nur, mein Mann, der so unmusikalisch ist, daß er eine Bratsche nicht von der Posaune unterscheidet, meinte neulich auch, Heribert könne nicht so Unrecht haben mit seinen Ansichten über die Musik; sie habe etwas Verweichlichendes! Nun, mich hat sie nicht verweichlicht, mich nicht! Glücklicherweise habe ich darin vor meinem Gatten Ruhe, da ihm solche Dinge gleichgültig sind. Aber auf die Kinder ist nicht genug zu wirken —"

Die Rede wurde abgebrochen, da die übrigen Damen eine nach der andern anpochten. Auch Cäcilie erschien mit Frau Baldung. Die Sitzung begann und bot manches Erheiternde, was jedoch zurücktrat gegen eine Episode der Verhandlungen. Cäcilie hatte sich mehr schweigend verhalten, als aber directe Fragen an sie gestellt wurden, konnte sie nicht umhin, einige Gaben, die zum Theil bereits auslagen, nicht ganz zweckmäßig zu finden. Unglücklicherweise waren dies Bücher, schlechte Kinderbücher; und leider hatte die Präsidentin dieselben selbst angeschafft; schlimm auch war es, daß Cäciliens Ansicht bei einigen Damen Zustimmung fand. Die Präsidentin nahm das für eine persönliche Beleidigung, ließ sich jedoch durch kluge Vermittelung noch in Schranken halten. Als es aber zu den Anordnungen kam für die Bescherung, den Aufbau, den Zulaß oder Ausschluß der Eltern, und viel über Kleinigkeiten gesprochen wurde, meinte Cäcilie, die Gegenwart der Vorstandsdamen scheine ihr für den Eindruck des Festes auf die Kinder nicht günstig. Sie erinnere sich vom vorigen Jahre her, daß die kleinen Wesen, verschüchtert oder abgelenkt durch die geputzte Gesellschaft, ihre Gaben kaum berührten, zu keiner rechten Freude kamen. Sie gab anheim, ob es nicht besser sei, jeder Familie ihr Theil ins Haus zu geben und sie mit ihrer Freude unter sich zu lassen.

Aber Cäcilie hatte diesmal fast die ganze Damengesellschaft gegen sich. Grade das Antreten mit Choralgesang, die geistliche Ansprache, der Mahnruf an das Gewissen der Kinder, nun auch den Wohlthätern dankbar zu sein, dies, behauptete man, sei eine Hauptsache. Ueberdies mochten Einige sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, eine Art von öffentlicher Rolle zu spielen. Gradezu aufgebracht aber war die Präsidentin, und da ihr Cäcilie diesmal wirklich in die Quere gekommen war, rief sie mit scharfem Ton:

„Wir werden natürlich bei der alten Art bleiben, wenn jedoch Fräulein Steinkopf die Mühe des Aufbauens und die sonstige, für ihre zarten Hände vielleicht zu harte Arbeit scheut, so kann sie ja zur Entschuldigung einen schlimmen Finger bekommen!"

Da Alle die Beziehung kannten, war der Eindruck und die augenblickliche Stille für die Meisten etwas peinlich. Cäcilie entgegnete ruhig:

„Ich brauche wohl nicht so weit zu gehen. Sollte die Betheiligung wider meine Ansichten sein, so könnte ich sie ja einfach ablehnen."

Der Präsidentin schwoll die Zornader und da sie niemals über viel Tact zu verfügen hatte, rief sie:

„Schön, mein Kind! Lehnen Sie nur immer ab! Lehnen Sie Alles ab, was unter Frauen hergebracht und schicklich ist! Lernen Sie lieber Lateinisch und Griechisch und verkehren Sie mit Leuten, deren Grundsätze sogar von Männern angefochten werden."

Cäcilie, überrascht, erhob sich unwillkürlich. Einige andere Damen standen ebenfalls erschreckt auf.

„Ich weiß nicht," begann Cäcilie, „wie

dies in die Verhandlung des Vereins gehört?"

„Gehört es nicht dahin," eiferte die Präsidentin, durch Cäciliens Fassung nur noch erzürnter gemacht, „so ersuche ich das Fräulein Steinkopf, nach der Sitzung mir noch ein paar Minuten zu schenken, da ich ihr noch Einiges anzuhören geben muß."

Jetzt erhoben sich noch einige andere Damen, welchen bange zu werden begann. Dame Täubner aber saß in ihrem grauen Pelzchen, der grauen Muffe, dem grauen Hütchen mit der grauen Feder, fast geduckt da, die Augen scharf gespannt, wie ein lauerndes Kätzchen. Cäcilie entgegnete:

„Ich bitte die Frau Präsidentin, mir das, was ich hören soll, hier in Gegenwart der Damen zu sagen, da ich nichts zu verbergen habe."

„Richtig!" schrie die Präsidentin, jetzt der Fassung völlig bar; „es geschieht öffentlich genug! So hören Sie auch hier, wie wir über Sie denken. Für ein Mädchen von zweiundzwanzig Jahren spielen Sie die Emancipirte mit einer Virtuosität, die erstaunlich ist! Daß Sie sich als Clavierspielerin stark feiern ließen, mochte hingehen, daß Sie aber, um aufzufallen, plötzlich damit brechen, um mit Wissenschaften zu cokettiren und mit Männern zu verkehren, daß Sie etwas darein setzen, in allen Dingen andere Ansichten zu haben, als wir Frauen, kann unsere Achtung für Sie nicht erhöhen. Sie haben sich einem Einfluß hingegeben —"

Einige ältere Damen traten dazwischen und unterbrachen die Präsidentin, die im Zuge war, die Würde der ganzen Sitzung preis zu geben. Als einige Minuten darauf Ruhe eingetreten war, nahm Cäcilie noch einmal das Wort, diesmal mit nicht ganz sicherer Stimme:

„Frau Präsidentin, wenn ich eine Mutter hätte, die mich und mein Inneres kennte, würde sie mir diese Vorwürfe nicht machen. Ich würde dieselben von Ihnen auch dankbar hinnehmen, wenn sie in mütterlicher Weise ausgesprochen würden, und bin mir bewußt, Sie zu überzeugen, daß diese Vorwürfe ungerecht sind. Bei der Form aber, die Sie dafür wählen, fürchte ich, schon mehr angehört zu haben, als mir zu hören ziemt."

Cäcilie verneigte sich gegen die Umstehenden, und verließ das Zimmer, gefolgt von einigen Andern. Noch ein paar Damen drängten ihr nach, kehrten aber an der Thür wieder um, denn es wäre doch schade gewesen, den Eindruck und den Rest der Verhandlungen zu verlieren. Diese müssen fürs Erste sich selbst überlassen bleiben. Vor der Hausthür aber stand noch eine Weile eine erschreckte Damengruppe im Gespräch, aus welcher Cäcilie darauf durch Frau Baldung nach Hause begleitet wurde.

Cäcilie erzählte den Ihrigen nichts von dem Auftritt, der sie tief verletzt hatte. Sie verschloß sich kurze Zeit in ihr Zimmer, und sann nach, das Haupt auf die Hand gestützt. „Bin ich das, was mir heut ins Gesicht gesagt wurde," fragte sie sich, „und was Viele vermuthlich mir nachsagen? Bin ich emancipirt? Will ich nur auffallen? Das letztere mag früher mein Fall gewesen sein!" antwortete sie sich. „Jetzt nicht mehr! Und was ist emancipirt? Daß ich für mein geistiges Dasein mehr bedarf, als das hohle Nichts der gewöhnlichen Gesellschaft? Ist das bischen lateinische Grammatik wirklich ein solcher Stein des Anstoßes? Ich will — ich will Ihn fragen, wie Er ernstlich darüber denkt! Ich will thun, was Er für gut hält!" Cäcilie dachte das heut nicht zum ersten Mal, sie fühlte sich längst mit klopfendem Herzen glücklich in dem Gedanken. Als Heribert Abends kam, fand er sie etwas stiller als sonst. Sie gab ihm Goethe's Iphigenia in die Hand, und bat ihn, vorzulesen. Er that es gern. Die Tante strickte, Herr Steinkopf lag ausgestreckt in seinem Wiegestuhl, die Augen starr ins Zimmer gerichtet, aber nicht „das Land der Griechen mit der Seele suchend", sondern in einige Berechnungen vertieft. Die Zuhörende und der Lesende ließen ganz den Zauber über sich walten, in welchem alle menschlichen Gebrechen durch reine Menschlichkeit gesühnt werden.

Einige Tage darauf begegnete Heribert seinem Freunde Baldung. Dieser lachte ihm entgegen, und rief:

„Du bist ausersehen, Wunder bei uns zu wirken und dich dauernd in Aller Munde zu erhalten! Der Frauenverein ist durch dich gesprengt!" Da Heribert nicht verstand, erzählte Baldung, was ihm seine Frau über jene Sitzung berichtet hatte. Daß der un-

glückliche „ſchlimme Finger“ dabei wieder eine Rolle geſpielt, hätte ihn humoriſtiſch berühren können, aufgeregter aber wurde er durch den Gedanken, daß Cäcilie eine unwürdige Begegnung erfahren hatte. „Auf dich iſt das Chaos zurückzuführen,“ fuhr Baldung fort, „in welches der Frauenverein augenblicklich gerathen iſt. Man war der Tyrannei der Präſidentin längſt ſatt. Cäciliens Partei hat ihren Austritt bereits angezeigt, die Uebrigen ſollen ſich unter einander dermaßen verzankt haben, daß an kein Zuſammenhalten mehr zu denken iſt.“ Baldung hatte ſeine Luſt, die Einzelheiten eines Kleinkrieges lachend aufzuzählen, während Heribert's Gedanken mehr ihre eigenen Wege gingen. „Nimmſt du deinen Weg auf das Gericht?“ fragte Baldung bei einer Wendung der Straße. „Dann condolire deinen Collegen Täubner auch von meiner Seite!“

Da Heribert nach dem Grunde fragte, blieb Baldung ſtehen, und rief mit dem Finger drohend:

„Mann! Mann! In welcher Welt lebſt du — mitten unter uns? Mach' Anſtalt, daß du auch anderen Intereſſen wiedergegeben wirſt! Verſtehſt du? Alſo: im Hauſe Täubner haben furchtbare Scenen geſpielt! Er hat hinterrücks ganz ſtille ein bischen den Haustyrannen ſpielen wollen, und heimlich den Schlüſſel vom Flügel abgezogen. Die Frau läßt einen zweiten machen; es gelingt ihm, auch dieſen abzuziehen. Da macht ſich die liebe Frau in ſeiner Abweſenheit über ſeine Stube her, und findet irgendwo beide Schlüſſel. Der ſanfte blaue Ehehimmel bewölkte ſich, Sturm und Wetter folgte, und vermuthlich iſt dem Manne der Schlüſſelraub für lange Zeit ſehr ſchlecht bekommen!“

Heribert lachte und ſchlug ſich vor die Stirn.

„Hat er geſtanden, daß wiederum ich es war, der ihm den Raub gerathen?“

„Du? Du?“ jubelte Baldung. „Dann haſt du eine Pflicht gegen den Unglücklichen, hüte dich aber vor den himmelblauen Augen ſeiner Gattin!“

Wirklich beeilte ſich Heribert nach der Sitzung in die Nähe des Herrn Täubner zu gelangen. Den Unbefangenen ſpielend, bot er ihm die Hand und fragte ihn, wie er lebe? Wenn überhaupt innerhalb der Naturgeſetze die Möglichkeit gegeben iſt, *tragiſch* zu ſchmunzeln, ſo ſchmunzelte Herr Täubner in dieſem Augenblick tragiſch und ſah Heribert mit einem großen Blicke an. Dann ergriff er ſeinen Arm, und führte ihn an ein Fenſter der Vorhalle.

„College!“ rief er dann mit gedämpfter Stimme. „Es iſt mißlungen! Jämmerlich mißlungen! Zwei Schlüſſel hatte ich ſchon. Fehlten nur noch zehn zum Dutzend! Da kam die Entdeckung. Das Weib triumphirt, und weiß zu vergelten! O ein mißlungener Streich iſt eine Dummheit!“ — Schon wollte ſich Heribert zu einigen Troſtworten aufſchwingen, als ihn der Andere unterbrach: „Aber glauben Sie nicht, daß der Kampf zu Ende ſei! Jetzt ſoll er von meiner Seite erſt beginnen! Soll ich Ihnen zeigen, was ich hier habe?“ Er griff nach der Taſche.

„Doch nicht wieder einen Schlüſſel?“ fragte Heribert.

„Nein!“ war die Antwort. „Dies Mittel iſt verbraucht. Sehen Sie hier!“ Er zeigte eine kleine, aber ſehr ſtark gebaute Scheere vor. „Damit zerſchneide ich die Saiten ihres Raſſelkaſtens, eine nach der anderen!“ Heribert ließ einfließen, daß er damit vielleicht einige Diſſonanzen heraufbeſchwören könnte, die außerhalb ſeiner Berechnung lägen, Herr Täubner aber fuhr fort: „Dieſe können jetzt nur zu meinem Vortheil ausſchlagen! Offen geſtanden das ſchlechte Klimpern in meinem Hauſe hat mich niemals genirt, mehr die Ausgabe für das neue Inſtrument, am meiſten, daß das Weib es durchzuſetzen gewußt hat. Dieſer Tonkaſten iſt in meinem Hauſe kein Gegenſtand der Harmonie, ſondern der Disharmonie. Für ſie iſt er Alles, er iſt ihr Stolz, ihr Triumph, weil er mir unangenehm iſt; ich haſſe ihn jetzt, weil ſie den Kaſten in ihr Herz geſchloſſen hat! Er hat viel Geld gekoſtet, die Summe ſoll mir jetzt den Aerger werth ſein, den ich ihr bereiten kann! Denn das Geheimniß iſt: Sie ärgert ſich leicht, mehr als ſie zeigt; ich aber ärgere mich niemals mehr, alſo bin ich im Vortheil. Und ſo ſollen ihre Saiten unter meiner Scheere klingen! Hoho! Ich will auch einmal Muſik machen!“

Der Rath drückte dem Collegen warm die Hand und hub ſich mit bedeutender Geberde von dannen.

Als Heribert Abends seinem Freunde Baldung das Gespräch mittheilte, meinte dieser, die letzte Wendung des Herrn Täubner reiche aus für den noch rückständigen Vierteljahreswitz, denn höher pflege er es selten zu bringen.

Heribert aber ließ sich die Worte des Freundes: „Mach Anstalt! Verstehst du?“ gesagt sein. Durch seine Aeußerungen, seine Scherze, durch an sich kleine Dinge war so viel herangewachsen und hatte zu so unangenehmen, sogar häßlichen Auftritten geführt, daß er sich Cäcilien gegenüber geradezu schuldig fühlte. Sie hatte Unwürdiges über sich ergehen lassen müssen, was denn doch auch wieder auf ihn zurückzuführen war. Dem mußte ein Ende gemacht werden, er mußte sie künftig davor schützen können, und dafür gab es ja wohl ein Mittel. Sein Herz war bereits von Cäcilien allein erfüllt, und eine Hoffnung sagte ihm, daß ihr offenes Vertrauen auch nicht mehr nur auf Freundschaft beruhe. Es kam ein Tag im Steinkopf'schen Hause, der zwei Glückliche vereinigte, es kamen dann geräuschvollere, die besonders der Tante viel Beschäftigung gaben, um dann von stilleren wieder abgelöst zu werden.

Ob der Frauenverein sich wieder einigen wird? ob Herr Täubner in einem waghalsig aufgenommenen Kampfe seine Kräfte glücklich berechnet hat? das bleiben ungelöste Fragen. Ob Cäcilie jemals zum Clavier zurückkehren, oder ob sie ihre lateinischen Studien fortsetzen wird? Die Zukunft muß es lehren. Ob Heribert's dauernder Widerwille gegen das dilettirende Musikmachen, dem er noch oft beredte Worte gab, viel helfen wird —? Baldung fragte ihn einmal, als er sich wieder Luft gemacht hatte:

„Glaubst du, daß diese Musikkrankheit jemals sich zum Besseren wenden werde?“

„Nein!“ rief Heribert. „Die Seuche wird so lange grassiren, bis der letzte Mann davon angesteckt ist, und dann, in einem Höllenconcert, werden sie einander sämmtlich todtclavieren! Ich bin ein Prediger in der Wüste. Aber wenn sie sich für all die Gehörschmerzen, für all die Ungeduld, die sie mir bereiten, an meinen Worten gründlich ärgern, so soll mir das schon eine Genugthuung sein!“

Nel
mezzo del cammin di nostra vita.

Terzinen

von

W. Jensen.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

XXIV.

Die Unermeßlichkeit hat kein Warum!
Sie ist das, was da ist; ein kreisend Rad
Urew'gen Seins, ein Individuum,

Das keinen Maßstab als sich selber hat.
In seinen Adern siehst du Welten kreisen,
Wie Tropfen Blutes, wie sich zum Gestad'

Die Wellen drängen. Fest in ihren Gleisen
Erscheinen sie, und doch, gleich dir, Gestalten
Nur sind auch sie, nur flücht'ge Ausdrucksweisen

Von jenem unermeßlich großen Walten.
Der Boden, dem die Menschheit aufentsproß,
Zu Asche wird auch er dereinst erkalten,

Der Quell erstarr'n, draus euer Leben floß.
Dann rann in Nichts, was ihr gethan, gedacht,
Und gleich dem Sein des Einzelnen beschloß

Das Buch der Menschheit stumme Grabesnacht,
Und rastlos nur auf andrem Sternenherd
Wird andern Lebens Odem neu entfacht.

Erkenne drum, ob bitter es belehrt,
Daß selbst die Menschheit nur ein Spiel des All's!
Für euch allein hat euer Dasein Werth,

Für nichts, das jenseits eures kleinen Balls!
Drum suche nur, dich auf dich selbst zu stützen,
Und streb', bevor die Stunde des Zerfalls

Zurück dich fordert, was dir ward, zu nützen.

XXV.

Nun war in mild'rem Auslaut so verklungen
Die Stimme, die mir aus dem Dunkel sprach,
Gleichwie der Wolken Groll sich ausgerungen.

Es schwieg der Sturm, und leiser murrend brach
Die Welle sich, als ob von langer Qual
Erlöste Brust aufathmet. Jetzt durchstach,

Pfeilspitz erglänzend, wie mit blauem Stahl
Ein erster Stern die finstre Heeresquader
Der Wolken; nun vereinigt, Strahl an Strahl,

Zersprengten sie die fliehenden Geschwader,
Und durch des Aethers Wölbung grenzenlos
Goß ihre Milch die weiße Riesenader.

Sie blitzte wieder aus dem Fluthenschooß,
Und einsam ließ den Blick empor ich schweifen,
Doch jeder Hoffnung bar. Geheimnißgroß,

Ein Wundertriebwerk, niemals zu begreifen
Von einem Zahn des unermess'nen Rades,
Umfing das All mich, hielt mit erz'nen Reifen

Umspannt mich. Ein Geschöpf nur gleichen Grades
Mit jedem andern, zwecklos, nur ein Wahn,
Ein irrer Wand'rer nachtverschlung'nen Pfades.

Verloren jeder Hort und Talisman,
Verloren jedes Ziel, dem einst als Kind
Ich still beruhigt mich gewöhnt' zu nah'n —

Ein Sandkorn nur, das mit den andern rinnt
Im Stundenglas des All's — nicht wilder Schauer
Empörte mehr das Blut mir, trotzesblind,

Nur hoffnungslos umwand mich stumme Trauer.

XXVI.

Das also ist der Zweck, dem wir uns mühen?
Das der Gewinn, nach dem wir ruhlos jagen?
Das Ziel, für das begeistert wir erglühen?

Das ist's, weshalb von früher Kindheit Tagen
Wir sorgsam Stein um Stein zusammenkarren
Und mit dem Aufbau uns'res Selbst uns plagen?

Daß Saat wir ausstreu'n und nach Wissen scharren,
Nach Wahrheit dürsten und nach Ruhm begehren,
Daß Unterschied von Weisen und von Narren,

Von gut und schlecht wir machen, Tugend lehren,
Der Pflicht gehorchen, Recht und Vorrang achten,
Und Ernten in des Geistes Scheuer mehren?

Damit von uns, von uns'res Geistes Trachten,
Vom weiten Puls der Brust im engen Leibe,
Von höchster Gluth, die wir in uns entfachten,

Nur todter Staub und Moder übrig bleibe? —
Das also ist's, dem Alles sich bereitet,
Wonach der Menschheit wimmelndes Getreibe

Zu höherer Vollendung aufwärts schreitet?
Wofür des Lichtes Fackel sie entzündet,
Mit Flammenwort und blut'gen Schwertern streitet?

Wofür der Enkel Wohlfahrt sie begründet?
Daß der Gedanke, der in ihr gelebt,
Demselben Staub und Moder einst verbündet,

In ewigem Vergessen sich begräbt?

XXVII.

Ein Wort, so unermeßlich trauervoll,
Daß der Gedanke bebt, es auszudenken.
Warum denn, als der Born des Lebens quoll,

MERCANTILE LIBRARY NEW-YORK

Mit diesem Hohn des Vorrang's uns beschenken?
Warum denn uns nur sehend werden lassen,
Daß wir den Blick in seinen Abgrund senken
Und das Entsetzen der Vernichtung fassen?
Wir, ärmer als der Stein, der Baum, das Thier,
Die um uns an des Daseins Freuden prassen
In sorglosem Genuß. Wir aber, wir,
Des Schaffens höchster Ausdruck, das Organ,
Drin seiner selbst bewußt es ward, die Zier
Des großen All's, wir schauen nur als Wahn
Des Daseins Freude, nur als welkend Laub,
Bestimmt, zu fallen mit des Herbstes Nah'n.
Ein Leben nur, das stäten Todes Raub,
Ist unser Sein. Warum denn ward gegeben
Ihm das Vermögen, aus gemeinem Staub
Gedanken höh'rer Ordnung zu beleben,
Sich eine Welt der Geister zu gewinnen,
Und einen Gott auf ihren Thron zu heben?
Warum die Macht ihm, etwas zu ersinnen
Erhab'ner als das All, und Ohnmacht doch,
In edler selbsterschaffendem Beginnen
Sich zu entwinden seinem plumpen Joch?

XXVIII.

Es ist; drum schweige! denn der Trauer Zunge,
Der Schrei, der aus der Brust der Menschheit gellt,
Besitzt kein Recht im seelenlosen Schwunge
Des tauben All's. Er zittert und zerschellt,
Von keinem Ohr gehört, am harten Stein,
Und einz'ges Glück in einer blinden Welt,
Es ist, ihr gleich und blind wie sie zu sein. —
So sprach ein todesähnliches Entsagen
In mir — da überfloß mit weißem Schein
Die Wasser, die jetzt ruhvoll schweigend lagen,
Ein Silberlicht, und zu dem Sternensaal,
Ein friedlich Antlitz, wie von Glanz getragen,
Hob sich der Mond, ein Auge von Opal,
Gleich einer Mutter Auge süß und lind.
Mir aber klang's aus seinem weichen Strahl
Mit sanfter Stimme: Warum weinst du, Kind,
Und sehnst, weil blindem Walten du entsprangst,
Dich für des eignen Daseins Schönheit blind?
Wär' es nicht schön, warum denn deine Angst?
Warum, daß du, weil ewiges Geleit
Der Sonne dir versagt, dem Ende bangst?
Beglückter du, vor Allem, was die Zeit
Schuf zum Vergehen! Fragst du, was dir bliebe?
Dir schwand die Sonne der Unsterblichkeit,
Dir bleibt mein göttlich Wandellicht, die Liebe.

XXIX.

Sie, des erträumten Himmels schönste Tochter,
Der Alles zu gewähren, Eines nur,
Nicht Unvergänglichkeit zu leih'n vermocht er.
So lächelnd faßt sie auf der jungen Flur
Des Lenzes eure Hand; in Sommermitte,
Ein Abbild der erblühenden Natur,
Hält sie den Fuß, der strauchelnd abwärts glitte
Auf wildem Pfad, und als des Alters Stab
Erinn'rungshold stützt sie die müden Schritte.
Doch schweigt von Liebe über Tod und Grab,
Und würdigt nicht zu leerem Phrasenschwall
Das Götterkleinod eures Seins herab!
Nur euer Herz im schrankenlosen All
Ist Herd und Nahrung ihr; in Asche fallen
Muß ihre Gluth mit eurer Brust Zerfall.

Wär' unvergänglich einzig sie von allen,
In eurer Brust wär' sie ein fremder Gast,
Ein Purpur nur, der im Vorüberwallen
Mit flücht'gem Glanz der Hoheit euch umfaßt,
Und euch zu Bettlern machend, rückentschwände.
Sie aber will der bangen Tageslast
Entlasten euch. Sie breitet Mutterhände
Um eure Wiege; süßem Rausch kredenzt
Das höchste Glück sie euch, und bis zum Ende
Der Becher neigt, hält sie ihn still umkränzt.
Sie ist eu'r Selbst, zu edlem Wein verklärt,
Und ob mit eures Herzens Puls begrenzt,
Ist sie, vergänglich, einen Gott doch werth.

XXX.

Was ohne sie, die tausendfarb'ge Blume,
Die mit dir selbst nur hinwelkt, wär' dein Leben?
Was könnt' in dem erträumten Heiligthume
Der Ewigkeit für sie ein Gott dir geben?
Wenn einsam sie empor dich ziehen läßt,
Weil sie der Erdenheimath nitentschweben
Und folgen dir nicht kann? Unlösbar fest
Mit der Vergänglichkeit ist sie verbunden,
Und wie du selbst, aus deinem Aschenrest
Als Phönix tauchend, in des Himmels Runden
Nicht du mehr wärest, so auch wär' ihr Sein
In Nebel rinnend dort sich selbst entschwunden.
Weil sie dein Arm umschließt nur ist sie dein,
Weil pochend sie ein Herz an deines legt,
Das deinem Aug' und Antlitz, dir allein
Von allen Menschen Lieb' entgegenträgt.
Ihr Reich ist nur ein Wandel der Gestalten
Und endet, wo ihr Merkmal man zerschlägt.
Was wäre sie in einem Geisterwalten,
Drin Alles gleich im fremden, kalten Nichts?
Du mußt sie hier in deinen Armen halten,
Mußt hier in ihres süßen Augenlichts
Verschwenderischer Schönheit dich berauschen,
Mußt hier den Wundern ihres Angesichts,
Den Zaubermären ihres Herzschlags lauschen —
Denn deines Lebens einz'ges Lebensglück,
Werth für die Ewigkeit es einzutauschen,
„Giebt keine Ewigkeit dir mehr zurück."

XXXI.

So lebe drum, daß, liebend und geliebt,
Du mit vergänglichem Gefühl umschließt,
Was es vergänglich dir zu eigen giebt.
Und sorge, daß kein Tag dir hinentfließt,
An dem du nicht, gleichwie du unbewußt
Des Sonnenlichtes warmen Hauch genießt,
So Liebe regst in warmer Menschenbrust.
Denn ob sie höchstes Glück dir auch bereitet,
Gewinnst du's nur in ewigem Verlust.
Die Liebe, die um dich die Hände breitet
Bei deinem ersten Odemzug, ist nicht
Dieselbe, die zum Grabe dich geleitet.
Verwandeln muß auch sie ihr Angesicht
Mit dem verschied'nen Antlitz deiner Tage,
Und, froh beginnend gleich dem Morgenlicht,
Ist Nacht ihr Ausgang und ihr Abschied Klage.
Doch wenn ein gold'ner Faden ihr zerging,
Fortwebt sie, daß ein anderer dich trage,
Und keine Lücke zeigt ihr Wunderring.
Denn stets mit neuem Balsam überthaut
Die Wunden sie, die euer Herz empfing.
Sie nimmt die Mutter und sie giebt die Braut,
Die Gattin, Kinder läßt sie um dich blühen,
Und wie ihr Reich sie weit und weiter baut
In deiner Brust, schafft sie aus bittrem Mühen
Dir reichsten Trost und Quell der reinsten Freude,
Bis ihre Flammen müd' in dir verglühen,
Und werthlos dann zerfalle das Gebäude!

XXXII.

Doch aus der Wurzel, die tief vom Gemüthe
Herauf den Wunderkelch des Lebens hebt,
Entsprießt es weiter rastlos, Blüth' an Blüthe.

Sie einzig ist's, die euer Herz belebt,
Die jeden Trieb, den mit dem Thier gemein
Natur euch lieh, in ihren Kreis verwebt.

So strahlt in tausendfachem Wiederschein
Ihr Bild zurück; wohin en'r Blick sich wendet,
Sie ist's, in andrer Form, doch sie allein,

Die herrlich rings um euch ihr Werk vollendet.
Sie regt das Mitgefühl mit fremdem Leid,
Sie ist es, die dem Unglück Wohlthat spendet

Und euch vom Frost der Eigensucht befreit.
Die Duldung, Milde, Güte lehret sie,
Und süß verklärt zu neuer Herrlichkeit,

Erfaßt sie euch mit zaubrischer Magie
Als Schönheit, die verwandt ihr euch empfindet.
Geheimnißvoll webt sie als Poesie

Um eure Sinne sich, und weiter windet
Den Kranz sie, der mit sicherem Geflecht
Zur Menschheit euer Einzelsein verbindet.

Sie gründet Sitte, Ordnung, Pflicht und Recht,
Sie lehrt den Frieden und sie wehrt dem Streit,
Und aufwärts von Geschlechte zu Geschlecht

Dem Sieg der Wahrheit rüstet sie die Zeit.
Im Aermsten reich noch und im Kleinsten groß,
Ist sie ein Abbild der Unendlichkeit,

Und was sie wirkt, gleich dieser grenzenlos.

XXXIII.

Geglättet lagen rings um mich die Wogen,
Weithinbeglänzt; aus ihrer Tiefe schien
Den Mond zu goldgewölbtem Friedensbogen

Unsichtbar Geisterhand herab zu zieh'n.
Nacht war's und Schweigen, und doch war's, als stiege
Es auf und ab in leisen Melodien,

Als ob zur Ruh' das All ein Traumlied wiege.
In ihrem weichen Arm hielt mich die Nacht,
Als ob sich an ihr Kind die Mutter schmiege

Und lächelnd harre, bis sein Blick erwacht. —
Was ist's denn, wenn kein Morgen mehr dich weckt,
Und wenn die Hand der Mutter traumessacht

Zum ew'gen Schlafe dir die Augen deckt?
Ausruhn wirst du mit Allen im Verein,
Die du geliebt, und schmerzlos hingestreckt

Nur wieder, was gewesen du, nicht sein,
Wenn seinen Werth dies flücht'ge Sein verlor. —
Ich hob die Stirn vom alten Runenstein,

Und ruhevoll schlug ich den Blick empor.
Wohl pochte noch mein Herz, doch andern Schlages,
Als, da ich kam. Es klopfte laut: du Thor,

Was mit dem Rausche wilden Trunkgelages,
Das Keiner endet, weil sein Geist bethört,
Verglichest du den Endzweck deines Tages!

Sei glücklich, daß kein Gott dein Fleh'n erhört,
Auf daß du nicht, erkennend was du wärest,
Wenn Liebe dich verlassen, gramempört

Einst nach dem Nichts, das heut' dich schreckt, begehrest!

XXXIV.

Und rückwärts schritt ich durch die engen Gassen
Des Städtchens wieder, mild vom Augenlicht
Der Nacht umfangen, einsam und verlassen

Jetzt wie zuvor. Doch hieß ich arm sie nicht,
Wie ich's zuvor gethan. Aus Fenstern, klein
Und niedrig, doch von tausend Rosen dicht

Umgittert, brach noch eines Lämpchens Schein,
Und meine Schritte hemmend, blickt' ich leis'
In der Bewohner enge Welt hinein.

Das Aug' empfand, es war der Armuth Kreis,
Und doch von unsichtbaren Rosen mild
Umgittert auch. Zufrieden saß der Greis

Am Tische, der den Hunger karg gestillt,
In seiner Kinder Mitte. Traulich nach
Des Tages Arbeit, stiller Eintracht Bild,

Saß Mann und Weib im niedern Wohngemach;
Es beugte lauschend auf ihr schlafend Kind
Die Mutter sich, und hold um jedes Dach

Von süßer Lebenslust ein Traumgewind'
Wob Liebe rings. Und weiter schritt ich sacht
Durch's enge Thor zurück. Es trug der Wind

Als Abschiedsgruß den Duft der Rosenwacht
Mir um die Schläfe nach. Am letzten Haus
Nun zog der Weg zur hellen Sommernacht,

Zur weiten, mondbeglänzten Welt hinaus. —
Nun wende einmal noch den Blick zurück,
Der Heimath breite stumm die Hände aus,

Und in der Liebe Schutz befiehl ihr Glück!

XXXV.

Trag' mich zurück, mein Fuß, ins volle Leben!
Dir, Heimath, Dank! Du hast, was ich begehrt,
Auf meine Fragen Antwort mir gegeben!

Gedeutet hast du mir des Lebens Werth,
Den Reichthum, der im Schwindenden verborgen,
Die Flamme, die nur wärmt, weil sie verzehrt.

Schön ist das Heut' und schön der Hoffnung Morgen;
Schön ist es, Liebe zu empfah'n, und schön,
Mit Liebe für das Glück der Nachwelt sorgen;

Ein Klang, ob auch vergänglich sein Getön,
Aus warmer Brust zu sein, nach seiner Gabe
Den Bau der Menschheit reicher zu erhöh'n

So kreist ihr Rad um eine feste Nabe,
Und rollt es ab, die Liebe wird besteh'n,
Wird aufersteh'n auch aus dem Sternengrabe

Des kleinen Erdballs, neue Saat zu sä'n
Im großen All. — Du, meine Rose, wohl,
Die in der Heimath im Vorübergehn

Die Hand gebrochen, bist ein hold Symbol
Des Lebens mir. In Schönheit blühst du heut,
Die, morgen schon zerronnen, welk und hohl

Dem Wind zum Raube ihre Blätter streut.
Doch ob's so ist und unabwendbar ist,
Dein Zweck war nur, daß kurz dein Duft erfreut' —

Und so erfreue jetzt mich, wo du bist.

Aus der Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Siebentes Capitel.

„Getreue Nachbarn und desgleichen."

Den Umgangskreis meiner Eltern bildeten, neben den Pächtern der drei Filiale, fast ausschließlich die in der Nähe wohnenden Amtsbrüder meines Vaters mit ihren Familien. Es waren die Prediger Hering in Bagemühl, Kaiser in Zerrenthin, der französische Prediger de la Pierre in Battin, Hartmann in Carmzow, Büchsel in Schönfeld, sämmtlich in einer Entfernung von zwei bis drei Wegstunden von uns wohnend, mit denen wir auf einer Art von gegenseitigem Besuchsfuße standen.

MERCANTILE LIBRARY NEW-YORK

Prenzlau war zu weit entlegen, als daß von dort aus frühere gute Bekannte und Freunde des Vaters, zumal bei den überaus schlechten Wegen, Landbesuche zu uns hätten unternehmen können, wie ich mich denn auch während der ganzen fünfzehn Jahre von 1810 bis 1825, abgesehen von den durch schwere Krankheitsfälle in unserem Hause herbeigeführten Besuchen unseres Prenzlauer Arztes, kaum auf mehr als drei bis vier solcher Besuche aus „der Stadt" — denn so hieß die Hauptstadt der Uckermark, wie weiland das Rom der alten Römer, in unserem Hause und in der ganzen Provinz — zu erinnern vermag.

Aber auch die gegenseitigen Besuche mit den oben gedachten Nachbaren waren verhältnißmäßig selten, namentlich die eigentlichen Gastbesuche zum Mittagbrot, oder zu Kaffee und Abendbrot. Dergleichen Besuche waren recht eigentliche Feste, und ein Tag, wo ein solcher Ueberlandbesuch einer oder zweier befreundeter Nachbarfamilien von uns erwartet wurde, war ein wirklicher Festtag. Ein solcher kündigte sich schon im Voraus an durch ein vorhergehendes allgemeines Reinmachen und Scheuern des ganzen Hauses, dessen Zimmer und Flur sodann mit dem weißesten Sande und mit Kalmus bestreut, und mit Wachholderbeeren oder auch wohl mit einigen angezündeten „Räucherkerzchen" durchduftet wurden, was unsere feierliche Stimmung beträchtlich erhöhte. Solche Gastgesellschaften fanden meist nur im Sommer oder in der guten Jahreszeit bei besonderen Familienanlässen statt, wobei auch die Gunst des Mondes als heimleuchtendes Gestirn für späte Rückfahrt sorgfältig in Betracht gezogen wurde.

Die Bewirthung war äußerst mäßig, — selbst für jene mäßige und genügsame Zeit. Wein — rother oder weißer Franzwein — blieb nur den feierlichsten Gelegenheiten vorbehalten; das gewöhnliche Getränk bei einem solchen Gastmittagsbrote war Bier, Braunbier für die Jugend, Bitterbier für die älteren Gäste, beides aus Prenzlau bezogen. Den Luxus einiger Flaschen „Fredersdorfer" Doppelbiers, welches in Stettin gebraut wurde — Fredersdorf, der bekannte vertraute Kammerdiener Friedrich's des Großen, ward als Gründer der Brauerei genannt — vergönnten sich bei solchen Gelegenheiten nur Reichere. Dagegen ward Abends wohl eine Bowle Punsch bereitet, und unter fröhlichem Gesange bekannter Gesellschafts- und Tischlieder, an dem Männer und Frauen, Alt und Jung theilnahmen, heiter genossen. Solch gemeinsamer Tafelgesang fehlte damals bei keinem Festmahle in der Stadt wie auf dem Lande, und trug mehr als heutzutage Champagner und kostbare Dessertweine dazu bei, die Stimmung der Tischgenossen zu einer festlich erhöhten und im besten Sinne geselligen zu machen. Das Mittagbrot einer solchen „Gesellschaft" bestand aus Suppe und Braten mit einem Zugemüse, und den Nachtisch lieferte das wenige Obst des Pfarrgartens und die im Backen von Waffeln und Napfkuchen bewährte Kunst der Hausfrau. — Eins der beliebtesten Tafellieder bei solchen Gelegenheiten war das akademische:

„Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude,
Ward uns der Jugendtraum beschert!" u. s. w.,

über dessen Verfasser noch heute jede Gewißheit fehlt. Eine Tradition, über welche ich anderwärts berichtet habe,* nannte schon damals Jena als Entstehungsort und Schiller als den Dichter des beliebten Liedes. Daneben wurden des Schweizers Martin Usteri

„Freut Euch des Lebens",

componirt von Hans Georg Nägeli, Kotzebue's, von Himmel in Musik gesetztes Lied

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond",

Schiller's Punschlied der „vier innig gesellten Elemente" besonders gern gesungen; auch Lieder aus der Zeit der glorreichen Befreiungskriege fehlten nicht; und wenn der Punsch die würdigen alten Herren erwärmt und die Erinnerungen an ihre akademischen Jugendjahre neu belebt hatte, so ward auch wohl ein herzhaftes Gaudeamus igitur angestimmt, an welchem wir Gymnasiasten uns im froh erwartenden Gedenken an die auch uns dereinst bevorstehende Herrlichkeit akademischen Burschenlebens mit besonderem Eifer betheiligten. Selbst Claudius' Rheinweinlied wurde durch den Umstand, daß Rheinwein in unserem und aller unserer Freunde Häu-

* M. s. Weimar und Jena (zweite Ausg.) Th. II, S. 21—22.

sern damals eine durchaus unbekannte Größe war, durchaus nicht ausgeschlossen, und das fröhliche:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!"

erscholl um nichts weniger herzlich zum Klange der Gläser, obschon dieselben nur mit bescheidenem Punsche gefüllt waren. Ich selber habe den ersten Rheinwein in meinem Leben erst am Rhein selbst getrunken, als ich, ein fast einundzwanzigjähriger Student, meine große Ferienreise an den Rhein im Herbste des Jahres 1826 zu Fuße und mit dem Ränzel auf dem Rücken unternahm.

Die Sitte des fröhlichen Gesanges bei Tische, wie bei Wasserfahrten, Land- und Waldpartien, die sich heutzutage nur noch in den Zusammenkünften der mehr oder minder kunstmäßig geschulten „Liedertafeln" erhalten hat, trug viel dazu bei, das damalige gesellige Zusammensein der Menschen zu erheitern, und der Musik zu jener ethischen Wirkung auf das Gemüth zu verhelfen, die denn doch am Ende die Hauptsache ist und bleibt. Diese Sitte währte in den mittleren Schichten der Gesellschaft in Norddeutschland noch fort bis zum Anfange der dreißiger Jahre, wo sie unter dem zunehmenden Einflusse des musikalischen Virtuosenthums allmälig verschwand und in dem geselligen Leben eine empfindliche Lücke zurückließ. Ein deutscher Culturgeschichtschreiber wird dieselbe nicht unbeachtet lassen dürfen, wenn er es unternimmt, die Ursachen und Symptome der mehr und mehr zunehmenden Trockenheit und gemüthlichen Verarmung und der mitten im materiellen Ueberflusse oft zum Verzweifeln langweiligen und gemüthlosen Oede unserer modernen Geselligkeit aufzuzeigen.

Die obengenannten Freunde und Amtsbrüder meines Vaters waren alle mehr oder weniger Männer der in dem ersten Theile dieser Lebenserinnerungen von mir charakterisirten Art der damaligen Geistlichen. Sie waren aufgeklärten Geistes, humaner und toleranter Gesinnung, ohne jede Färbung geistlichen Hochmuths und schauträgerischer gesalbter Würde. Sie lebten in der Welt, die sie als kein Jammer- und Sündenthal ansahen, mit Heiterkeit und Behagen, waren die Freunde und Berather ihrer Gemeinden in allen Verhältnissen und Beziehungen des Lebens, lebten und ließen leben, dogmatisirten wenig auf der Kanzel und richteten dafür desto mehr den Sinn ihrer Zuhörer auf die großen sittlichen Herzens- und Gemüthswahrheiten, die den ewigen Kern der Christuslehre ausmachen. Sie waren fröhlich mit den Fröhlichen und traurig mit den Traurigen, nahmen menschlichen Antheil an den Familienvorgängen, suchten und wußten auszugleichen und zu schlichten bei Zerwürfnissen, Verirrte auf den rechten Weg zurückzuführen, Strauchelnde zu halten und Gefallene aufzurichten. Es lebte in dieser Generation der norddeutschen protestantischen Landgeistlichen etwas von demjenigen Geiste, welcher uns in Oliver Goldsmith's Landprediger von Wakefield so wunderbar anmuthet.

Das gute Verhältniß herzlichen Einvernehmens, in welchem sie mit ihren Gemeinden standen, war überdies noch gefördert worden durch die harten Zeiten der französischen Invasion von 1806 bis 1812, und durch die Jahre des allgemeinen opferfreudigen Aufschwungs der darauf folgenden Befreiungskriege, welche sie mitsammen durchlebt hatten. Denn gemeinsam getragenes Unglück und vereint bestandene Noth und Sorge sind kräftige Bindemittel für die Menschen; und das Gemeingefühl, welches jene Zeiten und namentlich die schwer und mühevoll gewonnene Befreiung vom fremden Joche nach einem langen blutigen, vielfach schwankenden Kampfesringen in den Gemüthern der Menschen von damals hinterlassen hatten, war ein ganz anderes, tieferes, dankbar frömmeres als dasjenige, welches wir heute (1872), nach einer Reihe von unerhört raschen und glänzenden Siegen über denselben Erbfeind, um uns her zu gewahren haben. Auf Schlachtfeldern des eignen Vaterlandes war gestritten worden; nur wenige Stunden entfernt von der preußischen Hauptstadt Berlin hatte der blutige Kampf getobt, in welchem der Todesmuth unserer jungen Krieger mit Mühe das schrecklichste Schicksal von derselben abgehalten hatte; und der Dichter des Festspiels zur Berliner Siegesfeier von 1815 hatte mit Fug und Recht seinen Landsleuten zugerufen:

„Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoss'nen Bluts,
Und freuet Euch von Jahr zu Jahr
Des unschätzbaren Guts!"

Und man folgte dem Zurufe solcher Mahnung. Noch jahrelang nach dem glücklich errungenen Siege leuchteten die Dank- und Freudenfeuer an jedem 18. October im Preußenlande, zu dankbarer Erinnerung an die Errettung aus unendlicher Gefahr und an das „wohlvergossene Blut" so vieler Tausende, das hingegeben worden war zu unserer Erlösung, bis die Regierung Friedrich Wilhelm's III. selbst durch ein Verbot diese patriotischen Feuer auslöschte, und dafür im Jahre 1819 an demselben 18. October die verruchten Karlsbader Beschlüsse verkündete! — Vorbei! vorbei!

Von allen unseren Umgangsnachbarn war das fröhlichste Haus das des Prediger Hering in dem eine starke Meile von uns entlegnen Dorfe Bagemühl, und die Verkündigung des Vaters, daß wir morgen dort — zu Fuße oder zu Wagen — einen Besuch machen würden, erregte uns jedesmal eine besondere Freude. Der „dicke Pastor", wie er allgemein genannt wurde, war ein Original unter seinen Amtsbrüdern. Schon sein wahrhaft kolossaler Leibesumfang bei entsprechender Größe der hünenhaften Gestalt hatte in der ganzen Provinz nicht seines Gleichen, wie ich mich denn überhaupt nicht erinnern kann, jemals eine ähnliche Falstaff-Gestalt in meinem späteren Leben gesehen zu haben. Und nicht nur äußerlich konnte er für eine Verkörperung des Shakespeare'schen Sir John Falstaff gelten, den später sein Brudersſohn, mein zwei Jahre älterer Jugendfreund Theodor Hering — der als Schauspieler seinen Namen in Döring verwandelte — in so unvergleichlicher Weise auf den Brettern den Deutschen vorführen sollte. Auch an Zügen geistiger Aehnlichkeit fehlte es keineswegs, wenn sie gleich durch Beruf und Verhältnisse wesentlich abgemildert waren.

Der „dicke Pastor" besaß eine nie versiegende Fülle lebendigen Humors und schlagenden, oft kaustischen Witzes, die überall, wo er in Gesellschaft erschien, elektrisch belebend wirkte, und die doch, weil sie auf dem Grunde eines liebevollen Herzens ruhte, niemals verletzend auftrat. Seine Lebensfrische, sein Frohsinn, seine gesellige Genußfreude, die Heiterkeit, mit welcher er sich selbst und sein Aeußeres gelegentlich zum Besten gab — er konnte wie Falstaff von sich sagen, daß er nicht nur selbst witzig war, sondern auch anderen Leuten dazu verhalf, witzig zu sein — waren und wirkten unwiderstehlich. Dazu war er, der die Geselligkeit überaus liebte, im eignen Hause gastfrei in einem Grade, der zuweilen selbst bis an die äußersten Grenzen seiner Mittel ging, ja dieselben auch wohl überstieg, obschon seine Pfarre zu den besten der Provinz gehörte. Denn er war eben so gutmüthig als gastfrei, und kein Bedürftiger ging ohne eine Gabe von seiner Thür. In seinen jüngeren Jahren war er, wie mein Vater, Feldprediger gewesen und hatte in seinem äußeren Behaben bei aller Zwanglosigkeit doch die gewandten Formen der höheren Gesellschaft, in welcher er gelebt hatte, nicht vergessen. Damals war er, wie er oft erzählte, „lang und mager gewesen wie ein Windspiel", und hätte, eben so gut wie Falstaff in seinen jungen Tagen, „durch eines Aldermanns Daumring schlüpfen können." „Darum aber" — pflegte er wohl mit einem lächelnden Blicke auf seine sanfte, stille, überaus schmächtige und zarte Frau hinzuzusetzen — „wählte ich mir damals auch diese meine Ehegenossin eigens als zu mir passend aus. Aber die Seufzer und Sorgen der Kriegs- und Nothjahre, die mich wie einen Schlauch aufgeblasen haben, sind an ihr nicht mit gleicher Wirkung vorübergegangen. So wunderlich ist die Natur in ihrem Walten!"

Und in der That konnte man keinen wunderlicheren Gegensatz sehen, als der war, welchen dieses Paar in seinem äußeren Erscheinen bildete, bei dem die feine, zarte Gestalt der Frau Pfarrerin die Falstaff'sche Kolossalität der Leibesgestalt ihres Eheherrn noch komischer hervortreten ließ. Er war zuletzt genöthigt gewesen, sich für seine Amts- und Stadtreisen einen eigens durch Eisenwerk verstärkten Wagen bauen zu lassen, und er widersprach auch der im Schwange gehenden Sage nicht, daß vor einiger Zeit die Kanzeln seiner Kirchen für ihn hätten erweitert werden müssen, um seiner Corpulenz den nöthigen Raum zu geben. Daß er bei derselben sich gelegentlich befleißigte, eine gewisse Leichtigkeit in der Bewegung, zumal Damen gegenüber, zur Schau zu stellen, vermehrte nur noch das Komische des Eindrucks, den die riesige Gestalt hervorbrachte. Auch

noch in einem ganz anderen Punkte hatte er eine nicht ganz unbedenkliche Aehnlichkeit mit seinem dichterischen Vorbilde. Sein Durst galt allgemein als seinem körperlichen Umfange angemessen, und es gingen sagenhafte Ueberlieferungen von der Massenhaftigkeit der Getränke, zumal des Prenzlauer Bitterbiers — die er an heißen Tagen zu sich genommen haben sollte. Hieß es doch sogar, daß er einmal in den Hundstagen auf einer Rückfahrt von der drei Meilen entfernten Hauptstadt den gesammten für die Hauswirthschaft von dort mitgenommenen Vorrath — unterwegs ausgetrunken habe. Andere sprachen freilich nur von der Hälfte, aber auch diese grenzte schon an das Mythische. Thatsache war, daß er sehr viel und mehr als die meisten Menschen an Getränk bedurfte und ohne Schaden für seine Gesundheit und ohne jemals berauschende Wirkung zu verspüren, zu genießen im Stande war. Denn daß das Letztere jemals der Fall gewesen, habe ich nie weder selbst beobachtet noch auch erzählen hören.

In seiner Gemeinde war er übrigens eben so verehrt als geliebt, und wenn er mit seiner langen Pfeife und mit dem schwarzen Käppchen auf dem Haupte im weiten leichten Sommerrocke von schwarzem Zeuge seinen abendlichen Spaziergang durch das Dorf zu den Hügeln der Randowwiesen hin machte, konnte ich, an seiner Seite gehend, in den herzlichen Grüßen von Jung und Alt und in den zutraulichen Anreden, die Einer oder der Andere der Begegnenden an den freundlichen Patriarchen richtete, beides wohl gewahr werden. Als Prediger galt er daneben allgemein für einen Kanzelredner ersten Ranges. Ein sonores Organ unterstützte die Eindringlichkeit und die gemüthvolle, zum Herzen sprechende Wärme seiner Rede, die bei aller Einfachheit und verständlichen Schlichtheit an geeigneter Stelle auch des pathetisch-oratorischen Schwunges nicht entbehrte. Besonders hervortretend zeigte sich seine Rednergabe bei Gelegenheit von Trauungs- und Begräbnißreden, deren ich gleichfalls mehrere von ihm hörte, und bei denen er durch die wahrhaft menschlich eingehende Weise seiner Behandlung solcher Ereignisse die Herzen der Hörer in ganz eigenartiger Weise zu bewegen verstand. Da ich selbst damals darauf gestellt war, einmal ein Prediger zu werden, so galt er für mich als das Ideal eines geistlichen Redners, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich in der That in meinem späteren Leben kaum jemals einen besseren Kanzelredner gehört habe.

Seine Familie bestand aus vier Töchtern und einem kleinen Sohne, dem jüngsten seiner Kinder, den später, als ich bereits das Gymnasium bezogen hatte, mein Vater nach des guten „dicken Pastors" Tode, der die Familie in großer Armuth zurückließ, in unser Haus nahm und mehrere Jahre lang unterrichtete und erzog. Von den Töchtern, unter denen die älteste, als ich die Familie kennen lernte, bereits erwachsen war, bildeten die beiden mittleren, Sabine und Lottchen, für mich den Hauptanziehungspunkt. Sie hatten vorzugsweise die sonnige Frohnatur vom Vater und die Schönheit und Anmuth von der Mutter geerbt, und Lottchen, meine besondere Flamme, konnte, als sie herangewachsen war, gar wohl als eine Repräsentantin von Goethe's berühmter Seesenheimer Pfarrerstochter gelten. Die Töchter waren alle gut unterrichtet und wohl erzogen. Eine geschickte Gouvernante hatte Jahre lang ihre Ausbildung geleitet, die der Vater sorgfältig überwachte. Und da der joviale dicke Pfarrherr überaus gern Jugend und Fröhlichkeit um sich zu versammeln liebte, so fehlte es zu den Festtagen dem gastlichen Hause nicht an zahlreichem Besuche junger Leute von nah und fern, zu dem außer den jungen Amtmannssöhnen der Nachbarschaft auch die Gymnasiasten von Prenzlau in den Ferien ihr Contingent lieferten, wobei denn immer mehr als ein jugendlicher Herzensroman sich abspielte. Das Pfarrhaus bot Raum genug, um auch übernachtende Gäste unterzubringen, zumal junge Burschen wie wir, die, wenn das Haus voll war, gern auch mit einem gemeinsamen Streulager in einer Kammer fürlieb nahmen. Des Vormittags ward in die Kirche gegangen, worauf der Pfarrer zur Abhaltung des Gottesdienstes nach seinen beiden Filialen, Woddow und Battin, fuhr, von wo er regelmäßig gegen halb ein Uhr zum Mittagstische zurückkehrte, den er wie kein Anderer durch heitere Unterhaltung zu beleben verstand.

Nach Tische wurden gemeinsame Spaziergänge unternommen und auf den Wiesengründen der Randow allerhand lustige Gesellschaftsspiele gespielt. Oft war die Sonne schon tief im Sinken, ehe wir durch die wogenden Kornfelder paarweise ins Dorf und in das gastliche Pfarrhaus zurückkehrten, wo dann nach dem Abendbrote unfehlbar der Tanz begann, zu dem die Gouvernante auf dem leidlich gestimmten Pianoforte aufspielte und an welchem bisweilen auch die älteren Gäste Theil zu nehmen nicht verschmähten.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit ich das Dorf und das freundliche hellgelbgetünchte Bagemühler Pfarrhaus nicht wieder gesehen habe; aber noch immer stehen die dort verlebten Tage im rosigen Scheine der Jugenderinnerung lebendig vor meiner Seele. Gran bella cosa la gioventù!

Achtes Capitel.

In solcherlei Umgebungen und Verhältnissen verlebte ich die meisten Ferien während meiner ganzen Schulzeit (1820 bis 1825), und die Ruhe und Erfrischung, deren ich durch dieselben auf dem Lande genoß, wirkten um so wohlthätiger und waren für meine Gesundheit um so nothwendiger, je größer die Anstrengungen waren, welche ich in der Stadt mir zuzumuthen hatte. Denn außer den wöchentlichen sechsunddreißig Lehrstunden des Gymnasiums, für die es zum Theil einer gründlichen Vorbereitung bedurfte, und außer den Privatstudien in neueren Sprachen und besonders in der Musik, die ich mit großem Eifer trieb, hatte ich auch noch für einen Theil meines Unterhalts dadurch zu sorgen, daß ich selber an jüngere Schüler für Geld Privatstunden im Lateinischen und Griechischen ertheilte, ja später sogar noch Musikunterricht gab, welchen letzteren ich jedoch, weil er mir allzu angreifend war, bald aufgeben mußte.

Dieses Auskunftsmittel, sich durch Privatstunden Geld zu verdienen und dadurch den Eltern ihre Last zu erleichtern, war ein damals, namentlich unter den auswärtigen Schülern des Gymnasiums, sehr gewöhnliches, und ich erinnere mich, daß einer derselben, Karl Büchsel, der Sohn eines noch weniger als mein Vater bemittelten Landpredigers aus Schönfeld,* darin wahrhaft Erstaunliches leistete. Er war zwei Jahre älter als ich, mir um ein Jahr in den Classen voraus, und galt ohne Frage für den besten Mathematiker der Schule. Und da bekanntermaßen die Nachhülfe in dieser Wissenschaft die am meisten gesuchte zu sein pflegt, und dies bei uns, wo der Rector der Anstalt die Mathematik als seine Hauptwissenschaft in den drei oberen Classen lehrte, vorzugsweise der Fall war, so fiel ihm ein so großer Schülerkreis zu, daß er zeitweise mehr als zwanzig Stunden wöchentlich an nachhülfsbedürftige Mitschüler zu geben und sich dadurch fast ganz selbständig zu unterhalten im Stande war. Auch ich habe eine Zeit lang seinen Privatunterricht genossen, und muß bekennen, daß ich niemals in dieser Wissenschaft einen begabteren Lehrer gefunden habe. Eine eiserne Gesundheit machte es ihm möglich, die Anstrengung solcher Thätigkeit zu ertragen. Da ich eine solche nicht, vielmehr das Gegentheil davon besaß, so mußte meine Lehrthätigkeit, die ich bereits in Secunda mit sechzehn Jahren begann, natürlich an Umfang weit hinter der seinigen zurückbleiben. Indessen reichte sie doch hin, durch ihren Ertrag — die Bezahlung war spärlich genug, zwei gute Groschen für die Stunde — mir zur Erfüllung mancher Wünsche und zur Beschaffung mancher Bedürfnisse die Mittel zu erwerben. Unter den ersteren stand der Besitz einer Taschenuhr obenan. Ich schaffte mir denselben, indem ich dem Sohne eines Uhrmachers fast ein Jahr lang wöchentlich einige Stunden Unterricht im Lateinischen gab, wofür mir von dem Vater eine alte silberne Uhr mit einer Preisermäßigung überlassen wurde. Ich sehe sie noch vor mir am Schaufenster hängen, wo sie täglich den Gegenstand meiner sehnlichen Betrachtung bildete, so oft ich, um meine Stunden zu geben, in das kleine Haus in der Schulzenstraße eintrat. Sie hatte einem Mitschüler, dem Sohne eines reichen Kaufmanns, gehört, der sie arg zugerichtet und gegen eine goldene vertauscht hatte. Das schwache silberne Gehäuse war an mehreren Stellen gelöthet und

* Noch jetzt (1873) als Generalsuperintendent in Berlin lebend.

geflickt, das Zifferblatt beschädigt, aber der Preis von fünf Thalern war wohlfeil, und für die Güte des „Werks" verbürgte sich der Uhrmacher auf mehrere Jahre. Als ich sie endlich mein nennen durfte, war meine Freude grenzenlos, und ich glaube nicht, daß in meinem ganzen späteren Leben mir irgend ein äußerer Besitz größeren und dauernderen Genuß gewährt hat. Mehrere Nächte hindurch hinderte mich das Lauschen auf ihr Ticken stundenlang am Einschlafen, und meine Pietät gegen diesen ersten Ertrag eigner Arbeit war so groß, daß ich erst viele Jahre später mich dazu entschließen konnte, sie mit einer besseren zu vertauschen.

Daneben gewährte der Ertrag meiner Privatstunden, der sich bald dadurch steigerte, daß ich in der Familie eines Bauinspector Ilse als Primaner für freie Wohnung und einige Geldentschädigung den täglichen mehrstündigen Unterricht ihrer drei Kinder übernahm, die Mittel, meiner Bücherliebhaberei ein immer größeres Genüge thun zu können. Neben den Ausgaben aller lateinischen und griechischen Autoren, denen ich, wo ich nur konnte, eifrig nachstellte, waren es vorzüglich deutsche ältere Classiker, in den damals mit lateinischen Typen in Zwickau erscheinenden Duodezausgaben, die ich mir für meine Ersparnisse anzueignen trachtete. Denn zur Anschaffung der Schiller'schen oder gar der Goethe'schen Werke in den damaligen theuren Ausgaben waren freilich meine Sparpfennige weit nicht ausreichend, und ich blieb somit für die Lectüre derselben auf die Ragoczy'schen Leihbibliothek angewiesen. Auf jene wohlfeileren Classikerausgaben wurde ich zuerst aufmerksam gemacht durch einen Schulcameraden, der meine bücherliebhaberischen Neigungen theilte, und mit dem ich schon bei meinem Eintritt in das Gymnasium Freundschaft geschlossen hatte.

Er hieß Davidson und war der älteste Sohn des jüdischen Cantors an der Synagoge der Prenzlauer Judengemeinde, welche schon seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich in der Stadt gebildet hatte. Seine Neigung und Begabung für die Wissenschaften hatten die Eltern bestimmt, seinem glühenden Wunsche nachzugeben und ihn, wie man es nannte, „studiren" zu lassen. Das war in jener Zeit bei den Juden bedeutend seltener der Fall als jetzt, zumal bei den ärmeren, zu denen seine Familie gehörte. Da die damaligen Verhältnisse sie von allen anderen Fächern als dem der Arzneiwissenschaft ausschlossen, so hatte er sich für diese bestimmt, obschon seine Neigungen ihn zur Philologie und Literaturgeschichte zogen, und ihm eine künftige Wirksamkeit als Lehrer an einem Gymnasium oder einer Universität, wie ich selbst sie mir zum Ziele meiner Studien gesetzt hatte, als höchst wünschenswerth erscheinen ließen. Seine oft wiederholten Klagen über dies ihm Versagte hatten für mich etwas Rührendes, und die mancherlei Anfechtungen und Hänseleien, die er — der einzige Jude unter uns in den beiden obersten Classen des Gymnasiums — seiner Nationalität wegen zu erleiden hatte, bestärkten meine Theilnahme und Freundschaft für den eben so intelligenten und begabten als fleißigen und strebsamen Jüngling, der zugleich alle meine eignen wissenschaftlichen und poetischen Neigungen theilte, und der sich mir um so enger anschloß, je mehr er außer mir unter seinen Schulgenossen allein stand.

Von diesem meinem Verhältnisse zu ihm datirt meine spätere lebhafte Theilnahme an der Lage seiner Volksgenossen und an den Bestrebungen für die Hinwegräumung der beengenden Schranken, von denen sie damals allerdings in Staat und Gesellschaft noch in einer, dem jetzigen Geschlechte kaum mehr bekannten Weise eingezwängt waren. Zugleich lernte ich hier zum ersten Male jene zähe Energie bewundern, mit der er sich, wie seine Stammgenossen überhaupt, durch alle äußeren Hindernungen hindurchzuringen wußte. Sein Vater war arm. Er trieb daher neben seinem geistlichen Berufe noch einen kleinen Handel mit Federposen und Fellen, dessen Geschäfte in demselben großen Zimmer abgemacht wurden, welches den Tagesaufenthalt der zahlreichen, aus einer Frau und sechs oder sieben jüngeren Kindern bestehenden Familie bildete. In demselben Zimmer arbeitete der älteste Sohn seine Schularbeiten und unterrichtete er seine zwei ihm im Alter nächsten Brüder, umgeben von Kindergeschrei der jüngsten Geschwister und von den Störnissen der seinen Vater besuchenden Religions- und Handelsgenossen, von denen das Zimmer

nur selten leer ward. Hier saß er an seinem braunen Pultschranke, der zugleich seine Bücherei enthielt, versenkt in seine Studien der alten Classiker oder in die Lectüre Goethe's und Schiller's, ohne sich von dem Spectakel um ihn her stören zu lassen, der für mich, wenn ich gelegentlich dort mit ihm zusammen arbeitete, meist bald unaushaltbar wurde. Rührend war es dabei, wie seine Mutter, eine noch ziemlich junge Frau, bemüht war, hier und da die Besuchenden, wenn das Geschamster zu laut wurde, zu einiger Rücksichtnahme für ihren arbeitenden Sohn zu bewegen. Sie selber nahm an unserer deutschen Lectüre so oft sie konnte lebhaften Antheil. Sie las gern und viel, besonders Schiller's Gedichte und Dramen, unter denen Fiesco ihr Lieblingsstück war, und oft habe ich sie, während sie ihr Jüngstes nährte, mit einem Buche in der Hand eifrig lesend sitzen sehen. Der Trieb, sich zu bilden, war damals bei den norddeutschen Juden, trotz, oder vielmehr wegen des socialen Druckes, unter welchem sie lebten, vielleicht stärker als jetzt, wo sie seit Jahren alle staatsbürgerlichen Rechte und socialen Möglichkeiten genießen, und wo Reichthum, der ihnen Rang und Stellung, Titel, Orden und sogar den Adel zu verschaffen vermag, das vorwiegende Ziel ihres Strebens bildet. Damals hingegen waren Achtung vor der Bildung und lebhafte Theilnahme an den geistigen Interessen der Literatur und Wissenschaft die alleinigen Mittel, ihnen eine Annäherung an die gebildeten Christen und die ersehnte Beachtung von Seiten derselben zu verschaffen, deren sich z. B. in Berlin seit Moses Mendelssohn die Juden erfreuten, und zu deren Gewinnung Reichthum, selbst der größte, damals in keiner Weise zu verhelfen im Stande war. Die gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse der Juden in unserem deutschen Vaterlande, wie wir dieselbe im Laufe der letzten vierzig Jahre erlebt haben, wird einmal ein wichtiges Capitel in der deutschen Culturgeschichte bilden, in welchem der gute wie der schlimme Einfluß derselben auf Leben, Literatur und Charakter des deutschen Volks hervorzuheben sein wird.

Unsere Gymnasien waren damals, wie sie es gottlob auch heute noch sind, die einzigen Unterrichtsanstalten, welche in ihrem gänzlichen Absehen von allen äußerlichen bestimmten Nützlichkeitszwecken und Rücksichten für einen einzelnen künftigen Beruf die reine allgemein menschliche Ausbildung ihrer Schüler zum alleinigen Ziele hatten. Sie sind darum recht eigentlich die Vertreter jenes Idealismus, auf dem die eigenthümliche geistige Lebenskraft unserer Nation beruht, und durch den sie sich aus den schwersten Schicksalen immer wieder zu neuer Entwicklung aufzuraffen im Stande gewesen ist. Mit dem, ihre Grundlage bildenden, humanistisch idealen Princip, nach welchem in ihnen der Mensch überhaupt, sein Geist und seine Persönlichkeit, und nicht der künftige Fachmensch ausgebildet werden soll, bilden sie gleichsam die nicht genug zu ehrenden Verwirklicher jenes Wortes, das der Lehrer und Erzieher Alexander's des Großen, in dem Erziehungs- und Unterrichtsabschnitte seines Werkes über die Staatskunst und das Kunstwerk des Staates, schon vor mehr als zweitausend Jahren seinen Zeitgenossen zuzurufen für nöthig fand: „Ueberall nach dem Nutzen zu fragen, geziemt am wenigsten hochgesinnten und freien Menschen.“ *

In dieser ihrer idealen Richtung stehen unsere deutschen Gymnasien selbst noch über den Universitäten, deren Fundament und Voraussetzung sie mit ihren oberen Classen bilden. Und von diesem idealen Sinne geht auch etwas über auf die Jugendfreundschaften, welche auf ihnen geknüpft werden, und die sich eben deshalb, nach meiner Erfahrung wenigstens, über das ganze weitere Leben selbst in solchen Fällen gemüthlich fortzusetzen und zu erhalten pflegen, in denen spätere weite örtliche Entfernung, Verschiedenheiten des Berufs und Lebensganges, abweichende Lebensanschauungen und dergleichen den realen Zusammenhang mit den ehemaligen Jugendgenossen lockern oder auch wohl gänzlich aufheben. Bei mir selbst war das Erstere um so mehr der Fall, als der größte Theil meiner Genossen und näheren Freunde aus meiner Gymnasiumszeit mir in kurzer Frist auf die von mir erwählte Universität Halle nachfolgten und daselbst mehrere Jahre lang mit mir vereint blieben.

* Aristot. Politic. VIII, 3.

CANTILE LIBRARY

Mein obengenannter jüdischer Freund war begeisterungsfähig für Freundschaft wie ich selbst, aber er übertraf mich an Schärfe des verständigen Denkens. Die vier Jahre, welche ich mit ihm zusammen lebte — denn er ging ein Jahr vor mir zur Universität — waren unter Anderem auch dadurch wichtig für mich, daß ich durch ihn zuerst in das Gebiet religiösen Zweifels eingeführt wurde. Er hatte allerhand philosophische Schriften gelesen, und liebte es, mit mir gelegentlich über Materien zu sprechen, die bisher völlig außerhalb meines Gesichtskreises gelegen hatten. So erinnere ich mich z. B., daß er eines Tages auf einem Spaziergange mir lebhaft auseinandersetzte, daß und warum er an einen persönlich vorgestellten Gott nicht zu glauben vermöge.

„Wenn Gott allwissend ist," sagte er, „so weiß er auch Alles voraus, was ich thun werde; und wenn das der Fall ist, so ist das Handeln des Menschen nicht mehr ein freies. Es ist durch Gottes Vorherwissen im Voraus unabänderlich bestimmt, und ich bin gezwungen, so zu handeln, wie es bestimmt ist, damit aber würde jede Verantwortlichkeit aufhören."

Ich erschrak Anfangs heftig über diese Worte. Dann aber beruhigte mich wieder der Gedanke, daß dergleichen irreligiöse Meinungen doch eben nur von einem solchen kommen könnten, der als Jude außerhalb der allein wahren geoffenbarten christlichen Religion stehe. Als ich ihm dies andeutete, sah er mich zuerst mit seinen großen orientalisch dunklen Augen schweigend an und sagte dann:

„Unsere Religion ist auch eine geoffenbarte, so gut wie die Eure; unser Jehovah ich nichts Anderes als Euer Gott. Was von dem Einen gilt, gilt von dem Anderen. Du wirst das später wohl noch begreifen lernen."

Seitdem vermied er über solche Dinge mit mir zu sprechen. Ich aber sollte später die Erfahrung machen, daß derselbe Widerspruch zwischen der Gott beigelegten Allwissenheit und der menschlichen Freiheit, mit dem sich der sechzehnjährige Schüler, der Sohn eines jüdischen Rabbi herumtrug, selbst einen Geist wie Goethe noch in seinen alten Tagen als ein unlösliches Problem beschäftigt hatte.

Meine Zuneigung und meine Freundschaft für den jungen Skeptiker erlitt jedoch durch die Aufdeckung der Kluft, die uns von einander trennte, keinerlei Einbuße. Sie wurde vielmehr noch verstärkt durch ein geheimes Gefühl der Bewunderung seiner Verstandesüberlegenheit, die er auf solchem Gebiete weiter gegen mich zu bethätigen klüglich unterließ. Dazu kam, daß mich meiner ganzen Natur nach solche Gedanken über abstracte Dinge damals wenig interessirten, während ich an meinem Freunde in allen anderen Beziehungen immer mehr einen Theilnehmer gewann, wie ihn kein anderer meiner nächsten Genossen mir zu ersetzen vermochte, obschon ich an mehreren derselben gleichfalls mit ganzer Seele hing, und es gelegentlich vorkam, daß eine solche Freundschaft die andere zeitweise in Schatten stellte.

Es war in diesen meinen Schulfreundschaften allerdings eine Ueberschwänglichkeit, an der, außer dem allgemeinen Charakter der Jugend überhaupt, wohl auch die Eigenthümlichkeit meines zu überströmendem Enthusiasmus geneigten Wesens ihren besonderen Antheil hatte. Sie erhielten dadurch die Färbung einer Leidenschaftlichkeit, wie sie sonst nur in der Liebe der verschiedenen Geschlechter hervortritt, an welche selbst die zuweilen eintretenden Stimmungen der Eifersucht und gegenseitigen Beargwöhnungen und Zwistigkeiten und die darauf folgenden leidenschaftlichen Erklärungen und Versöhnungen erinnern konnten. Wenn man aber auch geneigt ist, solche Jugendempfindungen und Erinnerungen im Alter zu belächeln, so empfinde ich für mein Theil doch auch wiederum nicht ohne Rührung die Fülle des Glücks, das mir durch diese ersten Jugendfreundschaften bereitet wurde. Der Mensch soll überhaupt Ehrfurcht haben selbst vor den Uebertreibungen und Irrthümern seiner Jugend, in denen doch meist die Keime zu allem Schönsten und Besten liegen, was das spätere Leben in ihm entwickelt und zur Frucht gezeitigt hat. Wenn der Dichter Recht hat mit seinem Worte:

„Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre!"

so war es für mich kein Unglück, daß ich schon in früher Jugend in meinen Freunden die Welt zu sehen geneigt war. Und

wenn meine begeisterte Liebe deren Werth und ihre Eigenschaften oft genug überschätzte, so erfüllte sich dafür doch auch an mir die Wahrheit jenes anderen Wortes, welches von der Welt sagt: daß sie das sei, wofür wir sie ansehen und halten. Glücklich zu preisen ist überhaupt der, dem es gelingt, Welt und Menschenwesen in späteren Jahren mit ähnlich liebevollen Augen anzusehen, mit denen wir die Freunde in der Jugend anschauen! Ich darf sagen, daß dies Glück mir im Ganzen zu Theil geworden ist. Aber freilich sollte sich auch an mir jenes Bekenntniß des Dichtes bewähren:

Als Knabe nahm ich mir zur Lehre:
Welt sei ein allerliebster Spaß,
Als ob es Vater und Mutter wäre.
Dann — etwas anders fand ich das!

Elisa von der Recke.*

Von

J. Leesenberg.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Unter den edlen Frauen, die für Kunst und Poesie erglühten und ihr ganzes Leben dem Cultus des Schönen weihten, nimmt Elisa von der Recke einen der vornehmsten Plätze ein. Aber es ist nicht allein die Begeisterung für das Schöne und Hohe, welche uns bei der kurischen Freifrau so angenehm berührt, sondern das theilnehmende Herz für jeden Mitmenschen, der im Kampf des Lebens der Hülfe bedarf, verbunden mit dem aufrichtigen Suchen nach Wahrheit und Erkenntniß. In ihr prägte sich ein schönes Menschenthum aus, das sie weit hinweghob über die Schranken engherziger Sitten und Standesvorurtheile. Dadurch, daß sie in sich den Muth für das Zusammenleben mit einem Dichter fand, reiht sie sich jener interessanten Frauengruppe an, die den Vorurtheilen der Welt trotzend, den Dichtern und Künstlern das düstere Dasein verklärten und den Aether einer höheren Welt um sie verbreiteten.

Elisa wurde am 20. Mai 1754 auf dem Schlosse Schönburg in Kurland geboren. Ihr Vater war der Reichsgraf Friedrich von Widen. In dem zarten Alter von zwei Jahren verlor sie ihre Mutter, eine Tochter der Starostenfamilie von Korff, und wurde nun ihrer mütterlichen Großmutter zur Erziehung übergeben. Leider aber entbehrte die Starostin, obgleich sie im Grunde eine verständige, gutherzige Frau war, jener Milde des Charakters, wie sie für die naturgemäße Entfaltung der zartbesaiteten Elisa nöthig gewesen wäre. Ihre geistige Ausbildung blieb ganz zurück, da man sie meist ungeschickten oder nachlässigen Lehrern übergab und ohne Prüfung ihr allein die Schuld beimaß. Unter diesen Umständen muß es daher als ein Glück angesehen werden, daß die dritte Gattin ihres Vaters die elfjährige Elisa mit ihren Geschwistern in das väterliche Haus zurückforderte und den Unterricht der Töchter zum größten Theil selber übernahm. Die aus dem Hause der strengen Großmutter mit fortgenommene Schüchternheit wich allmälig der Liebe, mit der man ihr von allen Seiten entgegen kam, und die Entfaltung ihrer geistigen Fähigkeiten hielt von nun an gleichmäßig mit ihrer körperlichen Entwickelung Schritt. Als Elisa kaum das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, wurde sie mit ihrer noch kindlichen Schwester Dorothea, auf eine Einladung des Herzogs, von ihren Eltern bei Hofe vorgestellt. Das Schwesterpaar erregte hier allgemeines Aufsehen und Bewunderung. Elisa gefiel durch feinen Anstand und früh entwickelte Würde, Dorothea bezauberte durch Grazie und Munterkeit. Familieninteressen bewogen 1771 ihre Stiefmutter, die kaum zur Jungfrau herangewachsene Elisa mit dem viel älteren Baron von der Recke zu vermählen. Leider besaß derselbe nichts, um Elisa, deren Brust von den zartesten und edelsten Empfindungen erfüllt war, die Kluft des Alters vergessen zu lassen, die den reifen Mann von dem siebzehnjährigen Mädchen trennte und die ein wohlwollendes Herz und ein reich ausgebildeter Geist vielleicht zu überbrücken vermocht hätte. Sie sollte Niemanden lieben als ihn, und doch that er so wenig, ihre Zuneigung zu verdienen. In dieser trüben Zeit ihres Lebens fielen ihr Young's

* Elisa von der Recke von Ludwig Brunier. Eberhard: Blicke in Tiedge's und Elisa's Leben.

Nachtgedanken in die Hände und die elegischen Klagelaute einer bis zum Tode betrübten Seele fanden in ihrer Brust ein wehmüthiges Echo. Auch ihre eigene Muse entfaltete damals zuerst ihre Schwingen, ihre ersten geistlichen Lieder, die später so Vielen ein Quell des Trostes wurden, entstanden auf diesem einsamen Schlosse, als sie selber fast trostlos war. Ein Lichtblick in dem düsteren ehelichen Leben Elisa's war der Tag, an dem sie eines Töchterleins genas, doch sollte auch dies frohe Ereigniß bald vor den drohenden Wolken, die sich am Horizont ihres Ehehimmels zusammenzogen, in den Hintergrund treten. Der Herr von der Recke, nicht zufrieden, seiner Frau in der verletzendsten Form sein Mißvergnügen an ihrer schöngeistigen Richtung kund zu geben, zog nun auch noch die strenge Frau Staroſtin von Korff mit in seinen ehelichen Zwist. Diese, welche nur für die häuslichen Pflichten der Frau Verständniß hatte, fuhr nun wie ein Ungewitter über die arme Elisa her, so daß diese in heftige Krämpfe verfiel und seitdem nie wieder zum Vollgenuß ihrer Gesundheit gelangte. Noch einmal suchte sie eine Einigung mit ihrem Gemahl herbeizuführen: sie schrieb ihm einen längeren Brief, worin sie ihm ihr Herz ausschüttete und ihr gegenseitiges Verhältniß möglichst objectiv beleuchtete. Aber, daß sie nicht den Muth hatte, sich mündlich mit ihm auseinanderzusetzen, da sie doch in demselben Schlosse wohnten, mußte den rauhen Herrn, der überdies alle weitläufigen Schreibereien haßte, nur noch mehr gegen sie aufbringen. In einer kurzen Antwort befahl er ihr, das Schloß in einer bestimmten Frist zu räumen. Elisa, ihr Töchterlein an ihre Brust pressend, verließ von Gram gebeugt das Schloß, das sie unter bangen Vorahnungen betreten.

Sie wandte sich zunächst nach Mitau, wo sie eingeschränkt und zurückgezogen von einem knapp zugemessenen Jahrgeld des durch die Staroſtin und die Stiefmutter gleichfalls gegen sie eingenommenen Vaters lebte. Doch that ihr die gleichmäßige Ruhe nach all den Scenen, die sie durchgemacht, unendlich wohl und bei dem hohen Fluge ihrer Seele lagen die Bedrängnisse des täglichen Lebens weit hinter ihr. Der lang entbehrte Umgang mit ihren Geschwistern, zumal mit ihrem Lieblingsbruder Friedrich, dem sie die Bekanntschaft mit den classischen Schriftstellern des Alterthums verdankte, sowie die zärtlichste Sorgfalt für das körperliche und geistige Gedeihen ihres Töchterchens, füllten ihre Tage in befriedigender Weise aus. Doch sollte die edle Dulderin sich nicht allzu lange dieses stillbefriedigten Zustandes erfreuen; kaum war sie ungefähr sechs Monate in Mitau gewesen, als sie im Januar 1777 ihr Kind an einer Lungenentzündung verlor, dem der Verlust ihres Bruders Friedrich, der die Straßburger Universität bezogen, im August des nächsten Jahres folgte. Diese so kurz auf einander folgenden Todesfälle der ihr liebsten und theuersten Wesen müssen die Grundfesten ihres Gemüthslebens aufs Tiefste erschüttert haben, denn seitdem stellte sich ein Hang zum Studium der übernatürlichen Wissenschaften bei ihr ein, der sie schließlich dem Gaukler Cagliostro in die Arme führen mußte. Elisa hatte während dieses mystischen Lebensabschnittes entschiedene Augenblicke der Verzückung. Sie glaubte dann fest, die Schranken der Zeit und Ewigkeit seien für sie gefallen und sie blicke hinein in das wunderbare Lichtreich, wo von dem Herzen Gottes Ströme der Beseligung herabrinnen auf die Millionen verklärter Geister, denen das Anschauen ward, nachdem sie durch Hoffen und Dulden während ihres irdischen Daseins sich der Wonnen des Jenseits würdig gemacht. Bei einer Frau, die in solchen krankhaften Mysticismus versunken war und momentan jeder Klarheit des Urtheils entbehrte, hatte natürlich der Wundermann leichtes Spiel. Ihre erste Begegnung fällt in das Jahr 1779. Es gelang ihm bald, sie wie so viele seiner Zeitgenossen glauben zu lassen, daß es ihm möglich sei, sie in unmittelbaren Verkehr mit dem Geisterreich, zumal mit den Seelen ihrer theuren Abgeschiedenen, zu bringen. Diese Hoffnung war der Köder, welchen der schlaue Italiener Elisa Jahre lang hinhielt, dies der Grund, weshalb sie so treu bei ihm ausharrte.

War der Verkehr mit Cagliostro nun auch gewissermaßen der Gipfelpunkt ihres Mysticismus, so führte er doch gleichzeitig die Heilung mit sich, indem die Berührung mit demselben und die darauf fol-

Jan Sobieski.

JAN SOBIESKI OF POLAND, SAVIOUR OF EUROPE. Jan Sobieski, born in 1629, was the son of a Polish nobleman, and was educated at the University of Cracow. He was a man of great learning, and was also a skilful soldier. He was elected King of Poland in 1674, and in 1683 he saved Vienna from the Turks, who were besieging it with an army of 200,000 men. Sobieski had only 70,000 men, but he attacked the Turks with such fury that they were completely defeated, and fled in confusion. Sobieski died in 1696.

J. A. Dix.

die Bekanntschaft der Grafen Christian und Friedrich Stolberg, die sich gerade dort vorübergehend aufhielten. War sie in den großen Städten geistig auf das Glücklichste angeregt worden, so übte in Karlsbad der Sprudel den heilsamsten Einfluß auf ihre Gesundheit. Da Elisa auf den Wunsch ihres Arztes auch den Winter in Deutschland zubringen sollte und sie, wie die meisten Sterblichen, den Geldpunkt zu berücksichtigen hatte, so nahm sie dankbar die Einladung des Dichters von Göcking an, mit ihrer Freundin ein ihm gehöriges Landhaus in der Harzgegend zu beziehen, das ja, wie er artig bemerkte, durch den Aufenthalt zweier so hochbegabter weiblicher Wesen für immer eine Weihe empfangen werde. Auf der Reise dorthin wurden abermals Bekanntschaften gemacht und erneuert. Hiller begleitete Elisa bis Halle, von wo aus sie sich nach Dessau begab. Elisa, die für das in der Ehe ihr versagte Glück in der Freundschaft Entschädigung suchte, schloß mit der Fürstin Louise von Dessau einen Seelenbund für das Leben. Als sie sich von derselben verabschiedete, rief diese ihr die Worte nach: „Wir haben uns gefunden, wir werden uns nie mehr verlieren.“ Auch in Erfurt verlebte sie genußreiche Stunden mit dem Coadjutor von Dalberg, der gleich ihr vornehme Geburt mit ästhetischer Anempfindung verband. Von dort ging es nach Weimar, wo damals Wieland's Dichterruhm im Zenith seines Glanzes stand. Hofrath Bode war von der Liebenswürdigkeit Elisa's so entzückt, daß er die Damen zu Göcking nach Wülferode begleitete und von hier aus einen Besuch bei Gleim mit ihnen machte. Nachdem sie im Frühjahr Gleim's Gegenbesuch empfangen und einen Ausflug zu Bürger nach Göttingen gemacht, ging sie wieder im Mai mit Göcking und Frau abermals nach Karlsbad, von wo aus sie im Begriff stand zu ihrem erkrankten Vater nach Kurland zu eilen, als die ihr in Frankfurt an der Oder zugegangene Nachricht von seinem Hinscheiden sie veranlaßte, noch ferner in Deutschland zur Herstellung ihrer Gesundheit zu bleiben und in Berlin mit der von Italien zurückkehrenden Herzogin von Kurland zusammenzutreffen. Um diese Zeit machte die unheimliche Gestalt Cagliostro's noch einmal die ganze Welt von sich reden. Auch Elisa wurde in diese Händel verwickelt, zog sich aber in energischer Weise aus denselben. Es folgte nun ein mehrjähriger Aufenthalt im Vaterlande, der ihr leider durch die sich immer mehr verwirrenden kurischen Staatsverhältnisse, die mit der endlichen Abdankung ihres Schwagers, des Herzogs, und der Einverleibung in Rußland endeten, verleidet wurde. In Folge dessen sah sie sich genöthigt, ihre Schwester, die Herzogin Dorothea, welche sich durch ihr kluges Benehmen das Vertrauen ihres Gemahls und selbst die Liebe der widerspenstigen Aristokratie erworben, auf drei verschiedenen Reisen nach Warschau zu begleiten. Zwei dieser Reisen wurden mit den fast alljährlich sich wiederholenden Ausflügen der kurischen Schwestern nach Karlsbad verbunden. Da Elisa auf einer Nachcur in Pyrmont die Bekanntschaft der herzoglichen Familie von Holstein-Augustenburg gemacht hatte, so war sie herzlich froh, als sie durch eine Einladung derselben den peinlichen heimathlichen Verhältnissen entgehen konnte. Auf dem herrlichen Landsitz ihrer fürstlichen Gastfreunde verweilte Elisa den Sommer 1793 und ging dann im Spätherbst nach Ham bei Hamburg zu der sich als Jugendschriftstellerin und Erzieherin eines großen Rufes erfreuenden Caroline Rudolphi. Dadurch kam sie mit dem in Hamburg lebenden Kreis bedeutender Menschen in Berührung, unter denen Klopstock, der so gut mit den Frauen zu verkehren wußte, ihr bald befreundet wurde. Früher, ehe das Alter ihn daran hinderte, war er oft auf seinen Spazierritten zu Caroline Rudolphi hinausgekommen, wo ihn die jungen Mädchen jedesmal jubelnd empfingen und ihm alle jene Zärtlichkeit erwiesen, die der Greis so gern von der unschuldigen Jugend entgegennimmt. Jetzt beschränkte er sich mehr und mehr auf sein Haus, wo Elisa ihn häufig aufsuchte. Hier traf sie auch mit Matthisson zusammen, der in seinen Erinnerungen berichtet, wie Klopstock durch sie erst genauere Nachrichten über den Schloßbrand in Kopenhagen erhalten. Außer mit Klopstock verkehrte Elisa auch häufiger mit der Reimarus'schen und Sieveking'schen Familie, wo sie viel Geist und Humanität fand, wenn gleich die religiöse Ueberzeugung dieses

Kreises nicht die ihrige war. Steffens schreibt über die damalige Hamburger Gesellschaft: Es war eben die religiöse Ansicht der Dinge, die mit Reimarus, dem Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente, begann und mit Strauß in unseren Tagen den höchsten Gipfel erreicht hat.

Nachdem Elisa bis zum Frühjahr 1794 in diesem Kreise verweilt, ging sie abermals nach Alsen und später zu der Fürstin von Dessau. Hier traf sie die Einladung der Kaiserin Katharina zu einem längeren Besuch in Petersburg. Einer solchen ehrenvollen Aufforderung mußte natürlich entsprochen werden; doch stärkte sie sich erst an dem wohlthätigen Karlsbader Sprudel, bevor sie ihre Reise nach dem Norden antrat.

Katharina II., eine der klügsten Frauen, die wohl je gelebt haben, wollte natürlich der geistreichen, tugendhaften Kurländerin im günstigsten Licht erscheinen. Vor dem geistvollen Diderot hatte sie die von Vorurtheilen freie Herrscherin, die Philosophin gespielt. Vor der Freifrau von der Recke, die aus Kurland kam, wo ein reines Familienleben die Regel bildet, erschien sie als die glückliche und sorgliche Familienmutter. Gleich am ersten Abend gab sie einen Ball, auf welchem sie umgeben von ihren sämmtlichen Enkeln und Enkelinnen erschien.

Aber auch für Elisa's äußere Lage war diese Reise von Erfolg, da die Kaiserin ihr die lebenslängliche Nutznießung des kurländischen Gutes Phalzgrave überließ.

Nachdem sie ihren Aufenthalt daselbst genommen, wurde sie gleichsam eine sorgsame Mutter ihrer Unterthanen, die Alles zu deren sittlicher und socialer Hebung unternahm; namentlich widmete sie sich der Erziehung junger Mädchen. Indeß ertrug ihre zarte Gesundheit durch die Länge nicht den Aufenthalt in jenen rauhen Gegenden, zumal ein Sturz aus dem Wagen auf einer Spazierfahrt während eines Besuchs bei ihrer Schwester Dorothea in Löbichau 1796 ihr eine innerliche Verletzung zugezogen, die sie hinfälliger denn je machte und eine Rückkehr nach Kurland für immer verhinderte.

Bis zu ihrer italienischen Reise wechselte sie seitdem ihren Aufenthalt zwischen Löbichau und Berlin, wo ihr das kurländische Palais unter den Linden zur Verfügung stand. Der Tod ihres verehrten Lehrers, des als geistlichen Liederdichter bekannten kurländischen Superintendenten Ch. F. Neander, veranlaßte sie trotz ihrer fortwährenden körperlichen Qualen dessen Biographie zu schreiben. Es ist dies ein Seitenstück zu ihrem Buch über Cagliostro; wie sie dort ein Bild zur Warnung aufstellte, so hier eines zur Nachahmung. Hier tritt uns zuerst die Gestalt Tiedge's entgegen, der die Ueberarbeitung dieses Werkes übernahm und ihr seitdem ein treuer Gefährte blieb. Unstreitig gehörte damals der Dichter der Urania zu den berühmtesten und gelesensten Schriftstellern Deutschlands und sein Ruhm wurde binnen Kurzem bis zu den Sternen emporgetragen, um dann später um so rascher in Vergessenheit zu gerathen.

Bald nach dem Beginn dieser Bekanntschaft riethen die Aerzte Elisen dringend, zur Stärkung ihrer Gesundheit die Bäder von Ischia aufzusuchen, und demnach trat sie im August 1804, begleitet von Tiedge, ihre Reise nach Italien an. Natürlich fanden die beiden berühmten Reisenden überall die ausgezeichnetste Aufnahme. Gleich nach Ostern 1808 verließen unsere Reisenden die ewige Stadt, um in Neapel, behufs der Seebäder, einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Hier erkrankte Tiedge am Nervenfieber und Elisa widmete ihm die großmüthigste und beharrlichste Pflege. Am Hofe wurde sie von der klugen Königin Karoline dergestalt gewonnen, daß sie es aus vollster Ueberzeugung unternahm, diese überall in den schwärzesten Farben geschilderte Frau in ein sanfteres Licht zu stellen. — Ihre Rückkunft fiel in die Zeit des Krieges von 1806. Um vor den Stürmen des Krieges gesichert zu sein, nahm Elisa dankbar die Einladung des Herzogs von Gotha an, bis zum Frieden auf dem Schlosse zu Altenburg zu wohnen. Ihre Spürkraft für anziehende Persönlichkeiten machte, daß es ihr auch auf der einsamen Schloßhöhe nicht an geistreichem Umgang gebrach. Nach dem Frieden lebte Elisa bei ihrer Schwester in Löbichau, wo sich ein wahrer Musenhof zusammenfand. Auch Theodor Körner verkehrte gern und viel in ihrem Kreise, war doch die

edle Schloßherrin seine Pathin. Verschiedene seiner Werke, die ersten Gedichte unter dem Titel „Knospen auf dem literarischen Markte", sein Drama Toni, des Sängers Abschied von der Fürstin, waren ihr gewidmet.

Aber auch das Schönste muß sterben! Mit dem Hinscheiden Dorotheens am 20. August 1821 erlosch die Löbichauer Herrlichkeit für immer und Elisa sah sich nun gezwungen, einen eigenen Hausstand zu gründen. Sie kaufte sich daher in Dresden ein hübsches Haus, das sie mit ihrem Freunde Tiedge bis an ihr Lebensende bewohnte. Es waltete ein so schönes und reines Verhältniß zwischen ihnen, daß selbst die Verläumdung sich niemals von dieser Seite mit ihrem Gifthauche daran wagte. Dagegen hat man wohl aus der großen Aengstlichkeit, mit der Elisa nicht allein Tiedge's Gesundheit, sondern auch seine Casse hütete, auf eine Bevormundung des Dichters ihrerseits geschlossen. Allein wer Tiedge näher kannte, wußte wohl, daß er in allen Fragen des praktischen Lebens hülflos wie ein Kind war, und daß daher die Leitung seiner Finanzen von Seiten seiner umsichtigen Freundin eine höchst ersprießliche Sache war, mochte sie auch in Betreff ihrer Sorge für seine Gesundheit ein wenig weit gehen und ihm oft Medicin aufbürden, wo sie nicht nöthig gewesen wäre. Das letzte Jahrzehnt ihres Lebens war ungleich ruhiger, als mit dem Tode Dorotheens ein eigentliches Hofleben aufhörte. Doch war ihr Haus noch immer der Sammelpunkt aller Berühmtheiten Dresdens, sowie der durchreisenden Fremden von Distinction. Ihre Reisen beschränkten sich auf die alljährlichen Badereisen nach Karlsbad oder Teplitz. An letzterem Ort traf sie mit Seume zusammen; sie nahm ihm den Pilgerstab ab und diente ihm bis zum letzten Ziel als treue Pflegerin und Stütze.

Elisa starb ruhig und gefaßt, ohne daß eine besondere Krankheit ihrem Tode vorhergegangen, am 13. April 1833. Für ihren Freund Tiedge hatte sie in einer Weise gesorgt, welche alle Erwartung überstieg, so daß er in den würdigsten Verhältnissen weiter leben konnte, bis auch ihm der Tod im Jahre 1841 das müde Auge schloß.

Literarisches.

Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Dr. J. von Holst, a. o. Professor an der Universität Straßburg. Theil I. Staatensouveränität und Sklaverei. Düsseldorf, Buddeus, 1873.

Mit diesem Band eröffnet der Staatsrechtslehrer von Straßburg eine Reihe von Untersuchungen, welche die politische Geschichte, das gegenwärtig geltende Staatsrecht und die Lage der gesellschaftlichen und politischen Parteien in Amerika umfassen soll.

Seitdem diese Colonien sich als eine selbständige Republik constituirt haben, wirkte ihr Beispiel gewaltig auf Europa hinüber. Schon die erste französische Revolution hatte einen starken Antrieb empfangen von dem Eindrucke, den Amerika in den politischen Kreisen von Frankreich machte. Von Frankreich ging dann auch die erste wirklich gründliche Analyse Amerika's aus, Tocqueville's berühmtes Werk über dieses Land und seine Verfassung. Und seit dieser Zeit hat die politische Analyse einen unerschöpflichen Stoff an den gesellschaftlichen und politischen Lebensbedingungen dieses großen Volkes gefunden. Wir stehen eben noch unter dem Eindrucke der außerordentlichen Rede, in welcher Schurz in der Art eines griechischen, zur Todtenfeier bestellten Redners über den Senator Sumner und seine Stellung in der großen amerikanischen Bewegung des letzten Menschenalters gesprochen hat, wie es nur ein ebenbürtiger Staatsmann, ein Freund, ein Genosse in der Parteiführung konnte.

Das vorliegende Werk — und was könnte man von ihm Besseres sagen? — faßt alle Ergebnisse der Analyse zusammen. Es beruht nicht auf neuen Actenstücken. Es bedient sich keiner Kenntniß von Thatsachen, die kein Anderer besäße. Aber mit gesundem Verstand und gründlicher staatsrechtlicher Kenntniß beginnt es das Ganze der politischen Vergangenheit und Gegenwart des amerikanischen Freistaates zu entwickeln. Möge der große, dem Verfasser vorschwebende Plan ausgeführt werden; das Interesse des Publicums wird ihn sicher begleiten.

Wir machen unsere Leser auf ein sehr elegantes Bändchen **„Novellen und Gedenkblätter"** von Th. Storm aufmerksam, welches soeben im Westermann'schen Verlag erschienen ist und sich vortrefflich durch Inhalt und Ausstattung für den Weihnachtstisch eignet.

Geſchichte der Platina.

Von

Jakob Zöggerath.

MERCANTILE LIBRARY NEW-YORK

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgeſetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Die Platina oder das Platin, neben dem Golde das edelſte Metall, hat in neueſter Zeit die Aufmerkſamkeit durch eine intereſſante Verwendung zu wiſſenſchaftlichem und volkswirthſchaftlichem Zwecke beſonders angeregt. Nachdem das Metermaß in Deutſchland geſetzlich allgemein eingeführt wurde, handelte es ſich um die genaue Feſtſtellung dieſer Maßeinheit und andere Nationen bewährten ein gleiches Intereſſe dafür. Es wurde in dieſer Abſicht eine internationale Commiſſion gebildet, welche im Jahre 1869 in Paris zuſammentrat, um den Urmeter genau zu beſtimmen und denſelben als Normalmaßſtab auszuführen, nach welchem die in der Praxis anzuwendenden Maßſtäbe nachgebildet werden können. Der Meter iſt bekanntlich der zehnmillionſte Theil des Viertels eines Meridiankreiſes oder, mit anderen Worten, der Meridianbogen hat vierzig Millionen Meter Länge und gründet ſich auf die Gradmeſſungen in Lappland und Peru, welche in den Jahren 1735 und 1736 von der franzöſiſchen Expedition gemacht worden ſind. In Paris befand ſich in den Archiven ein Normalmeter aus reinem Platinametall, er hatte aber durch den häufigen Gebrauch bei angeſtellten Vergleichungen gelitten, da die reine Platina nicht hart genug war. Indeß war dadurch die Länge des Urmeters nicht verloren, denn dieſe konnte durch Rechnung beſtimmt werden, nach der Toiſe, welche in Peru zum Meſſen angewendet worden war, von der verſchiedene genaue Copien exiſtiren. Wünſchenswerth war aber die Herſtellung von Normalmetern aus einem ſehr harten Stoff, welcher keiner Volumveränderung unterworfen iſt. Die Herſtellung derſelben übernahm Frankreich zur Vertheilung von Exemplaren an die ſämmtlichen betheiligten Nationalitäten. Sie ſollten nach dem Vorſchlage des verdienſtvollen Chemikers Sainte-Claire-Deville aus einer beſonders ſchwer ſchmelzbaren Legirung beſtehen, nämlich aus 90 Procent Platina und 10 Procent Iridium mit einer Toleranz von 2 Procent pro Mille. Die erſte Schwierigkeit, welche ſich dabei ergab, war die Beſchaffung der erforderlichen Quantität von 25 Kilogramm des ſo ſchwer darzuſtellenden reinen Iridiums, da dieſes nur in einem geringen Procentſatz der gediegenen Platina beigemiſcht iſt und ſeine übrigen Erze ſehr ſelten ſind. Dieſe Schwierigkeit wurde aber gehoben durch

die Liberalität der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und der russischen Regierung, sowie durch die von Deville und Debray ersonnenen Ausscheidungsmethoden. Die Schmelzung geschah im Laboratorium des Conservatoire des arts et métiers in einem zu diesem Zwecke besonders aus Kalkstein construirten Ofen, dem Sauerstoffgas und Leuchtgas durch eine Anzahl von elastischen Röhren zugefügt wurde. Zuerst schmolz man kleinere Blöcke, um die Masse völlig homogen zu erhalten, dann aber die ganze Quantität derselben, welche in Stäbe gegossen wurde. Die Temperatur des Ofens erreichte eine Höhe von 2400 Grad, und die geschmolzene Masse blendete durch ihren prachtvollen Glanz. Die Schmelzung war in 70 Minuten vollendet und dazu waren 31 Kubikmeter Sauerstoffgas und 24 Kubikmeter Leuchtgas verwendet worden. Der dargestellte Stab ist nicht einfach rund, sondern im Querschnitt sternförmig mit vier Rippen, wodurch er besser der Biegung, mithin der Längenveränderung, widersteht. Auch wurden zugleich Cylinder aus derselben Legirung dargestellt, welche zu Normal-Kilogramm-Gewichten dienen sollen. Bei der Operation kamen die dabei beschäftigten Chemiker mit den aus der Schmelzmasse sich entwickelnden giftigen Dämpfen von Osmium in Berührung, welches Metall ebenfalls in geringer Quantität im Platina enthalten ist. Debray litt dadurch stark im Schlunde und an den Augen, und Deville durch heftige asthmatische Anfälle.*

Diese denkwürdige gelegentliche Verwendung der Platina ist freilich für den Verbrauch derselben und des Iridiums nur untergeordnet, von viel größerem Umfang ist aber ihre Verwendung in den chemischen Laboratorien und in der fabrikmäßigen Technik. Die ausgezeichnete Schwerschmelzbarkeit und Unveränderlichkeit im Feuer, die Unauflösbarkeit in den meisten Säuren, die Eigenschaft im geschmiedeten Zustande nicht vom Schwefel und Quecksilber angegriffen zu werden, machen die Platina und ihre Legirung mit Iridium vorzugsweise vor allen anderen Metallen zu den chemischen Geräthschaften verwendbar. Ständen dem Chemiker nicht zu seinen Untersuchungen und Darstellungen die Geräthschaften aus Platina: Tiegel, Schalen, Retorten, Löffel, Draht, Bleche u. s. w. zu Gebote, so hätten zahlreiche werthvolle Entdeckungen gar nicht gemacht werden können, und ohne die Concentrationsapparate, Pfannen und Kessel, für Schwefelsäure-Fabriken aus diesem Metalle wäre dieser Industriezweig nur höchst unvollkommen, schwierig und kostbar geblieben. Die Platina und ihre Iridium-Legirung wird daher stets für die erwähnten sehr wichtigen wissenschaftlichen und praktischen Zwecke, für welche sie ganz unentbehrlich geworden sind, ihre große Bedeutung und einen besonderen Werth beanspruchen können. Sonst wird die Platina noch benutzt zum Platiniren von Kupfer, Messing und Eisen, Porcellan und Glas, um ihnen das Aussehen der Platina selbst zu geben. Bussérot erhielt für England ein Patent für die Darstellung von Platin- und Palladiumspiegeln auf Glas. Legirungen des Stahles mit Platina sollen die Güte des ersteren bedeutend steigern. Dagegen hat aber das früher in Rußland bestandene Vermünzen der Platina zu Dreirubelstücken seit dem Jahre 1845 gänzlich aufgehört, weil die Münzen im Cours nicht beliebt waren, und überhaupt sich die Platina für diesen Zweck wenig eignet. Auch ihre frühere Verwendung zu Schmucksachen findet nur noch wenig Beifall, besonders seitdem das später entdeckte, sehr leichte Aluminium-Metall, welches eine schönere weiße metallische Farbe besitzt, als Damenschmuck zur Mode geworden ist. Ebenfalls ist die bekannte, von Döbereiner erfundene Zündlampe, in welcher Platinaschwamm (lockere, poröse Platina) durch einen Strom von Wasserstoffgas unter Zutritt der Luft entzündet wird, in Folge der späteren Erfindung der jetzt allgemein üblichen, sich so bequem entzündenden Streichhölzchen, im täglichen Leben aus der Anwendung gekommen.

Die Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873 hat die Platina und mit ihr vorkommenden anderen seltenen Metalle und daraus dargestellten Producte vortrefflich

* Hackländer's Zeitschrift „Ueber Land und Meer", 1874, S. 888 hat ein schönes Bild gebracht von dem Pariser Laboratorium mit dem Ofen und dem Hergange beim Schmelzen und Gießen der Legirung, in welchem die dabei beschäftigten Personen, erste französische Autoritäten in der Chemie, Porträt-Aehnlichkeit zu besitzen scheinen.

repräsentirt. Die Verarbeitung der Platina in großem Maßstabe geschieht in London und Paris, die dortigen Fabriken von Johann Matthey u. Comp. und Desmoutis Queneſſen u. Comp. hatten schöne Concentrations-Apparate für Schwefelsäure-Fabriken und Geräthschaften aller Art für chemische Laboratorien aus Platina ausgestellt. Von der erstgenannten Firma lag auch ein Klumpen gediegene Platina von seltener Größe vor, er wog 1728 Gramm, und ein Palladiumbarren von 48000 Francs Werth, welcher aus einer Masse gediegener Platina und Gold im Gesammtwerth von 26 Millionen Francs ausgeschieden war; ferner von Platina-Iridium-Legirung ein Gußstück, sowie verschiedene bearbeitete Gegenstände, darunter Normalgewichte und ein Normalmetermaßstab, in gleicher Art dargestellt wie für die Pariser internationale Commission. Endlich ist noch die Ausstellung Coutinho's von Palladiumproducten aus der Münze von Rio Janeiro zu erwähnen, bestehend in Barren, aus dem Golde von Minas Geraes und anderen Gegenden Brasiliens dargestellt, dann auch Palladiumdraht und gehämmerte Palladiumscheiben. Palladium ist das kostbarste Metall, viel theurer als Gold.

Das Pariser Verfahren, die Platinalegirungen mittelst Leuchtgas und Sauerstoffgas zu schmelzen, wird auch jetzt von den genannten Fabriken angewendet. Früher wurde die Platina mit einem Zusatze von Arsenik geschmolzen, welches die Schmelzbarkeit sehr erhöht, sodann das Arsenik fortgetrieben und so das poröse Metall, welches sich wie Eisen schweißen läßt, hämmerbar gemacht.

Das wäre im Wesentlichen das Neueste aus der Geschichte der Platina; ich habe es vorangesetzt, da es das Interesse für das folgende Aeltere und für die nähere Charakteristik vielleicht erhöhen könnte.

Es ist zweifelhaft, ob Julius Cäsar Scaliger († 1558) die Platina schon gekannt hat, er erwähnt ein unschmelzbares Metall, welches zwischen Mexiko und Darien gefunden wird. In der Nähe von Darien liegen die Provinzen Antioquia und Choco in Neu-Granada und bei Carthagena im Meerbusen von Darien, welches alte Fundorte der Platina sind. Der spanische Gelehrte Don Antonio de Ulloa, welcher an der oben erwähnten französischen Gradmessung Theil nahm, brachte zuerst die Platina vom Flusse Pinto in Choco bei Popayan mit und bezeichnete sie in seiner 1748 erschienenen Reisebeschreibung als einen metallischen Stein, der sogar verhindere, daß man die Golderze ausnützen könne, wenn sie in zu großer Menge dabei vorhanden wären. Als ein eigenthümliches Metall beschrieb Watson die Platina im Jahre 1750, welcher sie von einem Engländer, Charles Wood, erhalten hatte, der dieselbe neun Jahre früher aus Carthagena mitbrachte. Watson hielt sie für ein Halbmetall. Der Schwede Scheffer erkannte sie 1752 als ein eigenes Metall, er nannte es weißes Gold. In Spanien hieß es Platina del Pinto nach seiner Silberfarbe; Plata ist Silber und Platina (eigentlich Platinja) das Diminutiv davon. Die spanische Regierung hatte früher verboten, die Platina in den Handel zu bringen, weil das Gold mit verhältnißmäßig viel Platina versetzt werden kann, ohne daß sich die Farbe merklich ändert, und sie dadurch Fälschungen befürchtete. Durch Zusammenschmelzen der Platina mit Arsenik stellte Achard im Jahre 1784 den ersten Tiegel aus derselben dar. Da die gediegene Platina, wie bereits erwähnt, auch noch mehrere andere Metalle in geringen Quantitäten enthält, so nannte sie der Mineraloge Prof. Hausmann in Göttingen Polyxen, ein Name, der aber keinen Beifall gefunden hat und nicht in weitere Verwendung gekommen ist.

Die Platina findet sich nur im gediegenen Zustande. Die Farbe ist mehr stahlgrau als silberweiß, unansehnlich, nicht von schönem Glanz. Die Platina ist nicht so hart wie Eisen, aber härter als Kupfer, wenig geschmeidig, gereinigt gewinnt sie Geschmeidigkeit, doch nicht in dem Grade wie Gold und Silber. Das specifische Gewicht ist gewöhnlich geringer als beim Golde, 17,5 bis 18, verarbeitet geht es aber darüber hinaus, 21 bis 21,7. Einige Platina ist magnetisch. Sie ist höchst strengflüssig, im gewöhnlichen Feuer der Oefen nicht zu schmelzen, aber, wie schon die obigen Mittheilungen andeuten, schweißbar und wie das Gold in Königswasser, aber in keiner anderen Säure löslich, doch

mit einem Rückstande, vorzüglich von Iridium und Osmium.

Die amerikanische Platina kommt in kleinen platten Körnern vor; ein größeres Stück erhielt A. von Humboldt im Jahre 1800 aus den Seifenwerken von Taddo, welches gegen 4 Loth schwer ist und sich in der Universitäts-Mineraliensammlung zu Berlin befindet. Zwanzig Jahre später erhielten die Spanier ein Stück von 40 Loth. Die Ural'sche Platina ist mehrfach in größeren Klumpen von einigen Pfunden Gewicht vorgekommen. Das größte Stück aus den Wäschen von Nischnei-Tagilsk wiegt 23½ Pfund. An Stücken von diesem Fundorte hat man die Platina in kleinen Würfel-Krystallen beobachtet.

Die gediegene Platina ist ein Mineral von sehr mannigfaltigem chemischen Bestande. Ihre Bestandtheile sind: Platin, Iridium, Osmium, Rhodium, Palladium, Ruthenium, Kupfer und Eisen. Die Verhältnisse dieser Bestandtheile in verschiedenen Stücken und von verschiedenen Fundorten weichen bedeutend von einander ab. Das Platin ist darin vorhanden von 70,2 bis 86,2 Proc., die übrigen Bestandtheile, mit Ausnahme des Eisens, alle in geringen Quantitäten, letzteres aber von 4,3 bis 10,6.

Die am frühesten bekannten Fundorte der Platina sind in Columbien in den Provinzen Choco, Barbados und Antioquia im Sande mit Gold. Später fand man sie in Brasilien in der Provinz Minas Geraes unter ähnlichen Verhältnissen und zu Matto Grosso auch mit Diamanten im aufgeschwemmten Gebirge. Boussingault hat aber außer Zweifel gesetzt, daß sie in Columbien bei Santa Rosa ebenfalls auf einem Gange im Diorit vorkommt. Ferner findet sie sich in den Antillen auf St. Domingo mit Gold und Osmium-Iridium, dann auch in Californien. Unter dem Gold aus der Grafschaft Rotherford in Nord-Carolina finden sich zuweilen Platinakörner. Im Birmanenlande kommt sie vor, man nennt sie hier Chathan, ohne daß man Werth darauf legt, und in den durch Chinesen bearbeiteten Gold- und Diamantwäschen von Boron sollen jährlich über 600 Pfund Platina weggeworfen werden. In Java ist sie ebenfalls im Goldsande gefunden worden. Die im Jahre 1822 entdeckte, aber erst im Jahre 1825 zur Gewinnung gelangte Platina aus den Goldwäschen des Urals, vorzüglich bei Nischnei-Tagilsk, ist nach dem quantitativen Ergebnisse von der größten Bedeutung, und seitdem ist das Metall erst zur größeren Verwendung für die Wissenschaft und Industrie gekommen. Die producirte Menge von roher Platina am Ural betrug im Jahre 1840 107 Puds (zu 16,38 Kilogramm), fiel 1850 bis auf 6 Puds, stieg aber dann wieder 1860 auf 61, 1871 auf 125 Puds, wovon 107 aus den Werken des Fürsten Demidoff zu Nischnei-Tagilsk und 18 aus den anderen Privatminen des Gouvernements Perm herrühren.

Das Platina-Metall scheint in sehr geringen Mengen noch mehr verbreitet zu sein, als man früher glaubte. Professor Nordenskjöld in Stockholm brachte in Poggendorff's Annalen der Physik (1870) die Nachricht, daß unter dem gediegenen Golde, welches im Sommer 1869 in ziemlich großer Menge und zuweilen in ganz großen Stücken im Sande beim Ivalofluß in Lappland entdeckt worden sei, auch Platina vorkomme. Poggendorff setzt hinzu, daß, freilich noch unverbürgt, nach Zeitungsnachrichten auch zu Ibbenbühren in Westfalen Platina aufgefunden wäre. Nach Berthier und Becquerel enthält der Brauneisenstein in den französischen Departements der Charente und der deux Sevres sehr geringe Theile von Platina. Vauquelin fand solche im Graugültigerz von Guadalcanal in Estremadura, auch im Golde von Tilkerode am Harz sind Spuren enthalten, das Gold des Rheinsands enthält $^1/_{2100}$ Platina, und ebenfalls ist dieselbe in dem Gold aus den Flüssen in Irland erkannt worden. Endlich entdeckte Guaymard sogar Spuren davon in vielen Mineralien, Gebirgsarten und im Flußsande der Alpen, der Dauphiné und in Savoyen, sowie im Zink, Eisen und Stahl anderer Gegenden, und Pettenkofer wies sie im Gold und Silber nach, selbst in gemünzten Kronenthalern.

Die rohe Platina ist jetzt etwa dreimal theurer als Silber, die verarbeitete aber 5½ mal, so daß Silber, Platina, Gold sich im Werth ungefähr stellen wie 1 : 5½ : 15. Der frühere Preis der Platina war höher, man setzte sie dem Golde gleich.

Die merkwürdigen Metalle, Iridium,

Osmium, Palladium, Rhodium und Ruthenium, welche man die Platinametalle zu nennen pflegt, weil sie immer der gediegenen Platina in kleinen Quantitäten beigemischt sind, kommen auch auf den Platina-Lagerstätten in verschiedenen anderen Verbindungen unter einander als besondere Mineralien, aber viel seltener als die Platina selbst vor.

Diese sämmtlichen Mineralien hier näher aufzuführen und zu charakterisiren, würde zu tief in das Gebiet der Mineralogie und der Chemie führen. Daher hebe ich darunter blos das Iridium-Osmium oder Osmium-Iridium, wesentlich Verbindungen dieser beiden Metalle mit einander, hervor, weil aus ihnen der Zusatz-Antheil von Iridium zur Platina gewonnen wird, welcher die vorzügliche Platina-Legirung, nämlich diejenige der besprochenen Metermaßstäbe, erforderte. Sonst sind die Platinametalle, vorzüglich ihrer Seltenheit und der Schwierigkeit ihrer Ausscheidung wegen, kaum in nutzbare Verwendung gekommen.

Nur das kostbare Palladium macht davon noch eine Ausnahme, da man dasselbe zu Theilen von astronomischen Instrumenten angewendet hat, wobei aber seine Vorzüge überschätzt sein dürften.

Die chemische Analyse der Platina und ihrer beigemischten Metalle, sowie deren sonstige Verbindungen sind schwierige und sehr mühsame Operationen, und nicht minder die gesonderte Darstellung dieser Metalle selbst, womit sich Decennien hindurch die ausgezeichnetsten Chemiker Frankreichs, Englands und Deutschlands beschäftigt haben, bis das bezügliche Wissen und Können auf den heutigen hohen Stand gelangt ist. Diese Entdeckungen und Erfahrungen kann man daher mit Recht als wahre Triumphe im Gebiete der anorganischen Chemie bezeichnen.

Es ist eine sehr reiche Literatur in den verschiedenen wissenschaftlichen Werken aller Sprachen über Platina und das damit Zusammengehörige vorhanden, welche dem Chemiker vom Fache mannigfache und reiche Belehrung gewähren kann.

Der Salamander.

Von

Fr. Lichterfeld.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Naturgeschichte des Salamanders.

Keine Classe des Thierreichs hat die menschliche Einbildungskraft zu abenteuerlicheren Erfindungen und Uebertreibungen angeregt, als die der Reptilien. Die schleichende Bewegung und das unheimliche Aussehen dieser Thiere machte sie, mit wenigen Ausnahmen, von Alters her zu Schreckbildern für Gebildete und Ungebildete. Wahrhaft gefährlich sind indessen nur die leicht zu vermeidenden Krokodile und Riesenschlangen durch ihre Größe und Stärke und die Giftschlangen durch ihr Gift; die übrigen Reptilien sind ganz unschädliche, und sogar nützliche Thiere; einige durch ihr Fleisch und ihre Eier, die anderen durch Vertilgung von Mäusen, Gewürm und anderem Ungeziefer.

Der Bekleidung nach zerfallen die Reptilien in zwei Hauptgruppen; in Squamata, deren Haut mit Schildern und Schuppen bedeckt ist, und in Nuda oder Nackthäuter. Zu der ersten Gruppe gehören die Schildkröten, Eidechsen und Schlangen, zu der zweiten die Lurche.

Die Lurche (Lurk, Lurch, Lork, der plattdeutsche Name für Kröte) oder Batrachier (*βάτραχος* Frosch) theilen sich in schwanzlose Lurche, nämlich Frösche und Kröten, und in geschwänzte oder Molche (von dem althochdeutschen mol, Mal, Fleck).

Zu den Molchen gehört der vormals eben so berüchtigte als berühmte Salamander.

Derselbe hat ungefähr die Figur und Größe der gemeinen Eidechse, ist dabei aber plump und schwerfällig in seinen Bewegungen. Seine Hautfarbe ist glänzend schwarz, mit großen hochgelben Flecken von unregelmäßiger Form und Vertheilung, der Schwanz ist drehrund, der Kopf krötenartig abgestumpft, das Ohr äußerlich nicht sichtbar. An den Vorderfüßen hat der Salamander vier, an den Hinterfüßen

fünf krallenlose, kurze Zehen. Die beiden Kiefer und der Gaumen sind mit kleinen kegelförmigen, nach Leydig's mikroskopischen Untersuchungen in der Regel zweizinkigen Zähnchen besetzt, die kaum über die Kaufläche hervorragen, und nicht zum Beißen, sondern nur zum Festhalten der Beute dienen. Die kurze dicke Zunge ist an dem Zungenbein festgewachsen und deshalb unbeweglich. Die Wirbelsäule besteht nach Funk aus 42 Wirbeln, nämlich aus 1 Halswirbel, 3 Brustwirbeln, 9 Rückenwirbeln, 2 Lendenwirbeln, 7 Kreuzbeinwirbeln und 27 mehr und mehr sich verjüngenden Schwanzwirbeln. Unter gewissen abnormen Lebensverhältnissen mehrt sich die Zahl der Wirbel. Schreibers machte die interessante Beobachtung, daß bei Salamandern, welche jahrelang auf feuchtem Lehm gehalten wurden, durch die fortdauernde größere Streckung beim Kriechen, die Körperlänge und die Zahl der Wirbel zunahm. Er schickte, wie Schweigger in seiner Naturgeschichte der skelettlosen ungegliederten Thiere anführt, der Münchener Akademie Salamanderskelette von 56 und sogar 62 Wirbeln.

Es giebt mehrere Gattungen von Molchen oder Salamandern; — aber der gefleckte (Salamandra maculata) allein ist Träger der Salamanderfabel. Er findet sich fast in der ganzen gemäßigten Zone Europa's, allein nur in feuchten schattigen Gebirgswäldern, wo er sich in Erd- und Felsenlöchern versteckt hält, unter faulenden Baumstämmen und dem Gestein zerfallener Ruinen. Bei trockenem Wetter bekommt man ihn selten zu Gesicht, häufig dagegen an warmen Regentagen.

Obwohl er meist mit Seinesgleichen zusammen gefunden wird, so ist er doch keineswegs gesellig, denn keiner kümmert sich um den anderen. Nur während der Begattungszeit halten die beiden Geschlechter mit Willen zusammen, ist diese vorüber, so endet jegliche Verbindung, und nur der Zufall der Oertlichkeit, irgend eine brauchbare Höhlung, welche sich mehrere zugleich zum Versteck auswählen, vereinigt sie wieder, aber keineswegs Hang zur Geselligkeit.

Die Nahrung des Salamanders besteht in Kerfen und deren Larven, kleinen Schnecken und Gewürm. Vor todter Speise hat er einen entschiedenen Widerwillen und schnappt deshalb erst zu, wenn das Thier, auf welches er lauert, sich bewegt, so lange es sich ruhig verhält, rührt er es nicht an.

Der Salamander ist ein nächtlich scheues, stumpfsinnig träges, aber harmloses Reptil, welches ein vorzugsweise vegetatives Leben führt und sich bei eintretender Kälte in die Tiefe seines Versteckes zurückzieht, um hier seinen Winterschlaf zu halten.

Dieser Winterschlaf hängt keineswegs allein von klimatischen Verhältnissen ab, die Mehrzahl der Reptilien verfällt ihm auch in warmen Gegenden. „Während eines Winteraufenthaltes in Cagliari, auf der Insel Sardinien, südlicher als Neapel," bemerkt Leydig in seiner Monographie „über die Molche der württembergischen Fauna" (Berlin 1867), „war ich nicht wenig erstaunt, von der so merkwürdigen Reptilienfauna dieses Landes gar nichts auffinden zu können; — das einzige Reptil, welches keinen Winterschlaf hielt und an sonnigen Tagen zum Vorschein kam, war die Mauereidechse (Podarcis muralis)." Auch im südlichen Frankreich zeigt sich die schnellfüßige Mauereidechse den ganzen Winter hindurch bei heiterem Wetter. — Reptilien, welche in ihrem Freileben auf Winterschlaf angewiesen sind, verfallen demselben auch in der Gefangenschaft. Vergebens versuchte ich, Salamander den Winter über wach zu halten. Ausgangs October nahmen sie keine Nahrung mehr zu sich, und verfielen trotz der warmen Zimmerluft in eine Art Erstarrung, in welcher sie selbst bei Störungen kaum ein Glied mehr rührten. Wie gering auch die Lebensthätigkeit der Reptilien im Ganzen ist, so scheint die Organisation der meisten doch noch einer mehrmonatlichen Ruhe zur Erholung zu bedürfen. Dem Winterschlaf der gemäßigten Zone entspricht, nach Humboldt's Ansicht, die todtenähnliche Erstarrung, in welcher Schlangen und Krokodile unter dem vertrockneten Erdboden der Tropen die Sommermonate verbringen.

Da der Salamander, wie die Nackthäuter überhaupt, statt der Rippen nur kurze Stummeln hat, die nicht über den Bereich der Rückenmusculatur hinausgehen, so kann die Athmung auch nicht durch Ausdehnung des Brustkastens er-

folgen. Die Lurche und Molche athmen, indem sie durch Ausdehnung der Kehle mittelst der Kehlmuskeln gleichsam einen leeren Raum bilden, in diesen die Luft durch die Naslöcher einströmen lassen und durch Zusammenpressen der Kehle in die Lungen treiben. Diese Thiere ersticken deshalb eben so wohl, wenn man ihnen die Nasenlöcher von außen zuhält, als wenn man ihnen die Bauchmuskeln durchschneidet, weil durch deren Zusammenziehung die Luft wieder aus der Lunge herausgetrieben werden muß. — Die Respiration der Reptilien ist unvollkommen und kann lange unterbrochen werden: daher die geringe Blutwärme (4 bis 5 Grad R.) und die Trägheit und Stumpfsinnigkeit dieser Thiere. Weil das Rückenmark im Verhältniß zu der kleinen Gehirnmasse sehr groß, und die Rumpfnerven sehr stark sind, so übertrifft hier das vegetative Leben weitaus das animalische; das Gehirn ist weniger Centralpunkt der Empfindung und des Bewußtseins und übt einen geringeren Einfluß auf den übrigen Körper, als bei den warmblütigen Thieren. Je unabhängiger ein System von dem anderen wirkt und je weniger zusammengesetzt ein organischer Körper ist, desto mehr kann eine Function gestärkt werden, ohne daß die anderen zugleich mit leiden. Bei den warmblütigen Thieren stehen alle Verrichtungen der Nerven unter der unmittelbaren Herrschaft des Gehirns, des Centralpunktes des höheren thierischen Lebens, und deshalb müssen bei Verletzung des Gehirns natürlich dessen sämmtliche Functionen gestört werden. Die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Reptilienorgane ist Ursache der außerordentlichen Lebenszähigkeit und Reproductionskraft dieser Thiere, die nirgends größer ist als bei den Salamandern, indem abgeschnittene Beine, ja sogar ausgestochene Augen wieder nachwachsen, wenn auch in etwas kleinerer Form.

Die mit einer dünnen, durchsichtigen, leicht sich lösenden und erneuernden Epidermis versehene Haut des Salamanders ist zäh, runzlig und warzig und fühlt sich feucht an. Wie die Haut der Lurche, so scheint auch sie große Aufsaugungsfähigkeit zu besitzen und dem Blute hinreichend Sauerstoff zuzuführen, um der Lungenathmung auf längere Zeit entbehren zu können, namentlich während des Winterschlafs. Die Hautdrüsen, welche sich um die Ohren verdichten, und längs des Rückgrates zwei geschlossene Reihen bilden, sondern bei Erregung des Thieres einen widerlich riechenden milchigen Saft ab, der von den Alten für ein furchtbares Gift gehalten, aber nicht weiter untersucht wurde; erst im 17. und 18. Jahrhundert fing man damit an. Eidechsen, welche Laurenti nach einem Salamander beißen ließ, verfielen in Krämpfe und starben in wenig Augenblicken. Frösche, welche mit Salamandern zusammengesperrt waren, wurden nach acht Tagen meist todt gefunden. Kleine Vögel, denen man den Saft in eine Wunde brachte, verfielen nach einigen Minuten in Bangigkeit, sträubten die Federn, öffneten den Schnabel und klappten ihn krampfhaft zu, fielen mit einen Klageschrei auf den Rücken und waren todt. Bei einem Goldammer dauerte es, wie Duméril in seiner Herpetologie erzählt, nur etwa drei Minuten, bis der Tod eintrat, bei einem Buchfinken fünfundzwanzig und bei einer Turteltaube zwanzig; genau waren also diese Untersuchungen augenscheinlich nicht. Kleine Säugethiere, wie Meerschweinchen und dergleichen, zeigten nach Eingabe des Saftes heftige Leiden, der Athem wurde keuchend und sie verfielen in einen durch elektrische Zuckungen gestörten Schlaf; die Anfälle verliefen jedoch ohne tödtlichen Ausgang. In Stücke geschnitten können Salamander von Hühnern und Hunden ohne Schaden gefressen werden; ja man kann ihnen, wie Oken in seiner allgemeinen Naturgeschichte versichert, den Saft in Wunden bringen, ohne üble Folgen. Dagegen sollen Kinder, welche aus einem Brunnentroge getrunken hätten, in welchem Salamander waren, nach Oken's weiterer Behauptung, in wenig Stunden gestorben, ein anderes, welches Milch getrunken, jedoch davongekommen sein. Obschon mancher Besitzer eines Aquariums die leidige Erfahrung machte, daß seine Goldfische in Krämpfe verfielen oder gar umstanden, wenn ein Salamander in das Wasser gerieth und daselbst verendete, so klingt die Oken'sche Erzählung doch mehr als unwahrscheinlich.

Neuerdings hat Abini den Saft wieder untersucht, und nach den Mittheilungen, die er der zoologisch-botanischen

Gesellschaft in Wien über seine Versuche machte, dessen schädliche Wirkung auf kleine Thiere bestätigt gefunden.

Um den Saft in größerer Menge zu bekommen, brachte er seine Salamander in ein Becherglas, welches er mit einer Glasplatte zudeckte, leitete durch eine Oeffnung derselben die Drähte des Magnetelektromotors und reizte die Thiere durch Elektricität. Der auf diese Weise gewonnene Saft zeigte sich giftig, er mochte in das Blut oder in den Magen gebracht werden; ja Abini bemerkte, daß derselbe noch weit rascher und heftiger wirkte, wenn er ihn in den Schlund von Vögeln und Fröschen brachte, als wenn er ihn einimpfte. Das Fleisch der durch Salamandergift getödteten Thiere zeigte sich dagegen unschädlich, wobei jedoch die Vorsicht gebraucht wurde, das inficirte Glied, beziehungsweise Speiseröhre und Magen zu entfernen. In neuester Zeit hat man, wie es in Meyer's Conversationslexikon (13. Bd. 1871) heißt, aus dem Safte ein starkes Gift „Salamandrin" hergestellt, welches in den kleinsten Gaben tödtlich wirken soll. Ob auch bei größeren Thieren, ist nicht gesagt, bleibt übrigens für den Salamander auch ziemlich gleichgültig, indem dieser ja nicht jenes künstlich concentrirte und potenzirte Salamandrin ausspritzt, sondern seinen natürlichen Drüsensaft. Officinell ist das Salamandrin nicht, und deshalb auch weder den Aerzten noch Apothekern bekannt. Daß die Drüsenabsonderung keinen nachtheiligen Einfluß auf die Haut ausübt, hat schon ein Salamandrologe des 17. Jahrhunderts Namens Wurfbain beobachtet, selbst als ihm bei einer Section aus Unvorsichtigkeit ein Tröpfchen ins Auge kam, will er nur ein leichtes, flüchtiges Brennen verspürt haben. Nach de Lacépède ist der Saft sehr scharf und bringt auf der Zunge das Gefühl einer vernarbenden Wunde hervor. Dieselbe Erfahrung machte der Salamandrologe Funk. Auch Leunis brachte, wie er in seiner Synopsis der Naturgeschichte des Thierreichs erzählt, den milchigen Saft von Wasser- und Erdsalamandern öfters auf die Zunge und fand ihn „gänzlich unschädlich". Nach Abini soll er beim Eintrocknen einen dem Moschuskäfer (Cerambyx moschatus) ähnlichen Geruch verbreiten; ich habe einen solchen Moschusgeruch wahrgenommen, als ich zum ersten Mal einen Salamander abbalgte,* um ihn auszustopfen; der Geruch war jedoch ziemlich schwach.

Da die Schwanzlurche oder Molche, im Gegensatz zu den schwanzlosen Lurchen, d. h. Fröschen und Kröten, nur in den seltensten Ausnahmefällen und nie freiwillig eine Stimme von sich geben, so galten sie bisher für stimmlos. Die einen Herpetologen haben dies geradezu ausgesprochen, andere übergehen die Frage mit Stillschweigen. Daß der Wassermolch oder Triton, wenn er ungeschickt angefaßt und gedrückt wird, einen quiekenden Laut von sich giebt, ist längst festgestellt. Daß auch der Erdsalamander nicht stimmlos ist, sondern unter Umständen ein leises Pipen vernehmen läßt, davon überzeugte mich ein Zufall. Ich hatte früher oft Salamander unter den Händen, aber erst im Spätsommer 1873 machte ich, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, jene Entdeckung. Ein Freund brachte mir von einer Harzreise vier Salamander in einem Cigarrenkästchen mit. Die Thiere waren ziemlich unpraktisch verpackt und nur ihre Lebenszähigkeit und die Befähigung, die Respiration längere Zeit ohne Schaden aussetzen zu können, bewahrte sie vor dem Erstickungstode. Ich öffnete das Kästchen und vernahm bei dieser Gelegenheit zum ersten Male jenes Pipen. Der Berliner Aquarienhändler W. Friedrich, der

* Lurche und Molche werden in der Regel in Spiritus aufbewahrt, lassen sich aber auch ohne weitere Schwierigkeit abbalgen und ausstopfen. Man durchschneidet zu diesem Zweck mittelst einer Scheere, die durch das Maul eingeführt wird, den Halswirbel, aber ohne die äußere Haut zu verletzen, stülpt dann die leicht beweglichen und dehnbaren Kinnladen um, und verfährt wie die Köchin mit dem Aal. Um die mit den Zehenknorpeln verwachsene Haut nicht zu beschädigen, werden die Vorder- und Hinterbeine am Fußgelenke durchschnitten, und dann der Balg vollends abgestreift, gewendet und mit angefeuchtetem feinen Sande gefüllt. Hat man darauf die Augen durch entsprechende Glasaugen ersetzt, und dem Thiere die gewünschte Stellung gegeben, so überstreicht man die Haut mit einem dünnen Kopalfirniß und läßt sie trocken werden. Durch das Eintrocknen verliert der Sand seine Consistenz und kann durch die natürlichen Hautöffnungen leicht entleert werden; er ist nun nicht mehr nöthig, denn die feste Haut bewahrt, nachdem sie trocken geworden, die plastische Form, die man ihr gegeben hat.

Feuermolche (Salamander).

Digitized by Google

jedes Frühjahr eine Kiste voll Salamander aus dem Harze bezieht, bestätigte meine Wahrnehmung. Er erklärte, beim Oeffnen der Kiste und beim Herausnehmen der rücksichtslos über einander geworfenen Thiere schon öfters ein Pipen wie von Mäusen vernommen zu haben; jedoch nie bei einer anderen Gelegenheit. Es klingt das auffallend, da der Salamander selbst bei der schmerzlichsten Verwundung keinen Laut von sich giebt, allein die Erfahrung ist nun einmal gemacht.

Obgleich der Salamander von Paul Wurfbain (1683) bis auf unsere Zeit zum Gegenstand umfassender Monographien und Inaugural-Dissertationen geworden, so ist doch noch Manches in dem Leben des nächtlich verborgenen Thieres unaufgeklärt. Dahin gehört unter Anderem die Art und Weise seiner Fortpflanzung.

Da die beiden Geschlechter sich äußerlich nicht unterscheiden — denn daß die Cloakenspalte beim Männchen etwas erhöht, beim Weibchen dagegen platt erscheint, ist hier von keinem Belang — so kann bei den Salamandern auch keine eigentliche Begattung stattfinden; andererseits kann die Befruchtung keine blos äußerliche sein, weil das Weibchen nicht laicht, sondern lebendige Junge zur Welt bringt. Es blieb also kein anderer Ausweg übrig, als nach Analogie der Tritonen oder Wassersalamander auch bei den Erdmolchen eine mittelbar innerliche Befruchtung anzunehmen; denn obgleich die Tritonen Eier legen, so werden diese doch nicht erst nach dem Legen befruchtet, wie der Laich der Frösche und Kröten, sondern vorher, indem das Männchen, nachdem es dem Weibchen genugsam den Hof gemacht, seinen Samen in das Wasser ergießt, und jenes das befruchtete Wasser mittelst der Cloakenmuskeln einzieht und dem Uterus zuführt. — In ähnlicher Weise soll auch die Befruchtung bei den Erdmolchen vor sich gehen, und das Männchen zu diesem Zwecke das Weibchen, wie der berühmte Herpetologe Rusconi in seiner „Fauna italica“ erzählt, durch schmeichelndes Anschmiegen in das Wasser locken. — Nachdem nun aber Schreibers die Entdeckung gemacht, daß der schwarze Alpensalamander sich durch Umfassen auf dem Lande und ohne Vermittlung des Wassers fortpflanzt, mußte natürlich die Frage entstehen: ob dies bei dem gefleckten Erdsalamander nicht auch möglich wäre? Da der Bau der beiden Specialitäten ganz derselbe ist, so konnte die Antwort nur bejahend ausfallen.

Nach de Betta (Erpetologia delle provinci Venete e del Tirolo meridionale, 1857) soll die Befruchtung in der Regel im Herbst, und die Geburt im März oder April stattfinden. Leydig nimmt an, daß die Zeit der Begattung sich vom April an durch den ganzen Frühling und Sommer erstreckt, weil man jeden Monat mehr oder weniger entwickelte Embryonen im Uterus antrifft. Andere wollen den Grund dieser Erscheinung darin finden, daß die einmalige Befruchtung für längere Zeit wirksam bleibt und sich gewissermaßen auch auf solche Eier erstreckt, welche zur Zeit der Befruchtung noch unreif waren.

Ein fünf Monate in Gefangenschaft gehaltenes Salamander-Weibchen gebar, wie Paul Wurfbain versichert, auf einmal vierunddreißig Junge, und es würde danach die Zeit der Trächtigkeit ca. sechs Monate dauern, was allerdings auffallend lang ist; aber Andere machten ähnliche Erfahrungen. Nach de Betta soll das Salamander-Weibchen sogar acht Monate trächtig sein.

Daß es, im Gegensatz zu dem Wassersalamander, lebendige Junge zur Welt bringt, war schon vor Wurfbain bekannt. Da diese aber nicht als vollständig ausgebildete Lungenthiere, sondern als Kaulquappen geboren werden, so ist es genöthigt, sie im Wasser abzusetzen und sucht zu diesem Zwecke das Gerinne einer Quelle auf. Die Zahl der Jungen wechselt in der Regel zwischen zwanzig und fünfzig, mitunter werden weniger, mitunter mehr abgesetzt und zwar rasch hinter einander. Wie Freyer der zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien berichtete, gebar ein Salamander-Weibchen während eines Tages zweiundsiebzig Junge; ein anderes setzte nach Erber's Mittheilung Junge und Eier zugleich ab, und zwar je vierunddreißig Stück; dieser Ausnahme scheint jedoch ein Abortus zu Grunde zu liegen. Die Larven liegen, jede für sich von einem dünnen Häutchen umschlossen,

in den Eiergängen, wagerecht über einander geſchichtet. Bei der Geburt zerreißen ſie die Hülle durch eine Bewegung des Schwanzes und es zeigen ſich ca. zwölf bis fünfzehn Linien lange Kaulquappen. Dieſe haben jederſeits am Kopfe drei gefiederte Kiemenblättchen und im Gegenſatz zu den Tritonen und Batrachiern ſofort vier Beine. Der Schwanz iſt zuſammengedrückt und wird erſt bei der Verwandlung rund. Die Farbe der Salamanderquappe iſt anfänglich olivengrün mit dunkler Marmelzeichnung, und es vergehen einige Monate, bis das Kleid dem der Eltern gleicht und die goldfarbige Iris ſchwarz geworden. An Larven, welche im April im Zimmer geboren wurden, geſchah das nach Leydig's Beobachtungen bei den einen Anfang Juli, bei den anderen erſt Ende des Monats. Das Gelb und Schwarz erhält erſt nach und nach ſeine Sättigung; der Bauch iſt längere Zeit noch hell und blos ſchwärzlich angelaufen. Larven von dieſem Stadium ſuchten, obſchon ſie noch Kiemenſtummeln an ſich hatten, aus dem Waſſer herauszukommen und ſtarben, wenn ihnen dies unmöglich gemacht war.

Fehlt es dem Salamander-Weibchen an Waſſer, um ſeine Jungen abzuſetzen, ſo ſucht es, nach der Angabe mehrerer Beobachter, zu dieſem Zweck wenigſtens einen feuchten Ort auf, und es geht die Kiemen-Athmung dann um ſo ſchneller in Lungen-Athmung über. Siebold (Dissertatio inauguralis, Berlin 1828) nahm im Auguſt Quappen aus einer Quelle und ſetzte ſie auf die Erde; ſie ſchienen ängſtlich nach Näſſe zu ſuchen, die Branchien verſagten und der Kehlſack fing an, ſich zu heben und zu ſenken: ein Beweis, daß die Lunge in Thätigkeit war.

Gleich den metamorphoſirten Thieren leben auch die Salamanderquappen von animaliſcher Koſt und nicht, wie man bisher annahm, von Waſſerpflanzen. Beſonders gern verzehren ſie Waſſerflöhe, Waſſerſchlängelchen, Plattwürmer und kleine Inſectenlarven.

Da nach de Betta ein zweijähriger Salamander nicht mehr als ca. 2½ Zoll mißt, ſo dauert es, zumal das Wachsthum in der Folge mehr und mehr abnimmt, jedenfalls mehrere Jahre, bis der Salamander ſeine volle Größe erreicht.

II.

Salamanderfabel.

Wie ſchon früher angedeutet wurde, war der Salamander in vergangenen Zeiten eben ſo berühmt, als berüchtigt: berühmt wegen ſeiner angeblichen Unverbrennlichkeit, berüchtigt wegen ſeiner vermeintlichen Giftigkeit.

Wo der Namen Salamander herſtammt, iſt fraglich. Die Verſuche, ihn von σέλας Glanz, μανός einzeln, und δέρας Haut (einzelnen Glanz auf der Haut habend) oder von σάλος Meeresküſte und μάνδρα Stall (einen feuchten Platz als Aufenthalt liebend) u. ſ. w. herzuleiten, ſind eben ſo ungrammatiſch als geſchraubt. Geradezu lächerlich iſt aber iſt die Erklärung jenes Iſidorus Hiſpalenſis, Biſchofs von Sevilla: der Salamander heiße darum Salamander, „quod contra incendia valeat“, d. h. weil er feuerfeſt „Valincendra“ mache. Lateiniſchen Urſprungs iſt der Name gewiß nicht, auch in dem Griechiſchen ſcheint er nicht zu wurzeln, ſondern in dem arabiſchen „Samabras“ und „Saambras“ die Eidechſe, dem Sanskrit „Salamandala“ oder dem perſiſchen „Samander“ und „Samandel“.

Die Sage von der Feuerfeſtigkeit des Salamanders war bereits Ariſtoteles bekannt, und es mag deren Entſtehung wohl in die mythiſche Vergangenheit hinabreichen. „Daß die Natur gewiſſer Thiere dem Feuer Widerſtand zu leiſten fähig iſt“, äußert jener in dem fünften Buche ſeiner Naturgeſchichte, „zeigt auch der Salamander, der, wie man ſagt, das Feuer auslöſcht, wenn er durch daſſelbe geht.“

Obgleich Ariſtoteles ſich ſonſt rühmlich von den alten „Beſchreibern natürlicher Dinge“ unterſcheidet, indem er nicht blindlings nacherzählt, ſondern ſelbſt prüft und forſcht, ſo begnügte er ſich doch in dieſem Falle mit dem Hörenſagen. Hätte er ſich die Mühe genommen, einen Salamander in die Flammen zu werfen, ſo würde er ſich ſofort überzeugt haben, daß dieſer hier ebenſo zu Aſche verbrennt wie jedes andere Thier. — Mittelſt des ziemlich reichlichen Drüſenſaftes und der natürlichen Leibeskälte kann der Salamander jedoch eine ſchwache Kohlengluth auslöſchen, und in eine ſolche wurde er vor Alters wohl einmal aus menſchlichem Ekel und Wider-

willen gegen die Kriechthiere geschleudert. Daß er unversehrt daraus hervorging, gab Veranlassung, ihn für feuerfest zu halten; das unheimliche Aussehen und die Verborgenheit seines Aufenthalts genügten, ihn für ein Giftthier zu erklären. Der Ruf seiner Gefährlichkeit wuchs mit den Jahren, und steht bei Plinius bereits in voller Blüthe. „Unter allen Giftthieren", sagt dieser in dem 29. Buche seiner Naturgeschichte, „ist der Salamander das größte Scheusal; denn die anderen verletzen doch nur Einzelne und tödten nicht Mehrere zugleich, wobei ich noch außer Acht lasse, daß diese, wenn sie einen Menschen umgebracht haben, durch ihr böses Gewissen zu Grunde gehen, und auf Erden nicht mehr geduldet werden sollen. Der Salamander dagegen kann unversehens ganze Völker tödten, denn wenn er auf einen Baum kriecht, vergiftet er alle Früchte, und wer davon ißt, stirbt vor Frost, nicht anders, als ob er Aconit (Eisenhut) genossen hätte. Ja wenn mit dem Holze, welches er nur mit dem Fuße berührte,* Brod gebacken wird, ist es Gift; ebenso der Brunnen, in den er fällt. Berührt sein Geifer irgend einen Theil des Körpers, und wär's auch nur die Zehenspitze, so fallen alle Haare am Körper aus."

Daß hier eine Verwechselung oder Vermengung des Salamanders und des Chamäleons vorliegt, ist augenscheinlich; denn wie käme der schwerfällige, krallenlose Erdmolch auf einen Baum?

Noch auffälliger tritt jene Vermengung von Salamander und Chamäleon in dem Thierbuche des berühmten Albertus Magnus zu Tage.

„Salamandra" — heißt es daselbst in Walther Ryff's Verdeutschung von 1545 — „ist ein gifftiger wurm, dem schlangen etlicher massen gleich odder änlichen, diesen wurm nennen etliche inn latinischer sprach Stellionem, von solchem gifftigen wurm findt gar mancherlei Opiniones oder vieler handt widerwertige meinungen bei den alten erkundigern natürlicher ding. Denn etliche wöllen, das Salamandra und der wurm Kameleon genannt ein ding seien, als nemlich Plinius und Solinus. Es ist aber Salamandra ein vierfüssigs thier, aller gestalt der Eydex, legt eier, und ist sein angesicht gestalt, als die gestalt oder form eines Affenangesichts, mit einem schweinskopff inn ein angesicht zusammen gesetzet. — — — Der Salamander ist in seinem einher gohn vast treg und langsam, von wegen seiner grossen kelte und schleicht gar nahe wie ein Schneck. Seine augen ligen ihm vast tieff im kopff, und sieht auß den auggrüblin, wie auß zweien tieffen grüblin und beschleusset seine augen nimmer, und spricht Plinius, das seine augen dermassen beweglichen sindt, das sie ime inn dem kopff rundt umbher gon mögen. Der Salamander soll ein groß thier sein, und wenn er ledig ist von der speiß ein weitte ledige oder lere haut haben, sehr mager, von wegen der kelte und Melancholy. Sein maul soll auch der Salamander nimmermehr beschliessen, dasselbig auch nit brauchen, einige speiß darmit zu niessen, sondern dieses thier lebt allein des tawes und der feuchtigkeit, darumb seine därm lär und gar nichts darinn gefunden wirdt, das er aber vom lufft leben soll, das ist lugenhafft gedicht. — Dieses thier hat auch kein Blut, denn ein wenig umb das hertz, darumb ist es bald erschrocken, und über die maß forchtsam. Ettliche geben für, das es sich in aller handt farben wandlen und verkeren möge, on inn weisse und rotte farb, aber solchs halt ich auch nicht für warhafftig, aber das dieses thier odder gifftiger wurm winters Zeit sich innhalt und verborgen lig, das ist wahrhafftig, und durch die erfarnuß wargenommen und bezeuget worden. Man schreibt auch weitter von diesem Thier, wenn es kranck werde, das es ime selber helffe, und wiß sich gesundt zu machen, mit lorberbletter. Dieses Thier soll auff die eier steigen,* und die frücht droben vergifftigen und verthören, dises Thier leget eier wie die hennen und Eydexen, inn der Landschafft und gegnet Asie soll dieses Thier hauflet gefunden werden."

Was hier Albertus von der Beweg-

* Quin imo, si contacto ab ea (Salamandra) ligno vel pede crustra panis incoquatur; — nicht „contacta", wie in manchen Ausgaben des Plinius steht.

* „Auf die Bäume steigen", muß es hier offenbar, im Einklang mit Plinius, heißen. In der zu Lyon (1651) erschienenen Gesammtausgabe der Werke des Albertus Magnus von P. Jammy ist der Irrthum auch berichtigt, nur heißt es daselbst: „Hoc animal scindit arbores", d. h. es spaltet die Bäume.

lichkeit der Augen, von dem Farbenwechsel und der anatomischen Abnormität des Salamanders erzählt, das schreibt Plinius in dem achten Buche seiner Naturgeschichte ausdrücklich dem Chamäleon zu, hält also die beiden Thiere nicht für identisch, wie ihm jener vorwirft.

Daß der Salamander auch noch später mit dem Chamäleon verwechselt wurde, ergiebt sich aus Joh. Jak. Merklein's „Ost-Indischer Reißbeschreibung" (Nürnberg 1663), worin es heißt: „Den 4. October sind wir mit unsern neben noch 3 andern Schiffen, an eine kleine unbewohnte Insel 5 Meil. von Batavia liegend, Groot Combuis genannt, gesand worden, daselbst Holtz zu hauen, und nach Batavia zu bringen, dazu uns noch mehr Volcks von andern Schiffen zugegeben wurde. Auf dieser Insel haben wir viel Salamander gesehen, welche die Bäume so vergifftet, daß unsere Schiffleut, (die wegen grosser Hitze, oberhalb deß Gürtels gantz nackicht gehen) in Abhauen derselbigen, vom Safft des Holtzes bespritzet worden, daß wo der Safft Ihre Leiber berührt, daselbst die Haut abgieng, und Sie grosse Schmerzen empfunden, jedoch ohne weitere Gefahr geheilet wurden."

Wurfbain ist der Ansicht, daß die gefällten Bäume wohl einen scharfen ätzenden Saft ausgeschwitzt hätten, der jene Hautverletzungen bewirkt habe, nicht aber Salamandergift; noch näher liegt, zumal die Matrosen bis an den Gürtel nackt gingen, der Gedanke an Sonnenstich.

Auch mit dem Gecko oder Stellio der Römer wurde der Salamander öfters verwechselt. Was Benvenuto Cellini in dem ersten Capitel seiner von Goethe übersetzten Selbstbiographie erzählt, bezieht sich offenbar auf den Gecko, der sich häufig in dem Verstecke menschlicher Behausungen aufhält, während der Salamander sich nie aus dem Walde entfernt.

„Ungefähr in meinem fünften Jahre", heißt es an der angeführten Stelle, „befand sich mein Vater in einem kleinen Gewölbe unseres Hauses, wo man gewaschen hatte, und wo ein gutes Feuer von eichenen Kohlen übrig geblieben war; er hatte eine Geige in der Hand, sang und spielte um das Feuer, denn es war sehr kalt. Zufälligerweise erblickte er mitten in der stärksten Gluth ein Thierchen, wie eine Eidexe, das sich in diesen lebhaften Flammen ergötzte. Er merkte gleich was es war, ließ mich und meine Schwester rufen, zeigte uns Kindern das Thier und gab mir eine tüchtige Ohrfeige. Als ich darüber heftig zu weinen anfing, suchte er mich aufs freundlichste zu besänftigen, und sagte: Lieber Sohn! ich schlage dich nicht, weil du etwas Uebles begangen hast, vielmehr, daß du dich dieser Eidexe erinnerst, die du im Feuer siehst. Das ist ein Salamander, wie man, so viel ich weiß, noch keinen gesehen hat. Er küßte mich darauf und gab mir einige Pfennige."

Unzweifelhaft tritt uns jene Verwechselung in Oelschläger's (Olearius) orientalischer Reisebeschreibung entgegen. „Ein junger Predicant, welcher aus Holland mit kommen war", erzählt daselbst Jürgen Andersen, „trat dieser Tagen in einer Kirchen auf, sich hören zu lassen, da Er mitten in der Kirch eine Stimme hörete Jecko Jecko, worüber der gute Mensch erschrickt, vermeinend es seye der Teufel, oder ein anderer, so seiner spottete, und darüber aus dem Concept kam, es war aber ein Thierlein so sie Jecko nennen, und in den Löchern der Erden hin und wieder gefunden wird, die Holländer sagten, es seye ein Salamander, er ist in der grösse und proportion als ein Eydex, sehr gifftig und gefährlich bey den Einwohnern." — „Die Scorpionen und Jecko oder Salamander", fährt der Erzähler in der Beschreibung der Stadt Amadabath fort, „sind die allervergifftesten Thiere in gantz Indien; wenn aber einer von dem Jecko gebissen wird, ist kein Remedium da, er muß unfehlbar sterben. Sein gifft ist so durchdringend, daß, wann sein Urin auf den Menschen fället, er davon vergifftet wird, und kommt in Lebens-Gefahr. Ich habe in Batavia auf der Rüstkammer gesehen, daß der Urin des Jecko, so auf den Harnisch gefallen, das harte Eisen in Tag und Nacht durchfressen hatte, gleich wann es das schärffste Scheide-Wasser gewesen." — Aehnliches erzählt Alb. Herport in seiner ostindischen Reisebeschreibung (Bern 1669) von den Salamandern auf Java. Aehnliches J. Saar in der „Beschreibung seiner Ost-Indianischen Kriegsdienste" (Nürnberg 1662).

Da der Salamander die Kinnladen nur

in dem Moment öffnet, wo er nach Beute schnappt, und erfahrungsmäßig nie beißt, auch wenn er noch so sehr gereizt oder gepeinigt wird, so beruhen alle Erzählungen, in denen von Salamanderbissen die Rede ist, auf Verwechselungen oder Erfindungen.

Wie die Giftthiere überhaupt, so fand auch der Salamander in der Medicin mancherlei Verwendung. Zu den sogenannten Liebestränken und erotisch erregenden Speisen, deren die Alten eine Unmasse besaßen, gehörte nach Plinius auch ein ausgeweideter und in Honig eingemachter Salamanderrumpf.* Dioskorides aus Anazarba, der etwa um die Mitte des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung lebte und durch seine Materia medica weithin berühmt wurde, mischte Salamanderblut unter die Medicamente gegen den Aussatz und Galenus folgte seinem Beispiel. Auch als kosmetisches Enthaarungsmittel gebrauchten Dioskorides und seine Nachfolger den Salamander, indem sie die zu enthaarende Stelle mit Salamanderöl bestrichen. Ein Salamanderherz in schwarzem Felle, unter dem Arme getragen, empfiehlt Kyranus* als Amulet gegen Fieber und als Kniegürtel gegen Conception. Peter Joh. Faber, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Arzt zu Montpellier lebte,

* Ein anderes Aphrodisiacum, der sogenannte Apotheker-Stink oder Stink (Scincus officinalis), eine 6 bis 8 Zoll lange gelbbraune Eidechse mit dunkleren Querbinden wurde früher von Aegypten her häufig in unsere Apotheken gebracht, ist aber natürlich längst obsolet, wie alle derartigen Reizmittel.

Wenn man von all den wunderthätigen Eigenschaften liest, welche die Alten den Thieren und ihren einzelnen Bestandtheilen zuschrieben, so geräth man in Zweifel, was dabei erstaunlicher ist: die Erfindung oder der Glaube. Wie Plinius in dem achtundzwanzigsten Buche seiner Naturgeschichte erzählt, hat Demokritos aus Abdera, einer der gelehrtesten Philosophen des 4. Jahrhunderts v. Chr., über das Chamäleon ein ganzes Buch geschrieben und jedes einzelne seiner Glieder für ein Heiligthum erklärt. „Das Buch hat mir viel Spaß gemacht," sagt Plinius, „denn es ist voll von griechischen Lügen und Windbeuteleien. Kein Thier soll so furchtsam sein, wie ein Chamäleon, und daher schreiben sich die vielen Veränderungen seiner Farbe. Eine große Gewalt übt es auf die Falken aus, denn es zieht die über ihm hinfliegenden zur Erde herab, wo sie sich dann freiwillig von anderen Thieren zerreißen lassen. Verbrennt man seinen Kopf nebst der Kehle mit Eichenholz, so entsteht, wie Demokritos behauptet, Platzregen und Donner; dasselbe geschieht, wenn man die Leber auf Ziegeln verbrennt. Reißt man dem lebenden Thiere die Augen aus, so soll man, nach Demokritos' Behauptung, mit einem Zusatze von Ziegenmilch, die weißen Flecken im Auge vertreiben können; nimmt man ihm die Zunge, so soll man in Processen glücklich sein. Das Herz wird mit schwarzer Wolle von der ersten Schur gegen Wechselfieber angebunden. Der rechte Vorderfuß wird mit einem Hyänenfelle an den linken Arm gebunden, um gegen Räuberei und nächtliche Schrecken zu schützen. Der linke Fuß wird im Backofen mit einem Kraute gedörrt, welches ebenfalls Chamäleon heißt, und mit Salbe in Plätzchen geformt; man legt diese in ein Kästchen, und wer dies trägt, der wird, wenn's wahr ist, unsichtbar ꝛc." — — — So Plinius; aber seine Auszüge aus anderen philosophischen und medicinisch-magischen Schriften klingen nicht besser und nicht schlechter, als die Paradoxen des Demokritos. „Diejenigen Frösche," heißt es z. B. in dem zweiunddreißigsten Buche seiner Naturgeschichte, „welche Rubeta genannt werden, in Dornhecken wohnen, die größten von allen sind, und gleichsam zwei Hörner haben, strotzen von Gift. Die Schriftsteller erzählen von ihnen um die Wette Wunderdinge. Sobald man die Rubeten unter das Volk bringt, entsteht Stille. Wirft man das in ihrer rechten Seite befindliche Knöchelchen in kochendes Wasser, so wird das Wasser kalt, und nicht eher wieder heiß, als bis das Knöchelchen herausgenommen ist. — In der linken Seite sitzt ein anderes Knöchelchen, durch welches man das Wasser zum Kochen bringen kann, wenn man es hineinwirft ꝛc." — Der gedörrte Kamelschwanz soll gegen Verstopfung probat sein, die Asche des Mistes gegen Leibschneiden und Fallsucht ꝛc. — Die Zähne der Hyäne sollen helfen, wenn man sie berührt oder der Reihe nach anbindet, gegen Zahnweh; reiße man ihr die Zähne aus der linken Seite des Rachens und binde sie in ein Schaf- oder Bocksfell, so verschwinde das Bauchgrimmen; hat man das Ende des Darmcanals bei sich, so soll man — was aber, wie Plinius naiver Weise hinzusetzt, gewiß nicht wahr ist — gegen die Ungerechtigkeit der Feldherren und Machthaber gesichert sein, und bei Petitionen, Justizsachen und Processen auf einen guten Erfolg rechnen können ꝛc. — — In der Weise geht es fort von Alpha bis Omega durch das gesammte Thierreich. — Durch die Fortschritte der Naturwissenschaften und besonders der Chemie hat sich die Zahl der früher gebräuchlichen rohen Arzneistoffe aus dem Thier- und Pflanzenreiche immer mehr vermindert und die Zahl der stärker wirkenden chemischen Präparate, besonders aus der unorganischen Natur, sich stets vermehrt, so daß jetzt die Arzneistoffe aus dem Thierreiche, mit Ausnahme einiger Absonderungen durch Drüsen, wie der nervenstärkende Moschus und das beruhigende und krampfstillende Bibergeil, fast nur noch als diätetische Mittel zu betrachten sind.

* Kyranus, Kuranus oder Kiranus, ein erdichteter König von Persien, soll die Libros Kyranidum verfaßt haben, welche 1638 lateinisch erschienen. (Jöcher, Gelehrten-Lexikon 1750 und 1751.)

und unter Anderem auch ein „Panchymicum seu anatomia totius universi“ schrieb, stellt die Behauptung auf, daß aus der Asche des verbrannten Salamanders ein Salz gewonnen werde, welches durch wiederholte Calcination und Auflösung im Wasser einen süßen Geschmack annehme und alle Giftstoffe aus dem Körper treibe, so wohl durch den Schweiß als den Urin.

Daß der Salamander Feuersbrünste löschen könne, wie die Magier behaupteten, wird selbst von dem sonst so gläubigen Plinius geleugnet. Dagegen schreibt Aelian in dem zweiten Buche seiner Naturgeschichte:

„Der Salamander wird zwar nicht im Feuer erzeugt wie die sogenannten Pyrigonen,* aber er fürchtet es nicht, geht ihm entgegen und sucht es niederzukämpfen. Das beweisen die Schmiede und Feuerarbeiter; denn so lange ihr Feuer hell brennt, und sie es zum Gehülfen und Förderer ihrer Thätigkeit haben, denken sie nicht an das Thier.** Stirbt aber das Feuer ab, und blasen die Blasebälge vergebens, so wird ihnen klar, daß der Salamander daran Schuld ist. Sie suchen ihn darum auf und bestrafen ihn. Ist das geschehen, so flammt das Feuer wieder hell auf.“

Selbst der bloße Name galt in der Folge, kabbalistisch mit Salamanderblut geschrieben, als Talisman gegen Feuersgefahr, und nach Wurfbain verkaufte ein gewisser Doctor Grandhomme zu Paris noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Pergament-Dreiecke mit der nach Norm des Abracadabra erweiterten Inschrift „Salamanadra“ als probates Feuerlöschmittel:

†
S
a a
l l l
a a a a
m m m m m
a a a a a a a
n n n n n n n n
a a a a a a a a a
d d d d d d d d d d
r r r r r r r r r r r
†A A A A A A A A A A A†

Wie hier, so trug auch in Bezug auf Entstehung und Aufenthalt des Salamanders der Aberglaube den Sieg über die Wahrheit davon; denn das Thier, welches Plinius (10, 67, 86) durch einen Platzregen entstehen läßt, das lassen spätere Schriftsteller durch Feuer erzeugt werden und schreiben ihm sogar feuerfest machende Eigenschaften zu. Nach Cap. 4 der sanhedrinischen* Abhandlungen über Criminalstrafen soll Ezechias oder Hiskias, den sein Vater Ahas ins Feuer werfen ließ (Buch der Könige 2, 16), unverletzt aus den Flammen hervorgegangen sein, weil seine Mutter ihn vorher mit Salamandersalbe eingerieben hatte. Daß man dem Salamanderblute gleich dem des Drachens und Lindwurms härtende Kraft zuschrieb, geht aus dem Epos „König Laurin“ von Heinrich von Ofterdingen hervor, worin es heißt:

„Daz pluet hat den sit (die Kraft),
Wenn man waffen herrt damit,
Daz wirt so herrt und so stark,
Daz ez nymant gewinnen magt.
Daz haupt ist grun als ein graß,
Davon sein waffen als waz,
Wenn er daz waffen an sich leit,
So forcht er weder sturm noch streit,
Daz waffen gab lichten schein
Alz sam ez war smaraldein,
Damit bedeckt er al sein gelied.“

Der Glaube an die feuerfest machende Kraft des Salamanders findet sich noch in der Geheimmittellehre des 1578 in Paris verstorbenen Arztes Mizand (Mizaldus), nach dessen Angabe in Salaman-

* Die Pyrigonen sind nach Aelian „geflügelte Thiere, welche im Feuer leben, sich davon nähren und hier- und dahin fliegen“, also wahrscheinlich identisch mit den Pyrausten oder Lichtmotten des Aristoteles.

** In der „Zoologie der alten Griechen und Römer“ von Lenz (Gotha, 1856) ist die Stelle: „*Εἰς ὄσον μὲν οὖν ἐναχμάζει αὐτοῖς τὸ πῦρ, καὶ συνεργὸν τῇ τέχνῃ ἔχουσιν αὐτὸ καὶ κοινωνὸν τῆς σοφίας, ὑπὲρ τοῦδε τοῦ ζώου οὐδὲ ἐν φροντίζουσιν*“ durch: „Diese bekümmern sich nicht um ihn (den Salamander), so lange ihr Feuer hell brennt, und sehen ihn wohl gar auch als einen Gehülfen an“ wiedergegeben, indem das „*αὐτὸ*“ statt auf das Feuer auf das Thier bezogen wurde, was aber mit dem Folgenden geradezu in Widerspruch steht.

* Sanhedrin (*συνέδριον*, Rathsversammlung) hieß nach dem Exil die oberste Behörde der Juden, welche unter dem Vorsitze des Hohenpriesters aus 70 Mitgliedern bestand und sich täglich versammelte. Es übte die höchste Rechtspflege nach dem mosaischen Gesetz aus, doch ward ihm unter der Herrschaft der Römer die Criminalgerichtsbarkeit entzogen. Nach der Zerstörung Jerusalems blieb es fast nur eine Art Akademie und ging endlich ganz ein.

derblut getauchte Hände und Kleider nicht verbrennen sollen.

Daß der Salamander, der schon so mancherlei Verwechselung unterlag, auch noch in Beziehung zum Amiant gebracht wurde, machte die Verwirrung vollständig. — Die Amiantgewebe für Kunstproducte aus dem Mineralreiche zu halten, mußte den Alten allerdings schwer fallen, weil eine derartige Erscheinung ganz außer dem Bereich ihrer seitherigen Erfahrungen lag. Da stellte sich als Vermittler der Salamander ein. Nur von ihm, dem feuergeborenen Feuerbewohner, konnte die unverbrennliche oder sogenannte lebendige Leinwand (linum vivum) des Plinius herstammen; er konnte deshalb auch kein nackthäutiges Reptil sein, sondern mußte Wolle tragen oder Fäden ziehen wie die Spinne oder die Seidenraupe: so schlossen die Alten und machten den Salamander, den sie durch Autopsie nicht kannten, zu einem Phantasiegebilde ihrer individuellen Auffassung.

Wenn ein Feuer sieben Jahre hindurch unterhalten wurde, so entstand nach den Scholien zum dritten Buche Mosis (Leviticus) XI, 29, 30 mitten in den Flammen eine Art Maus, Namens Salamander. Einer anderen Lesart zufolge soll der Salamander bereits nach siebentägigem Brande der Glasöfen entstanden und einer Spinne ähnlich gewesen sein. Ausführliches ist hierüber in Bochart's Hierozoikon nachzulesen.

Die Vorstellungen, die sich die arabischen Schriftsteller von dem Salamander machten, sind nicht minder confus als die der Rabbinen. Sie verstanden unter den Namen Sendal, Semendal, Semendar, die Bochart für synonym mit Salamander hält, bald den Wundervogel Phönix, bald eine Art Maus, die im Feuer aus- und eingeht, bald ein Thier, etwas kleiner als der Fuchs, mit rothen Augen und langem Schwanz, aus dessen Haaren man Tücher webe, die im Feuer nicht verbrennen, sondern durch dasselbe vom Schmutze gereinigt werden.

Daß man den Amiant oder Bergflachs in der That für ein Product des Salamanders hielt, geht übrigens auch aus directen Zeugnissen hervor. In seinem Glossarium ad scriptores mediae atque infimae latinitatis (Paris, 1736) theilt der berühmte Gelehrte Du Fresne einen Brief jenes fabelhaften christlichen Fürsten Johannes Presbyter mit, der im Jahre 1203 im Kampfe gegen Dschingischan seinen Tod gefunden haben soll, worin es heißt:

„In einer anderen Provinz zunächst der heißen Zone kommen Würmer vor, die in unserer Sprache Salamander genannt werden. Diese Würmer können nur im Feuer leben und machen eine Art Wollgehäuse um sich wie andere Würmer ein Gespinnst. Die Wolle wird von unseren Palastdamen sorgfältig bearbeitet, und wir erhalten davon Kleider und Tuche, die nur im Feuer gewaschen werden können."

Die Salamander in den Feuerbergen Agrimontins

Die würken phelle türe
Die niemant überreichet (an Reichthum übertrifft).
Der wirt auch in dem füre
Wieder neuw, als er von alter bleichet
Wenn er an seiner Wirdigkeit verdirbet
Von alter Tageweide (vom langen Tragen)
Das feur im alle seine farb erwirbet."

heißt es in dem Heldengedichte „Titurel" von Wolfram von Eschenbach, und ähnlich spricht sich Wirnt von Gravenberg in seinem „Wigalois" aus:

„Einen mantel truc si zobelin
Bedacht mit einem pfelle
Den hat ir ir geselle
Verrebracht über se
Die wurme Salamandere
Webiten in in dem viure
Davon was er tiure
Unde mühlich ze gewinnen
Anderen kuniginnen."

Auch in dem Epos „Wilhelm der Heilige von Oranse" von Turlin von Turheim ist von einem solchen Salamanderwurme die Rede:

„Den phellil, den sie zu cleidern truk
Was geworcht ane menschen hand
Als ich tete vor bekannt
Van den worme bi tussangale.
— — — — — — — — — — —
Alse man die phellil truc
Biz in daz aldir genuc.
So wart dan eyn veur bereit
Darinne man die phellil leit
So werden sie neuwe alsame."

Dagegen erklärt der schon erwähnte Albertus Magnus in seinem Thierbuche:

„Etliche sagen, das dieser giftiger

wurm ein zarte wollen hab, die vom fewer nit geſchediget oder verbrannt werden mag, aber ich bin ſelber innen worden, das ſolche materi, die man auch inn dieſe landt von frembden gegneten zu uns bringt, kein wol von einem thier iſt, oder haltens für andere materi, aber ich glaub gentzlich, das es reine woll ſei von eyſen orten. Denn wo man die groſſen eyſen Ambiß ſchmidet, und ettwan ein ſtuck darvon ſpringt, ſo fleugt ein ſolche harige woll oder flecken, gleich einem dampff hinweg, wo der ſelbigen auffgefangen wirdt, iſt er aller maſſen anzuſehen, wie ein braunfarbe wollen oder flecken. Die mag von fewer nit geſchedigt oder verbrant werden, ſolliche wollen oder flecken halten

Ryff's „Contrafactur-Figur" des Salamanders.

ettliche für har oder wollen des Salamanders."

Der wahre Sachverhalt wurde noch vor Ausgang des 13. Jahrhunderts durch den berühmten venetianiſchen Reiſenden Marco Polo bekannt. Nach ſeiner Erzählung giebt es in der Provinz Chinginталas einen Berg, in welchem Stahl und Andanicum* gefunden wird, außerdem Salamander. Der Salamander iſt nämlich kein Thier, welches, wie man ſagt, im Feuer lebt, ſondern ein Mineral, welches wollartige Fäden giebt. Es wird in der Sonne getrocknet, in großen Mörſern zerſtampft und gewaſchen, darauf in feine Fäden gezogen, geſponnen und zu Zeugen verarbeitet. Dieſe Zeuge ſind urſprünglich braun, werden aber durch Feuer weiß und gehen, wenn ſie ſchmutzig geworden, weißer als Schnee aus demſelben hervor. Von der Salamanderſchlange, welche in dem Feuer leben ſoll, hat Marco Polo in den orientaliſchen Gegenden jedoch nichts erfahren können und erklärt dieſe nach der Baldelli'ſchen Ausgabe geradezu für eine Fabel.

Daß dieſe Fabel aber noch im 16. Jahrhundert florirte, ergiebt ſich aus den „Broemſamlin doet: Keiſerperechs (Geilers von Kaiſersberg), uffgeleſen von J. Pauli" (1517), worin es heißt:

„Der Salamander iſt ein ſchlang oder ein wurm, der ußwendig des fewers nit leben mag. Der macht ein neſtlin wie ein ſeiden wurm, den man in Maulbeerlaub leget. So kommen dann die Jungfrawen von Judia, derent die würm ſeynd, uß dem frawen zimmer, nehmen die woll, und machen dem kunig einen rock darauß."

Quackſalber und Alchymiſten verbrannten den Salamander und benutzten die Aſche zu allerlei Medicamenten und golderzeugenden Tincturen; aber gleichwohl wurde die Fabel von der Unverbrennlichkeit des Thieres immer populärer.

„Halec unda fovet, Salamandraque pascitur igne,
Aëre Chamaeleon; telluris munere Talpa,"

heißt es im Lateiniſchen; die folgenden Reime finden ſich in v. Laßberg's „althochdeutſchem Liederſaale":

* Andanicum (andanico) iſt ein unbekanntes Metall; nach Baldelli's Vermuthung ein weiches Eiſen, welches in Verbindung mit Stahl zur Fabrication der berühmten Damascenerklingen diente. (Viaggi di Marco Polo, Venezia 1829.)

„Salamander spiset sich
Mit Für, das ist wunderlich;
Chamäleon des Luftes lebt;
Der Hering des Wassers, wo er schwebt;
Den Schero nüt wann Erde närt:*
Sus ist den vieren ihr Spis beschert."

„I have maintain'd that salamander of yours with fire, any time this two and thirty years; Heaven reward me for it!" (Seit zweiunddreißig Jahren nunmehr habe ich diesen euren Salamander mit Feuer unterhalten; der Himmel lohne es mir!) sagt Falstaff zu Bardolph in Bezug auf dessen versoffene, rothe Nase (König Heinrich IV. 1. Thl. Act III. Sc. 3).

Ob Shakespeare sich ein bestimmtes Bild von seinem Salamander gemacht hat, ist sehr problematisch, denn dieser war längst zum vagen, abstracten Begriffe geworden. Bei dem unbekannten Autor der Geoponiken oder landwirthschaftlichen Verordnungen des 7. bis 8. Jahrhunderts ist der Salamander ein sehr kleines Thier (τὸ ἐλάχιστον ζῶον), bei Albertus Magnus (lat. Ausg.) ein sehr großes. Bei J. C. Scaliger (Exercitatio 185 de Subtilitatib.) ist er ein Giftthier, welches durch seinen Athem ganze Strecken Feldes beschädigt, also eine Art Basilisk.

Was das Mittelalter sich alles für Vorstellungen von dem Salamander machte, das zeigen die hunderterlei bildlichen Darstellungen des Thieres. Der Kopf gleicht da bald dem einer Schlange, bald dem eines Schafes, eines Drachens oder Hundes; aus dem offenen Rachen streckt sich bald eine zweispitzige Zunge, bald ist er fest geschlossen, die Augen funkelnd hervortretend. Auch zweiköpfig wird der Salamander mitunter dargestellt. Der Hals ist bald lang, bald kurz, bald gerade ausgestreckt, bald nach hinten gedreht; der Leib bald unförmlich dick, bald schlank, mit Schuppen, Wolle, Borsten und anderen Zuthaten versehen, sogar bisweilen mit Flügeln. Der Schwanz ist vielfältig gekrümmt und gewunden, bald gegen den Bauch geschlagen, bald über den Rücken gebogen, rund, kantig, gekielt, behaart, beschuppt, bald in eine, bald in zwei Spitzen oder einen Pfeil auslaufend. Die Füße sind bald zwei-, bald drei- und vierspaltig, mit Hufen oder Krallen versehen. Ryff's „Contrafactur-Figur" des Salamanders besteht aus einer Art Eidechse mit Adlerfängen und einem ingrimmigen Affengesicht. Ueber den Rücken zieht sich eine Reihe sechszinkiger Kreuze, der Schwanz läuft in einen halbmondförmigen Zweizack aus, und die Flanken bis zum Halse sind mit langen Wollhaaren bekleidet. Meist sieht man den Salamander als lindwurmartige Eidechse abgebildet, welche mitten im Feuer sitzt.

Symbolisch wurde ein solcher Salamander im Feuer zur Bezeichnung der Beständigkeit, Treue, Tugend, Sittenreinheit und Wahrheit auf Wappen und Wappenschilden, auf Medaillen und Büchertiteln benutzt. Franz I. von Frankreich hatte ihn mit dem Wahlspruch: „Nodrisco il Bono e spengo il Reo" oder auch „Nutrisco et extinguo" als Devise gewählt.

Mystiker und Alchymisten verstanden unter Salamander theils den sogenannten Stein der Weisen,* theils natürliches Quecksilber (argentum vivum), theils Präcipitate und Sublimate, wie Mercurius sublimatus corrusivus und Hydrargyrus oxydatus ruber etc. etc.

Gleich Marco Polo leugnet auch Joh. Bapt. van Helmont (gest. 1644) die Existenz eines animalischen Salamanders und erkennt nur einen mineralischen an, nämlich das Gold.

Auch Menschen wie die sogenannten Feueresser und andere Pyrotechniker wurden Salamander genannt, ebenso Verstorbene, deren Seelen zur ewigen Feuersqual verdammt waren. Bei den Aegyptern bedeutete ein Salamander im Feuer nach Horus Apollo einen Menschen, der vom Feuer verbrannt wird, nach Masen das Gegentheil und nach Valerianus Bolzianus einen solchen, der gleich dem

* Den Maulwurf nichts als Erde nährt.

* Mit den Versuchen, unedle Metalle in edle zu verwandeln, ging das Suchen nach einem alle Krankheiten heilenden und das Leben verjüngenden Universalmittel Hand in Hand. Man nannte das erste menstruum universale, das zweite lapis philosophorum oder Stein der Weisen. Daß die Alchymisten sich mystischer Bilder und Allegorien bedienten, lag zum Theil an den Verfolgungen, denen ihre Schriften bereits unter Diocletian und in der Folge noch öfter ausgesetzt waren, zum Theil an der mittelalterlichen Vorliebe für das Geheimnißvolle. Auch dieser alchymistische Salamander trug nicht wenig dazu bei, die Naturgeschichte des wirklichen immer mehr zu verwirren.

Salamander, wenn er auf die Bäume kriecht, überall Unheil anrichtet. Ein literarischer Salamander war ein Mann vom schärfsten Geist und beharrlichsten Fleiß, sowie andererseits ein von Weisheitsdünkel, Neid und Streitsucht erfüllter Gelehrter.

In der Dämonologie verstand man unter Salamandern die Elementargeister des Feuers; denn wie Philippus Aureolus, Theophrastus Bombastus, Paracelsus von Hohenheim in seiner Meteorologie (Cap. 4) erklärt, hat Gott außer den Menschen, den Nachkommen Adam's, noch vier andere Gattungen von Menschen geschaffen, mit Fleisch, Knochen und Vernunft versehen, und diesen die vier Elemente zur Bewohnung angewiesen. Von diesen „Elementarischen Geistern wohnet", wie es in dem zweiten Tractat über die Pest (Cap. 1) heißt, „der eine Theil und Geschlecht im Wasser: Das andere Geschlecht wohnet im Feuer, als die Penates, Salamandrae: Der dritte im Lufft, als die Sylvestres (soll wohl Sylphen heißen), Der vierdte in der Erden, als Gnomi, Lemures, Pygmaei, Schrötlein und dergleichen."

Diese vier Elementargeister beschwört Goethe's „Faust" mit den Worten:

„Salamander soll glühen,
Undene sich winden,
Silphe verschwinden,
Kobold sich mühen."

In Schiller's „Wallenstein" ist der Salamander Feuerbewohner und in seinem „Taucher" eine Art Seeungeheuer.

„Ja wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im lichten Feuer mit dem Salamander
Und hält sich rein im reinen Element,"

entgegnet Wallenstein dem jungen Piccolomini; der Taucher aber berichtet:

„Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen."

Ob der Salamander noch weiter als Ungeheuer poetisch verwerthet wurde, ist mir nicht bekannt. Als Feuerbewohner und Elementargeist des Feuers begegnet er uns dagegen fort und fort.

In uralter Zeit, erzählt E. Th. A. Hoffmann in dem phantastischen Märchen „Der goldene Topf", herrschte in dem Wunderlande Atlantis der mächtige Geisterfürst Phosphorus, dem die Elementargeister dienten. Der Salamander, der aus Verzweiflung über den Verlust seiner Geliebten, der grünen Schlange, eines Tages flammensprühend in dem Garten des Phosphorus umherrannte und die Blumen versengte, wurde zur Strafe dieses Frevels zu den Erdgeistern hinabgestoßen, um von diesen so lange gefangen gehalten und geneckt zu werden, bis der Feuerstoff sich wieder entzündet hätte. Dies geschah denn auch endlich, aber nur bis zum Menschen keimte er empor, und, eingehend in das menschliche Leben, mußte der verstoßene Elementargeist auch alle Bedrängnisse desselben ertragen, und nur in den Funken, die er aus den Fingerspitzen zu schnippen vermag, giebt sich seine frühere Salamander-Natur noch zu erkennen.

Nach Plinius (10, 67, 86) ist der Salamander so kalt, daß er wie Eis das Feuer löscht. Davon ausgehend, machen ihn Gust. Freytag und Paul Heyse zu einem Feuerbewohner, der vermöge dieser inneren Kälte das Feuer nicht spürt. „Nichts über kaltes Blut, brummte der Salamander, als er im Ofenfeuer saß", sagt Conrad Bolz in dem ersten Acte der „Journalisten" zu sich selbst.

„Wir aber können nicht verbunden bleiben,
Nicht hier, nicht dort, und wollt' ich auch, entbrannt,
Dir meiner Seelen Seligkeit verschreiben.

Denn eine Strafe wird dir zuerkannt,
Die ich nicht theilen kann: mit eis'gem Herzen
Zu frieren, rings von Flammen übermannt,"

erklärt P. Heyse der Geliebten in seinen erotischen Terzinen „Der Salamander".

III.

„Salamanderreiben".

Unter der mysteriösen Bezeichnung „einen Salamander reiben" versteht man ein gemeinschaftliches Trinken im Tact und auf Commando. Ueber die Entstehung und den absonderlichen Namen dieses Brauches, der von den Hochschulen allmälig auch in andere Gesellschaftskreise überging, herrschen verschiedene Ansichten und Vermuthungen.

Wie aus Theokrit's zweitem Idyll „Die Zauberin" hervorgeht, hat man schon im Alterthume Salamander gerieben; aber das war kein fröhlicher Trinkact wie unser „Salamanderreiben", sondern ein Act finsteren Aberglaubens: man stampfte und zerrieb den wirklichen Salamander, um daraus einen vermeintlichen Liebestrank zu gewinnen.

„Bringe mir rasch Buhlzauber, o Thestylis! Bringe mir Lorbeern,
Wind' um den Opferpocal die purpurne Blume des Schafes!
Daß ich meinen Geliebten, der hart mich quälet, beschwöre;
Der mir schon zwölf Tage, der Elende, nimmer erscheinet.
— — — Anderswohin traun!
Lenkte sein Herz ihm Eros, dem Flatterer! Und Aphrodite!
Zieh' umrollender Kreisel den Mann mir zurück in die Wohnung!
Morgen zerreib' ich den Molch und bringe dir schlimmes Getränk dar!*

Daß zwischen diesem pharmaceutischen Salamanderreiben der Alten und unserem Salamanderreiben keinerlei Zusammenhang obwalten kann, liegt auf der Hand.

Wurzelt der Brauch, wie Andere vermuthen, etwa im germanischen Alterthume?

In dem achten Capitel seines „Ekkehard" erzählt Victor Scheffel von einem nächtlichen Conventikel auf dem Fels Hohenkrähen.

„Es war ein Thier geschlachtet worden, ein Haupt wie das eines Pferdes war an den Eichstamm genagelt, Spieße standen über dem Feuer, Knochen lagen umher. In einem Gefäß war Blut.

„Um einen zugehauenen Felsblock saßen viele Männer, ein Kessel mit Bier stand auf dem Stein, sie schöpften daraus mit steinernen Krügen.

„An der Eiche kauerte ein Weib (die Waldfrau). — — — Das Weib auf dem Hohenkrähen war alt und struppig.

„Die Männer schauten nach ihr. Zusehends hellte sich der Himmel im Osten. In die Nebel über dem See kam Bewegung. Jetzt warf die Sonne ihre ersten Strahlen vergüldend über die Berge, bald stieg der feurige Ball empor; da sprang das Weib auf, die Männer erhoben sich schweigend; sie schwang einen Strauß von Mistel und Tannreis, tauchte ihn in das Gefäß mit Blut, sprengte dreimal der Sonne entgegen, dreimal über die Männer, dann goß sie des Gefäßes Inhalt in das Wurzelwerk der Eiche.

„Die Männer hatten ihre Krüge ergriffen, sie rieben sie in einförmiger Weise dreimal auf dem geglätteten Fels, daß ein summendes Getön entstand, hoben sie gleichzeitig der Sonne entgegen und tranken aus; in gleichem Tacte setzte Jeder den Krug nieder, es klang wie ein einziger Schlag. Dann warf ein Jeglicher seinen Mantel um, schweigend zogen sie den Fels hinab."

„Wer da weiß," bemerkt Scheffel zu dieser Schilderung in seiner 122. Anmerkung, „mit welcher Zähigkeit der Bauer in seiner Sitte die Ueberlieferung altersgrauer Vergangenheit bewahrt, und wie noch manche seiner heutigen Bräuche an die Opfer des Heidenthums gemahnen, den wird es nicht befremden, im zehnten Jahrhundert noch auf nächtliche biertrinkende Conventikel zu stoßen, die sich von denen zu des heiligen Columba Zeiten (6. bis 7. Jahrh.) wenig oder gar nicht unterscheiden. Ob übrigens eine in ähnlichen Formen wie die hier beschriebenen, sich bewegende Sitte des gemeinschaftlichen Trinkens auf den deutschen Hochschulen, die unter dem Namen ‚einen Salamander reiben' bekannt, aber von Niemandem erklärt ist, nicht auch einen Anklang an altheidnische Trankopfer enthalte, bleibe dahingestellt."

Was Scheffel dahingestellt sein läßt, kann als ziemlich bestimmt angenommen werden, denn die Manipulationen, die sich mit Krügen, Humpen und Gläsern vornehmen lassen, bestehen eben in nichts weiter als Anstoßen, Reiben, Rappeln und gleichzeitigem Niedersetzen, und mit so beschränkten Mitteln ist es schwer, Formen zu finden, die nicht an bereits vorhandene anklingen sollten. — Ein Schluß auf das Alter des „Salamanderreibens" ist daraus natürlich nicht zu ziehen.

Altgermanischen Ursprunges kann der Brauch aus dem Grunde nicht sein, weil unsere Vorfahren, so lange sie in dem Salamander nur den ekelhaften Giftmolch

* *Σαύραν τοι τρίφασα κακὸν ποτὸν ἄνριον οἰνῶ*, heißt der letzte Vers im Original; *σαύρα* bedeutet nach Rost's griechischem Wörterbuche bei Herodot und Aristoteles Eidechse, bei Theophrast und Theokrit Salamander.

erblickten, diesen auch nicht zur Unterlage eines feierlichen Trinkactes machen konnten. Erst mußte der Salamander zum Symbol erhoben worden sein, ehe er einem symbolischen Acte den Namen geben konnte. — Symbol der Treue, Beständigkeit, Tugend und Sittenreinheit ist der Salamander etwa seit dem 16. Jahrhundert; daraus folgt aber noch keineswegs, daß auch das „Salamanderreiben" damals schon im Brauche war. Es sind das Alles Vermuthungen ohne irgend welche thatsächliche Unterlage.

Paul Wurfbain, der 1683 eine 133 Quartseiten starke lateinische Salamandrologie oder „geschichtlich-philologisch-philosophisch-medicinische Beschreibung" des Salamanders herausgab, würde des „Salamanderreibens" sicherlich nicht vergessen haben, wenn es zu seiner Zeit schon im Schwange gewesen wäre. Auch in Adolf Friedrich Funk's umfassender Salamandrologie vom Jahre 1827 ist des „Salamanderreibens" mit keiner Silbe gedacht. — Ich habe da und dort Erkundigungen über die Universitätsjahre 1830 und 1831 eingezogen und überall die Antwort bekommen, daß der Brauch damals noch nicht existirt habe.

Nach einer in Norddeutschland ziemlich verbreiteten Annahme soll der frühere Universitätsrichter v. Salomon, der den Spitznamen „Salamander" hatte, Veranlassung zu dem „Salamanderreiben" gegeben haben. Gegen Ende der dreißiger Jahre setzte dieser, wie mir von verschiedenen Seiten berichtet wird, in Bonn verschärfte Maßregeln bezüglich der Polizeistunde durch. Um elf Uhr hatten die Pedelle die Runde durch die „Kneipen" zu machen. Diese sollten mit dem Glockenschlage geräumt werden. Die „Kneipanten" suchten es deshalb so einzurichten, daß sie beim Eintritte der Polizeistunde noch einmal volle Gläser vor sich hatten, in der Voraussetzung, die Pedelle würden ihnen doch wenigstens so viel Zeit gestatten, um ruhig austrinken zu können. Aber die Befehle des Universitätsrichters waren scharf, und das Gewissen seiner Pedelle konnte nur so beruhigt werden, daß man sofort stehend austrank. Man rieb dabei unwillkürlich mit den Gläsern auf dem Tisch und murmelte den Spitznamen des gestrengen Herrn Universitätsrichters: „Salamander, Salamander!" vor sich hin; trank dann aus und setzte die Gläser a tempo nieder. Aus diesen bescheidenen Keimen soll sich allmälig das complicirtere „Exercitium Salamandri" entwickelt haben und von Bonn zunächst nach Heidelberg verpflanzt worden sein.

Diese Deutung des dunkelen Brauches stimmte so sehr mit meinen Ansichten von der Sache überein, daß ich sie gern zu der meinigen gemacht hätte; allein sie enthielt einen nicht zu beseitigenden Anachronismus.

Das „Salamanderreiben" war älter als die mißliebigen Maßregeln des Herrn v. Salomon.

„Ich bin fest überzeugt," schreibt mir unter Anderem der frühere Reichstagsabgeordnete Staatsrath a. D. Lamey, „daß wir in Karlsruhe schon auf der Penalia (Lyceum) 1834 Salamander gerieben, jedenfalls, daß ich diesen Brauch 1835 bei einem Besuche meines Bruders in Heidelberg kennen lernte. Im Herbst 1835 kam ich nach Bonn, ob dort „salamandrirt" wurde, entsinne ich mich nicht und bezweifle es. Aber als ich den Winter 1836 nach Heidelberg kam, war die Sitte schon fest eingewurzelt. In München, wo ich 1837 bis 1838 war, hatte ich, da ich als Philister (eingezogen) lebte, keine Gelegenheit zu Erfahrungen."

Durch dieses und das Zeugniß anderer Studiengenossen wurde meine eigene Ueberzeugung, daß ich im Jahre 1834 in Heidelberg schon den fertigen „Salamander" gerieben, zur objectiven Wahrheit, und die Bonner Behauptung, daß der Universitätsrichter v. Salomon den ersten Anstoß zum „Salamanderreiben" gegeben habe, hinfällig.

Nach Ausweis der betreffenden Acten des Unterrichts Ministeriums ist v. Salomon vom 1. Oct. 1834 an als Universitätsrichter zu Bonn angestellt und am 18. Oct. 1834 in sein Amt eingeführt worden, welches er bis zum 1. Jan. 1854 bekleidet hat. Er kann somit auch nicht Veranlassung zu einem Brauche gegeben haben, der 1834 in Heidelberg schon in voller Blüthe stand, und bereits in derselben Form executirt wurde wie auch später. Damals wurde nämlich auf das Commando „Salamander!" mit den Gläsern auf dem Tische gerieben und dabei

so lange „Salamander, Salamander“ gemurmelt, bis der Commandirende „Eins, Zwei, Drei!“ gezählt hatte. Auf „Drei!“ wurden die Gläser a tempo aufgenommen und ausgetrunken. Bei dem zweiten Commando „Eins, Zwei, Drei!“ wurden sie a tempo niedergesetzt und damit so lange gerappelt, bis ein drittes „Drei!“ erschallte, worauf die Gläser a tempo aufgenommen und auf ein weiteres „Eins, Zwei, Drei!“ mit einem Schlage niedergesetzt wurden.

Stadtrath und Syndicus Dames in Potsdam theilte mir mit, daß er im Spätsommer 1833 zum ersten Male das „Salamanderreiben“ in Bonn habe kennen lernen, aber in einfacherer Form wie jetzt. Nach seiner Meinung wären es Heidelberger Studenten gewesen, die den „Salamander“ gerieben hätten.

Bekanntlich brach am 3. April 1833 zu Frankfurt a. M. ein Aufstand aus, durch welchen zunächst der Bundestag gesprengt und die Umgegend revolutionirt werden sollte. Der Aufstand wurde zwar im Keime unterdrückt, aber nicht ohne Verlust von Menschenleben. Obgleich sich nur Burschenschafter daran betheiligt hatten, so wurden doch sämmtliche Verbindungen aufgelöst, und der Besuch von Heidelberg und anderen süddeutschen Universitäten in Preußen verboten. Viele Mitglieder der „Saxo-Borussia“ siedelten in Folge dieses Verbotes nach Bonn über, und bei dieser Gelegenheit mag Dames mit dem Brauch bekannt geworden sein.

Wie Fürst Bismarck, der 1832 die Universität bezog, mir mittheilen ließ, sei in Göttingen damals von Studenten, die von anderen Universitäten gekommen, hin und wieder sporadisch eine Art „Salamander“ gerieben worden, aber nicht recipirter „Kneipusus“ gewesen.

Meine Annahme, daß das „Salamanderreiben“ um das Jahr 1831 entstanden sein müsse und zwar in Heidelberg, wurde mir schließlich durch die Angaben des Landraths a. D. Palm in Steglitz zur positiven Gewißheit. Dieser theilte mir mit, daß er von Ostern 1832 bis Michaelis 1833 Corpsbursche der „Saxo-Borussia“ in Heidelberg gewesen und dann nach Berlin gegangen sei. Damals bereits, nämlich im Jahre 1832, sei öfters ein „Salamander“ gerieben worden, aber in einfacherer Form wie später. Es wurde nämlich auf das Commando „Salamander!“ mit den Gläsern gerieben und dabei „Salamander“ gemurmelt. Auf das Commando „Eins!“ wurden die Gläser aufgenommen, auf das Commando „Zwei!“ geleert und auf das Commando „Drei!“ a tempo niedergesetzt. Da Ein- und Zweiunddreißiger anderer Corps, bei denen ich Nachfrage hielt, sich des Brauches nicht zu erinnern vermochten, so scheint er damals zuvörderst nur auf der Kneipe der „Saxo-Borussen“ üblich gewesen zu sein. Auf anderen Universitäten kam das „Salamanderreiben“ erst später auf, und zwar im Verhältnisse zu ihrer Entfernung von dem Ausgangspunkt, also z. B. in Berlin und Breslau später als in Jena und Halle u. s. w.

Die Zeit der Entstehung war hiernach so ziemlich festgestellt; aber wie und unter welchen Umständen das „Salamanderreiben“ entstanden, was es ursprünglich zu bedeuten hatte, darüber konnte ich nirgends etwas Bestimmtes erfahren. Es war den Anderen ergangen wie mir: wir rieben „Salamander“, ohne uns um die Entstehung und Bedeutung des Brauches weiter zu kümmern, und als endlich nach dreißig bis vierzig Jahren der Eine und der Andere damit anfing, da war es zu spät.

„Es wiederholt sich auch hier,“ äußerte Professor Usener in Bezug auf unsere Frage, „daß der Ursprung eigenthümlicher Bräuche sich in ein Dunkel hüllt, das sich nur durch Vermuthungen zweifelhaft beleuchten läßt. Wenn die Bräuche beginnen beachtet zu werden und ein Interesse zu erwecken, ist ihre Entstehung, die ohnedies eine allmälige und kaum merkliche zu sein pflegt, vergessen.“

„Nach meiner Ansicht,“ erklärte mir der schon erwähnte Staatsrath a. D. Lamey, „ist das „Exercitium Salamandri“ irgendwie in Verbindung mit der Magie eine alte Beschwörungsformel der Dämonologie, in welcher der Salamander ja seine Rolle spielt, und durch irgend einen ‚Witz‘ in seine jetzige Gestalt eingeführt.“

Ich selbst schrieb vor ca. einem Jahrzehnt, daß man durch das Trinken nach Tact und Commando, durch das sogenannte „Exercitium Salamandri“, das Trinken überhaupt habe feierlicher machen

und durch das Wort „Salamander", welches die Trinker während des Reibens mit den Gläsern vor sich hinsprechen, die Aufrichtigkeit der freundschaftlichen Gesinnung für den Gegenstand des Salamanderreibens habe ausdrücken wollen, glaubte aber nie recht an diese Erklärung, indem ein dunkeles Gefühl auch mich antrieb, das sogenannte „Salamanderreiben" für einen zufälligen „Kneipwitz" zu halten, dem erst nachträglich tiefere Bedeutung untergelegt wurde. — Weitere Nachforschungen bestätigten meine Ansicht.

Regierungsrath Barkhausen wurde mir als derjenige bezeichnet, der den Schlüssel zu dem Räthsel hätte. Ich suchte ihn natürlich sofort auf, und erfuhr zu meiner freudigen Ueberraschung, daß der Name „Salamander" nichts weiter sei, als ein durch Verschlucken von Buchstaben corrumpirtes „Sauft Alle mit einander!" [S(auft) Alle m(it) (ein)ander.] Dabei ist zu bemerken, daß der Name Salamander den Heidelberger Studenten ganz geläufig ist, indem das Thier, welches ihn führt, auf den dortigen Gebirgen eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist und zumal auf der vielbesuchten Schloßruine häufig angetroffen wird. Ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß der Spitzname des Bonner Universitätsrichters von früheren Heidelbergern ausgegangen ist. Als seinen Gewährsmann bezeichnet mir Regierungsrath Barkhausen den verstorbenen Klosterkammerdirector Haccius, der 1831 in Heidelberg studirte, darauf Corpsbursche der „Hanoverania" in Göttingen war und den nunmehrigen Reichskanzler zum „Leibfuchs" gehabt haben soll. — Dem vorhin erwähnten Landrath a. D. Palm war die Haccius'sche Deutung unbekannt; er fand sie aber sehr plausibel, da gewöhnlich bei dem Nachhausegehen vorher noch ein „Salamander" gerieben wurde. Die Aufforderung, noch ein Glas gemeinschaftlich oder zusammen zu trinken, möge zustimmend mit „Sauft Alle mit einander!" beantwortet und dabei unwillkürlich mit den Gläsern gerieben worden sein. In dem Reiben mit den Gläsern erblickt der frühere „Saxo-Borusse" ein Surrogat für gemeinschaftliches Anstoßen.

In Bonn scheint der Brauch eine Zeit lang ganz in Vergessenheit gerathen, und erst durch das mißliebige Auftreten des Universitätsrichters v. Salomon recht in Schwung gekommen zu sein: daher wohl der Irrthum, daß er der unfreiwillige Urheber des Brauches gewesen sei. Von Bonner Studenten der Jahre 1834, 1835 und 1836, bei denen ich Erkundigungen einzog, erinnerten sich nur Wenige, das „Salamanderreiben" damals sporadisch kennen gelernt zu haben. In Heidelberg war der Brauch dagegen im Jahre 1834 allgemein und hatte sich 1840 bereits bis in die Honoratiorenschaft der Landstädte verbreitet. Der schon erwähnte Staatsrath a. D. Lamey theilt mir eine Anekdote mit, die das Gesagte in ergötzlicher Weise bestätigt.

„Ich war im December 1840 nach Meßkirch als Rechtspraktikant gesandt worden," heißt es in dem betreffenden Schreiben, „und blieb bis März 1841 dort. Meßkirch ist ein Städtchen von 1800 Einwohnern im Seekreis, 3 Stunden von Sigmaringen. Es war dort ein Museum d. h. eine kleine Wirthsstube, in der sich die paar Honoratioren zusammenfanden und wo einige Zeitungen und Zeitschriften von ihnen und für sie aufgelegt waren; daneben kneipte man auch zuweilen Abends, meiner Erinnerung nach, am Samstag; auch kamen die Herren Pfarrer der Nachbardörfer dahin. Nach einem solchen Kneipabend kam ich, ich glaube, eines Montags auf die Amts- und Gerichtsstube, und las die Post, d. h. die eingekommenen amtlichen Briefsachen und Meldungen. Darunter fand sich zu meinem Ergötzen auch die Meldung eines in Meßkirch stationirten Gensdarmen gegen den Unfug der Museumsgesellschaft. Sie besagte etwa, daß die Herren im „Museumsstüble" am Samstag einen ungebührlichen Lärm gemacht hätten, denn „sie schlugen mit den Gläsern auf die Tische, wie wenn es Holzblöcke (d. h. die Gläser) wären, und sangen ein unmoralisches Lied dazu, das sie Salamander nannten." Natürlich wurde darob viel gelacht und der pflichteifrige Gensdarm belehrt, daß das Lied „Salamander" mindestens nicht unmoralisch sei. Bei dieser Erinnerung ist in Zeit und Stoff kein Irrthum möglich. Ich erzählte die Anekdote oft, war aber seither nie mehr in Meßkirch."

Ob vielleicht unmittelbar vor oder nach dem „Salamanderreiben" ein Lied gesungen wurde oder ob der Gensdarm so un-

musikalisch war, das „Salamander"-Gebrumme selbst für Gesang zu halten, dessen erinnert sich Lamey nicht mehr.

Eine symbolische Bedeutung hatte also das „Salamanderreiben" von Hause aus nicht; es war nichts weiter als ein formeller gemeinschaftlicher Trinkact, bei dem ursprünglich jeder Theilnehmer während des Reibens mit den Gläsern die Worte: „Sauft Alle mit einander!" vor sich hinmurmelte, woraus unwillkürlich „Salamander" wurde. In der Folge benutzte man das Exercitium Salamandri zum Gesundheittrinken und statt Salamander murmelte oder brummte man nun auch häufig den Namen der Person, auf deren Wohl getrunken wurde. Der Brauch kam mit den Jahren mehr und mehr in Aufschwung und jetzt reibt man nicht bloß auf der Universität, sondern selbst in officiellen Kreisen zur Feier der wichtigsten Staatsereignisse und geschichtlichen Momente einen „Salamander". *

Gaswasser und Fischzucht.

Von

August Vogel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Unter den Nebenproducten der Steinkohlengasbereitung ist das Gaswasser vorzugsweise oft Gegenstand der Besprechung geworden. Ein jeder Gasofen ist mit einer Vorlage verbunden, durch welche die Aufsteigrohre mit den Retorten in Verbindung stehen. Das bei Beginn der Thätigkeit eines Gasofens in der Vorlage befindliche Wasser ist nach kurzer Zeit durch Theerwasser ersetzt. Daß die Menge des sich bildenden Gaswassers eine sehr beträchtliche ist, erkennen wir am besten, wenn wir den Betrieb einer Gasanstalt ins Auge fassen. Die Münchener Anstalt z. B. producirt durchschnittlich im Jahre 1½ Millionen Liter Gaswasser, im Winter als Maximum pro Tag nahezu 7500 Liter, im Sommer als Minimum etwas über 1500 Liter. Aus dieser Angabe wird ersichtlich, daß es wohl der Mühe werth ist, sich mit einem so massenhaft entstehenden Nebenproducte zu beschäftigen.

Der Gehalt des Gaswassers an seinem Hauptbestandtheil, Ammoniumcarbonat, ist ein sehr wechselnder, 0,5 bis 2 Procent. Die Verarbeitung desselben auf Ammoniaksalze, gewöhnlich auf Ammoniumsulfat, wird von manchen Technikern unter Umständen nicht als vortheilhaft bezeichnet. Es bleibt daher nur übrig, das Gaswasser durch Abdampfen, oder durch Versitzenlassen in den Boden oder durch Einschütten in Flüsse zu entfernen. Daß ein Versitzenlassen so enormer Wassermengen in den Boden ganz unzulässig ist, bedarf kaum der Erwähnung; eben so unmöglich erscheint das Verdampfen, einmal schon wegen der großen Feuerungskosten und dann auch wegen Belästigung der Nachbarschaft durch üblen Geruch, bleibt also noch das Einschütten des Gaswassers in Flüsse, beziehungsweise in München das Einfließenlassen in die Isar. Solches ist nun schon seit Jahren geschehen, ohne daß dagegen Einsprache gethan worden, endlich aber wurde denn doch die Frage aufgeworfen, — zunächst angeregt von der ehrsamen Zunft der Münchener Stadtfischer — ob das Gaswasser in solch' großen Quantitäten in die Isar geleitet am Ende gar irgend eine Schädlichkeit für die Isarfische ausübe. Und ihre Besorgniß schien allerdings nicht ganz unbegründet, wissen wir doch, das Gaswasser enthält neben Ammoniumcarbonat mehrere dem thierischen Leben, also auch den Fischen, schädliche Stoffe, nämlich Schwefelammonium in ziemlich bedeutender Menge, dann in geringerer Menge: Schwefelcyanammonium, Carbolsäure, absorbirtes Leuchtgas, endlich Theer in wechselnden Verhältnissen. Das Münchener Gaswasser enthält im Durchschnitt 0,7 Procent Ammoniak und 0,09 Procent Schwefelwasserstoff, hiermit nach dem oben angegebenen Productionsquantum pro Jahr gegen 210 Centner Ammoniak und gegen 27 Centner Schwefelwasserstoff.

Die Frage nach der Schädlichkeit des

---

* Wer etwa in der Lage sein sollte, noch weitere Aufschlüsse über die Entstehung und Bedeutung des „Salamanderreibens" geben zu können, der sei hiermit freundlichst gebeten, dieselben der Redaction der „Westermann'schen Monatshefte" in Braunschweig zugehen lassen zu wollen.

Der Verfasser.

Gaswassers für die Fischzucht ist nun zunächst in Rücksicht auf München durch eine Reihe interessanter Versuche, ausgeführt von Professor Wagner (Industrie- und Gewerbeblatt, August 1874) in befriedigender Weise beantwortet worden. Da aber die Resultate mutatis mutandis auf alle Gasanstalten größerer Städte passen, so erscheint nach meinem Dafürhalten deren Verbreitung in weiteren Kreisen gerechtfertigt.

In Wasser, welches 1 Procent Gaswasser zugesetzt enthielt, wurden die hineingegebenen Fische sofort sehr unruhig, suchten herauszuspringen, lagen nach einer Minute am Rücken und waren nach sechs Minuten leblos.

In Wasser, welches $^1/_2$ Procent Gaswasser zugesetzt enthielt, wurden die hineingegebenen Fische sofort unruhig, lagen nach fünf Minuten am Rücken und waren nach dreißig Minuten leblos.

In Wasser, welches $^1/_4$ Procent Gaswasser zugesetzt enthielt, wurden die hineingesetzten Fische nach einiger Zeit unruhig, lagen nach einer Stunde am Rücken und waren nach anderthalb Stunden leblos.

In Wasser, welches $^1/_{10}$ Procent Gaswasser zugesetzt enthielt, blieben die Fische ruhig; einer derselben ließ nach drei und einer halben Stunde keine Veränderung erkennen, war aber nach sechs Stunden leblos; ein anderer (ein kleiner Hecht) zeigte selbst nach sieben Stunden keine Veränderung, war aber am anderen Morgen todt.

Aus diesen Versuchen kann gefolgert werden, daß bei hohem und mittlerem Wasserstand der Isar das hineingegossene Gaswasser rasch so vieltausendfach verdünnt werde, daß ein Schaden für die Fischzucht nicht zu befürchten steht. Bei sehr niederem Isarwasserstande dagegen dürfte im Momente des Eingießens des Gaswassers die nöthige Verdünnung kaum zu erwarten sein, es müßte daher das Vorhandensein einer Gefahr für die Fischzucht in diesem Falle zugegeben werden. Im Allgemeinen empfiehlt es sich als weniger gefährlich für die Fischzucht, das Gaswasser nicht auf einmal in ganzen Fässern, sondern langsam in dünnem Strahle den Flüssen zufließen zu lassen.

Die Trockenlegung der Zuiderzee.

Von

E. Gerland.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 13, v. 11. Juni 1870.

Eine Beschreibung der Trockenlegung des Haarlemer Meeres, die ich im Jahrgange 1870 dieser Monatshefte veröffentlichte, konnte mit der Bemerkung schließen, daß dieses, obwohl so riesenhafte Werk nur als Probe erscheine eines noch viel gewaltigeren, der Austrocknung der Zuiderzee. In der That waren bereits seit 1866 Vorarbeiten im Gange, welche zunächst durch genaue Erforschung der physikalischen Verhältnisse dieses Binnengewässers als erste Schritte das genannte Ziel anstrebten. 1870 waren dieselben so weit gediehen, daß ein aus sieben Theilnehmern bestehendes Consortium bei der holländischen Regierung um Gewährung der Concession zum Eindeichen, Austrocknen und in Cultur bringen des südlichen Theiles der Zuiderzee einkommen konnte. Die Regierung setzte in demselben Jahre eine Commission von dreizehn Mitgliedern nieder, welche namentlich zur Abgabe eines sachverständigen Urtheils berechtigt schienen. Am 21. April 1873 legte diese ihr Gutachten der Regierung vor und ist dasselbe seitdem mit siebzehn einschlägigen Actenstücken in den Druck gegeben. Obwohl nun bei den ungeheuren Kosten, die das Unternehmen fordert, seine Ausführung oder auch nur deren Einleitung durchaus noch nicht in einige Nähe gerückt erscheint, wenn auch dies Gutachten günstig ausgefallen ist, so haben doch diese Vorarbeiten ein hohes selbständiges Interesse, einmal, indem sie für eine künftige Ausführung des Planes mit allen seinen großen Schwierigkeiten orientiren, und sodann, indem sie vor Allem geeignet sein möchten, die eigenthümlichen Lebensbedingungen der Bewohner Niederlands in den der See nahen Provinzen allseitiger kennen zu lernen, als dies durch jenen früheren Bericht, auf den ich übrigens hinsichtlich vieler hier nur anzudeutender Verhältnisse verweise, möglich war.

Die 1853 beendigte Trockenlegung des Haarlemer Meeres hatte ein im Allge-

meinen günstiges Resultat ergeben, das wohl zu weiteren und größeren Unternehmungen der Art auffordern konnte. Von den vielen etwa seit unserer Zeitrechnung vom Wasser dauernd überflutheten größeren Strecken sind fast alle, so besonders die Zype, der Schermer, Beemster, Purmer, Wormer seit den Zeiten des Grafen Egmont eingedeicht und zu „Poldern" gemacht, wie man die so gewonnenen Ländereien nennt. Durch starke Dämme geschützt, sind sie vor der Gefahr, wieder unter Wasser zu gerathen, gesichert. Nur die Wogen der Zuiderzee bedecken noch ein weites Gebiet, das ausgetrocknet eine Provinz Niederlands geben würde. Es ist nur übrig dieses wieder zu gewinnen, um Holland die Größe, die es wahrscheinlich im Beginn des Mittelalters hatte, zurückzugeben, wobei allerdings von einem ziemlich breiten Küstenstreifen, der durch langsames Vorrücken der Nordsee verloren ging, abgesehen werden muß.

Daß ein solches seit den Zeiten der Römerherrschaft in den Niederlanden stattgefunden hat, indem die die Küste bildenden Dünen langsam zurückwichen, ist unzweifelhaft. Aber die erste Ursache hiervon ist eine andere, als es von vornherein scheinen möchte. Die See dringt nicht vor, indem sie durch langsames Bewegen und Wegschwemmen des Fußes der Dünen den Gürtel, in welchem diese das Land umgeben, immer schmäler werden läßt, sondern der meist von der See her wehende Wind führt den in der Sonnenhitze getrockneten Staub landeinwärts und giebt die so flach gewordenen Strecken der Wirkung der Wogen preis, die sie dann nach und nach in ihren Schooß begraben. Die folgende Skizze zeigt den Strand der Nordsee mit dem Dorfe Katwyk an der Rheinmündung, rechts den Leuchtthurm, in der Mitte die Kirche, links die Fischerflotte, wie sie alle Sonnabend, bei Fluth einlaufend, sich vor Anker legt, worauf die dann folgende Ebbe den Strand unter den Schiffen trocken zurückläßt. Mehr nach hinten sieht man die die Rheinmündung einschließenden, in die See hineinragenden Steindämme und die Dünenreihe weithin. Den gewöhnlichen Böschungswinkel der Dünen gegen die See zeigt das über den Häusern des Dorfes sichtbare Wasser. Nach einem lange dauernden, fürchterlichen Nordweststurm, nach dessen Aufhören man die See noch lange in dem zwei Stunden entfernten Leiden brüllen hörte und der die Fluth bis über die gewöhnlich höchste Höhe emporgehoben hatte, war vom Fuße dieser Düne ein Stück abgeschlagen von etwa einem Meter Breite, landeinwärts gemessen. Kann nun in einem solchen Falle, wie dies Jahrhunderte hindurch in der That möglich war, der Gipfel der Düne nachstürzen, so wäre die Küste ein wenig zurückgedrängt. Es kommt also nur darauf an, diesen zu befestigen, und eben so wohl plötzliche Wirkungen, sowie das langsame Verstäuben zu verhindern und so die Lager der Strandlinie zu sichern. Dies gelingt nun sehr leicht durch Bepflanzung der Dünen mit Sandhafer, welches Verfahren denn auch seit dem 15. Jahrhundert allgemein und mit der größten Umsicht angewendet wird. Noch vortheilhafter würde es sein, die Dünen, wie es früher wahrscheinlich auch der Fall gewesen ist, zu bewalden. Die den Kieselboden liebende Meerstrandskiefer würde in ihnen gut gedeihen und wenn auch die der See zunächst wachsenden Bäume in Folge der Heftigkeit der Seewinde verkümmerten, so würden sie den dahinter befindlichen genügenden Schutz gegen die verderblichen Wirkungen dieser Winde gewähren. Man beschäftigt sich neuerdings sehr ernstlich in Holland mit der Ausführung dieses Gedankens.

Um freilich den bereits verlorenen Küstenstrich wieder zu gewinnen, dazu müßte man die Dünen seewärts vorschieben und daran ist natürlich nicht zu denken. Noch bis in das Mittelalter war derselbe in solcher Breite vorhanden, daß die dem Eingange in die Zuiderzee jetzt vorgelagerten Inseln Theile einer zusammenhängenden Küste waren, welche Nordholland mit Friesland verband. Sie zerbröckelten mehr und mehr, bis unter der vereinigten Wirkung der Meereswogen und der Fluthen des Yssel gegen das Ende des 14. Jahrhunderts die unter Wasser gesetzten Ländereien den Umfang der jetzigen Zuiderzee erreichten. Die Ursachen der Auflösung des Landes wirkten indessen fort; die Geschichte des an der Nordsee gelegenen Dorfes Petten zeigt, daß hier um diese Zeit ein neuer Durchbruch bevorstand, so daß, wäre er in genügender

Ausdehnung zu Stande gekommen, sich neben Texel eine neue Insel vom Helder bis Petten reichend gebildet haben würde. Vom nördlichsten Punkte der Zuiderzee war nämlich ein tiefer Busen, die Zype, bis zur Küste gegen Petten hin vorgedrungen. Von beiden Seiten vom Wasser gedrängt wurden die Dünen daselbst mehr und mehr weggeschlagen. Etwas nördlich von Petten bei dem Dorfe Oghe, jetzt Lalandsoog, stand die Zype bereits mit der Nordsee in Verbindung. 1443 hatte man dieselbe, namentlich um Westfriesland, den nordöstlichen Theil der jetzigen Provinz Nordholland zu sichern, wohl eingedeicht, aber noch war man nicht im Stande die Nordsee abzuhalten. Es bestanden damals zwei Dörfer Petten, Petten an der Zype und Petten, das Hondsbosch* hieß. Das letztere wurde in der fürchterlichen Fluth, die in der Elisabethnacht (19. Nov.) 1421 über Holland hereinbrach, vernichtet. Seine Bewohner, etwa 400 an der Zahl, kamen alle um; sie hatten sich in die Kirche geflüchtet, wo sie das jähe Verderben ereilte. An Hülfe war nicht zu denken, denn gleichzeitig wurde in die Dünen ein Loch geschlagen und die Bewohner der umliegenden Dörfer mußten alle Kraft aufbieten, dies auszufüllen und sich selbst zu schützen. Man legte nun hinter der Oeffnung einen Deich an, entblößte die Dünen vom Sandhafer und etwaigen anderen Gewächsen, um sie stäubend zu machen und so zu zwingen, gegen den Deich zu wandern und ihn zu verstärken. So entstand die schwache Stelle, die jetzt noch fast dünenlos ist und deren Dasein man öfters durch die phantastische Annahme hat erklären wollen, daß hier vor Alters ein Arm des Rheines gemündet habe. Der kleine Flußlauf der Reckere erreicht hier allerdings die Nordsee. Die Stelle blieb die Achillesverse der holländischen Dünenreihe für lange Zeit. Das arme Dorf Petten, dessen Bewohner kümmerlich von der Arbeit im Hondsbosch und etwas Fischerei lebten, war nicht im Stande, die Kosten eines so gewaltigen Deichs zu tragen, obwohl ihm zunächst der Hauptheil derselben zufiel. Bei der Wichtigkeit des Dammes, deren Erkenntniß bereits 1555 Karl V. einen besondern Dykgraf* für Petten hatte ernennen lassen, hatte der Graf von Holland die jedesmal nöthigen Ausgaben als einmalige an die dabei Interessirten vertheilt, später drängten wiederholte, mühsam abgewendete Gefahren zum Anlegen stärkerer Dämme und zur Vertheilung der Kosten derselben als regelmäßig wiederkehrende an die Bewohner der durch einen etwaigen Einbruch der See bei Petten gefährdeten Landstrecken, woher jedoch die durch eigene Deiche besonders geschützten Polder geringere Beiträge zu entrichten haben.

In der Zuiderzee waren die Inseln Urk (spr. Uerk), Wieringen, Schokland und Marken stehen geblieben, die ersten beiden alte diluviale Hügel, die letzteren alluvial und zwar Schokland aus Anschwemmungen des Yssel, Marken aus Veenbildungen (Boden, der durch das Vermodern von Pflanzentheilen unter Wasser, die dabei in Torf übergehen, gebildet wird) bestehend. Von diesen Inseln wird Wieringen dem Festlande durch besondere Eindeichungen demnächst wieder angeschlossen sein, während Urk und Marken durch die Trockenlegung der Zuiderzee Theile des neu gewonnenen Landes werden sollen. So würde Schokland allein seinen gegenwärtigen Charakter bewahren, indessen ist, wie wir sehen werden, der Anschluß der Insel Urk an das neu zu gewinnende Land noch Gegenstand auseinander gehender Meinungen.

Daß die Zuiderzee ihre Gestalt noch immer zu verändern sucht, das beweist die Beobachtung ihrer Küsten zur Genüge. So werden bei Blokzyl (spr. Blokseil) nördlich von der Ysselmündung nach jedem Sturm große Stücke Veen oder Derrin (Veen mit Thon vermengt) angespült, die an einer anderen Stelle losgerissen sein müssen. Durch derartige Anspülungen ist daselbst eine so ansehnliche Strecke Landes neu entstanden, daß sie öffentlich verpachtet werden konnte, an einer Stelle, wo vor 20 Jahren noch die See wogte. Urk

* Eigentlich Wäldchen der Centena (hundert Hausgesinde) Petten, also Gemeindewäldchen, wie ja im späteren Mittelalter auch in Deutschland ein Complex von dorfartigen Bezirken Mark oder Gent hieß.

* Vorsitzender des Collegiums, welches die Verwaltung einer Anzahl Dämme, die zu einem, Boezem (spr. Busem) genannten Ganzen vereinigt sind, handhabt, und die Beschlüsse desselben ausführt.

hat man vor den nagenden Wirkungen der Wellen durch eine Pfahlreihe, die die ganze Insel mit Ausnahme der langen nach Nordost sich erstreckenden Landzunge, des Staartes (Schwanzes), umgiebt, schützen müssen. Seitdem hat man ein Abnehmen seiner Größe nicht mehr beobachtet, während Schokland, dieses Schutzes entbehrend, merklich abnimmt.

Auch an Thatsachen, daß diese Veränderungen nur die wahrscheinlich geringfügigen Reste früherer, die viel tiefer eingriffen, sind, fehlt es nicht. Zwischen Urk und Schokland zeigen oder zeigten sich Spuren eines versunkenen Dorfes; die Stelle ist unter dem Namen des Kirchhofes bekannt. „Noch heute" (sagt Harting in seiner 1853 erschienenen Beschreibung der Insel Urk) „befinden sich dort Mauern von 3 Fuß Höhe über dem Seeboden und sind durch einen 80jährigen, unlängst verstorbenen Mann seiner Aussage nach bei niedrigem Wasserstand gesehen; und daß man hier an eine Kirche zu denken hat, ist höchst wahrscheinlich. Ein 1842 im Alter von 91 Jahren verstorbener Greis war um 1772 mit seinem Fischerboot über den Kirchhof gefahren und hatte dann in seinen Netzen einen Kirchenleuchter gefunden. Derselbe Mann bezeugte, daß der noch heute in der katholischen Kirche zu Emmeloord (auf Schokland) vorhandene Taufstein von dort geholt wurde." Ebenso sind Reste eines versunkenen Dorfes südwestlich von Urk vorhanden, wovon vor noch nicht allzu langer Zeit noch so viel Mauerwerk bestand, daß es die Schiffer vermeiden mußten. „Im Hoornschen Hop, einem Theil der Zuiderzee in der Nachbarschaft der Stadt Hoorn, sollen im 12. Jahrhundert die Landgüter und Wälder gelegen haben, welchen die Familie der Hoppers (Hopheeren) von Hoorn den Namen entlehnte. Bekannt sind noch die Grundmauern von Alt-Naarden, und auf dem Muider Sand (spr. Meudersand) befindet sich ein hoher und harter Grund, welcher bei den Schiffern den Namen Papenbraak (Pfaffenbruch) führt, vielleicht von einem früheren Kloster, dessen Mauerwerk noch im 18. Jahrhundert vorhanden war. Auch auf dem Harderwyker (spr. Harderweiker) Sand, von jenen der Knorre genannt, ist der Grund sehr fest, selbst so hart, wie der von Urk ꝛc." (Acker Stratingh, Aloude Staat en Geschidenis etc. I, 238.)

Was nun die Inseln Urk und Schokland selbst anlangt, so ist ersteres, das nach der Aussage der Chroniken noch bis 1179 mit dem Festlande vereint gewesen sein soll, ein diluvialer Hügel, an den sich niedrige alluviale Strecken mit vielen erratischen Blöcken, die aus Schweden oder Schottland gekommen zu sein scheinen, anschließen. An seiner Nordwestküste zieht sich ein Sandrücken, eine Düne hin, die weiter den Staart bildet; derselbe entstand gelegentlich der Stürme vom November 1775 und 1776 und schützt die Gewässer im Osten und Südosten von Urk gegen die West- und Nordwestwinde, so daß der Hafen von Urk einen vortrefflichen Zufluchtsort gegen diese gefährlichsten Windrichtungen gewährt. 1851 wurde die Insel von 1282 Menschen bewohnt, gegen 520 im Jahre 1789. Den Maßen ihrer Schädel nach scheinen dieselben nicht keltischen Ursprunges zu sein. Sie nähren sich fast ausschließlich vom Fischfang. Ihre Tracht, weite Jacke, sehr weite, am Knie zugebundene Hosen, blaue Strümpfe und Cylinderhut, macht dieselben auch fern von ihrer Insel leicht kenntlich.

Weniger günstig haben sich die Verhältnisse der Schokkers (Bewohner von Schokland) gestaltet. Wie der Umfang ihrer Insel hat ihr Wohlstand abgenommen und nimmt noch immer fort ab. Mitte vorigen Jahrhunderts trieben sie noch Handel auf Hamburg und Amsterdam. 1824 besaß ihre Insel 51 Kühe, 1843 nur noch 5. Jetzt ist pumpernikelähnliches Roggenbrot ihre Hauptnahrung, manchmal mit Käse oder saurer Milch. Die Abend- und Mittagsmahlzeiten bestehen aus Kartoffeln und Fisch, Winters namentlich gebackenem Häring. Zwischendurch essen sie etwas Gemüse, Fleisch fast nie; sie haben gelbe Haare und sind von kurzem, gedrungenem Wuchse.

Wir haben uns bei den Schicksalen und der Beschreibung Pettens und der beiden Inseln etwas länger aufgehalten, weil dieselben für die Austrocknung der Zuiderzee von besonderer Bedeutung sind. Noch ist, ehe auf die letztere genauer eingegangen werden kann, einer dazu nothwendigen Vorarbeit zu erwähnen, durch

deren Ausführung das ganze Project erst realisirbar wurde.

Der Gedanke, die Zuiderzee auszutrocknen, ist bereits früher oft genug ausgesprochen worden. Man mußte aber bis jetzt sich mit den Beweisen der Möglichkeit begnügen, weil Vorschläge zur Ausführung werthlos waren, so lange man durch diese Austrocknung der Hauptstadt Amsterdam die directe Verbindung mit der Nordsee abschnitt. Zwar war bereits in den Jahren 1819 bis 1825 der nordholländische Canal gebaut, der sich durch eine Länge von 78500 Meter bei einer oberen Breite von 40 Meter, einer Bodenbreite von 10 Meter und einer Tiefe von 7 Meter vom Nieuwen Diep (neuen Tief) bis gegenüber Amsterdam erstreckt und somit auch für ziemlich große Seeschiffe fahrbar ist. Sehr schwer beladene Kauffahrteischiffe haben indessen einen Tiefgang von 6 bis 6,8 Meter, für sie ist der Canal nicht mehr zu passiren; ihre Fracht mußte also jedesmal im Nieuwen Diep umgeladen werden. Kleinere dagegen ziehen vielfach den freieren Weg über die Zuiderzee vor. Hauptsächlich in Anbetracht der günstigeren Lage Rotterdams, welches die größten Seeschiffe ohne Mühe erreichen können — die kleine Halbinsel, der hoek (Winkel, spr. Huk) von Holland, die sich 1648 vor der Maasmündung gebildet hatte, ist neuerdings wieder durchgraben — war es für Amsterdam eine Frage von äußerster Wichtigkeit, eine ähnliche kurze und ausreichend breite und tiefe Verbindung mit der Nordsee zu besitzen. Man stützte deshalb von Seiten der Stadt und ihrer Einwohner das Project der Doorgraving van Holland op zijn smalst (Durchgrabung Hollands an seiner schmalsten Stelle) mit aller Energie und allen zu Gebote stehenden Mitteln. Die von einer Privatgesellschaft ausgeführten Arbeiten nähern sich ihrer Vollendung, doch hat der Staat die Unternehmer energisch durch geleistete Vorschüsse unterstützen müssen. Die Richtung des Canals ergiebt sich aus beigefügter Karte, welche gleichzeitig einen Ueberblick des durch Trockenlegung des Y's gewonnenen Terrains gewährt. Die von diesem Busen der Zuiderzee übrig bleibenden Canäle sind dick ausgezogen; die Seitencanäle sind der genügenden Entwässerung der umliegenden Landstrecken wegen nöthig. Da, wo der projectirte Canal in die Nordsee einmündet, wird er durch mächtige Schleusen abgeschlossen; außerdem aber durch zwei gewaltige Steindämme auf $1^3/_5$ Kilometer in die See verlängert, welche Länge der flach abfallenden Nordseeküste wegen gefordert wird, um den Canal auch den größten Seeschiffen zugänglich zu machen. Bei dem Dorfe Velsen durchschneidet der Canal das Festland, und hier überschreitet ihn die Bahn auf einer mächtigen Drehbrücke. Zwischen Schellingwoude (spr. Schellingwaude) und Amsterdam bleibt der östlichste Theil des Y's bestehen und wird am ersteren Orte gegen die Zuiderzee durch Schleusen gesichert.

Man wußte nun längst, daß der Boden der Zuiderzee nördlich von einer etwa von Enkhuizen zur Yſselmündung gezogenen geraden Linie der Hauptsache nach aus Sand-, im Süden dieser Linie aus Thonboden besteht. Dieser Umstand bereits ließ die angeführte Linie als Grenzlinie des auszutrocknenden Theiles als zweckmäßiger erscheinen, wie die von Enkhuizen nach Stavoren gezogene, die namentlich früher wegen ihrer geringen Länge, sowie des um 146 500 Hektaren größeren Stückes zu gewinnenden Landes mehrfach empfohlen wurde. Gegen die letztere Linie als Grenze des auszutrocknenden Gebietes sprechen aber auch noch folgende gewichtige Gründe. Zunächst würde es mit großen Schwierigkeiten verbunden sein, den Theil der Rheingewässer, welchen der Yſsel dem Meere zuführt, in gewöhnlichen Verhältnissen $^1/_9$, bei hohem Wasserstand aber $^1/_3$ der ganzen Wassermenge des Rheins, durch den Damm hinauszuschaffen. Dem vollen Drucke dieser Gewässer, der senkrecht auf ihn gerichtet sein würde, einerseits, dem vollen Drucke der ebenfalls in senkrechter Richtung ihn drängenden Nordseefluthen andererseits auszuhalten, müßte der Damm sehr stark gemacht werden, was bei der großen Tiefe, welche die See auf dieser Linie zum Theil hat, die Kosten seiner Errichtung und Erhaltung sehr erhöhen müßte. Alle diese Schwierigkeiten fallen weg, wenn man den Damm von Enkhuizen zur Yſselmündung zieht. Man hat dann auch den Vortheil, daß er seiner ganzen Länge nach auf eine Unterlage von festem Sande zu liegen kommt.

Endlich ist es nicht unwesentlich, daß das so gewonnene Terrain sehr gleichmäßig geneigt ist, so daß es, langsam nach Norden abfallend, an dem von Enkhuizen zur Yſſelmündung sich erstreckenden Damme die höchste Tiefe von 3 Meter unter dem gewöhnlichen Wasserstand erreicht. Größere Tiefen kommen in dem ganzen südlichen Theile nicht vor, dagegen liegt das Terrain Harderwyk gegenüber, der Knor, 1 Meter höher wie das es umgebende, aus dem es jedoch sehr allmälig ansteigt. Die Tiefenverhältnisse des südlichen Theiles der Zuiderzee sind so regelmäßig, daß die Schiffer mit überraschender Genauigkeit den Ort, wo sie sich befinden, durch Messung der Tiefe der See mittelst herabgesenkter Stangen bestimmen.

Wenn es nun hiernach auch nicht mehr zweifelhaft sein kann, welche von den vorgeschlagenen Linien man dem Damme zu geben hat, so mußte man, ehe weitere Entwürfe gemacht werden konnten, vor Allem das Unternehmen auf seine Rentabilität prüfen. Hierzu war eine genaue Untersuchung des Bodens des einzudeichenden Stückes der Zuiderzee vorzunehmen. Auf Anregung der Maatschappy voor Grond kredit (Gesellschaft für Grundcredit) sind zu diesem Zwecke von dem Ingenieur Stieltjes und dem Oberstlieutenant Beyerink im Jahre 1866 eine Anzahl Bohrungen angestellt, ein Unternehmen, welches sich der Unterstützung seitens der Regierung zu erfreuen hatte. Zunächst begnügte man sich mit vorläufigen Untersuchungen des Seebodens, indem unten mit Rinnen versehene Stangen in denselben gestoßen wurden, an denen beim Wiederheraufholen Bodentheilchen hängen blieben. Dabei aber zeigte sich die Nothwendigkeit, dieselben im größeren Maßstabe zu wiederholen. Dies geschah vom Bord eines Fahrzeuges aus, an dessen Vordertheil eine denselben überragende Balkenlage angebracht war. Durch eine in der so gebildeten Flur befindliche Oeffnung konnte eine eiserne Röhre von 0,15 Meter Durchmesser in den Meeresgrund hineingeschlagen werden, und nachdem man sich auf diese Weise gegen seitliches Eindringen desselben geschützt hatte, wurden zunächst von der Oberfläche des Grundes Proben genommen, dann derselbe bis zu einer Tiefe von 1,5 Meter mittelst geeigneter Bohrer ausgehoben und Proben von der Oberfläche, sodann aus 0,5, 1,0 und 1,5 Meter Tiefe zum Zwecke einer späteren chemischen Untersuchung sorgfältig aufbewahrt. Im Interesse des Landbaues hätte es genügt, den Boden nur bis 1 Meter Tiefe zu untersuchen; da aber die ausgetrockneten Gründe immer etwas zusammenfallen — man hat ein nachträgliches Einsinken bis zu 0,1, ja 0,25 Meter beobachtet — so dehnte man die Untersuchung bis auf die angegebene Tiefe aus. 134 solcher Bohrungen sind vorgenommen; die Oerter derselben wurden durch genaue Winkelmessungen nach mehreren auf der Generalstabskarte angegebenen Küstenpunkten, Thürmen ꝛc. bestimmt, an Stellen, wo solcher nicht genug mehr zu sehen waren, legte man auf dieselbe Weise von einem zweiten Fahrzeug aus die Lage des die Bohrapparate tragenden Schiffes fest.

Die chemische Untersuchung der erbohrten Bodenproben ergab ein sehr günstiges Resultat. Der Boden des bei weitem größten Theiles des erforschten Gebietes zeigte sich aus Thon bestehend, dem erfahrungsmäßig fruchtbaren Thonboden, welcher einen großen Theil Hollands bedeckt, ganz gleich. Er ist durch einen Humusgehalt von 6 bis 8 Procent dunkel gefärbt, während der Humusgehalt der anerkannt besten in Holland angebauten Thonboden 5 bis 7 Procent beträgt. An den meisten Stellen (siehe die Karte) sind die Thonlagen dicker wie 1 Meter, an anderen weniger dick. Doch werden alle Strecken, die mit Thon bedeckt sind, höchst fruchtbar sein und im Stande, auf Jahre hin, ohne Düngung zu bedürfen, reiche Ernten zu geben.

Eine große Strecke im nördlichsten Theile des zu gewinnenden Terrains, sowie ein kleines Stück im Süden bei Muiden besteht aus Seesand, eine Strecke an der Gelder'schen Küste aus Diluvialsand. Auch diese Bodenart wird sich zur Cultur in hohem Grade eignen. Doch bedarf sie jedes Jahr kräftiger Düngung. „Daß Untergrund von Seesand bebaut wird," (sagt Dr. van Bemmelen in Beil. III des Verslags der Staatscommissie ꝛc. S. 79) „davon sind genug Beispiele in den Provinzen Zeeland, Nordholland, Groningen vorhanden. So hat man im Wilhelmina-

ORONVILLE LIBRARY. NEW YORK.

polder* den Streifen Seesandfelder in Cultur im einundzwanzigjährigen Fruchtwechsel, aber er wird stark gedüngt. Im Nordpolder (Prov. Groningen) kommt der Seesand in der Strecke, welche an den Seedeich grenzt, vor, während die schweren Bodenarten hinten im Polder liegen; diese letzteren müssen den Dünger für die ersteren liefern. Im Polder die Zype (Nordholland) werden die Seesandäcker als Weide- und Heuland benutzt, in Zwischenräumen gesondert und ein paar Jahre mit Weizen, Roggen, Hafer ꝛc. bestellt. — Diese Felder sind durch lange anhaltende Cultur dort in einen so guten Zustand gebracht, daß eine sehr dicke Lage von Humus im Obergrunde vorhanden ist; außerdem wird von Außen stets Dünger eingeführt. Im Anna-Paulowna-Polder wird die Urbarmachung und Verbesserung des Sandbodens durch die Polderlasten gehindert, die auf diesem eben so schwer wie auf dem Thonboden ruhen. Wären diese sehr klein, dann würde die Urbarmachung und Verbesserung dort eben so gut ausführbar sein als anderswo. — Der Seesand kann zur Waldcultur dienen, er taugt zum Anpflanzen von Tannen und anderen auf magerem Boden wachsenden Holzarten (Eschen, Weiden, Pappeln, Eichensträuchern). Der Bewaldung muß eine langsame Urbarmachung vorangehen, ebenso, wie dies bei Haideboden geschieht." Unter den Tannen würden Kiefern, namentlich die oben erwähnte Meerstrandskiefer zu verstehen sein, Rothtannen wenigstens gedeihen in den holländischen Küstenprovinzen gar nicht, Weißtannen nur an geschützten Orten. Auch zur Blumenzwiebelzucht würde sich solcher Boden vielleicht eignen; wenigstens wird bei Haarlem dieselbe in Dünensand betrieben, den man sehr tief umgräbt und stark düngt.

Endlich finden sich bei Edam und am gegenüberliegenden Ufer bei Kamperoeen, wenn auch in geringer Ausdehnung, Veen- und Derrielagen. Der sie bildende Torf geht, wenn man das die Entstehung desselben bedingende Wasser ableiten kann, in Humus über, und man kann demgemäß die Veene oder Moore, wie man dies ja auch neuerdings im nordöstlichen Theile der Provinz Hannover beabsichtigt, durch genügende Canalisirung in bauwürdigen Grund verwandeln. Freilich bleiben dieselben immer weniger fruchtbar, ja sie können, wenn auch nur für eine gewisse Zeit, in einen für das Pflanzenleben giftigen, sauren Zustand übergehen. Proben eines solchen sind nur an einer Stelle, an der Westküste gefunden, wo der mit Veentheilen gemengte sandige Boden schwefelsaures Eisenoxydul und schwefelsaure Thonerde enthält.

Somit hat die Untersuchung des zu gewinnenden Bodens ein höchst günstiges Resultat ergeben, das wohl geeignet ist, zur Ausführung des Projectes anzutreiben. Bei der Größe desselben werden aber alle die Schwierigkeiten, die man bei Austrocknungen zu überwinden gehabt hat, und wahrscheinlich in erhöhtem Maßstabe auftreten. Ueber diese und über die Art, wie sie eintretenden Falles hinwegzuräumen seien, mußte sich die Commission nun zunächst klar werden.

Zunächst darf die Austrocknung der Zuiderzee die Ent- und Bewässerungsverhältnisse der umliegenden Landstrecken nicht gefährden oder auch nur verschlechtern; sie darf ferner die Interessen der Schifffahrt nicht schädigen. Sodann muß die Möglichkeit der Vertheidigung Hollands gegen etwaige feindliche Einfälle, die auf der Inundation weiter Landstrecken beruht, gewahrt bleiben. Endlich ist zu vermeiden, daß Seuchen hervorgerufen oder auch nur begünstigt werden durch das Trockenlegen eines so großen Gebietes. Alle diese Punkte sind von der Commission an der Hand früher gemachter Erfahrungen untersucht. Es haben sich dabei, wie nun näher aus einander zu setzen ist, keinerlei wichtige Bedenken gegen das Project ergeben.

Was die beiden ersten Punkte, die Entwässerung der umliegenden Landstrecken und die Wahrung der Interessen der Schifffahrt anlangt, so muß, wie dies auch im Haarlemer Meerpolder geschehen ist, das ganze trocken zu legende Gebiet mit einem genügend breiten und tiefen Canal, dem Ringcanal umgeben werden. Dieser ist auch deshalb nothwendig, weil in ihn das zu entfernende Wasser gepumpt werden muß. Auf drei Wegen, durch den Yeanal, durch Schleusen bei Urk und bei

* In Zuidbeveland um 1820 eingedeicht.

Enkhuizen soll derselbe mit der Nordsee, beziehungsweise mit dem nördlichen Theil der Zuiderzee in Verbindung gesetzt werden. Um den Bedürfnissen des Schermerboezems gerecht zu werden, welcher sein Wasser in das Y und von da in die Zuiderzee ergießt und das Recht eines niedrigeren Wasserstandes hat, als der in den Canälen des zukünftigen Zuiderzeepolders sein wird, hat man beschlossen, einen Nebencanal vom nordholländischen abzuzweigen, welcher, von der Bürgerbrücke abgehend, bei Petten, nördlich vom Hondsbosch in die Nordsee münden soll, also etwa da, wo die Zype vor Alters mit der Nordsee in Verbindung stand. In ähnlicher Weise ist dem Canalnetz südlich vom Y, Rheinlands Boezem, das sein Wasser größtentheils in das Y und also mittelbar in die Zuiderzee los wurde, eine vermehrte Wasserausfuhr in die Nordsee zu ermöglichen. Dazu muß der Canal, der vom Haarlemer Meerpolder nach Katwyk an der Nordsee führt, verbreitert, die Schleusen daselbst vermehrt und durch Aufstellung einer Dampfmaschine von etwa 300 Pferdestärken die Wasserausfuhr gesichert werden. Es erscheint billig, daß an den Kosten dieser Anlagen sich die den Canal von Amsterdam in die Nordsee bauende Gesellschaft betheilige. Ebenso muß für die Wasserausfuhr der übrigen benachbarten Länder gesorgt werden, was genauer zu betrachten hier indessen zu weit führen würde.

Die Schiffe, die jetzt den Weg über die Zuiderzee nehmen, werden nach ihrer Austrocknung den Ringcanal benutzen müssen. Wird dadurch für einzelne Routen der Weg etwas länger, so wird dieser Nachtheil durch die größere Sicherheit der Fahrt wohl aufgehoben, da auch bei widrigen Winden die Schiffe an der Leine fortgezogen werden können. Die Ringfahrt soll deshalb bei einer Tiefe von 4 Meter unter dem Amsterdamer Pegel eine Bodenbreite von 7 Meter erhalten. Auf einige jetzt in Dienst stehende Räderdampfboote durch Annahme viel größerer Dimensionen Rücksicht zu nehmen, schien auch bei der weitgehendsten Liberalität nicht erforderlich.

MERCANTILE LIBRARY NEW-YORK.

Katwyk op Zee.

Ließen sich nun soweit die Verhältnisse leicht zur Zufriedenheit aller Betheiligten ordnen, so hat dagegen die Frage, ob man Urk in den Abschließungsdamm aufnehmen oder denselben südlich davon vorbeiführen sollte, zu controversen Ansichten in der Commission geführt, so daß sich dieselbe bewogen sah, auch die Ansicht der Mino-

Digitized by Google

Ancient Cities and Towns of Palestine

Ancient Cities and Towns of Palestine

Ancient Cities and Towns of Palestine

auch hierfür die östliche Lage die vortheilhafteste sein. Der Strömung der Yſſelgewässer entgegengerichtet würde er aber sehr bald versanden und unbrauchbar werden. Für die westliche Lage kehrt sich die Sache um. Man hat deshalb die mittlere Lage zwischen beiden nach Norden gewählt, die die genannten Nachtheile ausschließt. Dann aber muß man die beiden Steindämme, welche den Hafen bilden sollen, weit genug führen, um über das Riff von Urk, eine Erhöhung des Meeresbodens, die sich von Urk nordwestlich erstreckt und auf der Steinblöcke in Menge liegen, hinaus zu kommen. Der westliche dieser beiden Dämme muß höher und länger wie der östliche werden, durch Urk selbst sind zwei Canäle, einer für die Wasserausfuhr, der andere für die Schifffahrt zu graben.

Dies ist der von der Mehrheit der Commission angenommene Entwurf, den unsere Karte zeigt und der also den Anschluß von Urk voraussetzt. Gegen denselben macht dagegen die Minderheit geltend, daß dann den Schiffern die sichere Rhede, die sie bis jetzt hinter Urk finden, genommen wird, was nach der Trockenlegung, in Folge welcher die Rhede hinter Schokland aller Wahrscheinlichkeit nach versanden wird, sehr lästig werden muß, da alsdann statt der beiden jetzt vorhandenen sicheren Ankerplätze gar keiner mehr da sein würde. Auch würden die an der Yſſelmündung, auf Urk und Schokland befindlichen Leuchtthürme nicht nur ihren Zweck verfehlen, sondern den Schiffer in sehr gefährliche Fahrwasser locken. Bei starken Westwinden sei es höchst schwierig, in den nach Norden offenen Hafen einzusegeln und würde die Wasserausfuhr kaum zu bewerkstelligen sein. Den letzteren mißlichen Umständen glaubt die Mehrheit durch die größeren Dimensionen des westlichen Hafendammes vollständig vorgebeugt zu haben. Den anderen Einwänden hält sie entgegen, daß zunächst die Schifffahrt auf der Zuiderzee sich vollständig ändern würde, da sie ja größtentheils nach der Austrocknung durch Canalfahrt ersetzt werde. Man könne in Zukunft die ja dann viel kürzere Seefahrt auch bei weniger günstigem Wetter wagen und der Wartetage auf der Rhede von Schokland, die jetzt so viel Zeit fordern, würde man lange nicht mehr so viel nöthig haben. Die Schiffer warten nämlich besseres Wetter trotz der geringeren Höhe von Schokland immer auf dessen Rhede ab, nur in seltenen Fällen hinter Urk. Wäre nun aber die Rhede von Urk auch mehr benutzt, so würde die Ziehung des Abschließdeiches südlich von Urk vorbei, ohne die Insel hineinzunehmen, doch deren Rhede mehr oder weniger unbrauchbar machen, da dadurch das jetzt schon gefährliche Fahrwasser noch gefährlicher werden würde. Indessen dürfte es vortheilhaft sein, das Eyerlandsche gat (die Eyerländische Meerenge) zwischen Texel und Vlieland, wie die Karte anweist, durch einen Damm abzuschließen, einmal um die Menge des nunmehr bei Nordwestwinden in die Zuiderzee dringenden Wassers zu vermindern, dann auch um der jetzt langsam immer fortschreitenden Abnahme Vlielands vorzubeugen. Doch würde dies nach Ansicht der Commission Sache des Staates sein. Der Fischerei der Urker endlich kann die Anschließung ihrer Insel nicht schädlich werden; denn dieselben fahren im Sommer in die Nordsee, wo sie, dem Fischfange obliegend, die gute Jahreszeit zubringen und in Nieuwe Diep stationiren. Nur der in Urk selbst verbrauchte Fisch wird in dessen Nachbarschaft gefangen.

Auch die Interessen der Vertheidigung Niederlands lassen die Anschließung von Urk an den Abschließungsdamm sehr wünschenswerth erscheinen. Das Hauptaugenmerk dieser Vertheidigung ist die Beschützung von Amsterdam, die hauptsächlich durch Inundation der umliegenden Landstrecken erreicht werden soll. Dazu müssen besondere Inundationsschleusen (I S auf der Karte) angelegt werden; diese und solche Punkte, an denen der Feind das zur Inundation nöthige Wasser abzapfen könnte, sollen durch 21 Forts (auf der Karte mit ○ und der Nummer bezeichnet) befestigt werden. Die Anlage derselben fällt indessen dem Staat zur Last, nur daß die die Austrocknung übernehmende Gesellschaft das dazu nöthige Terrain unentgeltlich abzugeben sich verpflichten, auch die Poldercanäle, mit deren Hülfe das trocken gelegte Terrain entwässert wird, so legen muß, wie es die Anlage dieser Forts nöthig macht. Die Gestaltung des

Landes bringt es mit sich, daß sich diese Befestigungen hauptsächlich gegen das deutsche Reich richten. Wir lassen es dahingestellt, ob nicht nach dieser Richtung die größte Sicherheit Hollands in den Verhältnissen Deutschlands selbst liegt, die diesem andere, wie Vertheidigungskriege zu führen nie gestatten werden. Man wird deutscherseits die berechtigte Vorsicht der Niederländer immerhin nicht verkennen dürfen, aber man wird auch überzeugt sein können, daß Deutschland nie die Schuld auf sich laden wird, so viel blühende Landstriche der Ueberschwemmung preis zu geben, einer Ueberschwemmung, die mit allen Mitteln, auch wenn bei dringender Zeit das Flußwasser nicht ausreicht, mit Seewasser ins Werk gesetzt werden soll, und dann das Land möglichen Falls für längere Zeit seiner Ertragsfähigkeit berauben würde.

In Betreff der Frage, ob die Trockenlegung der Zuiderzee einen vorübergehenden oder nachhaltigen Einfluß auf den Gesundheitszustand des Landes voraussichtlich haben möchte, liegen so genaue Untersuchungen vor, als es der Stand der Sache zuläßt. Eine Zusammenstellung der in dieser Hinsicht bei 70 Trockenlegungen oder Ueberschwemmungen gemachten Erfahrungen lassen keinen derartigen Einfluß austrocknenden Landes erkennen. Aus salzigem und süßem Wasser gewonnene Strecken verhielten sich dabei im Wesentlichen gleich. Traten Malariafieber an solchen Orten in erheblich stärkerem Maße auf, so zeigten sich meist auch an anderen dieselben Krankheiten, und heiße Sommer schienen im Ganzen schädlicher, als die Nachbarschaft austrocknender Landstrecken. Immerhin wird es gut sein, so vorsichtig wie möglich zu verfahren. Vielleicht empfiehlt es sich, die letzte dünne Wasserschicht im Herbste auszupumpen, so daß das gewonnene Land im Winter zuerst trocken liegt. Alsdann wird es zweckmäßig sein, dafür zu sorgen, daß sich dasselbe rasch mit Vegetation bedeckt, wie dies in den Süßwasseraustrocknungen die Natur meist selbst besorgt, indem dort die Aschenpflanze (Cineraria palustris) in wunderbarer Menge aufzuschießen pflegt. Nach der Austrocknung darf man auf einen verbesserten Gesundheitszustand der umliegenden Gegenden und Städte, vor Allem also Amsterdams hoffen, da die Luft über denselben viel trockner werden wird, ohne an Reinheit und Frische zu verlieren.

Das Resultat aller dieser nothwendigen Voruntersuchungen ist demnach durchweg ein günstiges. Die bei der Ausführung etwa entstehenden Schwierigkeiten sind alle der Art, daß sie vollständig gehoben werden können. Man konnte somit zum Entwurfe des Planes selbst übergehen.

Von der Sicherheit des Abschließungsdammes hängt das Bestehen des ganzen Werkes ab; sie muß deshalb eine sehr genügende sein. Seine Höhe bestimmt sich natürlich nach den zu erwartenden höchsten Sturmfluthen. Die Stürme unserer Breiten beginnen meist im Südwesten, gehen, dann stärker werdend, in westliche über und erreichen ihre höchste Wuth von Nordwesten wehend. In dem jetzigen Zustande der Zuiderzee wird also im Anfange des Sturmes ihr Wasser an die friesischen und overyfselschen Küsten getrieben, während an ihren Ausgängen in die Nordsee noch niedriger Wasserstand herrscht. Im weiteren Verlauf staut aber der Westwind vor den Inseln das Nordseewasser auf, das dann durch die Straßen zwischen denselben eintritt und nun mit dem emporgewehten Zuiderzeewasser zusammentrifft. Dadurch behalten die Nordwestküsten der Zuidersee während der ganzen Dauer des Sturmes sehr hohen Wasserstand, während derselbe im Süden sehr niedrig ist. Bis zu $4^1/_2$ Meter verschiedener Wasserstand ist bei solchen Gelegenheiten an den entgegengesetzten Küsten beobachtet. Nach der Austrocknung wird nun die anfängliche Aufstauung des Zuiderzeewassers nicht mehr stattfinden können, die Höhe der Nordsee vor den Inseln wird dieselbe bleiben, somit die Höhe der See, soweit sie durch den Sturm verursacht wird. Die Dauer der Fluthhöhe im nördlichen Theil der Zuiderzee wird aber geringer werden. Nur wenn der Sturm mit der alle zwölf Stunden eintretenden Fluth zusammentrifft, kann das Wasser in dem übrig bleibenden Theil der Zuiderzee höher steigen, weil sich das eindringende Wasser nun nicht mehr auf einer so großen Wasserfläche ausbreiten kann. Die höchste Sturmfluth nun, die im Jahre 1825 beobachtet wurde, hat bei Medemblik das ruhige

Wasser um 2,5 Meter über dem Stand der See bei gewöhnlicher Fluth ergeben. Rechnet man hierzu für den Wellenschlag und eine eventuell eintretende Erhöhung der Fluthen im Allgemeinen noch 1,5 Meter, so erhält man eine genügende Dammhöhe von 4 Meter über der Fluthhöhe oder 5 Meter über dem Amsterdamer Pegel. Die obere Breite des Dammes soll zu 3 Meter genommen werden. An seiner Innenseite, durch einen zweiten kleineren Damm gegen das trocken gelegte Gebiet abgeschlossen, befindet sich der Ringcanal. Er ist auf der Karte durch eine stark ausgezogene Linie bezeichnet; wo neben ihm Dämme aufgeführt werden müssen, geben zwei feine der starken parallel laufende Linien an. Auf der Innenseite des Abschließungsdammes wird ein breiter Leinpfad angelegt, breit genug, daß später auch eine Eisenbahn auf ihm gebaut werden kann. Einen ähnlichen, wenn auch nicht so breiten Pfad erhält die Außenseite der größeren Festigkeit wegen. Daß der Damm auf Sinkwerke (durch Steine beschwerte Reiserbündel) gegründet werden und mit Hülfe solcher an Stellen, die dem Wasserdrang besonders ausgesetzt sind, befestigt werden muß, ist selbstverständlich.

Diesen Damm hofft man in acht Jahren vollenden zu können. Kürzer darf man diese Zeit deshalb nicht ansetzen, weil man sonst das nöthige Reißholz nicht würde erhalten können. Die zu der großen Zahl seiner Wasserbauten nöthigen Reißholzmengen producirt Holland selbst. Dazu sind die Ränder der Straßen, Canäle ꝛc. mit Erlen-, Eschen-, Weiden-, Eichenbüschen besetzt, die in großer Geschwindigkeit in dem feuchten Klima aufschießen und alle paar Jahre abgeholzt werden. Die zum Nachwachsen ausreichenden Materials nöthige Zeit muß demnach eingehalten werden.

Nach Vollendung des Dammes kann die Pumparbeit beginnen. Dabei muß man, um 1000 Hektaren in genügend kurzer Zeit 1 Meter hoch auszupumpen, 12 Pferdestärken rechnen. Die in Folge des Zudringens von Quell- und Regenwasser jährlich auszupumpende Schicht nimmt man, was hoch gegriffen ist, zu 0,52 Meter an. Da nun die Größe des auszutrocknenden Gebietes 195300 Hektaren beträgt, so würden Maschinen von 9400 Pferdestärken in $1\frac{1}{2}$ Jahren die Pumparbeit vollenden. Die Dampfmaschinen sollen während der Austrocknung anfangs sich auf Schiffen befinden, dann definitiv aufgestellt werden.

Die Entwässerung des Polders soll mittelst neun Schleusen von je 10 Meter Breite geschehen, von denen je zwei nördlich von Enkhuizen und an der Yſſelmündung, fünf bei Urk sich befinden, außer denen, welche den Amsterdam mit der Nordsee verbindenden Canal abschließen. Die letzteren, die zu diesem Zwecke zu verbreitern wären, würden in gewöhnlichen Zeiten die Hälfte, die Schleusen bei Urk ein Drittel, die bei Enkhuizen ein Sechstel des wegzuschaffenden Wassers abführen. Da dabei für gewöhnlich Ebbe am Nordseecanal mit der Fluth bei Urk und Enkhuizen zusammentreffen, so wird der Zuiderzeepolder viermal des Tages durch einfaches Oeffnen und Schließen der Schleusen sich seines Wassers entledigen können, was bei anderen Poldern nur bei der zweimal täglich stattfindenden Ebbe möglich ist. Um indessen auch bei durch Stürme geänderten Verhältnissen das Wasser sicher los werden zu können, sollen noch zwei Dampfmaschinen aufgestellt werden, eine bei Enkhuizen von 800, eine bei Urk oder an der Yſſelmündung von 350 Pferdestärken. Soll bei großer Trockenheit Wasser in den Polder gelassen werden, so reicht die im Yſſel vorhandene Menge desselben erfahrungsmäßig dazu aus.

Einer eigenthümlichen Erfahrung ist hier noch zu erwähnen, die sich sowohl bei der Trockenlegung des Haarlemer Meeres, als auch bei der Anlage des Nordseecanals in unliebsamster Weise gezeigt hat, daß sich die Dämme, deren Anlegung überall mit der gleichen Vorsicht geschah, nicht an allen Stellen gleich dicht zeigten. An einzelnen Punkten bahnte sich das Wasser aus den Canälen einen Weg. Dies geschieht da, wo leichtere Dämme auf grobem Flußsand oder auch wohl grobem Seesand ruhen. Das Gewicht schwererer Dämme scheint das Durchsickern schon verhindern zu können. Voraussichtlich werden nun die Dämme schwer werden und dazu wahrscheinlich aus grobem Sand bestehender Untergrund

gar nicht vorkommen. Deshalb scheint die Gefahr dieses Durchsickerns gering, viel zu gering, als daß man daher ein Bedenken für die Ausführung des Werkes nehmen dürfte.

Die Concessionäre glaubten in $2^1/_2$ Jahren die Boezemcanäle und die Eintheilung der gewonnenen Landstrecken vollenden zu können. Die Commission ist jedoch der Ansicht, daß hierzu $4^1/_2$ Jahre anzusetzen sind und daß der Verkauf der gewonnenen Aecker erst nach weiteren zwei Jahren vorzunehmen sei. Sie rechnet demnach für die ganze Dauer der Austrocknung 16 Jahre. Die Zeit vom Beginn der Austrocknung des Haarlemer Meeres bis zum Verkauf der gewonnenen Ländereien betrug $12^1/_4$ Jahre.

Es braucht nun kaum besonders bemerkt zu werden, daß ein Werk, wie das in Rede stehende, ganz enorme Summen kosten wird. Holland wird dadurch eine neue Provinz und nicht die kleinste unter seinen jetzt bestehenden erhalten. Wie bereits erwähnt, beträgt die Größe des auszutrocknenden Gebietes 195300 Hektaren oder 34,4 Quadratmeilen, hat also beinah die Größe des Herzogthums Koburg-Gotha. Nach Schätzung der Commission wird das ganze Werk ohne die zur Erbauung der Forts nöthigen Summen 184197000 fl. holl. oder 104378300 Thlr. incl. Zinsen kosten, davon der Abschließungsdamm 26220000 fl., die Arbeiten im Polder 39321000 fl., die Dampfmaschinen und Pumpen mit den nöthigen Gebäuden 17500000 fl. u. s. w. Man wird, wenn man diese Summen hört, zu fragen berechtigt sein, ob der Verkauf der gewonnenen Ländereien solche Summen wird wieder einbringen können.

Das die Concession erstrebende Consortium glaubt den Werth der trocken gelegten Hektare zu 1280 fl. annehmen zu dürfen. Zieht man von den 195300 Hektaren Gesammtareal des auszutrocknenden Gebietes zu Boezem, Deichen, Canälen ꝛc. nöthige 19980 Hektaren ab, so bleiben 175320 Hektaren übrig, von denen jede nach 16 Jahren die Summe von 1050 fl. werth sein müßte, wenn die 184 Millionen gedeckt sein sollen. Würde wirklich dieser Preis erzielt, so wäre das Werk ein sehr gewinnbringendes. Doch scheint der Commission diese Annahme viel zu hoch gegriffen zu sein. Von den 5000 Hektaren, die durch die 1845 begonnene Eindeichung des Anna-Paulowna-Polders in Nordholland auch aus Seewasser gewonnen wurden und von denen 3750 Thonboden, 1250 Sandboden hatten, sind 3200 mit Gebäuden ꝛc. im Jahre 1851 für 100 fl. die Hektare im Mittel verkauft. Mehrere Jahre später sind noch Hunderte von Hektaren um ein Spottgeld weggegeben. Und doch hatten auch hier vorläufige Bohrungen zu den günstigsten Resultaten geführt. Der Haarlemer Meerpolder war denkbar günstig gelegen. Dennoch wurden die Ländereien, deren Austrocknung auf Reichskosten 1840 begann, in den Jahren 1853 bis 1855 und zu dem Käufer sehr günstigen Bedingungen, die Hektare im Mittel zu 467 fl. verkauft. Obwohl der Boden Thon und Veen war, so blieb doch die gelöste Summe um 48 Procent hinter der aufgewendeten zurück.

Man wird nicht annehmen dürfen, daß sich die Verhältnisse des Zuiderzeepolders günstiger gestalten werden, wie die des Haarlemer Meerpolders. Wenn auch der Werth des Landes seit 1855 zugenommen hat, so ist doch die Ausdehnung der zu verkaufenden Fläche eine viel zu mächtige, als daß man höhere Preise erwarten könnte. Auch wird man eine viel längere Zeit nöthig haben, wie sechzehn Jahre, um die trocken gelegten Ländereien in culturfähigen Zustand zu bringen; dazu müssen noch eine Menge kleiner Canäle, Land- und Wasserstraßen u. s. w. angelegt werden. Ist das nun aber auch so weit fertig, so liegt es nicht in der holländischen Art, den Wohnsitz gern zu verändern. Man wird also hauptsächlich auf durch Noth gezwungene Arbeiter oder auf einzelne unternehmende junge Leute als Käufer hoffen dürfen. Auch werden gerade die Bewohner des benachbarten Nordhollands am wenigsten zum Ankauf der Ländereien geneigt sein, sie wissen zu gut, was es heißt, noch mit Salz durchtränkte, kaum ausgetrocknete Strecken in Cultur zu bringen. Hat doch der Anna-Paulowna-Polder in den 26 Jahren seines Bestehens und nachdem er sich längst in einem für Cultur geeigneten Zustande befindet, nachdem Beispiele von reichen dort eingeheimsten Ernten genug bekannt sind, er in genügender Weise mit Land- und Wasserstraßen,

ja einer Eisenbahnstation versehen ist, erst eine Bevölkerung, die noch nicht halb so dicht ist, wie die der benachbarten Landstrecken. Auf der anderen Seite besteht im Augenblick eine große Nachfrage nach Land und es ist ein Ueberfluß von Capital vorhanden. Es ist sodann der Gewinn, den ganz Holland aus der Unternehmung ziehen wird, unberechenbar; mag er auch erst in ferner Zukunft sich verwirklichen, so darf dies von der Unternehmung durchaus nicht abschrecken. Die Industrie wird bedeutende Vortheile haben, der Entwässerungszustand mehrerer Provinzen wird verbessert, die Schifffahrt gehoben werden, die isolirte Lage einer ganzen Anzahl Landstrecken aufhören.

Ein so tief in die Interessen des Landes eingreifendes Werk wird man nicht ohne Weiteres einer Actiengesellschaft in die Hände geben dürfen. Da man sicher voraussehen kann, daß der Gewinn hinter dem aufzuwendenden Capital zurückbleiben wird, so hieße es, wollte man die Concession zur Ausführung einer Gesellschaft ertheilen, entweder deren Ruin herbeiführen, oder zu Gründungen Anlaß geben. Dies Verfahren würde um so bedenklicher sein, als der Staat der Niederlande auf alle Fälle Vortheile aus dem Unternehmen ziehen wird. Auf der anderen Seite empfiehlt es sich aber auch keineswegs, die Austrocknung ganz von Staatswegen auszuführen, wegen des langsameren Geschäftsganges der Staatsmaschine und so vieler administrativer Hindernisse, welche demselben ankleben.

Deshalb glaubt die Commission einen Mittelweg vorschlagen zu sollen. Sie will einer Gesellschaft die Concession ertheilt wissen, aber nur unter fest zugesagter Beihülfe seitens des Staates. Derselbe soll namentlich die Fertigstellung der das allgemeine Interesse befördernden Theile des Werkes, der Dämme, Häfen u. s. w. begünstigen und nach deren Vollendung einen Theil der Kosten derselben tragen. Ist der Polder soweit fertig, daß er sich in Cultur bringen läßt, dann würde es sich empfehlen, für jede Hektare eine gewisse vorher bestimmte Summe zu übermitteln. „Darin wird", vermuthet sie, „die Gesellschaft im Hinblick auf die stets wachsende Schuldenlast des verwendeten Capitals einen neuen sehr starken Sporn finden, die Unternehmung kräftig durchzuführen, mit Schnelligkeit zu Stande zu bringen und zu vollenden." Vielleicht empfiehlt es sich auch statt dessen, die allgemein wichtigen Werke nach ihrer Fertigstellung gegen eine vorher bestimmte Summe von Staatswegen zu übernehmen, doch wird hierüber die Regierung allein zu entscheiden haben.

So ist denn das Gutachten der Commission zu Gunsten eines Werkes ausgefallen, das sich den größten Unternehmungen der Neuzeit kühn an die Seite stellen darf. Es wird ja allerdings noch viel Rheinwasser den gewohnten Weg durch die Zuiderzee ins Meer nehmen und dort Alles unverändert finden. Aber ganz bei Seite wird man diesen großartigen Entwurf schwerlich wieder legen, der allein schon ein imponirendes Werk ist. Und wie wohlthuend ist diese nüchterne, solide Art, das Unternehmen einzuleiten, die den Schwindel von vorn herein ausschließt. Ganz ohne Zweifel liegt dem die Concession erstrebenden Consortium der Gedanke an eine Gründung durchaus fern. Aber ohne Staatshülfe wird es sich nicht halten können, und dies Unternehmen ist immerhin der Art, daß es wie kaum ein anderes zu Gründungen Gelegenheit zu geben scheint. Bis dahin aber hat das Gründerwesen in Holland keinen festen Fuß fassen können und man wünscht doch auch eben nicht, daß dies geschieht. Man hat deshalb nicht zu fürchten, daß die Regierung das Eindringen eines Systems in den Niederlanden ermöglichen wird, welches in Deutschland und Oesterreich leider so traurige Früchte getragen hat.

Literarisches.

Von dem Werke „Das deutsche Reich in geographischer, statistischer und topographischer Beziehung" von Gustav Neumann (Berlin, G. F. O. Müller) ist jetzt die Schlußlieferung ausgegeben worden. Das Ganze bildet zwei Bände und ist als Nachschlagebuch sehr zu empfehlen. Es ist bereits in zweiter Auflage erschienen, was um so wichtiger ist, als solche Bücher bei jeder Auflage ergänzt und fortgeführt werden können.

In der Waldheimath.

Erinnerungen aus lichtvollen Tagen.

Von

P. K. Rosegger.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Kindes Sonne.

Mein Vater hatte ein schneeweißes Zicklein; mein Großvater hatte einen schneeweißen Kopf. Das Zicklein kaute gern an Halmen oder Erlzweigen; mein Großvater gern an einem Pinzgauerpfeifchen. Das Zicklein hatten wir, ich und meine noch jüngeren Geschwister, unsäglich lieb; den Großvater auch. So kamen wir auf den Gedanken: wir sollten das Zicklein und den Großvater zusammenthun.

Da war's im Heumonat, daß ich eines sonnenfreudigen Tages all meine Geschwister hinauslockte auf den Krautacker, und daselbst die Frage an sie that: „Wer von Euch hat einen Hut, der kein Loch hat?"

Sie untersuchten ihre Hüte und Hauben, aber durch alle schien die Sonne und machte im Schatten auf dem Erdboden einen lichten Punkt. Nur Jakobele's Hut war ohne Arg; den nahm ich also in die Hand und sagte: „Der Aehndl (Großvater) heißt Natzi, und morgen ist der Natzitag, und jetzt, was geben wir ihm zum Bindband (Angebinde)? Das weiße Zicklein."

„Das weiße Zicklein gehört dem Vater!" rief das kleine Schwesterchen Plonele empört über einen so eigenmächtigen Antrag.

„Desweg ist es ja, daß ich Euch den Hut hinhalte," sagte ich. „Du, Jakobele, hast gestern dem Knierutscher-Sepp dein Kinigl (Kaninchen) verkauft; du, Plonele, hast von deinem Pathen drei Groschen zum Taufpfennig gekriegt; dir, Polterle hat vor zwei Tagen der Vater ein Haltergeld geschenkt. Schaut, ich leg' meine ersparten fünf Kreuzer hinein, und wir müssen zusammenthun, daß wir dem Vater das Zicklein abkaufen mögen; und das schenken wir morgen dem Aehndl. Nu, jetzt halt' ich schon her!"

Sie guckten eine Weile so drein, dann huben sie in ihren Taschen zu suchen an. Da sagte das Plonele: „Mein Geld hat die Mutter;" und das Polterle rief erschrocken: „Das meine weiß ich nicht!" und das Jakobele starrte auf den Boden und murmelte: „Mein Sack hat ein Loch."

Auf diese Weise war mein Unternehmen gescheitert.

Nichtsdestoweniger haben wir das schneeweiße Zicklein geherzt. Es stieg mit den Vorderfüßchen an unser Knie empor und guckte uns mit seinen großen, völlig eckigen

Augen schelmisch an, als wollte es uns recht spotten, daß wir allmitsammen nicht so viel an Vermögen hatten, um es kaufen zu können. Es kicherte und blöckte uns ordentlich aus, und dabei sahen wir die schneeweißen Zähnchen. Es war kaum drei Monate alt und hatte schon einen Bart; und ich und das Jakobele waren über sieben Jahre hinaus, und mußten uns aus grauen Baumflechten einen Bart ankleben, wenn wir einen haben wollten. Und selbst den fraß uns das Zicklein vom Gesichte herab.

Trotzdem hatten wir Jedes das Vierfüßchen viel lieber, als uns unter einander. Und ich sann auf weitere Mittel, mit dem Thiere den Großvater zu beglücken.

Als aber Mittags darauf der Vater vom Felde heimfuhr, umschwärmten wir ihn und zupften an seinen Kleidern.

„Vater," sagte ich, „ist es wahr, daß die Morgenstunde viel Geldes werth ist?"

„Das ist wohl wahr, Kinder," antwortete er, „die Morgenstunde trägt Gold im Munde."

„Vater!" riefen wir nun alle Vier zugleich, „wie früh müssen wir all' Tag aufstehen, daß Ihr uns das weiße Zicklein gebt?"

Auf diese geschäftliche Wendung schien der Vater nicht gefaßt gewesen zu sein. Da er aber von unserem Vorhaben, dem Großvater das Zicklein zuzueignen, hörte, da bedingte er ein halb Stündlein Morgenfrühe jeden Tag und trat uns das liebe Thierchen ab.

Das Zicklein gehörte uns. Wir beschlossen einstimmig, schon am nächsten Morgen noch vor Großvaters Aufstehzeit — und das war viel gesagt — aus dem Neste zu kriechen, das Zicklein mit einem rothen Halsbande zu versehen und es ans Bett des Aehndls zu führen, ehe dieser noch seinen langen, grauen Pelz, den er Winter und Sommer trug, auf den Leib brachte.

So unser heilig Vorhaben.

Aber am anderen Tage, als uns die Mutter weckte, und wir die Lider aufschlugen, schien uns die Sonne mit solcher Gewalt in die Augen, daß wir dieselben sogleich wieder schließen mußten, bis die Mutter ihr Kopftuch herabriß und damit das Fenster verhüllte.

Nun gab es keine Ausflucht mehr. Aber Großväterchen war längst schon davon mit sammt dem Pelz. Er hatte die Schafe und die Ziegen auf die Thalweide getrieben, wo er sie stets hütete und den ganzen Tag schmunzelnd an seinem kurzen Pinzgauerpfeifchen kaute. Und die Thierchen schnappten so emsig an den bethauten Gräsern und Sträuchern, und hüpften und scherzten so lustig auf der sonnigen Weide.

Es war auch das Zicklein dabei. Und hat's dem Aehndl denn Niemand gesagt, daß heute sein Namenstag ist? —

Zu jener Zeit, von der ich rede, sind die feuerspeienden Streichhölzer noch nicht erfunden gewesen; dazumal war das liebe Feuer ein rares Ding. Man konnte es nicht so bequem mit im Sacke tragen, wie heute, ohne sich das Beinkleid zu verbrennen. Es mußte mit harten Schlägen aus Steinen herausgetrieben werden; es mußte, kaum geboren, mit Zunder gefüttert werden, und bedurfte langer Zeit, bis es sich in demselben so weit kräftigte, daß es ein gröberes Köder anbiß und flügge wurde. Das Feuer mußte zum Dienste des Menschen förmlich erzogen werden.

Es war ein mühsam und heikel Stück Arbeit; beim Feuermachen konnte meine sonst so milde Mutter unwirsch werden. Die Gluth, des Abends noch so sorgsam in der Herdgrube verwahrt, war des Morgens zumeist erloschen. Was sich die Mutter auch mühte, den Lebensfunken in der Asche wieder anzublasen — war vergebens, das Feuer war gestorben über Nacht. Nun ging die Schlägerei mit Stein und Stahl an; und wir Kinder waren oft schon recht hungerig, ehvor die Mutter das Feuer zu Weg brachte, welches uns die Morgensuppe kochen sollte.

So auch am Morgen von Großvaters Namenstag. Wir hatten draußen in der Küche wohl eine Weile das Pfauchen und Feuerschlagen gehört, dann aber rief die Mutter plötzlich aus: „'s ist gar umsonst! 's ist, wie wenn der bös' Feind in die Herdgruben hätt' gespuckt. Und der Stein hat keinen Funken Feuer mehr in sich, und der Schwamm ist feucht, und die Leut' warten auf die Supp'!" Dann kam sie in die Stube und sagte: „Geh, Peterle, ruck, und lauf' geschwind zu der Knierutscherin hinüber: ich thät sie gar schön von Herzen bitten, sie wollt' mir ein Haferl Gluth schicken von ihrem Herd. Und trag'

ihr dafür da den Brotlaib mit. Geh, Peterle, ruck, daß wir nachher eine Supp' kriegen!"

Ich hatte mein weißes Leinenhöselein gleich an, und wie ich war — barfuß, barhaupt, nahm ich den runden, recht gewichtigen Brotlaib unter den Arm und lief gegen das Knierutscherhaus.

„Du Sonnenschein," sagte ich unterwegs, „schäm' dich, du kannst nicht einmal ein Süpplein wärmen. Jetzt muß ich zu der Knierutscherin um Feuer gehen. Aber wart' nur, wird bald lustig sein auf unserem Herd; die Flammen werden aufhüpfen über das Holz, die Mauer wird roth leuchten, die Töpfe werden brodeln, der Rauch wird unter den Feuerhut hinaussprudeln und den Rauchfang hinauf und wird dich verdecken. Recht hat er, wenn er dich verdeckt, dann essen wir die Suppen und den Sterz im Schatten, und den Eierkuchen auch, der heut für den Aehndl gebacken wird, und du sollst von Allem nichts sehen."

War dazumal noch viel närrischer als heute, da sie mich einen Poeten schelten. Als ich nach solchem Gespräche mit der Sonne über die Lehne ging, da stach mich ein wenig der Vorwitz. Mein Brotlaib war so kugelrund und fest, als wäre er aus Lärchenholz gedrechselt worden. Man läßt bei mir daheim das Brot gern altgebacken werden, es langt auf diese Weise doppelt aus, gleichwohl es zur Essenszeit zuweilen mit Eisenschlegeln zertrümmert werden muß.

Aber weil denn mein Laib gar so kugelrund war, wie nicht leicht etwas Runderes mehr zu finden ist, so ließ ich ihn los über die Lehne, lief ihm behende vor und fing ihn wieder auf. War ein herzlich lustiges Spiel das, und ich hätte mögen all meine Geschwister herbeirufen, daß sie es sehen und mitmachen könnten. — Wie ich nun aber so in meiner Freude die Lehne auf- und abhüpfe, spielt mir mein Brotlaib jählings den Streich, und huscht mir wie der Wind zwischen den Beinen durch und davon. Er eilt und hüpft hinab, viel schneller wie ein Reh vor dem Jagdhunde — er fährt über den Hang, setzt hoch über den Rain in die tiefe Thalweide hinab, wo er meinen Augen entschwindet.

Bin dagestanden wie ein Klotz, und hab gemeint, ich müßt umfallen vor Schreck und auch hinabkugeln gegen das Thal. Den weiß Gott in welchen Gründen verborgenen Flüchtling wieder aufsuchen? — deß war keine Menschenmöglichkeit. Was nun der Knierutscherin sagen?

Wie ein armer Sünder ging ich dahin, schlich kopfhängerisch in das Haus. Da brannte freilich ein schönes, großes Feuer auf dem Herde.

„Was willst denn, Peterle?" fragte die Knierutscherin freundlich.

„Bei uns," stotterte ich, „ist das Feuer ausgangen, wir mögen uns nichts kochen, und so läßt meine Mutter schön bitten um ein Haferl Gluth, und sie thät es schon fleißig wieder zurückstellen."

„Ihr Närrlein, ihr, wer wird denn so ein paar Kohlen zurückstellen!" rief die Knierutscherin und schirrte mit der Feuerzange Gluth in einen alten Topf; da seh', ich laß deiner Mutter sagen, sie soll nur schön anheizen und dir einen recht guten Sterz kochen. Aber schau, Peterle, daß dir der Wind nicht hineinbläst, sonst trägt er die Funken auf das Dach hinauf. So, jetzt geh' nur in Gottesnamen!"

So gütig war sie mit mir, und ich hatte ihr den Brotlaib verscherzt. Deß drückt mich das Gewissen heute noch hart.

Als ich endlich mit dem Feuertopfe zurück gegen unser Haus kam, war ich höchlich überrascht, denn da sah ich aus dem Rauchfange bereits einen blauen Dunst hervorsteigen.

„Dich soll man um den Tod schicken und nicht um Feuer!" rief die Mutter, als ich eintrat; dabei wirthete sie um das lustige Herdfeuer herum und sah mich gar nicht an. Meine kaum mehr knisternden Kohlen waren so armselig gegen dieses Feuer; ich stellte den Topf betrübt in einen Winkel des Herdes und schlich davon. Ich war viel zu lange ausgewesen; da war zum Glücke der Großvater von der Thalweide heimgekommen, und der hatte ein Brennglas, das er in der Sonne über einen Zunder hielt, bis es glimmte. Und jetzt war mir die verlästerte Sonne doch noch zuvorgekommen mit dem Suppenfeuer. Ich war sehr beschämt und vermag es heute noch nicht, der Wohlthäterin offen in das Angesicht zu blicken.

Ich schlich auf den Hausanger. Dort sah ich den Großvater kauern in seinem

langen, grauen, rothverblümten Pelz und mit seinem weißen Haupt. Und als ich näher kam, da sah ich, warum er hier so kauerte. Das schneeweiße Zicklein lag vor ihm und streckte seinen Kopf und seine Füße von sich, und der Großvater zog ihm die Haut ab.

Sogleich hub ich laut zu weinen an. Der Großvater erhob sich, nahm mich bei der Hand und sagte:

„Da liegt es und schaut dich an!"

Und das Zicklein starrte mir mit seinen verglasten Augen wirklich schnurgerade in das Gesicht. Und doch war es todt.

„Peterle!" lispelte der Großvater ernsthaft, „die Mutter hat der Knierutscherin einen Brotlaib geschickt."

„Ja," schluchzte ich, „und der ist mir davongegangen hinab über die Lehnten."

„Weil du's eingestehst, Bübel," sagte der Großvater, „so will ich die Sach' schon machen, daß dir nichts geschieht. Ich hab' zu der Mutter gesagt, ein Stein oder so was wär' herabgefahren und hätt' das Zicklein erschlagen. Hab' mir's im Geheim gleich gedacht: das Peterle steckt dahinter. Dein Brotlaib ist schier in den Lüften dahergekommen nieder über den hohen Rain, an mir vorbei, dem Zicklein zu, hat es just am Kopf getroffen — ist das Dingelchen hingetorkelt und gleich maustodt gewesen. — Aber — fürcht' dich nicht, es bleibt beim Stein. Mit der Knierutscherin werd' ich's auch abmachen, und jetzt sei still, Bübel, und zerr' mir das Gesicht nicht so garstig aus einander. Auf die Nacht essen wir das Thierchen, und die Mutter kocht uns ein Kremsüpplein dazu.

— So ist das Zicklein gestorben. Meine Geschwister erzählten mir, ein böser, böser Stein habe es erschlagen.

Die Mutter hat mir zu Liebe meine Kohlen zum Herdfeuer geschüttet, und bei diesem Feuer wurde das Zicklein gebraten.

Dem Großvater war es vermeint gewesen; nun sollte er davon den Braten haben. Aber er rief uns Alle zu Tisch und legte uns die besten Bissen vor. Mir hat der meine nicht gemundet.

Am anderen Morgen bewaffnete sich das Jakobele mit einem Knittel, ging damit dem Großvater nach auf die Thalweide und wollte den Stein sehen, der das Zicklein erschlug.

„Kind," sagte der Aehndl und kaute angelegentlich am Pfeifchen, „der ist weiter gekugelt, über dem rinnt das Wasser, der liegt in der Schlucht."

Der gute, alte Mann! Mir auf dem Herzen lag der Stein, „der das Zicklein erschlagen". —

An jenem Tage, da der Todtschlag geschehen, war dem Peterle die liebe Kindessonne untergegangen. Und seither haben die heitersten Tage ihre Schatten. Noch glückselig der, welcher in denselben rasten kann, ohne etwas Anderes zu beweinen und zu sühnen als den Tod eines Zicklein's.

Kindes Mondschein.

Eine sommerliche Mondnacht im Waldlande! Was kann es auf dieser Erde Lieblicheres geben!

Das Haus steht einsam auf der tannenumgrenzten Au. Alles ruht; nur der Kettenhund bekundet durch zeitweiliges Rasseln seine Wachsamkeit. Der Brunnen aber sprudelt seine ewige Kette, wie solche Luft und Erdreich innigst mitsammen verbindet. Diese rieselnde Kette hebt in der Dunkelheit nun auf einmal an zu glühen und zu funkeln. Dort über den scharfgeschnittenen Zacken des Tannenwaldes steigt still und klar der Mond herauf, als hebe er sich empor mitten aus einem unendlichen, geheimnißvollen Urwalde, in dem die wunderbaren Märchen spielen. Der höchste Wipfel eines alten Baumes steht noch wie ein schwarzer Punkt in dem mildleuchtenden Rund. Aber bald löst sich dieses los von den dunkelen Massen des Waldberges und steht frei auf tiefem Himmelsgrund und wird immer reiner und glänzender; und die Schattengestalten auf der Au heben sich scharf ab vom blassen Boden, und über den Wäldern liegt der strahlendurchwirkte, bläuliche Duft.

Heute noch träume ich in solchen Mondnächten den glückseligen Traum vom Reiche Gottes auf Erden. Und vollends, als ich noch ein Knabe, nicht allein den Glauben an Gott, sondern auch noch den an die Menschheit hegte, da lebte ich in solch ahnungsvollen Stunden eine wahrhaft paradiesische Seligkeit. Ich war in solchen Mondnächten kaum zu Bette zu bringen. Da stand ich an der Thür vor

dem Hause, sah den Mond an und dachte an — das Paradies.

Der Mond — er kam ja vom Paradiese her, sah man doch, wie er mit den Augen zwinkerte und vielsagend lächelte, als wisse er so Manches, was er den Menschen wohl leise andeuten, aber nicht erzählen dürfe. Gott hat's verboten. Und so blieb er, der gute Mond, stumm bis auf den heutigen Tag und lächelt uns nur von Weitem so an, und die Himmelsgelehrten sagen, eines Tages würde der tanzende Alte schwindelig werden, würde einen Sprung machen nieder auf die Erde.

Ob wir dann wohl Näheres erfahren werden?

Meine uralte Großmutter, welche zu jener Zeit, die ich meine, noch immer um mich war, deutete oft mit dem Finger nach dem Mond und rief:

„Du, schau, Bübel, schau, der Mann-Aehndl!"

Mann-Aehndl, so heißen die Kinder bei mir daheim den Mond.

Dann setzte die Großmutter noch dazu:

„Lug' aber recht, Bübel, dort drin im Mann-Aehndl sitzen Adam und Eva!"

Ja richtig, da sah ich wohl auch selbst die zwei dunkelen Gestalten, unsere ersten Voreltern, im Monde sitzen. Sie dürfen des Sündenfalles wegen nicht in den Himmel hinein, sie müssen zur Strafe im Monde verbleiben und niedersehen auf das Elend und Weh, das sie in die Welt gebracht haben.

Recht lieb haben mögen sich die Zwei noch immer, dennoch aber müßt' ihnen schauderlich langweilig werden bei ihrem Sitzen im Monde, thäten sie nicht doch zuweilen hiernieden auch was Anderes sehen als Elend und Weh.

Da liegt ein Bursche auf seinem öden, einsamen Heu und kann nicht schlafen. Ein übermüthiger Heuschreck hüpft fortweg über seine Knie und schließlich gar auf sein Gesicht. Der Mond guckt durch das Dachfensterchen herein und blinzelt. Hol' der Kuckuck so ein Liegen da! denkt sich der Bursche und steht auf und geht hinaus in die schöne, wohlige Nacht.

Noch wispern die Grillen auf der Au und im Wässerlein zittert der Schein — und es badet sich der schneeweiße Mond. Der Bursche hüpft flink über das Wässerlein und steht nun auf des Nachbars Wiese.

Er nicht allein ist wach in der Gegend. Von ferne hallt ein Liedchen:

„Heut' ist die Nacht so schön,
Muß zu mein' Dirndl geh'n;
Bleibt schon der Mond nicht z'Haus,
Geht der Bursch' fensterln aus
Zu seinem Lieb!"

Aber, wer so singt und schreit, der kommt nicht weit. Wer das „Fensterln" im Sinne hat, der schleicht fein still dahin, und der darf sich's durch Lärmen mit dem Kettenhunde nicht verderben. Der Mond guckt ihm wohl nach und gar durchs Fensterchen hinein und lächelt ein wenig; er verräth aber nichts.

Ich auch nicht.

Ich war schon ziemlich erwachsen, als ich merkte, wo Barthel den Most holt. Dann freilich ging ich sofort auch mit meinem Krug aus. Der Mond hat es gesehen, wie mir's dabei erging. Ich wußte, in der hinteren Zimmerung des Nachbarhofes schlief Lischen mit dem gelben Haar. Ich krümmte den Zeigefinger und klopfte leise an die Glasscheibe. Keine Antwort. Ich klopfte ein wenig stärker und flüsterte: „Lischen!" Da hörte ich, wie sich's drin rührte, pusterte und mit den Zähnen scharrte; endlich hub es auch an zu mäckern. Ich war an den Ziegenstall gekommen.

Sofort versuchte ich es bei dem nächsten Fensterchen, und da ging es mir schon besser.

„Närrisch, du!" sagte Lischen in der Kammer, „was willst denn jetzt um Mitternacht? Ist ja die Geisterstund'!"

„Ja," sagte ich, „desweg fürchte ich mich und möcht' gern zu Zweien sein."

„Schau," entgegnete sie, „bei mir ist das gerade umgekehrt. Ich schlaf' zu einzeln gut und thät mich zu Zweien fürchten."

„Aber du wirst einsehen, Lischen, es ist eine frostige Nacht. Der kalte Thau —"

„Bigott, Bübel!" sagte das Mädchen mit dem gelben Haar, „verkühlen darfst du dich nicht; das litte ich auf keine Weis'. Und desweg ist es, daß ich dir treuherzig sag': geh' heim in dein warmes Bett!"

Es war das erste und das letzte Mal, daß ich am Fensterchen stand. Anderen muß es doch anders ergangen sein, sie

mögen sich das „Fensterln“ nicht mehr abgewöhnen. — Ich denke über diese so viel närrische Zeit hinaus lieber wieder an die Kindschaft zurück.

* * *

Gingen ich und meine Mutter einmal mitten in der Nacht durch den Wald. Es war ein Kohlenbrennermädchen gestorben, und nun gingen wir zur Bahre, um zu beten und den Eltern der Verstorbenen die Leichenwache halten zu helfen. Wir schritten langsam über das zarte Moos dahin, der Wald war finster. Hoch über den Wipfeln aber stand der Vollmond und legte, wo er durch das dichte Geäste dringen konnte, vereinzelte milchweiße Sternchen und Täfelchen vor uns auf den Boden.

Als wir in eine kleine Lichtung kamen, stand meine Mutter still, wendete ihr Gesicht empor, hielt eine Hand über die Augen und sagte:

„Jetzt, da kann man es einmal schön sehen, das Spinnrad unserer lieben Frauen.“

Sie meinte den Mond, der ja so milde, zarte Fäden spann hernieder zwischen den Wipfeln und Aesten.

Dann wendete sich die Mutter zu mir:

„Du hast gute Augen, Bub'. Lug' aber gleich in den Mann-Aehndl hinein, dort drin sitzt unsere liebe Frauen und thut spinnen. Sie spinnt ein himmlisches Kleid für das Mägdelein, das heute auf der Bahr' liegt. Und guck' noch ein wenig, deine Urahne sitzt auch daneben!“

Wahrhaftig, da sah ich's, dort im Monde saßen zwei wunderholde Frauen beim Rocken.

Dann gingen wir wieder, und der Mond oben ging mit uns den gleichen Schritt und spann seine himmlische Seiden nieder in unseren weiten Wald.

Als wir zum Hause kamen, in welchem das Kohlenbrennermädchen lag, stand die Thür weitmächtig offen, und der Mond schien hinein auf die Leiche, und das Angesicht des Mädchens war zart und lieb und mild wie schneeweißes Wachs.

„Es ist uns das Oel ausgegangen,“ sagte der Kohlenbrenner, „wir können keine Lampe herstellen, und so haben wir die Thür aufgemacht, daß der Mondenschein das Todtenlicht sollt' sein!“

Da dachte ich wohl gleich an unsere liebe Frauen; sie spinnt für das Mägdlein ein himmlisches Kleid.

Wir wachten so lange bei der Leiche, bis das Morgenroth auf den Waldwipfeln begann zu schimmern und der Mond blaß und fast glanzlos niedersank hinter den fernen Felsen des hohen Schwab.

Dann huben sie das liebe Kind auf und trugen es davon. Und als der Mond wieder kam, fand er auf dem Kirchhof einen neuen Hügel und ein hölzernes Kreuzlein darauf, und darüber senkte er süß und still seinen Strahlenschimmer.

* * *

Einmal, es war zur Herbstzeit, war ich mit Markus, unserem alten Knechte, spät Abends noch auf dem Felde. Wir lehnten Hafergarben an einander; ich hielt die Garben zusammen, und Markus bog die Hüte dazu.

Ich blickte dabei den aufgehenden Mond an und konnte mein Auge gar nicht wenden, bis Markus plötzlich rief:

„Jesus Maria, das ist ein Unglück! jetzt ist mir der Bub mondsichtig geworden!“

Ich erschrak. Ich kannte einen Mondsüchtigen, der schlafend auf allen Dächern herumstieg und dabei ein Gesicht hatte, so blaß, wie der Mond selber.

Der Markus lachte über meinen Schreck und ich wendete mein Auge von der Mondscheibe ab.

„Ja, ja, magst schon gucken,“ sagte der alte Knecht, „jetzt aber werd' ich dir's deuten, wie der Mond da oben aufgekommen ist.“

Das war mir gleich recht, obwohl, wenn der Markus was erzählte, man nie wußte, ob er zum Ernste oder zum Spaße rede; sein Gesicht freilich, das war dabei ernsthaft genug, und diesem nach meinte man immer, seine Worte seien der dreizehnte Glaubensartikel ein- für allemal. Aber ein paarmal waren doch Worte von ihm ertappt worden, die keinen Reisepaß durch das Land der Wahrheit mit sich getragen hatten.

„Wie der Mond aufgekommen ist?“ fragte ich erstaunt.

„Wie der Mond aufgekommen ist,“ versetzte der alte Knecht gelassen. „Spitz' die Ohren, Kleiner, aber fürcht' dich nicht,

daß ich dich d'ran fasse; höre, gewesen ist es so: Wie Sanct Michael Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben gehabt hat, kehrt er zurück in den Himmel. — Nu, hast sie ausgejagt, diese Herrgottssakramenter? frägt der Gottvater. — Hätt' der Herr auch einen Andern schicken mögen! brummt Sanct Michael in seinen Bart; — nein, du, Bart wird er keinen gehabt haben. Ich hab' mir, sagt er, in dieser Höllenfinsterniß da unten das Knie angestoßen, daß schon all des Teufels! Beim Tag gehts noch an, da schupfen die Engel den Sonnenball hin und wieder; aber in der Nacht ist das schon eine schockfinstere Welt übereinand! Kann's der Eva gar nicht für Uebel halten, wenn sie in der rabenfinsteren Nacht einen unrechten Apfel erwischt hat; wird schon noch öfters so was passiren. Die Leut' müssen einen Mond haben! — Ja? fragt der Gottvater, nu, so steh ein wenig bei Seite, Sanct Michael, ich erschaff' jetzt den Mond! — Richtig, hat's gethan; aber! sagt der Gottvater, auf daß die Leute wissen, daß es nur ein guter Wille ist von mir, und daß sie sich nicht eine Rechtssache daraus machen, so lasse ich den Mond im Monate je so vierzehn Nächte scheinen, die übrigen vierzehn Nächte lass' ich's finster sein. — Und deswegen," setzte der Knecht bei, „haben wir den zunehmenden und den abnehmenden Mond."

„Ja so, deswegen," sagte ich sehr zufrieden; nun wußte ich schon mehr als der Pfarrer, der an die Offenbarungen unseres alten Evangelisten Markus nicht glauben wollte.

So ging es eine Weile fort, da kam endlich für mich und den guten Mond eine andere Zeit. Ich hatte in der Stadt einen Vetter, der ein hochgelehrter Mann war. Den besuchte ich einmal, und fand ihn desselben Abends spät auf dem Dache seines Hauses, wo er vor einer erschreckend großen Kanone stand. Die Kanone war schnurgerade auf den armen Mond gerichtet, der über den Thürmen der Stadt mit weinendem Vollgesichte stand. Der Vetter guckte durch das gewaltige Rohr so hinaus und sagte dann zu mir:

„Jetzt komm', Bursche, und gucke auch mal!"

So guckte ich denn auch mal. — Josef und Jerum, hab' ich aber jetzt meinen Kopf zurückgeworfen! — Was habe ich gesehen? Da drin in der Kanone ist ein mächtig großes helles Schneefeld gewesen; und wie ich länger geschaut, hab' ich Berg und Thal gesehen und ein ganzes Alpenland — und Alles wie von purem Eis und Schnee. Ich habe mit meinen Augen alle Höhen und alle Thäler und Schluchten abgesucht — aber ich habe Adam und Eva *nicht* gefunden, und ich habe unsere liebe Frauen mit dem Spinnrocken *nicht* gefunden —

„Ist ein schöner, lieblicher Glaube gewesen," sagte der Vetter, „und wenn du dabei bleiben willst, gut, so gehen wir jetzt schlafen."

„Nein," rief ich, „wenn etwas dahintersteckt, so will ich's wissen."

Dann hat mir der Vetter die Naturgeschichte des Mondes erzählt. — Was habe ich jetzt? einen starren, todten, ausgebrannten Himmelskörper ohne Wärme, ohne Lächeln — selbst das Licht ist nicht sein Eigenthum.

Und du, lieber, alter, paradiesisch heiterer Mann-Aehndl, wo bist du mit deinem Adam und Eva und mit unserer lieben Frauen, die uns spinnt das himmlische Kleid?

— Kindeszeit und Kindesmondschein kehrt nicht wieder.

Kindes Sternenglanz.

Selbst der Naturforscher giebt es diesmal zu, was der Poet behauptet, daß nämlich im Waldlande die Sterne heller leuchten, als sonst wo. Das macht die reine, feuchte Luft, sagt der Naturforscher; der Poet hingegen meint, die Reinheit des Herzens und der kindliche Glaube der Einschichtbewohner seien Ursache, daß der Sternenhimmel so hell und hold niederfunkle auf den weiten stillen Wald.

Hat doch mein Vater zu mir gesagt, als wir noch beisammen auf dem Holzbänklein unter der Tanne gesessen:

„Du bist mein liebes Kind. Und jetzt schau zum Himmel hinauf, die Augen Gottes blicken auf uns herab."

Ei freilich, ich konnte mir's wohl denken, Einer, der auf des Menschen Haupt die Haare zählt, muß hundert tausend Augen haben. Nun war es aber schön zu sehen, wie mir der liebe Gott mit seinen Augen zublinzelte, als wollte er mir was zu verstehen geben; — ja, und ich konnte

es doch um Alles nicht errathen, was er meinte. — Ich nahm mir wohl vor, recht brav und folgsam zu sein, besonders bei Nacht, wenn Gott da oben seine hunderttausend Augen aufthut, und die guten Kinder zählt, und die bösen sucht und recht scharf anschaut, auf daß er sie kennt am jüngsten Tage, wenn er kommt, um zu lohnen und zu strafen.

Ein andermal saß ich auf demselben Holzbänkchen unter der Tanne, an Seite meiner Mutter. Es war bereits späte Abendstunde, und die Mutter sagte zu mir:

„Du bist ein kleiner Mensch, und die kleinen Leute müssen jetzt schon ins Bett gehen, schau, es ist ja die finstere Nacht, und die Engel zünden schon die Lichter an oben in unseres Herrgotts Haus."

Mit solchen Worten ein Kind zur Ruhe bringen? Das war übel geplant.

„In unseres Herrgotts Haus die Lichter?" fragte ich, sofort durchaus für den Gegenstand eingenommen.

„Freilich," entgegnete die Mutter, „jetzt gehen alle Heiligen von der Kirche heim, und im Hause ist eine große Tafel und da setzen sie sich zusammen und essen und trinken was, und die Englein fliegen geschwind herum und zünden alle Lichter an, und den großen Kronleuchter auch, der mitten hängt, und nachher laufen sie zu den Pfeifen und Geigen und machen Musik."

„Musik?" entgegnete ich, in die Anschauung des Bildes versunken. „Und der Wollzupfer-Michel, ist der auch dabei?"

Der Wollzupfer-Michel war ein alter blinder Mann gewesen, der bei uns Waldbauern das Gnadenbrot genossen und dafür zuweilen Schafwolle gezupft und gekraut hatte. Wenige Wochen vor diesem Abendgespräche war er gestorben.

„Ja du," versetzte die Mutter auf meine Frage, „der Wollzupfer-Michel, der sitzt ganz voran bei unserm lieben Herrgott selber, und er ist hoch in Ehren gehalten von allen Heiligen, weil er auf der Welt so arm gewesen und so verachtet und im Elend hat leben müssen, und weil er doch Alles so geduldig ertragen hat."

„Wer giebt ihm denn beim Essen auf den Teller hinaus?" war meine weitere Frage.

„Nu, wer denn?" meinte die Mutter, „das wird schon sein heiliger Schutzengel thun." Sogleich aber setzte sie bei: „Du Närrisch, der Michel braucht jetzt ja gar keine Behelfer mehr, im Himmel ist er ja nimmer blind; im Himmel sieht er seinen Vater und seine Mutter, die er auf der Welt niemalen hat gesehen. Und er sieht den lieben Herrgott selber und unsere liebe Frauen, und Alle, und zu uns sieht er auch herab. Ja freilich, mit dem Michel hat's gar eine glückselige Wendung genommen, und hell singen und tanzen wird er bei der himmlischen Musik."

„Tanzen?" wiederholte ich und suchte mit meinen Augen das Firmament ab, ob der gute alte Mann denn nirgends zu erblicken sei.

„Und jetzt, Bübel, geh' schlafen!" mahnte die Mutter. Wohl machte ich die Einwendung, daß sie im Himmel erst die Lichter angezündet hätten und also gewißlich auch noch nicht schlafen gingen; aber die Mutter versetzte mit entschiedenem Tone, im Himmel könnten sie machen was sie wollten, und wenn ich fein brav wäre und einmal in den Himmel käme, so könnte ich auch machen was ich wollte.

Ging zu Bette und hörte in selbiger Nacht die lieben Englein singen.

Wieder ein andermal saß ich mit dem Großmütterchen auf der hölzernen Bank unter der Tanne.

„Guck', mein Bübel," sagte sie, gegen das funkelnde Firmament weisend, „dort über das Hausdach hin, das ist dein Stern."

Ein helles, flimmerndes Sternchen stand oft und auch heute wieder über dem Giebel des Hauses; aber daß selbes mein Eigenthum wäre, hörte ich nun von Großmutter das erste Mal.

„Freilich," belehrte sie weiter, „jeder Mensch hat am Himmel seinen Stern, das ist sein Glücksstern oder sein Unglücksstern. Und wenn ein Mensch stirbt, so fällt sein Stern vom Himmel."

Todeserschrocken war ich, als gerade in diesem Augenblicke vor unseren Augen eine Sternschnuppe sank.

„Wer ist jetzt gestorben?" fragte ich beklommen, während ich sogleich schaute, ob mein Sternchen wohl noch über dem Dachgiebel stehe.

„Kind," sagte Großmutter, „die Welt

ist weit, und hätten wir nur die Ohren dazu, wir thäten Tag und Nacht nichts hören, als Todtenglockenklingen."

Focht mich dieweilen nicht an.

„Ahndl," fragte ich; denn Kinder, die in ihrem jungen Haupte ja so viel Raum für Vorstellungen haben, sind unermüdlich im Fragen, „Ahndl, wo hast denn du deinen Stern?"

„Mein Kind," antwortete sie, „der ist schon völlig im Auslöschen, den sieht man nimmer."

„Und ist das ein Glücksstern gewesen?"

Da schloß sie mich an ihre Brust und hauchte: „Wird wohl so sein, du herzlieber Enkel, wird wohl so sein!"

* * *

Ein alter Schuhmacher kam zuweilen in unser Haus, der redete wie ein Heide. Wir Menschen, meinte der alte Schuhmacher, kämen nach dem Tode weder in den Himmel noch in die Hölle, sondern auf einen Stern, wo wir so, wie auf dieser Welt, wieder geboren würden und je nach Umständen weiter lebten.

Das Närrischste aber sagte schon der Schulmeisterssohn aus Grabenbach, der als Student einmal zu uns kam. Der schwätzte von Bären und Hunden und Wasserschlangen, die da oben am Himmel herumliefen, und ein Widder und ein Walfisch sei auch dabei; und gar eine Jungfrau wollte er durch seine Augengläser gesehen haben. Dieser Schulmeisterssohn war die Schuld daran, daß mich mein Vater nicht studiren ließ, auch dann noch nicht, als sich ein Mann gefunden hatte, der das Geld für die Bücher hergegeben hätte.

„Wenn sie solche Narrheiten lernen in der Stadt," sagte mein Vater, „daß sie auf unseres Herrgotts goldnem Firmament lauter wilde Thiere sehen, nachher hab ich genug. Mein Bub' der bleibt daheim."

Eine junge Magd hatten wir im Hause; die war gescheidt, die hat einmal was gesagt, was mir heute das Herz noch warm macht. Sie hatte es sicherlich von ihrem alten Vater, der ein Waldprediger gewesen war. Der Mann hat etwas Wundersames in seinem Kopfe gehabt; er wäre gern Priester geworden, aber blutarm, wie er war, sind ihm alle Wege dazu verlegt gewesen. Da wurde er Kohlenbrenner. Ich habe den Alten oft heimlich belauscht, wenn er auf seinem Kohlenmeiler stand und Messe las, oder wenn er den Vögeln des Waldes vorpredigte, wie voreinst der heilige Franziskus in der Wüste.

Von diesem Manne mag unsere junge Magd das seltsame Wort gehört haben.

„Der Sternenhimmel da oben," sagte sie einmal, „das ist ein großmächtiger Liebesbrief mit goldenen und silbernen Buchstaben. Für's Erste hat ihn der liebe Herrgott den Menschen geschrieben, daß sie doch nicht ganz auf ihn vergessen sollten. Für's Zweite schreiben ihn die Menschen für einander. Das ist so: Wenn zwei Leut', die sich rechtschaffen lieb haben, weit auseinander müssen, so merken sie sich vorher einen hellen Stern, den sie beide von aller Fremde aus sehen können, und auf den ihre Augen zusammenkommen. — Dasselbig funkelnde Dingelchen dort," setzte die Magd leise und ein wenig zögernd bei, indem sie auf ein glühend Sternlein deutete, das hoch über dem Waldlande stand, „dasselbig Dingelchen, das schaut zu dieser jetzigen Stund auch der Hans an, der weit drin im Welschland ist bei den Soldaten. Ich weiß wohl, er wird nicht darauf vergessen, es glänzt wie der kein Stern so hell auf dem ganzen Firmament."

* * *

Eines Tages mußte ich am Waldrande spät Abends noch die Rinder weiden, die Tags über im Joche gegangen waren. Sonst war in solchen Stunden lieb Großmütterchen bei mir, aber das war nun schon seit länger etwas unwohl und mußte zu Hause bleiben. Jedoch hatte sie mir versprochen, oftmals vor das Haus herauszutreten und den Hühnerpfiff zu thun, damit mir in der einschichtigen stillen Nacht nicht zu grauen beginne.

Ich stand zagend neben meinen zwei Rindern, die auf der thaunassen Wiese eifrig grasten, aber ich hörte heute keinen jener lustigen Pfiffe, welche meine Großmutter mittelst zweier Finger, die sie in den Mund legte, so vortrefflich zu machen verstand, gewöhnlich zu dem Zwecke, um die Hühner damit zusammenzulocken.

Mir kam die Sorge, Großmutter könne ernstlich krank geworden sein; und das

Haus lag so still und traurig oben auf dem Berge. Von der tiefen Schlucht herauf hörte ich das Rieseln des Wässerleins, das ich sonst hier noch nie vernommen hatte. Hingegen schwiegen heute die Grillen ganz und gar. Ein Uhu krähte im Walde und erschreckte mich dermaßen, daß ich die Hörner des Rindes erhaschte und dieselben gar nicht mehr loslassen wollte.

Der Sternenhimmel hatte heute einen so heiligen Ernst, mir war, als hörte ich durch die große Stille das Saitenspiel des heiligen Sängers David klingen. — Siehe, da löste sich plötzlich ein Stern und fiel in einem scharfen Silberfaden, der gerade über unser Haus niederging, vom Himmel herab. — —

Mir zuckte es heiß durch's Herz, mir blieb der Athem stehen. — Jetzt ist die Großmutter gestorben! sagte ich endlich laut, das ist ihr Stern gewesen. Ich hub an zu schluchzen und drängte die nimmersatten Rinder gegen das Haus hinan. Da hörte ich von demselben her bereits des Vaters Stimme, ich sollte eilends heimzutreiben.

Nach wenigen Minuten jagte ich in den Hof ein. Das Haus war in allen Fenstern beleuchtet; ein Geräusch und Gepolter war, und Leute eilten hin und her nach allen Ecken und Winkeln.

„Geschwind, Peterle, aber geschwind geh' her!" rief es mir von der Thür aus hastig zu, und es war Großmutters Stimme. Ich lief in das Haus, da — was hab' ich gehört? Kleinkindesgeschrei.

„Ein Brüderlein hast' kriegt," rief Großmutter, „das hat, dieweilen du auf der Weide gewesen, ein Engel vom Himmel gebracht!"

So war es. Mutter lag schon im Bette und sie hielt das winzige Kindlein an der Brust.

Und Großmütterchen war die Gesundeste und Emsigste im ganzen Hause.

Ein Engel vom Himmel! ja ich habe ihn fliegen gesehen. „Ahndl," sagte ich, „es ist nicht wahr, daß Sterne fallen, lauter Engel sind es, die mit winzigen Kindlein niederfliegen vom Himmel!"

Ich verharre bei diesem Glauben noch heute, da ich vor einer Wiege stehe, in die mir selbst ein liebes himmlisches Wunder gegeben ist.

Deutsche Samariterinnen.

Von

Rudolf Bunge.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

II.

Frau Deichmann.

Der göttliche Beruf des Menschen äußert sich am klarsten und reinsten in den Werken der Barmherzigkeit. So viele Wunden der blutige Krieg des Jahres 1870 unserem Volke geschlagen, so viele Engel des Mitleids sandte der Himmel, sie wieder zu heilen; denn nicht nur jene vom Heiligenschein aufopfernder Menschenliebe umflossenen Frauengestalten aus den Lazarethen und Feldküchen im Feindeslande, wie wir eine solche in unserem vorigen Aufsatze zeichneten, verdienten sich die Anerkennung der höchsten und ehrenden Pflichttreue im Dienste der leidenden Menschheit, auch in den überfüllten Lazarethräumen der deutschen Heimath waltete im Verborgenen so manches edle Frauenherz in treuer Pflege und Hingebung bei den verwundeten und kranken Söhnen des Vaterlandes, und jede Provinz, ja jede größere Stadt Deutschlands hatte ihre „Mutter Simon". Der Verfasser dieser Aufsätze, welcher bei der Evacuation während der Herbst- und Wintermonate des Jahres 1870 beschäftigt war, Züge mit Verwundeten und Kranken von den Schlachtfeldern Frankreichs und deren nächsten Lazarethen in die bequemer und zweckentsprechender eingerichteten Krankenasyle der Heimath zu geleiten, hatte oft Gelegenheit, recht viele edle, von der reinsten Begeisterung für ihren schweren Beruf erfüllte Samariterinnen in den Lazarethen der größeren und kleineren Städte Deutschlands kennen zu lernen, unter diesen auch die noch jetzt im Dienste der Humanität unermüdlich thätige Frau Lilla Deichmann-Schaaffhausen, welche nebenbei den nicht gerade Samariterarmuth verrathenden Titel einer Geheimen Commerzienräthin führt und deren umfassendem und segensreichem Wirken diese Zeilen gewidmet sind.

Die Vorfahren dieser vortrefflichen Frau nahmen bereits seit dem Jahre 1208 hervorragende Stellungen im öffentlichen

Mme. de Sévigné.

SÉVIGNÉ (Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de), celebrated French letter-writer, born at Paris, February 5, 1626. She was the daughter of Celse-Bénigne de Rabutin, Baron de Chantal, and Marie de Coulanges. Left an orphan at seven years of age, she was brought up by her uncle, the Abbé de Coulanges, who was a man of wit and learning, and who took great pains with her education. She was married, February 4, 1644, to the Marquis de Sévigné, a gentleman of Brittany, who squandered his own fortune and that of his wife in dissipation, and was killed in a duel in 1651. Madame de Sévigné was left with two children, a son and a daughter, and devoted herself entirely to their education. She refused many offers of marriage, and lived in the society of her relatives and friends, and in the enjoyment of literature. Her daughter married the Comte de Grignan, and Madame de Sévigné spent much time with her at Grignan, in Provence. Her letters to her daughter, which were written during these visits, are the most famous of her correspondence. She died at Grignan, April 17, 1696. Her letters were published in 1725, and have been frequently reprinted. They are models of epistolary style, and are full of wit, vivacity, and grace.

güter heute noch vorzugsweise dazu anwendet, Anderen förderlich und nützlich zu sein.

Es ist gewöhnlich der Fall, daß Frauen durch die Gründung eines eigenen Hauswesens und durch das Glück der eigenen Familie sich ablenken lassen von den großen Interessen der Menschheit; unsere rheinische Hausfrau hingegen wußte neben der hingebenden und sorgfältigen Erziehung ihrer an Gemüth und Geist dem biederen Elternpaar vielfach gleichenden neun Kinder noch die Zeit zu erübrigen, sich durch den Umgang mit den hervorragendsten Gelehrten des Rheinlandes, deren Vereinigungspunkt ihr gastliches Haus bildete, eine seltene, die weitesten Gebiete umfassende Ausbildung zu verschaffen. Oftmals kehrten in früheren Zeiten unter diesen gelehrten Gästen, zu denen die nahe Universität Bonn das Hauptcontingent stellte und noch jetzt stellt, auch hohe Persönlichkeiten bei ihr ein, wie z. B. das jetzige von ihr schwärmerisch verehrte deutsche Kaiserpaar, das damals noch frei von den Sorgen der Regierung als prinzliches Paar an den heiteren Ufern des Rheinstroms residirte, der Kronprinz des deutschen Reiches, Englands königlicher Sprosse, der Prinz von Wales, und andere hohe Persönlichkeiten. Eine wunderbare Gedächtnißgabe und Arbeitskraft machte es ihr möglich, alle die wissenschaftlichen Gespräche, welche sie mit hervorragenden Gelehrten führte, und die Vorträge, welche diese in ihrem Privatkreise hielten, mit außergewöhnlichem Fleiße niederzuschreiben und hier und da mit ihren eigenen Reflexionen, welche überall den Scharfsinn einer denkenden Frau verrathen, zu versehen, und diese mühsam selbstgeschaffene, aus den saubersten Originalhandschriften bestehende kleine Bibliothek umfaßt nicht nur ganze Bände Vorträge über neue Naturforschung von du Bois-Reymond, ausführliche Lehrbücher der Botanik, Zoologie, Mineralogie, Oryktognosie und Anthropologie der berühmtesten Forscher, sondern sie enthält auch Abhandlungen, welche sich mit der praktischen Verwerthung dieser Wissenschaften für das Gemeinwohl, namentlich in Bezug auf Unterstützung der ärztlichen Kunst und auf den Beruf des Weibes zur Krankenpflege, eingehend beschäftigen. Dadurch gelangte die werkthätige Frau zu der Ueberzeugung, daß der Dilettantismus nirgends weniger zu verwerthen sei, als in den Lazarethen, und daß auch bei der Krankenpflege die umfassendste und aufopferndste Nächstenliebe nicht den Mangel an klinischer Ausbildung und chirurgischer Uebung zu ersetzen vermag. In diesem Bewußtsein entschloß sie sich, nach Bonn zu gehen, um dort einen vollständigen chirurgischen Cursus durchzumachen, und der Eifer förderte den Erfolg ihrer Studien in dem Grade, daß sie später auch bei den bedeutendsten chirurgischen Operationen assistiren und nach Kräften Hülfsleistungen thun durfte.

So traf die große Zeit des Kriegsjahres 1870 in ihr eine berufsmäßig ausgebildete, nicht nur mit freudigem Wollen, sondern auch mit werkthätigem Können ausgerüstete Krankenpflegerin, wie die deutsche Frauenwelt wohl nur wenige aufzuweisen hatte; — denn wenn wir auch überall bei unseren deutschen Frauen die opferfreudigste Hingabe für das schwere Werk der Krankenpflege fanden, so fehlte doch den meisten jene streng fachgemäße Ausbildung in chirurgischen Handleistungen, die beim Verbinden, bei kleineren Operationen und bei der Unterstützung der Aerzte während der größeren unumgänglich nothwendig ist und die unsere rheinische Samariterin in der Klinik zu Bonn sich trefflich angeeignet hatte. Sie zog es daher beim Ausbruch des Krieges auch vor, ihre Kräfte solchen Lazarethen zu widmen, in denen sie — abgezweigt von Maltheſern und Johannitern — einzig und allein unter einer Militärcommission stand, verließ das Johanniter-Lazareth in Bonn, nachdem sie dasselbe auf das Vollkommenste zur Aufnahme der Kranken und Verwundeten eingerichtet und den ersten bedeutendsten Operationen assistirt hatte, und widmete ihre Thätigkeit den sich immer mehr und mehr füllenden Militärlazarethen des XI. Armeecorps anfangs zu Ems, später aber im Schlosse zu Wabern, ununterbrochen dreizehn Monate lang. Ich betone nicht ohne Grund diesen langen Zeitraum, weil wahrlich die ganze Energie und opferfreudige Willenskraft einer solchen Frau dazu gehörte, angesichts des lockenden Comforts und der behaglichen Bequemlichkeit ihrer nahegelegenen Häuslichkeiten unbeirrt auf

ihrem beschwerlichen Posten zu bleiben und sich weder bei den vielfachen Chicanen und Unannehmlichkeiten, mit welchen leider so oft in Deutschland die Stellung der Lazarethvorsteherinnen verbunden war, noch bei den Mühen und Gefahren des Dienstes nur einen Augenblick dem Gedanken hinzugeben, die düsteren Lazarethräume eher zu verlassen, als bis der letzte hülfsbedürftige Krieger aus denselben genesen heimgekehrt sein würde.

Jeden Morgen machte sie in dieser langen Zeit bei den Hunderten von Kranken, welche ihre Lazarethe bargen, mit dem Arzte die Runde und notirte sich dessen Anordnungen; dann wurden ihr und den ihr zur Krankenpflege beigegebenen Nonnen die Patienten ganz selbständig überlassen und den ganzen Tag gab es zu schaffen bis zur Abspannung und Ermüdung; nichts desto weniger behauptete sich aber die Lazarethvorsteherin immer als die Bravste unter den Braven. War Morgens das Verbinden geschehen, so mußte die thätige Frau selbst die Küche für Hunderte von Patienten besorgen, dann anrichten und den ganzen Tag klapperte sie mit dem großen Schlüsselbunde am Gürtel aus einem Krankensaal in den anderen, von einem Schmerzenslager zum anderen, überall Trost und Hülfe spendend und sogar von den Leidenden noch mit herzlicher Freude begrüßt; denn alle nannten sie ihr „Mütterchen" und zauberten sich mit diesem Worte wohl diese traute Gestalt aus der Heimath vor das Krankenbett.

Die geschäftige Frau im einfachen, schlichten Hauskleide, mit dem mächtigen Schlüsselbund und einer noch viel größeren Ledertasche am Gürtel, wie sie im December 1870 der Verfasser dieser Aufsätze in dem musterhaft von ihr eingerichteten Lazareth des Panoramas zu Ems bei der Uebergabe der Verwundeten aus den Schlachten von Champigny und Chelles fand, war auch selbst bei ihren dienstlichen Verrichtungen noch von einer ab- und zuströmenden Schaar von Soldaten, dienenden Laienbrüdern und krankenpflegenden Nonnen umlagert, die immer Anliegen und zwar meistens außeretatsmäßige hatten; denn oft griff sie in die riesige Ledertasche, die außer dem Verbandzeuge ihre eigene, stets ungezählte Casse enthielt, und gab daraus mit vollen Händen, und zwar so bedeutende Summen, daß diese im Laufe ihrer dreizehnmonatlichen Dienstzeit mehr als den Werth ihres schönsten rheinischen Rittergutes überstiegen. Aber diese herzerhebende Thätigkeit brachte nicht nur sonnenhelle, sondern oft auch recht schwere und trübe Tage dem Leben der pflichtgetreuen Frau.

Am Weihnachtsabend, während ihre Standesgenossinnen wohl auf Tage und Stunden die Schwere der Zeit vergaßen und sich von Gatten und Verwandten beim strahlenden Schimmer des Christbaumes mit dem Füllhorn der Freuden und Ueberraschungen überschütten ließen, saß sie allein und tröstend am Bett eines sterbenden Württembergers, der die Hände seines „treuen Mütterchens" nicht aus den seinen lassen wollte, bis er das Zeitliche gesegnet, und als in ihrem Lazarethe durch Ansteckung neuer Ankömmlinge der gefährliche Lazarethbrand ausbrach, ließ sie die betreffenden Kranken, um einer Weiterverbreitung vorzubeugen, auf abgesonderte Zimmer bringen und pflegte sie dort mit dem Hausarzt ganz allein. Dasselbe that die energische Frau, als ein anderes Mal die Pockenepidemie in ihrem Lazarethe ausgebrochen war und die pflegende Nonne selbst mit von dieser Krankheit ergriffen wurde, denn sowohl bei diesen Patienten, als auch bei den zahlreichen Typhuskranken, bei denen die Pflege um so mehr leisten muß, als der Arzt mit seinen Mitteln wenig eingreifen kann, zeigte sich ihre unermüdlich treue Sorgfalt von ganz besonders segensreichem Einfluß.

Als mit Anfang des April 1871 die Emser Lazarethe auf Andringen der dortigen Bade-Egoisten, welche eine Schädigung ihrer Saison befürchteten, aufgehoben wurden, folgte unsere thätige Lazarethvorsteherin unverweilt einer Aufforderung, welche sie in gleicher Eigenschaft in das noch dicht gefüllte Schloß Wabern bei Kassel berief. Hier blieb sie — wiederum ihr organisatorisches Talent bewährend, und auch dieses Lazareth zu einer wahren Musteranstalt emporhebend — bei ihrem segensreichen Wirken, bis im August desselben Jahres auch dieses Lazareth aufgehoben wurde, und kehrte dann nach dreizehn Monate langer schöner, aber schwerer Arbeit im Dienste der leidenden Mensch-

heit in den Kreis ihrer Familie zurück, der ihr durch die inzwischen erfolgte glückliche Rückkehr ihrer Söhne aus dem Feldzuge eine heitere, ungetrübte Zukunft versprach. Selbst die gerechtesten Erwartungen der edelsten Menschen werden in dieser Welt nicht immer zur Wahrheit; leider sollte sich auch diese schöne Hoffnung nicht erfüllen. Die Ueberanstrengung, welcher die edle Frau sich im Dienste der Humanität Tag und Nacht unterworfen hatte, blieb nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf ihren Körper, und das köstliche Gut, welches sie Anderen durch die aufopferndste Thätigkeit wiederzugeben bemüht war, büßte sie selbst dabei unwiederbringlich ein: die Gesundheit. Diese brachten ihr weder die heilsamen Quellen Marienbads und Baden-Badens, noch die milden Lüfte Italiens wieder. Monate lang ward die sonst so thätige Frau in ihrem schönen, dem „Drachenfels" im Siebengebirge gegenüber gelegenen Schlosse Mehlemer-Aue Winter und Sommer an das Zimmer gefesselt; aber auch hier, in dieser ländlichen Einsamkeit, welche ihr durch häufige Besuche hochbedeutender Persönlichkeiten der Künste und Wissenschaften verschönt wurde, schlug ein gewaltiger Sturm an ihr Ohr, der weit über die Grenzen des Rheinlandes hinaus die Welt aufrüttelte; — es war die altkatholische Bewegung, welcher diese Frau von so glänzendem Verstande auch mit ganzer Seele sich zuwendete.

Aber diese Zwecke zogen sie nicht ab vom Dienste der Humanität. In Stunden des Leidens spann sie neue Pläne, sich der Welt nützlich zu machen, und sobald es ihre Kräfte nur einigermaßen erlaubten, ging sie rasch an deren Verwirklichung. In einer Zeit, in welcher es keine Wunden mehr zu heilen, nicht die Söhne des Vaterlandes mehr zu pflegen gab, lagen ihr die bedürftigen Töchter desselben zunächst am Herzen. Am 2. Juli 1873 erließ sie in den Zeitungen einen Aufruf zur Errichtung eines Bazars für weibliche Handarbeiten zu Köln, der bereits am 18. October ins Leben trat und jeder Frau, welche den Wunsch und das Bedürfniß zur Verwerthung ihrer Arbeitskraft fühlte, Gelegenheit dazu bot und noch bietet, indem sich unsere thätige Vorsteherin trotz Gicht und Podagra, und in Behinderungsfällen ihre pflichttreue Stellvertreterin, die Frau Regierungspräsidentin von Bernuth, allwöchentlich zweimal selbst von früh bis in die späte Nacht der Mühe des Verkaufs der aus allen Gegenden Deutschlands herbeiströmenden weiblichen Handarbeiten, deren Buchung und Bezahlung und all der aus dem Geschäftsverkehr entstehenden Mühen unterzieht. Da die Namen der Einsenderinnen nur der verschwiegenen Vorsteherin des Instituts, unserer wackeren Frau Deichmann, bekannt sind, so ist letzteres im eigentlichsten Sinne des Wortes eine segensreiche Erwerbsquelle für die echte und wahre Bedürftigkeit, ja, vielfach sogar für die verschämte Armuth geworden, aus welcher den Betheiligten, die den Preis ihrer eingesandten Handarbeiten selbst zu bestimmen haben, bereits im ersten Jahre viele tausend Thaler zuflossen. So tritt uns in der braven Frau zu jeder Zeit eine echte Priesterin der Humanität entgegen, deren Thätigkeit im Kriege den verwundeten Söhnen des Vaterlandes, im Frieden seinen bedürftigen Töchtern gehört. Möchte es ihr noch lange vergönnt sein, ihre werkthätige Liebe den letzteren ungestört widmen zu dürfen, ohne jemals wieder von aufsteigenden Kriegeswolken zum Samariterdienst an die Schmerzensstätten der ersteren zurückgerufen zu werden!

Karlsbader Culturstudien.

Von

Karl Braun.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

V.

Im Jahre 1572.

Eine der ältesten Karlsbader Badeschriften führt folgenden Titel:

„Ein kurtzes, nothwendiges und nützliches Büchlein von Erfindung, Beschreibung, Eigenschafft, Krefften und zum Voraus vom rechten Gebrauch des Kayser-Karlsbads, lateinisch geschrieben von Fabiano Sommer, aus dem Kayserlichen Karlsbad, der Philosophie und Medizin

Doctor, jetzt aber auff's Kürtzest und einfältigst verdeutschet durch Magister Mathiam Sommer, aus dem Kayser Karls-Bad. Anno 1572."

Auf dem letzten Blatt aber steht gedruckt zu lesen: „Gedruckt zu Leipzig, durch Jacob Bärwald's Erben," und darunter befindet sich ein kräftiger Holzschnitt, einen Bären, der „freudig durch den Wald brummt", darstellend — das Zeichen der Firma.

Das interessante alte Büchlein behandelt folgende Stoffe:

Kaput I. „Wie das warme Bad erfunden worden," erzählt den alten Meidinger von Karl IV., dem Hund und dem Hirsch.

Kaput II. „Von den Bergen, welche die Thal', darinnen das Wasser herausspringet, umgeben, und wie sie gelegen sind."

Kaput III. „Von Betrachtung etzlicher Ding', so von diesen Bergen zu mercken sind, und wie die Döpel (sic!) in zwei Theil (rechtes und linkes Ufer, später neue und alte Wiese) abtheilet, auch von dem Stein, der von den Gelehrten Tophaceus, von den Unseren (d. i. den Eingeborenen) Batterstein genendt wird und aus kleinen runden Steinlein, die fast den Erwesen (Erbsen) gleichen, zusam gewachsen ist."

In diesem Capitel wird schon der Sprudel, damals noch mitten im Tepl-Bach (Döpel) emporspringend, beschrieben, auch sonst brodele es überall und steige „giftige Luft" auf. Die letztere gleiche ganz den boshafftigen Dünsten, so in der Campania (bei Neapel) ad Puteolos, insgemein a Pozzolo genannt, nicht weit a lacu Aquano (Hundsgrotte) auffsteigen, also daß Der, welcher Solcherlei sehen wolle, nicht so weit bis nach Italiam zu verreisen, sondern nur nach Kayser-Karls-Bad zu kommen brauche, wenn's ihm um „giftig Luft" zu thun sei.

Kaput IV. „Von dem gemeinen Brunn, „„Brudel"" (also nicht Sprudel) benennet, seinem großen Rauschen, Brudeln und unerhörtem Sausen und Brausen, welcher Brudel unter allen Quellen, so viel derselben auch in unserem Karlsbad seyndt, der Allerhitzigste; — auch von einer Art von Kalchstein (Sprudelstein), welcher hänget und wächst an den Rinnen (des Brudels); — auch von der Bade-Ordnung."

Hier erzählt der gelehrte Verfasser, Doctor Fabianus, und der „einfältiglichste" Uebersetzer, Magister Mathias, ein Näheres von den Badevorrichtungen.

Das große gemeine Bad befinde sich „auf dem Steg", d. h. in einer Bretterbude inmitten der Tepl, wo der Brudel entspringt. Dasselbe habe zwei Abtheilungen, die eine für Männer und die andere für Frauen. Hier dürften Alle baden, mit alleiniger Ausnahme der Aussätzigen und Krätzigen, welche in ein ander Bad verwiesen würden; dieses andere Bad liege hart (dicht) bei dem gemeinen Bad, und es bestehe aus drei Abtheilungen, wovon die eine für Krätzige, die andere für Aussätzige und die dritte für die mit gefährlichen Geschwüren Behafteten bestimmt sei. Sommer klagt darüber, daß Kaiser-Karoli-Bad sehr mit solchen Auswürflingen behaftet und durch arme Leute, Streicher und Störzer viel beschwert und arg überlaufen sei.

Unter „Störzern" verstand man damals Landstreicher und Vagabunden. Man erinnere sich an die viel genannte „Landstörzerin Courage" von dem Verfasser des Simplicius Simplicissimus.

Die Gebrüder Sommer erzählen uns auch zuerst von dem offenen Graben, durch welchen das heiße Sprudelwasser abfloß. In diesem heißen Wasser weichte man das Heu und das Grummet ein, weil es dadurch besonders schmack- und nahrhaft für das Vieh werde; man brühte darin das Geflügel (Hühner, Gänse und Enten) und die Schweine, um ersteres für das Rupfen und letztere für das Abschrappen vorzubereiten; die Bäcker nahmen das Wasser daraus zum Kneten und Backen, und wenn man weiße Leinwand hier eintauchte, gewann sie eine röthliche Farbe.

Kaput V handelt von der „Creutzgassen und anderen Quellen". Hier finden wir auch den Beginn der sogenannten „Alten Wiese" erwähnt. Magister Sommer erzählt: „Meinem Vater Hans Sommer gehört dort eine Wiese, darauf ein Platz (Platz), welcher mit keinem Schnee kann bedecket werden, obgleich sonsten die gantze Wiese voller Schnee ist."

Kaput VI handelt „Von den Baden (Bädern) und dem Flus, der die Döpel benannt wird", und

Kaput VII „Vom Gebrauch des Was-

sers wider Krankheiten", wozu ich mir eine Interlinear-Glosse erlauben muß.

Man macht sich heute lustig über die Schriften der heutigen Badeärzte oder wenigstens einer gewissen Classe derselben. Der geistreiche Verfasser des „Struwelpeter", Dr. Heinr. Hofmann in Frankfurt a. M., hat deren Manier parodirt in einem lustigen Büchlein, „Das Bad Salzloch" geheißen. Dasselbe fängt (ich schreibe aus dem Gedächtniß und kann daher wohl für den Sinn, aber nicht für den Wortlaut einstehen) ungefähr so an:

„— Weit entfernt, jenem Charlatanismus der modernen Bäderschriftsteller zu verfallen, von welchen ein Jeglicher behauptet, das Bad, in welchem er praktizirt und worüber er schreibt, sei das vorzüglichste von allen, und es helfe gegen alle Krankheiten ohne Ausnahme, wollen wir im Gegensatze hierzu der Wahrheit die Ehre geben und sofort im Eingang unseres Werkes bereits feststellen, daß es namentlich zwei Fälle giebt, in welchen unsere Quellen, die des Bades Salzloch, sich bisher als nicht wirksam erwiesen haben, nämlich:

1. Wenn die Leute bereits gestorben sind und

2. Wenn sie kein Geld mehr haben."

Die alten Karlsbader Badeschriften aber beweisen uns, daß es sich hier keineswegs um eine ausschließlich der Gegenwart eigenthümliche Uebertreibung handelt, sondern daß man vor mehr als dreihundert Jahren gerade so verfuhr. Die Gebrüder Sommer wenigstens erklären fast alle Krankheiten der Welt für mittelst der Quellen ihrer Vaterstadt heilbar. Nur wenige nehmen sie aus. Auch constatiren sie bereits im Jahre 1572 (siehe oben Kaput IV) den Abscheu der Badewirthe gegen arme Leute.

Das bisher Wiedergegebene bildet gleichsam den allgemeinen Theil der Schrift. Der zweite Theil, der nun folgende specielle Theil, ist eine Art medicinische Instruction für die Patienten. Er zerfällt in folgende Capitel:

Kaput I. „Von den Personen, welchen entweder das Wasser schädlich oder nützlich sein mag."

Kaput II. „Von den Personen, welchen allein das Wasser zu trinken, und den Personen, welchen allein darinnen zu baden bequem und gut sein mag, und welche alles Beides, das Trinken und Baden, mit Nutz gebrauchen können."

Sämmtliche Menschen werden hier in zwei Classen eingetheilt, nämlich in heiße und trockene auf der einen und kalte und nasse auf der anderen Seite. Absolut mißrathen wird das Baden nur den mit der Rückenmarksdarre und dem Fieber Behafteten, sowie den „Französichten".

Kaput III. „Zu welcher Zeit man sich in das Kayser-Karls-Bad begeben soll."

Weder im Winter noch im Hochsommer, sondern „wenn die Luft mittelmäßig temperiret, soll man sich dahin begeben, und als solche Zeit mag man den Lentzen und den Herbst nennen."

Kaput IV. „Wie sich die Patienten, ehe sie das Wasser gebrauchen, darzu schicken und vorbereiten sollen."

„Vor Beginn der Kur muß der Leib inwendig durch Purgiren gäntzlich gereiniget werden." Für die Cur selbst ertheilt der Doctor Sommer allerlei Vorschriften für Leib und Seele. Was letztere anlangt, so soll man „alle bösen Affekten" vermeiden; „das Gemüth und Hertz soll still und dabei lustig sein!" (Ja, mein lieber Doctor, wenn nur das menschliche Herz hübsch folgsam und nicht so ein verzweifelt störrisches und verstocktes Ding wäre!) Was den Körper anlangt, so wird strenge Diät und stetige, doch mäßige Bewegung verordnet. Vor Allem soll man sich nicht in „dumpichte Gemach" einmiethen; „und will sich gebühren," fügt Dr. Sommer noch mahnend bei, „daß sich etzliche Wirth' in Kayser-Karls-Bad hierinnen (nämlich in Betreff des „Dumpichten") eines Besseren bedächten." (Gilt auch heute nach dreihundert Jahren noch, da manche Häuser mit der Rückseite dicht an der nassen Felswand stehen.)

Kaput V. „Was die Patienten bei dem Gebrauche des Wassers zu bedenken haben und mercken sollen."

Der Verfasser besteht darauf, daß man nur früh Morgens Brunnen trinken dürfe und zwar nur nüchternen Leibes, und nachdem man schon vorher Morgens Stuhl gehabt. Einen warmen Trunk vor Schlafengehen zu nehmen, was damals Sitte war, erklärt er dagegen mit der größten Entschiedenheit „für sehr böse, nerrisch und wider alle vernunfft, denn das mache

den Menschen das Haupt dunstig und voll." Er erörtert sodann die Frage, wie viel man am warmen Trunke zu sich nehmen soll. Der Eine nehme sechs bis sieben Kannen mit Leichtigkeit zu sich, während es dem Anderen schwer falle, auch nur eine halbe hinunterzuwürgen. Es lasse sich daher die Zahl der „Döpfichen" nicht allgemein festsetzen, sondern thue ein Jeder wohl daran, hierüber den Rath eines gelehrten Medici einzuholen. Die Regel sei die, daß ein Jeglicher seine Cur in sieben Tagen absolvire, in denen er sich hinauf- und auch wieder hinunterzutrinken habe, als nämlich:

a.	am 1.	Tage	3	„Döpfichen"
b.	„ 2.	„	5	„
c.	„ 3.	„	7	„
d.	„ 4.	„	9	„
e.	„ 5.	„	7	„
f.	„ 6.	„	5	„
g.	„ 7.	„	3	„

Damit schließt der zweite oder specielle Theil, und es folgt dann noch ein Anhang, betitelt: „Ein sonderlich Kapitel, wie man die Haut am Leib soll lassen aufbeißen, zu welcher Zeit und welcher Gestalt solches geschehen soll." Das erste Axiom ist: es soll sich nicht ein Jeder ohne Unterschied aufbeißen lassen. Viele liegen einen ganzen Tag und eine ganze Nacht an einander, oder zwei Tage und zwei Nächte hinter einander, oder noch länger in dem heißen Brudelwasser. Aber nach Sommer's Meinung „thun sie daran sehr übel". Auch hier räth er eine Crescendo- und Decrescendo-Cur an, nämlich am ersten Tage zwei Stunden, am zweiten vier, am dritten sechs, am vierten acht, am fünften wieder nur sechs Stunden hinter einander und so weiter sieben Tage lang in dem warmen Bade zuzubringen, was genüge, um die Haut „aufzubeißen". Er fügt hinzu:

Auch soll man das Wasser „nicht abfließen lassen, sondern 3—4 Tage lang stehen; denn wenn es stehet, wird es scherffer und beißet die Haut desto ehr auff".

Nach jedem Bade soll man sich in einer geheizten Stube in das Bett legen, „damit die böse Materia aus der aufgebissenen Haut wohl herausfließen könndte".

Den Schluß bildet noch ein kleines Capitel, betitelt „von der Trefft", d. i. Douche.

Hier lehrt der Doctor, wie man das Brudelwasser „auf den Kopff oder andere Glieder des Leibs trieffen lassen" soll, indem er behauptet, dieses sei gut für Haupt und Gehirn, „auch nützlich für alle Glieder, welche zu sehr erkaltet und befeuchtet sind."

VI.

Im Jahre 1609.

Wie wir aus den Sommer'schen Schriften die Lebensanschauungen, Sitten und Gewohnheiten der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erkennen, so ist für den Anfang des siebzehnten als maßgebend zu betrachten ein kurzes Buch mit einem langen Titel, welcher lautet:

„Kurtze Beschreibung deß Karls-Bades, so nahe beim Städtlein Ellenbogen in Böhmen gelegen, wie man sich darinnen zu verhalten habe, wann und zu was Krankheiten es gut sei, auch was immer für Remedia dabei gebraucht werden können, fürnemlich dem gemeinen Manne zum Besten und zur Nachricht gestellet. Darinnen auch die Beschreibung des Wiesenbades (gehört zu dem Rittergute Wiesen bei Annaberg im Lande Meissen) zu befinden. Durch Martinum Pansa, Dr., Physicum Annabergensem. Mit Kurfürstlich Sächsischer Freiheit nachzudrucken. Gedruckt zu Sanct-Annaberg durch Christian Behm, in Verlegung Eckstein's, Buchbinders zu Annaberg. Anno 1609."

Zwischen Karlsbad und den benachbarten sächsischen, namentlich den meißenschen Landen war stets eine enge Verbindung. Die sächsischen und thüringischen Fürsten reisten häufig in das Bad, und später spielt in demselben August der Starke, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, eine Hauptrolle. Hier ist es nun ein sächsischer Arzt, welcher das böhmische Bad preist. Als guter Sachse giebt er aber zu dem böhmischen Fleisch eine sächsische Knochenbeilage, welche er bei dieser Gelegenheit an den Mann zu bringen sucht. Er verflicht mit der Beschreibung des berühmten Karlsbad die eines neu „gegründeten" Bades bei Annaberg in Sachsen, wahrscheinlich um dieses ritterschaftliche Wiesenbad zu demselben Renommé zu erheben wie das kaiserliche Karlsbad. Das ist jedoch gründlich mißlungen. Karlsbad ist immer berühmter

geworden, und von dem Wiesenbad des Rittergutes Wiesen im Lande Meißen weiß die Welt anno 1874 eben so viel und eben so wenig wie anno 1609, d. i. nichts. Daß das Karlsbad aber damals eine relativ weit bescheidenere Stellung hatte als jetzt, beweist der Umstand, daß es als ein Zubehör von Ellenbogen, jetzt Elbogen geschrieben, bezeichnet wird. Elbogen ist ein altes Nest, etwa zwei Stunden von Karlsbad an der Eger gelegen auf einer durch diesen Fluß, der hier einen Ellenbogen beschreibt, gebildeten Landzunge. Das Städtchen ist ziemlich neu; es war 1724 total abgebrannt mit Ausnahme des Rathhauses, welches heute noch pechschwarz in die Luft ragt, und des Schlosses, dessen Substructionen einer zur Vertheidigung gegen die Slaven zur Karolingerzeit errichteten deutschen Burg angehören und das bis zur Erfindung des Geschützes geradezu uneinnehmbar war. Heute ist nicht Karlsbad ein Appendix von Elbogen, sondern letzteres ein Zubehör von ersterem. Curfremden ist der Spaziergang nach Elbogen sehr zu empfehlen, mögen sie nun, der Eger folgend, die Felsen des Hans Heiling besuchen oder, die Windungen dieses Flusses abschneidend, quer über die mehr als 2000 Fuß hohen, aussichtsreichen Berge steigen.

Die Badeschrift von 1609 zeigt uns ungefähr noch dieselben Neigungen und Anschauungen wie die von 1572. Es hat sich in den siebenunddreißig Jahren wenig geändert. Als Hauptvorzug (heutzutage wissen wir denselben gar nicht mehr zu schätzen) gilt auch jetzt noch die „Corrosio“ oder das „Auffressen der Haut“. Dr. Pansa sagt: „Solches Aufbeitzen der Haut ist sehr nützlich, wenn die Beschwerung mehr äußerlich zu befinden ist.“ Man soll Tage lang hinter einander Vormittags sechs Stunden und Nachmittags vier Stunden in dem Bade zubringen, damit die scharfen Mineralien Gelegenheit haben, gehörig zu beißen. „So nun aber die Haut vollends aufgebissen, kann sich der Sieche in sein warmes Losament begeben und den Eyter abfließen lassen — und so soll man dies dreimal wiederholen.“

In Betreff des Badens leitet Dr. Pansa seine Belehrung mit den Worten des Ovidius ein:

„Temporibus medicina valet — —“

Diesen Anfang eines Hexameters übersetzt er selbst sofort in freiester Weise in folgender deutschen Strophe:

„Arznei — gebrauch' zu rechter Zeit
Wie auch den Wein — viel daran leit (liegt).
Der Wein dir Kraft und Nahrung bringt,
Brauch' ihn nur recht, sonst's übel g'lingt.“

Man scheint also damals zur Cur gezecht zu haben. Weiter schreibt dann noch Pansa:

„Weil es in den Hundstagen zu heiß und im Winter zu kalt ist, so soll man im März, April und Mai oder im September und October sich nach Karlsbad begeben.“ Heutzutage badet und trinkt man auch in den Monaten Juni, Juli und August, welche im 16. und 17. Jahrhundert strenge verfehmt waren. Allerdings ist auch heute noch die Frequenz im Mai und dann wieder im September (günstiges Wetter vorausgesetzt) größer als im Hochsommer.

Die Frage: „Wieviel man des Wassers trincken soll?“ beantwortet der Annaberger Doctor wieder ganz anders als der Karlsbader. Jeder hat darin sein eigenes System, das er für unfehlbar erklärt. Nach dem Annaberger soll man mit „einem halben Kännlein“ den Anfang machen, „zum anderen Mal aber ein gantzes Kännlein trinken und so fort bis zur größten Mensur“, von der gar nicht gesagt wird, wie groß sie ist.

Heutzutage wird auf das Strengste eingeschärft, zwischen je zwei Bechern fünfzehn bis zwanzig Minuten lang zu wandeln. Anno 1602 war das Gegentheil Vorschrift. „Der Sieche soll,“ sagt Dr. Pansa, „alle Zeit eine Stunde ruhen, bevor er den anderen Trunk thut.“ Das ist also gerade so wie mit den lateinischen Versen, wie man sich nach Tisch zu verhalten habe. Der Eine befiehlt, daß man nach Tische sich ruhig verhalten und ohne Noth weder gehen noch stehen soll (Post coenam pausa, nec sta nec mea sine causa), der Andere aber will, daß man nach Tische tausend Schritte gehen oder eben so lange stehen soll (Post coenam stabis aut mille passus meabis).

VII.

Im Jahre 1734.

Wie in den meisten anderen Dingen, so steht auch auf dem Gebiete des Bade-

lebens und der Badeschriftstellerei der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, die Zeit des fiscalisch-bureaukratischen Particularstaates in Deutschland, auf dem Gipfel der Geschmacklosigkeit, um nicht zu sagen der Abgeschmacktheit. Wenn es dafür noch eines Beweises bedürfte, so würde ihn uns eine Schrift liefern, die folgenden volltönenden Titel führt:

„Neu verbessertes und vermehrtes denckwürdiges Kaiser-Karls-Bad, Das ist Alt und neue Denckwürdigkeiten, in drei Theilen abgetheilet. Erster Theil. Von dessen Erfind- und Erbauung et caetera, Unglücksfällen und Erweiterung, Bequem- und Ergötzlichkeiten. Anderer Theil. Von des Heil- und Gesundt-Bades selbst Nutz- und Kur-Gebrauch. Dritter Theil. Anmerckung hoher Heupter, Geist- sowohl als Welt-licher Standes-Personen, so ab Anno 1701 bis 1733 diese Baades-Kur zu höchst- rühm- und ersprieß-licher Gesundtheits-Wohlfahrt gebrauchet, Bevorab von Beider Regierender Kayserlichen Majestäten Allergnädigstem Besuch und glücklicher Baad-Kur, sammt Beschreybung Dero Einzugs, und anderer rarer Bemerckungen et caetera. Allen Neugierigen und respective hohen Baad-Gästen zu Belieben und Zeitvertreib. Nürnberg, bei Johann Albrecht, Anno 1734."

Obgleich jener böhmische König, welcher als deutscher Kaiser den Namen Karl IV. geführt, und welchen man (mit Unrecht, s. oben Abschn. II) als den Entdecker und „Gründer" von Karlsbad feiert, schon vor Jahrhunderten das Zeitliche gesegnet, wird seine Hirsch- und Hunde-Geschichte mit byzantinischem Schweifwedeln erzählt und stets von ihm so gesprochen, als wenn er noch lebte und regierte. Am schauerlichsten sind die ihm und seinem Bade gewidmeten Gedichte, ohne welche „carmina poetica" es damals nun einmal nicht abging. Als Probe, wie man sich damals an Apoll und den Musen zu versündigen wagte, mögen folgende Strophen gelten:

„Kaiser Karolus IV. hat
Durch ein Wild entdeckt das Bad.
Er hätt' es wohl nicht erfunden,
Wenn nicht Einer von den Hunden
Sich darinnen hätt' verbrannt
Und verloren sein Gewand."

Reim' dich, oder ich freß' dich, nach der Melodie: „Und wenn auch der Sabul bricht — Grethel, ich verlaß' dich nicht," oder „War wohl je ein Mensch so frech" ꝛc.

Dann kommt eine weitläufige Erzählung der „Erfindung" und schließlich folgende „Moral":

„Laßt uns Alle danach trachten
Und auch pflegen hoch zu achten
Diesen heißen Wasserfluß,
Der auch uns kuriren muß.

Alle, die dies Bad gebrauchen,
Nehmen dieses Wort vor Augen
Und erkennen Gottes Rath,
Den er da erwiesen hat.

Lauff' ihm mit Gebet entgegen,
So erlangest Du den Segen
Hier in diesem Wasserfluß,
Der die Leut ernähren muß."*

Er entspringet aus der Erden,
Auf daß sie ernähret werden,
Wunderlich durch Gottes Hand
Hier in diesem rauhen Land.

Reichlich will sie Gott ernähren,
Damit sie auch ihm zu Ehren
Nach der Christen Art und Weiß'
Sollen sagen Dank und Preiß!"

Es spricht ein seltsamer Gottes-Begriff aus diesen ungelenken Versen. Gott hilft also nur zu dem Zwecke den Menschen, damit sie ihm Dank und Preis sagen. Es ist gleichsam ein zweiseitiger Vertrag: do ut facias, ich ernähre dich, wogegen du dich verpflichtest, mein Lob zu singen. Gott hätte demnach den Brudel (jetzt Sprudel) und die übrigen alkalisch-salinischen Quellen nur zu diesem Zwecke hierher verlegt, um die Eingeborenen zu ernähren. Zuerst waren also die Eingeborenen, die Menschen, hier. Allein diese Menschen hatten nichts zu leben. Gab ihnen Gott den Sprudel, welcher Menschen anlockt, die Geld verzehren. Heute nun ist dieses „rauhe Land" ein cultivirtes. Es hat wunderschöne Wiesen, gute Waldbestände, fruchtbare Aecker, Braunkohlen, Porzellanerde, Schwefel, Alaun, Baryt, Handel, Industrie und Gewerbe. Hätte also der Sprudel nur den Zweck, die Eingeborenen zu ernähren, so könnte er gegenwärtig zur Noth als zwecklos wegfallen. Dies sind die Consequenzen der scholastischen Utilitäts-Casuistik.

Von dieser Casuistik könnte ich nach den Beobachtungen, die ich während meiner zahlreichen Reisen auf österreichischem Boden gemacht habe, eine Menge interessan-

* D. i. die Eingeborenen.

ter Beispiele erzählen. Ich will mich hier auf eins beschränken:

In Tirol sind bekanntlich die sogenannten „Marterstöcke" üblich, d. h. wenn irgendwo ein Mensch verunglückt oder von einem jähen Tod ereilt worden ist, so wird dort eine Tafel oder ein Bildstock aufgestellt, welcher den Unglücksfall selbst bildlich darstellt, dann einen beschreibenden Text dazu giebt und endlich den Wanderer bittet, für den (ohne die nöthige Vorbereitung durch die Sterbesacramente) Verstorbenen zu beten. So findet sich irgendwo in Tirol ein Marterstock, welcher darstellt, wie der ehrenachtbare Bauernsohn Johann Xaver Kraxlmayr durch „ein wild gewordenes Ochsenfuhrwerk verunglückt worden ist", und diesem Bild ist die Bitte beigefügt:

„Wanderer, bitte für mich und dich zugleich
Für den Fall, daß ich bin in der Pein;
Bin ich aber bereits im Himmelreich,
So ist das Gebet wieder dein."

Der Wanderer soll also, um die Sache, so wie sie es verdient, streng geschäftsmäßig auszudrücken, einen Gebetswechsel auf Gott ziehen, ihn an den Verunglückten giriren, und dieser verspricht für den Fall, daß er nicht nöthig habe, den Wechsel für sich zu realisiren, ihn an den Aussteller zurückzugiriren.

Doch kehren wir zu unserer Badeschrift von 1734 zurück. Dieselbe erzählt mit besonderer Ausführlichkeit die Unglücksfälle, von welchen das Städtchen Karlsbad betroffen worden ist, namentlich die Wasserfluthen und die Brände. Am 9. Mai 1582 schwoll in Folge eines in den südlichen Bergen stattgehabten Wolkenbruches der sonst so bescheidene Bach Tepl derart an, daß in der Fluth zwanzig Menschen umkamen, alle Brücken und Stege fortgerissen und mehrere Dutzend Häuser gänzlich zerstört, die anderen aber mehr oder weniger beschädigt wurden. Der Badeschriftsteller von 1734 hebt mit besonderem Nachdruck hervor, daß „bei diesem unversehens entstandenen Wassergusz mit fast gänzlicher Ruinirung der Stadt keiner der vier damals lebenden Bürgermeister sein Wohnhaus gegen so entsetzliche Wassersgewalt hat retten und erhalten können, sondern alle (doch wohl die Häuser und nicht die Bürgermeister) mit weggeschwemmt worden sind". Er scheint vor Allem zu bedauern, daß das wilde Wasser so wenig Respect vor einer hohen Obrigkeit hatte. Vom 13. August 1664 erzählt er, „daß eine entsetzliche Feuersbrunst stattfand, wodurch die ganze Stadt Karlsbad bis auf drei Häuser ruinirt worden sei". Vom Jahre 1680 wird bemerkt, daß in Prag, Wien, Dresden, überhaupt in Sachsen, Böhmen und Oesterreich die Pest auf das Furchtbarste gewüthet, Karlsbad jedoch verschont habe. Diese Nachricht klingt ein wenig wie Reclame und erinnert daran, daß sowohl 1866, als auch 1870 von verschiedenen Badeorten der Antrag gestellt wurde, die Bäder während des Krieges für neutral zu erklären. Dieser Vorschlag hat bis jetzt noch keine völkerrechtliche Anerkennung gefunden, und wir ertheilen den Curinteressenten deshalb den Rath, sich mit ihrem Anliegen an den von dem Kaiser von Rußland ins Leben gerufenen internationalen Congreß in Brüssel zu wenden.

In demselben Jahre 1680 hatte auch Karlsbad seinen kleinen Bauernkrieg: die benachbarten Orte und Dorfschaften führten Beschwerde gegen die Stadt wegen finanzieller Bedrückung und Vergewaltigung. Es zog ein heller Haufe von Bauern, bewaffnet mit Dreschflegeln, Sensen, Heu- und Mistgabeln gegen Karlsbad. An der Spitze standen der Bauer Schmal von Trahowitz und der Bauer Heine von Fischern. Der Bürgermeister von Karlsbad und der Stadtschreiber gingen ihnen entgegen, und es fand eine Conferenz bei dem Steinbrückl statt, in welcher es den Vertretern der Stadt gelang, durch ihre demosthenische Beredsamkeit die Bauern zu beruhigen, so daß dieselben ohne den geringsten Exceß in ihre Dörfer zurückkehrten. Zum Dank dafür erschien einige Tage später der kaiserliche General Harant mit einem starken Heerhaufen, verhaftete die angesehensten Bauern, schleppte sie nach Neudeck und ließ sie daselbst aufhängen.

Der zweite oder medicinische Theil dieses Buches zerfällt ebenfalls in eine generelle Abtheilung, welche handelt „von der Würkung und Krafft dieses warmen Bades und wem und vor was es nütze und diene", und eine specielle Abtheilung, handelnd von „Art und Weiß des Kaiser-Karlsbades mit Trincken innerlich zu

brauchen, gezogen aus dem 1670 in Leipzig gedruckten Traktälein Herrn Friedrich Hofmann doct. med., sowie vom äußerlichen Gebrauch des Kaiser-Karlsbades mit Baden." Wir erfahren aus dieser Gebrauchsanweisung, daß das Wassertrinken quantitativ die höchste Stufe erreicht hatte. Hier wird nämlich verordnet, man solle am ersten Tag 8 Töpfchen (Becher) trinken und dies so lange steigern, bis man die Zahl 40 pro Tag erreicht habe. Bei solcher Dosis könne man verbleiben, wenn man 6 bis 8 mal Vormittags Stuhlgang habe; doch müsse man „nicht sowohl auf die Zahl der sedium als auch auf die Quantität und Qualität sehen."

Was den Gebrauch der Bäder anlangt, so ist derselbe nicht mehr so unsinnig wie in den beiden vorausgegangenen Jahrhunderten. Man soll 8 Tage baden, am ersten Tag eine Stunde, am zweiten Tag anderthalb, am dritten zwei und so staffelweise wieder herunter. Den Schluß bildet eine Reihe von Recepten zur Purgation und Evacuation des Körpers, welche sowohl vor als nach dem oben beschriebenen maßlosen Trinken anzuwenden seien.

Der dritte Theil handelt von der Anwesenheit hoher Häupter, von welchen sich fast in jedem Jahre vorfinden: die Herzöge von Sachsen-Eisenberg, Sachsen-Gotha, Sachsen-Zeitz, Sachsen-Koburg, Sachsen-Spremberg, Sachsen-Hildburghausen, Sachsen-Altenburg, Anhalt-Zerbst und Württemberg. Auch die Markgräfin von Baden und die Markgräfin Charlotte von Brandenburg erscheinen zuweilen.

Den größten Luxus verbreitet allgemein Augustus I. oder der Starke, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, welcher stets mit seinem ganzen Hofstaat und großem militärischen Gefolge, im Ganzen an 700 Mann stark, zu erscheinen pflegt, während es wahrscheinlich der Zufall so fügt, daß gleichzeitig mit ihm auch immer die schöne Gräfin Aurora von Königsmarck anwesend ist. Im Jahre 1708 erscheint Fridricus I., König von Preußen und Kurfürst von Brandenburg, und in demselben Jahre entdeckt der Dr. Gottfried Berger aus Merseburg, daß sich aus dem Sprudelwasser ein Abführsalz bereiten lasse.

In den Jahren 1711 und 1712 kommt Peter der Große, oder wie ihn die Badeschrift nennt, „Ihro zarische Majestät Peter, Kaiser von Moskauen", welcher sich hier durch allerlei Bravourstücke, sowohl auf dem Gebiet des Sports, als auch auf dem gewerblicher Thätigkeit beliebt gemacht zu haben scheint.

Am 11. November 1712 soll er auf einem ungesattelten Bauernpferde auf den Hirschensprung geritten sein und mit eigener Hand in das dort befindliche hohe Kreuz die Buchstaben „M. S. P. I." eingeschnitten haben. Wir finden heute noch an der steilsten Stelle des Abhangs eine Reihe russischer und deutscher Inschriften, welche dies Ereigniß verherrlichen. Die russischen verstehe ich nicht, aber die deutschen sind sehr komisch. Sie gebrauchen stets die pathetische Anrede „großer Peter", wobei mir — wer kann gegen Ideenassociationen? — immer unwillkürlich der Abgeordnete Peter Reichensperger einfiel. An der Stelle, von der man es behauptet, ist der Zar gewiß nicht hinaufgeritten, denn dies ist geradezu physisch unmöglich. Daß man aber von der andern Seite auf den Hirschensprung recht bequem, sowohl hinauffahren als auch hinaufreiten kann, davon vermag sich noch heutzutage jeder harmlose Curfremde zu überzeugen, wenn er sich zu diesem Zweck für den billigen Preis von einem Guldenschein ein Eselein miethet. Peter der Große besuchte damals auch alle die zahlreichen Werkstätten in Karlsbad. In dem Dorfe Birkenhammer schmiedete er mit eigener Hand ein Hufeisen. In der Werkstätte eines Drehers drechselte er ebenso Allerhöchsteigenhändig eine Dose, die er dem Karlsbader Stadtpfarrer Matthias Böheimb schenkte. Dieselbe wird gegenwärtig noch als ein Heiligthum im Museum zu Prag aufbewahrt. Daß gleichzeitig mit dem Zaren damals der Philosoph Leibnitz in Karlsbad verweilte, davon hat der loyale Chronist keine Notiz genommen, obgleich ohne Zweifel Leibnitz doch etwas größer war als der große Peter. Im Jahre 1712 erschien auch, nachdem sich die zarische Majestät verzogen hatte, im Herbst die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, welche sich vergebens bemühte, durch den Gebrauch des Schloßbrunnens männliche Nachkommenschaft zu erzielen. Der Chronist meldet mit Gewissenhaftigkeit, daß zu Allergnädigstem Belieben Ihrer Kaiserlichen Majestät

„Ochsen- und Bärenhatz vor Höchstdero Losament“ stattgefunden habe. Später errichtete die Kaiserin Maria Theresia (vielleicht aus Dankbarkeit dafür, daß der Schloßbrunnen den gewünschten Dienst verweigert hatte, denn sonst wäre sie ja nicht Kaiserin geworden) unterhalb des Schloßbrunnens auf dem Markt die dreieckige Dreifaltigkeitssäule, welche ich beschreiben will, weil sie ein Muster von Geschmacklosigkeit ist und sich dergleichen Säulen auch in vielen anderen Orten des nordwestlichen Böhmen, z. B. in der Stadt Elbogen, finden. Auf der Spitze der Säule steht Gott Vater und Gott Sohn und darüber schwebt in Gestalt einer aus Eisen gebildeten Taube der heilige Geist. Diese ganze Gruppe hat zu ihrer Unterlage eine kolossale Masse von Wolken, ein Gebilde, welches in Stein darzustellen jedenfalls eine kühne Idee, die hier wenigstens mit vollkommenem Mißlingen gekrönt ist. Im Uebrigen ist die Säule mit verzopften Schnörkeln überladen und unten an ihren drei Ecken stehen, wie der Chronist schreibt, „die schönen Statuen der heiligen Stadt- und Landespatrone.“ Diese sind erstens der heilige Florian, welcher dargestellt ist, wie er mit dem Inhalt eines Wasserkübels ein brennendes Haus löscht — Flammen, Wasser, Rauch ꝛc., natürlich auch Alles in Stein dargestellt. Zweitens der heilige Nepomuk, welcher bekanntlich niemals existirt hat und seinerseits einen glänzenden Beleg dafür abgiebt, wie auch eine verehrte Geistlichkeit „Volkssagen“ zu fabriciren versteht, und endlich drittens noch ein anderer geistlicher Herr in bischöflichem Ornate, dessen Name jedoch auch dem ortskundigsten und frömmsten Eingeborenen Karlsbads unbekannt und daher nicht zu ermitteln war. (Schluß folgt.)

Mohamed.

Von

W. Hoffner.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Gerade die Personen, welche die treibenden Kräfte, gewissermaßen die großen Sprungfedern im Räderwerk der Geschichte ausmachen, sind beinahe alle psychologische Probleme. Die Menschen, die am Anfange großer Entwicklungen stehen, sind vielfältig und von dunkler Tiefe wie die Vorstellungswelt, die sie bewegt; jene glücklichen Naturen in der Reife der Zeiten wie Aristoteles, Perikles, Phidias und Rafael sind klar und durchsichtig. Unter jenen dunklen Naturen, die große Veränderungen in der Geschichte einleiten, ist kaum eine so fremdartig und abstoßend für den europäischen Geschmack als Mohamed. Er hat Veränderungen im Verlaufe der Geschichte dreier Welttheile viele Jahrhunderte hindurch hervorgerufen, die beinahe unvergleichlich sind. Aber auch wenn ein Europäer die Schriften liest, die von ihm ausgegangen sind, wie der Koran sie enthält, wird er jeder Zeit eine Divergenz zwischen so gewaltigen Wirkungen und ihrer Ursache finden.

Unter solchen Umständen ist nicht ohne Interesse, von den Ergebnissen der Forschung, welche sich zum Gegenstande diesen Mann und seine Wirkungen macht, Einiges mitzutheilen, das zur Orientirung in diesem sonderbaren Zusammenhange von Thatsachen dienen kann. Einen solchen Versuch macht die kleine Schrift: „Der Islam“. Von Emanuel Deutsch. Aus dem Englischen. Berlin, Dümmler, 1873. Deutsch ist bekannt als ein vorzüglicher Kenner des Talmud, und die von hier genommene Stellung zum Gegenstande macht sich bei ihm im Schlimmen wie im Guten bemerkbar. Im Guten, da von hier ihm Einblicke in den wichtigen Zusammenhang zwischen dem talmudischen Heidenthum und Mohamed offen stehen; im Schlimmen, da Deutsch vermöge seiner Stellung zur Sache, Mohamed's geschichtliches Verhältniß zum talmudischen Heidenthum zu erhöhen, das zum Christenthum zu mindern geneigt erscheint. Hiervon abgesehen bietet die Schrift einen guten Leitfaden durch das Wirrsal der neueren Forschungen seit Sprenger's epochemachenden Untersuchungen.

Man muß erwägen, daß bis zu Mohamed's Zeiten es unter den kraftvollen arabischen Stämmen nur Eine Form der intellectuellen Einwirkung gab: die Dichtung. Es ist ein Strom von Poesie, welcher die Tapferkeit, die Liebe, die Großmuth, alle mächtigen Instincte dieser groß-

gesinnten Stämme feiert, von den Zeiten vor Mohamed bis das Lied im Süden Spaniens ausklingt, um fortzutönen in den anderen Theilen des romanischen Südens. Mohamed noch schildert sie verächtlich, wie sie „umherschweifen, sinnberaubt durch jegliches Thal", d. h. den Eindrücken aller Geister jener südlichen Natur und ihren Contrasten widerstandslos hingegeben. Man bemerkt, es gab auch für Mohamed keine andere ihm gemäße Form, das Neue, das in ihm aufging, zu empfangen und zu entwickeln als mächtig hinströmende Dichtung, die von Leidenschaft und Phantasie ihre Impulse empfängt. Dies macht das eigentlich Inadäquate zwischen der überschwänglichen sinnlichen Form und dem einigermaßen intellectuellen Gehalt begreiflich.

Der Ursprung dieses intellectuellen Gehaltes selber unterliegt immer noch dem Streite der hervorragendsten Forscher. Die volksthümliche Religion der Araber war dem Monotheismus fernstehend. Aber die Wohnstätten dieser Stämme waren durchzogen und umgeben von christlichen und von jüdischen Glaubensgenossen. Der Koran selbst läßt kaum einen Zweifel daran, daß diese beiden Religionen bestimmend einwirkten: aus ihnen stammte der große Gedanke des Monotheismus.

Diese Sätze sind einer vollkommen strengen Beweisführung noch unzugänglich. Zunächst sehen wir nur in spärlichem Lichte die religiösen Zustände Arabiens, bevor Mohamed seine Wirksamkeit begann. Anbetung der himmlischen Heerscharen, verbunden mit Glauben an die Auferstehung, war einigen Stämmen nicht fremd; dicht daneben ist Glaube an den Fetisch, Verehrung der Gestirne, welche ihre steinernen Denkzeichen haben, ihre Tempel und Priester; Verehrung von Bäumen und Steinen, unter denen der schwarze und der weiße Stein hervorragen. Ein zweiter ziemlich dunkler Punkt ist alsdann das Christenthum jener Tage in den arabischen Landstrichen und sein Einfluß auf Mohamed. Die Bedenken, welche Deutsch gegen diesen Einfluß erhebt, werden schwerlich Viele überzeugen. Es ist schlechterdings kein Grund, die syrischen Reisen von Mohamed, auf denen er durchaus das Christenthum in reineren Gestalten kennen lernen mußte, in Frage zu ziehen. Der Zweifel an ihnen erinnert an den Zweifel gegen die Reisen der Griechen nach Aegypten. Es ist auch schlechterdings kein Grund, zwischen der Entstehung der monotheistischen Vorstellungen Mohamed's aus jüdischen oder aus christlichen Quellen eine Entscheidung zu treffen. Niemand konnte damals als Kaufmann wie Mohamed größere Reisen in diesen Gegenden machen, ohne diesen beiden Formen des Monotheismus vielfach zu begegnen. Auch ist sehr wenig gegen diese Thatsache beweisend, daß Mohamed gegen das Christenthum heftig polemisirt hat im Sinne des strengeren Monotheismus. Diese Polemik ist besonders klar in dem sogenannten „Bekenntniß der Einheit Gottes". „Glaube an Gott und seinen Apostel, aber sprich nicht von einer Dreieinigkeit. Es giebt nur Einen Gott. Fern sei von ihm, daß er einen Sohn haben sollte." Ihr entsprechend ist ihm Christus einer von den sechs Aposteln Gottes, Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und Mohamed. Diese Ansicht hätte sich aus einer Kritik des Christenthums entwickeln können, wie sie sich zu verschiedenen Zeiten aus einer solchen entwickelt hat, und die Gemüthsverfassung, in welcher Mohamed sich befand, die Bedingungen seiner Existenz und seines Gemüthes waren wohl geeignet, eine solche Kritik in ihm zu entwickeln. Aber es gab ohne Frage in dem religiösen Leben jener Tage eine andere Form von Monotheismus, die in anderer Beziehung von Mohamed ebenfalls schneidender Kritik unterworfen ward, doch in Beziehung auf monotheistische Consequenz anregend auf ihn wirken konnte. Im Süden Arabiens waren Jahrhunderte vor Mohamed Kheibar und Yemen in den Händen der Juden; Yemen, „dessen Staub dem Golde gleich", war es, wo die Menschen nimmer starben; Kosmopoliten, wie die Juden überall sind, lebten sie dort in den verschiedensten Lagen, ihre Geschlechter ringsum zerstreut. Es ist nicht hinlänglicher Beweis vorhanden für die glänzende Schilderung, die Deutsch von ihrem intellectuellen Uebergewicht in Arabien entwirft; inzwischen wenn wir sie mit der jüdischen Literatur, wie sie bis dahin sich entwickelt hatte, einigermaßen bekannt anzunehmen genügenden Grund haben: so war dies ausreichend, ihnen neben den

Einflüssen des Christenthums einen mächtigen Einfluß zu sichern.

Es ist an sich zu vermuthen, daß eine solche culturgeschichtliche Combination verschiedenen Arabern monotheistische Ideen nahe legte. Die Geschichte bestätigt diese Vermuthung. Die Hanifs bilden eine interessante Gruppe arabischer intellectueller Cultur vor Mohamed. Sie repräsentiren geradezu eine Vorbereitung des Mohamed und stehen demselben näher als die Essäer oder Johannes Christus. Mohamed selber rechnete sich eine Zeit hindurch zu ihnen und berief sich auf eine besondere Quelle von Offenbarungen, deren sie sich bedienten. Sie besaßen nämlich außer der Offenbarung des Moses und der des Christus, beide in den biblischen Büchern enthalten, besondere Offenbarungen von Abraham und Moses, auch gab es in dieser Gruppe sehr hervorragende Persönlichkeiten, und der Gedanke, als Prophet diesem Glauben allgemeine Geltung zu verschaffen, war schon von Anderen vor Mohamed gehegt. Diese Köpfe waren also für ihn vorbereitend gewesen.

Mohamed selber zeigt Züge, welche ihm möglich machen, zu vollenden, was jene jüdischen Christen oder christlichen Juden nicht vermocht haben. Sie gehen alle, alle auf einen zurück, der ihn zum Propheten machte: er eignete sich nur an, was mit den Gefühlen und Bedürfnissen und Vorstellungen seiner Landsleute im Einklange war, und der so entstehende Monotheismus conservirte alle großen und mächtigen Grundzüge der Nation, Gastfreundschaft, Tapferkeit, das Leben der einzelnen Geschlechter oder Familiengruppen unter einander, Aufopferung für das Wohl Anderer; diese und ähnliche Züge enthalten den Inbegriff der Vorstellungen und Gefühle, welche damals einen Araber erfüllten. Und dieses Alles machte er dem großen nationalen Gedanken einer politischen Einheit dienstbar, durch welchen die arabischen Stämme eintraten in die Geschichte.

Denn Mohamed's Sendung und der Grund seiner weltgeschichtlichen Wirkung ist, daß er die arabischen Geschlechter, deren Begabung und Kraft ein geschichtlich noch gewissermaßen nicht verbrauchter, ja unberührter Boden war, durch seine monotheistische Idee, die alle ihre Gewohnheiten, Gefühle und Sitten in sich aufnahm, einte zu einem activen, von einem großen civilisatorischen, agressiven Gedanken beseelten Volke. Mohamed muß eben so gut unter dem politischen als unter dem religiösen Gesichtspunkte betrachtet werden.

Wie er sich unter solchen Verhältnissen zu einer solchen Mission entwickelte, welche andere hervorragende Araber hierbei mitwirkten, denn gerade das Entscheidende scheint nicht einmal von ihm zuerst ausgegangen zu sein, der Gedanke, durch seinen Monotheismus die arabischen Geschlechter zu einigen, dies ist interessant in den Grundzügen zu überblicken; doppelt interessant, da in diesem Mann edle und schlimme, bezaubernde und häßliche Züge dicht neben einander liegen. Natürlich nach unserem europäischen Urtheil ihn gemessen, worin Andere eine Ungerechtigkeit erblicken mögen.

Mohamed's früheres Leben ist wenig bekannt, während die späteren Jahre desselben im hellsten Lichte der Geschichte vor uns liegen. Seine Eltern hatte er früh verloren, und wie Moses und David hütete er als Knabe die Herden. Es ist bekannt, daß er dann die Hand einer reichen Wittwe erlangte, die älter als er selber war, zweimal vor ihm verheirathet, der er bis dahin als Kameltreiber gedient hatte. Es ist ebenso bekannt, daß er dann nach weiten Reisen, mannigfachen Lebenserfahrungen, getrieben von unwiderstehlichem Zwang in der Einsamkeit, zuletzt in einer wilden Höhle den stürmischen Eingebungen seines ungestümen Naturells lauschte. Dort geschah es in der berühmten gesegneten Nacht, daß Gottes Stimme zu ihm herniederkam. Mohamed war epileptisch. Etwas Krampfartiges liegt in der Art, wie die Offenbarungen zu ihm kommen. Nach einsamem Brüten fand er sich plötzlich ergriffen, er „brüllte wie ein Kamel", seine Augen glänzten wie rothe Kohlen und furchtbarer Schweiß brach über seinen ganzen Körper aus. Wunderbare Visionen enthält der Koran, die Mohamed zu Theil geworden sind und vielfach, wie Deutsch nachweist, an talmudische Visionen erinnern. Diese Grundzüge seiner Entwicklung zeigen deutlich und klar die Natur eines religiösen Genius in jenem südlichen Lande, wenig an-

genehm für uns Europäer, ja nur durch psychologische Analogien einigermaßen verständlich, aber im Zusammenhange mit allen Lebensäußerungen in jenen Landstrichen. Das Entscheidende ist, daß man sieht, wie Mohamed's ganze Organisation der Art war, daß Alles, was er von außen Monotheistisches empfing, in ihm mit naiver, geschlossener, nationaler Originalität sich wieder erhob, als hätte es nie vor und außer ihm bestanden. Er bediente sich vieler Stellen, vieler Einrichtungen, welche die Bibel giebt, aber in ihm waren sie lebendig, als vernähme er dies Alles zum ersten Male durch eine innere Stimme. Dies ist wesentlich bedingt durch seinen gänzlichen Mangel an wissenschaftlicher Bildung und durch seine poetische oder schwärmerische Ader.

Er umgab sich nunmehr mit zwölf Aposteln, wie Christus gethan. Unter diesen war ein Mann, von dem man gesagt hat, daß er mehr für den Islam gethan habe als Mohamed selbst, ein reicher Kaufmann, Abu Bekr, der von früh auf ein Vertrauter Mohamed's gewesen, und dessen Charakter der Art war, daß seine Freundschaft mit dem Propheten diesen über manchen Verdacht erhebt, dem er sonst unterlegen.

In dem Arabien jener Zeit herrschte noch die alte Geschlechterverfassung, welche bei den meisten Nationen für ein gewisses frühes Stadium angenommen werden darf. Das Geschlecht Mohamed's und mit ihm die Bewohner seiner Heimathstadt Mekka wandten sich gegen ihn, und wenn ihn ein Oheim schützte, so geschah das nicht aus Glaube an seine Sendung, sondern nach der unverleugbaren Sitte der Geschlechtertreue. Mekka ward erschüttert von diesen Kämpfen Jahre hindurch. Da vollzog sich die weltgeschichtliche Wendung, durch welche der Monotheismus des Mohamed die arabischen Stämme zu einer politisch-religiösen Einheit sammelte. Von ihm selber ist diese Wendung nicht ausgegangen.

Diese Thatsache ist besonders geeignet, zu verdeutlichen, daß die große Bewegung, durch welche die arabischen Stämme gewaltig-kriegerisch in die Weltgeschichte treten, nicht das Werk eines einzelnen Mannes ist, sondern in verschiedenen Kreisen dieser Stämme unabhängig von ihnen verbreitet. In Medina gab es eine Fraction von Männern, welche bei der Nachricht, daß ein Araber aus guter Familie den Monotheismus lehre, den Gedanken faßte, durch diesen Glauben ihr Volk zu einigen, „bei welchem mehr Uneinigkeit zu finden war als bei irgend einem anderen auf dem Antlitz der Erde." Eine Deputation erschien bei Mohamed, ein Vertrag ward geschlossen in der Stille der Nacht, „so daß die Schläfer nicht erweckt und die Abwesenden nicht erwartet werden konnten;" sie verpflichteten sich, nur Einen Gott zu verehren, nicht zu stehlen, keinen Ehebruch zu begehen, ihre Kinder nicht zu tödten, nicht zu verleumden und seiner Autorität zu gehorchen in Dingen, die „recht und gerecht" sind. Sie schwuren ihm Treue in die Hand. Und im Verlaufe der Kämpfe, die nun entstanden, erschien Mohamed unter ihnen und hat dort als Richter, Gesetzgeber, König bis zum Tage seines Todes gewaltet.

Man sieht, daß das politische Moment in diesem weltgeschichtlichen Vorgang eine ganz andere Rolle spielte, als die meisten der Biographen Mohamed's ihm bisher eingeräumt haben. Und dieser ist der einzige uns heutigen Abendländern sympathische Bestandtheil in dem Empfindungsleben Mohamed's; gerade dieser Bestandtheil kam ihm von außen.

Literarisches.

Die Magyaren und andere Ungarn. Von Franz von Löher. Leipzig, Fues' Verlag, 1874.

Im Zusammenhange mit der Augsburger Allgemeinen Zeitung finden sich in München mehrere Schriftsteller zusammen, welche die ethnographische Charakteristik mit vielem Glücke verfolgen. So Riehl, Steub, Franz v. Löher. Diesseits und jenseits des Oceans hat Löher Völkerschaften studirt und mit leichter Feder klare Beobachtungen hingestellt. Als Löher's Schilderungen von Ungarn in der Allgemeinen Zeitung erschienen, riefen sie einen Sturm der Entrüstung unter den Magyaren hervor, welche durch die Bewunderung Europa's gründlich verwöhnt sind. In der That sind Löher's Studien geeignet, schärfer in die Sitten und politischen Zustände der Magyaren blicken zu lassen. Besonders interessant erscheint, was

Löher über die Ausbeutung des Landes durch die nationale ungarische Regierung sagt. Er schildert wahrhaft amerikanische Zustände. Ein langjähriger Beobachter des Pester Treibens, schreibt Löher: „Die ungarische Regierung, die Deakpartei, hat einem Protections- und Cliquenwesen Thür und Angel geöffnet, das die ehemalige altösterreichische Protectionswirthschaft weit übertrifft, und infolge dessen dem Lande eine Verwaltung gegeben, die unfähig und träge, nachlässig und parteiisch, asiatisch sorglos und unwirthschaftlich ist." Eben so scharf als über magyarische Politik urtheilt er über magyarische Literatur. Bei allem Interesse an dem gegenwärtigen ungarischen Romane, der ja eben in Deutschland so begeisterte Bewunderer findet, bemerkt er, daß, wenn diese magyarische Literatur unterginge, die geistige Bewegung in Europa damit nicht um einen Gedanken ärmer würde. Aber Ideen anderer Art erkennt er mit aufrichtiger Bewunderung bei den Magyaren — musikalische! Es wird für die Freunde von Brahms und seinen wunderbar tiefen ungarischen Tanzmelodien höchst interessant zu vernehmen sein, daß Löher in der Zigeunermusik dieses Landes das Originale der Melodie durchaus auf uralte magyarische Tanzweisen zurückführt. Das Spielen der Zigeuner, als sie nach Ungarn kamen, bestand nach ihm wie bei den Arabern nur in rohem Klingklang. Als sie aber den Magyaren zum Tanz aufspielen mußten, sangen diese dazu ihre alten Tanzlieder; und diese einfachen Weisen aus uralter Zeit nahmen die Zigeuner mit ingeniösem Gefühl für Klangwirkungen auf. So entstanden jene bald wilden, bald schwermüthigen, immer aber hinreißenden Tanzweisen, die in Brahms' berühmten Compositionen Themata so wunderbarer musikalischer Schöpfungen geworden sind.

Wir haben seiner Zeit auf das ausgezeichnete Werk „Holbein und seine Zeit" von A. Woltmann, welches bei E. A. Seemann in Leipzig erschienen war, hingewiesen und dürfen um so weniger versäumen, die zweite Auflage desselben zu erwähnen, als gerade bei solchen Arbeiten jede neue Auflage neue Erklärungen und Forschungen bringt. Dies ist auch hier der Fall, und diese umgearbeitete zweite Auflage enthält mancherlei wichtige Ergänzungen und Berichtigungen, wie sie die fortgesetzte Sichtung des Stoffes ergab. Die biographischen Daten, die Bestimmung der Werke und Anderes findet noch immer eine genauere Feststellung, die der unermüdliche Fleiß des Verfassers erstrebt. Das Werk ist in der würdigen Ausstattung mit den werthvollen Illustrationen eine Zierde jeder Bibliothek.

Die neueste Ausgabe von „Baedeker's Reisehandbüchern für Ober- und Mittelitalien" zeigt aufs Neue, welch' fortdauernde Sorgfalt Herausgeber und Verlagshandlung dem Texte sowohl, wie den einzelnen Karten und Plänen zugewandt haben.

Der Verfasser giebt den Reisenden hierin Anleitung, mit möglichst geringem Aufwand an Zeit und Geld Alles zu überblicken, was besondere Aufmerksamkeit verdient. Namentlich wurde die Beschreibung der Alterthümer, welche in jüngster Zeit zu Tage gefördert sind, fast ganz erneut, und die Zahl der Kärtchen und Pläne wesentlich vermehrt.

Die Freunde dieser Reisehandbücher werden daher dem Verfasser wie Verleger aufs Neue zu Dank verpflichtet sein und dürfen sich der sicheren Führung dieser treuen Reisebegleiter vertrauensvoll überlassen.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 29 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 221.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Februar 1875.

Frau Salome.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Johannes Falk in seinem Buche über Goethe schildert sehr hübsch einen Besuch, den er an einem Sommernachmittage im Jahre 1809 dem Dichter abstattete. Er fand ihn bei milder Witterung vor einem kleinen Tische in seinem Garten sitzend und eine kleine Schlange in einem langgehalsten Zuckerglase mit einem Federkiele fütternd.

„Die herrlich verständigen Augen!" sagt Goethe. „Mit diesen Augen ist freilich Manches unterwegs, aber, weil es das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, wenig genug angekommen. Hände und Füße ist die Natur diesem länglich ineinandergeschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewohl dieser Kopf und diese Augen beides wohl verdient hätten; wie sie denn überhaupt Manches schuldig bleibt, was sie für den Augenblick fallen läßt, aber späterhin doch wieder unter günstigeren Umständen aufnimmt."

Nun erscheint auch Frau von Goethe im Garten, ruft schon von Weitem, wie herrlich der Feigenbaum in Blüthen und Laub stehe, erkundigt sich nach dem Namen der ausländischen Pflanze, „die uns neulich ein Mann aus Jena herüberbrachte" — nämlich nach der großen Nieswurz, und fragt, ob die schönen Schmetterlinge aus den Cocons von eingesponnenen Raupen, die in einer Schachtel neben dem Zuckerglase liegen, noch immer nicht erscheinen

wollen. Dann sagt sie mit einem Seitenblicke auf die Schlange:

„Aber wie können Sie nur ein so garstiges Ding wie dieses um sich leiden, oder es gar mit eigenen Händen groß füttern? Es ist ein so unangenehmes Thier. Mir graut jedes Mal, wenn ich es nur ansehe.“

„Schweig du!“ meint der Geheimerath und fügt gegen den Besucher gewendet hinzu: „Ja, wenn die Schlange ihr nur den Gefallen erzeigte, sich einzuspinnen und ein schöner Sommervogel zu werden, da würde von dem greulichen Wesen gleich nicht weiter die Rede sein. Aber, liebes Kind, wir können nicht alle Sommervögel und nicht alle mit Blüthen und Früchten geschmückte Feigenbäume sein. Arme Schlange! Sie vernachlässigen dich! Sie sollten sich deiner besser annehmen! Wie sie mich ansieht! Wie sie den Kopf emporstreckt! Ist es nicht, als ob sie merkte, daß ich Gutes von ihr mit Euch spreche! Armes Ding! Wie das drinnen steckt und nicht heraus kann, so gern es auch wollte! Ich meine zwiefach, einmal im Zuckerglas und sodann in dem Hautfutteral, das ihr die Natur gab.“

Das ist ein sonderbarer Anfang für eine Geschichte, die mit dem seligen Legationsrath Falk und seinem Buche: „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt,“ sonst weiter nichts zu schaffen hat! Doch hören wir weiter.

An einem der Wege, die zum Brocken hinaufführen, liegt ein Wirthshaus mit seinen Nebengebäuden und einem kleinen Garten, in dem aber, der Höhe wegen, wenig wächst, und welchem man seinen Namen und Titel nur aus Höflichkeit oder Bequemlichkeit giebt, wie so manchem anderen Dinge in dieser Welt.

Das Haus wie die Stallungen sind niedrige, langgestreckte Bauwerke, das Mauerwerk ist von einer in der Ebene unbekannten Dicke, die Schiebefenster sind klein und tief in die Mauer eingelassen; kurz, alles ist auf Sturmwind, Regenstöße, Schneewehen, lange Winter und kurze Sommer so fürsorglich als möglich eingerichtet: der Wirth, die Wirthin und das Dienstvolk desgleichen. Eine moderne Hotelbesitzerfamilie, die auf einer Tour in das Gebirge hier vorspricht, mag wohl ihre Betrachtungen über den Gegensatz zwischen ihr und den Leuten und Zuständen dieses Berghauses anstellen. Nun, es kann nicht Jeder seine „bougies“ unter den Linden, den Rhein entlang oder am Jungferstiege in Rechnung stellen.

Das Berghaus liegt schon in einer Gegend, wo die Tannen und Birken anfangen, zu verkrüppeln. Das Wasser sickert moorig zwischen dem Gestein, den Heidelbeeren und der Haide, und der Wind hört selten auf zu singen; aber gewöhnlich heult er. Nur noch ein wenig höher hinauf erscheint das isländische Moos auf den Felsblöcken, und wer den Wind singen hört und den Plaid fester um Hals und Ohren zieht, begreift die Fürsorge der Vorsehung; recht sorgliche Charaktere denken auch wohl an ihren Hausarzt und senden ihm einen stillen Gruß.

Dessenungeachtet ist der Weg viel betreten, beritten und befahren, vorzüglich im Sommer. Vielgestaltig und vielgeschäftig geht's und kommt's; geht vorbei oder kehrt ein, und Langeweile hat weder der Wirth noch seine robuste Ehehälfte und sein Dienstpersonal, — im Winter nur soviel davon als der Hamster, das Murmelthier und wie sonst die behaglichen Geschöpfe heißen, welche die unangenehme Zeit des Jahres ruhig verschlafen.

Nun war es im Sommer, in den Tagen, wo die Erdbeeren roth und die Heidelbeeren schwarz werden, wo der Fingerhut seine rothen Kerzen anzündet und das Harz duftiger und reichlicher den Tannen und Fichten entquillt. Die Sonne lag auf dem Gebirge, die Quellen rauschten zur Tiefe hinab; und aus der Tiefe her, aus der Ebene der Cultur hatte die gewöhnliche Völkerwanderung ihre Züge in die schöne Wildniß aufgenommen. Alle Reiteſel und Maulthiere in den Ortschaften der Ausgangsthäler hatten ihre trüben Erinnerungen vom vorigen Jahre aufgefrischt und bekräftigten sich von Neuem in der Meinung, daß der besser gekleidete Theil der Menschheit abermals verrückt geworden sei; und abermals hatten sie ihre Last auf sich zu nehmen und wie die verloren gegangene Königstochter von Antiochien im Pericles, Prinz von Tyrus, alle möglichen Temperamente kennen zu lernen.

Es war am Nachmittage gegen drei Uhr, und augenblicklich hatte ein einziger Gast alles, was das Bergwirthshaus an

Genüssen und Bequemlichkeiten zu bieten hatte, zu seiner Verfügung. Er sah aber aus, als ob er sich zu bescheiden wisse, und wahrscheinlich seinen Grund dafür habe.

Neben der niederen Eingangsthür der Wirthschaft ist ein Steinwall zum Schutz gegen den Wind aufgeschichtet, im Halbrund um eine roh auf Pfählen befestigte Tischplatte und eine gleichfalls im Boden befestigte Bank.

„Da setzen wir uns nicht hin," pflegten gewöhnlich die einkehrenden Touristen zu sagen; aber es war dessenungeachtet oder gerade darum kein übler Platz. Man vernahm von hier aus das leise Geläut der Kuhglocken in den Thälern und hatte einen vollen Blick auf das bergan sich dehnende Felsenmeer. Auch die Straße, wie sie von der Höhe kam, übersah man bis zur nächsten Wendung, und das war zu keiner Zeit des Jahres und um diese am wenigsten ohne Interesse.

Der einsame Gast hatte sich dahingesetzt, und er sah auch wahrlich nicht aus, als ob er sich sehr vor Erkältungen in Acht zu nehmen habe. Es war ein verwitterter, und wie der größere Theil der Touristenschaaren sagen würde, ein verwahrloster alter Gesell, der denn auch sein Gläschen Nordhäuser vor sich hatte und eben im Begriff war, eine abgenutzte, abgesogene, abgekauete kurze Pfeife aus einer Schweinsblase von Neuem zu füllen. Er saß in einem graubraunschwarzen abgetragenen Rocke, Gamaschen über den derben, bestaubten Nägelschuhen und eine alte schwarze Mütze mit breitem Schirm auf dem grauen Schädel. Er trug eine Brille, doch durch die Gläser derselben leuchteten Augen von einem so sonderbar klaren bläulichten Glanz, daß es schwer hielt, an eine irgend bedeutende Kurzsichtigkeit des Alten zu glauben. Ein tüchtiger Knittel lehnte neben ihm an der Bank. Auf seinen Visitenkarten (er führte dergleichen und legte sie unter Umständen auf den Tisch oder gab sie an der Thür ab) stand:

Justizrath Scholten.

„Sie wundern sich?" pflegte er zu sagen, wenn sich Jemand darüber wunderte.

Es kann auch nicht Jedermann aus Quackenbrück im Fürstenthum Osnabrück sein; doch des Justizraths Wiege hatte wirklich daselbst gestanden, und seine Eltern waren aus Haselünne an der Hase gewesen, einer Ortschaft, die schon ganz bedenklich der niederländischen Grenze nahe liegt und zwar im Herzogthum Arenberg-Meppen.

Das sind eigenthümliche Erdstriche, die eigenthümliche Creaturen hervorbringen. Der Justizrath Scholten stammte und sein bester Freund ebenfalls dort her; aber sein allerbester Freund saß zu Pilsum, einem Dorfe an der Emsmündung, und las Jakob Böhmen mit der Aussicht aufs Pilsumer Watt. Der Justizrath las Voltaire in einem Harzdorfe unter dem Blocksberge.

II.

Der Alte war mit dem Stopfen seiner Pfeife zu Stande gekommen und nahm Stahl, Stein und Zunder aus der Tasche. Er behauptete, Schwefelgeruch falle ihm auf die Lungen, und führte deshalb kein modernes Feuerzeug; aber da er gestern Abend durch einen argen Gewittersturm gewandert war, so wollte diesmal der Schwamm nicht fangen, und nach längerem vergeblichen Bemühen schob der Justizrath Scholten sein Geräth wieder ein und rief:

„Feuer, Herr Wirth!"

Der Wirth steckte den Kopf aus dem offenen Fenster seiner Gaststube, um sich genauer zu vergewissern, wer da so kurz etwas von ihm wünsche, und als er sich überzeugt hatte, daß es nur der alte und kein neuer Gast sei, that er natürlich, als habe er nicht gehört, blickte nach dem schnellen weißen Sommergewölk am Himmel und brummte innerlich:

„Dir werd' ich auch einen Oberkellner halten, alter Stänker! Marschir' in die Küche und hol dir selber, was du brauchst."

Der Justizrath sagte auch weiter nichts; aber er schob die Brille auf die Stirn empor und sah den Herrn Wirth an.

„Hm — na — nu!" murmelte der Wirth, zog vollständig überwunden den Kopf ins Zimmer, um dem Gast auf der Bank vor dem Fenster ein Feuerzeug in Gestalt eines steineren Thurmes, mit den dazu gehörigen Zündhölzern zu reichen.

„Hier, Herr Rath! Sie waren es mit Erlaubniß, der rief?"

„Ich war es mit Erlaubniß," sagte

der Alte, erhob sich von seinem Sitze und ging in die Küche an den Herd, wo ein helles Feuer einen Wasserkessel im Sieden erhielt, und zwei junge derbe Gebirgsmägde mit Kaffeeröſten und Mahlen beschäftigt waren. Höflich nahm der Justizrath Scholten die Mütze ab:

„Guten Tag, Jungfern. Welche von Euch will einmal in meine Pfeife gucken, um mir den Griff mit der Zange in die Kohlen zu ersparen? Ist das eine Hexenküche! Hört einmal, Mädchen, wenn Ihr Euch nicht in Acht nehmt, holt man Euch doch noch vom Berg hinunter, und wenn nicht vors Criminalgericht, so doch zuerst vor den Herrn Pastor und dann vor seinen Altar in der Kirche. Ich rathe Euch, hütet Euch, ich bin mehr als einmal dabei gewesen, — es werden da verdammt verfängliche Fragen vorgelegt und ohne Thränen geht es nicht ab — alle Kameradinnen schnucken und heulen mit, und der Müller unten vor dem Dorfe hat auch im trockensten Sommer mit einem Male Wasser im Ueberfluß."

„Uh Herr Je!" riefen die zwei Dirnen aus einem Munde und kicherten hinter ihren Schürzen, obgleich sie den grauen Witzbold keineswegs ganz verstanden. Sie verstanden ihn aber gut genug, und als er sich gemüthlich auf die Wasserbank setzte, kam die jüngste und hübscheste eilig und höflich mit einem brennenden Span und hielt ihm den auf die Pfeife.

„Guten Tag, Herr Justizrath; sind Sie auch einmal wieder da? Man hat Sie lange nicht zu Gesichte gekriegt."

„Den ganzen Winter nicht. Und hat man mich wirklich hier vermißt in der Küche?"

„Ei freilich, Herr Rath. Solch' einen —"

„Nun, was solch' einen —?"

„Ja Riekchen, sag du's lieber!" kicherte die Rednerin hinter ihrer Schürze; aber Riekchen versteckte sich auch nur verlegen lachend hinter einem Handtuche, und es blieb dem alten Scholten nichts weiter übrig, als den Satz zu Ende zu bringen.

„Solch' einen schnurrigen — niederträchtigen — und in der Weltgeschichte drunten in den Dörfern wohlbeschlagenen Kalendermacher und Wetterkündiger sähe man wohl in allen Nöthen des Tages und der Nacht gern den Schnabel in die Thür schieben — he?! Ja, ja, ich will's wohl glauben, es giebt allmälig mehr als einen Kochherd, mehr als einen Kuh-, Pferde- und Eselstall, mehr als eine Spinnstube, wo man nach mir fragt, wenn ich lange nicht nachgefragt habe."

„Und was bringen Sie uns denn diesmal Neues mit, Herr Justizrath?"

„Auf die Frage war ich auch schon gefaßt, mein Kind, Neues? — Nun, es ist mir dunkel so, als sei mancherlei Curioses vorgefallen; ich habe aber leider Gottes Alles wieder vergessen."

„Ach, Herr Rath!" riefen beide Mägde.

„Aber wartet einmal! Ja, in Elbingerode hat's einen argen Lärm in Mayer's Hause gegeben —"

„Liebstes Leben, — wieder einmal!" rief das eine Kind, ließ den Griff der Kaffeemühle fahren und sah kläglich auf den wunderlichen Botschafter.

„Sie hatten ihn nach Goslar auf den Schützenhof eingeladen, und beide Alten setzten natürlich ihren Kopf auf, und der Alte schlug auf den Tisch und verlangte, daß nun endlich die Sache mit der Karoline von den Farbensümpfen in Richtigkeit gebracht werde; das Jahr solle nicht hingehen, ohne daß Hochzeit gehalten werde —"

„O du lieber Gott!" schluchzte die Kaffeemüllerin.

„Na, nur stille," sagte Scholten. „Sie hätten eher den Rammelsberg als ihn zum Wackeln gebracht. Ihm eile es nicht so wie der Goslar'schen Base, meinte er. Der Teufel solle ihn holen, wenn er sich da so mir nichts dir nichts in den Sumpf reiten lasse. Er sei ein Bergmann und wolle mit der Oker-Schlemme nichts zu thun haben; gelb sei nicht seine Leibfarbe, und wenn er gegen das Heirathen an und für sich wenig einzuwenden habe, so komme es doch immer drauf an, mit wem man sich vom Pastor von der Kanzel werfen lasse. Prügel mit der zärtlichen Verwandtschaft in Goslar wie im vergangenen Jahre könne es wohl setzen —"

„O der gute Junge!"

„Ja wohl, so weit ging seine Güte. In der Hinsicht ist die Menschheit ein Herz und eine Seele; ich kann das hundertfach aus meinen Acten nachweisen, Ihr dummen Dinger; aber cherchez la femme —

wenn ihr Französisch verständet, so wüßtet Ihr, was ich sagen will."

„Ach, sagen Sie es uns nur auf Deutsch," meinte Riekchen, die bis jetzt stumm aber mit aufgespanntesten Herzens- und Verstandeskräften zugehört hatte.

„So?" brummte Scholten. „Gönnst du ihn ihr denn? Dir wär's wohl ein gefunden Fressen gewesen, wenn ich ihr gleich den Absagebrief in der Tasche mitgebracht hätte? Nun sei nur ruhig; in Rübeland bin ich auch gewesen und deinen habe ich gleichfalls gesprochen. Das ist ein höflicher Mensch, sonst hätte man ihn auch nicht zum Fremdenführer in der Baumannshöhle gemacht. Der weiß ein Wort mit den Damen zu sprechen! Und in Goslar ist er auch gewesen und hat sich recht ‚amesirt' —"

„Und ich schlage ihm alle Knochen entzwei, wenn er sich hier wieder am Brocken blicken läßt!" rief Riekchen, die duftenden Bohnen in ihrer Pfanne schüttelnd, und zu gleicher Zeit zwischen die flackernden, krachenden, knackenden Tannenscheiter fahrend, als habe sie eine Million Sünder am weiblichen Herzen im ewigen Höllenfeuer zu rösten. „Sonst weiß ich aber auch gar nicht, weshalb Sie mir das erzählen, Herr Rath. Was geht es denn mich an, ob er nach Goslar, oder ob er nach Amerika gegangen ist?"

„Puh", sagte Scholten, „meinetwegen wollen wir uns nächsten Sommer wiedersprechen. Jetzo aber brennt meine Pfeife, und — Lieschen, ich habe eine Ahnung, daß er's nächste Woche möglich macht und sich heraufschleicht und wenn es auch nur wäre, um dem Linchen aus den Goslar'schen Farbensümpfen zu zeigen, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen. Ich empfehle mich Ihnen, meine Damen."

Er war aufgestanden von seiner Wasserbank und zwar ganz zur richtigen Minute; denn im Vorderhause, in der Gaststube hatte sich ein Tumult erhoben, ein recht lebhaftes Aufeinanderdrängen menschlicher Leidenschaften; in Mayer's Hause zu Elbingerode konnte es kaum munterer hergegangen sein.

„Dazu steigt man denn aus dem Qualm der Städte herauf," murmelte der Justizrath, doch eine weitere Bemerkung zu machen fand er augenblicklich nicht die gehörige Zeit. Aus der offenen Thür der Gaststube stürzte ihm die Wirthin auf den Hals, faßte ihn am Oberarm und schleppte ihn in die Hausthür, auf die Landstraße deutend:

„Da steht er, der Cujon! und jetzt laß ihn nur vor Gericht gehen und einen falschen Eid schwören wegen Mißhandlung! Sie sind unser Zeuge, daß wir ihn so heil und ganz gelassen haben, als es nur möglich war; aber wo ihn mein Mann angriff, da riß es, und das war nicht unsere Schuld. Brauche ich mir in meinem eigenen Hause von solch einer Vogelscheuche Impertinenzien sagen zu lassen? Aber wir haben es ihm auch gesagt, und kein Mensch soll es meinem Mann verdenken, daß er ihn erst über den Tisch zog und dann vor die Thür warf."

„Da wundert's mich denn doch, daß der Cujon nicht noch da liegt," sagte Scholten, seinen Arm von dem Griff der robusten Frau befreiend. Er rückte auch die Brille wieder zurecht, nahm seinen Wanderknittel unter den Arm und ging über die Straße dicht an das so energisch in die freie Natur beförderte Individuum heran, besah es von oben bis unten und sagte:

„Mensch, wenn du wirklich ein Mensch und keine Vogelscheuche bist, wie siehst du aus, Mensch?!"

„Herr Je, Herr Je, Herr, heren Se, wenn ich es Sie nur selber wüßte!"

„Also wirklich, wenigstens der Sprache nach, ein deutscher Bruder!"

„Ei ja," sagte der Zerzauste, immer noch verstört und wie in einem schlimmen Traume um sich stierend, „aus Leipzig bin ich Sie, und meines Zeichens ein Schneider, und die Poesie und die Lectüre wissen Sie von Schiller's und Goethe's Faust hat mich da auf den Blocksberg geführt. Als ein anständiger Mensch bin ich hinaufgegangen und — so komme ich wieder herunter. O Je, Herr Je, komme ich Sie da in die Wirthschaft —"

„In dem Hause da einzig und allein hat man Sie so zugerichtet?"

„Nun wissen Sie, ich bin schon seit dem März auf der Wanderschaft, und da oben haben wir unserer Zwölf auf dem Stroh campirt und waren vergnügt, und ein Setzer aus Hildburghausen wußte ihn halb auswendig, und die andere Hälfte pfiff ein

Berliner aus der Oper her. Wissen Sie, auf dem Blocksberg muß doch Jeder von uns gewesen sein, wenn er in die hiesige Gegend kommt, und so wimmelten wir unserer Zwölf in die Höhe und standen oben auf dem Hexenaltar, und sahen alle Zwölfe zwischen den Beinen durch von wegen Verschönerung von der Landschaft. Das war Sie groß! und da schlug Sie's in der deutschen Mannesbrust, und, weeß Gott, wenn mir da einer gesagt hätte, daß mir heute das da drinnen mit dem Schust, dem Lump passiren sollte, ich sage Sie, wir hätten ihm alle Zwölf unseren Standpunkt klar gemacht. Er hätte schnell genug den Berg wieder herunter kommen sollen!"

„Sie kamen also heute den Berg allein herunter?"

„Einsam und alleine. Die Anderen hatten sich nach einer anderen Richtung davon gemacht; ich aber will Sie nach Ballenstedt und das war mein Verderben. Da komm ich hier an, so'n bischen lahm ums Kreuz, aber mit aller Dichterpoesie im Gemüthe, und komme höflich in die Stube und denke, wenn hier ein Hotelier am ewigberühmten Brocken keine Bildung hat, wo soll er sie denn haben? Ja wohl, da declamire ich dem Hildburghäusener nach:

Da rief er seinen Schneider
Der Schneider kam heran.
Da, miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hosen an!

Bitt' ich Sie, sagt Sie der Wirth: verbitt' ich mich den Unsinn und Lärmen in meine vier Wände, keine Schneidergesellenherberge haben wir hier nicht! — Herr, sag ich ganz höflich, von mir ist das gar nicht; ich bin Sie ein Damenkleidermacher. Das ist Sie ja von Gounod und Goethe — was wollen Sie denn? Sie sind wohl noch niemals in Berlin, Dresden und Leipzig in der Oper gewesen? Herr Jeses, kennen Sie denn Goethe's Faust von Gounod nicht? Hier mitten am Blocksberg? Ist das Cultur? Ist das Bildung? Ist das Literatur? — Bratsch, haut mir der Hallunk, der Barbare aus heller blauer Luft Eine hin, als schmisse man Sie ein glührothes Bügeleisen an den Kopf und da — waren wir denn schöne drin. Ich langte ihm denn natürlich Einen mit meinem Weißdorn hinüber, und ohne seine Frau hätt' ich's auch wohl durchgefochten; aber liebster Herr, wenn sich die Weiber einmischen, dann ist's für einen Damenkleidermacher aus und zu Ende."

„Nicht nur für einen Damenkleidermacher," sprach Justizrath Scholten, wider seinen Willen dem keuchenden Aesthetiker in den athemlosen, sprudelnden Bericht fallend.

„Hören Sie, da mögen Sie wohl Recht haben, lieber Herr. Mein Vater war Sie ein Zimmermann aus Penig an der Mulde, und seine Meinung war dieses auch. Also sehen Sie, auf einmal hängt mir diese Creatur am Rockkragen und reißt mich nach hinten; und als mir der Wirth stößt von vorn, da half denn kein Ausschlagen und Widerstehen nach hinten und vorn, und ehe ich weiß wie's zugeht, bin ich draußen, und keine Gerechtigkeit und Justiz ringsum zu sehen und abzureichen. Himmeltausendhöllenhunde, wenn mir das Einer gestern Abend gesagt hätte, als wir da oben auf dem alten Teufelsberge im Chore sangen: Du Schwert an meiner Linken, und: Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka? — Herr Je, an diese Fahrt auf den Brocken werd' ich wohl mein Lebtage gedenken!"

„Keine Gerechtigkeit und Justiz, so weit das Auge blickt, zu sehen?" sagte der alte Scholten freundlich und dem muthigen Schneider fast zärtlich auf die Schulter klopfend. „Lieber Mann, ich bin „Sie" vom Berg der Hirtenknab —"

„Das haben wir auch gesungen; aber da kam der Brockenwirth und gebot Feierabend."

„Unterbrechen Sie mich nicht, Angeklagter! Ich bin von der Justiz, wollte ich Ihnen bemerken, und Gerechtigkeit soll Ihnen zu Theil werden und zwar auf der Stelle. Marschiren Sie nur ruhig weiter nach Ballenstedt, lieber Leipziger; ich werde sofort mit dem Herrn Wirth und seiner Gattin ein Wort reden."

„Ei Je; Sie sind von der Justiz?" rief der Leipziger. „Dann giebt es freilich noch einen gerechten Gott! — Soll ich mit Ihnen wieder 'nein gehen? Wollen Sie mich schwören lassen, geehrter Herr Tribunalspräsident? Ich beschwöre Ihnen Alles. Warten Sie, ich will Sie meine Papiere —"

„Wollen Sie sich wohl gefälligst nach Ballenstedt scheren!" schrie der Justizrath mit seinem Stocke aufstoßend.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," stotterte der Schneider verschüchtert, und der Justizrath klopfte ihm zum andern Mal vertraulich-ermunternd auf die Schulter und sagte:

„Ich meine, gehen Sie nur ruhig Ihres Weges, und überlassen Sie die Sache hier mir. Ich bin bekannt in der Gegend, und Sie können sich auf mich verlassen. Und hören Sie, guter Freund, wie ich Sie kennen gelernt, werden Sie mir für einen Rath dankbar sein: machen Sie doch den kleinen Umweg durch's Selkethal und grüßen Sie unter dem Falkenstein des Pfarrers Tochter zu Taubenheim recht freundlich vom — Justizrath Scholten; das ist mein Name nämlich."

„Herr Jeses Sie — Die lebt noch? Die haben Sie auch vor Gericht vertreten? O, Herr Justizrath, hundertmal ließ ich mich aus der Thür schmeißen, um Ihnen zu begegnen; — jetzo verlaß ich mich auf Sie, wie aufs jüngste Gericht, und da Sie es wünschen, so empfehle ich mich höflichst. Der Herrgott möge es Ihnen vergelten, was Sie in meinen Angelegenheiten vornehmen."

„Ich empfehle mich gleichfalls höflichst," sprach der Justizrath die Mütze abnehmend; jedoch zu gleicher Zeit mit dem Knittel bergab winkend. Der Schneider nahm Abschied von ihm in den drei Tanzmeisterposituren und entfernte sich, alle drei Schritte über die Schulter zurückblickend. Der Justizrath trat in das Berghaus zurück, von dessen Fenstern aus man ihn wie den Schneider fortwährend scharf und nicht ohne Besorgniß im Auge behalten hatte.

Die Wirthin hatte ihn im Auge behalten, der Wirth saß verdrossen und tückisch hinterm Tisch, den Kopf auf beide Fäuste gestützt. Der alte Scholten grüßte die Wirthin und wendete sich an den Wirth.

„Da haben Sie aber Ihre Sache einmal wieder ganz vortrefflich gemacht, Herr Zucker," sagte er. „Meine aufrichtigsten Complimente! Ja, ja, da sieht man, daß Sie ziemlich hoch über der norddeutschen Ebene wohnen und also die Berechtigung haben, vornehm darauf hinunter zu sehen. Höflichkeit soll zwar eine Tugend sein, die an Werth zunimmt, je tiefer hinab sie gehandhabt wird; aber Sie müssen das besser verstehen, und ich bescheide mich gern. Seltsamerweise behaupten da in der Tiefe Einige, daß es gar keine Kunst sei, vor einem Reichen und Vornehmen die Mütze zu ziehen und daß Solches kaum als Verdienst angerechnet werden könne; aber Sie müssen natürlich am besten wissen, an wem Sie am meisten verdienen. Ich habe herzlich lachen müssen über das Gesicht, mit welchem der arme Teufel da eben abzog. Denken Sie aber nur: er entblödete sich nicht, Sie einen Flegel zu nennen und Ihre Frau eine giftige alte Bergkatze! was sagen Sie dazu, Madame Zucker?"

Sie starrten Beide stumm, mit geöffnetem Munde auf den alten Juristen.

„Und jetzt ist er hinunter den Berg, seinen drei Brüdern entgegen — zwei Zimmergesellen und einem Grobschmied; und dazu ist's seine feste Absicht, Ihnen jeden Schneider, der diesen Sommer den Blocksberg erklimmen wird, auf den Hals zu hetzen. Ich suchte ihm, meinem Beruf gemäß, versöhnlichere Gefühle beizubringen, aber es ist mir nicht gelungen. Auf jedes gute Wort hin wurde er wüthender und jähzorniger, sprach von Bestienvolk und fragte, was ich wohl meine, ob Sie Ihr Anwesen über seinen Werth bei einer Feuerversicherung eingeschrieben hätten. Ich sagte ihm, dieses glaube ich nicht, und dann lachte er teuflisch, zog eine Tigercigarre hervor, zündete sie mit einem Basiliskenblicke auf Ihr Dach an und ging zähneknirschend ab mit dem Worte: Sieben auf einen Schlag! was ich nicht verstand."

„Barmherzige Güte!" stöhnte die Frau Wirthin, und der Wirth stand längst hinter seiner Tischplatte aufgerichtet, stemmte beide Hände darauf und sagte:

„Sapperlot!" Grimm und Bestürzung in dem Ausruf aufs Wirkungsvollste zu Tage fördernd.

Mit sozusagen trübem Auge sah der Justizrath nach seiner Uhr:

„Und meine Zeit ist leider jetzt auch abgelaufen. Schuldig bin ich wohl nichts mehr? also — guten Tag!"

So ging auch er, und der Wirth setzte sich wieder, und seine Frau setzte sich gleichfalls.

Sie saßen eine geraume Zeit, sich mit giftigen Seitenblicken anschielend, bis plötzlich sich die Frau erhob, die Hände auf

den Tisch stemmte, sich weit über ihn hin bog und ihrem Gatten ins Gesicht fauchte:

„Hast du's nun 'mal wieder, wie du's willst? Ist es nun so recht? Du Grobsack, du Schnarrcher, du Leuteanbeller; hast du dir nun bald genug Hypotheken aufs Haus gebellt? O du — du! — Prügel genug hast du in deiner eigenen Gaststube gekriegt — aber immer noch nicht genug! Jetzt weißt du meine Meinung!"

Damit fuhr sie hinaus und in die Küche; aber leider nicht durch den Schornstein ab.

„Sapperlot!" stöhnte der Wirth noch einmal und dann murmelte er: „Wer mir vor fünfzehn Jahren als civilem jungen Zimmergarçon im Hotel Royal in Hannover gesagt hätte, was hier in der Wildniß aus mir werden würde, der — hätte sicher den Zug verschlafen und sein Haar im Kaffee und seine Portion Mäusedreck im Milchtopf gefunden. So verwildert man, ohne was dazu zu können! O verflucht; aber — am meisten ärgert Einen doch der verfluchte alte Besenbinder, der da eben ging, nachdem er seine Sottisen bestellt hatte, ohne daß man ihm dafür an die Gurgel konnte. Und das Verdammteste ist, daß man ihn eben kennt und weiß, daß ihm nicht beizukommen ist. An dem ist Höflichkeit und alles, was das Gegentheil davon ist, verloren. Im Dunkeln möchte man den Hund auf ihn hetzen; aber ich glaube, selbst die Hunde wagen sich nicht an ihn!"

III.

Von den zuthunlich wedelnden Hunden des Berghauses umgeben stand der alte Herr noch einen Augenblick auf dem Steintritte vor der Hausthür und athmete mit vollen Zügen die frische Gebirgsluft. Dazu lachte er behaglich in sich hinein, und da jetzt zu Esel, Maulesel und zu Fuße ein nicht kleiner Schwarm von Touristen sich der Wirthschaft näherte, so entfernte er sich seinerseits, das heißt, er suchte seinen eigenen Weg über die Landstraße weg auf einem kaum sichtbaren Fußpfade, der sich durch ein Gewirr von abgewaschenen Granitblöcken schräg bergan zog. Dieser Pfad erreichte die große Straße nach einer kleinen Stunde, kreuzte sie abermals und stieg in die Thäler hinab. Jemand, der ihn nicht ganz genau kannte, der hätte ihn verloren, und wenn er ihn noch so fest und sicher unter den Füßen zu haben glaubte, ehe er's sich einbildete. Dem Justizrath Scholten kam er nicht abhanden; doch wurde derselbe aufgehalten auf ihm, und zwar durch ein schönes Weib und Bild, auf welches Beides er stieß, als er wiederum aus dem Tannendickicht auf die Chaussee trat.

Ein Dame hielt allein in der Einsamkeit, auch auf einem Maulthier, seitab des Weges auf einem Felsenvorsprung, den Blick über das zu ihren und ihres Thieres Füßen schroff sich senkende Waldthal in die Weite gegen Nordosten gerichtet: — regungslos, die Zügel über den Bug des ruhigen Thieres gelegt, das Kinn mit der Hand stützend; — eine stattliche Figur — Kraft und Schönheit — schwarze Haare und schwarze Augen und in den Augen jenes seltsame Suchen der im Gewühl Einsamen —

„Ichor!" murmelte der alte Jurist. „Das freut mich!" Ichor aber ist ein griechisches Wort, von den griechischen Menschen gefunden als Bezeichnung für das Blut, welches durch die Adern ihrer Götter rann, als ein klarer Saft — „denn nicht kosten sie Brot, noch trinken sie funkelnden Weines." Der Rufer im Streite Diomedes entlockte es durch einen Lanzenwurf der Hand Aphrodite's, und die Göttin schrie laut auf und flüchtete weinend; aber Dione sänftigte ihr die Schmerzen und es lächelte sanft

— — — — der Menschen und Ewigen Vater
Rief und redete so zu der goldenen Aphrodite:
Nicht dir wurden verliehn, mein Töchterchen, Werke des Krieges.
Ordne du lieber hinfort anmuthige Werke der Hochzeit.
Diese besorgt schon Ares der Stürmende, und Athenäa.

Ichor entquoll auch dem schrecklichen Ares und er schrie wie zehntausend der sterblichen Menschen; weshalb jedoch der Justizrath Scholten das Wort jetzt zu einem Ausruf verwendete, bleibt uns fürs Erste dunkel, wir werden es aber erfahren und zwar nach und nach.

Der letzte, nach der Straße hin vom Walde ausgestreckte Tannenzweig hob dem Alten die Mütze vom Kopfe.

„Gehorsamer Diener!" sagte er, nämlich der Justizrath; und auf dieses Wort

wendete die schöne Dame das Gesicht von der schönen Aussicht ab und blickte auf die Störung, doch sie lächelte ebenfalls erfreut, als sie den Störenfried erkannte. Scholten grüßte, während sie ihr Reitthier wendete, trat rasch auf den Grashang zwischen den Felsen und reichte ihr die Hand:

„Auf dem Kreuzwege am Blocksberge! natürlich! Guten Tag, liebe Baronin! guten Tag, Frau Salome!“

„Guten Tag, lieber Scholten,“ sagte die Dame. „Im Grunde weiß ich freilich nicht, ob ich Sie so anreden darf — so mit einem ganz gewöhnlichen Familiennamen, dem Titel Justizrath und einem: Karl — Heinrich, August, Friedrich oder dergleichen dazu. Sie stehen mir da viel zu eng in Verbindung mit den Herrschaften da unter Ihren Füßen, hundert Klafter tief in der Erde —“

„Und so glauben Sie freundlichst, man habe mich meiner Frau Mutter vor sechzig Jahren als Wechselbalg in die Wiege gelegt, und der richtige, ehelich erzeugte, junge Scholten — anderthalb Fuß hoch — trete im Mondschein Hexenringe in das grüne Gras und vermelke den Bauern mit einem so gesegneten Durst die Kühe, daß die Butter da hüben in den Städten der Ebene um fünf Groschen aufschlage. Danke gehorsamst.“

Die schöne Dame lachte; aber da in diesem Augenblick ein Häher sich über ihr in einem Baumwipfel niederließ und hell herniederkreischte, so benutzte der Justizrath auch das und diesen Vogel noch zu seiner Gegenrede.

„Darf ich die Herrschaften mit einander bekannt machen,“ sagte er mit einer Verbeugung und einem Blick nach dem Buchenzweig in der Höhe: „Mein Gevatter, Herr Marquart, aus dem Geschlecht Corax — Glandarius in der Familie genannt; — Frau Baronin Solome von Veitor — Banquierswittwe aus Berlin, Millionärin und unzufriedene Weltbürgerin in den Kauf — reitet vortrefflich, nimmt sich ausgezeichnet aus zu Maulthier auf einem Felsvorsprung unter den germanischen Buchen und Tannen, würde jedoch unter den Palmen des Orients, auf einem Dromedar sich —“

„Noch viel besser ausnehmen. Ei, lieber Justizrath, Sie waren ja nie in Palästina und können also durchaus nichts davon wissen, wenn Ihnen nicht irgend eine Erinnerung an einen Holzschnitt nach irgend einem Bilde von Horace Vernet im Gedächtniß hängen blieb. Aber Sir Moses Montefiore sah mich auf dem Berge Karmel und war in der That entzückt. Ich kann Ihnen nur rathen —“

„Sich in Ihrem deutschen Philisterbewußtsein zurechtzufinden und gemüthlich einzurichten. Liebe Freundin, ich freue mich unendlich, Ihnen begegnet zu sein oder haben: wenn ich jedoch durch den fortwährenden Umgang mit mir selber grenzenlos langweilig geworden sein sollte, so lassen Sie's nur nicht mich entgelten; — sonst aber, wie befinden sich Euer Gnaden?“

„Durch den fortwährenden Verkehr mit der Welt durchaus nicht verwöhnt, momentan sehr wohl. Bester Scholten, ich habe Sie bereits gesucht, das heißt ich habe die letzten Wochen durch fort und fort gehofft, Euch Sonderlichsten der Sterblichen an einer Wendung des Weges zu treffen. Nun haben wir hier freilich die rechte Stelle getroffen, um uns in der gewohnten Weise zu grüßen und die Wahrheit zu sagen oder allerlei Wahrheiten, wie man da drüben im flachen Lande sich ausdrückt.“

Der Justizrath war so nahe als möglich getreten und hatte dem Maulesel der schönen Jüdin die Hand auf die Kruppe gelegt:

„Wird das auch heut' Abend zu einer Ofengabel oder einem Besenstiel?“

Die Baronin lachte:

„Ei Herr, Sie haben es ja selber bemerkt, daß wir uns unter den germanischen Buchen- und Tannenbäumen befinden. Was habe ich mit Euren Mysterien und Mythologien zu schaffen? Da wir zu Hause keine Oefen hatten, so kannten wir wahrscheinlich auch keine Ofengabeln, und über die Art der Zimmer- und Gassenreinigung zu Jerusalem sind Eure Gelehrten auch noch nicht ganz einig. Auf dem Todten Meere tanzten wir leichtfüßig über den Salz-, Schwefel- und Asphaltschaum; bleibt mir gefälligst mit Eurer Bratäpfel- und singenden Theekessel-Dämonologie vom Leibe. Wie wäre es aber, wenn Sie trotz alledem endlich einmal wieder eine Tasse Thee bei mir trinken würden?“

Der Justizrath schien die letzte Frage gänzlich zu überhören.

„Ichor!“ murmelte er. „Beim Athemholen des Archipelagos, ich brauche ihr den Puls nicht zu fühlen! Ichor!“

„Was soll das bedeuten?“ rief die Frau Salome. „Sie reden mit sich selber! Weshalb reden Sie nicht mit mir? Ihr Umgang scheint Sie freilich arg verzogen zu haben.“

„Hm, Sie haben Recht, Gnädige. Was beliebten Sie zu sagen?“

„Ich lud Sie zu einer Tasse Thee ein, mein braver germanischer Waldspuk.“

„Und ich würde die Einladung selbstverständlich mit Vergnügen annehmen, wenn nicht heut Abend vielleicht bei mir Jemand zu Gaste wäre, den ich nicht gern allein am Tische sitzen lassen möchte. Wenn Sie aber eine neue Probe deutschen Spuks haben wollen, schöne semitische Zauberin, so rathe ich Ihnen väterlich, mit mir zu reiten und meine Bewirthung anzunehmen. Ueber die Letztere sollen Sie sich verwundern, und gewissen Leuten kann man keine angenehmere Gabe bieten, als einen echten und gerechten Grund zur Verwunderung.“

Die Baronin Salome lachte erst, seufzte aber gleich darauf und sagte:

„So ist es.“

„Nun?“

„Ist vielleicht Freund Schwanewede aus Pilsum unterwegs?“

„Dem bin ich einen Besuch schuldig, und Sie desgleichen, liebe Frau. Ich habe Sie auf einen neuen Spuk eingeladen, Baronin, und wiederhole meine Einladung.“

„Und ich nehme sie an, mein väterlicher Wundermann: die Sonne steht noch ziemlich hoch, und ich finde nachher auch wohl in einer Sternennacht den Weg durch den Wald nach Hause. Levate la tenda! ich bin wirklich neugierig auf das, was Sie mir zeigen wollen.“

„Sie und Ihr Thier werden dann und wann vor einer Schneise oder sonstigem Holzwege nicht zurückschrecken, und so reicht die Zeit für Alles.“

„So denn hinein in das Geheimniß!“ rief die Dame und ließ ihren Maulesel auf die Straße zurücktreten.

Es war ein hübsches Bild, wie die Drei jetzt zusammen fürbaß zogen, der Esel, die schöne Jüdin und der Justizrath Scholten.

IV.

Daß der Justizrath die Gegend genau kannte, wurde bald recht deutlich. Er führte und der Esel folgte.

Ihr Weg ging nun eine kurze Strecke auf der Landstraße hin; dann schlug der Alte einen Nebenpfad über die baumlose mit Felsentrümmern übersäete Lehne ein und benutzte einen Waldarbeitersteig, der sie in den dunkeln Tannenwald niederführte. Nun benutzten sie einen durch den Sommer ausgetrockneten Bergbach als Weg und gelangten erst nach längeren Mühseligkeiten und Beschwerden in eine Schneise, die es dem Justizrath erlaubte, neben dem Maulthier und dem Knie der Frau Salome einher zu gehen. Sobald ihm das möglich geworden war, gerieth er mit der Dame in ein Gespräch, das selbstverständlich seinen Anfang aus der landschaftlichen Umgebung entnahm.

„Jetzt treibe ich mich nun schon wieder an die sechs Wochen in diesen Bergen umher,“ sagte die Baronin.

„Und zwar mit dem Gefühl, durchaus nicht da hinein zu gehören,“ meinte Scholten.

„Da das über unsere Willkür hinaus liegt, halte ich mich nicht für verpflichtet, Ihnen eine Antwort zu suchen. Sonst aber stehe ich mich durchschnittlich recht gut mit den Höhen und Tiefen, den Bäumen und Wassern und allen lebendigen Geschöpfen, Sie eingeschlossen, Scholten.“

„Das soll nun keine Antwort sein?“ brummte Scholten und fügte erst nach einer geraumen Pause hinzu: „Also Euer Gnaden haben sich den Stimmungen Ihrer Umgebung wieder nach Möglichkeit angepaßt?“

„Das ist der rechte Ausdruck! Wir passen uns den Stimmungen dessen, was uns umgiebt, an, und ein Geschäft ist es — ein Thun, eine Arbeit, während welcher wir uns mehr Melancholie als Behagen aus Sturmwind und Stille, aus Regen und Himmelblau, aus Sonne und Schatten spinnen. Wenn einmal das Zünglein der Wage einsteht, dann —“

„Nun, dann?“

„Sehen Sie doch die Nase, die uns der alte Steinklotz dort aus dem Gebüsch dreht! Scholten, der Kerl hat eine fast ärgerliche Aehnlichkeit mit Ihnen. Neh-

men Sie es nicht übel, aber Sie müssen mich unbedingt noch einmal hierher führen. Ich muß den Burschen zeichnen!"

„Das ist nicht der erste Esel, den ich Ihnen gehalten habe, während Sie sich derartigen artistischen Versuchen hingaben," sagte Scholten; doch die Frau Salome neigte sich in ihrem Reitsattel und rief:

„Glück auf, Großpapa Granit! Nicht wahr, es ist zu lächerlich, zu dumm, daß das närrische Menschenvolk hierherkommt und meint, du solltest dich seinen Grillen bequemen und deine Stimmung der seinigen anpassen? Hat er genickt, lieber Freund?"

Der Alte lächelte:

„Wohl möglich. Sie haben wohl schon ehedem die Steine zum Nicken gebracht."

Nun lachte die schöne Frau:

„Wahrlich! In den Tagen, da uns das noch Spaß machte!" Doch da der Hochwald um sie her augenblicklich sehr dicht und dunkel wurde, so schien sie sich eben so augenblicklich der Stimmung, die er verlangte, zu fügen und, zu ihrem Begleiter sich niederbeugend und die Hand auf seine Schulter legend, sagte sie:

„Mein Freund, nickendes Gestein droht mit Einsturz. Unsere eigenen Wälle brechen über uns zusammen. Und manchmal wird man lebendig von ihnen begraben. Führt Ihr Weg nicht bald wieder in die Sonne?"

„Nun so nach und nach," sagte der Justizrath verdrießlich. „Uebrigens reicht die Beleuchtung wohl noch hin, daß Sie sich meine Physiognomie dabei betrachten können. Sagen Sie, Sie närrische Judenmadam, sehe ich so aus, als ob ich mir durch sentimental-klägliche Redensarten die Laune verderben ließe? Da müssen Sie doch sich einen anderen Jeremias suchen und sich mit ihm auf die Trümmer von Jerusalayim setzen. Ich habe beide Rechte studirt und dies und das noch dazu, bin dreimal meiner exacten Lebensphilosophie halber relegirt worden und nachher nur aus Gnaden zum Examen zugelassen. So ziemlich ist mir Alles durch die Tatzen gegangen, vom Brotdieb aus Hunger, Elend und zu starker Familie bis zum Brandstifter und Mörder aus purem Vergnügen. Vom eintägigen Gefängniß wegen Feldarbeit am heiligen Sonntage bis zum Tod durchs Schwert oder Beil wegen sechsfachen Familienmordes weiß ich Bescheid in den Zuständen der Menschenwelt. Eine hebräische Millionärin und dazu hübsche und gesunde junge Wittwe und zwar aus Berlin, die ihre Villeggiatur hier in der Gegend in einer eigenen Villa hält, muß sich mir auf eine andere Weise zu den Acten geben, ehe ich ihr und ihrem sonor-melancholisch verschleierten Stimmorgan glaube, daß sie sich über ihr Dasein zu beklagen hat. Daß sie sich dann und wann über die krummnasige Verwandtschaft und über die liebe Bekanntschaft unter den christlich-germanisch aufgestulpten Riechern zu ärgern hat, will ich ihr wohl glauben. Zu weiteren Concessionen lasse ich mich aber nicht herbei."

„Sie sind doch ein furchtbarer Grobian, Scholten!" rief die schöne Frau.

„Unter Umständen — ja!" brummte der Alte und fügte unverständlich zwischen den Zähnen hinzu: „Immer aber da, wo ich nicht nur Menschenfleisch rieche, sondern auch Ichor wittere und man mir dann mit Flausen kommt."

„Da ist die Sonne wieder," rief die Frau Salome, „und jetzt, Scholten, bitte ich Sie freundlich, ein ander Gesicht zu ziehen. Im Grunde ist es doch nur eine komische Nachahmung und erreicht das Urbild lange nicht. Ich mache Sie da eben harmlos auf eine Felsenfratze zwischen den Tannen aufmerksam, und sofort fallen Sie ins Genre untergeordneter Talente und ziehen sie nach. Was sehe ich an Ihrem Gesicht, was mir — unter Umständen — mein Spiegel nicht grimmiger zeigt? Was murmelten Sie da von: Ichor?! Da kommt ein lustiger Strahl zwischen den alten Stämmen durch, und wenn Sie höflich Abbitte leisten wollen, ziehe ich den Handschuh ab und halte meine Hand in das Licht. Ueber die Hand hat man mir dann und wann Complimente gesagt, aber noch nie über das Blut, das in ihr fließt. Sehen Sie das Götterfeuer? da flammt es zwischen Aufgang und Niedergang und wird zwischen Occident und Orient fluthen, ob ich mich dann und wann langweile oder nicht. Was haben Sie noch zu sagen, bester Justizrath?"

„Daß Euer Gnaden eine Hand zum Küssen haben!"

„Flausen!“ sagte die schöne Jüdin boshaft lächelnd, das Wort von vorhin wieder anwendend, und der Alte lachte und stieß mit seinem Stock auf den Boden und rief:

„Was für ein Ohr Eure Leute haben! Nun denn, bei den Göttern des Aufgangs und des Niedergangs, bei dem hohen Liede von der Attraction im Weltall, bei den rothen Kügelchen in den Adern von Mensch und Thier; wenn du vor mir stirbst, Menschenkind, will ich mich über deinem Hügel auf den Schild lehnen und sprechen: Das war ein braves, ordentliches Weib! Mit dem Worte „außerordentlich“ wird ein zu großer Mißbrauch getrieben, als daß ein Freund dem andern es in die Grube mitgeben könnte.“

„Da ist meine Hand, mein Freund; wenngleich nicht zum Küssen. Wie weit haben wir noch zu Ihrer Höhle?“

„Eine Pfeife Taback, eine gute Harzstunde, zwei und einen halben Hundeblaff weit. Gehen Sie nur immer meinen Eierschalen nach, in einer Stunde sind Sie am Ort, sagte mir einmal ein kauender landeseingeborener geistlicher Herr, den ich nach dem Wege fragte, und seine Eierschalen brachten mich richtig nach einem Gewaltmarsch von ein und einer halben Stunde an Ort und Stelle.“

„Ein recht ordentlicher Appetit!“

„Nun, den können Sie dreist außerordentlich nennen, Baronin. Mir aber ist die gute Verdauung eines Andern nie von solchem Nutzen gewesen als in jenem Falle. Aber beiläufig, zum Henker, was ist denn überhaupt unser Sein, Wesen und Treiben anders, als ein Den-Eierschalen-Anderer-Nachgehen?“

„Sagte das Merlin aus der Tiefe von Brozeliand, oder Justizrath Scholten von der Höhe seines Bureaustuhls aus?“

„Ichor!“ murmelte Justizrath Scholten und so zogen sie weiter, wirklich wohl noch eine gute Stunde, durch Licht und Schatten, auf gebahnten Wegen und auf ungebahnten, bis ein mit gelben Tannennadeln bedeckter Pfad, den nur hier und da die Wildschweine zerwühlt hatten, sie aus dem Hochwalde heraus und zu ihrem Ziel brachte. Vor ihnen, über eine Gebirgsebene weit ausgestreut lag ein graues Dorf in der Spätnachmittagssonne, und trotz der Sonne traf die Wanderer ein kühler, ja kalter Luftstrom, vor welchem wie vor dem plötzlichen Blick in den gegen die westlichen Berge sinkenden Feuerball, die Reiterin unwillkürlich die Zügel ihres Thieres anzog.

„Welch ein merkwürdiger Wechsel der Temperatur!“ rief sie, und sie fand zu der meteorologischen Bemerkung ein Dichtercitat.

„Ein Windstoß fuhr aus dem bethränten Grunde,
Und es erblitzte purpurrothes Licht.“

murmelte sie, und der Justizrath, auf die schindelgedeckten Häuser und Hütten deutend, brachte die Terzine und den dritten Gesang der Hölle mit einem gewissen mürrischen Nachdruck zu Ende.

„Hinsank ich ohne meines Daseins Kunde,
Wie unter eines schweren Schlafs Gewicht;“

citirte er, und fügte seinerseits hinzu: „Es haben schon mehr Leute ausfindig gemacht, daß es hier gewöhnlich ziemlich kühl weht. Das ist nervenstärkend, Baronin; und was den Schlaf anbetrifft, so habe ich seinetwegen hier Quartier genommen. Er hat sich niemals im Leben zu schwer auf mich gelegt; — auf meines Daseins Kunde aber verzichte ich dann und wann mit dem größten Vergnügen.“

„Um so weniger finde ich es passend und berechtigt, daß Sie mich vorhin so grimmig anfuhren, und von Ihrer Amtserfahrung und Criminalgesetzbuchweisheit aus lächerlich machten.“

„Wenn wir demnächst einmal wieder eine Partie Billard zusammen spielen, wollen wir die Controverse fortsetzen, Frau Salome. Wenn wir uns jetzo nicht beeilen, wird wahrscheinlicherweise mein Besuch des Wartens überdrüssig werden und heimgehen, ohne eine Visitenkarte zurückzulassen.“

Er ergriff von Neuem den Zügel des Maulthiers und führte es von dem Waldpfade auf den steinigen Dorfweg und dem Dorfe zu.

Die schöne Frau lachte und sagte:

„So seid Ihr!“

„Ja, so sind wir!“ brummte Scholten. „Als ob noch Jemand nöthig hätte, mir das zu sagen?!“

V.

Wie unter eines schweren Schlafes Macht lag trotz der Tageshelle das Dorf da. Was

die Drei anging, so war der Esel der Gleichmüthigste unter ihnen; aber auch er hatte sich mit seinem Verdruß abzufinden. Es wuchsen ausgezeichnete Disteln farbenprächtig zwischen dem Gestein bis in den Weg; man wußte ihren Zuckergehalt wohl zu taxiren; aber der zweibeinige Narr mit dem dicken Prügel und dem ewigen, widerlichen, unverständlichen Menschengeschnatter zog nicht am Zügel, sondern er riß an ihm, und die dummunverschämte Creatur, die man den lieben langen Tag auf dem Rücken gehabt hatte, hätte Einem freilich durch ihren Anblick den Genuß an der vollsten Krippe verleiden können.

„Was ist Talent für Lebensbehagen?“ murmelte in dem Augenblick der Justizrath Scholten. „Nichts als die Gabe, aus dem Qualm etwas zu machen, der von dem Feuer der Leidenschaften in der Luft wirbelt!“

Die Frau Solome aber sah mit ihren orientalischen Augen auf das stumme Dorf.

Kein Kindergeschrei — kein Gänsegeschnatter — kein fröhliches Singen der Feldarbeiter! Viel Gebüsch doch wenige Obstbäume um die Schindelhäuser. Eine graue Steinkirche abseits auf einem Hügel zwischen den Gräbern des Dorfes; das hohe Gebirge seitwärts über den Wäldern und nach der andern Richtung hin, über die Dächer, das Gebüsch und die mageren Felder hinaus die ferne blaue Ebene!

„Es ist ein einsilbiges Volk, das hier haust,“ sagte Scholten. „Zum größten Theil befindet es sich gegenwärtig sogar unter der Erde; drei Viertel der männlichen Bevölkerung treiben Bergbau, und das letzte Viertel mit den Weibern befindet sich im Walde oder auf den Aeckern. Sie haben kurz anzubeißen, das sehen Sie schon den Kindergesichtern an. Manchmal passiren da Geschichten, die das Gepräge eines ganz andern Säculums tragen. Sie stoßen auf Worte, Ausdrücke, Ansichten, die ganz sonderbar nach der Wüstenei des siebzehnten Jahrhunderts riechen, kurz einen idyllischern Sommeraufenthalt für einen alten Juristen werden Sie sich schwerlich vorstellen können, liebe Baronin. Außerdem habe ich aber natürlich auch das Vergnügen, der einzige Gast der guten Leute zu sein, — ein nicht zu unterschätzender Vorzug. Sagten Sie etwas?“

„Nein. Aber es wäre mir lieb, wenn wir nun bald Palämon's Hüttchen und Strohdach zu Gesicht bekämen. Sie schildern so verlockend, daß man fast Lust hat, jetzt — zwanzig Schritte vor dem riegellosen Pförtchen umzudrehen und im Galopp seinen Hals in Sicherheit zu bringen.“

„Nun, nun, das Nest liegt trotz Allem mit allem Uebrigen rundum im neunzehnten Jahrhundert. Vorwärts, Signor Mulo!“

Sie kreuzten einen hastigen Bach und gelangten nun zwischen die Zäune und Häuser. Da fuhren wohl einige ob der Reiterin verwunderte Gesichter an die Fenster, drei oder vier eilige Frauen liefen gaffend in die Hausthüren, und die Kinder rannten in den Weg und scheu zurück; aber das Dorf behielt dessen ungeachtet den Ausdruck des Abgestorbenseins. Nur ein Mann begegnete dem Justizrath und der Frau Salome und grüßte den Alten ziemlich höflich.

Hügelauf und hügelab zogen sich die Dorfgassen, wenn man die Wege zwischen den regellos verstreuten Wohnungen so nennen wollte; und der Kirche zu, gegen die Berge hin, zwischen Gebüsch versteckt, lag die Behausung Scholten's; so nahe der Kirche, daß der curiose Rechtsgelehrte in windstillen Nächten wahrscheinlich das Geräusch der Unruhe im Thurm vernehmen konnte.

Vor einer Lücke in der lebendigen Hecke, die eine Thür vorstellen konnte, ließ der Justizrath den Zügel des Esels frei und zog die Mütze ab, indem er sich verneigte wie ein Seneschall oder Castellan auf dem Theater oder aus einer zierlich-höflicheren Zeit.

„Euer Gnaden sind angelangt,“ sprach er, und war seiner Begleiterin beim Absteigen in einer Weise behülflich, die klar darlegte, daß er nicht zum ersten Mal einer Dame von Roß oder Esel half.

„Unsere Gnaden danken Euch freundlichst,“ sagte die Baronin lächelnd. „Die knieenden Pagen, den Salut vom Donjon, den üblichen Bewillkommungsscherz des buckligen Burgzwergs erlassen wir unserm edlen Gastfreund. Sie hausen in der That recht heimlich, lieber Scholten.“

„Und Sie haben wie gewöhnlich das richtige Wort für die Sache gefunden, liebe Frau Salome. Nie oder selten hat ein alter abgefeimter juristischer Fuchs sich so heimlich ins Grüne verzogen wie ich hier. Sehen Sie da, zur Linken und Rechten die Küsterei und Pfarrei. Da habe ich meine zwei lieben Dorffreunde dicht zur Hand. Und der Schatten des Kirchendachs fällt auf mein Dach, wenn die Sonne danach steht; aber das Gemüthlichste ist doch der stille Dorffriedhof, auf welchem ich stets, der geschützten Lage wegen, meine Morgenpfeife rauche. Wenn die Witterung es irgend erlaubt, wandele ich in Schlafrock und Pantoffeln unter den Gräbern, Blumen, Kränzen und Kreuzen als ein Poet und Philosoph und notire nichts — als eben die Witterung in meinem Terminkalender —"

„Und bringe es doch nicht dahin, von der närrischen Judenmadam Salome Veitor für den Verzwicktesten der Sterblichen gehalten zu werden. Wir haben unter uns Charaktere, denen Sie längst nicht das Wasser reichen, bester Justizrath. Geben sie sich also weiter keine Mühe."

„Wo lassen wir nun den Asinus?" fragte Scholten, mit dem Zügel des Thieres in der Hand sich umschauend, und die Baronin lachte darauf so herzlich, daß der Alte beinahe nunmehr zum ersten Mal an diesem Tage die Fassung und Haltung verloren hätte.

„Zum Kukuk!" brummte er und fand zu seinem Glück einen Ast, um welchen er den Riemen schlang. „Tretet ein, Gnädige," sagte er, „und nehmt die Gewißheit mit über die Schwelle, daß Ihr willkommen seid. Hätte ich viele Euresgleichen unter Euch und uns gefunden, so. — würde ich mich wahrscheinlich nicht mit meinen Besuchen bei Ihnen begnügt haben, liebe Freundin."

Die schöne Frau verneigte sich, den Saum ihrer Kleider zusammenfassend und trat über den Steintritt. In demselben Moment erschien ein altes, verwittertes Harzweib auf der Schwelle des Hauses, und der Justizrath stellte vor:

„Meine Hauswirthin, Wittwe Bebenroth, vor fünfzig Jahren ein recht niedliches Kind, um das mehr denn ein Jüngling mit blutigem Kopfe nach Hause kam; jetzt eine ganz brave Frau, die nur dann und wann ihr Mundwerk ein wenig im Zaum zu halten hat."

„O Herr Justizrath!" rief die Alte.

„Nun, nun Frau Baronin; wir wollen mit Niemand zu strenge ins Gericht gehen. Sie hatte es für ihren Charakter vielleicht zu bequem mit dem Friedhof da vor ihrer Thür. Zwei Männer hat sie zu Tode geärgert und zwar nur, weil sie sie nur über den Zaun zu schieben brauchte, um das Haus rein und ruhig zu machen."

„O du gütiger Himmel, nun höre ihn wieder Einer!" kreischte die Alte. „Ach Madam, konnte ich denn für die Ruhr bei meinem Zweiten? Und konnte ich dafür, daß mein Letzter sich im Steinbruch nicht mit der Sprengpatrone in Acht nahm?! O Madame, glauben Sie nur niemalen, was der Herr Justizrath so hinsagen; auf dreimal machen Sie zweimal ihren Spaß mit Einem. Was meinen Ersten angeht, so hat mich der von Anfang an so schlimm tractirt, daß es kein Wunder gewesen ist, wenn ich mich gegen ihn gewehrt habe, wie ich konnte."

„Herrgott, von dem Ersten hab' ich ja noch gar nichts gewußt!" rief Scholten verblüfft. „Also sind es gar drei gewesen? Und jetzt komme ich schon sechs Sommer hinter einander hier in die Einöde und gehe jeden Morgen da im Dorfarchive spazieren, und sie hat es doch möglich gemacht, mir Einen — ihren Ersten gar, zu verheimlichen. O Wittwe Bebenroth, o Weiber, Weiber, Weiber!"

„Der Meister Kasties kann ihn selber nicht mehr finden," sagte die Alte kleinlaut beschönigend, und mit zum Himmel gerichteten Augen wendete sich der Justizrath an die Frau Salome und ächzte:

„Nun bitt' ich Sie; dieser Meister Kasties ist der Archivar des Ortes, das heißt der Todtengräber und gut seine achtzig Jahr alt. Er ist mein guter Freund und behauptet, jedes Regal und Fach in seinem Repositorio genau zu kennen nach Datum und Inhalt. Das nennt man nun Historie; und so geht man mit den Documenten der Erde um!"

„Ich ginge in Ihrer Stelle jetzt in Ihre Stube, Herr Justizrath," sagte die Alte verdrossen. „Das Kind ist eingeschlafen, und wenn es mir nicht gesagt hätte, daß es auf Sie warten müsse und daß Sie es eingeladen hätten, so würde

ich ihm wohl eine andere Schlafstelle angewiesen haben."

„Auf Eure Gefahr!" rief Scholten. „Kommen Sie, Baronin. Sie ziehen mir auch eine verzwickte Miene. Ist Ihnen die Wittwe zu schwer auf die Seele gefallen?"

Die Frau Salome schüttelte sich ein wenig, folgte dann der einladenden Handbewegung und trat über die Schwelle der Stube des Justizraths. Der Kukuk der Uhr im Winkel rief grade in diesem Augenblick sechsmal.

Es war eine gewöhnliche Bauernstube, jedoch kahler und geräthleerer, wie man sie sonst zu finden pflegt. Der jetzige Bewohner hatte für seinen Aufenthalt Alles, was ihm im Wege stand, und dessen war nicht wenig, hinausschaffen lassen. Nur die Uhr, der lange massive Tisch, die in der Wand befestigte Bank, der Ofen und einige dreibeinige Holzstühle mit herzförmigen Aussägungen in den Rückenlehnen hatten Gnade vor seinen Augen gefunden. Ebenso ein Wandschrank und am Fenster eines jener bekannten untrüglichen Wetterhäuschen, aus dessen Thür bei angenehmer Witterung der Mann, bei Regen aber die Frau tritt, und in welchen eine Darmseite das bewegende Princip spielt. Eine alte — die erste Genfer Ausgabe der Pièces fugitives von Mr. de Voltaire lag in der einen Fensterbank, ein bleiernes Dintenfaß mit einem Gänsefederstumpf stand im andern. In einer Ecke stand ein halb Dutzend langer Pfeifen und ein Reserveknotenstock. An einem Nagel hinter der Thür hing die Garderobe des Justizraths Scholten, und eine zweite Thür führte in eine Kammer, in welche einen Blick zu werfen wir uns nicht erlauben werden. Wir haben noch ein Anderes zu betrachten, was auch die Baronin Salome rasch und nicht ohne Interesse ins Auge faßte, und auf welches uns die Wittwe Bebenroth bereits aufmerksam gemacht hat.

Auf der Bank hinter dem Tische saß oder lag vielmehr ein junges Mädchen, dem Anschein nach ein Kind von zwölf Jahren, und schlief. Von dem Gesichte sah man nichts; die Kleine hatte es auf die Arme gelegt und schlief mit der Nase auf dem Tische. Das Haar aber, dessen eine Flechte sich gelöst hatte, überströmte in merkwürdigster gelbweißer Fülle die Arme und den Tisch, und dieser Besuch schien sehr müde zu sein und lange nicht geschlafen zu haben: der Eintritt des Justizraths mit seiner schönen Freundin erweckte ihn nicht.

„Ich würde Ihnen die Bank anbieten, Gnädige," sagte der augenblickliche Herr der vier Wände, „aber Sie sehen, es läßt sich nicht thun. Nehmen Sie Platz, ich freue mich sehr, Sie endlich einmal hier zu haben."

Er schob der Baronin einen der dreibeinigen Stühle mit einem der Herzen in der Lehne hin und holte sich gleichfalls einen. Doch ehe er sich setzte, ging er zu dem offenen Wandschrank, holte ein weißes Brot nebst einer mit Salz gefüllten Glasschale, sowie ein Messer auf einem irdenen Teller mit dem Spruche: Und sie aßen alle und wurden satt. Ev. Matthäi 14, 20. — Damit kam er vergnügt zurück an den Tisch und meinte:

„Es ist eine Gefälligkeit von Euch, Gastfreundin, aber Ihr thut mir wirklich einen Gefallen, wenn Ihr jetzo zum ersten Mal Salz und Brot unter meinem Dache eßt."

„Und einen Trunk der frischen Welle
Der nie das Blut geschwinder treibt,

Gastfreund," sagte die jüdische Edelfrau, worauf Justizrath Scholten seine Wittwe Bebenroth mit einem Kruge zum Brunnen schickte und brummte:

„Mit der Reservatio, daß Sie mir damit nicht kommen, wenn ich Ihnen meinen Gegenbesuch abstatte."

Die Schläferin am Tische regte sich während dieses Zwiegespräches, doch sie erwachte nicht, sie legte ihren Kopf nur ein wenig bequemer zwischen ihre Arme.

„Wen haben Sie denn da, Scholten?" fragte die Baronin. „Welch ein merkwürdiges Haar die Kleine hat!"

„Die Sonne Judäa's hat freilich nichts mit diesem Flachsfelde zu schaffen. 'S ist die Tochter Querian's, den Sie auch nicht kennen, Frau Salome. Ihren Taufnamen habe ich ihr aus der Tiefe meiner germanistischen Geschichtsstudien aufgefischt und angehängt. Eilike heißt das Kind — Eilike Querian. Ein ganz vortrefflicher Name, Eilike, den ich aber dem Pastor vor dem Taufact in den Büchern altsächsischer Chronik und Legende aufzuschlagen

hatte, ehe ich ihm denselben mundgerecht machte."

„Und wer ist Querian?"

„Hm," antwortete der Justizrath, „das sollen Sie sich von seiner Tochter erzählen lassen. Vierzehn Jahre ist's her, seit ich sie in der Marktkirche zu Hannover aus der Taufe hob und sie auf den Markt des Lebens brachte. Sie ist ein recht gescheidtes Ding in den Jahren geworden und weiß ziemlich genau Bescheid in den Umständen ihres Papas."

„Und Querian wohnt hier im Dorfe?"

„So ist es. Und er wohnt hier nicht blos als ein flüchtig vorüberziehender Sommergast. Er hat sich ansässig hier gemacht, o, er sitzt hier sehr fest. Nun, wenn Sie Glück haben, werden Sie ja auch wohl seine persönliche Bekanntschaft machen; ich erlaube mir jedoch, Sie von vornherein darauf aufmerksam zu machen, daß der Verkehr mit ihm einige Behutsamkeit erfordert."

„Meine Neugier —"

„Nach dem Wörterbuch ein heftiges Verlangen, etwas Unbekanntes kennen zu lernen oder zu erfahren, das aber, wie ich dann und wann erfahren habe, nach seiner Befriedigung in sein Gegentheil umschlägt. Eilike!"

Er hatte bei dem letzten Worte seinem schlafenden Gaste die Hand auf die Schulter gelegt, und die Kleine erwachte. Sie fuhr aber nicht rasch und erschreckt in die Höhe, sondern sie richtete sich langsam und träge empor und strich gähnend mit beiden Händen die Haare zurück. Da ihr die Frau Salome gerade gegenübersaß, sah sie auch auf die schöne Baronin. Sie stierte sie an aus hellen, blauen Augen, und es war etwas in dem Blicke, was die Frau Salome zu dem stummen Ausrufe bewog:

„Mein Gott, das arme Geschöpf ist blödsinnig!"

VI.

„Dieses wohl nicht; freilich aber ein wenig in Hinsicht auf geistige wie körperliche Erziehung vernachlässigt," sagte der Justizrath, als ob er mit seinen leiblichen Ohren gehört habe, was die Baronin in der Tiefe ihrer Seele gerufen hatte. „Blödsinnig ist sie nicht, sie sieht nur dann und wann so aus."

„Daß der Umgang mit Ihnen ein wenig mehr als bloße Behutsamkeit erfordert, weiß ich, es ist nicht mehr nöthig, daß Sie mir dieses immer von Neuem deutlich machen, Scholten. Guten Abend, mein Kind; wirst du mir erzählen, was dir eben träumte?"

Die Kleine machte nur die größten und verwundertsten Augen; wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt starrte sie die schöne Dame an, antwortete aber nicht.

„Guten Abend, Eilike," sagte der Justizrath. „Gut geschlafen? Eigentlich sollte man dir einen guten Morgen wünschen."

Jetzt ging ein Lachen über die Züge des Mädchens, während es sich mit den Knöcheln beider Hände die Augen rieb und von Neuem herzhaft gähnte.

„Wie Viele hast du heute schon verschlungen?" brummte Scholten, und jetzt zeigte es sich, daß das Ding doch auch zu reden wußte.

„O, noch Niemand, Herr Pathe. Wir haben auch gar nicht zu Mittag gekocht. Der Vater hatte keine Zeit, und ich habe ihm geholfen. Jetzt schläft er, und ich bin hier und habe auch geschlafen. Es ist wohl der heiße Tag gewesen, und unterwegs hatte mir der liebe Gott noch einen Botengang linksab geschickt. Das hat mich wohl noch schwindeliger gemacht; da bin ich hier in der Kühle eingeschlafen, ohne daß ich weiß, wie es zugegangen ist. O, nehmen Sie es nur nicht übel!"

„Im Brotschranke war ein halbes gebratenes Huhn — delicat! — und ein Topf mit Pflaumen in Zucker?!" sagte oder fragte der Justizrath, wie verstohlen mit dieser Bemerkung sich seitwärts anschleichend.

„O, ich weiß, Herr Pathe! Ich stand auf den Zehen; aber sie hat mich am Zopf umgedreht, und da habe ich hier auf der Bank gewartet und bin eingeschlafen."

Die Augen der Kleinen leuchteten bei dem neuen Blick auf den Wandschrank; aber die Augen des Justizraths Scholten leuchteten gleichfalls bei einem Blick in denselben. Mit einem Sprunge war er vor der Stubenthür, und sofort erhub sich in der Tiefe des Hauses — wahrscheinlich in der Küche — ein Lärm, der die

ſtillen Schläfer an der Kirche unter den Kreuzen und grünen Hügeln hätte aufwecken können. Der gemüthliche alte juriſtiſche Sommergaſt der Wittwe Bebenroth ſchien toll geworden zu ſein. Er ſchrie, er brüllte — Pfannen und Töpfe raſſelten — dazwiſchen zeterte und heulte die Wittwe; die Frau Baronin Salome von Veitor aber ſchob der Eilike den irdenen Teller mit dem Brot zu und ſagte:

„Du wirſt für jetzt wohl damit fürlieb nehmen müſſen, mein armes Kind.“

„O!“ rief Eilike Querian, griff mit beiden Händen gierig zu, riß ganze Stücke mit den blendend weißen, ſcharfen Zähnen ab und erſtickte faſt im Kauen und Schlingen.

Der Anblick war ſolcher Art, daß die Frau Salome, die Hände faltend, murmelte:

„Wer konnte darauf achten? Ich hab's nicht geſehen; aber ich hoffe, er hat ſeinen Spazierknittel mit in die Küche genommen und macht Gebrauch davon. Ich hoffe zu Gott, daß er das Weib durchprügelt!“

Keuchend, mit dem hellen Wuthſchweiß auf der Stirn, trat Scholten wieder ein.

„Das Kind habe Alles gefreſſen, behauptet der Unhold und will darauf einen ſelbſtverſtändlich falſchen Eid ſchwören,“ ſagte er grinſend. „Eilike —“

Das Kind hatte ſich bereits erhoben. Es ſtand in einer ſeltſam pathetiſchen Stellung. Die linke Hand hatte es auf die Bruſt gelegt, die rechte erhob es, reckte die Schwurfinger auf und ſagte mit wunderlich feierlichem Tone:

„Der barmherzige Herr und Schöpfer von Himmel und Erde iſt mein Zeuge. Ich habe es nicht gethan.“

Die Frau Salome ſah von dem jungen Mädchen auf den Juſtizrath:

„Scholten, ich bitte Sie?! Was iſt das, Scholten?“

„Eilike Querian. Querian's Tochter, wie ich Ihnen ſagte. Mein Pathchen aus der Marktkirche zu Hannover, wie ich Ihnen bemerkte. Ich habe die Perſon nach dem Wirthshauſe geſchickt. Nicht wahr, Eilike, wir ſind mit jeglichem Tafelabhub zufrieden?“

Das Kind lachte. Es kaute weiter, ſchien den Herrn Pathen wenig zu verſtehen und ſchien vor allen Dingen mit Allem zufrieden zu ſein, was ihm zwiſchen die geſunden, glänzenden Zähne kam. — Die Wittwe Bebenroth kam mit einem leeren Korbe zurück, trat patzig in die Stube, ſchlug die Arme unter und ſagte grimmig, verdroſſen und voll höhniſchen Triumphes:

„Nichts! Alles ratzenkahl — der letzte Knochen für die Hunde. Sapperment, iſt das ein Umſtand!“

„Sapperment,“ brummte der Juſtizrath. „Weib, ich hätte Luſt, dir einen Criminalproceß auf den Hals zu hängen!“

Da ſetzte die Wittwe ihren Korb nieder und verzog den Mund zu einem neuen Geheul:

„O, Herr Rath, ich habe noch einen Schinken im Rauch. Mein letzter Seliger iſt dieſes ſein letztes Frühjahr durch mit langer Zunge drum herumgegangen, und ich habe ihn leider Gottes mehr als einmal von der Leiter heruntergezogen und das Meſſer aus den Händen geriſſen. Ach Gott, ach Gott, hätte ich gewußt, daß dies ſein letztes Frühjahr ſein ſollte, ſo hätte ich ihn gut und gern mit ſeiner Gier dran gelaſſen. Ein Drache bin ich nicht, ſondern nur eine arme, elende Wittfrau, Herr Juſtizrath, und das wiſſen Sie ſeit ſechs Jahren am beſten.“

„Herunter mit dem Schinken! Her mit ihm!“ rief Scholten; doch ſein kleiner Gaſt ſtand auf, knixte höflich und ſagte:

„Ich bin ganz ſatt, Herr Pathe; ich danke auch ſchön.“

„Sapperment,“ wiederholte Scholten, und die Wittwe Bebenroth murmelte etwas von einer „diebiſchen, gefräßigen Kröte“ und verſchwand, auch diesmal ihren Schinken noch rettend.

„Sie hat das Huhn doch ſich ſelber genommen,“ flüſterte Eilike Querian, und dann trug ſie Teller und Brot und Meſſer, ein Jegliches an ſeinen Platz und wiſchte den Tiſch ab mit einem Fleckerwiſch, den ſie vom Nagel hinter dem Ofen holte; brachte auch den Gänſeflügel wieder an ſeinen Ort, kam zurück an den Tiſch und auf ihre Bank und hub nun an, bitterlich zu weinen. Die Thränenfluth kam ſo überraſchend für die Frau Salome, daß ſie beinahe erſchrak und jedenfalls ihren Stuhl höchſt verdutzt zurückſchob. Der Juſtizrath, mit den Zuſtänden

seines kleinen Gastes bekannt, zog nur ganz unmerklich die struppigen grauen Augenbrauen zusammen, schob die Brille auf die Stirn und fragte:

„Also es ist einmal wieder gar nicht auszuhalten zu Hause, mein Mädchen?“

„Ich bin aus dem Fenster gestiegen. Es ist böse von mir; aber er hat es Gottlob nicht gemerkt. Ich meine, ich könnte sterben, ohne daß er es merkte. Er hat mich wieder nackt abgebildet, daß ich mich vor mir selber fürchte —“

„Er ist verrückt; und wenn wir sechsmal aus einem Neste sind, meine Geduld mit ihm ist zu Ende!“ rief der Justizrath, die Faust schwer auf die Tischplatte fallen lassend. „Es ist unverantwortlich, daß ich ihm nicht schon längst die Thür habe aufbrechen lassen; aber es soll heute Abend — jetzt gleich — noch geschehen. Er soll hervor! Einen anderen Herbst und Winter durch lasse ich dich nicht mehr mit ihm allein, mein armes Kind! Er ist unzurechnungsfähig; ich werde jetzt auf der Stelle mit dem Vorsteher reden und mich diese Nacht noch mit einer Darlegung der Verhältnisse an die zuständigen Behörden wenden. Sie sollen mir die Vormundschaft über ihn und dich legaliter übertragen. Zum Henker, es ist kaum zu glauben, was Alles den verständigen Leuten in dieser Welt über den Kopf wachsen will! Prometheus?! O, der Narr soll mir nur mit seiner Dummheit kommen. Am Kaukasus werde ich ihn nicht festschmieden lassen, wohl aber solide und behaglich in das Landesirrenhaus setzen lassen. Ichor?! Sapperment, die Doctoren und Chirurgen nennen das auch serum sanguinis, Wundwasser — Eiter und Jauche! Ich werde ihn an den Ohren hervorziehen — beim Zeus, das heißt dem verständigen, klaren, blauen Himmel, das werde ich.“

Ja, beim unbewölkten Zeus, der es aber versteht, Wolken zu sammeln und tüchtig zu regnen: der Justizrath Scholten sah in diesem Moment nicht aus, als ob er viel von dem Blute der Götter in den Adern der erdgeborenen Menschen halte! Wie ein alter Kater sah er aus oder, edler gesagt, wie ein Schwurgerichtspräsident, der bei ausgeschlossener Oeffentlichkeit über einen mit dem Untergange von Sodom und Gomorrha in Verbindung zu bringenden Fall zu Gerichte sitzt.

Die Frau Salome sah noch verdutzter auf ihn wie vorhin auf die so unvermuthet in Thränen zerfließende Eilike. Das Kind hielt angsthaft, mit offenem Mund, in der offenen Hand den Groschen hin, welchen es vorhin für seinen Botenweg von einer gutherzigen Seele im Dorfe zur Belohnung empfangen hatte; — der alte Jurist erschien in demselben Grad erregt wie vorhin, als er, wuthentbrannt ob seines fehlenden Hühnerbratens und seines Topfes voll Zwetschen, in die Küche der Wittwe Bebenroth stürzte, und er beruhigte sich in demselbigen Grade rasch wie nach jenem Zornausbruche.

Die gesträubten Brauen glätteten sich, die grimmigen Falten legten sich wieder in die gewöhnlichen Furchen zurecht, und der Justizrath sprach zur Frau Salome:

„Euer Gnaden verwundern sich? Euer Gnaden haben keine Ursache, sich zu wundern. Aber dieser Querkopf, dieser Querian, macht mir die Sache dann und wann zu arg, und wie er die Eilike tractirt, das hat sie Ihnen eben selber vorgetragen. Ein altes Vieh bin ich nicht, wie jetzo meine Wittwe da draußen sagt, und wenn ich einmal den Polyphem herauskehre, so hat das gewöhnlich seine guten Gründe. Eilike, mein Herz, wie oft hab' ich es dir verboten, von den Leuten Geld zu nehmen!“

„O, sie geben es mir aus gutem Herzen.“

„Und aus Mitleid,“ ächzte Scholten. „Das ist der Jammer und — der Querian gehört doch ins Irrenhaus. Du aber nimmst es aus Dummheit, mein Kind, und so muß ich auch das gehen lassen, wie es geht. Es ist, um sich die Haare auszuraufen!“

Die Frau Salome von Veitor hatte selten in ihrem Leben die anderen Menschen so lange allein reden lassen. Jetzt jedoch hielt sie es nicht länger aus, und es war ihr eigentlich auch nicht zu verdenken, wenn sie endlich eine genauere Einsicht in die Umstände der Leute wünschte, deren Bekanntschaft sie augenblicklich in so absonderlicher Art machte.

„Wenn ich hier nicht in die Höhle des Polyphemos gerathen bin, so ist's vielleicht die Grotte des Trophonios. Nun warte ich aber mit Schmerzen auf die kluge, ge-

heimnißvolle Stimme aus dem Dunkeln, Justizrath. Und auch der Esel draußen vor der Thür wird allgemach ungeduldig, und ich bin es gewohnt, auch auf ihn einige Rücksicht zu nehmen."

Sie sagte das Letztere lachend, aber es zitterte doch eine ganz andere Bewegung in der Stimme, mit welcher sie hinzusetzte:

„Was dieses Kind ist, sehe ich. Wie es geworden ist, kann ich mir in hundertfacher Weise vorstellen. Wie da zu helfen wäre, kann ich mir auch auslegen; — im Grunde ist da noch wenig versäumt und verloren. Aber wer und was ist dieser unheimliche Herr mit dem verqueren Namen? Querian! Hat je ein Mensch ein ehrlich Handwerk getrieben, ein Geschäft gemacht oder in der Gelehrsamkeit es zu etwas gebracht mit einem Namen wie dieser?"

„Nein," erwiederte der Justizrath, „und deshalb hat der Unglückliche es in der Kunst versucht, und es ist bis dato ihm auch damit nicht geglückt, wenngleich dieses noch am ersten das Feld war, worauf er Querian heißen konnte. Ein Doctor Querian, ein Pastor Querian und ein Geheimerath Querian sind freilich vollkommen unmöglich. Weshalb hieß der Tropf nicht Scholten und brachte es zu einer anständigen Stufe auf der Leiter bürgerlicher Respectabilität?!"

„Also Mr. Shandy hat da wieder einmal Recht?"

„Wieder einmal, Gnädige; aber nomina omina sagen schon die Lateiner. Was die Eilike angeht, so habe ich da eine homöopathische Cur gebraucht und den Hausdurch den Taufnamen heruntergedrückt. Als Eilike Querian kann man es am Ende doch noch zu etwas bringen, sowohl im Romane wie im gewöhnlichen Leben. Nicht wahr, mein Kind, es wird doch noch etwas aus uns, und die Sonne scheint uns nicht nur in den Mund, sondern auch in das Herz. Ein wenig Hunger dann und wann bewirkt nur, daß wir den Mund ein wenig weiter aufsperren —"

„Die Wittwe Bebenroth darf uns dann aber nicht zu häufig zwischen das Glück und unseren Instinct oder Appetit gerathen. Lieber Freund, was die Sonne anbetrifft, so ist dieselbe heute bereits seit einiger Zeit untergegangen, und ich habe, wie Sie wissen, noch einen ziemlichen Weg nach Hause vor mir. Was treibt, was schafft Ihr curioser Freund und Gevatter? Es wird Dämmerung, und ich habe über keinen Hippogryphen zu verfügen, der mich aus diesem Reiche der Romantik in meine modernen, nüchternen vier Pfähle zurückbringt."

„Er bildet Menschen, Frau Salome. Machwerke, die von Ferne so aussehen; in der Nähe aber immer ein wenig anders. Es würde aber ein eigener Geschmack dazu gehören, mit seinen Creaturen Haus und Garten zu bevölkern. Sie haben es gehört; er hat wieder einmal sein Kind nackt abgebildet; — nun, sage Eilike, hast du dich da wiedererkannt und hast du dir gefallen?"

Das Mädchen schüttelte heftig den Kopf und schauderte wie in einem unüberwindlichen Grauen.

„Es war das, weshalb ich aus dem Fenster sprang. Es war nicht der Hunger. Ich will leben und möchte auch ein schönes Kleid haben wie die schöne Dame. Er aber bildet mich todt ab. O, ich wollte, ich wäre todt; aber dann auch begraben und mit grünem Gras und Blumen auf meinem Grabe; dann brauchte ich mich nicht mehr zu fürchten und zu schämen!"

„Scholten?!" rief die Frau Salome, zusammenschaudernd wie eben Eilike Querian. „O, das unselige Geschöpf! Und Sie dulden das? Sie ertragen es, Derartiges mit dem Tone sich sagen zu lassen?"

„Prometheus im Dorf! Ein Tropfen vom Blute der Götter, Madame," sagte der Justizrath finster.

„O, und Sie haben mehrmals den Versuch gewagt, mich über das unglückliche Kind lächeln zu machen! Der Himmel verzeihe das Ihnen. Aber ich will diesen Mann kennen lernen! Wenn er Geld haben will, soll er es haben. Er soll mir heraus! — Wenn er ein Künstler — ein Bildhauer ist, soll er weg von hier — einerlei wohin — nach Italien — nach Rom, und mir soll er sein Kind lassen. So antworten Sie doch, Scholten; sagen Sie etwas, sprechen Sie doch!"

Der Justizrath war aufgestanden und ging in der Stube auf und ab. Nun

blieb er vor der Frau Salome stehen und sagte mit einer Stimme, die ob der Rührung nur noch schnarrender wurde:

„Ich würde es da nicht zum ersten Mal erfahren, daß Ihnen der Gott Abrahams in Fällen Gedeihen giebt, wo andere Leute unfehlbar und ohne Gnade fehlgreifen. Wissen Sie was? Ich will in dieser Nacht einmal nach Pilsum schreiben. Darf ich Ihnen übrigens jetzt noch die Hand küssen, theure Freundin?"

Er that das Letztere und behielt diese Hand dann noch mehrere Augenblicke zwischen seinen Händen. Eilike Querian aber sah und hörte dem Allen zu. Der Esel vor der Thür aber wurde nun in der That recht ungebehrdig, zog an seinem Zaume, scharrte und stampfte und ließ Töne hören, die dem Kinde sehr spaßhaft vorkamen, und über die es leise, aber doch sehr herzlich lachte.

VII.

Die Dämmerung des schönen Sommertages war gekommen, und die Baronin Veitor zögerte immer noch im Hause der Wittwe Bebenroth.

„Es würde mir so lieb sein, heute Abend noch den Mann mit Augen zu sehen. Ich glaube, ich würde viel besser schlafen," sagte sie.

„Was meinst du, Eilike," fragte der Justizrath Scholten, sich an das junge Mädchen wendend, „würde der Papa sich heute Abend sehen lassen?"

Eilike Querian schüttelte den Kopf:

„Ich steige wieder ins Fenster und schleiche zu Bett. Die Dachluke lasse ich offen wegen der Sterne und Wolken, und daß ich den Nachtwächter hören kann und die Katzen und Hunde und die Kühe in den Ställen. Ich schlafe dann auch viel besser. Weil aber der Mond scheint, ist's noch besser, denn da habe ich auch meiner Mutter weißes Bild am Bette, das sieht mich freundlich an und bewacht mich."

„Es ist ein Gipsabguß des Kopfes irgend einer Muse, Nymphe oder Nereide; aber es ist ein gutes griechisches Frauenzimmergesicht in der That, und so läßt man das Kind in Gottesnamen am besten bei seinem Troste. Seine Mutter kann es nicht gekannt haben, sie starb ihm zu früh," sagte Scholten leise erklärend zu der Frau Salome.

„So lassen Sie uns die Kleine jetzt nach Hause begleiten, und zeigen Sie mir wenigstens ihre und ihres Vaters Wohnung."

Der Justizrath nahm seinen Hut und Eichenstock. Eilike Querian sprang vor die Thür und löste dem Maulesel den Zaum von der Hecke und legte ihm denselben geschickt zurecht. Die Wittwe Bebenroth kam auch wieder herbeigekrochen und sagte höflich:

„Wollen Sie uns schon verlassen? Nun, besuchen Sie uns recht bald einmal wieder."

„Verlassen Sie sich darauf!" murmelte die Baronin von ihrem Reitthiere herunter. „Es ist nicht das letzte Mal, daß ich mich hier befand."

So zogen sie ab vom Hause der Wittwe quer durch das Dorf.

Es war längst Feierabend, und längst waren die müden Einwohner von ihrer Arbeit auf und unter der Erde heimgekommen; aber der Ort war kaum lebendiger dadurch geworden. Die Leute saßen müde vor ihren Thüren, und nur die Kinder waren wie gewöhnlich vor dem Schlafengehen noch einmal recht munter geworden und trieben wilder und mit helleren Stimmen ihre letzten Spiele an diesem Tage. Nun senkte sich wiederum am äußersten Rande des Dorfes der Weg in eine Thalmulde, in die der Wald hineinwuchs. Da lag das Haus Querian, das sich, so viel man in der Dämmerung sehen konnte, durch nichts von den übrigen Gebäuden der Ortschaft unterschied. Mit Schindeln gedeckt und behangen, lehnte es sich an das Gebüsch und an die Hügelwand; ein einstöckiges Bauwerk mit einem Giebel.

„Da wohne und schlafe ich," sagte Eilike, auf diesen Giebel deutend. „Aber nach hinten hinaus," fügte sie hinzu. „Ein krummer Zweig reicht gerade an mein Fenster, und ich kann klettern. Hier unten wohnt mein Vater, Madame. Wir könnten drei Tage klopfen, und er machte doch nicht auf, wenn es ihm nicht gefällig wäre. Er hat so viel zu thun; und die Fensterladen macht er nie auf. Er arbeitet bei Licht — bei einem großen Feuer, er friert immer so sehr. Er hat sich selber einen Herd dazu gebaut. Aber seine Arbeitsstube ist auch nach hinten heraus,

Da hat er die Wände eingeschlagen zwischen der Küche und der Kammer und sich eine große, große Werkstatt gemacht. Er kann Alles, und die Leute im Dorfe wissen das auch besser als der Herr Pathe Scholten. Es ist Unrecht, daß ich es sage, aber es ist doch so."

„Das Kind hat Recht, Frau Salome," sagte der Justizrath. „Sie passen zu einander, die Leute im Dorf und mein braver Freund Querian. Dieser würde sich auch sonst hier gar nicht halten. Das Kind hat ganz Recht, und ich bin fest überzeugt, daß mehr als einer der Männer vom Leder hier des Nachts klopft und Einlaß findet, wo wir drei Tage vergeblich pochen würden. Was wissen wir hellen Leute, Frau Salome, von den Mysterien der Narren, zumal wenn sie noch dazu ihre Tage bei ihrem Grubenlicht im Erdeingeweide verwühlen? Querian! Der König der Zwerge und Alraunen dürfte dreist Querian heißen. Wenn Sie demnächst uns einmal wieder besuchen, liebe Baronin, so fragen Sie, ehe Sie bei mir und der Wittwe Bebenroth vorsprechen, in der ersten besten Bergmannshütte nach Herrn Querian, und achten Sie gefälligst auf die Gesichter, mit denen man Ihnen den Weg zu seiner Behausung andeutet. Diese werden Ihnen das Verhältniß, in dem mein sonderbarer Freund zu der hiesigen Bevölkerung steht, deutlicher machen, als ich es durch die ausführlichsten Auseinandersetzungen und Erläuterungen vermöchte. Nicht wahr, Eilike, es kommen viele Leute aus dem Dorf, um sich Rath von deinem Vater zu holen, und sie bringen ihm auch Allerlei, was sie in der Erde gefunden haben?"

„Die Bergleute kommen, Herr Pathe," antwortete Eilike geheimnißvoll mit dem Finger auf dem Munde. „Sie sind mein Herr Pathe und dürfen mich fragen. Mein Vater kennt alle Steine und Erze und weiß gut Bescheid unter der Erde."

„So!" sagte Justizrath Scholten, zu der Baronin von Veitor gewendet, „jetzt wissen Sie ziemlich genau Bescheid in dem, was meinen Gevatter am hiesigen Orte betrifft. Was sonst meinen Zusammenhang mit ihm anbetrifft, so kann ich Ihnen darüber das Nähere bei passender Gelegenheit beiläufig mittheilen. Wir hellen Leute lassen keine Mysterien gelten —"

„Und bleiben deshalb vielleicht so oft während der Feier der eleusinischen Geheimnisse vor der Thür stehen!" rief die Baronin.

„Wahrscheinlich!" brummte der Justizrath; aber Eilike, der diese Unterhaltung allmälig sehr langweilig geworden war, rief nun plötzlich:

„Gute Nacht!" und sprang fort, um das Haus herum verschwindend.

„Die Krabbe ist die Vernünftigste von uns Allen," murmelte Scholten. „Sie weist uns auf unsere Wege und weiß ihrerseits den Baumstamm und den Zweig, die sie zu ihrem Bette bringen, auch im Dunkeln zu finden. Es wird wahrlich Zeit, daß ich Sie auf die Landstraße geleite, Frau Baronin. Wir haben des Spukes für heute genug, und es fängt an, kühl vom Blocksberge herzublasen, und ich habe noch nach Pilsum zu schreiben. Sie haben mich ganz zur richtigen Stunde daran erinnert, Frau Salome, daß ich dem Freunde Schwanewede seit zwei Jahren einen Brief schuldig bin."

„Das freut mich," sagte die Baronin zerstreut, und eben so zerstreut sagte sie: „Das Kind wird doch nicht den Hals brechen?"

„Ich hoffe nicht," meinte der alte Scholten, und dann griff er von Neuem nach dem Zügel des Maulesels und führte ihn zurück von der Thür Querian's auf den holperichten Fußpfad, der vom Dorfe herüberführte. Er wußte sonst, wie wir auch schon erfahren haben, jeglichem Weggenossen die Zeit der Wanderung durch anmuthige Unterhaltung zu verkürzen, doch jetzt ging er still und stieß nur dann und wann, wie um einen Punkt in seiner eigenen stummen Unterhaltung zu machen, mit dem Knotenstocke fest auf.

So brachte er seinen schönen Gast wieder auf die durch das Dorf führende große Straße und dann noch weiter ein gut Stück Weges über das Dorf hinaus bis auf die Höhe des nächsten Bergrückens, wo die Chaussee sich über eine kürzlich abgeholzte Hochebene hinschlang. Das war eine gute halbe Stunde von seiner Behausung, und er nahm hier Abschied mit der Bemerkung:

„Jedem anderen Frauenzimmer zu Fuß, Pferd oder Esel würde ich die beiden übrigen Stunden zur Seite mitlaufen. Neh-

men Sie das als ein Compliment, liebes Herz, und kommen Sie gut nach Hause."

Die Frau Salome lachte und schüttelte dem wundervollen juristischen treuen Eckhart von ihrem Maulesel herab die Hand.

„Das ist wahrlich ein wackerer Freund und braver Lebensgenosse, der aber sicherlich seinen Trost und eine schöne, lange Nachrede auch herausfinden würde, wenn man mich morgen nach Sonnenaufgang, von Räubern erschlagen, oder in einem Abgrunde sammt meinem Esel mit zerschlagenen Gliedern fände. Nun, grüßen Sie auch von mir unbekannterweise, wie man sagt, nach Pilsum. Ich muß doch noch einmal von Norderney aus Ihren Freund Schwanewede kennen lernen. Den Querian gedenke ich mir in den allernächsten Tagen hervorzuholen. Ist das ein Kleeblatt — Scholten, Schwanewede und Querian! Und da soll man, den Brocken hinter sich, ruhig nach Hause gehen, sich zu Bett legen und einen guten Schlaf thun!"

„Dort kommt der Mond über den Berg, Frau Salome, und die Chaussee ist in einem ausgezeichnet guten Zustand und macht der Wegebaudirection alle Ehre. Ich wünsche Ihnen recht wohl zu schlafen und werde mich morgen durch die Eilike nach Ihrem Befinden erkundigen."

Sie nahmen jetzt wirklich Abschied. Der Justizrath schlug sich wieder durchs Dorf nach dem Hause der Wittwe Bebenroth, und die Baronin ritt fürbaß auf der nicht ohne Grund gelobten vortrefflichen Landstraße. Den Mond hinderte auch nichts auf seinem Wege quer über das Firmament, und er ging, als ob es ihm nie eingefallen sei, die Weltmeere in Bewegung zu setzen, geschweige denn die Gemüther der Menschen sich nach und zu sich emporzuziehen.

„O, Himmel, welch' eine wundervolle Nacht und welch' ein wunderlicher Abend!" murmelte die Baronin Salome von Veitor und gelangte richtig ohne die mindeste Gefährde und Beschwerde vor dem zierlichen Gitterthor ihrer Sommerwohnung an, und Niemand unter ihren Leuten hatte sich irgendwelche Sorge um sie gemacht.

VIII.

Man weiß südwärts der Polargrenze des Weines, das heißt des trinkbaren Weines, keineswegs viel von den Ländern und Menschen zwischen dem Harz und der deutschen See; aber dessen ungeachtet ist Karl Ernst Querian in das Kirchenbuch zu Quackenbrück als ehelich erzeugter Sohn bürgerlich anständiger Eltern eingetragen, dessen ungeachtet existirte Peter Schwanewede in Pilsum, ein doctor theologiae der gleichfalls vorhandenen Universität Göttingen, und dessen ungeachtet hat sich soeben Justizrath Scholten von seiner Wirthin die Lampe anzünden lassen und blättert, ehe er an seinen Freund Peter schreibt — wahrscheinlich um wenigstens sich klar zu bleiben — im Recueil de nouvelles pièces fugitives de Mr. de Voltaire und zwar in der Ausgabe, die man voreinst außer in Genf auch zu Paris und zwar bei Duchesne, rue St. Jacques — au temple du gout, finden konnte.

Das ist ein langer Satz, aber es war uns unmöglich, ihn und uns kürzer zu fassen; wir werden auch gleich sehen, daß es auch dem Justizrath trotz seiner Lectüre nicht gelang, bündig zu sein. Mademoiselle Catherine Vadé mag es ihm verzeihen.

Die Wittwe hatte die Lampe gebracht, noch einmal mit dem Schürzenzipfel vor den Augen die Rede auf das halbe Huhn und den Pflaumentopf bringen wollen und war mit einem Donnerwetter zur Thür hinausbefördert worden. Der Justizrath schlug Antoine Vadé's „discours" an die Welschen zu und mit der Faust auf den Tisch und ächzte:

„Wir sind das langweilig-verrückteste Volk auf Erden, und wir haben alle Aussicht, es noch längere Zeit zu bleiben. Was hilft's dem Einzelnen, zu wissen, wie klug andere Leute schon vor hundert Jahren gewesen sind?"

Er schien die größte Lust zu haben, den alten Lederband mit der blassen, abgegriffenen Rococoschnörkelvergoldung unter den Tisch der Wittwe Bebenroth zu werfen, legte ihn jedoch nur um desto vorsichtiger, ja zärtlicher bei Seite und sich seine Briefbogen zurecht.

„Diese hübsche, kluge Jüdin hat mir gleichfalls für einige Tage meinen Gleichmuth wieder verschoben," brummte er. „Alle Teufel, da wird der alte Mystiker an der Emsmündung einmal wieder curiose Augen über seinen Commilitonen

und voreinstigen Hausburschen machen! Wodan und Thor mögen ihm den Appetit gesegnen! He, he, he; es muß in der That ein absonderliches Gefühl sein, wenn man aus Swedenborg's constabilirter Erd- und Himmelsharmonie plötzlich abgerufen wird, weil Hermode und Braga an der Thür stehen und Odin's Gruß bringen: Genieße Einherierfrieden und trinke Meth mit den Göttern! — Schöner Frieden! Urgemüthliche Kneiperei! — Prügele dich lustig weiter in Walhalla und bramarbasire am Abend beim Bierkrug. Ich danke gehorsamst!"

Er hatte bereits das Dintefaß herangezogen und die Feder eingetaucht. Noch saß er einen Moment äußerst nachdenklich, und um so drolliger war der Effect, als er beim Niederschreiben des Einganges seines Briefes mit, so zu sagen, zärtlichem Grimme sich die Worte auch laut vorschrie:

„Mein lieber Peter!"

Das Uebrige knüpfte sich dann ziemlich in einem Zuge daran; nur hatte er eine Flasche Bordeaux zu entpfropfen, dann und wann sein Glas zu füllen und dann und wann seine Pfeife von Neuem in Brand zu setzen. Es giebt ärgere Störungen geistiger Thätigkeit und gemüthlichen oder ungemüthlichen schriftlichen Seelenergusses. Wie er sich aber dagegen wehren mochte: der bleiche Mondenschein auf den Gräbern, Kreuzen und Denksteinen des Bergdorfes vor seinem Fenster und das Glitzern der Fenster der Kirche drüben gab doch seinem Brief eine Färbung, die derselbe bei hellem, klarem Tageslicht und auch an einem Gebirgsregentage nicht bekommen haben würde. Freund Schwanewede, der um diese Stunde, wie der Justizrath glaubte, den Mond sich im Pilsumer Watt spiegeln sah, und dem da vielleicht über die Blätter der Aurora oder der „Morgenröthe im Aufgang" durch das weiße Licht ein weißes Segel nach fremden Landen vorüberglitt, verdarb sich aber den Magen nicht daran. Wir werden sehen weshalb.

„Mein lieber Peter!

„Nach zweijähriger Pause in unserm Schriftenwechsel drängt es mich heute Abend die Correspondenz durch diesen meinen Schreibebrief von Neuem zu eröffnen und dir vor allen Dingen mitzutheilen, daß ich mich noch am Leben befinde und das Nämliche von dir verhoffe. Seit wir uns in Göttingen kennen lernten und zusammen daselbst studirten, haben wir als Castor und Pollux, Orest und Pylades ein Jeder den Andern für den größten Narren auf Erden gehalten und nur der Tod erst wird das freundschaftliche Verhältniß, meiner Schreibefaulheit zum Trotz — lösen. Wie oft — wie oft während ich mich in der nichtswürdigen Praxis des Tages abängstete und abwüthete, habe ich an eine Kröte gedacht, die seit einigen Jahrtausenden irgendwo in einem Steine eingeschlossen sitzt, wie oft habe ich mich an den alten Freund Peter Schwanewede in Pilsum erinnert, und wie ungemein hat mir Beides Trost und Stärkung im Kummer verliehen, und Nachlaß im Verdruß und Abnahme der Wuth zu wege gebracht! Peter, nicht wie ein alter Justizrath, sondern wie der jüngste der modernen Poeten, der seinen Velocipegasus zu einer Dichterfahrt gesattelt hat, sitze ich auf. Die buntesten Schwärme des Lebens womöglich sollen sich über dieses Blatt drängen, und es kitzelt mich, wenn ich daran denke, daß ich dich, zwinge, ihnen mit flimmernden Augen nachzustieren. Wenn du mir wieder schreibst, wirst du dir zwar einbilden, wie eine gothische Kirche auf einen Jahrmarkt voll Buden, Hanswürste, Riesendamen und sonstigen Meßraritäten herunterzusehen, aber das thut nichts — das thut gar nichts! So lange du mir nicht mit deinem Heer steinerner Heiligen auf den Kopf fällst, gönne ich dir das Vergnügen.

„Peter, ich verkehre wieder einmal mit Querian, und — ich bin einem Menschen begegnet; einem Menschen weiblichen Geschlechts, — einem Weibe und zwar einem jüdischen Weibe, welches ich im Affect oder bei schlechter Laune, ohne Widerspruch zu erfahren, Frau Baronin anreden darf! — Nun wirst du sicherlich fragen: ist es denn überhaupt nöthig, Menschen zu begegnen? Kann man sich nicht an die Oster-Ems setzen, von gekochtem Seegras und gebratenen Quallen leben und Bengel's Auslegung der Apokalypse studiren? — Ich aber erwiedere dir, leider kann man das nicht, indem ich dir mit Vergnügen zugebe, daß es eine Lust wäre, wenn das Jeder könnte, und wir da den Strand

entlang einen stillvergnügten Haufen bildeten; — es erzittert da übrigens wieder einmal ein buntgefiederter Pfeil, den ich vor dreißig Jahren schon auf deinen Lebenswandkalender abgeschossen habe und der noch immer drin steckt und dich an mehr als eine fidel-zänkische Disputirnacht erinnern wird. Schwanewede, ich schmeichle mir, so gelebt zu haben, daß 99 Procent meiner Mitgeborenen nicht im Stande sind, mein Leben zu übersehen. Ich glaube, sicher und fröhlich mit dem, was die Welt augenblicklich an Culturelementen aufzuweisen hat, rechnen zu können; und auch ich habe mich damit abgegeben, Mücken zu fangen und die kleinsten und untergeordnetsten Thierarten zu Teufelsfratzen und Caricaturen zu magnificiren. Aber ist das eine Kunst, aus einer Maulwurfsgrille durch ein Vergrößerungsglas ein Olimsthier, ein vorsündfluthlich Ungeheuer und aus einer Raupe einen Leviathan zu machen? Ich glaube nicht; wo hingegen, alter Peter, es wirklich eine Kunst ist, eine Nuß, die man knackte und hohl fand, wegzuwerfen und seine Meinung nicht darüber zu verhehlen; denn die Welt verlangt das Gegentheil und verlangt, daß man gut von ihren tauben Nüssen rede, sie für voll nehme und ihren Kern lobe.

„O, du alter mystischer Nußknacker an der Nordsee, benutze meinen Brief jetzo noch nicht als Fidibus; ich werde sofort protocollarisch klar werden, dich mit der Baronin Salome Veitor bekannt machen und nachher erst wieder von Querian reden.

„Wie ein Mann, der zwischen seinen Haus- und Zimmerwänden, seinen Bücherbrettern und Actenrepositorien sich wieder einmal den Maßstab, so der Mensch an sich selber legt, hatte fälschen lassen, ging ich vor drei Jahren in die Gerichtsferien, um mir meinen Standpunkt in und zu der Natur von Neuem klar zu machen, und es gelang mir damals auf den Landstraßen des Thüringerwaldes. Ich war ein Riese geworden zwischen den Wänden meiner Schreibstube, und alle Garderobe der Gegenwart war mir den Winter über zu eng geworden. Es war die höchste Zeit, daß ich wieder einschrumpfelte und auf mein richtiges Maß zurückgedrückt wurde, und es geschah. Ewigkeit wurde mir wieder Zeit auf der Chaussee und ich selber wieder zu einem jovialen Touristen durch die Wälder, Höhen und Tiefen der irdischen Vorkommnisse. Damals begegnete ich der Baronin zum ersten Mal, und ich traf mit ihr zusammen, wie die Herrschaften im Don Quixote, im Tom Jones und im Gil Blas von Santillana zusammenkommen, nämlich im Wirthshaus — in der Schenke am Wege.

„Du liesest keine Romane mehr, oder bist doch überzeugt, keine mehr zu lesen, Peter Schwanewede; in dem einen wie in dem andern Falle spreche ich dir mein Bedauern aus; wir alten Juristen lesen leidenschaftlich gern Romane, wenn wir es gleich häufig nicht gern gestehen wollen.

„Und meine Bekanntschaft ist eine Roman-, d. h. Landstraßen- und Wirthshausschildbekanntschaft. My landlord oder el sennor huésped mit der weißen Schürze und der Zipfelkappe, „die größte Plaudertasche von ganz Asturien“ steht unter seinem Schilde in der Thür und sieht nach seinen Gästen aus. Da steigen Staubwolken in der Ferne auf, Reiter auf englischen Stutzschwänzen oder catalonischen Langschwänzen sprengen heran, die Glocken der Maulthiere klingeln, schwerfällige spanische Carossen ächzen langsam her, und ein schon in der Kneipe vorhandener Gast ist zu dem Herrn Wirth in die Pforte getreten und ist mit ihm gespannt auf die neue Kundschaft. Wer kommt? Ist es die Prinzessin Mikomikona? Ist es der Hauptmann aus der Berberei mit der schönen Zoraide? Ist es Miß Sophia Western mit Mrs. Honor, oder gar der Pretender auf dem Marsche von Falkirk nach dem Feld bei Culloden? Ist es der Corregidor von Valladolid oder nur ein Trupp seiner nicht nur grausen, sondern auch groben Alguazils? Es können sehr vornehme Leute, aber auch das nichtsnutzigste Bettler- und Vagabondenvolk, ja es können sogar auch Schaf- und Schweineheerden sein, die da kommen. Diesmal ist's einfach eine zweispännige Reisechaise, und Staubwolken giebt's auch nicht; es regnet fürchterlich, und der Wirth schickt den Hausknecht mit einem alten Regenschirm an den Wagenschlag, um die aussteigende, d. h. vor der Sündfluth sich rettende Dame trocken in sein Haus zu schaffen.

„Lieber Peter, das Genie macht die

Fußtapfen, und das nachfolgende Talent tritt in dieselben hinein, tritt sie aber schief: ich kann so grob wie du gegen die Leute sein, aber nie mit der originalen Wirkung wie du. Dir dreht man einfach den Rücken zu, mit mir fängt man, aller Bärbeißigkeit ohngeachtet, eine Unterhaltung an. Du sitzest in Pilsum fest, und ich beziehe alle Jahre ein Sommerquartier im Gebirge und verkehre mit der Menschheit; du besitzest die geniale Grobheit, die nur sich selbst ausspricht; ich als harmloses Talent werde stets einen großen Verkehr haben und an den Einsiedler an der Ems lange Briefe schreiben: du zwingst ein halb Dutzend Menschen, von dir zu reden; ich bringe alle Welt dazu, mit mir zu sprechen.

„Sagt die Dame: Dieses ist ein entsetzliches Reisewetter, mein Herr. — Murre ich zuthunlich: Himmeldonnerundhagel, sitze ich hier nicht seit anderthalb Tagen fest? — Sagt die Dame höflich und lächelnd: Das sieht man Euch an, Sennor; so wie auch, daß es nicht das erste Mal ist, daß Euch das Wetter und Schicksal in die richtige Lebensstimmung hineinschüttelten.

„Hm, antwortete ich, wie verstehen Euer Gnaden das, und was weiß Dero glatte Stirn davon?

„Hm, versetzt die schwarzhaarige Sennora, ich komme heute zwar im Zweispänner; aber ich bin eine gute Reiterin, reite jedoch nicht schneller wie die Andern.

„Und die Sorge hält deshalb Schritt, Madam; — ich erlaube mich vorzustellen: mein Name und Titel ist Justizrath Scholten aus Hannover.

„Da hatten wir's; — die Bekanntschaft war gemacht, und — dauert noch fort! — Die Sennora giebt mir ihren Namen, Rang und Titel bekannt und ich rücke zu am Tische, was du in Pilsum nicht gethan haben würdest. Der Wirth bringt den Kaffe und die Frau Salome sagt: Ein jeder Mensch hat, meiner Erfahrung nach, seine eigenen Hausmittel, um die schlimmen Stunden zu überwinden; darf ich nach den Ihrigen fragen, mein Herr Justizrath Scholten aus Hannover?

„Giftig schnurre ich: Was halten Euer Gnaden von dem gemüthlichen Troste: achtzig Jahre wirst du unbedingt alt und begräbst ohne allen Zweifel Alles, was dich heute ärgert?

„Würdest du dieses nun gesagt haben, so hätte man dem Kellner gewinkt und sein Service auf einen entfernten Tisch haben stellen lassen; — an mich rückt man nun dichter heran und meint mit zärtlichem Behagen und einem Blick auf den Landregen vor den Fenstern: Mein bester Herr Justizrath, es ist mir höchst angenehm, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben! Haben wir nicht vielleicht denselben Weg fernerhin? Dieses würde mich ebenso sehr freuen.

„Peter Schwanewede, wir haben so ziemlich von dieser Begegnung an den nämlichen Weg gehabt; ich und die Frau Salome Veitor, und wenn Einem in seinem Bekanntenkreise durchgängig nichts schwerer gemacht wird, als seiner Natur zu folgen, so machen wir, die Frau Salome und ich, uns das so leicht als möglich. Nun haben wir heute zum ersten Mal in dieser Saison einander wiedergetroffen und zwar am alten Brocken. Die Frau hat noch immer nicht wieder gefreit (sie war bereits Wittwe als ich sie kennen lernte, und ich machte sofort den Versuch, sie nach Pilsum zu dirigiren und schilderte ihr die Gegend sowie die dort hausenden Menschen, dich, Peter, eingeschlossen, äußerst verlockend) und langweilt sich auf's Sträflichste. Sehr dankbar nimmt sie es auf, wenn ein vernünftiger Mann sich mit ihr einläßt, einen Sommernachmittag mit ihr vertrödelt und ihren Weibergrillen und Phantasien irgend eine feste Direction giebt. Die Frau hat entsetzlich viel Langeweile, und ist — bei den unsterblichen Göttern sei es gesagt! — über der Welt Eitelkeit so erhaben wie je ein tüchtiger und verständiger Mann, und da habe ich sie denn heute mit nach meinem Dorfe genommen und sie mit Querian's Kinde bekannt gemacht.

„Seit dieser Dritte in unserem Lebensbunde eine Närrin fand, die sich bereitwillig zeigte, in ehelicher Verbindung mit ihm diesem armen Geschöpfe den Fluch Adams aufzuladen, hast du ihn nicht zu Gesicht bekommen, unsern Freund Querian, wohl aber ich ziemlich häufig, und ein Vergnügen ist das nicht. Nun ist das Kind, die Eilike, dreizehn Jahre alt und der Alte toller denn je. Du kennst zwar meine Ansicht, daß es bei den Mädchen absolut nicht darauf ankommt, ob sie etwas gelernt haben oder nicht, sondern

ob sie einen Mann kriegen oder ledig bleiben. Wissen und Kunst und Schönheit thut da nichts zur Sache; wenn wo das Schicksal rücksichtslos und allmächtig sich zeigt, so ist das hier, und die Frauenzimmer ahnen das auch instinctiv und nehmen und geben sich mit zierlichster Brutalität selber als das Schicksal. Die Egoistinnen, die so viel ahnen, haben durchaus keine Ahnung davon, welch eine Sorge sie selbst einem alten Junggesellen, wie ich, durch ihr bloßes Vorhandensein machen können. Nun ist da die Eilike, das Kind eines andern Mannes — geht mich im Grunde nicht das Geringste an und verursacht mir doch mehr schlaflose Nächte, als ich selbst mit meiner ziemlich kräftigen Körperconstitution ertragen will. Ich sage dir, eine verwahrlostere und hülflosere Creatur als diese Eilike Querian giebt es auf Erden nicht, und Querian selber treibt es ärger denn je. Und seine Verrücktheit ist ansteckend! Wie wir vor dreißig Jahren schon uns mit Macht dagegen zu wehren hatten, daß wir nicht mit in seine Tollheitsstrudel hineingerissen wurden, so habe ich mich manchmal heute noch dagegen zu stemmen. Das Bergvolk aber am hiesigen Orte hält ihn für den Mann mit den Schlüsseln zu allen Gängen und Pforten der Unterwelt. Es ist mir nicht unerklärlich, woher er die Mittel, sein Leben und verrücktes Treiben so fortzuführen, nimmt; aber ein Elend und Verdruß ist es.

„Durch die Dorfschule ist das Kind des Narren zwar gelaufen; aber selbst der Schulmeister, mein guter Freund und Nachbar, ist sich nicht klar, ob es ihm gelungen ist, ihm das Lesen und Schreiben beizubringen. Dazu hungert das Geschöpf und schläft auf Stroh, und der Alte läßt es nackt Modell stehen. Seine Wege gehen nicht durch die Hausthür, sondern durch das Fenster, über das Schindeldach, an einem Baumast hinunter; und so ist es auch heute gekommen und so hat es meine Freundin, die Frau Salome, kennen gelernt. Nun frage ich dich, Peter Schwanewede, (und das ist der bittere innerste Kern dieses vielschmackigen Briefes!) soll und darf ich unsern Freund und Jugendgenossen Karl Ernst Querian ins Irrenhaus stecken lassen oder nicht? — — Reif dazu scheint er mir zu sein, und es ist nur die Frage, ob gerade wir Beide dazu berufen sind, ein endgültiges Urtheil über diese seine Reife abzugeben? Du weißt nur zu gut, Peter, wie wir drei von jeher ein Jeglicher über den Andern dachten. Du weißt, wie häufig unser Freund uns seine Meinung über uns in dieser Richtung nicht vorenthalten hat. Du weißt, wie oft er selber uns für ganz verrückte Narren erklärte, und — Schwanewede — ich, der ich doch ein Geschäftsmann bin, in des Lebens Praktiken und Kniffen ziemlich Bescheid weiß und mir selten ein X für ein U machen lasse, oder, was noch mehr für meinen gesunden Verstand spricht, es mir selber mache: ich fasse die heikle Frage, je älter ich werde, mit desto spitzeren Fingern an. Peter von Pilsum, ich habe noch nie in meinem Leben vor einer größeren Verantwortlichkeit gezögert!

„Meine kluge, klare hebräische Freundin, die unsern vortrefflichen Querian bis jetzt noch nicht persönlich kennen gelernt hat, sondern nur seine Erziehungsresultate an seinem Kinde, hat mir den Vorschlag gethan, ihn nach Rom zu spediren, und es ist nur Schade, daß sie diesen Vorschlag uns und ihm nicht vor dreißig Jahren machte.

„Sie will das Kind zu sich nehmen und ihm eine menschenwürdige Existenz schaffen. Beim Blute der Götter, ich habe sie eben auf den Weg nach Hause gebracht, und ihr gesagt, daß ich mich auf Nichts einlassen könne, ehe ich nicht an dich geschrieben und deine Ansicht gehört habe. Sehr freundlich wäre es von dir, steht aber wohl nicht zu erwarten, daß du auf vierzehn Tage den Benzel, den Böhme und den Swedenborg zuklappst, die Eisenbahn zu erreichen suchest, hierher kommst und dich auf einen Tag mit unserem in Frage stehenden Freunde und Patienten zusammensperrst?!

„Es ist meine Pflicht gegen Querian, dir auch dieses in Ueberlegung und unter die Füße zu geben.

„Zu einem Entschluß müssen wir kommen! Dein Freund Scholten."

Dem Justizrath war über diesem Schreiben mehrmals die Pfeife ausgegangen. Jetzt stand er auf, ging zum Fenster und blickte eine ziemliche Weile auf den mondbeschienenen Kirchhof hin.

„So gehen die Gespenster um," mur-

melte er. „Und dann spricht man noch von klaren Köpfen, und thut sich was zu Gute auf seine fünf gesunden Sinne!“

IX.

Mit einer schlängleingleichen Behendigkeit war die Eilike in ihr Dachfenster geglitten; man vernahm kaum ein Geräusch ihrer Bewegungen, und selbst dann kaum, als sie von dem Fenster auf den Fußboden ihrer Kammer sprang. Der Mondschein glitt ihr fast nicht geräuschloser nach.

Das Mädchen hatte sonst den Schlaf der Thiere, die, wenn sie satt und nicht auf der Jagd sind, auch sonst nicht gehindert werden, sich zusammenrollen und die Augen zudrücken. Damit war's in dieser Nacht nichts.

Auf ihrer Bettstatt sitzend löste Eilike mechanisch ihre Flechten, um sie dann fester und zierlicher von Neuem zu flechten und sah sehr ernst und nachdenklich in den immer mehr den Raum mit seinem Lichte füllenden Mond. Aus ihrem Schlummer in der Stube des Pathen und Justizraths Scholten erwachend hatte Eilike Querian die Frau Salome gegenüber am Tisch vor sich gesehen, und das Bild der schönen jüdischen Baronin war's, was sie munter hielt auf ihrem Strohsack.

Wir haben erzählt, wie das junge Mädchen damals jach sich aufrecht setzte, die blonden Haare zurückstrich und die schöne Dame anstarrte; — damals hatte sich inmitten ihrer verwahrloseten Seele auch etwas mit einem heftigen Sprunge aufgerichtet und das stand noch aufrecht und starrte nun aus sehnsüchtig funkelnden Augen in eine neue Welt. Nicht eine Bewegung, nicht ein Wort der eleganten Dame war verloren gegangen, und wenn die Tochter Querian's den Sinn der Worte nicht begriff, so war es doch schon allein der Ton, der Klang der Stimme, der sie im Tiefsten aufregte und jeder Fiber ihres Wesens ein Mit- und Nachklingen abzwang.

„So möchtest du aussehen! so möchtest du sprechen!“ In diesen beiden Ausrufen zog sich gierig das bekümmerte Herz Eilike's zusammen, und als nun der alte Pathe Scholten polternd nach seinem halben gebratenen Huhn und seinem Topf mit den Zuckerpflaumen fragte, als dann die Frau Bebenroth loszeterte und in der Stube herumfuhr, und sie — die arme Eilike — von ihrem Mittagsessen Bescheid zu geben hatte, da schämte sie sich vor der fremden Dame wie noch nie in ihrem Leben vor einem Menschen. Und weil sie sich so sehr schämte — grade weil sie sich so sehr schämte, zeigte sie den Bauerngroschen in ihrer magern Hand und erzählte der schönen schwarzen fremden Dame (nicht dem Pathen Justizrath!), daß der Vater sie abgebildet habe — nackt abgebildet habe; und dann hatte sie sich zusammengenommen, um sich nichts merken zu lassen — sie hatte die Zähne gezeigt und gelacht, und hätte es gern gehabt, wenn die fremde Frau laut, ganz laut gerufen hätte:

„O, sie ist blödsinnig!“

Das war nicht das erste Wort gewesen, welches sie von der Frau Salome vernommen hatte, als sie aufgewacht war, aber der Pathe Scholten hatte gesagt, daß die schöne Dame das schlimme Wort in ihrer Seele gesprochen habe. Und da ging ein armer Mensch im Dorfe umher, von dem wußte sie, daß er blödsinnig sei. In der ganzen durch ihre unglücklichen Zustände verschütteten Reinlichkeit, Klarheit und Zierlichkeit des Weibes schauderte sie vor ihrem Dasein; es blieb ihr nichts übrig, als dumm zu lachen und die Zähne zu zeigen! Jetzt auf ihrem Bette ihre Haare flechtend und in den Strahl des Mondes, der durch ihr Fenster kam, sehend, wiederholte sie:

„Sie ist blödsinnig!“ und leiser, mit heißerm Athem sagte sie: „Und der Herr Pathe sagt auch, mein Vater sei ein Narr!“

Der Mond stieg an der Wand dem Bette gegenüber hinauf und traf den griechischen Frauenkopf; — schön-ruhig sah das hellenische Gesicht gradaus, und Eilike Querian faltete die Hände auf ihrem rechten Knie und rief, ihre Thränen niederschluckend:

„Nein, du bist doch nicht meine Mutter. Meine Mutter ist erst seit zwölf Jahren todt, du aber bist schon seit tausend Jahren gestorben. Ich bin blödsinnig, und du bist das fremde Bild, das mein Vater im Sinne hat und nicht finden kann, und mein Vater ist ein Narr. Wer kann uns aus unserer Noth helfen? Niemand als

der liebe Gott, wenn er uns einen guten Tod schickt."

Es war eine schöne Sommernacht, kein Lüftchen regte sich, der Mond ging an dem wolkenlosen Himmelsgewölbe hin, und die Berge und Wälder lagen im tiefen Frieden. Von der Hitze und dem Frost, von dem Hundstagsfeuer, von dem Knirschen des Schnees und dem Krachen des Eises schien die Natur nichts zu wissen. Es war nur eine linde Kühle. Das Kind schlang seine Zöpfe um die Stirn; es machte noch immer nicht Miene, sich zu entkleiden. Es hatte nur den einen Schuh vom Fuße fallen lassen, und jetzt zog es auch den wieder an. Es sprang wieder empor von seiner Bettstatt und schwang sich in die Fensterbank, da saß es still eine Weile. Nun riß es ein Blatt von dem Baumast, den ihr der Wald gleich einem hülfreichen Arm hinzuhalten schien, und drückte dieses kühle thaufeuchte Blatt an die heiße Stirn. Da kniete sie von Neuem auf dem Schindeldache, doch sie glitt diesmal nicht hinab. Die buschbewachsene Hügelwand, welche die Hütte Querian's im Rücken deckte, sperrte jede weitere Aussicht ab.

Unten im Hause schnarrte und schnurrte etwas. Ob es eine Feile, oder das Rad einer Drehbank war — einerlei; es bedeutete jedenfalls, daß der närrische Vater sich auch noch wach und zu einem seiner närrischen Werke halte oder vielleicht auch wohl ein Geräth zu einer neuen Arbeit schärfe. Eilike legte den Finger auf den Mund und horchte auf den Ton; sie hatte Angst, daß sie gerufen werde aus der Werkstatt, und schon stand sie schlank und leicht auf dem Dache. Behende wie eine Katze, geschmeidig wie eine Schlange glitt sie aufwärts bis zum First: da stand sie im weißen Lichte und sah tiefathmend sich um.

Ein leichter Rauch, manchmal geröthet von der Flamme des Herdes drunten, stieg aus dem Schornstein kerzengrade, und verlor sich in dem klaren Aether. Eilike Querian stützte sich mit der einen Hand auf den Rand dieses Schornsteins, mit der andern wischte sie die letzte Thräne vom Auge und sah in die Ferne.

Von drei Seiten her begrenzten über der Thalmulde, in welcher die Hütte ihres Vaters lag, die hohen Berge und die dunkeln Wälder die Aussicht; doch nach der vierten Seite öffnete sich das Thal auf die Hochebene und das weit darüber hin verzettelte Dorf und über die Gassen des Dorfes weg, zwischen den Gärten und Baumwipfeln durch auf die im lichten Mondnebel flimmernde norddeutsche Tiefebene. Seltsam und verlockend — verstreute Lichter im blauen Glanz! — blitzte und funkelte es aus dieser Ferne. Was Jakob Böhme sah und fühlte und wovon er zu schreiben versuchte, hier war's und concentrirte sich in dem Herzen des unverständigen, verwahrlosten Geschöpfes, der Eilike Querian! das ewige Contrarium zwischen Finsterniß und Licht — die „Quall" im Universo. Was vielleicht Peter Schwanewede zu Pilsum am Pilsumer Watt in dieser Mondscheinnacht aus den Büchern des mystischen Philosophen mit ächzenden Hebebäumen und knarrenden Ketten des Geistes aufzuwinden trachtete; hier lag es auf den Lippen des Kindes, unter den Zähnen, die diese Lippen blutig preßten!

Das Auge Eilike's schwebte über den ganzen sichtbaren Ausschnitt der nächtlichen Weltenschöne von der Thalwand zur Linken bis zum Hochgebirge auf der Rechten, und wieder zurück; es trennt das Licht von der Nacht. Dann schloß es sich eine Weile, und als es sich wieder öffnete, suchte es zur Rechten am fernen Tannenwalde. Da lief jenseits der grauen Dächer des Dorfes den Berg entlang ein weißer schimmernder Strich, der um eine Ecke bog und noch weiter weg an einer andern Berglehne wieder auftauchte, um dann bald ganz in dem Walde zu verschwinden. Das war die Straße, auf der die Frau Salome nach ihrem Besuche beim Justizrath Scholten nach Hause geritten war.

Aus der Qual des All's rettete das hülflose Menschenkind, nach seiner Art von Adam an, sich eben auf den nächsten Weg, der aus der Unzulänglichkeit und Verwirrung der irdischen Zustände herauszuführen schien.

„Die Welt ist so weit, so weit," sagte Eilike Querian und sie sagte es ganz laut. „Die Wege sind so lang, so lang, und in den Wäldern geht man die Irre. Es sind auch viel zu viele Menschen in der Welt — Keiner kennt den Andern und wenn Einer den Andern kennt und fern von ihm

wohnt, weiß er nicht einmal, ob er noch lebt. — Und die einander nahe wohnen, die fürchten einander und thun sich allen möglichen Schabernack und Possen an. Die Leute im Dorfe, was die Bergleute sind und was die Ackerleute sind, und ihre Frauen und Kinder zu Hause quälen sich schlimm mit ihrer Arbeit, und sind niemals zufrieden; aber am schlimmsten quält sich mein Vater und der ist am wenigsten zufrieden. Der Herr Pathe Scholten thut auch nur so, als ob er vergnügt sei, wenn er hier im Dorfe wohnt und spazieren geht in die Berge und sich einen guten Tag macht. Bei der Wittwe Bebenroth möchte ich nicht wohnen! O, der Pathe ärgert sich genug und schimpft genug, und sein Französisch hilft ihm auch nicht viel. Er hat mit seinem lustigen französischen Buche nach dem tauben August geworfen, weil er meinte, daß der ihm den Sack voll Ameisen ins Bett geschüttet habe. Ich wollte nur, der Arme könnte genug sehen, hören und sprechen zu solchem Streich, und dem Herrn Pathen hat's auch sehr leid gethan, und er hat ihm einen blanken Thaler geschenkt, nachdem ihm die Frau Bebenroth das Blut abgewaschen hatte. Er ist meines Vaters bester Freund, der Herr Pathe, und es thut ihm auch leid, wenn er sagt, er sei ein Narr. Von mir sagte die schöne vornehme Dame, die heute hier war, in ihren Gedanken, ich sei blödsinnig — o — und so, so hat mich noch kein Mensch angesehen wie die schöne Dame. Auch mein Vater that ihr leid: o, wenn sie nicht so übel dran wäre, wie wir Alle hier?! Wenn sie Alles kann, was sie will?!" — —

Da machte sich das Elend von Neuem in einem Thränenstrom Luft. Ein großer Nachtraubvogel flatterte schwarz aus dem Walde hinter dem Hause Querian's auf, er hob sich schwerfällig in die Luft und stand flügelschlagend einen Moment über der Feuereſſe und dem Haupte Eilike's. Dann zog er langsam durch den weißen Glanz des nächtlichen Friedens, und Eilike Querian sah ihm erschreckt durch ihre Thränen nach, bis er plötzlich über dem Dorfe jach herabfiel und verschwand.

Beinahe hätte sich ein Schrei um Hülfe dem jungen Mädchen entrungen, athemlos horchte es, ob sich nicht ein Todeskreischen vernehmen lasse; aber es blieb still.

„O, der Verderber!" flüsterte die Tochter Querian's, und in diesem Augenblick wälzte sich ein dichterer schwärzerer Qualm vom Herde des Vaters durch die Esse, an der sie lehnte, und ein rötherer Gluthschein beleuchtete die aufwärts rollenden Wirbel des Rauches. Der Vater mußte das Feuer, das ihm bei seinen närrischen Werken half, zu neuem Aufflammen angeschürt haben. Es krachte und prasselte drunten wie von trockenen harzigen Fichtenzweigen und Tannenzapfen. Vor dem erstickend sich verbreitenden Gewölke glitt Eilike Querian wieder hinab von ihrem wunderlichen nächtlichen Lugaus zu ihrem Fenster hin. Noch zögerte sie eine Minute; dann setzte sie den Fuß auf den schwankenden Ast. Er zerbrach auch diesmal nicht unter der leichten Last, und geschmeidig erreichte sie, an dem alten treuen Stamm hinunter, den festen Boden der Erde. Noch einmal sah und horchte sie nach dem Hause hin; schwere Hammerschläge erschallten jetzo aus der Werkstatt des Vaters, scheu rückwärts schreitend, auf den Fußspitzen, zog sich Eilike aus dem Mondenschein in das Dunkel unter den Bäumen zurück. Dann wendete sie sich rasch, das Gebüsch an der Thallehne rauschte, wie sie sich durchwand. Sie war verschwunden hier, und Niemand begegnete ihr auf jenem fernen lichten Streif an den Bergen, der Landstraße, die auf der letzten Höhe im Hochwalde sich dem Auge des Dorfes verlor.

X.

Auf einem der äußersten Vorberge des Gebirges, eine gute Stunde hinter jenem Hochwalde, lag eine elegante Villa von jener jedem Styl aber auch jeder Bequemlichkeit sich fügenden Bauart, in welcher es die jetzige Zeit zu einer so großen Vollkommenheit gebracht hat. Zierliche und wohl eingerichtete Nebengebäude und Stallungen, ein schöner Blumengarten mit Springbrunnen und Terra-cotta-Figuren — Alles an dem rechten Platz — umgeben das Haus. Ein künstlerischer Sinn und eine sachverständige Hand hatte das Grundstück für den Zweck aus der Wildniß herausgegriffen, es mit Mauerwerk und Vegetation bedeckt und mit einem hübschen eisernen Gitter umzogen. Eine Wiese stieg im Rücken der Villa aufwärts

am Berge bis an den Wald. Aus den Fenstern und von den Balconen der Vorderseite sah man hinunter über den Garten auf eine kleine Stadt mit mittelalterlichen Thürmen und den Logirhäusern, den Restaurationen eines frisch und waldduftig in den Reisebüchern Deutschlands und des Auslands aufgetauchten Badeorts für Leute, die eben nicht ins Bad reisen wollten. Ueber das Städchen weg lag auch hier die norddeutsche Ebene vor den Augen, d. h. ein gut und wohlbebaut Stück von derselben mit Städten, Dörfern, Eisenbahnlinien bis in die weiteste Ferne hinaus.

„Ein gewisser Unterschied zwischen der Villa Bebenroth und der Villa Veitor läßt sich nicht in Abrede stellen," sagte der Justizrath Scholten, als er im vorigen Sommer seine Freundin zum ersten Mal in ihrem Sommeraufenthalt besuchte und denselbigen gründlich inspicirte. „Wahrlich, Jehova ist groß, und es wundert mich gar nicht, daß sich immer noch Leute finden, die Panier für den alten Rachegott aufwerfen, da er dergleichen aus dem Handel mit alten Kleidern und neuen Papieren aufwachsen läßt."

Die Frau Salome hatte herzlich gelacht und erwiedert:

„Als mein seliger Mann vor sechs Jahren sich dieses idyllische Winkelchen einrichtete, war man sofort so freundlich, ihm eine Telegraphenlinie an den Fuß des Berges nachzulegen: die Gelegenheit, Ihre Ueberraschung nach Berlin, Wien, London, Petersburg und Paris kundzugeben, ist Ihnen also aufs Bequemste geboten. Mein seliger Mann —"

„Bleiben Sie mir mit Ihrem seligen Mann vom Leibe!" hatte Scholten fast wüthend gegrunzt, und die Baronin Salome Veitor hatte von Neuem gelacht; aber dann doch nach einem Seufzer tief aus der Brust Athem geholt und gemeint: „Lieber Freund, ich glaube zwar mit Ihnen, daß das Schicksal uns im Grunde nur deshalb zusammengeführt und zu so guten Bekannten gemacht hat, damit wir einander heiter die größtmöglichen Sottisen sagen, allein wir wollen uns die guten Stunden doch nicht stets von vorn herein verderben. Lassen wir die Todten ruhig unter ihren Steinplatten im Thale Josaphat; die Lebenden machen uns wohl genug zu schaffen, vorzüglich, wenn man eine große Verwandtschaft hat, wie ich, und Einen bei dem Namen Wien, Berlin und Frankfurt am Main eine Gänsehaut am heißesten Sommertage überkommt. Ich bin eine geplagte Frau, Scholten, und es ist durchaus nicht nothwendig, daß auch meine Freunde ihre Lazzis an meine Wände schreiben, wie ein Theil meiner jüngern und ältern Nachbarschaft aus der Stadt da unten die seinigen an mein Gartenthor."

Das war im vorigen Jahre gewesen, und seitdem hatten sich der Justizrath und die Frau Salome noch um Vieles besser kennen gelernt; und auch die Bekanntschaft eines ziemlichen Theils des großen Kreises lieber Verwandten der Dame hatte der alte Scholten gemacht. Er wußte ganz sicher, daß die Baronin Veitor eine geplagte Frau war und daß ihr der „Ichor" in ihren Adern das Dasein keineswegs gemüthlicher machte. Die so weit über ganz Europa verbreitete Blutsverwandtschaft gab nichts auf den Ichor, sie ärgerte sich sogar dann und wann an dem Ichor, sie ließ es die Cousine häufig merken, daß der Ichor keinen Cours bei ihr habe. Was thue ich mit dem Ichor? fragte die Verwandtschaft; und die Frau Salome, die, wenn sie in Leidenschaft gerieth, sofort immer in den jüdischen Accent und Inversionsredestyl fiel, sagte zu ihrem guten Freunde:

„Es ist immer dasselbe gewesen mit mir, und es wird mit mir bleiben immer das Nämliche. Ich habe in einer feinen Wiege gelegen —"

„Meine Wiege hätten Sie mal sehen sollen," warf der Justizrath ein.

„Und ich bin geboren mit einem großen Ekel vor vielen Dingen, und Alles, was mir zuwider ist, ist lustiger und mächtiger als ich. Und auch ich bin aus Affrontenburg wie mein Stammesgenosse, der gute Heinrich Heine, und ich bin ein armes Mädchen und Weib gewesen und habe mich ducken müssen vor jedem Affront, der uns angethan worden ist zu Affrontenburg."

„Haben Sie das wirklich?" fragte Scholten, und dann kam ein Strahl von dem uralten scharfen Geierblick, wie er durch die Bücher von den Königen funkelt und in den Büchern der Makkabäer vor Antiochus dem Syrier.

„Ja, sie hätten es gern gehabt, wenn ich auch gelächelt hätte zu jeglichem Affront; aber ich habe dann und wann gelacht! Ich habe auch meine Zähne, und sie sind ächt; und sind ächte jüdische Zähne. Ich habe gebissen, wenn ich gleich keine bissigen Gedichte und Lieder drucken lassen konnte, wie der Pariser Poet, mein talentvoller Herr Vetter aus dem Morgenlande. Ich schillerte bunt und lieblich — purpurn, golden, grün und violett und zeigte ein roth Zünglein wie eine fremde Schlange in der Menagerie. Es war aber gefährlich, die Hand in den gläsernen Behälter zu senken! Das Gleichniß paßt nicht ganz. Der Mensch blieb draußen vor dem Zelt; wir waren ganz unter uns, und es waren auch recht nobele Charaktere unter uns; der stolze Löwe, der brave, kluge Elephant, der biedere Bär, das würdige Kamel! aber die Füchse, die Luchse, die Wölfe und dergleichen Nachbarschaft war schlimm, und vor allen anderen die Affen."

„Es geht ordentlich ein Geruch von Ihrer Schilderung aus, meine Beste," meinte der Justizrath mit innigster ungeheucheltster Theilnahme. „Na, auch ich war in Arkadien, bin sogar noch immer drin, und Sie brauchen nichts weiter zu sagen."

„Gott sei Dank!" rief dann die Frau Salome. „Manchmal komme ich mir nicht vor wie eine gefangene Schlangenkönigin im Glaskasten, sondern wie ein arm keuchend Häslein, und dann ist es immer ein Trost, einem Cameraden zu begegnen, der gleichfalls hinkt und mit allen Hunden gehetzt wurde."

„Nun, ich bin ein alter Rammler, und wie ich gebraten schmecken werde, weiß ich nicht. Horazische Oden wie mein Landsmann, der Professor Ramler, aus dem Preußenlande, lasse ich auch nicht drucken; aber den Horaz lese ich und den François Marie Arouet dazu. Ich komme schon durch, und weiß fertig zu werden mit Berlin und Hannover."

„Und ich mit Affrontenburg," rief die Frau Salome mit einem so zu sagen glücklichen Lächeln. „Darf ich Ihnen noch eine Tasse Thee einschenken, Scholten?"

Die Sonne geht wohl glorreich, klar und würdevoll vernünftig auf; aber die Menschen, die auf die Berge klettern und dort in wüsten Hirtenhütten und uncomfortabeln Hotels übernachten, um den Sonnenaufgang zu sehen, haben gewöhnlich ermüdete, überwachte Leiber, heiße Stirnen und fieberisch trockene Zungen und Hände und wenig Vergnügen von dem Plaisir. Der, welcher die Sonne wirklich aufgehen sieht, merkt eben nichts davon; es versteht sich ihm von selbst, daß die Sonne aufgeht und er an seine Arbeit. Diese Bemerkung geben wir zum Besten, weil der zweite Sonnenaufgang nach der kühlen Mondscheinnacht, in der Eilike Querian von dem Dache ihres Vaters verschwand, einen außergewöhnlich heißen Morgen, eine seltsam schwüle Temperatur brachte. Und alles zu Berg gestiegene Touristenvolk im Harz behauptete: nie die Sonne so wundervoll und eigenthümlich emporsteigen gesehen zu haben.

Es war etwas daran. Auch die Arbeiter auf dem Felde tauschten vom ersten Erscheinen der rothen Kugel ihre Bemerkungen darüber aus und hielten von Zeit zu Zeit ein mit ihrer Beschäftigung, um sich um und nach oben zu schauen. Es war ein Dunst in der Luft, den der Mittag nicht zerstreute, und in der Ferne, über der Ebene im Norden, Nordwesten und Nordosten lag dieser Dunst zusammengeschichtet, doch nicht zu massigem Gewölk, sondern wie ein dunkler Schleier. Gegen elf Uhr Morgens wurde die Hitze schier unerträglich; der dichteste Waldschatten gab keinen Schutz vor ihr; die Thiere in der Gefangenschaft, wie in der Freiheit fingen an zu merken, daß nicht Alles richtig sei in der Atmosphäre, und die Menschen fragten einander: „Nun, was soll denn das mal wieder werden?" Am verwundertsten aber sahen sich die Bergleute in der Oberwelt um, wenn sie aus ihrem unterirdischen Reich zu Tage auffuhren. Aelteste, Knappen und Jungen schüttelten in gleicher Weise die Köpfe, sobald sie den Druck dieses glühenden Firmaments auf denselbigen verspürten und sie huben Einer wie der Andere an, von allerhand gefährlichen Vorkommnissen da unten in ihrem Reich, von den bösen Wettern und den Bergwassern, vom Einsturz und dergleichen zu sprechen, und erinnerten sich gegenseitig an einzelne Fälle, wie das damals war, als Das und Das geschah und Die und Die zu Grunde gingen da unten in der Tiefe. —

Trotz geschlossener Jalousien und niedergelassener Vorhänge war die Hitze auch in der Villa Veitor arg zu spüren. Die bunten Farben auf Wänden und Decken linderten sie nicht, die bunten Glasscheiben machten sie nur noch bemerkbarer, und das Rauschen des Springbrunnens am Garten gewann in der niedergedrückten Phantasie eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Singen und Brodeln eines überkochenden Kessels auf dem Kohlenfeuer. Die Frau Salome hatte den Kampf bereits aufgegeben; sie lag hingestreckt wie die büßende Magdalena auf dem Bilde Correggio's, jedoch mit keinem Todtenkopfe vor sich, sondern umringt von einem Kreise zerknitterter deutscher und ausländischer Zeitungen. Gar sehr verwunderte sie sich, als sie, das Journal des Débats zu dem Uebrigen werfend, jetzt unter ihrem Altane eine fremde Stimme im Verkehr mit ihrer Dienerschaft vernahm.

„Besuch? Mein Gott, was ist das für ein Menschenkind, das zu dieser Stunde und bei dieser Temperatur mich sprechen will? Wer es auch sei, und was ihn zu mir treiben mag; wenn er nicht schwitzt, und wenn er mir drei vernünftige Worte im logischen Zusammenhang mitbringt, so ist der Aequator sein Vater, die Wüste seine Mutter und der Sirocco sein rechter Bruder — O ihr Götter, es ist ja Scholten! — Scholten, sind Sie es denn wirklich? Eben habe ich da noch gelesen, daß man wieder einmal die Stadt München mitten in den sibirischen Steppen als Spiegelbild in der Luft gesehen habe: ich bitte Sie, Scholten, reden Sie auch, geben Sie mir die Gewißheit, daß Sie kein Product der Fata Morgana sind!"

„Ja wohl — leider bin ich's, und heute mal ich zu Esel!" ächzte der Justizrath, in den nächsten Sessel fallend und die Mütze in die fernste Ecke schleudernd. Halstuchlos, mit aufgerissener Weste, stierte er um sich, und wenn's auf Schwitzen ankam, so gehört er nicht in die Verwandtschaft, welche die Baronin ihm so eben zurecht gemacht hatte. Er schwitzte gräßlich.

„Zu Maulesel — im Galopp zu Esel bin ich da; das heißt was noch von mir übrig ist. Warten Sie nur, — es ist eine Kunst, drei verständige Worte zusammen zu bringen. Ah, den ganzen Kant und Aristoteles für ein Glas Selterswasser mit einer Nuance von Cognac! O Jesus, meine Beste, und Sie haben es sogar bei dieser Witterung fertig gebracht, sich mit der orientalischen Frage zu beschäftigen?"

Das Letztere war mit einem kläglichst matten Blick auf den Zeitungshaufen gesagt. Die Baronin fand zwischen den Aufträgen, welche sie in aller Hast dem Diener Betreffs der Aufrichtung und Erfrischung des lieben und liebenswürdigen Besuchers gab, die Zeit, mit fröhlicher Miene zu erwiedern:

„Sie kennen doch meine Stellung zu der Lehre von der Seelenwanderung, Scholten? Vor dritthalb tausend Jahren kam ich aus Saba zum König Salomo."

„Jetzt lassen Sie mich gütigst mit alle Dem in Ruhe, Frau Salome! Auf der Wanderschaft befindet sich meine Seele augenblicklich auch, und ich wollte nur, sie hätte das Eisbärenfell schon gefunden, in das sie am liebsten aus ihrem jetzigen abgeschmackt unerträglichen Futteral sich verziehen möchte. Uh — oh, am Nordpol ist es schön!"

„Aber das Dach der Wittwe Bebenroth ist an einem solchen abnormen Sommermorgen wie der heutige, gegen einen Eselritt von dritthalb Stunden gehalten, auch nicht zu verachten?!"

Da sprang der Justizrath Scholten vor Aergerniß pfeifend in die Höhe und schrie:

„Glauben Sie etwa, meine Gute, ich sei pour vos beaux yeux jetzt hier? Da könnten Sie sich eben so gut einbilden, Frau, mein Esel habe mich gesattelt und gezäumt, um auf mir zur Visite nach der Villa Veitor zu reiten! Alle Teufel, Sie Närrchen — meine Gute, Liebe, Beste, der Teufel reitet mich freilich und nicht mich allein, sondern das Dorf, den Querian, die Eilike, kurz uns Alle! Die Eilike ist seit gestern verschwunden und bis heute noch nicht wieder gefunden; Querian ist vollständig toll geworden, und ich — ich war drunten in der Stadt auf der Kreisdirection, um als braver deutscher Staatsbürger daselbst bescheidentlich anzufragen, was unter den obwaltenden Umständen zu thun sei. Glauben Sie wirklich, ich habe ganz und gar vergeblich Jurisprudenz studirt? Glauben Sie, ich wisse ganz und gar nicht, woran der germanische Mensch in seinen Nöthen sich zu halten habe — he?"

„Ich weiß nur, daß Ihr Studium und Ihr Germanenthum Sie nicht hindern, Einer der ausgezeichnetsten Grobsäcke zwischen der Weichsel und dem Wasgau zu sein; und ich glaube versichern zu können, daß die heutige etwas schwüle Witterung eine mildernde Wirkung auf Ihr Temperament und Ihre Ausdrucksweise nicht ausgeübt hat."

„Und Ihr Eiskeller ist so vortrefflich, und Ihr Rheinwein dito — ah, noch ein Glas Soda! So? ich grob, Liebste? Außer mir bin ich, — weiter nichts! Verrückt bin ich, — hundertmal toller als Querian, und das ist das Ganze, und dann kommen noch die Leute, die hier auf dem Divan liegen und die kühlen Bergwasser in ihre Trägheit, um nicht zu sagen Faulheit, hineinsprudeln hören, und wollen von Grobheit reden! Verrückt, verschroben und toll bin ich: Querian und Schwanewede auf einander gepackt, reichen längst nicht mehr an den armen Scholten heran. Und nun falten Sie einmal Ihre glatte, kluge Stirn, Frau Salome; rathen Sie, helfen Sie! die Polizei allein thut's nicht, zumal wenn die Landreiter über Land geritten sind und heute Abend erst nach Hause kommen werden."

„Nehmen Sie noch ein wenig Eiswasser und versuchen Sie dann, mir ruhig zu erzählen, was vorgefallen ist. Vor allen Dingen aber, was ist mit dem Kinde, das ich vorgestern bei Ihnen kennen lernte?"

„Das Mädchen ist fort, und mein curieuser Freund Querian behauptet, man habe es ihm gestohlen. Und ich soll es ihm gestohlen haben! Wuthschnaubend hat er mir seine dahingehende Ansicht von der Sache in die Zähne gerückt."

„Und dieses ist nicht der Fall? Sie haben keine Schritte gethan —"

„Ich habe nichts gethan. Nach Pilsum an Peter Schwanewede habe ich geschrieben um Rath; und in der Nacht, während ich schrieb und Sie nach Hause ritten, muß das Ding davongegangen sein. Da ist ein Halunke im Dorfe, ein armer geistesschwacher Cretin, halb blind und ganz taubstumm, August sein Name, und mir sonst als Charakter ziemlich verdächtig, der hat zu Protocoll gegeben, daß er das Mädchen im Mondschein von ihres Vaters Dach kletternd und im Walde laufend gesehen habe. Seine Mutter hat ihn geprügelt, und jedesmal, wenn ihn seine Mutter geprügelt hat, so hat sich der Hydrocephalus, der Wasserkopf und der Kropfmensch, in den Schutz der Eilike begeben, das heißt, unter einem überhängenden Stein im Busch hinter ihrem Hause seine Zuflucht genommen. Er sagt nun aus, die Eilike sei an ihm vorbeigeschlüpft, und ich glaube nicht, daß der Tölpel dieses Mal lügt. Fort ist sie, und dann ist am Morgen Querian zu mir gekommen; — seit langer Zeit zum ersten Mal am hellen Tage hat er sich aus seiner Höhle erhoben — und hat seine Fräulein Tochter von mir zurückverlangt. Da hat es Auftritte gegeben in der Idylle bei der Wittwe Bebenroth und auf der Dorfgasse, die mir den Aufenthalt auf Patmos für alle Zeiten verleidet haben. Der ganze liebenswerthe Ort ist zu einem Tollhause geworden, und alles Bergmannsvolk hat für den primus inter pares, für meinen Freund Querian, Partei genommen. Wahrhaftig, da leben wir mitten im erleuchteten neunzehnten Jahrhundert und erleben es, daß Einem die Thierheit, der Unverstand die Thür mit den Köpfen einrennen und Recht verlangen für ihren weisen Meister! Sie nennen ihn wirklich und wahrhaftig ihren weisen Meister, und sie haben vor meiner justizräthlichen, whistklub- und landtagswahl-fähigen Nase auf den Tisch geschlagen und es sich verbeten, daß ich mich in — ihre Angelegenheiten mische! Sie haben behauptet, ich habe das Kind fortgeschickt; und Querian, selbstverständlich Methode in seinen Wahnsinn bringend, hat mich sehr verständig gefragt: ob ich in der That nicht die Absicht habe, mich in seinen Haushalt einzumischen und ihn in dem Seinigen zu stören? — Nun komme Einer einem Narren wie er, mit der Kreisdirection und der Polizei! — Dem Vorsteher muß ich es lassen, er hat sich als ein vernünftiger Beamter gezeigt, und auf einen Theil der Bauern konnten wir gleichfalls zählen als verständige Männer. So haben wir den Wald abgesucht bis zum gestrigen Abend, die Eilike jedoch nicht gefunden. Und nun sitzt der Querian wieder und hat sich noch fester verbollwerkt in seiner Behausung, und die Bergleute haben die heillose Geschichte unter die Erde getragen und verarbeiten sie da weiter. Frau Sa-

lome, in dem Augenblick, wo Sie als klare israelitische Baronin und europäische Banquierswittwe, und ich als königlicher Justizrath hier am hellen Tageslichte verhandeln, wird da unten in der Tiefe auch verhandelt, und wenn sie uns nicht eine Compagnie Musketiere schicken, ist kein Gedanke daran, daß wir den Querian in ein Asyl für Nervenkranke und die Eilike in unsere Hände und ein Erziehungsinstitut für junge Damen besserer Stände kriegen. Alles unterirdische Volk ist für Querian, die Waldarbeiter sind schwankend, und nur die Bauern, wie gesagt, sind zum Theil für uns, wollen aber natürlich erst wissen, was der Herr Kreisdirector zu der verfluchten Geschichte sagt. Ja wohl, die zuständige Behörde da unten in der Stadt wartet ab, daß ihre Landdragoner nach Hause kommen, und hier sitze ich. Mein Reitthier steht in der goldnen Forelle und mein Brief an Peter von Pilsum befindet sich auf der Eisenbahn, auf der Reise nordwestwärts. Sollte man da nun nicht selber rappelig werden; zumal an einem solchen mörderlichen Tage, wo die Wendekreise des Krebses und des Steinbocks sich Einem im Hirnkasten zu schneiden scheinen, und Einem der Gleicher gerade über die Nase herunterläuft?!"

„Die Unglücklichen!" seufzte die Frau Salome leise, und sie meinte den Vater und das Kind in dem aufgeregten Dorfe hinter den Bergen. „Was für einen Rath wollen Sie von mir in dieser traurigen Sache? Nehmen Sie mich mit sich; ich werde sogleich den Befehl geben, anzuspannen, und wir können auf der Stelle abfahren. Ich will mit dem unseligen Menschen reden; ich will ihn sehen; — o, ich weiß, ich kenne ja noch gar nichts von ihm! Sie haben mir von ihm gesprochen; aber von seinem Leben, seinen Anfängen und seinem Entwicklungsgange kaum etwas erzählt, Scholten."

„Da ist eben wenig zu erzählen, Euer Gnaden. Ich, Schwanewede und Querian sind sämmtlich aus Quackenbrück, drei Wiedehopfe aus einem Neste; — Schulgenossen, Jugendgenossen, Studienfreunde, wir alle Drei zusammen; — aber drei geborstene Töpfe machen keinen ganzen und heilen. Jeder von uns ist seine eigenen Wege gegangen, und hier sind wir angekommen; Jeder mit seinem Sprunge vom Henkel bis zum Boden, und nur ich von der alten Drahtbinderin Nothwendigkeit für den ferneren nothdürftigen Lebensküchengebrauch nothdürftig conserviret. Ich nehme es nicht zu sehr übel, wenn Sie mich für den Vernünftigsten von den drei edeln Quackenbrückern halten wollen. Daß ich Jurist bin, wissen Sie; Schwanewede hat Theologie studirt und Querian eigentlich Alles und die Bildhauerei noch obendrein. Da er der Begabteste von uns war, so fuhr die Welt natürlich am schlimmsten mit ihm. Um irgend einen Halt zu haben, heirathete er und hat sein Weib bald genug in lauter Liebe und Zärtlichkeit zu Tode gequält. Ja, Baronin, ich lasse meinen Esel in der goldenen Forelle an der Krippe, und Sie lassen anspannen und wir fahren zusammen. Sie sollen Querian sehen und mit ihm reden. Als er in die Welt fiel, purzelte er auf den Rücken wie ein Käfer. Er hat auch sechs Beine oder Krallen wie ein Käfer, und damit zappelt und greift er in der Luft umher, und hat es immer noch nicht aufgegeben, den Halm zu finden, an dem er sich aufrichten könne. Bis dato ist er auf dem Rücken liegen geblieben und hat jenen Halm oder Strohhalm nicht gefaßt. Im fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert würde er vielleicht ein großer Mann geworden sein, ein Alchymist und Archimedicus am Hofe von Burgund, ein Professor zu Bologna, Prag oder Wittenberg, oder ein fürtrefflicher Sculptor in der Bauhütte des Kölner Domes. Es ist schade um ihn; ich versichere es Sie, Frau Salome! Im Gefolge Eurer königlichen Majestät von Saba würde er sich auch gar nicht übel ausgenommen haben — er hat eine leichte Hand und schneidet ausgezeichnet gut Krähenaugen aus; auf der Universität hat er sie mir oft ausgeschnitten. Ach, wie es jetzt ist, wird ihm wohl kein Hofmarschallamt bei seinem Begräbniß eine Hofkutsche nachschicken! Ja, lassen Sie anspannen, Frau Salome, und fahren Sie mit mir zu meinem armen Freunde Querian."

„Wie ist er in dieses Dorf gekommen?"

„Gerade wie Sie auf diesen Vorsprung des Gebirges, Frau Salome. Sie bewohnen hier die Villa Veitor, weil Ihnen der Lärm, der Geruch und die Verwir-

rung dort in den Städten der Menschen zu viel werden. Er hatte wohl noch zwingendere Gründe. Mit einem goldenen Löffel schöpfte er nicht vom süßen Brei dieser besten Welt. Ei, und die Tollen sind schlau! Es geht eigentlich nichts über die List der Wahnsinnigen, und es ist ein großes Glück für uns, daß sie selten so heimtückisch sind wie die vernünftigen Leute. Querian ging nur schlau den Leuten durch, die ihm nicht gefielen; — habe ich Ihnen nicht gesagt, daß die größere Hälfte des Volkes hier auf ihn schwört?"

Die Baronin zog die Glocke und befahl, den Wagen hervorzuziehen und die Pferde anzuschirren. Der Justizrath Scholten lobte noch einmal den Wein, das Wasser und den Eiskeller seiner Gastfreundin, dann sprach er mit gedrücktem Tone:

„Ich warne Sie, Liebste. Es giebt keine gefährlicheren Verbindungen als mit Menschen, welche die Rolle, die sie nur spielen sollen, ernst nehmen. Mit dem mächtigen Kaiser Octavianus Augustus ließ sich vortrefflich auskommen und höchst angenehm verkehren; aber mit dem armen hintersinnigen Schlucker, meinem Freunde Ernestus Querianus, läßt sich verdammt schlecht Kirschen essen. Wer bürgt Ihnen dafür, beste Frau, daß nicht die Verflechtungen und Verpflichtungen, in welche Sie vielleicht durch diese Fahrt gerathen, Ihnen die Sommerfrische hier an den Bergen ganz so verleiden, wie sie mir bereits zuwider gemacht worden ist?! Ist's die Witterung oder etwas Anderes — ich traue dem Tage nicht."

„Ich bin aus Affrontenburg und fürchte mich vor keinen Verwicklungen."

„Schön," seufzte der alte Scholten. „Neulich traf ich da unten im Curgarten eine recht patriarchalische Familie, deren greisendes Oberhaupt eben einen von einem jüngeren Sprößling unter dem Nebentische zwischen den Füßen der Nachbarschaft gefundenen Silbergroschen mit hundert Procent Agio bezahlte. Lange hat mir nichts so wohl gefallen. So richtet man in der richtigsten Weise für alle Vorkommnisse des Lebens ab! Die liebe Familie war auch aus Berlin, Frau Salome! Eine sehr christliche Familie, Euer Gnaden."

„Seien Sie nicht allzu unvorsichtig, Scholten!" sagte die schöne Frau lächelnd. „Sie wissen, ich beiße, wenn man die Hand zu vermessen in mein gläsern Haus und Gefängniß steckt."

„Beißen Sie!" rief Scholten enthusiastisch. „Davor fürchte ich mich auch nicht; ich kenne den Saft, der in die zierlichen Wunden fließt. Sie alter Schmeichler, Sie! werden Sie sagen; nicht wahr, Frau Salome? Uebrigens wartet der Wagen, und wir können abfahren."

Dem stellte sich noch ein Hinderniß entgegen.

XI.

Ein Hinderniß konnte man es eigentlich nicht nennen; es war vielmehr ein Begebniß, das sie noch aufhielt. Sie waren aus dem Saal auf den kiesbedeckten Rundplatz der Hinterseite des Hauses hinabgestiegen, wo der leichte, offene Wagen sie an der Veranda erwartete. Seltsamerweise schien das ganze Hauspersonal sich diesmal für die Abfahrt der Herrin außergewöhnlich zu interessiren. Es hatte jedoch einen anderen Grund, daß Jedermann seine Beschäftigung unterbrochen oder ganz aufgegeben hatte.

„Bei der Hitze solch' eine Vergnügungsfahrt!" ächzte der Justizrath mit einem anklägerischen Aufblicke zum erbarmungslosen, verschleierten Blau über seinem Kopfe.

„Wollen Sie ein Exemplar der Odyssee mit auf den Weg haben?" fragte die Baronin lächelnd. „Das ist immer kühl und erfrischt euch germanische Gemüther. Ich meinestheils versetze mich einfach in der Phantasie nach Judäa, wo sie an die Wüste Edom stößt; — das kühlt auch."

Sie setzte eben den Fuß auf den Wagentritt, als sie von ihrem Gärtner angesprochen wurde.

„Gnädige Frau, wir haben jetzt endlich unseren Gartendieb. Er soll uns hoffentlich von nun an nicht mehr durch die Hecken brechen. Im Waschhause haben wir ihn in Numero Sicher unter Schloß und Riegel, und in der Mooshütte habe ich ihn beim Fittich genommen. Solch' eine Frechheit! Denken Sie, er lag und schlief, so voll gefressen hatte er sich in den Kirschen."

„Haltet ihm eine Rede, Friedrich; gebt ihm einen kleinen Denkzettel und laßt ihn

laufen," meinte Scholten. „Selbst einen Mordbrenner sollte man bei einer solchen Temperatur nicht vor Gericht schleppen."

„Es ist kein Er; es ist eine Sie, Herr Justizrath."

„Eine Sie?" fragte die Baronin. „Dann wollen wir doch die Verbrecherin sehen, Scholten. Schließen Sie einmal das Waschhaus auf und bringen Sie uns das arme Ding her, Fritz. Ich will nicht umsonst den Blutbann auf meinem Gebiet ausüben. Gütiger Himmel, sind denn die Kirschen schon genießbar? Ich würde es mir nie vergeben, wenn sich Jemand die Ruhr auf meinem Grund und Boden holte."

Im Haufen hatten sich die Leute auf die Waschhausthür gestürzt, und, inmitten des Haufens geführt, erschien die Sünderin, die man in der Mooshütte schlafend gefangen hatte.

„Ich traue meinen Augen nicht!" rief der Justizrath Scholten.

„Das Kind?" rief die Frau Salome. „Unsere Eilike Querian!"

„Die Eilike!" wiederholte Scholten matt.

Die Dienerschaft der Villa Veitor hatte ihren Fang verwundert freigelassen und ihren Kreis um die Gefangene auf einige Schritte erweitert. Wie schlaftrunken auf den Füßen schwankend stand das Mädchen und starrte aus geschwollenen, gerötheten Augen blinzelnd umher.

„Ich habe keine Kirschen gestohlen!" rief es. „Ich stehle nicht. Mein Vater macht unsterbliche Götter, und ich stehle nicht! Sie lügen wie die Frau Bebenroth; ich weiß nichts von des Herrn Pathen Huhne. Die Köhler im Walde haben mir genug zu essen gegeben. Ich wollte nur die Dame besuchen — so wahr mir Gott helfe, ich wollte nur die schöne Dame noch einmal sehen!"

„Mich hast du aufgesucht, mein liebes Kind? Du bist um das Haus geschlichen — großer Gott, vielleicht seit vorgestern! — Weshalb bist du nicht hereingekommen zu mir?"

„Ich habe mich doch gefürchtet, und ich habe mich auch geschämt. Es war zu schön."

Justizrath Scholten saß auf einem Rohrstuhl unter der Veranda mit Hm und Ha und einem fortwährenden Abnehmen und Wiederaufsetzen der Mütze. Jetzt ließ er die Arme hängen und stöhnte:

„War ich dir vielleicht auch zu schön, Eilike? Na, ich sage nichts mehr, und ich thue nichts mehr. Hier sitze ich wie ein obergerichtsadvocatliches Fräulein von Klettenberg und warte ruhig ab, was noch weiter passirt."

„Wir verschieben unsere Fahrt in den Wald noch um eine Stunde, nicht wahr, Scholten?" fragte die Frau Salome, und schon hatte sie die Eilike unter dem Arme gefaßt und führte sie die Treppe hinauf in ihren Salon zurück.

Der Justizrath folgte langsam; aber im Saal angekommen, warf er seine Mütze auf den Boden und rief:

„Ich hänge Alles an den Nagel und mich dazu! Was hilft mir nun meine mit den nützlichsten Studien hingebrachte Jugend? Was hilft alle meine Jurisprudenz und andere Prudenz, all mein Wissen und meine Weissagungen? Ich habe nur den einen Wunsch, nämlich, daß ein Anderer kommt, um mir mitzutheilen, was dieses Menschenkind gerade hierher getrieben hat."

„Ich ahne es," murmelte die Frau Salome.

„Jawohl! Natürlich! Versteht sich! Was mich anbetrifft, so hat es bei mir nie mit dem ‚Ahnen' und ‚Schwanen' so recht von statten gehen wollen, und wenn mir was geschwant hat, so ist sicher eine Dummheit herausgekommen. Nun sprich, Eilike, du Kindskopf, du Heckenspatz, du echte Tochter deines Vaters, was wolltest du hier? Weshalb bist du uns durchgegangen und hast den alten Querkopf ganz rabiat und desperat gemacht und das ganze Dorf auf den Kopf gestellt? Ist es dir gar nicht eingefallen, daß man dich suchen, daß man sich Sorge um dich machen werde?"

Die schöne Baronin hatte währenddessen das arme, zitternde, verschüchterte Mädchen auf den Divan niedergedrückt; sie hatte ihr auch ein Glas kühles Getränk bereitet und es ihr fast mit Gewalt eingezwungen. Sie saß neben ihr und sprach ihr mit mütterlichem, zärtlichem Tone zu:

„Nicht wahr, die Sache ist ganz einfach, mein Herz; du bist zu mir gekommen, weil du Gefallen an mir gefunden hast?"

„Ja, ja — ja!“ flüsterte Eilike Querian.

„Du haſt mich vorgeſtern, als ich bei euch — bei dem Herrn Pathen war, darauf angeſehen, ob ich dir wohl helfen würde, wenn du zu mir kämeſt. Und weil du gern möchteſt heraus aus deinem Leben in ein anderes, mein armes Herz, haben ſie dich ſchlafend gefunden in meinem Garten! Weil du ſo groß gewachſen ſein möchteſt wie ich und ſolche Kleider tragen und reinlich ſein, biſt du gekommen! Du haſt deinem Vater nicht aus Bosheit, aus böſem Herzen weglaufen wollen?!“

„Nein, o nein!“ ſchluchzte die Eilike. „Es iſt Alles ſtärker geweſen als ich. Ich habe müſſen! — Ich weiß aber nicht zu ſagen, was ich gethan habe, was ich will, und das weiße Bildniß in meiner Kammer iſt nicht meine Mutter, ſondern eine fremde heidniſche Frau. Meine Mutter iſt todt.“

„Und das Univerſum leidet am Sonnenſtich! Ich — du — wir Alle!“ ſchrie der Juſtizrath.

„Seien Sie mir jetzt ſtill, Scholten,“ ſprach aber die Frau Salome mit ſouveräner Herrſchaft über alle Zuſtände der Minute. „Was wiſſen Sie? Was verſtehen Sie? Die Eilike ſoll jetzt ein ganzes Huhn eſſen; in meinem Küchenſchranke wird ſich wohl noch eins finden; und wir wollen mit ihr frühſtücken; denn in Ihrem Dorf iſt man doch nicht ſicher, ob das Wirthshaus nicht wieder ratzenkahl gezehrt iſt, wie ſich Ihre gemüthliche Wittwe ausdrückt, lieber Scholten. Nachher wollen wir dann alle Drei in den Wald zum Vater Querian fahren und Alles in Ordnung bringen. Wir bringen doch noch Alles in Ordnung!“

Zwiſchen Lachen und Weinen hatte das die Frau Salome gerufen; doch der alte Scholten ſagte ſeufzend:

„Wahrſcheinlich wird eben Alles ſo, wie es jetzt iſt, in der ſchönſten Ordnung ſein; und wir ſind insgeſammt nur zu dumm, um die Harmonie herauszufühlen und einzuſehen. Appetit habe ich nicht, und kann das auch Keiner von meinem Magen und mir verlangen. Mit der Ausſicht auf einen Beſuch bei Querian zu verdauen? Das könnte Einem Leber, Milz und Pankreas für alle Ewigkeit in Unordnung bringen, und dann möchte ich freilich wohl den Philoſophen kennen lernen, welcher dann auch das in der ſchönſten Ordnung fände.“

Sprach's und frühſtückte mit und war der Einzige von den Dreien, der wirklich aß und zwar mit Appetit. Gerade um die zwölfte Stunde des Mittags fuhr man nun wirklich von der Villa Veitor ab und gelangte bald auf die große Straße, den weißen Streif, welcher der Eilike ſo deutlich durch die kühle Mondnacht geſchimmert hatte.

Jetzt lag die allerheißeſte Sonne auf dieſer Straße; doch die Ebene ſah dunkeler im ſtill ſchwülen Scheine herüber auf das Gebirge. Die Pferde ſchnoben und ſtöhnten auch, und die Höhen brachten heute keine kühlere Luft; im Gegentheil. Dagegen aber erblickte das Auge, als man auf das ſchon geſchilderte Bergplateau gelangte, über die nächſten Tannenwälder und Höhenzüge weg gegen Weſten hin eine ſchwere, weiße Wolkenwand, die ſtill zu liegen ſchien, aber doch rückte. Der Brocken war nicht mehr zu ſehen, das Gewölk hatte ſich bereits über ihn weg und vor ihm hergeſchoben, aber ein Bergzug lag noch tiefblau, ja ſchwarz, einer letzten Mauer gleich, gegen den unheimlichen, weißen, ſtillen Feind.

Stille! Nur einmal kam ein leiſes, wie ſpielendes Lüftchen und trieb zehn Schritte vor den Pferden ein Wirbelſäulchen von Staub und Strohhalmen und Blättern auf. Dann legte es ſich wieder, und Alles war ruhig wie zuvor; aber der Kutſcher, ſeine Zügel feſter in der Hand zuſammennehmend, wendete ſich zu den Herrſchaften im Wagen und ſagte mit der Peitſche nordwärts und weſtwärts deutend:

„Das ſieht ſchlimm aus; und es giebt heute ſicherlich noch etwas.“

„Sehen Sie zu, daß Sie uns wenigſtens trocken in das Dorf bringen, Ludwig.“

„Das wird ſich ja wohl noch machen laſſen, Herr Juſtizrath. Das platte Land da geht uns überhaupt nichts an; wenn nur die Berge da vor uns Stand halten. Auf dem Brocken haben ſie eine ſchlechte Ausſicht.“

Die Straße lief jetzt ohne weitere bedeutende Steigung weiter. Die Pferde flogen, der Wagen rollte leicht auf dem

guten Wege, und Eilike Querian ließ wieder den Kopf auf die Brust sinken und schlummerte von Neuem ein, betäubt durch die Hitze der Stunde und die Aufregungen der letzten Tage.

Die Baronin saß still dem Kinde gegenüber; nur einmal bemerkte sie:

„Ich habe das in Sicilien vor einigen Jahren, kurz vor Ausbruch eines sehr heftigen Orcans, so gesehen und gefühlt. Wie dunkel es über der Ebene wird und doch wie klar die Thürme der Städte und Dörfer und das Uebrige hervortreten!"

„Und es ist möglich, daß wir hierher keinen Tropfen Regen bekommen. Daß wir von hier aus wie aus der Arche auf die Sündfluth sehen. Ich habe das häufig erlebt. Den Wind aber kriegen wir dann und zwar tüchtig. Sehen Sie, die Titanen, die den Blocksberg verschlungen haben, vermögen jenen letzten Wall nicht zu nehmen."

Die Frau Salome schauerte zusammen:

„Wissen Sie, Freund, dieser unheimliche Sonnenschein, der uns begleitet, trotzdem daß die übrige Welt ringsum so finster wird, würde auf die Länge meinen Nerven zu viel werden. Ich traue den Göttern nicht. Sie machen uns hohnlächelnd ein Compliment mit dieser Sonne, und in ihr für einen Egoismus verantwortlich, an dem wir nicht die Schuld tragen. Was haben sie im Sinne mit uns? Sehen Sie nordwärts — da bricht es schon los! Bei meinem Wort, ich gäbe viel darum, wenn der schwarze Flügel uns wie unsere Brüder dort überschatten würde. Ich würde mit Vergnügen naß bis auf die Haut werden."

„Damit wird es nun wohl nichts werden," meinte Scholten. „Hier haben wir das Dorf. Machen Sie sich übrigens nur ja keine unnöthige Sorge, daß man uns in der Hinsicht vergesse. Kriegen wir heute nicht unser Theil, so kriegen wir es morgen. Wir wollen jetzt aber die Kleine wecken; da sie den Weg so ziemlich verschlafen hat, so mag sie Alles für einen Traum halten, sowohl was sie selbst ausgeführt, als was sie von anderen Leuten erfahren hat."

Der Wagen hielt vor dem Wirthshause, einer Schenke, die auch in einem der Bücher stehen konnte, von denen der Justizrath an Peter Schwanewede schrieb. Mit leiser sanfter Hand strich die Frau Salome der Eilike über die Stirn, und das Kind fuhr auf und sah sich wahrlich um, als wenn es aus einem Traum erwache.

Sie stiegen aus, und in dem Augenblick, als sie den Fuß aus dem Wagen setzten, sank das schwüle Himmelsgewölbe mit verdoppeltem Gewicht auf sie.

Die Baronin sagte:

„Ueber das Wetter haben wir im Fahren Vieles gesprochen; über uns selber auch nicht wenig. Es sind uns aber viele Leute begegnet, meistens mit schweren Lasten auf dem Rücken. Was diese Fußgänger, diese alten Mütterchen, Weiber und Kinder wohl von diesem Tage halten, haben wir nicht gefragt."

„Es ist ein Glück, daß Einem nicht Alles zu gleicher Zeit in den Sinn kommt," brummte Scholten. „Für jetzt haben wir selber genug auf dem Buckel an Querian und Querian's Tochter."

Er nahm sein Pathenkind an der Hand, und nun gingen sie durch das Dorf. Die Baronin erinnerte sich der Eiskühle, von der sie vorgestern auf diesem Wege getroffen worden war. Von der Aufregung, von der ihr vorhin der alte Freund erzählt hatte, bemerkte man nichts mehr.

Im Gegentheil, die Gassen und Hütten erschienen noch ausgestorbener als damals. Die Bergarbeiter befanden sich wieder in ihren Gruben und Stollen; die Feldarbeiter mit ihren Frauen und Kindern auf den kümmerlichen Aeckern, die Waldarbeiter in den großen Wäldern, und so weit ab, daß der Schall ihrer Aexte nicht hierher drang.

Nur ein einziges lebendes Wesen begegnete ihnen auf dem Wege zu der Hütte Querian's, eine weiße magere Katze, die scheu vor ihnen über die Straße ging und in einer offenen Hausthür verschwand.

Aus einem anderen Hause ertönte das laute Weinen eines Säuglings, der — von der hart arbeitenden Mutter nothgedrungen sich selbst überlassen — zu früh aus seinem Schlafe aufgewacht war und nun seinen Jammer laut, aber vergeblich in die Welt hinausschrie. Das war der einzige Laut, den sie vernahmen.

Des Justizraths schien sich jetzt eine eigenthümliche Lustigkeit bemächtigen zu wollen. Dazu sprach er zwischen den Zäh-

nen mit sich selber. Eilike machte ihre Hand von der seinigen los und hing sich schüchtern an den Arm der schönen Jüdin.

„Ich fürchte mich so!“

„Dummes Zeug,“ schnarrte der alte Scholten. „Was soll das Geschwätz, Mädchen? Wir werden schon mit dem Bruder Zauberer fertig werden. Heraus soll er jetzt! Ich versichere Sie, Frau Salome, daß ich in diesem Moment nöthigenfalls eben so toll sein kann wie er. Aber wir wollen ihn in Güte zur Raison bringen; wenn wir ihm mit Musik — Hörnern und Pauken — vor die Bude rückten, wär's wohl noch besser; aber er soll auch so die Ueberzeugung gewinnen, daß die Welt noch auf ihn rechnet. Peter von Pilsum? Dummes Zeug! ich weiß wahrhaftig nicht, was mich bewogen hat, an den zu schreiben! Der Mond schien mir damals auf den Kopf; einen anderen Beweggrund find' ich nicht heraus. — Was kocht und quirlt er nun wieder? Sehen Sie den Qualm über seinem Schornstein! Wer kann bei dieser Hitze heizen? — Und die Thür richtig wieder verschlossen. Warte, mein guter Freund, endlich reißt die hausmachenste Geduld. Wir werden dich beschwören, mein Bester, wir wollen und werden dir itzo die Nägel beschneiden, die Haare und den Bart kämmen und scheeren! Holla, heda, Karl Ernst Querian, mach' auf; wir sind es, die Klaren, die Verständigen, die Vernünftigen dieser Erde!“

„Ich bitte Sie, Scholten, bedenken Sie, was Sie thun!“ rief die Frau Salome ängstlich, und Eilike klammerte sich jetzt heftig zitternd an sie. „Scholten, lassen Sie uns vorsichtig zu Werke gehen!“

„Ich werde ihn beschwören und ihm zugleich ein Recept geben, damit er es noch zu etwas bringe in der Welt!“ rief der Justizrath grimmig lustig. Dann pochte er mit der Faust an die Thür seines Jugendgenossen und erhob von Neuem die Stimme: „Holla, heda, Queriane! mach' die Thür auf und nimm guten Rath —

Eiweißstoff und Hundedreck,
Albumin und Album graecum,
Und dazu drei Fingerspitzen
Mäuseloth, was auf lateinisch
Nennt der Magus Album nigrum,
Mische, koche, quirle man,
Wie man will, man hat darum
Kein unsterbliches Gedichte
Für das Album unserer Damen,
Kein erquickliches Gerichte
Für der Jetztzeit Göttertafel
Von dem Herde abzuheben!

Queriane, Queriane, alter Freund, schließe auf und zeige uns wenigstens, was du gekocht hast! Wir stehen vor deiner Thür, das Capital und der Witz, und warten auf dich, und dein hübsches, braves Kind bringen wir dir obendrein zurück!“

„Er ist toller wie der Andere,“ murmelte die Frau Salome, wirklich scheu so weit als möglich von der Pforte des Dorf-Prometheus zurückweichend und dabei wie schützend den Arm um den Nacken der Eilike legend. „Der Himmel schütze und erhalte mir mein kühl semitisch Gehirn.“

Sie hatte vorgestern beim ersten Erblicken des Dorfes einen Vers aus dem Dante citirt —

„Ein Windstoß fuhr aus dem bethränten Grunde;“

aber sie hätte jetzt mehr Grund gehabt, den Vers herzusagen; nein, laut hinauszuschreien.

Auf einmal war er wieder da, der Wind! Unvermuthet, plötzlich, im athem- und herz-erdrückenden Ueberfall und Ansturm. Es erbrauste der Wald um das Haus Querian's, ein erstickender Staub erhob sich aus allen Gassen des Dorfes und verhüllte theilweise Alles. Wie es jetzt rund um das Bergplateau aussah, konnte man aus dieser schon beschriebenen Thalmulde nicht erkunden; nur griff der Gewitterdunst aus Norden bereits bis zum Zenith hinauf, und das Gewölk im Westen hatte auch seine Farbe geändert und drohte dunkel herüber. Ein dumpfes Rollen ging auch herum; aber der Wind wollte noch den Donner nicht zum Worte kommen lassen.

„Da haben wir's!“ rief der Justizrath, dem die Mütze vom Kopfe gerissen und weithin entführt war, ehe er zugreifen konnte. Der Qualm vom Herde und aus dem Schornsteine Querian's wurde auch über das Dach zu Boden getrieben. Staub, Rauch, welkes Laub vergangener Jahre aus den Forsten wirbelten hin — die Thür des Hauses hatte sich geöffnet, und Querian stand auf der Schwelle, mit der Rechten den Griff festhaltend ge-

gen den Sturm, mit der Linken die Augen gegen das kreisende Gestäube schützend. Die Frau Salome hätte beinahe einen Ruf der Enttäuschung ausgestoßen, — der kleine, scheue, schämige, schwächliche Mann mit dem kümmerlichen dünnen Haar, im kümmerlichen grauen Röckchen, mochte Zauberer, Hexenmeister, Tausendkünstler sein so viel er wollte; ein Riese im Sturme war er nicht, und es hätte wenig gefehlt, daß er der Mütze seines Jugendfreundes nachgeflogen wäre.

„Wir sind es, lieber Karl; siehst du, da bringen wir dir dein Töchterlein zurück. Wozu war nun gestern all' die Aufregung und der Lärm nothwendig?" rief der Justizrath, die Baronin und das junge Mädchen heranwinkend. „Als einzigen Lohn fordere ich, daß du dich heute einmal höflich erzeigst und zwar gegen eine der schönsten und wohlhabendsten Damen des Universums, die noch dazu eine ganze specielle Freundin deines speciellen Gevatters und Freundes Scholten ist. Gestatte uns, aus dem Winde in dein Haus zu treten, und ich werde Euch genauer mit einander bekannt machen."

Das schüchterne Herrchen betrachtete sich von seiner Schwelle aus die Baronin von Veitor; es zog einen Taschenkamm und suchte ängstlich damit seinen Haarwuchs in Ordnung zu bringen; — über sein Kind schien Querian ganz weg zu sehen.

Es mußte in der That angenehm sein, eine Mauer zwischen sich und den Sturm zu bringen. Die Frau Salome war herangetreten an die Thür des geheimnißvollen Mannes und hatte auch die Eilike sich nachgezogen.

„Mein Herr, es würde mich sehr freuen, in den Kreis Ihrer Bekannten aufgenommen zu werden," sagte sie. „Unser gemeinschaftlicher Freund Scholten hat mir so viel Gutes von Ihnen erzählt —"

„Hm, hm, so? so? — ei ei!" lächelte der Kleine sich immerfort verbeugend. „Die gnädige Frau belieben zu scherzen; noch Niemand hat etwas Gutes von dero unterthänigem Knecht erzählt. Aber es ist ein häßliches Wetter; friert die gnädige Frau nicht auch?"

„Na bei dem Sammm!" ächzte Scholten. „Jetzt mach' weiter keine Umstände, Querian, sondern mach' Platz und uns die Honneurs deines Ateliers. Vorgestern habe ich an unsern Freund nach Pilsum geschrieben und ihn sehr herzlich von dir gegrüßt."

„Ja, ja — ei freilich, freilich! Große Ehre — ich danke dir, Scholten. Es ist heute noch kälter als gestern. Treten Sie doch gefälligst ein, aber lachen Sie nicht — o bitte, lachen Sie nicht!"

Er sagte das Alles ganz schlaff hin, mit der müdesten Gleichgültigkeit in Ton und Gestus.

„Er ist in der That unheimlich; aber auf eine ganz andere Weise, als ich mir vorstellte," murmelte die Baronin. Sie faßte in dem Gedanken, daß das Kind mit diesem Manne hatte leben müssen, die Hand Eilike's fester; doch der Justizrath winkte, und sie traten Alle in das Haus; der Wind schlug sofort die Thür hinter ihnen zu, und sie fanden sich zuerst in einer vollkommenen Finsterniß.

„Ich bin dicht hinter Euch," flüsterte der alte Scholten. „Fürchten sich Euer Gnaden nicht; Sie wissen ja, daß er seine Fensterladen, wie die Klappen seines Intellects gegen die Außenwelt hermetisch verschlossen hält."

Die Frau Salome griff mit ihrer freien Hand nach dem Arm des Justizraths; Eilike Querian flüsterte:

„Hier und in der Stube nebenan steht Alles voll Geräth. Die schöne Dame würde sich wundern, wenn es hell genug dazu wäre."

„Das würde sie," sagte der Justizrath; doch der Herr dieses Reiches der Finsterniß hüstelte jetzt in der Tiefe des Hauses, und dazu hörte man den Sturmwind draußen immer heftiger pfeifen und zischen und einmal auch einen fernen langhinrollenden Donner sehr deutlich.

„Wollen die Herrschaften es mir fest versprechen, nicht zu lachen?" fragte es schläfrig. „Ich möchte sehr bitten, nicht zu lachen!"

Und die Frau Salome raunte dem Justizrath zu: „Bei Allem, was Einen an den Nerven zerren kann, ich fange auch an, es kalt zu finden! und dabei wird man noch gefragt: ob man nicht Lust habe, zu lachen."

„Wir versprechen dir, alle Rücksichten auf deine Gefühle zu nehmen, alter Bursch! Es wird Niemand von uns die Miene

verziehen, selbst wenn es dir einfallen sollte, dich einmal ganz solide vom Kopf auf die Füße zu stellen," fügte er leise hinzu. In demselben Augenblick stieß Querian die Thür seiner Werkstatt auf, und die Baronin Veitor wie der Justizrath Scholten stießen einen Schrei aus und fuhren auf den ersten Anblick und Anhauch mehrere Schritte in die dunkele Hausflur zurück.

Ein rother Schein und eine erstickende Gluth schlugen ihnen entgegen. Auf einem Backsteinherde unter einem mächtigen schwarzen Schlote loderte das Feuer, das den schwarzen Dampf durch den Schornstein sandte. Die Tannenscheite prasselten, knackten und krachten, und der Wind trieb einen Theil des Qualms und der Funken zurück in das weite und doch in der verwirrendsten Weise vollgepropfte Gemach. Steine und Erze, Holzstücke, riesige Haufen von Hobelspänen, Töpfe, Tiegel und Pfannen, Abgüsse von antiken und modernen Bildwerken, das Material und Werkzeug des Erzarbeiters, Zimmermanns, des Bildschnitzers, Bildhauers und des Chemikers durcheinander! Im Hintergrunde aber durch die wirbelnden Dämpfe und knisternden Funken sichtbar das jüngste Werk Querian's, das Bildwerk, welches die Eilike mehr denn als alles Andere aus dem Hause ihres Vaters gescheucht hatte!

Von der dunkeln Wand hob sich die Thongruppe im rothen flackernden Schein des Herdes riesenhaft, übertrieben caricaturartig, aber doch mächtig und überwältigend, ab. Der nackte Gigant mit dem todten Kinde in den Armen lebte: — die Muskeln zuckten, er mußte den grinsenden Mund jetzt, gerade jetzt zu einem Gebrüll der Verzweiflung aufreißen!

Eilike verbarg ihr Gesicht in dem Kleide der Baronin; diese stand festgebannt mit weitgeöffneten Augen, schwerathmend und wortlos.

„Alle Wetter, Querian!" rief der Justizrath Scholten. „Was sagen Sie, Frau Salome? Wenn er aus seiner Haut heraus könnte, wäre er ein großer Mann! Wenn er Rechenschaft ablegen könnte über das, was er macht, wäre er längst Professor an irgend einer Akademie der bildenden Künste und Professor der Philosophie obendrein. Wie das Ding sich im Tageslichte ausnehmen wird, wer kann das freilich sagen?!"

Mit dem Tone eines Cicerone in einer öffentlichen Kunstsammlung sagte der Meister des Werkes:

„Das ist mein Kind, gnädigste Frau. Ich habe fünfzig Jahre gearbeitet, ein Lebendiges zu schaffen; es stirbt mir aber immer in den Armen; ich möchte wohl einmal die Sachverständigen fragen."

Da lachte Scholten doch.

XII.

Justizrath Scholten lachte gegen sein Versprechen, und was nachher in den Zeitungsblättern über das Nachfolgende zu lesen gewesen ist, gab nur eine matte Relation der hereinbrechenden schrecklichen Ereignisse.

Um diese Stunde — zwischen drei und vier Uhr Nachmittags ist es in der Tiefe der Erde, fern in den Wäldern auf den Holzschlageplätzen und an den Meilern, so wie auf den entlegenen Feldern und Wiesen den Leuten gewesen, als habe sie plötzlich Jemand gerufen. Der Bergmann hat Feustel und Eisen sinken lassen, der Holzhauer die Axt, der Köhler den Schürbaum. Auf den Aeckern und Wiesen hat man mit der Arbeit innegehalten, und der Hirt sein Pfeifen unterbrochen und die Hand ans Ohr gelegt. Jedermann, der einen Nachbar beim Tagewerk zur Seite hatte, hat den angesehen und ihn gefragt, ob er nichts gehört habe. Wunderlicherweise hatte dann doch Niemand etwas vernommen, und Jeder hat seine Beschäftigung wieder aufgenommen, jedoch in einer gewissen Befangenheit und Zerstreutheit und nicht mit der vorigen Lust.

Soweit des Dorfes Feldmark ging, hat es nicht geregnet; doch der heiße Sturm ist freilich überall gewesen und hat den Menschen die Stirnen betäubt. Die Bauern, die Holzarbeiter, die Köhler und Hirten sind vielleicht dadurch schon auf ein Außergewöhnliches vorbereitet worden, zumal sie von dem dunkeln Horizont rundum sich umgeben sahen und die Donner rollen hörten. Für die Leute unter der Erde galt das freilich nicht, die haben sich über die Mahnung nachher am meisten gewundert oder vielmehr entsetzt.

Wer schrie es in die Schachte hinunter,

in die Stollen hinein, daß Feuer zu Hause sei? Wer verkündete es in den brausenden Forsten, auf den Feldern? Wer sagte es dem einsamen Hirten auf seiner Waldwiese?

Sie wußten es Alle zu gleicher Zeit. Sie warfen ihre Geräthe hin, sie stiegen auf, sie sprangen über die Hecken und Hohlwege, sie stürzten die Schneisen hinunter; — mit hocherhobenen Armen liefen sie von den Feldern weg. Auf allen Wegen und Stegen wimmelte es von entsetzten, angstvollen Menschen.

Es war Feuer zu Hause, und sie fern vom Hause! — — Viele haben ein Lachen in dem Sturmwind gehört. Alle aber haben noch nimmer mit solcher Verzweiflung das Zischen und Pfeifen über und um sich vernommen und den Athem des Sturmes in ihren Haaren und Kleidern gefühlt.

Ja Feuer! es war Feuer, und der alte Scholten, die Frau Salome und Eilike Querian waren die Einzigen im Dorfe, die Bericht darüber geben konnten, wie es entstanden war. — — — —

„Ach ja, ich habe es wohl gefürchtet, daß Sie doch wieder lachen würden," sagte Querian, mit einem Gesichte wie ein Kind, das nach einer verbotenen Frucht griff und einen Verweis erhielt. „O, Sie haben wohl ganz Recht; Sie verstehen das viel besser als ich. Es ist nichts, es ist gar nichts — ich sehe es wohl, ich weiß es wohl. Es ist Alles sehr lächerlich und ich auch — ja! Nun, nun, die Herrschaften haben Recht, und wir wollen es fortschaffen; der Eilike gefiel es auch nicht; aber es wäre mir freilich lieb gewesen, wenn die Herrschaften nicht gelacht hätten."

Langsam fröstelnd die Hände reibend, und dazwischen die Knöpfe seines Rockes zuknöpfend ging er an den Herd; sah einen Augenblick in die Gluth, und dann noch einmal wie fragend, sehnsüchtig auf den Besuch, und dann nahm er ein brennend Reis. Er schleuderte es nicht, er ließ es nur fallen zwischen die Hobelspäne und das dürre Holzwerk, das hoch in Haufen den Fußboden bedeckte und gegen die Wände zu sich aufthürmte. Von den Besuchern hatte noch keiner eine Ahnung, was kommen sollte — was da geschah — was dieser arme Mensch in seiner Verwirrung anrichtete.

„Ei, mein bester Querian —" hatte der Justizrath noch einmal einen Satz begonnen; da war es aber bereits für jegliches thätige Zugreifen zu spät. Er that einen Satz und trat mit dem Fuße auf die nächste aufhüpfende Flamme. Die Baronin stieß einen Angstruf aus, Eilike schrie hell, und schon war aller Kampf gegen das furchtbare Element vergeblich!

Sie sahen den Tollen inmitten des Feuers und des Dampfes. Mit einem Hammer schlug er auf sein curios mächtiges Bildwerk. Er zerschlug das todte Kind in den thönernen Armen des Genius, des Riesen; — die große Figur zersplitterte und stürzte polternd zusammen, theilweise auf den Künstler selber. Das Feuer war überall — auf dem Fußboden, an den Wänden, an der Decke; — es leckte schon nach dem leichten Sommerkleide der Frau Salome. Scholten riß die Freundin mit einem rauhen, heisern Entsetzensgeächz zurück gegen die Thür, die Eilike flüchtete bereits durch den dunkeln Hausgang.

Das Haus Querian's brannte im Innern lichterloh, und um das Haus sauste der Wind wilder denn zuvor. Von dem Eintritt der Drei bis jetzt, wo sie wieder auf dem Wege standen, waren kaum zehn Minuten vergangen.

Der Justizrath kam zuerst wieder zur Besinnung und griff sich mit einem Verzweiflungsruf in die Haare; — der Qualm der Feuersbrunst quoll bereits zwischen den Schindeln des Daches durch und aus der Hausthür hervor.

„Ins Dorf! um Hülfe — Feuer!" schrie Scholten. Die Frau Salome mußte alle ihre Kräfte aufbieten, um das Kind Querian's abzuhalten, sich abermals in das Haus zu stürzen. Die Eilike schrie, sie wolle mit ihrem Vater untergehen; doch dann verlor sie die Besinnung, und die Frau Salome trug sie weiter weg von der brennenden Hütte, den Waldabhang hinauf.

Grad auf das Dorf zu trieb aber der Sturm die ersten vorbrechenden Funken. Schon loderte zehn Schritte vom Haus ab ein trockener Baumzweig — nun zwanzig Schritte weiter eine dürre Tanne. Das nächste Haus am Eingange des Thälchens hatte ein Strohdach, und fast mit dem fortstürzenden Scholten langte das Feuer im Dorfe an.

Ein altes Weiblein lief zitternd aus der Strohhütte hervor, hielt sich kaum gegen den Wind und starrte in Betäubung und Zweifel auf ihr flammendes Dach. Schon klangen andere Stimmen ängstlich her; — das Feuer überhüpfte das folgende Haus, faßte jedoch mit einem Griff die drei nächstliegenden. Nun sprang es über auf die andere Seite der Gasse, und — das schlimme Geschick hatte seinen Lauf! Keiner, der es an Ort und Stelle mit erlebte, wird den Tag je vergessen, und noch lange wird von ihm in den neuen Häusern und Hütten geredet werden und wird man sich erzählen, wie das Feuer flog, über weite Strecken, Hecken und Gärten sich schwang; wie die Mütter, die vom Hause entfernt gewesen waren, ihre Häuser nicht mehr erreichen konnten und nach ihren Kindern schrien; wie man das brüllende widerspenstige Vieh aus einem Stalle in den andern rettete, schleppte und zog und von dem nachfolgenden Verderben stets weiter gescheucht wurde; wie der Wind in Stößen heulte und der ferne Donner übertönt wurde von den Explosionen der Sprengpatronen, welche die Bergleute in ihren Häusern aufbewahrten. Während des Tumultes selbst hatte nur ein Menschenkind für alle diese Einzelheiten des großen Brandes Auge und Ohr, — die Frau Salome Veitor.

Sie stand auf dem höchsten Punkte des Kirchenhügels, von dem man das Dorf überblickte und einen Theil der norddeutschen Ebene dazu. Sie hatte zu retten gesucht, wie und wo sie konnte. Sie hatte kleine Kinder aus den Häusern getragen und schlechte Habseligkeiten ärmsten Volkes in Sicherheit gebracht; ihre Hände bluteten, ihre Kleider waren zerrissen, und jetzt waren ihre Körperkräfte zu Ende, wenn sie gleich ihre geistigen Fähigkeiten noch klar und vollständig beisammen hatte.

Die Frau Salome hatte sich sehr nützlich gemacht. Ihr Wagen verbrannte mit dem Wirthshause; aber auf dem einen Pferde hatte sie ihren Ludwig nach einer entlegenen Ortschaft um Hülfe geschickt, und auf dem zweiten Gaul den besten Reiter des Dorfes von dannen gejagt. Sie hatte ein Wort für die Wittwe Bebenroth, deren Haus unversehrt blieb, die aber dessen ungeachtet im Weinekrampf auf dem Grabhügel ihres letzten Gatten saß. In Abwesenheit des Justizraths und des Vorstehers war's die Frau Salome, welche die Officiere der aus der Kreisstadt im Eilschritt zu Hülfe marschirenden Füsiliercompagnie empfing, sie mit der Sachlage und dem Situationsplane des Dorfes bekannt machte und sie dahin dirigirte, wo ihre Hülfe vom besten Nutzen sein konnte.

Nun aber stand sie an einen Grabstein gelehnt und neben ihr der alte Pastor des Dorfes, den sie gleichfalls aufrecht zu halten hatte durch allerlei Trostesworte. Der Schulmeister zog noch immer unnöthigerweise im Thurme die Sturmglocke.

Zu ihren Füßen lag Eilike Querian auf einem liegenden Grabstein, mit dem Gesichte auf den Händen. Die Baronin hatte das junge Mädchen hierher geschafft, wo allmälig Alles sich zusammendrängte, was sich nicht selber zu helfen vermochte und noch viel weniger Andern zu Nutze war.

Die Augen der Frau leuchteten, wenngleich ihre Glieder zitterten und der Athem heiß und stoßweise sich ihrem Busen entrang. Sie sah über die Flammen der Nähe auf die Blitze und Wolkenbrüche der Ferne; und alte Verse aus den Psalmen ihrer Väter gingen ihr durch den Sinn und wurden laut auf ihren Lippen. Sie stand wie die Seherinnen ihres Volkes, wenn unter ihren Füßen die Schlachten gegen die Heiden geschlagen wurden; sie reckte ihren Arm aus und murmelte:

„Die Erde bebete und ward bewegt, und die Grundvesten der Berge regeten sich und bebeten, da er zornig war.

„Dampf ging auf von seiner Nase und verzehrend Feuer von seinem Munde, daß es davon blitzete.

„Er neigte den Himmel und fuhr herab, und Dunkel war unter seinen Füßen.

„Und er fuhr auf dem Cherub, und flog daher, er schwebete auf den Fittichen des Windes.

„Sein Gezelt um ihn her war finster — vom Glanz vor ihm trenneten sich die Wolken — und der Herr donnerte im Himmel.

„Er schoß seine Strahlen und zerstreute sie, er ließ sehr blitzen und schreckte sie.

„Da sahe man Wassergüsse, und des

Erdbodens Grund ward aufgedeckt, Herr, von deinem Schelten, von dem Odem und Schnauben deiner Nase."

Wenn sie sich dann aber, was immer, immer von Neuem geschah, das gräßliche Erlebniß in dem Hause Querian's, die Stimme und Gestalt des Wahnsinnigen, sein letztes Bild und den zertrümmernden Hammer in der Hand des Tollen von Neuem vor den inneren Sinn rief; dann schloß sie die Augen vor der Nähe und Ferne, und der Aufruhr, das Geheul und Krachen um sie betäubte sie, daß ihr die Stirn zu zerspringen drohte; und so wechselte das ab bis zum Abend, bis es in der Ferne und in der Nähe still wurde. Ja still!

Um sechs Uhr Abends legte sich der große Wind, und aus den Gewittern in der Ebene wurde ein Landregen, der acht Tage lang nicht aufhörte, und viel böses Blut machte. Zwei Drittel des Dorfes lagen in Asche, das letzte Drittel war gerettet, ohne daß bis zum Ende ein Tropfen aus der Höhe dazu geholfen hätte. Die Menschen aber hatten nicht mehr die Kraft, über ihr Elend zu schreien oder laut zu fluchen; sie beteten und weinten leise, oder knirschten leise mit den Zähnen.

Gegen sieben Uhr erschien der Justizrath Scholten mit verbundenem Kopfe, versengtem Haar und Backenbart auf dem Kirchhofe; schüttelte die Wittwe Bebenroth ziemlich grimmig auf und schickte sie in ihren Keller nach dem Vorrath seines Getränkes. Er ließ die Frau Salome ein Glas Wein trinken, und setzte sich dann zu ihr und der Eilike auf den alten verwitterten Stein. Nach einer geraumen Weile sagte er so matt und müde und gleichgültig wie vor vier Stunden Querian:

„Und da glaubt man denn noch, man sei Etwas und bedeute Etwas, wenn man mit den Armen und Beinen zappelnd sich eine Meinung, eine Ansicht bildet und sie vor dem Mist laut hinauskräht! O, Querian, Karl Ernst Querian! — Ob wohl die Behörde glauben wird, daß es sich so einfach zutrug, wie wir es sahen und es wohl demnächst als Augenzeugen werden bekräftigen müssen, Frau Salome? — Uebrigens, meine Beste, müssen wir heute Abend noch das Kind des Unglücklichen von hier fortschaffen. Es ist unbedingt nothwendig; denn das Volk ist jetzt so wahnsinnig wie der Alte, spinnt grimmige Phantasien und sucht nach Jemand, gegen den es seiner Verzweiflung und Wuth Luft machen kann. Ich habe bereits absonderliche Worte gehört, und Querian's Kind würde morgen früh manches zu klagen haben, wenn wir es hier über Nacht lassen. Sehen Sie sich um — wir drei sitzen allein — sie haben einen leeren Raum um uns gelassen; aber sie sehen nach uns herüber."

So war es in der That. Eine unsichtbare Linie hatte das Dorfvolk gezogen, und stand um den Kreis stumm aber mit schlimmen Blicken.

Die Baronin Veitor blickte gleichgültig auf, zu gleicher Zeit den Kopf des Kindes sanft berührend.

„Wir können nicht heraus," sagte sie; „es ist vergeblich — wir stecken in uns, wir stecken in der Menschheit, wir sind gefangen in dem harten Gefängniß der Welt. Wir keuchen nach Freiheit, Erkenntniß, Schönheit, und im günstigsten Falle wird uns gestopft der Mund mit Erde. Morgen werd' ich wieder anders denken; aber jetzt sehne ich mich nach der dunkeln Ecke auf der Weiberseite der Synagoge, wo ich saß mit meiner Mutter und sang, und wo ich hörte ablesen die Thora — das Gesetz."

„Ja wohl," ächzte Scholten. „Es war eine schöne, eine behagliche, anmuthige Zeit, wo das Gesetz, das Corpus juris meine Welt war und die Aussicht auf das Staatsexamen mein allereinzigstes Elend in sich schloß. Morgen werde ich vielleicht gleichfalls anders denken."

Der alte Sommergast des Dorfes durfte es sich schon für eine Weile gönnen, zu sitzen und zu verschnaufen. Die Behörden des modernen Staates befanden sich jetzt in der erstaunlichsten Thätigkeit, und man konnte sie nur loben. Ehe die letzte Hütte, die das Feuer erfaßte, in sich zusammenstürzte, überlegte man und sorgte bereits von Amtswegen für das provisorische Unterkommen der Abgebrannten und ihre sonstige Bequemlichkeit. Die Kirche wurde aufgeschlossen, und in eine Vorrathskammer und in einen großen Sicherheitsschrank für die gerettete Habe der Ortseinwohner umgewandelt; der obdachlose Theil der Bevölkerung, so weit

es anging, dem verschont gebliebenen Drittheil unter die Dächer gelegt. Aus den umliegenden Ortschaften kamen Wagen mit Hülfsmannschaften und Spritzen über Spritzen an. Proviant langte an. Verwandte und Freunde wurden eingeladen, fürs Erste zu der Vetterschaft der nahen Dörfer überzusiedeln. Für die Alten und Kranken waren Aerzte genug vorhanden; und wer bis jetzt höchstens den Kuhhirten seiner Gebrechen wegen um Rath gefragt hatte, der konnte sich nun von einem Sanitätsrath den Puls fühlen lassen. Einen der Doctoren rief auch die Baronin Veitor an, der Eilike wegen. Auf einem zu Thal fahrenden Leiterwagen, auf einer Kiste sitzend, brachte dann die Frau Salome das Kind Querian's in Sicherheit. Es wurde nur einmal ein schwacher Versuch gemacht, die Beiden zu insultiren, und die Eilike wieder vom Wagen herabzuziehen.

Der Justizrath sah die Freundin und sein Pathenkind abfahren, schärfte dem Fuhrmann, als er schon auf die Gäule schlug, immer von Neuem ein, vorsichtig zu fahren und die beiden Frauenzimmer ja recht in Acht zu nehmen, und blieb auf der Brandstätte zurück. Er wußte es, daß er eine der brauchbarsten Personen hier war, und die Behörden hatten das auch bereits erfahren und befestigten sich im Laufe des Abends immer mehr in ihrer günstigen Meinung von ihm.

Der alte Scholten kannte Jedermann im Dorf und Jedermanns Umstände und Charakter; und die Leute kannten ihn und wußten, daß er eben so gutherzig wie grob war. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, fuhr er von Neuem umher, vervielfältigte sich wie eine Kugel oder ein Becher in den Händen eines Prestidigitateurs und erschien wie Pythagoras an sechs verschiedenen Orten zu gleicher Zeit.

Er legte eine gelähmte, hundert Jahre alte Schlackenpucherwittwe in das weiche Bett der höchlichst darüber entrüsteten Wittwe Bebenroth und den taubstummen August, seinen Todfeind, welchem ein stürzender Balken die Schulter getroffen hatte, in sein eigenes. Er machte Quartier — er verstand es, Quartier zu machen; der Ortsvorsteher sah ihm mit offenem Munde zu, und das böseste Volk ward zahm vor ihm, wenngleich er sich dann und wann gebehrdete wie ein Fourier im Feindeslande.

Endlich konnte aber auch er nicht mehr, und gegen Mitternacht schleifte er ein Bund Stroh in das alte Beinhaus an der Kirchhofsmauer, wo trotz dem Wohnungsmangel Niemand ein Unterkommen suchte; warf das Stroh in die Ecke, sich darauf und ächzte:

„O, Donnerwetter — uh, meine Knochen! O ja, wenn der Kaiser Carolus der Fünfte hier am Orte heute mir zur Hand gewesen wäre und jetzt mit mir hier auf dem Stroh läge und seine Carolina mit mir durchsprechen wollte, so würde ich ihm freundlich rathen, die Strafe des Räderns nicht unter seine Züchtigungsmittel aufzunehmen. Geviertheilt, gesäckt, gespießt zu werden, meine ich, muß nur ein angenehmer Kitzel sein gegen — dieses! Wenn ich nur wüßte, wie's möglich ist, daß Einem die Schulterblätter ins Kreuz und die Hüftknochen in die Knie rutschen können? O, Querian, Querian, was hast du angerichtet! Das Resultat kam dir nicht in den Sinn, als du zuerst deinen Kopf darauf setztest, nach deinem Tode einen Kirchhof berühmt zu machen!“ —

Er sah sich noch einmal in der Werkstatt Querian's und ächzte. Dann aber gähnte er, drehte sich, eine bequemere Lage suchend, und murmelte schlaftrunken:

„Ja, ja — das Beinhaus! — Im Beinhaus! — Ich Urnarr! — Wenn ich gestern ihn am Kragen genommen hätte?! — Ach, es ist einerlei; ich wollte nur, ich hätte meinen Brief an Peter Schwanewede in Pilsum von der Post zurück. Die Mühe hätte ich mir auch sparen können!“

Damit entschlief er und hub an, sehr zu schnarchen. Die Füsiliere hielten die Wacht um die Brandstätte, und die lauteste Verzweiflung wurde allmälig still in der Erschöpfung; — es war aber im Sommer und die Nächte waren kurz. Die Sonne war wieder da, ehe irgend ein Schmerz, irgend eine Angst ausgeschlafen hatten — geschweige denn verschlafen worden waren.

Wie der Justizrath erwachte und seine Thätigkeit in Angelegenheiten seines Lieblingssommeraufenthaltes von Neuem aufnahm, brauchen wir nicht des Weiteren zu schildern. Um es kurz zu machen, er betrug sich so auffällig, so eigenthümlich,

daß ihm zu Neujahr zu seinem argen Schrecken von höchster Stelle aus mitgetheilt wurde, er habe sich durch sein sonderbares Verhalten die zweitunterste Classe des Landesordens verdient und sich fortan ohne Weigerung als einen Ritter desselbigen anzusehen.

„I so was!“ rief er. „Na, das soll mir aber ins Künftige eine Warnung sein. Brennt mir noch einmal mein Sommerquartier ab, so lasse ich es ruhig in Dampf aufgehen, setze mich höchstens auf der Windseite auf einen passenden Aussichtspunkt und schlage die Harfe zu dem Malheur. O, Querian, Querian, wenn sie dir das Anhängsel zur rechten Zeit gegeben hätten?!“ — —

Am vierten Tage nach dem Tode Querian's und dem großen Brand erschien er zum ersten Male wieder in der Villa Veitor. Er ging mühsam und schwerfällig an seinem treuen Eichenstock und schien um mehrere Jahre älter geworden zu sein. Die Frau Salome traf er am Bette der Eilike, die in einem hitzigen Fieber lag.

Die Frau Salome theilte ihm Alles mit, was sich seit ihrer Rückkehr in das Landhaus mit ihr und dem Kinde zugetragen habe; dann auch ihre Ansichten und die des Arztes. Glücklicherweise hatte der Doctor bereits den Trost gegeben, daß die gute Natur des jungen Geschöpfes wohl auch ohne seine Hülfe sich geholfen haben würde.

„Und nachher soll sie es gut bei mir haben,“ schloß die Frau Salome, Baronin von Veitor.

Scholten nickte und legte ein versiegeltes Schreiben auf die Bettdecke seines Pathenkindes:

„Meine Beste, da ich das Ding einmal geschrieben und seit einigen Tagen einen merkwürdigen Widerwillen und Abscheu gegen jeglichen Feuerherd und Kohlentopf habe, so betrachten Sie es wohl bei Gelegenheit als an sich gerichtet.“

Die Baronin nahm das Schreiben und sah erschrocken den Justizrath an. Es war der Brief des Alten in Sachen Querian's und Eilike Querian's an Peter Schwanewede. Die Post hatte ihn zurückgeschickt mit der Bemerkung auf dem Umschlage:

„Adressat bereits vor einem Jahre verstorben.“ — —

„Im nächsten Sommer werde ich in Pilsum wohnen und mich nach dem Genaueren erkundigen,“ sagte Scholten. „Vielleicht besuchen Sie mich auch dort einmal, und dann bringen Sie die Eilike mit. Wir wollen ihr einmal die See zeigen. — O, Frau Salome, liebe Frau Salome, der Streich sieht dem Peter ähnlich! So — gerade so schlich er sich stets um die Ecke und überließ es uns Anderen, fertig zu werden, wie wir konnten. Ei, ei, dieser Peter! Er hatte alle möglichen Schrullen — unter anderen die, daß er die See dem Gebirge vorzog. Es war seine Natur so; — ich kletterte meinestheils lieber in den Bergen; doch offen gestanden, augenblicklich säße auch ich am liebsten und sähe über die kühlen Wasser ins Weite. Meine Natur ist's freilich nicht.“

„Ich komme im nächsten Sommer nach Pilsum,“ sagte die Frau Salome.

David Friedrich Strauß.*

Von

Robert Waldmüller.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Der Kreis der nächsten Freunde des vielbewunderten und vielgetadelten Mannes, der ohnlängst in dem kleinen würtembergischen Städtchen Ludwigsburg seine Seele aushauchte, hat seinem sterblichen Theil die letzte Ehre erwiesen und wird früher oder später wohl auch denjenigen stellen, der das Bild David Strauß' dem deutschen Volke in lebendiger Anschaulichkeit entrollt. Denn, um mit den eigenen Worten des Verstorbenen zu reden, das Bild eines Menschen will „gleich einem Wasserquell gefaßt sein, um nicht bald im dürren Boden zu versickern.“

Aber die Aufgabe ist eine große und die Arbeit eine weitschichtige und ehe die

* Der nachstehende Aufsatz, wenige Wochen nach dem Tode D. F. Strauß' geschrieben und der Redaction zugekommen, ist infolge unvorhergesehener Hindernisse bis heute liegen geblieben, wird aber auch jetzt noch den Lesern dieser Blätter willkommen sein.

erstere gelöst, die letztere verrichtet werden wird, muß noch eine geraume Zeit verstreichen.

Um mir selbst einstweilen die Lebenserscheinung desjenigen klar zu machen, an dessen Todtenschrein mich ein zufällig für einige Monate in Schwaben genommener Aufenthalt führte und den ich in Gemeinschaft mit den ihm näher verbunden gewesenen Heimath-, Studien- und Gesinnungsgenossen zu Grabe geleitete, habe ich die mancherlei mündlichen Schilderungen, welche der Tod eines Mannes unter den ihm befreundet Gewesenen in Umlauf zu bringen pflegt, durch die anderweitig zugänglichen, zumeist gedruckten Quellen zu ergänzen und wo nöthig auf das richtige Maß einzuschränken gesucht. Dasjenige, was die wesentlicheren Züge seiner inneren und äußeren Erscheinung ausmacht, sei denn in nachfolgenden Aufzeichnungen auch für einen größeren Kreis zusammengestellt. Weil David Strauß seit mehr als drei Jahrzehnten im Mittelpunkt einer der größesten geistigen Fehden stand, welche das menschliche Geschlecht jemals erlebte, haben auf der einen Seite heftige Gegnerschaft, auf der anderen parteiische Voreingenommenheit so Schatten wie Licht ihm in ungemessener Weise gespendet. Weder von diesem noch von jenem Standpunkt aus hat der hier versuchte Abriß eine bestimmende Einwirkung empfangen. Dagegen weiß er sich beeinflußt, und zwar in starkem Grade beeinflußt, durch das Gefühl der Pietät gegen das kaum geschlossene Grab. Wer im Leben einem Menschen gegenüberstand, wer von ihm Angriffe erfuhr, wer mit ihm persönlich die Kräfte zu messen hatte, wird, auch nachdem derselbe das Zeitliche segnete, über ihn absprechen können und dürfen, ohne sich des Mangels an Ehrfurcht vor dem Tode schuldig machen zu müssen. Anders ist es mir zu Sinn, der ich zum ersten Mal zu Häupten des Mannes trat, als er schon, nach dem harten Gesetz des Todes, nicht mehr Herr in seinem Hause war und Niemandem mehr die Schwelle desselben verbieten konnte, auch dem Fremden nicht, dem daher höchstens das eigene Bewußtsein herzlicher Theilnahme das Recht des Zutritts zuerkennen durfte.

Und den Blick auf dem Antlitz des Todten mit diesem Gefühle ruhen zu lassen, war in Wahrheit etwas nur zu Natürliches. Das bescheidene Quartier, welches den berühmten Mann während seines letzten, todtbringenden Siechthums beherbergt hatte, stimmte schon unwillkürlich zur Würdigung seiner auf das Schlichte und Einfache abzielenden Lebensrichtung. Wie viel mächtiger aber noch wurde bei dem Verweilen auf den friedlichen Zügen des Entschlafenen das Gemüth von allen jenen Gedanken berührt, die mit den Räthseln des Jenseits zusammenhängen! Viele vor ihm haben die Fortdauer nach dem Tode in Frage gestellt; ganzen Zeiträumen der menschlichen Geschichte ist sie kein Glaubensbedürfniß gewesen; Denker wie Lessing haben sich mit der Formel: sein und abwarten, beschieden; Strauß aber mehr als irgend ein Anderer, von welchem unsere Zeit beeinflußt wurde, hat als Gewißheit behauptet: es giebt keine Fortdauer nach dem Tode; wenn ich aufgehört habe zu athmen, hat auch mein Dasein im Weltall ein Ende.

Er ist mit dieser Ueberzeugung aus dem Leben gegangen. War er im Irrthum und sagt die feingeistige Ruhe dieses Todtenantlitzes: „so öffnen sich nun doch vor meinem verklärten Auge neue Bahnen, auf welchen neue Aufgaben meiner harren und des Räthsellösens hat es noch kein Ende, — wohlan ich bin es zufrieden und nehme wieder nach Kräften an dem Kampf um die Wahrheit Theil, wie ich es hienieden zu thun glaubte!“ — Oder sagt der Ausdruck dieses Gesichts: „Ich hatte also Recht und wie die welke Pflanze, die zu Staub verwittert, ist es mit mir für alle Zeit zu Ende!“ — — Hinter dem Kopfende des Sarges ist auf einem Postamente die Todtenmaske der Mutter ausgestellt. Sie gleicht dem Sohne in fast allen Zügen; nur die untere Partie des Gesichts ist bei ihm stärker entwickelt, so fein auch namentlich seine Lippen sind und so wenig auch sein geistiger Ausdruck durch jenes Mehr beeinträchtigt wird. Auch beim Anblick dieser Todtenmaske regen sich die nämlichen Fragen. Die Mutter David Strauß' war keine Strenggläubige. Er selbst hat über sie die Worte geschrieben: im Grunde habe ihre Religion in pflichttreuer Thätigkeit bestanden. Aber er fügt hinzu: „Es war eine Religion des gewissenhaften Handelns auf der einen, des

gläubigen Vertrauens auf der anderen Seite. Im Gesangbuch waren ihr die Lieder von Gellert und ähnlichen die liebsten; in dem Liede: ich soll zum Leben dringen, fand sie ihre innigste heiligste Ueberzeugung wieder. Auch diejenigen Lieder, in welchen die freudige Aussicht auf ein Leben und eine Vergeltung nach dem Tode ausgesprochen war, thaten ihrem Herzen wohl." — Hier also die Hoffnung, dort das positive Ablehnen derselben. Unwillkürlich blickt das betrachtende Auge zwischen den beiden, vom Tode gezeichneten Mienen hin und her und der Geist versenkt sich in die Tiefen des ewigen Geheimnisses, die auch das Senkblei jenes nun Entschlummerten, trotz der unerschrockenen Bestimmtheit seiner Ueberzeugungen, nicht zu ergründen vermochte.

David Strauß ist in seiner Vaterstadt Ludwigsburg gestorben. Nach häufigem Wechsel seines Wohnorts war er mit dem Keim zum Tode dahin zurückgekehrt, wenn auch nicht mehr in die einst seinen Eltern zu eigen gewesene Behausung. In einer halb erst fertigen, unansehnlichen Straße, die den stolzen Namen Schiller-Straße führt, hatte er den zweiten Stock des Hauses Nr. 173 inne; gepflegt von einer alten Wärterin, „unserer treuen Karoline", wie er ihrer selbst einst in einem Aufsatze das Zeugniß ausfertigte, der Hüterin seiner Kindheit; besucht von manchem Gesinnungsgenossen aus der Nachbarschaft; umgeben von seinen Büchern, seinen Lieblingsbildern aus früheren häuslichen Einrichtungen — so hat er seinen Lebenslauf beschlossen.

Ueber seinem Grabe hatte er die Absingung eines von ihm verfaßten Gedichts nach der Melodie: O Isis und Osiris! gewünscht; im Gleichen war von ihm die Verfügung hinterlassen worden, es solle jede Redewendung vermieden werden, welche seinen Gegnern Anstoß geben könne. Das Letztere ist, wie bekannt, nicht gelungen, so sehr die drei an seinem Grabe gehaltenen kurzen Reden auch bestrebt gewesen sind, einzig seinem Charakter gerecht zu werden, nicht seine philosophische Richtung zu feiern. Auch die andere Verfügung verfehlte ihren Zweck, da sie erst nach der Bestattung aufgefunden wurde. Man sang ein Kirchenlied an seinem Grabe.

Doch wenn die erste Veranlassung zu diesem hier unternommenen Versuch eines Lebensabrisses auf den Hingang des Ludwigsburger Philosophen zurückzuführen ist, so muß es jetzt die Aufgabe sein, den Blick um siebentehalb Jahrzehnte zurückzulenken, von seinem Elternhause und seiner Jugend Näheres zu ermitteln und seinen Entwicklungsgang dann in der Weise zu begleiten, daß für die ja so Manchen beirrende und abstoßende Richtung desselben wenigstens ein menschlich anmuthender Hintergrund nicht ganz fehlt.

Ludwigsburg, das schwäbische Städtchen, wo David Strauß im Jahre 1808 geboren wurde, gehört zu den im vorigen Jahrhundert nach dem blendenden Beispiel von Versailles durch Fürstengrille aus dem Nichts hervorgezauberten Ansiedelungen, denen dieser Charakter in seiner prunkhaften Präge durch keine anderen sich geltend machenden Einflüsse menschlicher Thätigkeit jemals streitig gemacht worden ist. Das Städtchen ist die Geburtsstadt Justinus Kerner's, Eduard Mörike's und Friedrich Vischer's. Nicht minder hängt es mit der vielbewegten Geschichte Schubart's zusammen; er war aus Geißlingen in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dahin übergesiedelt, wo das verführerische Beispiel des üppigen Hofs des Herzogs Karl den zum Organisten und Musik-Director avancirten Schul-Präceptor gar bald um alle Haltung brachte, so daß seine Frau sich von ihm trennte. Auch der Knabe Schiller hat hier bei dem strengen Magister Jahn Kost und Wohnung gehabt, während Schiller's Vater auf dem Lustschlosse Solitude in seiner Eigenschaft als herzoglicher Hauptmann Aufseher-Dienste versah. — Gegründet worden ist das Städtchen durch Herzog Eberhard Ludwig im Jahre 1704. Seine Favoritin, Frau von Grävenitz, erhielt, der bunt betünchten Kirche gegenüber, bei ihren Lebzeiten ein schelmisch blickendes Standbild. Dasselbe steht noch heute auf seinem Platz, und wenn es auch durch die Kunst eines spätern Bildhauers, nachdem der Stern der mächtigen Frau verblichen war, in das Standbild eines jugendlichen Fürsten umgearbeitet worden ist, so hat es doch die ursprünglich weiblichen Formen zu behaupten gewußt und gemahnt, wie die ganze, von fürstlichen Luxusbauten angefüllte Gegend, in seiner

weichen Ueppigkeit nur zu charakteristisch an die hier einst zu lebendigstem Ausdruck gelangte Zeit einer Sardanapalischen Mißwirthschaft.

Die Stadt wird gegenwärtig nicht viel über zehntausend Einwohner zählen, ist der Sitz der Kreisregierung des Neckarkreises und dient daneben den Zwecken der Militärverwaltung, besitzt also Kriegsschule, Arsenal, Stückgießerei und große Casernen. Das im Rococostil erbaute sehr umfangreiche Schloß besteht aus nicht weniger als sechzehn Hauptgebäuden mit drei geräumigen, brunnenverzierten Höfen, mit 450 Zimmern, Theater, Kirche, „Fürstengruft" u. s. f. In den „Reiseschatten" hat Kerner seine Vaterstadt als „Grasburg" beschrieben. Strauß selbst sagt über Ludwigsburg: „Der modernen, gradlinigen, flachen Stadt hat gerade dasjenige, was in gewerblicher und anderer Hinsicht ihr Unglück ist, daß sie nämlich, an ganz unzweckmäßiger Stelle gegründet, im halben Ausbau stecken blieb, in poetischer Hinsicht zum Segen gereichen müssen, indem es die Ausfüllung des leeren Raums innerhalb der zu weit gezogenen Ringmauern mit den endlosen Linden-Alleen und sonstigen Spaziergängen veranlaßte, welche, verbunden mit den Herrlichkeiten und Schauern des meistens verlassenen Schlosses, schon dem Kinde ganz eigenthümliche Eindrücke mitgeben und eine besondere Anhänglichkeit an die Vaterstadt zu Folge haben, die fast bei allen Ludwigsburgern zu finden ist."

Bekanntlich hat dann auch Strauß diese Anhänglichkeit auf mannigfache Weise bethätigt, am entschiedensten durch jenes sein endliches Wiederheimkehren in dasselbe, als er die Zeit herankommen sah, wo er der Erde sein sterblich Theil überantworten müssen werde. „Die Stadt war ihm fremd geworden, wie er ihr," sagte ein Redner auf Strauß' Grabe; aber in Wahrheit mochte er sich doch nirgend heimischer fühlen, als in seiner lieben „Lindenstadt", wo seine ihm so theuer gewesene Mutter unter dem Rasen ruhte und jeder Schritt in den durch die Neuzeit nicht berührten Straßen ihm Kindheitseindrücke ins Gedächtniß rief.

Von letzteren hat er selbst mit warmen Worten in jenem anmuthigen Aufsatze Rechenschaft gegeben, den er auf den Confirmationstag seiner Tochter Georgine (11. April 1858) schrieb, und welcher „Zum Andenken an meine gute Mutter" betitelt ist. — Ihre, der Mutter, Geschichte ist mit wenigen Worten erzählt. Nach dem Tode ihres Vaters zur Welt gekommen, eines Pfarrers Namens Beckh in Neckar-Weihingen, hatte sie bald auch die Mutter verloren, in ihrem mütterlichen Großvater (Kaufmann Leibius in Bietigheim) aber Ersatz für Vater und Mutter gefunden und durch seine Fürsorge eine gute, wenn auch nur bescheiden mit Wissen ausgestattete Erziehung genossen. Zur Jungfrau herangewachsen, heirathete sie den Sohn eines Ludwigsburger Kaufmanns, dessen blühendes Geschäft aber durch das Aufhören der sogenannten Continental-Sperre, kurz nachdem es in des Sohnes Hände übergegangen war, großen Abbruch erlitt, und der Quell beträchtlicher Sorgen für alle Betheiligten wurde. „Unter allen diesen Wirren," so erzählt Strauß seiner Tochter, „litt die gute Mutter unsäglich; doch unseren glückseligen Kinderaugen waren sie größtentheils verhüllt. Wir lebten eine recht schöne, heitere Knabenzeit. Die Eltern beide, der Vater nicht minder als die Mutter, waren voll Güte und Zärtlichkeit gegen uns, machten und gönnten uns jede gesittete Freude und ließen sich das Geräusch und die Unruhe, welche unsere Spiele nicht selten mit sich führten, geduldig gefallen. Ein hartes Wort, das der Vater uns wohl einmal in der Hitze gab, machte er bald durch erneuerte Freundlichkeit gut; einen Papierdrachen, den er uns eines Tages wegen verspäteten Heimkommens im Zorne zerschlug, fanden wir am folgenden von ihm selbst wieder zusammengeklebt. Ein geräumiges Haus mit Hof und Altan, Hintergebäuden und allerhand leerem Gelaß, das die Eltern mit der alten Großmutter und einer Tante allein bewohnten, gab unserem Treiben erwünschten Spielraum. Nirgends lieber als in unserem Haus und Hof versammelten sich die Cameraden, weil sie nirgends mehr Platz und Duldung fanden."

Während dessen gingen die Vermögensverhältnisse der Eltern aber mehr und mehr zurück. Der Vater, von Haus aus eine aufs Sinnende und Grübelnde angelegte Natur, wollte seine Waaren nicht mit Verlust verkaufen, ungeachtet die ver-

änderten Zeiten klar voraussehen ließen, daß durch Zuwarten sein Verlust nur größer werden mußte. Und so zog sich das chronische Siechthum fort, bis „Bankerott, öffentliche Schande in unmittelbarster Aussicht stand," wie die geängstigte Mutter einmal spät Abends ihrem inzwischen zum Blaubeurer Klosterschüler herangereiften Knaben vertraute.

Da Strauß selbst sich für einen Sinnes- und Geistesverwandten seiner Mutter erklärt, so soll hier ihr Bild durch die von einem Jugendfreunde des Verstorbenen, von Prof. Vischer entworfene Schilderung ergänzt werden. Vischer sagt, sie sei eine einfache, naive Frau gewesen, von kerngesundem Gemüth und vielem Talent des Bildes und der Anschauung, streng zur rechten Zeit, aber stets bereit, das Originelle an den Ihrigen, wo es sich komisch darbot, mit Heiterkeit zu dulden, und umgekehrt selbst den Kindern den Scherz zu gönnen, den ihnen diese oder jene ihr selbst entschlüpfte Naivetät bereitete; ohne die halbgelehrte Bildung, „die jetzt Honoratioren-Töchtern gegeben wird"; mit ihrer ganzen Denkweise im volksthümlichen Elemente wurzelnd, voll Sinn für Naturschönheit, eine Freundin von Volkssagen, Volkswitz, Märchen, aber wohl begabt, um auch solche Erscheinungen, die aus dem Kreise einer reflectirten Bildung hervorgehen, zu verstehen und zurechtzulegen, daher keineswegs ohne Ironie und ohne mancherlei skeptische Ansichten über orthodoxe Begriffe.

Wenn diese Eigenschaften sich ohne Mühe in dem Sohne wiedererkennen lassen, so hat er seine Schärfe, das Eiferartige, das besonders in seinen Streitschriften zu Tage tritt, ohne Zweifel von dem Vater ererbt, wogegen dieser dem Zarten und Lieblichen in Natur und Poesie sehr zugängliche Mann nach der Art, wie unter seiner Leitung das Handlungshaus an Glanz und Vermögen einbüßte, wohl schwerlich auch dazu angethan war, praktischen Sinn im Gebiete des Zweckmäßigen auf den Sohn zu vererben. Soll für diese bei David Friedrich allerdings früh entwickelten Seiten ein Erblasser nachgewiesen werden, so muß wahrscheinlich auf den Großvater zurückgegriffen werden, nach der bekannten Theorie des Vererbens von Großvater auf Enkel ohnehin ja keine ungewöhnliche Ableitung.

Was die körperliche Beschaffenheit des kleinen David betrifft, so war sie eine schwächliche. Enge Brust und hoch hinaufgezogene Schultern deuteten auf hektische Anlagen. Bei Knabenspielen betheiligte er sich nur mit Zurückhaltung und Scheu, lebte dagegen sofort in seinem Elemente, wenn Erfindung, Improvisiren, geistiges Wettjagen aufs Tapet kamen.

Im Herbst 1821 — 13 Jahre alt — begab sich der Knabe nach glänzend bestandener Prüfung nach dem schon erwähnten Seminar Blaubeuren. Sowohl Vischer, der gleichzeitig mit Strauß die Schule bezog, wie auch Strauß in seiner Biographie Christian Märklin's haben dem Orte, wie der Anstalt selbst ausführliche Schilderungen gewidmet. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts gestiftet, hatte das Benedictiner-Kloster Blaubeuren im Ganzen dieselben Verwandlungen erfahren, die das Kloster Maulbronn in eine protestantische Bildungsanstalt umschufen. Die Zellen waren zu vier großen Zimmern und eben so vielen Schlafsälen (durchschnittlich für zehn Personen jedes) umgebaut worden. Es gab da einen langen, durch ein großes Spitzbogenfenster erhellten Gang, der selbst im Spitzbogen, doch nur im Holzbau, gewölbt, mit altersbraunen eichenen Dielen verkleidet war und noch den alten Klosternamen Dorment führte. Die Pforte, durch welche man aus diesem Dorment ins Freie kam, wurde nur vom Mittagsessen bis zwei Uhr Nachmittags geöffnet; während der ganzen übrigen Zeit, selbst Sonntags, entsprach der Aufenthalt im Kloster dem Begriffe mönchischer Clausur.

Uebrigens hatte das Seminar das Glück, sowohl in Kern, wie in Baur (Beide wurden später nach Tübingen versetzt) Lehrer zu besitzen, zu denen die Schüler mit Verehrung aufblickten, und auch der Ephorus Reuß, mit den Bedürfnissen und Wünschen der Jugend als gedienter Schulmann innig vertraut, trug das Seinige dazu bei, um den jungen Leuten das Leben erträglich zu machen. Mit Entzücken verweilt Strauß in jener Biographie Märklin's denn auch bei den landschaftlichen Eindrücken, die aus jener Zeit sich seinem Gemüth eingeprägt hatten, wenn er im Gegensatze zu der Abgeschlossenheit des Klosters ausruft: „Aber

bestieg man nun die Berge, erreichte die Wälder: welche gesunde Bewegung, welche reine Luft! Wie kräftig sprachen die schroffen, kühnen Felsen zu dem jugendlichen Sinne! Wie umwehte uns der Geist einer gewaltigen Vorzeit in den Trümmern der Burg, die über Wald und Felsenzacken, ein fabelhafter Bau, in das friedliche Blau-Thal herunterſah. Die Blau war der Eurotas dieſer ihrem Charakter und Einflusse nach wahrhaft spartaniſchen Gegend."

In dieſer Umgebung haben wir uns Strauß in ſeinen Entwicklungsjahren vom Knaben zum Jünglinge zu denken. Die Zahl der Seminariſten belief ſich auf vierzig. Ihnen geſellt waren etwa zwölf Hoſpites, die auf eigene Koſten als Penſionäre an dem Unterrichte Theil nahmen. Unter erſteren haben ſich einige im Laufe der Zeit zu einer Berühmtheit heraufgearbeitet, welche über die Landesgrenzen weit hinausreicht, ſo Wilhelm Zimmermann, bekannt vor Allem als Verfaſſer der Geſchichte des deutſchen Bauernkrieges, Guſtav Pfitzer, der feinſinnige Dichter und weitblickende Politiker, Friedrich Viſcher, ſchon in jener Zeit „der Schartenmayer" benamſt, als welcher der berühmte Aeſthetiker ohnlängſt mit ſo großem Erfolge den deutſchen Krieg in volksthümlichſter Weiſe beſang, Märklin, Binder, Krais, Heinrich Kern, Elsner. Die meiſten dieſer Schüler, „die Ausleſe der damals in Blaubeuren bei einander wohnenden Jugend", haben ſpäter nach längerem oder kürzerem Kirchendienſte den Ausweg aus dieſem in das Lehrfach oder das ſchriftſtelleriſche Privatleben geſucht und gefunden. „Wie viele Kämpfe," ruft Strauß aus, „wären wenigſtens einem Theile dieſer Männer, wie viel Kreuz auch der Mutter Kirche ſelbſt erſpart geblieben, wenn ſchon damals im Stifte Tübingen eine eigene Section zur Heranbildung von Philologen beſtanden hätte!"

Von den vier ſogenannten niederen Seminaren in Blaubeuren, Maulbronn, Schönthal und Urach „entleerte" ſich alljährlich eins nach Tübingen hin, und ſolcher Art kam auch in dem Tübinger Stift wieder ein großer Theil der alten Genoſſen zuſammen. Wollen wir uns David Strauß' äußere Erſcheinung aus der Zeit ſeines Ueberganges aus dem Seminar in das Stift, alſo auf die Univerſität, vergegenwärtigen und nicht minder ſein Verhältniß zu den Jünglingsträumen jener Tage, ſo kommen Viſcher's Aufzeichnungen darüber gerade dieſem Abſchnitt aufs Beſte zu Statten. Aus dem ſchüchternen, wennſchon geiſtig dominirenden Knaben iſt allmälig ein ſtolz aufgeſchoſſener, hagerer Jüngling geworden. Sein Auge iſt dunkel und groß, ſein Haar reicht in lichtbraunen, faſt blonden Locken bis auf die Schultern, ſein Kopf hat etwas Johannesartiges. Dabei weiß ſo Humor wie Gemüth in ſchäumender Fülle zum Ausdruck zu gelangen. Dem deutſchen Rock und dem altdeutſchen Haarſchnitt hat er ſich bequemt. In die ganze, aufs Burſchikoſe zugeſpitzte Tonweiſe der Cameraden geht er aber nicht ein. „Während wir Anderen," heißt es an der erwähnten Stelle, „uns unendlich groß fühlten, wenn wir mit der koloſſalen Tabakspfeife in der Hand nach den verbotenen Wirthshäuſern ſtürzten und commercirten, ſo lachte er uns aus und zog einen einſamen Spaziergang vor."

Der Uebergang ins Tübinger Stift vollzog ſich im Jahre 1825. Der neue Curſus war auf fünf Jahre feſtgeſetzt, von denen die erſten zwei für Philologie, Philoſophie und was dazu gerechnet wird, beſtimmt waren. Im philologiſchen Fache war neben dem von Strauß ſchon als „Ehren-Invaliden" bezeichneten Profeſſor Conz der einzige Lehrer Profeſſor Tafel, „ein Mann, der im Umgange weit mehr Geiſt zu verpuffen pflegte, als er in ſeine Vorleſungen einfließen zu laſſen für gut fand. — Wie verdrießlich kauten die an das Butterbrot Gewöhnten an der trockenen Kruſte!" — In der eigentlichen Philologie fungirte „neben dem ausgedienten Schott und dem myſtiſchen Dilettanten Eſchenmayer" eigentlich nur Profeſſor Sigwart. Als ein wahres Labſal rühmt Strauß die von Profeſſor Haug gehaltenen Vorträge „über allgemeine Geſchichte".

Noch weniger als in der Philologie das Stift den Erwartungen der früheren Seminariſten genügte, konnten ſie ſich mit dem ihnen in der Philoſophie Gebotenen befreunden. Sie fanden ſich ohne Führer auf das Privatſtudium angewieſen. „Man las Kant und verzog das Geſicht über den ſauren Apfel, in den man gebiſſen hatte;

man las Jacobi, der schmeckte schon süßer, und man meinte, wenn das Philosophie sei, schon eher mitthun zu können; man las Schelling, und wer die Jugend, zumal eine so wie wir erzogene, zu begeistern weiß, der hat sie — zwar wurde später der mystische Nebel, welchen diese Philosophie mit sich führte, in uns durch die aufgehende Sonne Schleiermacher's niedergeworfen: aber er hatte das Erdreich befeuchtet und befruchtet, das vor der Dürre des Materialismus und Rationalismus von da an für alle Zukunft gesichert blieb."

Was das Leben im Stift im Uebrigen betraf, so hatte es begreiflicherweise zwar einen freieren Zuschnitt als das des Seminars, aber ein wirklich studentisches war damit noch nicht gewährt. Das klösterliche Zusammenleben dauerte fort. Die Aufsicht über das morgendliche Aufstehen hatte nicht mehr die frühere Strenge, doch wurde sie in gewissem Maße auch über die „Stiftler" geübt und ebenso führte ein Thorwächter über Diejenigen Buch, welche Nachmittags erst nach drei oder sonst zu ungehöriger Stunde das Thor passirten. Abends trat Clausur ein, wenn auch Ausgangserlaubnisse bewilligt zu werden pflegten. Die Arbeits- und Schlafzimmer waren auf je sechs bis zehn Bewohner berechnet und ganz wie im Seminar solcher Art abgetheilt, daß allemal zwischen zwei Studirzimmern der Zöglinge sich ein Repetentencabinet befand. Der Stiftler stand somit unter beständiger Controle und ob er gleich ganz so gut akademischer Bürger war wie Juristen, Mediciner und die außerhalb des Stifts auf eigene Kosten studirenden Theologen, so mochte doch ein gewisser Corpsgeist dazu gehören, um jenes Bürgerthum nach allen Seiten für voll gelten zu lassen. Daß es hieran nicht fehlte, geht schon aus der Bezeichnung hervor, welche Strauß in seiner Biographie Märklin's den Bewohnern der von diesem bezogenen „Jägerstube" giebt: ehrenfeste Leute, die in der Studentenwelt etwas galten, in dem bunten Heerlager des Stifts etwa den Ruf der Pappenheimischen Küraſſire hatten, und doch ihre Studien nicht vernachlässigten, — freilich auch, wie er hätte hinzufügen können, sich von jenen Pappenheimern schon durch den übeln Umstand erheblich unterschieden, daß ein etwa keimender Bart sofort beseitigt werden mußte.

Der mehr citirte Verfasser der kritischen Gänge, Friedrich Vischer, läßt in seiner sehr lesenswerthen Skizze: Dr. Strauß und die Württemberger, dieser frischen und kecken Lebensluſt der Stiftler ihr Recht werden und bekennt sich selbst zu dem fröhlichen Mitmachen des rauschenden Studentenlebens mit seinen enthusiastischen und selbstgefälligen Illusionen; dann aber fährt er fort: „Strauß nahm auch jetzt an dieser Richtung durchaus keinen Antheil, ja, er verfolgte unsere Täuschungen mit einer beißenden Ironie. Die charakteristischen Illusionen dieses Alters, die kriegerischen möchte ich sie nennen, hat er niemals gekannt, er war in dieser Beziehung niemals jung und stets eine kritische Natur. Wenn wir von Duellen sprachen, von Burschenschaft, von Fechten und Reiten, so lachte er uns aus; wenn wir uns freuten, in der ersehnten Vacanz den verbotenen Schnurrbart stehen zu lassen und mit Sporen zu gehen, so begriff er es nicht. Die Jugendtäuschungen, an denen es auch ihm natürlich nicht fehlen konnte, waren theoretischer Art und zunächst durch den geselligen Kreis vermittelt, dem er sich anschloß. Es war dies ein geistreicher Club von eifrigen Verehrern der romantischen Schule, dessen genialstes Mitglied Ed. Mörike war — Tieck wurde vergöttert, das Schöne im Mystischen und Wunderbaren, in dem musikalischen Verklingen unsagbarer, unendlicher Gefühle und der Auflösung der festen Gestalten der sichtbaren Welt in einem phantastischen Taumel gesucht, das Volksthümliche, die Volkssage, das Volksbuch unbedingt über alles Reflectirte erhoben. Wer erkennt nicht das Wahre in dieser Anschauungsweise, wie es gerade durch seine Vermischung mit dem Falschen für einen jugendlichen Geist zum wonneberauschenden Tranke wird? — Die Knospe war aufgebrochen, das eigene Talent äußerte sich unter andern poetischen Producten namentlich in einer Komödie, worin ein sprudelnder Humor alle heiteren Reminiscenzen aus den schönen Jahren unseres Aufenthalts im niedern Kloster verwoben hatte. Mit dieser Krisis war nun auch der Charakter zum Durchbruch gekommen; an dem jugendlichen Grimme der Verachtung,

womit von dem neuen Standpunkte der Contemplation auf Alles, was als Nachwuchs Nicolai's erscheinen konnte, herabgesehen wurde, schliff sich auch die Schärfe des Willens. Wo war nun der wehrlose, scheue Knabe? Ein zweischneidiger, überlegener, energisch durchgreifender, jähzornig aufbrausender und im Jähzorn oft harter und ungerechter Charakter stand in unserer Mitte und verbreitete von nun an in seinen Umgebungen jene eigenthümliche Scheu zugleich und Hingebung an ihn, jenen bannenden Zauber, welcher Naturen zu umgeben pflegt, die man im antiken Sinne dämonisch nennen kann."

In diese Zeit fiel auch jene heftige Antheilnahme für Justinus Kerner's Seherin von Prevorst. Strauß selbst hat in unbefangener Weise seinen ersten Besuch bei dem gastlichen Weinsberger Magus beschrieben, dessen liebenswürdige Eigenschaften auch für alle spätern Tage ihm den jungen Freund gewonnen hatten. „Die Seherin rühmte meinen Glauben," meldet Strauß, „und auf die Frage: Was das Eigenthümliche meines Glaubens sei? gab sie die Antwort, daß er nie zum Unglauben werden könne." — Seine bald darauf über die Seherin und die sie betreffende Literatur geschriebene Kritik verrieth, wie er selbst gesteht, „einen Verfasser, den soeben erst Schleiermacher denken und selbst reden gelehrt hatte." Daß Strauß nicht gar lange die Wege Kerner's zu gehen vermochte, ist nur zu begreiflich. Was er in seinem größern Aufsatze über Justinus Kerner in Hinsicht auf die räthselhafte Mischung von Verständigem und Phantastischem sagt, wie sie die Freunde des berühmten Weinsbergers oft genug selbst in eine Art von Nebel hüllte, verdient schon um der Feinheit willen gelesen zu werden, mit welcher er diese schwierige Untersuchung über den Zustand eines ihm eng befreundeten Lebenden anstellt, aber auch um der Milde willen, die hier das Wort führt, während man sie aus begreiflichen Gründen in solchen seiner Untersuchungen vermißt, welche das Gebiet des Aberglaubens in mehr polemischer Weise zum Gegenstande hatten. Nach Kerner's Tode kam Strauß noch einmal auf die Frage zurück: ob Kerner denn wohl selbst an seine Geistergeschichten geglaubt habe, und er gesteht, die Antwort darauf nie leicht gefunden zu haben. Bejahte er die Frage, so bekam er die weitere Frage zu hören, wie denn ein so gescheidter Mann solch' närrisches Zeug glauben könne? Das Nein, zu dem er sich manchmal versucht fühlte, sprach er nicht aus, weil es sicher mißdeutet worden wäre. Aber auch wenn er sagte: Kerner glaube an seine Geister als Poet, nicht als Dogmatiker, wurde er selten verstanden; „und doch war es das Genaueste," sagt Strauß, „was ich zu antworten wußte."

Wenn diese Meinungsabgabe aus einer viel späteren Zeit als der seiner ersten Beziehungen zu Kerner und dem „Hereinragen der Geisterwelt" stammt — 1827 —, so hat sich ein Wort mit Bezug auf diese letztere Periode erhalten, welches genugsam beweist, wie wenig diese und andere verwandte Beziehungen seine bereits aufs Kritische gehende Geistesrichtung aufzuhalten vermochten. „Eine katholische Preisaufgabe, die ich im Jahre 1828 ausarbeitete," so lautet die betreffende Stelle, „war vielleicht der erste Wendepunkt (zur kritischen Richtung). Ich bewies exegetisch und naturphilosophisch mit voller Ueberzeugung die Auferstehung der Todten, und als ich das erste Punctum machte, war mir's klar, daß an der Sache nichts sei."

Im Jahre 1830 verließ Strauß die Universität. Er wurde Vicar und setzte als solcher das bereits während mehrerer Jahre mit Eifer betriebene Studium Hegel's mit großem Fleiße fort. Sonderbarerweise fiel ihm in dieser Zeit die Aufgabe zu, die skeptischen Skrupel eines Amtsbruders zu beschwichtigen, eben jenes Studiengenossen Christian Märklin, der in Brakenheim, ebenfalls als Vicar, zu geistlicher Thätigkeit berufen worden war. Es entstand zwischen Beiden ein Briefwechsel, aus dessen bis jetzt nur bekannten Bruchstücken man nicht ohne warme Theilnahme auf die heftigen Gewissenskämpfe schließen kann, welche in der Seele des Einen bereits tobten, in der Seele des Andern sich vorbereiteten. Was Märklin vor Allem das Herz abdrücken wollte, war das Dilemma, in das ihn sein „geistliches Blut", d. h. seine ererbte Neigung zum Beruf eines Geistlichen, und seine Zweifel in Rücksicht auf das dogmatische Christenthum gebracht hatten. „Ich kann mich

mit unsersgleichen, mit Theologen," so schreibt Märklin an Strauß, „in kein theologisches Gespräch einlassen, in dem ich nicht an diesen Stein stoße und ebenso muß es auch dir gehen, z. B. ich spreche mit meinem Special, der dies gern thut, über die Lehre von der Auferstehung, nicht Christi, sondern angeblich unserer eigenen. Ich bringe einige Gründe dagegen vor, die jeder weiß, die aber gewiß noch nie widerlegt worden sind; allein er sagt rundweg: nichts da! hier in der Schrift steht es einmal so; Christus (oder die Apostel) muß das besser wissen. Was nun thun? Sage ich offen, ich könne diese Auctorität nicht schlechthin anerkennen, so wird er mir sagen: Sie sind kein Christ! oder: wie wollen Sie mit gutem Gewissen predigen? oder er wird mich, wenn er wohlmeinend ist, den ganzen Storr'schen Beweis von der Auctorität Christi nachexerciren lassen, um mich zu bekehren. Will ich aber nicht offen sein und jenes gerade heraussagen, so kann mich und dich jeder Schwachkopf durch Berufung auf den Buchstaben des N. T. zurückschlagen. Was willst du nun thun? Mit einem solchen gar nicht streiten? Das steht oft nicht in deiner Gewalt. Dich durch ihn zurückschlagen oder gar wohlmeinend belehren lassen? Das treibt einem die Galle aus. Dich für einen Ketzer ausschreien lassen? Das finde ich auch nicht nöthig, wenn nicht die Wahrheit selbst etwas dadurch gewinnen kann. So sind wir immer im Nachtheil und unsere theologische Existenz ist in enge Grenzen verwiesen."

Und auf die kirchliche Lehre von den letzten Dingen zu sprechen kommend, schreibt Märklin an Strauß: „Ich möchte so gern Alle, die sich an dem langweiligen Gedanken einer Unsterblichkeit weiden, recht evident schlagen und meine eigene Ueberzeugung recht fest begründen können."

Diese Citate bekunden wohl in ziemlich anschaulicher Weise die Gemüthserregungen, welche sich damals freilich nicht allein dieser zwei Briefsteller, sondern überhaupt eines großen Theils der ehemaligen Stiftler bemächtigt hatten und deren Höhepunkt bald darauf in dem „Leben Jesu" zu Tage trat.

Im Sommer 1831 wurde Strauß als Verweser eines Professorats am Seminar zu Maulbronn angestellt. Im November desselben Jahres reiste er nach Berlin. Es herrschte dort die Cholera, doch vermochten ihn keine Besorgnisse von der lange geplanten Reise zurück zu halten. Kaum hatte er aber die ersten Vorlesungen bei Hegel gehört, als dieser von der Seuche hinweggerafft wurde. Von Berlin aus war es dann, wo er einem Freunde über eine im Geiste der Stellung, die er sich zur Hegel'schen Philosophie gegeben, zu verfassende Vorlesung über das Leben Jesu schrieb: „Aber, sagst du, dies willst du in Tübingen lesen? Und du glaubst nicht, daß dir der Hörsaal verschlossen wird? Ja, es ist wohl so etwas möglich und ich bin oft recht traurig, daß Alles, was ich in der Theologie thun möchte, solche halsbrechende Arbeit ist. Aber ich kann es nicht ändern; auf irgend eine Weise muß dieser Stoff aus mir herausgestaltet werden. Wir wollen es einstweilen Gott befehlen, der uns doch irgendwie eine Thür für so etwas öffnen wird."

Nach seiner Rückkehr 1832 wurde Strauß als Repetent in Tübingen angestellt. Er hatte großen Zulauf. Zuerst las er Hegel'sche Philosophie und zwar in kritisch beleuchtender Weise; dann folgte die Geschichte der neueren Philosophie, von Kant an, und Platon's Symposion; endlich Geschichte der Moral. Aber auch in anderen Beziehungen trat seine Tüchtigkeit als Lehrer in ein helles Licht. Praktisches Geschick und Entschiedenheit zeichneten ihn aus und vermehrten so sein Ansehen wie seine Wirksamkeit. Niemand handhabte die Seminarordnung mit größerem Erfolg, Niemand wußte seine Untergebenen besser anzuleiten und fester zu zügeln.

Es folgte eine Pause in seinen Vorlesungen, und im Juli 1835 erschien dann, nach überraschend kurzer Arbeitszeit, der erste Band seines Lebens Jesu.

Als nächste Wirkung der Veröffentlichung dieses Werkes traf den Verfasser der schwere, aber freilich von ihm vorausgesehene Schlag: seine Entlassung. Vischer sagt in Betreff dieses Schlages: „Er wird ihn nie verschmerzen; wenn irgend Jemand, so hat Strauß vermöge seiner altbürgerlichen soliden Erziehung und Denkart das Bedürfniß einer festen Unterlage seiner Thätigkeit, eines öffentlichen Wirkungs-

kreises, kurz eines Amtes. — Er fühlte sich entwurzelt, jenes Ketzergefühl kam über ihn, das Gefühl ausgestoßen, excommunicirt, mit dem Geruche der Pest umgeben zu sein —"

Mit wenigen Worten hat Strauß diese traurige Periode in dem schon citirten Aufsatze berührt, welchen er „Zum Andenken an meine Mutter" überschrieb. Er erzählt, wie die Gesundheit seiner Mutter im Jahre 1836 von Neuem zu wanken begann, wohl mit in Folge der wegen seines Lebens Jesu über den Sohn hereingebrochenen Heimsuchungen. Man hatte dem vom Tübinger Katheder Vertriebenen die Stellvertretung an der obersten Classe des Ludwigsburger Lyceums übertragen.

„Vielleicht erwartete die Behörde," so schreibt Strauß an seine Tochter, „ich werde das Gebotene ausschlagen; aber ich nahm es schwer, aus dem öffentlichen Dienst der Kirche oder Schule zu scheiden, und bezeigte mich willig, die Stelle anzutreten. Die Mutter wunderte sich über meinen Entschluß, ja er setzte sie in Verlegenheit. Kam ich nach Ludwigsburg, so erforderte es der Anstand, daß ich in dem überflüssig geräumigen Hause der Eltern wohnte; aber die Stimmung des durch die Jahre ohnehin verdüsterten Vaters gegen mich war in Folge der Wirkungen meines Lebens Jesu so, daß das Beisammenwohnen unmöglich erfreulich ausfallen konnte. Das wußte die Mutter an Ort und Stelle besser als ich es in Tübingen wußte; auch gab sie es mir zu verstehen; aber — kurz ich kam, und die Mutter behielt Recht. — Nach Jahresfrist gab ich die Stelle auf und zog nach Stuttgart, aber die Mutter hat mir später gestanden, daß die Gemüthspein jenes Jahres ihrer Gesundheit einen harten Stoß gegeben habe."

Dieser größeste Schmerz, der den Sohn traf, wurde wohl schwerlich durch die Befriedigung aufgewogen, welche die Mutter bald darauf aus den Huldigungen, die der steigende Ruhm des Sohnes ihr eintrug, schöpfte. Im Sommer 1836 hatte die Gesellschaft des Bades Neustadt für sie nur strafende Blicke gehabt. Zwei Jahre später wurde sie dort gehätschelt und auf Händen getragen. „Solche Ehre," schrieb sie an ihren Sohn, „ist mir in meinem Leben noch nicht widerfahren; schade, daß es nun seinem Ende so nah ist; ich würde dies als ein Zeichen einer glücklichen Lebensperiode ansehen." Diese Wendung trat nicht ein. Die Gesundheit der Mutter erholte sich nicht wieder. „Meine Berufung nach Zürich, die eben um jene Zeit erfolgte," so schreibt Strauß weiter, „gab ihr kurze Freude; denn bald liefen die Nachrichten von den wüsten Bewegungen ein, welche die Zurücknahme derselben zur Folge hatten." Und dann, nachdem er den im März 1839 erfolgten Tod der Mutter berichtet, fährt er fort: „Die Mutter ließ mich in wilden Schicksalsstürmen, auch den Bruder noch in schwankender Lage zurück; oft aber habe ich sie in der Folge glücklich gepriesen, daß sie die schlimmeren Stürme nicht erlebte, welche wenige Jahre nachher mein Lebensschiff gegen die Klippen geschleudert haben."

Jene Berufung nach Zürich wurde durch den Sturz der dortigen Regierung rückgängig gemacht, nicht ohne daß für und wider Strauß und auch für und wider die von ihm geltend gemachten Rechtseinwände ein lebhafter Kampf entbrannt wäre. Aber die Hoffnung des in der Heimath vom Lehramt Entfernten, sich in der stammverwandten Schweiz wieder eine feste Berufsthätigkeit eröffnet zu sehen, blieb vereitelt.

Im Allgemeinen haben die Beweggründe, welche Strauß so innig an der Berufung festhalten ließen und denselben mit seinen Ansprüchen auf den Rechtsweg drängten, eine Beurtheilung erfahren, die nicht zutreffend ist. Weder die pecuniäre Frage kam in erster Linie in Betracht, wenn schon sie mit Recht geltend gemacht wurde, noch die Absicht, Zürich zu einem Brennpunkt der „ketzerischen Theologie" zu machen und von diesem aus „die Brandraketen des Unglaubens" von einer immer zahlreicher werdenden Schülerschaar in die sich absperrende Heimath zu entsenden. Ohne Zweifel hätten die Ergebnisse, wenn er seine Professur wirklich antrat, nicht viel andere sein können, als sie jetzt geworden sind, denn die durch „das Leben Jesu" hervorgerufene Bewegung bedurfte keiner Nachhülfe, sie trug ihre Entwickelungsgesetze in sich. Dagegen war die Mittheilung durch das gesprochene Wort, war der

Wechſelverkehr mit Schülern und Univerſitätscollegen dem ſo beliebt geweſenen Tübinger Repetenten zu einem weſentlichen Lebensbedürfniß geworden und er konnte ſich nicht darein finden, den Katheder für alle Zeit mit dem Schreibtiſch, den lauſchenden Hörerkreis der Aula mit den todten, ledergebundenen Zuſchauern auf

„In ſeiner Zögerung, mit der Kirche zu brechen," ſagt Strauß, „in dem Bemühen, einen Weg zu finden, der, wenn auch noch ſo nahe an der Genze ſich hinſchlängelnd, ihn doch nicht aus ihrem Bereiche herausführen möchte, in dem Widerſtand gegen die Brutalität ihrer Diener, die ihm immer unverhohlener die Thür wieſen, iſt

David Friedrich Strauß.

den Regalen ſeines Studirzimmers vertauſchen zu ſollen. Seine Briefe aus dieſer Zeit gehören noch nicht der Oeffentlichkeit an. Aber was Strauß damals litt, fühlt man nach, wenn man die bedeutſame Stelle in ſeiner Lebensbeſchreibung Märklin's lieſt, wo er die Bedenken an ſich vorüberziehen läßt, welche den Freund vor ſeinem Rücktritt von dem Predigeramte beſtürmten.

Märklin der getreue Repräſentant der ſpeculativen Theologie jener Zeit. Wir Alle machten es nicht anders, wir wollten es nicht glauben, was unſere Gegner uns laut genug in die Ohren ſchrien, daß wir nicht mehr auf chriſtlichem Boden ſtünden. Und wir denken deshalb nicht ſchlechter von uns, weil wir das, ſo klar es auch war, nicht einſehen wollten. Wer mag gern von einer lieben Gewohnheit des

Denkens und Fühlens, ja des Daseins überhaupt scheiden? Wer eine Kluft zwischen sich und seinen Mitmenschen aufreißen, über die keine Gemeinsamkeit des Vorstellens, keine Möglichkeit der gemüthlichen Einwirkung, mehr hinüberführt? Es ist für solche, welche ihre Ueberzeugung ein für alle Mal unter den Gehorsam der Kirche gefangen genommen haben, sehr leicht, über diejenigen den Stab zu brechen, welchen dies nicht gelingen will, und die sich darum doch nicht entschließen können, der Kirche das letzte Wort der Aufkündigung zu sagen, — so leicht ist dies als es von jeher dem Pharisäer war, den Zöllner zu verdammen." — Und dann, nachdem er die Consequenzen der Wirrnisse gezogen hat, in welche Märklin durch seine Schrift über die Pietisten gerathen war, fährt er fort, indem er auf jeden in solche Lage Gerathenen die Nutzanwendung mit der Frage macht: Was soll er thun? „Den Schriftsteller machen? Dazu findet er keinen Beruf in sich. Er hat sich einmal verleiten lassen, ein Wort mit drein zu reden: doch nun sich als Schriftsteller aufzuthun, daraus seinen Lebensberuf zu machen, dazu findet er sein Talent nicht zureichend. Aber, so zu sagen, nichts zu werden, die bisherige Erfüllung seiner Tage, den Inhalt seines Daseins, aufzugeben, das ist ein Entschluß, vor dem ihn schauert. Ist es ein Wunder, daß er so lange als möglich sich sträubt, das verhängnißvolle Geständniß auch nur vor sich selbst abzulegen? denn freilich, hätte er es einmal vor sich selbst gemacht, dann würde es ihm sein ehrliches Herz abdrücken, wenn er es nicht auch vollends öffentlich ablegen sollte. Bei Märklin kam die ökonomische Frage nicht ins Spiel, da er das Glück hatte, von dieser Seite zureichend gedeckt zu sein; aber um so mehr und reiner die andere. Wie konnte der Mann, dem rastloses Wirken für sittliche Menschenbildung Lebensbedürfniß war, einen Wirkungskreis so leicht aufzugeben geneigt sein, in welchem ihm so schöne Früchte reiften? in welchem er sich sagen durfte, mit seinem schadhaften Glauben dennoch gedeihlicher zu wirken, als die meisten seiner Amtsbrüder von der tadellosesten Rechtgläubigkeit?"

Aber wie dort die Folgen der Märklinschen Schrift über die Pietisten nicht abzuwenden waren, so hier nicht diejenigen des „Lebens Jesu". Strauß mußte Schriftsteller werden.

Man hat ihm die dichterische Productivität abgesprochen. Ob nicht mit Unrecht, in so weit seine poetische Begabung und nicht ihre Entwicklung in Betracht kommt, diese Frage entzieht sich bis jetzt der Beantwortung. An gewichtigen Proben der ersteren fehlt es nicht und noch in der letzten Zeit seines Lebens hat die Muse sich ihm gern wieder genähert. Wie schön, um nur ein Beispiel aus seinen späteren Jahren anzuführen, das Gedicht, das ihm in Weimar der Besuch im Schillerhause eingab!

Heim kehr' ich an dem Pilgerstabe,
Zwar wegematt, doch still vergnügt,
An des Propheten heil'gem Grabe
Hab' ich der frommen Pflicht genügt.

Durch seines Gartens Schattenwege
Folgt' ich der Spur von seinem Fuß,
Und aus den Bäumen seiner Pflege
Vernahm ich seines Geistes Gruß.

Ich sah in Briefen, in Gedichten
Die Züge der verehrten Hand,
Und den lebendigen Berichten
Hab' ich mich lauschend zugewandt.

Auch jenes Zimmer, schlicht und enge,
Hab' ich mit frommer Scheu besucht,
Wo oft in glänzendem Gedränge
Ihn alle Götter heimgesucht.

Am Bette stand ich, wo dem Dichter
Der Schlummer Mohn aufs Auge goß,
Bis mit dem Ruf um hell're Lichter
Er es zum letzten Male schloß.

Im Lesen von den heil'gen Orten
Bin doppelt ich fortan erbaut:
Ich habe Wesen in den Worten,
Nun ich es Alles selbst geschaut.

In den trüben Tagen, welche der Schiffbruch seiner Züricher Hoffnungen ihm bereitete, gab die Liebe plötzlich seinem Leben eine neue Wendung. Während man den so rasch berühmt gewordenen „Rufer im Streit" vollauf beschäftigt glaubte, sich seiner zahllosen Gegner zu erwehren und alle seine Kräfte auf den Kampf um Dogmen und Tradition zu richten, hatte die anmuthige Sängerin Agnese Schebest, damals ein Liebling des Publicums, auch ihm es angethan, und nachdem seine Werbung erhört worden war, suchte er am häuslichen Herd Ersatz für das ihm unter den Händen zerronnene Glück, so des geistlichen wie des lehrenden Berufs. Am 26. Aug. 1842 wurden sie in dem protestantischen Dorfkirchlein zu Hork-

heim eingesegnet. Er war damals 34 Jahre alt, sie 29. Beide Gatten waren aus völlig entgegengesetzten Lebenskreisen zu einander gelangt. Sie war katholisch, er protestantisch, wenn auch überhaupt nur noch mit Vorbehalten zu einer Confession gehörig. Er hatte schwäbische Bürgersleute als Eltern und Voreltern, sie war die Tochter einer Deutschböhmin und eines Czechen. Ihre Erfolge hatte sie der Kunst und in Sonderheit der Bühne zu danken gehabt, er war der Wissenschaft für die seinen verpflichtet. Auf seinen Wunsch nahm sie für immer von der Bühne Abschied, — für ihren künstlerischen Ruhm vielleicht nicht zu früh, für ihre von stetem Erfolg und öffentlicher Anerkennung begleitet gewesenen Lebensgewohnheiten jedenfalls ein Verzicht schwer zu verwindender Art.

Ein gern gelesener Schriftsteller jener Tage, Ernst von Münch, beschreibt das erste Zusammentreffen von David Strauß und der Agnese Schebest bei einem Feste, das zu Ehren der Sängerin veranstaltet worden war. Münch stellte ihr „den berühmten Dr. Strauß“ vor, und Agnese, in dem Wahne, den frommen, freilich schon 1786 gebornen Verfasser der „Glockentöne“ vor sich zu haben, rief verbindlich aus: „Ich weiß, ich weiß Alles! ich habe viel von Ihnen gelesen; es freut mich unendlich, Sie einmal persönlich kennen zu lernen!“ — Da sich beide damals schwerlich träumen ließen, daß dieses erste Begrüßen der Anfang eines engen Zusammenhangs sein werde, hatte die von Münch sofort gegebene Berichtigung wenig zu bedeuten. Den Verfasser des Lebens Jesu kennen zu lernen, war ihr ohne Zweifel ebenso interessant wie ihr die Bekanntschaft des Verfassers der Glockentöne gewesen wäre. Von Beiden brauchte sie ohnehin nicht mehr zu wissen, als daß sie berühmte Leute waren, wie sie selbst sich als zu den berühmten Leuten gehörig zählen durfte. — Ueber die Stellung, welche Agnese Schebest damals in der Künstlerwelt einnahm, mögen hier einige Bemerkungen des schon oben citirten von Münch ihren Platz finden. Es handelt sich um eine ihrer letzten Gastspielreisen (feste Engagements hatte sie längst nicht mehr eingegangen) und es wird berichtet, daß die Karlsruher Damen den Fanatismus der Männer noch übertrafen. Man ließ Agnese in 25 Attitüden als Romeo zeichnen und wurde nicht müde „ihre südliche Erscheinung, ihre antiken Formen, ihre stolze, edle Stirn, ihre schwarzen Wimpern, ihre durchdringenden Augen“ zu bewundern. Ihr ganzes Thun und Lassen hatte den Ausdruck des richtigsten Tactes, nur theilweise beeinträchtigt durch Ausbrüche der Lebhaftigkeit. Ihr Spiel riß hin; in zweiter Linie stand ihr Gesang, ohne doch etwas vermissen zu lassen. Sie erinnerte stark an die Schröder-Devrient. Dennoch nannte Mieckisch, der Lehrer Beider, in einem Brief an Agnese vom November 1827 Agnese Schebest seine „vorzüglichste Schülerin“.

Aus der Zeit ihrer Verbindung mit David Strauß, einer Zeit, welche so freundlich anließ und so überaus traurig enden sollte, ist uns ein schätzbares Erinnerungsblatt aufbewahrt, das noch unter dem Einfluß der herzlichen Wünsche geschrieben ist, die sich, einem jung verbundenen Paare gegenüber, so gern in glückverheißenden Täuschungen wiegen. Emma Niendorf war mit Justinus Kerner und anderen Freunden 14 Tage nach der Hochzeit bei dem Ehepaare zu Gast. Sie beschreibt das Strauß'sche Haus mit Ausführlichkeit. Es war das erste Haus des Dörfchens Sontheim an der nach der Stuttgarter Straße zu gelegenen Seite — ein ehemaliger Sitz des deutschen Ordens, blaßgelb mit Läden wie ein Schlößchen, die Haustreppe eine Doppelstiege mit eisernem Gelände. Auf dünnen Holzsäulen ruht der den Eingang überschattende Altan. Im obern Stock, dessen Mittelzimmer auf diesen Altan hinausgeht, ist die geräumige und schön geschmückte Wohnung. Man tritt in jenes salonartige Altanzimmer und fühlt sich durch ein Norma-Bild, welches Agnesens Züge trägt, sofort in die künstlerische Atmosphäre der Wirthin versetzt. Ein morgenländischer Studienkopf, von Agnesens Schwester gemalt, ein Porträt Conradin Kreutzer's, ein offenes, mit Singnoten belegtes Piano vervollständigen den Eindruck. Der Armstuhl dort an der Wand ist bunt gestickt, das Plüschsopha glüht von kräftigem Roth. Daneben das zweifenstrige Zimmer des Gelehrten. An einem der Fenster das Stehpult aus schlichtem Tannenholz. Nur

einige Bücher liegen darauf, ein Druckbogen und ein Fernglas. „Alles liegt gerade, in scharfen Linien, ringsum sieht man die Nettigkeit, die Ordnung, den mathematischen Geist. — Ueber dem Schreibpult hängt jenes Bild von Agnese Schebest, das ihr antikes Profil darstellt — der einzige Goldrahmen. An der nördlichen Wand ein schwarzes Sopha, darüber das Konterfei von Hegel; links Hegel noch einmal, in kleinerer Ausgabe. Rechts Schleiermacher und ganz unten nochmals ein Blatt: Hegel auf dem Katheder.“ Es wird im selben Zimmer noch die Todtenmaske der Mutter David Strauß' erwähnt; eine Büste, wiederum diejenige Hegel's, und ein Schwarzwälder-Uehrchen vervollständigen die sehr einfache Ausstattung.

Ueber die junge Wirthin heißt es: „Das Treiben der Neuvermählten, ihre heitere Sorge für die Gäste war in aller Einfachheit so anmuthig; es ist ihr Bedürfniß, das Alles eben so schön aus sich heraus zu gestalten als den Romeo und jede andere künstlerische Leistung. Es ist immer in ihrer Natur das Gesetz der Wahrheit, der Schönheit.“ Und einige Seiten weiter, indem eines Gesangsvortrages der Wirthin: Arabien, mein Heimathland! gedacht wird, heißt es: „Das Lied war ganz Sehnsucht. Dazu die reinen Linien des orientalischen Profils, der ernstlächelnde Mund, die feingeschwungenen Brauen. Es liegt immer ein Schmerz in diesem Auge — der Schmerz der Poesie, das Heimweh der Seele. — Bei dem Gesange,“ fährt die Erzählerin fort, „sah man durch die hohen Scheiben, an welchen eine frisch entfaltete Rose stand und ein Citronenbäumchen mit reifenden Früchten, die Sonne flammend niedergehen. Noch einmal strahlte ihr Purpurbild aus den Wellen (des Neckars), über welche ein einsames Segel glitt. Ich trat auf den Altan. Thurmspitzen und Fenster der Reichsstadt (Heilbronn) funkelten. Ueber den Wiesen liegt Schloß Klingenberg, rechts davon das Dörfchen Böckingen. Im Hintergrunde der Heuchelsberg mit seiner Warte, einem aufgehobenen Finger ähnlich. — Dr. Strauß sah froh verklärt aus. Weit besser gefiel er mir heute, als wie ich ihn zum letzten Male sah vor einigen Jahren zu Stuttgart mit einem Folianten unterm Arme. Lichte Haare und Augen — er trägt Brillen — geben dem feinen, fast regelmäßigen Gesicht etwas sehr Jugendliches. Die Weichheit in den angenehmen, sonst etwas kalten Zügen, aus denen früher nur eine gewisse wehmüthige Resignation sprach, rührte mich. Nur gute Menschen können so glücklich sein. Wie hingen Aug' und Ohr an der Gattin, wenn sie sang!“ — Da, wie schon erwähnt, außer einigen Freunden (Christian Märklin u. a.) auch Justinus Kerner die Fahrt nach Sontheim mitgemacht hatte, so wurde ihm, wie billig, auch ein Gedicht abverlangt, und er gab dasjenige zum Besten, welches er ohnlängst auf der Fahrt zur Strauß'schen Hochzeit improvisirt hatte. Es bemüht sich, in humoristischer Weise die Gegensätze, welche hier wohl für alle Nahestehenden noch als unverschmolzen neben einander erkennbar waren, zum fröhlichen Ausgleiche zu bringen.

Strauß' Glaube kommt dem Ehstand ganz zu gut:
Denn ist es, wie er wähnet, nichts mit drüben,
Wenn nach dem Tode alles Lieben ruht,
So muß man hier für Ewigkeiten lieben.

Ein Andrer spricht: ich spare Vieles auf,
Bis wir auf einem bessern Stern uns sehen;
Er aber spricht: ich liebe hier vollauf;
Denn ich weiß fest, daß ich und du vergehen.

Du Andrer, raub ihm diesen Glauben nicht!
Er dient zum Heil der herrlichen Agnese.
Und kommt er einst aus Schein im Tod zum Licht,
Und sie steht vor ihm, wird er drob nicht böse.

Dann wird er sprechen: Kerner hatte Recht,
Dem machte Scharfsinn keine grauen Haare.
Agnese! was der Kopf denkt, ist oft schlecht,
Nur was mein Herz gefühlt, Herz, war das Wahre.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Skizze sein, bei den weiteren Sonnenblicken, welche dem Sontheimer Stillleben gnädig beschieden waren, zu verweilen, und noch viel weniger bei den wolkenumdüsterten Tagen. Der weitere Verlauf ist ja ohnehin in der Hauptsache bekannt genug. Schon nach wenigen Jahren hatte der ohne Zweifel von beiden Seiten aufgewandte gute Wille, die Ungleichheiten des Bundes zum Vortheile desselben zu verwerthen, sich als je länger, desto ergebnißärmer erwiesen, und das Zusammenleben hatte ein Ende. Zwei Kinder, eine Tochter — jetzt in Bonn verheirathet — und ein Sohn — ohnlängst zum Stabsarzt in der württembergischen Armee aufgerückt — sind der

Ehe entsprossen. Eine gerichtliche Scheidung hat nicht stattgefunden. Agnese Schebest-Strauß wandte sich nach Stuttgart zurück, wo sie im December 1870 ihrem Gatten in die Ewigkeit vorausgegangen ist. Ihre im Jahre 1856 erschienene Selbstbiographie (Aus dem Leben einer Künstlerin), sowie ihr Buch: Rede und Gesang (1862) legen Zeugniß ab von ihrer gediegenen künstlerischen Durchbildung und ihrer schon oben erwähnten Fähigkeit, sich maßvoll zu begrenzen.

Die schon berührte Confirmations-Ansprache David Strauß' an seine Tochter enthält zum Schluß die Worte: „Jetzt, nachdem der Schiffbruch überstanden, der beste Besitz, ihr, liebe Kinder, aus demselben gerettet, auf das Uebrige verzichtet, und mein Fahrzeug im Hafen ist, jetzt möchte ich oft die gute Mutter (die Mutter David Strauß') wieder um mich haben, mich mit ihr wie ehemals traulich unterhalten, ihr ihre Enkel und euch die Großmutter zeigen, euch von ihr unterweisen lassen und auf ihr Vorbild verweisen." —

Bevor Strauß aber sein Schiff als im Hafen geborgen bezeichnen konnte, hatte dasselbe noch manche Sturzwelle und manchen Windstoß zu bestehen gehabt, und schon der häufige Wechsel seines Wohnortes beweist, daß er überhaupt mit jenem Bilde keinen Zustand des Behagens ausdrücken wollte, wie die Ruhe im gesicherten Hafen sonst in der Vorstellung zu erwecken pflegt.

Es kann hier nicht auf die heftige Fehde eingegangen werden, welche sich an „Das Leben Jesu" knüpfte, und deren zunehmende Schärfe zuletzt in der Strauß'schen Schrift über „den alten und den neuen Glauben" auch auf die zahlreiche Anhängerschaft des unerschrockenen Mannes eine stark zersetzende Wirkung zu äußern begann. Zwischen dieser Schrift und jenem ersten Buche liegt eine stattliche Reihe von literarischen Arbeiten. Die meisten derselben dienten der nämlichen Richtung, wenn auch nicht immer in polemisch gehaltener Form. Durchweg tragen sie den Stempel eines fein gebildeten Geistes und einer gründlichen Gelehrsamkeit, Eigenschaften, denen sich rücksichtsloser Freimuth und Durchsichtigkeit des Stiles in immer vollendeter zum Ausdrucke gelangender Weise verschmelzen. Erwähnt seien hier Charakteristiken und Kritiken, 1839; Die christliche Glaubenslehre, 1840 bis 1841, 2 Bde.; Julian, der Abtrünnige, 1847; Schubart's Leben in seinen Briefen, 1849; Christian Märklin, 1851; Leben und Schriften Nicodemus Frischlin's, 1855; Ulrich v. Hutten, 1858 bis 1860, 3 Bde.; H. S. Reimarus, 1862; Kleine Schriften, 1862 und 1866; Das Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet, 1864; Der Christus des Glaubens und der Christus der Geschichte, 1865; Die Halben und die Ganzen, 1865; Lessing's Nathan der Weise, 1865; Voltaire, 2. Auflage, 1870. Der literarische Nachlaß enthält, so weit sich bis jetzt überblicken läßt, vornehmlich eine als „Literarische Denkwürdigkeiten" bezeichnete Arbeit, welche als Einleitung zu einer Gesammtausgabe zur Verwendung kommen dürfte. Eine solche steht übrigens vor der Hand nicht in Aussicht und setzt jedenfalls voraus, daß mit den verschiedenen Verlegern der Strauß'schen Werke erst ein Abkommen getroffen werde.

Der dichterischen Ader David Strauß' ist schon oben in anerkennender Weise gedacht worden. Die vielen Albumverse, welche in letzter Zeit in den Zeitungen von seiner Begabung für Gelegenheitspoesie Zeugniß abgelegt haben, geben nur ein schwaches Bild von seinem dichterischen Vermögen. Besonders gelangen ihm humoristische Gelegenheitsgedichte. Schon aus seinem sechzehnten Jahre datirt ein derartiger Hochzeitscarmen, worin eine zwanzigjährige Jugendgespielin in derber und doch sehr anmuthiger Weise wegen ihrer Unbeständigkeit gehänselt wird. Auch aus der letzten Zeit seines Lebens haben sich zahlreiche Gedichte in seinem Nachlasse gefunden. Unter den ernsteren Gedichten aus früherer Zeit beziehen sich einige auf Beethoven, wie ich glaube in Episteln an Kaufmann, den mit Strauß eng befreundeten schwäbischen Componisten. Beiläufig sei hier bemerkt, daß, soweit bis jetzt ermittelt ist, der Wunsch des Verstorbenen dahin ging, diese Blüthen poetisch angeregter Muße nicht als poetische Sammlung, sondern lieber in Verbindung mit einer früher oder später von Freunden zu beschaffenden Lebensbeschreibung ans Licht treten zu sehen,

alſo nicht mit dem Anſpruch auf ſelbſtändige Dichtungen. Zu einer ſolchen Vervollſtändigung ſeines Bildes nach verſchiedenen Seiten geben auch die nachſtehenden Gedichte einen Beitrag:

D. F. Strauß an ſeine Tochter.

Verſe geh'n dir über Kuchen,
Närriſch Kind, das weiß ich ſchon;
Doch wo ſoll mein Vers dich ſuchen,
Seit du übern Rhein entflob'n?
Köln iſt groß, hat viele Gaſſen:
Vögelchen, wer zeigt mir an,
Wo ich dich beim Flügel faſſen,
Dir mein Sprüchlein ſagen kann?

In des Reichthums Prunkpaläſte
Folgt mein armes Lied dir nicht,
Im Getümmel ſatter Gäſte
Lauſcht kein Ohr auf kein Gedicht.
Schau dir an der Wände Schimmer,
Der Geräthe bunte Pracht,
Und erkenne: das iſt's nimmer,
Was den Menſchen glücklich macht.

Auch die Kirchen und Capellen
Sind mir kein geleg'ner Ort,
Da verſcheucht der Pfaffen Schellen
Jedes kluge Menſchenwort.
Andacht wölbte dieſe Bogen,
Dieſe Kuppeln hoch und hehr:
Doch der Gott iſt ausgezogen,
Wohnt in keinen Tempeln mehr.

Lieber auf die freien Felder
Folg' ich deinem flücht'gen Fuß,
In die friſchen Birkenwälder,
An den breiten, klaren Fluß.
Hier iſt friedliches Behagen,
Und ſchon ſumm' ich ein Gedicht:
Doch da hör' ich Lerchen ſchlagen,
Und ſo lieblich kann ich's nicht!

Jetzt beginnt der Tag zu dunkeln,
Und vom langen Wandern matt,
Kehr' ich bei der Sterne Funkeln
Wieder in die laute Stadt.
Dort im ſtillen, ſchmucken Zimmer
Unter Freunden treu und gut
Find' ich bei der Lampe Schimmer
Endlich doch mein leichtes Blut.

Hier ergießt ſich Herz zu Herzen,
Von dem Lauſcher unbewacht,
Theurer Todten wird mit Schmerzen,
Froh der Lebenden gedacht.
Der geſunk'ne Muth ermannt ſich,
Auch die Verskunſt kehrt zurück,
Und zum Jahrstag Nummer Zwanzig
Wünſch' ich dir gereimtes Glück!

An eine Sängerin.

Nicht Klänge nur aus ſanggeübter Kehle,
Nicht Tongeflechte blos, mit Kunſt geſchlungen —
Stets ſtrömteſt du, wenn du vor uns geſungen,
Im Liede aus die volle, ſchöne Seele.

Wenn du nun von uns ziehſt, und jene Säle,
Wo deiner Töne Geiſter kühn gerungen,
Erſchallen jetzt von ſeelenloſen Zungen,
Wie werden wir empfinden, was uns fehle!

Nicht dich allein wird unſer Lied vermiſſen;
Nein, da auf der Geſänge weichem Flügel
Dein Herz dem unſern koſend zugeflogen —

Hat es das unſ're zu ſich hingezogen,
Das fliegt nun mit dir über Thal und Hügel! —
Uns ſelbſt haſt du uns, Zauberin, entriſſen.

Stuttgart, 27. Nov. 1837.

Zum Abſchied von Ihrem herzlich ergebenen

D. F. Strauß.

Wenig bekannt iſt es, daß die im Jahrgange 1850 im Stuttgarter Morgenblatt anonym erſchienenen Diſtichen von David Friedrich Strauß verfaßt ſind. Sie werfen ein lebhaftes Licht auf die während ſeines Münchener Aufenthaltes von ihm durchlebten Kunſtſtimmungen und beſtätigen die Annahme, daß er in jener Periode ſeines Lebens ſich mit dem Gedanken getragen haben mag, ſich völlig der Aeſthetik zuzuwenden. Hier folgen einige dieſer Gedichte:

Galba.

Wie dir ſo ſchwer aus der Hand ſich die blanken Seſterzien löſten,
Zeigt um den grämlichen Mund, Galba, die Falte noch heut'.

Einlaß.

Götter und Göttinnen ihr, ehrwürdige, Helden und Kaiſer,
Laßt in den heiligen Raum, den ihr bewohnet, mich ein.
Fremd und gedrückt empfind' ich mich unter den lebenden Menſchen:
Marmorne Geiſter, bei euch fühl' ich mich wohl und daheim.

Aegyptiſches Ehepaar.

Ach, wie rührt mich das alte vom Nil, das zärtliche Eh'paar!
Drei Jahrtauſende ſchon hält es ſo treu ſich umfaßt.

Sterbender Niobide.

Hingeſtreckt von den Pfeilen des Fernhintreffers Apollon,
Hab' ich dein frevelndes Wort, herrliche Mutter, gebüßt.

Venus von Knidos.

Hierher kommt und empfangt die heilige Weihe der Schönheit,
Die ihr euch lauteren Sinns wiſſet und reinen Gemüths.
Wehrt auch Profane nicht ab: ſie ſeh'n liebreizende Glieder;
Aber die Göttin entzieht ſich dem beſudelten Blick.

Die in den vorstehenden Gedichten ausgesprochenen Anschauungen und Empfindungen weisen so entschieden auf das Land der Wiedergeburt der Künste, auf Italien, hin, daß man sich Strauß in jener Zeit nicht wohl anders als von einer heftigen Sehnsucht nach dem Süden erfüllt denken kann.

Da er seit seiner Züricher Pensionirung und noch mehr seit der Auflösung seines Southeimer Haushaltes in der Wahl seines Wohnsitzes nicht gebunden war, lag es für ihn nahe, sich jenseits der Alpen wenigstens für einige Zeit heimisch zu machen. Dies ist nicht geschehen. Ueber Venedig ist er nicht hinaus gekommen. Eben so wenig hat es ihn sonst in die Fremde getrieben. Paris, das ihn doch lebhaft interessirte, und das auch von ihm vielfach Notiz genommen hatte — ich erinnere nur an die von einem Franzosen geschriebene Phantasie-Biographie des „docteur Strausz“ — ist nicht von ihm besucht worden. Vielleicht mochte er sich nicht von seinen Büchern trennen und glaubte, indem er mit ihnen bald nach Bonn, bald nach Heidelberg, bald nach Weimar, Berlin, München und Stuttgart umzog, schon der Mühseligkeiten genug zu erdulden.

Auf dem Gebiete des parlamentarischen Lebens hat Strauß sich nur vorübergehend versucht. Seine Candidatur um einen Parlamentssitz im bewegten Jahre 1848 führte nicht zu seiner Erwählung, da der Klerus stark gegen ihn agitirte. Die von ihm im selben Jahre veröffentlichten sechs theologisch-politischen Volksreden verdanken jener Bewerbung ihren Ursprung. Er wurde dann von seiner Vaterstadt auf den württembergischen Landtag entsandt, entsprach aber nicht den Erwartungen, welche die demokratisch erregten Gemüther mit seiner Wahl verbunden haben mochten, und legte in Folge einer Mißtrauensadresse bald darauf sein Mandat nieder. — Strauß gehörte zu den wenigen Schwaben, welche schon damals gleich Gustav Pfitzer, Notter und Märklin an dem Grundsatze festhielten: ohne Preußen sei für Deutschland kein Heil. In seiner 1851 erschienenen Biographie Märklin's erwähnt er einer Rede desselben, welche sich in jenem Sinn aussprach. Und dann fährt Strauß fort: „Also abermals für Preußen, gegenüber von alten Stammes-Antipathien und jenen neuen Vorfällen in Berlin, welche den Eintagspolitikern, mit denen er's zu thun hatte, das Blut vom Herzen in den Kopf getrieben und ihnen damit die Fähigkeit nüchterner Ueberlegung ein- für allemal geraubt hatten, wären sie auch nicht überdies von solchen gehetzt worden, welche Preußen nicht an der Spitze Deutschlands wollten! Uebelberathener Freund! Was konnte es helfen, solche Menschen zu erinnern, daß in politischen Dingen nicht das augenblickliche Gefühl, sondern die ruhige, von dem Eindrucke des Augenblickes unbeirrte Ueberlegung zu entscheiden habe; daß Könige ja nicht unsterblich seien, die Personen auf dem Throne wechseln, auch mit der Befestigung der constitutionellen Monarchie immer gleichgültiger werden müssen.“

Diese zur Zeit der Manteuffel'schen Reaction geschriebenen Worte kennzeichnen die Klarheit seiner politischen Ueberzeugungen wohl zur Genüge. Daß er mit denselben sich einen großen Theil gerade derjenigen entfremdete, die seine religiöse Fehde mitkämpften, machte ihn an der Pflicht der vollen Freimüthigkeit, auch auf die Gefahr hin einer großen Verminderung seines Anhanges, nicht irre.

Unter den Wohnorten, an welchen sich Strauß längere oder kürzere Zeit aufhielt, ist Darmstadt noch nicht genannt worden. Sein schon erwähntes, auch seiner Zeit in den Monatsheften ausführlich besprochenes Werk über Voltaire ist daselbst in der Form von Vorlesungen für die Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt zum Abschluß gekommen und giebt ein glänzendes Zeugniß für die ihm allmälig bis zur Vollendung eigen gewordene Fähigkeit, seine vollen Gedanken auszusprechen, ohne scheinbar mehr als das Allereinfachste zu sagen.

Von Darmstadt hat er sich seinem Heimathlande wieder zugewandt und ist nach langwieriger und schmerzlicher Krankheit am 8. Februar vorigen Jahres in Ludwigsburg in geistig ungebrochener Kraft seinem Leiden erlegen.

„In unf'res Herren Haus viel Knechte sind geschaart,
Und jeder dient dem Herrn auf seine eig'ne Art.“

Neun Tage in Dalmatien und Montenegro.

Von

W. Roscher.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Als die Sommerferien herannahten, erwachte die unwiderstehliche Luſt in mir, über die Alpen gen Süden zu eilen. Zwar ſchüttelten meine Freunde und Collegen, denen ich meine Reiſepläne mittheilte, auch diesmal den Kopf, weil ſie glaubten, daß die Hitze des Juli und Auguſt in den Ländern des Mittelmeeres den Genuß einer Reiſe erheblich beeinträchtigen werde, dies machte mich jedoch nicht irre, denn ich wußte aus Erfahrung, daß die Temperatur im Süden der Alpen ſelten höher ſteigt als in den heißen Sommertagen bei uns und daß ſie ſich leichter ertragen läßt, weil man bei der Gleichmäßigkeit der Wärme bei Tag und Nacht nicht wie in unſerm Klima genöthigt iſt, warme Reiſekleider zu tragen, und ſich, ohne eine Erkältung befürchten zu müſſen, immer in die leichteſten Stoffe hüllen kann. Außerdem trägt die gewaltige Ausdünſtung des Meeres, wenigſtens an den Küſten, ſehr weſentlich mit zu einer relativ kühlen Temperatur bei. Hatte ich doch ſchon auf früheren Reiſen in Italien während des Sommers niemals die Hitze ſo drückend gefunden wie bei meinen Fußtouren in den engen Thälern der deutſchen Alpen. Die traditionelle Angſt ſo vieler Deutſchen vor der italieniſchen Sommergluth halte ich alſo für gänzlich unbegründet, glaube vielmehr, daß der Sommer nächſt dem Frühling ſich am beſten zu Reiſen im ſüdlichen Europa eignet, weil die langen Tage die Zwecke des Touriſten außerordentlich begünſtigen und die Sommermonate wegen des dauernden guten Wetters und der Pracht der Vegetation den reizvollen Charakter der ſüdlichen Landſchaft weit beſſer zur Geltung kommen laſſen als Herbſt und Winter.

Schon war ich entſchloſſen, meine Mußezeit ausſchließlich im claſſiſchen Lande der Citronen und Goldorangen, der ſtillen Myrthe und des hohen Lorbeers zu verbringen, um einige mir noch unbekannte Städte und Landſchaften Oberitaliens, vor allen Ravenna und die Riviera di Levante zu beſuchen: da fielen plötzlich die höchſt anziehenden landſchaftlichen Skizzen aus Dalmatien von Heinrich Noë in meine Hände und erweckten in mir die Sehnſucht, die von mir bis dahin gänzlich unbeachtet gelaſſene Oſtküſte des Adriatiſchen Meeres kennen zu lernen und auf dieſe Weiſe meinen urſprünglichen italieniſchen Reiſeplänen einen neuen zu verbinden. Ganz beſonders reizte mich aber

der Gedanke, ein Land zu bereisen, das von den Touristen wenig oder vielmehr gar nicht betreten wird, wie sich schon aus der Thatsache ergiebt, daß es mir trotz eifrigen Nachforschens nicht möglich gewesen ist, ein Reisehandbuch aufzutreiben, welches à la Baedeker Dalmatien und Montenegro behandelte. Nur so viel konnte ich aus den Fahrplänen des österreichischen Lloyd entnehmen, daß zweimal in der Woche ein Dampfschiff von Triest nach Cattaro abgeht, welches an allen wichtigeren Punkten des Festlandes und der Inseln längere Zeit ankert, in Cattaro 36 Stunden bleibt, während deren man leicht einen Ausflug nach Montenegro unternehmen kann, und darauf wieder nach Triest zurückkehrt. Man braucht demnach zur Hin- und Rückfahrt nur etwa 9 Tage, während deren man vollauf Gelegenheit hat, Land und Leute kennen zu lernen, da bei dem Mangel an guten Landstraßen auch die Bewohner des Festlandes fast durchaus auf die Benutzung der Lloydschiffe angewiesen sind und das Dampfboot dem Festlande stets so nahe bleibt, daß man dasselbe bis zu den nahen Gebirgen, welche die Grenze von Dalmatien und Bosnien bilden, vollständig vom Verdeck aus überschauen kann.

Es ist der Zweck der folgenden Zeilen, diejenigen, welche ebenso wie ich den Werth einer bequemen Reise in überaus schönen und interessanten und gleichwohl noch sehr wenig bekannten Gegenden zu schätzen wissen, auf Dalmatien und Montenegro aufmerksam zu machen und ihnen zugleich die Mittel zu einer ethnographischen und historischen Würdigung des Landes an die Hand zu geben. Ich glaube, diesen Zweck am besten zu erreichen, wenn ich nach einer kurzen Schilderung des Landes und seiner Bewohner eine flüchtige Skizze meiner Fahrten und Erlebnisse biete, indem ich hierbei alle diejenigen Punkte nachtrage, welche in dem ersten Theile meiner Darstellung des Landes, seiner Bewohner und seiner Geschichte keine Berücksichtigung gefunden haben sollten.

Dalmatien, das südlichste Kronland der österreichischen Monarchie, ist bekanntlich ein langer schmaler Küstenstrich im Osten des Adriatischen Meeres, vor welchem unzählige kleinere und größere meist langgestreckte Inseln, die sogen. Scoglien, lagern und im Norden von Kroatien, östlich von Bosnien und der Herzegowina, im Südosten von Montenegro und Albanien begrenzt. Die fast überall in Form von steilen Felswänden abfallende Küste mit den vielen mitunter in einer Höhe von 2000 Fuß aus dem Meere auftauchenden Inseln bildet unzählige meist vortreffliche Häfen und Buchten, und nur sehr selten gewähren die Lücken zwischen den vorlagernden Scoglien dem am Festlande entlang Fahrenden eine Aussicht auf das offene Adriatische Meer; nur tief im Süden, ungefähr bei Ragusa, wo die Gebirge, wie schon das Fort San Lorenzo zeigt, sich in gewaltiger Höhe unmittelbar aus den Wogen erheben, verschwinden die Inseln fast ganz, so daß der Blick des Reisenden nunmehr ungehindert über den unendlichen Wasserspiegel der Adria hinschweifen kann. Auf diese Weise wird man Dalmatien wohl am besten als ein langhingestrecktes Gebirgsland bezeichnen können, dessen Gebirgszüge meist eine südöstliche Richtung haben. Passend sagt deshalb Noë in seinem Werke über Dalmatien: „Man stelle sich die Thäler der Schweiz bis dahin, wo die grüne Matte an das graue Gestein grenzt, mit Wasser angefüllt vor; die hohen Gebirge ragen noch über seinen Spiegel hinaus, die niederen sind von ihm begraben, die mittleren schauen nothdürftig darüber hinweg; das ist Dalmatien, über solche wellenbedeckte Gebirgsthäler trägt uns tagelang das Schiff." Was die Höhe der Gebirge auf dem Festlande Dalmatiens betrifft, die sammt und sonders als Abzweigungen der sogenannten Dinarischen Alpen zu betrachten sind, so ragen sie durchschnittlich bis zu einer Höhe von 5000 ja 5800 Fuß über die Meeresfläche empor, so z. B. der Velebitsch im Norden, ein furchtbar wildes und herrlich gezacktes Felsgebirge an der bosnischen Grenze, worin viele Räuberbanden hausen sollen, der Dinara (5840′) im Kreise Zara, der Orion (5740′) im Kreise Cattaro. Noch höher sind die Gebirge Montenegro's, die sich in furchtbarer Steilheit und Nacktheit an einzelnen Stellen bis zu 7600′ unmittelbar über den Spiegel der Adria erheben. Welch' prachtvolle Landschaften durch so bedeutende Erhebungen unmittelbar am Meere entstehen, wird Jeder begreifen, der die Alpenseen kennt, deren nächste Umwallungen

nur ſelten die genannten Gebirge an Höhe übertreffen, ihre wahrhaft grauenvolle Steilheit und Wildheit der Form jedoch, ſoweit ich ſie kenne, entſchieden nicht erſelben iſt wohl die Ombla in der Nähe von Raguſa, der alte Orion, welcher plötzlich in mächtiger Stärke aus den Felsſpalten aufquellend durch ein kurzes

Fort San Lorenzo bei Raguſa.

reichen. Wie alle Kalkalpen haben auch die Dalmatiner Gebirge viele oft abenteuerlich geformte Spalten und Höhlen, in denen Flüſſe bald ober- bald unterirdiſch dahinrauſchen. Der merkwürdigſte der- Thal voll ſüdlicher Heiterkeit dem Meere zuſtrömt, einer jener Flüſſe, welche, wie Noë ſich ausdrückt, mehr mächtige Quellen genannt werden können, die unweit des Strandes aus dem Kalk zu Tage

treten. Von diesem Flusse sagt ein Ragusäischer Dichter sehr treffend: „Danubio et Nilo non vilior Ombla fuisset, Si modo progressus posset habere suas.“

Dieses Land nun hat eine Bevölkerung von ungefähr 410000 Seelen, von denen nur 45000 Italiener sind, die ausschließlich die Städte bewohnen, während die übrigen mit Ausnahme von ungefähr 1000 Albanesen in der Nähe von Zara durchweg Südslaven und demnach die nächsten Verwandten der Kroaten, Slaven und Serben sind, deren Sprache nur unwesentlich von der der Dalmatiner abweicht. Dieselben theilen sich in verschiedene Stämme, die den Namen eigentliche Dalmatiner, Morlaken, Ragusaner und Bocchesen, d. h. Bewohner der Boeche di Cattaro führen. Es sind dies mit Ausnahme der wenigen Gebildeten, die mit den Italienern zusammen die Städte bewohnen und theils italienische, theils in Folge ihrer in Wien und Graz gemachten Studien deutsche Bildung angenommen haben, fast durchgängig noch halb barbarische, in einer Art von Mittelalter lebende, zu Raub und Gewaltthat geneigte Leute, die Blutrache üben und den Werth des menschlichen Lebens überaus gering anschlagen; doch muß auf der anderen Seite auch anerkannt werden, daß sie im Ganzen ehrlich, gastfrei und überaus tapfer sind, womit ihre beständige Bewaffnung (fast jeder kräftige Mann führt eine Pistole, gewöhnlich auch einen Handschar im Gürtel) im Einklang steht. Es steckt in diesen Leuten, wenn sie gut disciplinirt sind, ein außerordentlicher Fond militärischer Tüchtigkeit. Sie sind meist groß, kräftig und schön gewachsen, an Strapazen und Entbehrungen aller Art von Jugend auf gewöhnt, und trotz ihrer schlechten Schußwaffen, die zum großen Theil mit Feuersteinschlössern versehen sind, wie ein österreichischer Major, der Land und Leute aus langjähriger Erfahrung kannte, äußerte, ganz ausgezeichnet sichere Schützen. Uebrigens haben sie ihre militärischen Eigenschaften namentlich im Dienste Venedigs bewährt, dessen Kerntruppen bekanntlich meist aus Dalmatinern bestanden. Zudem sind die Bewohner der Küsten und Inseln ganz vorzügliche Seeleute, sie haben eine bedeutende Rhederei, freilich zumeist aus kleinen Schiffen bestehend, in einer Zahl von über 5000 mit einer Tragfähigkeit von circa 31000 Tonnen. „Die dalmatinischen Seeleute bilden die Hauptbestandtheile der österreichischen Kriegsflotte,“ sagte mir ein liebenswürdiger Linienschiffsarzt, der mit mir zusammen von Triest nach Pola fuhr und mir daselbst die sämmtlichen antiken Monumente zeigte, und fügte hinzu: „Sie haben ihre Tüchtigkeit wenigstens der italienischen Flotte gegenüber 1866 bei Lissa genügend bewährt, wo wir es mit einer bedeutenden Ueberzahl von feindlichen Schiffen aufnehmen mußten.“ Auch sah ich eine große Menge von Fischerbooten, die auf eine bedeutende Seefischerei schließen lassen. In der That ist es ja männiglich bekannt, daß die Adria sich ganz im Gegensatz zum tyrrhenischen Meere durch einen ungemessenen Reichthum großer schmackhafter Fische auszeichnet. Während meiner neuntägigen Fahrt habe ich fast täglich Gelegenheit gehabt, die Schmackhaftigkeit derselben gebührend anzuerkennen.

Aus dem vorhin über den Charakter der Bewohner Geäußerten folgt natürlich eine große Unsicherheit namentlich im Innern des Landes, wo sich eine große Menge von Räubern aufhält, die sich den Verfolgungen der österreichischen Gendarmen meist mit Glück durch ihre Flucht in die unzugänglichen Höhlen und Schlupfwinkel der dinarischen Alpen oder über die türkische Grenze zu entziehen wissen. Obwohl sie meist schlecht bewaffnet sind (sie tragen gewöhnlich Trombongewehre, die bis zur trompetenförmigen Mündung mit Ladung vollgestopft werden und so in der Nähe eine kartätschenähnliche Wirkung hervorbringen), so üben sie doch durch Erpressungen aller Art, namentlich aber durch Viehdiebstähle, fortwährend einen äußerst verderblichen Einfluß aus und hindern den Culturfortschritt im Innern des Landes über das Weichbild der Städte hinaus. Oft kommen diese „Wölfe des Gebirges“, wie sie vom Volke passend benannt werden, während der Nacht bis an die Mauern der Städte heran, um eine Beute zu erhaschen, und ein österreichischer Officier, den ich in Sebenico kennen lernte, warnte mich deshalb nachdrücklich, bei Nacht aus der Stadt herauszugehen. Uebrigens kann man entschieden der österreichischen Regierung nicht den Vorwurf

der Nachlässigkeit oder Unthätigkeit gegenüber diesem Räuberwesen machen. Sie hat das ganze Land bis zu der türkischen Grenze hin mit Blockhäusern übersäet, in denen Gendarmerieposten unter ihren „Führern" hausen. Denn nie kann ein Gendarm im Innern des Landes es riskiren allein aufzutreten, er würde bald ein todter Mann sein. Zu diesen Gendarmen, die, wie mir die österreichischen Officiere in Sebenico sagten, auf diese Weise eine äußerst schwierige Stellung haben, aber eine nie genug anzuerkennende Thätigkeit ausüben, werden nur ganz zuverlässige und besonders tapfere Unteroffiziere der österr. Armee ausgewählt, meist Slaven und Deutsche (Noë S. 255 ff.), die alle der Landessprache vollkommen mächtig sein müssen. Von deren Thätigkeit hatte ich selbst trotz meines nur neun Tage dauernden Aufenthaltes mich zu überzeugen hinreichende Gelegenheit, denn zweimal, zuerst in Ragusa, dann in Spalato sah ich zwei österreichische Gendarmen gefesselte, furchtbar unheimlich aussehende Kerle transportiren, von denen einer mir als Mörder — ob aus Blutrache oder aus Raubgier, kann ich nicht sagen — bezeichnet wurde. Am verrufensten ist der Kreis Zara, in welchem binnen zwölf Jahren bei einer Bevölkerung von 157000 Einwohnern gegen 2700 gewaltthätige Verbrechen verübt und 1919 Menschen schwer an ihrem Leibe beschädigt wurden. Die Mordthaten erreichten die furchtbare Ziffer von 507 (Noë S. 61). Was das bedeutet, kann man sich einigermaßen klar machen, wenn man diese Ziffer auf eine Stadt von der Größe Dresdens überträgt, deren Bevölkerungszahl ungefähr mit der des Zaratiner Kreises übereinstimmt. Noch schrecklicher sieht es übrigens in der s. g. Verlikka, einem kleinen Bezirke von 8400 Einwohnern aus, indem dort innerhalb desselben Zeitraumes 766 blutige Verbrechen vorkamen, so daß sich unter je einundzwanzig Menschen ein Mörder oder Todtschläger befindet.

Dennoch würde man nach meiner Meinung sowohl dem Lande wie seinen Bewohnern höchst unrecht thun, wenn man diese Verbrecherstatistik von unserem, ich möchte sagen modernen und civilisirten Standpunkte aus beurtheilen oder verurtheilen wollte. Ein Todtschläger oder Mörder in Dalmatien ist bei den durchaus mittelalterlichen Verhältnissen, bei der geringen Civilisation der Bevölkerung, die wiederum eine natürliche Folge der geographischen Lage und der eigenthümlichen Configuration des Bodens ist, moralisch durchschnittlich sicherlich nicht so verworfen, wie ein Mörder im civilisirten Deutschland oder Frankreich. Man bedenke nur, daß es in unserem eigenen Mittelalter mit der öffentlichen Sicherheit in Deutschland kaum besser bestellt sein mochte und daß überhaupt die Beurtheilung des moralischen Standpunktes einer Nation stets abhängig ist von der Stufe der Civilisation, die es erreicht hat, daß es somit ganz verkehrt ist, die Moralität verschiedener Nationen mit einem Maße zu messen. Außerdem ist hierbei das feurige und im Moment aufbrausende Temperament des Südländers in Betracht zu ziehen, das ihm im gegebenen Falle eine ruhige, kalte Ueberlegung oder Selbstbeherrschung entschieden erschwert, endlich muß man die Sitte der Blutrache und der augenblicklichen Selbsthülfe, in einem verhältnißmäßig öden Lande, wo die Gerichtsbehörden (die noch dazu von einer Regierung eingesetzt sind, welche das Volk als eine fremde betrachtet) nur wenig Macht und Einfluß besitzen und wo die fortwährende Bewaffnung Aller einen derartigen Zustand außerordentlich begünstigt, wohl berücksichtigen. Auch fallen viele dieser s. g. Mordthaten in die Kategorie des Duells, das namentlich in der Bocca und in Montenegro nach den Mittheilungen eines s. g. montenegrinischen Professors, mit dem ich auf dem Schiffe (welches von Cattaro nach Triest zurückfuhr) vier Tage zu verkehren Gelegenheit hatte, noch eine sehr bedeutende Rolle spielt. Hier nämlich hat dasselbe noch völlig seine ursprüngliche Bedeutung als Gottesgericht bewahrt und Leute, die in Streit gerathen, ergreifen sofort ihre Handscharen, um denselben auszufechten. Nach meinem ebengenannten Gewährsmann sollen auf diese Weise in dem kleinen Fürstenthume Montenegro jährlich ungefähr 50 derartige Duelle vorkommen. Daß diese Mittheilung nicht übertrieben ist, sondern auf Wahrheit beruhen mag, scheinen zwei persönliche Reiseerlebnisse zu bestätigen. Als ich nämlich in Njegusch, dem ersten montenegrinischen Orte jenseits der österreichi-

schen Grenze, mit meinen beiden Reisegefährten, von denen der eine österreichischer Oberst und der Landessprache vollkommen mächtig war, vor dem Wirthshause saß, näherte sich uns plötzlich ein schöner, großer, martialisch blickender Mann, der sich für eine so seltene Erscheinung, wie es civilisirte Reisende in Montenegro sind, interessiren mochte, und knüpfte mit unserem Obersten eine äußerst lebhafte Unterhaltung an. Aus dieser ging hervor, daß er aus der Krivoscie, einem Bezirke an der Bocca di Cattaro stamme, und vor langen Jahren mit seinem Vater, der einen Andern im Streite erschlagen, vor den österreichischen Behörden über die Berge nach Montenegro geflohen sei. Hier, wo die Sitte des Duells noch halb und halb officiell anerkannt ist, habe er sich naturalisiren lassen und sei auf diese Weise ein Montenegriner geworden. Aber trotzdem daß er sich in vieler Beziehung unter montenegriner Verhältnissen äußerst wohl befinde und sie den österreichischen bei weitem vorziehe, sei doch die Liebe zu seinem heimathlichen Boden so mächtig in ihm, daß er seit dem Tode seines Vaters wiederholt an die österreichischen Behörden geschrieben und um die Erlaubniß zur Rückkehr angehalten habe, zum Theil auch um wieder in den Besitz seines von der österreichischen Regierung eingezogenen kleinen Gutes zu gelangen. Doch habe er noch nie von der österreichischen Behörde eine Antwort erhalten. Daß dieser Mann infolge dessen durchaus keine schmeichelhaften Aeußerungen über Oesterreich that, vielmehr tiefen Groll gegen dasselbe im Herzen hegte, war begreiflich.

Ein ebenso helles Licht auf den soeben geschilderten Charakter der Bewohner dieser Gegenden vermag eine Aeußerung des vorhin erwähnten Montenegriners zu werfen, mit dem ich auf der Rückfahrt von Cattaro nach Triest vier Tage lang verkehrte. Derselbe war wie gesagt Lehrer an einer Schule in Cetinje und ein verhältnißmäßig gebildeter Mann, wie auch aus dem Umstande hervorging, daß er ganz geläufig deutsch sprach. Er war ganz national gekleidet und bewaffnet, er führte nämlich in seinem Gürtel einen sechsläufigen Revolver. Als wir im Laufe der Unterredung einmal auf die Tüchtigkeit der deutschen Truppen, die sie im letzten Kriege so glänzend bewährt, zu sprechen kamen, äußerte er plötzlich mit einer eigenthümlichen Lebhaftigkeit: er wünsche nichts mehr, als einmal einem preußischen Officier zu begegnen, den er dann sofort zum Duell herausfordern werde, damit sich montenegriner und preußische Tapferkeit und Waffentüchtigkeit einmal im Kampfe messen könnten. Ich muß hierzu bemerken, daß er schon vorher verschiedene Aeußerungen gethan hatte, welche bewiesen, daß die Montenegriner entschieden mehr Sympathie für die Franzosen als für uns Deutsche haben, was sich theils aus einem gewissen Neide gegenüber unseren glorreichen Waffenthaten, theils aus einem natürlichen politischen Instincte, der ihnen sagt, daß Deutschland gegenwärtig der entschiedene Bundesgenosse im Kampfe Oesterreichs mit dem Panslavismus ist, theils wohl auch aus dem Umstande erklärt, daß bis vor kurzer Zeit Frankreich ebenso wie Rußland dem montenegriner Fürsten eine bedeutende finanzielle Subvention angedeihen ließ. Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls war die Form, in der sich diese politische Antipathie der Montenegriner gegen uns Deutsche aussprach, äußerst charakteristisch.

Nebenbei sei an dieser Stelle noch einer eigenthümlichen Mittheilung desselben Mannes gedacht, die er mir in Bezug auf eine höchst originelle, wohl jeder Analogie entbehrende Bestrafung montenegriner Verbrecher machte. Er sagte mir nämlich, alle Verbrecher, die vom Fürsten und dem Senate verurtheilt worden wären, müßten eine gewisse Zeit nach der Hauptstadt Cetinje wandern. Hier dürfen sie den Tag über ganz frei herumgehen, jedoch ohne Waffen, nur die Nacht über würden sie in ein bestimmtes Gebäude, das Zuchthaus von Montenegro, eingesperrt. Man erkennt daraus deutlich einerseits, wie das Wegnehmen der Waffen als Schande gilt, anderseits, wie groß die Liebe zur Freiheit und Ungebundenheit bei den Montenegrinern ist, wenn die Nöthigung, Nachts in einem verschlossenen Gebäude zu schlafen, schon als eine empfindliche Freiheitsstrafe angesehen wird.

Jedoch diese kleine, aus einzelnen flüchtigen Zügen bestehende Skizze des eigenthümlichen Charakters jener Stämme würde ganz unvollständig sein, wenn ich nicht

die nationale Poesie der Dalmatiner und Montenegriner erwähnte, die besser als alles bisher Gesagte Land und Leute zu schildern im Stande ist.

Bekanntlich ist die Poesie ebenso wie die Sprache der Dalmatiner und Montenegriner nur als ein Zweig der serbischen Literatur und Sprache anzusehen, der man, seit Goethe darauf aufmerksam gemacht, auch bei uns in Deutschland die gebührende Beachtung schenkt. Ich verweise hier auf das schöne Volkslied von der edeln Frau des Asan Aga, dessen meisterhafte Uebersetzung wir Goethe verdanken. Es stammt bekanntlich aus dem Morlakischen, d. h. jenem dalmatinischen Dialekte, welcher in der Gegend von Zara gesprochen wird.

Ebenso schön ist ein anderes, von Noë mitgetheiltes Serbenlied, das in gleicher Weise die Mutterliebe verherrlicht.

„Trübe fließt der Dunaj hin an Buda,
Drin in Buda, in dem finstern Kerker
Lieget Grujo; unerfahrner Jüngling,
Drinnen liegt er schon im neunten Jahre,
Auf der Schulter sitzet ihm ein Falke,
Zwitschert, daß er reiche ihm zu essen,
Dreht die Augen, ihn verlangt zu trinken.
„Wachse, Falke, bis du ganz erwachsen,
Daß ich einst dich schicken kann zur Heimath,
Daß doch du sie siehst und kennen lernest."
Ihm entgegnet drauf der junge Falke:
„Ach, du, Grujo, unerfahrner Jüngling:
Schickst du mich, ich kann sie nicht erkennen."
Sprach zum jungen Falken drauf der Jüngling:
„Ach, mein lieber, theurer, junger Falke,
Diese sei'n die Zeichen dir von meiner Heimath:
In der Mitt' des Hofs ein weißer Brunnen,
An dem Brunnen steht ein weißer Weinstock,
An dem Stocke auch ein Baum, ein krummer."
Flattert auf der Falk und fliegt zum Hofe;
War der Hof schon ganz mit Gras bewachsen,
War der weiße Weinstock schon vertrocknet,
War versiegt schon längst der weiße Brunnen;
Traf drei Kuckuckvögel an im Hofe:
Jeden Abend ruft der erste Kuckuck,
Jeden Morgen ruft der zweite Kuckuck,
Doch der dritte ruft den ganzen Tag fort.
Flattert auf der Falk und schwingt sich weiter,
Und fliegt fort bis in den dunklen Kerker,
Bis hinein zum unerfahrnen Grujo.
Und er setzt sich auf des Helden Schulter,
Und erzählet von den Kuckuckvögeln:
„Jeden Abend ruft der erste Kuckuck,
Jeden Morgen ruft der zweite Kuckuck,
Doch der dritte ruft den ganzen Tag fort."
Sprach darauf der unerfahrne Grujo:
„Der da rufet jede Nacht, der Kuckuck,
Ist das Weib, das ich zuerst einst liebte;
Der da jeden Morgen ruft, der Kuckuck,
Das ist, Falke, meine liebe Schwester;
Doch der ruft den ganzen langen Tag fort:
Das ist, Falke, meine liebe Mutter."

So viel zur allgemeinen Charakteristik der Bewohner dieses merkwürdigen Landes im Allgemeinen; ich wende mich jetzt zu einer flüchtigen Darstellung der Geschichte derselben, um sodann zur Schilderung meiner Reise übergehen zu können.

Was zunächst die Geschichte Dalmatiens betrifft, so erscheinen als die ältesten Bewohner des Landes die Liburni im Norden und die Dalmatae im Süden des heutigen Dalmatiens, beides rohe, den Thrakern verwandte Stämme, von denen die ersteren als tüchtige Seeleute und gefährliche Piraten (ich erinnere an die schnellsegelnden naves liburnae) bekannt waren. Schon früh wurden diese Landschaften theils von Inselgriechen, theils seit 380 von Dionys I. von Syrakus colonisirt; als solche Colonien hebe ich hervor die Namen Epidauros in der Nähe des heutigen Ragusa, Corcyra nigra jetzt Curzola, Melite jetzt Meleda, Pharos jetzt Lesina u. s. w. Mit den Römern kamen sie zuerst um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. nach dem zweiten macedonischen Kriege in Berührung, als der Consul M. Figulus sie bekriegte und besiegte. Indessen schienen sie damals noch nicht völlig der römischen Herrschaft unterworfen worden zu sein, denn einige Jahre später, 149, mußte L. Caec. Metellus, der von diesem Kriege den Beinamen Dalmaticus erhielt, abermals gegen sie zu Felde ziehen, und zu Cäsar's Zeit schlugen und vernichteten sie ein Heer, bis es endlich dem Asinius Pollio und Augustus 34 n. Chr. gelang, sie völlig zu unterwerfen und namentlich den Seeräubereien ein Ende zu machen. Seit dieser Zeit bildete Dalmatien den südlichsten Theil der Provinz Illyricum. Nach dem Verfall des weströmischen Reiches ward es von den Gothen erobert, denen es bis zum Jahre 460 gehörte, wo sich die Avaren seiner bemächtigten. Ungefähr um 640, als die allgemeine Verdrängung der Avaren von Seiten der Slaven stattfand, scheinen diese in Dalmatien eingewandert zu sein. Sie gründeten hier ein Reich, welches bis zum Anfang des 11. Jahrhunderts dauerte, zu welcher Zeit der eine nördliche Theil unter ungarische Herrschaft gerieth und mit Kroatien vereinigt wurde, während die andere Hälfte unter dem Titel eines Herzogthums sich unter den Schutz

der mächtig aufblühenden Republik Venedig stellte, um gegen die fortwährenden Einfälle der Türken gesichert zu sein. Noch heute erinnert an diese Schutzherrschaft Venedigs der geflügelte Marcuslöwe, das Symbol Venedigs, der den Reisenden an allen dalmatischen Stadtthoren entgegenschaut. Nur der kleinen, aber thatkräftigen Republik Ragusa im äußersten Süden des Landes gelang es mit Hülfe der Türken, ihre Selbständigkeit gegenüber den Venetianern zu wahren, so daß sich hier eine eigenthümliche echt slavische Cultur und Literatur entwickeln konnte, welche in der Geschichte der südslavischen Stämme eine bedeutende Rolle spielt. Die Blüthezeit dieser kleinen Republick fällt in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts, wo die Stadt 35000 Einwohner zählte und eine ansehnliche Handelsflotte besaß, deren Bedeutung auch heute noch nicht aufgehört hat. So herrschte Venedigs Aristokratie bis zum Frieden von Campo Formio 1797 beinahe über ganz Dalmatien und sandte im Laufe von fast acht Jahrhunderten zahlreiche Familien in die Städte, die hier italienische Sprache und Cultur verbreiteten, bis es in Folge des genannten Friedens mit seinen dalmatischen Besitzungen unter österreichisches Scepter gerieth. Als Oesterreich 1805 den Preßburger Frieden schloß, mußte es auch Dalmatien an Napoleon abtreten und dieses wurde neun Jahre lang von den Franzosen, hauptsächlich unter Marmont, dem Herzog von Ragusa und Lauriston, welchem Dalmatien seine wenigen Heerstraßen verdankt, verwaltet. 1814 ist das Land bekanntlich mit Ausnahme kleiner Landstriche, die den Türken gehören, wieder ganz mit Oesterreich vereinigt worden und bildet unter dem Namen eines Königreiches dessen südlichste Provinz.

Sehr viel einfacher als diese von vielen Wechselfällen beherrschte Geschichte Dalmatiens ist die Montenegro's, zu der ich mich jetzt wende. Die Bewohner Montenegro's, welche sich bekanntlich von dem schwarzen Waldgebirge, welches sie bewohnen, Cernagorzen nennen (von welchem Namen Montenegrini nur die italienische Uebersetzung ist), sind reine Serben und somit wahrscheinlich um 640 in die jetzt von ihnen bewohnten Gegenden eingewandert, als der Kaiser Heraclius sie gegen die Avaren zu Hülfe rief. Ihre Geschichte ist folglich mit der von Serbien identisch bis zum Jahre 1389, als König Lazarus auf dem Schlachtfelde von Kossowo fiel und sein Königreich den Türken tributpflichtig wurde. Seit dieser Zeit ist Montenegro ein selbständiges Fürstenthum, das von Georg Balscha, dem Schwiegersohn des gefallenen Serbenkönigs, gegründet und mit Erfolg gegen die Türken vertheidigt wurde. Bis 1516 herrschte nun die Familie dieses Georg Balscha unter dem Namen Cernojewitsch, in welchem Jahre der letzte kinderlose Sprosse dieses Geschlechtes abdankte und die Herrschaft dem Metropoliten des Landes übertrug. Seitdem stand das Land unter hierarchischer Regierung bis zum Jahre 1851, als der letzte geistliche Herrscher oder Vladika aus der Familie Petrowitsch, in der schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts diese Würde forterbt, die Herrschaft seinem Neffen Danilo Petrowitsch vermachte, und somit die alte Regierungsform eines weltlichen Fürstenthums wieder einführte. Als dieser im August 1860 von einem Montenegriner ermordet worden war, wurde sein Neffe Nikolaus (geb. 1840), der Sohn seines Bruders Mirko, zum Fürsten ausgerufen. Was die Verfassung des Landes anbelangt, so ist dieselbe eingeschränkt monarchisch, insofern nämlich dem Fürsten ein aus den 10 angesehensten Familien des Landes gewählter Senat zur Seite steht, der gesetzgebende und richterliche Gewalt in sich vereinigt. Doch scheint in der allerletzten Zeit das Ansehen dieses Senats bedeutend gesunken zu sein, indem, wie man mir sagte, jedem Montenegriner die Autorität des Fürsten unendlich viel mehr gilt als die des Senates. Es kommt sehr häufig vor, daß Montenegriner, welche mit dem gerichtlichen Urtheil des Senates nicht zufrieden sind, an den Fürsten appelliren und sich dessen Urtheil willig unterwerfen, selbst wenn es ihnen noch weniger günstig sein sollte als das des Senates. Unter der aus Fürst und Senat bestehenden Regierung stehen nun die Woiwoden oder die Capitäne der acht Nahien oder Bezirke, in welche das Land eingetheilt ist. Im Uebrigen können alle politischen Einrichtungen als patriarchalisch bezeichnet werden. Der Fürst ist gewissermaßen ein Familienoberhaupt im gro-

ßen Stile, zu dem Jeder, auch der Aermste und Geringste, ohne Weiteres Zutritt hat, um ihm seine Angelegenheiten vortragen zu können. Die einzelnen Flecken des Landes bestehen aus Gemeinden, die wie die schottischen Clans aus lauter zusammenwohnenden Blutsverwandten bestehen; so wird Njegusch, das ich besuchte, von drei Clans bewohnt, deren einer der Petronitsche genannt wird und dem Lande die gegenwärtig regierende Dynastie geliefert hat. Die Bevölkerung beträgt ungefähr 200000 Köpfe, worunter sich etwa 25000 waffentüchtige Männer befinden sollen. So viel über die innere Geschichte des Landes. Noch kürzer kann ich mich hinsichtlich der äußeren Geschichte Montenegro's fassen, indem dieselbe eigentlich nur aus einer ununterbrochenen Reihe heftiger Fehden mit den Türken besteht, die alle zur Wahrung der Unabhängigkeit dieses kleinen Reiches gekämpft wurden. Aus neuester Zeit sind die Kämpfe der Jahre 1852 und 1862 besonders hervorzuheben, von denen letzterer im Ganzen für die Montenegriner unglücklich ablief, indem es Omer Pascha gelang, bis Cetinje vorzudringen und den gegenwärtigen Fürsten zur Annahme der türkischen Friedensbedingungen zu nöthigen, wenn es auch nicht gelang, ihn zur Anerkennung der türkischen Oberhoheit zu bewegen. Seit dieser Zeit herrscht im Ganzen Frieden im Lande, den der intelligente Fürst weise dazu benutzt hat, durch Gründung von Schulen die Cultur seiner überaus barbarischen Unterthanen zu heben, was ihm auch überraschend zu gelingen scheint. Wie sehr der Montenegriner das Bedürfniß fühlt, abendländische Cultur sich anzueignen, um dann mit bedeutenderen Mitteln im Verein mit den Bulgaren und Serben einen neuen furchtbaren Kampf zur Vertreibung der Türken zu kämpfen, geht aus der Thatsache hervor, daß selbst erwachsene Männer sich nicht schämen, zusammen mit ihren Kindern die Schule zu besuchen, um Lesen und Schreiben zu lernen. Ich selbst habe in Njegusch mehrere Männer gesehen, welche Schreibbücher unter dem Arme hatten und auf Befragen, was sie damit machten, sagten, sie hätten Schreiben gelernt, um ihre Einnahme und Ausgabe verzeichnen zu können. Die Liebe und Verehrung, die der Montenegriner für seinen Fürsten empfindet, erklärt sich nicht blos aus dessen gewohnter Gerechtigkeitsliebe, sondern auch aus dem Bewußtsein, daß er durch seine Hebung der Cultur des Landes mit der Zeit die Kräfte der Nation verdoppeln und verdreifachen wird.

Um also dieses hochinteressante Land aus eigener unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen, bestieg ich an einem schönen Julitage mit einem Freunde den auf dem Wiener Südbahnhof bereitstehenden Zug, um über den wegen seiner vielen Viaducte, Tunnels und landschaftlichen Bilder berühmten Semmering nach Triest zu fahren. Nach einer herrlichen, keineswegs heißen und doch vom schönsten sonnigen Wetter begünstigten Fahrt von 20 Stunden erreichten wir etwa früh Morgens um 7 Uhr die Höhe des öden und von jeglicher Vegetation entblößten Karstgebirges und erblickten plötzlich zu unseren Füßen den herrlichen Golf von Triest, der rings von hohen, ziemlich steil abfallenden und zum Theil mit echt südlichen Gewächsen bedeckten Bergen eingeschlossen, dem von Norden kommenden Wanderer mit einem Male ein überraschendes Landschaftsbild darbietet. Mein Freund, der zum ersten Male dieses schöne Bild vor sich sah, verstummte anfangs vor Entzücken, dann aber fragte er mich nach dem Namen der Bäume, an denen wir im schnellsten Fluge vorübereilten, und ich, der ich mich an seinem Entzücken weidete und mir mein eigenes Gefühl beim ersten Eintritt in die Welt des Südens ins Gedächtniß zurückrief, bezeichnete ihm die Cypressen, Oliven, Feigen, Lorbeer und Aloes, die an dem immer mehr zum Meere sich herabsenkenden Eisenbahndamme wuchsen. Ungefähr um halb acht langten wir in dem Triestiner Bahnhof an, nachdem wir kurz zuvor an dem schönen, vom Meere umspülten Lustschloß Miramare, das einst dem unglücklichen Erzherzog Max gehörte, vorübergefahren waren.

Da wir noch etwa vier Stunden bis zum Abgang des Dampfschiffes nach Dalmatien zu warten hatten, so beschlossen wir, die Zwischenzeit hauptsächlich mit Herumgehen in der interessanten und belebten Handelsstadt, nächst Marseille bekanntlich der größten am ganzen mittelländischen Meere, zuzubringen. Auf diesem Gange durch die

Stadt, namentlich aber an dem schönen, unzählige Schiffe enthaltenden Hafen hatte ich genau dieselben Eindrücke, wie vor etwa drei Jahren, als ich Triest zum ersten Male sah.

Nachdem wir uns in den Kanzleien des österreichischen Lloyd, welche sich in einem großen prachtvollen Palazzo, Tergesteo genannt, befinden, unsere Billets für Dalmatien gekauft hatten, begaben wir uns ungefähr eine halbe Stunde vor dem Abgang an den Bord des für die Fahrt nach Dalmatien bestimmten großen Dampfers Austria, dessen Maschinen bereits heftig zischten und dampften, und ließen uns sofort von dem Oberkellner des Schiffes unsere Cabine anweisen, ein höchst elegantes, mit zwei Betten versehenes Zimmerchen, das außerdem noch ein Sopha enthielt. Daselbst kleideten wir uns vollständig um und erschienen gerade noch rechtzeitig wieder auf dem Verdeck, um der Abfahrt des Dampfers aus dem Hafen zusehen zu können. Ungefähr eine Stunde nach dem Verlassen des Hafens rief die Schiffsglocke die Passagiere zur Mahlzeit und wir hatten zum ersten Male Gelegenheit, die zwar theure, aber ausgezeichnete Küche eines Lloyddampfers erster Klasse bewundern zu können. Das Beste daran waren die herrlichen Fische des adriatischen Meeres und die schönen Trauben, die, wie man uns sagte, von der Insel Corfu stammten.

Die Fahrt längs der istrischen Küste von Triest nach Pola bot uns einen Vorschmack dessen, was unser in Dalmatien wartete; das Schiff fährt immer so nah an der Küste hin, daß man namentlich mit Hülfe eines Fernrohres jeden interessanten Fleck am Ufer deutlich erkennen kann. Die istrischen Berge sind niedrig im Vergleich zu denen Dalmatiens, aber dicht mit Oliven- und Feigenbäumen bedeckt, und ähneln in der Form den Dünen der norddeutschen Küste, nur daß sie viel größer sind. An den Ortschaften und Städten des Ufers fuhren wir dicht genug vorüber, um erkennen zu können, welch' südlicher Charakter schon in diesen Gegenden herrscht: wir sahen Pirano, bekannt durch den Seesieg der Venetianer über die Flotte Friedrich's I.; Parenzo mit seinen gelben Häusern, vor 600 Jahren gewöhnlich der erste Halteplatz der Kreuzfahrer, Rovigno mit seinen ruinenartigen Wohnungen, die aus dem Felsen, auf dem sie stehen, herausgehauen zu sein scheinen, bis wir endlich, unmittelbar nachdem wir die schmale Meerenge zwischen dem Festland und den brionischen Inseln verlassen, im Hintergrunde einer schönen Bucht das berühmte Amphitheater von Pola, eben vom Glanze der Abendsonne beleuchtet, vor uns erblickten. Dieser Anblick fesselte uns so, daß wir den großen Kriegshafen mit seinen gewaltigen Panzerschiffen und Befestigungen so gut wie gar nicht beachteten. Glücklicherweise hielt das Dampfschiff etwa zwei Stunden, so daß wir unter Führung eines der eben genannten Marineofficiere hinreichend Zeit hatten, alles Interessante, was Pola bietet, zu sehen. Zuerst führte er uns natürlich an die großartige Arena, deren Aeußeres bekanntlich noch ganz unversehrt und somit viel besser erhalten ist als am Veroneser Amphitheater oder am Colosseum in Rom. Innen freilich ist sie arg verwüstet und zahllose Cacteen bedecken den durch das Herabstürzen der Stufensitze bedeutend erhöhten Boden. Wir brachten einige weihevolle Minuten im Inneren der Arena zu, sahen entzückt durch die weiten Bogenöffnungen den Abendhimmel und das im letzten Glanze der Abendsonne strahlende Meer hindurchschimmern und folgten alsdann unserm liebenswürdigen Führer, der uns noch rasch, ehe es vollständig dunkel wurde, zu den übrigen aus antiker Zeit erhaltenen Monumenten führte, als da sind: ein Tempel des Augustus und der dea Roma, ein schönes, wohlerhaltenes Thor mit korinthischen Säulen, porta aurata genannt und mit einer Inschrift versehen, die als Erbauer mehrere Mitglieder der Familie der Sergier nennt, endlich ein Dianatempel und ein zweites Thor, das von seinen Ornamenten den Namen Herculesthor führt. Zuletzt brachte uns der genannte Officier in das große neuerbaute und schön eingerichtete Casino der Marineofficiere, wo es uns ganz deutsch anmuthete, indem die Unterhaltung wesentlich in deutscher Sprache geführt wurde, da fast alle Officiere Deutschösterreicher sind, während die Matrosen und Maschinisten der italienischen oder dalmatischen Nationalität angehören. Wir hatten die verhältnißmäßig kurze Zeit unseres Aufent-

haltes in Pola sehr gut ausgenutzt, denn unmittelbar nachdem wir an Bord unseres Schiffes zurückgekehrt waren, wurden die Anker gelichtet und wir fuhren hinaus in die mond- und sternbeglänzte Zaubernacht des Südens, noch lange auf dem Verdeck sitzend und uns an der ergreifenden Schönheit des nächtlichen Meeres, das zu unseren Füßen rauschte, weidend.

(Schluß folgt.)

Die

Bernsteinküste am baltischen Meere,

sowie die dort vorhandenen

Lager und die Gewinnung des Bernsteins.

Nach persönlichen Beobachtungen

von

Julius Bacher.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 13, v. 11. Juni 1870.

Wenn man erwägt, welche bedeutende Zeiträume hindurch der Bernstein bereits als ein beliebter Luxus- und Industrieartikel gesucht und gewonnen worden ist, überdies die oft großen Massen bedenkt, welche sowohl früher als auch gegenwärtig noch durch einen einzigen Sturm an das Ufer geworfen worden sind und werden, so liegt die Voraussetzung nahe, daß ungeheure Lager davon auf dem Meeresgrunde vorhanden und diese auf weite Strecken verbreitet sein müssen.

Wenngleich das Erstere außer Frage steht, ist das Letztere dennoch nicht der Fall, da sich das eigentliche Lager kaum auf ein paar Meilen, ja auf eine noch geringere Ausdehnung zu beschränken scheint, wie wir später ersehen werden.

Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die zum leichteren Verständniß entworfene Skizze der Küste, woselbst der Bernstein nicht nur von der See ausgeworfen, sondern auch durch Graben in den Ufern und dem Strande gewonnen wird.

Es ist dies jener Theil der nördlichen Küste des baltischen Meeres, der sich, von Königsberg i. Pr. etwa 5 bis 6 Meilen entfernt, und die Seegrenze des Samlandes bildend, von dem Ort Palmnicken bis hin nach dem Badeort Kranz ausdehnt. Diese Entfernung dürfte etwa fünf Meilen betragen.

Die Küste besteht meist aus Sand und Lehm, untermischt mit gewöhnlichen Kieseln und Feldsteinen. An einzelnen Orten wie Wange, Brüsterort, dem Forstamt Warnicken ist der Strand auf weite Strecken mit Steinen bedeckt, die oft eine ansehnliche Größe erreichen und bis tief in die See hinein auf dem Grund so dicht angehäuft sind, daß das Baden daselbst besonders bei bewegter See unbequem und beschwerlich ist, und selbst auch Fischerboote sich nur mit Vorsicht dem Ufer nähern können. Sogenannte Wandersteine findet man am Strande nicht. Ueber den Ort Wange hinaus bis nach Kranz hin trifft man nur hin und her wenige, gewöhnlich größere Steine, die vereinzelt oder in kleinen Gruppen im Sande ruhen. Diese Steine sind durch Sturmfluthen aus den Ufern gewühlt und auf den Strand und in die See gestürzt, und dieser Theil wird ganz besonders von den Fluthen heimgesucht, die bereits im Lauf von fünfzig Jahren davon so viel abgerissen haben, daß ganze, früher beackerte und mit Gebäuden versehene Strecken von dem Meer abgespült worden sind. Dies ist namentlich in dem Badeort Kranz der Fall, woselbst die Stelle nicht mehr vorhanden ist, auf welcher noch vor zwanzig und einigen Jahren das Logirhaus und andere Gebäude standen. Ebenso wirken starke Regengüsse auf die hohen, sandigen Ufer, indem sie dieselben unterwässern und zum Absturz in die See nöthigen.

Dies sieht man ganz besonders an den hohen, wildromantischen Ufern des Forstamtes Warnicken, dessen herrlicher Park mehr und mehr in solcher Weise beeinträchtigt wird. Von den daselbst ehemals vorhandenen Wegen und Stegen am Uferrande ist keine Spur mehr vorhanden. Der ehemalige „Jägersteig“ und das dort einst zum Ausruhen einladende Lusthäuschen mit seinem weiten Ausblick auf das Meer und die prachtvolle „Wolfsschlucht“ leben nur noch in der Erinnerung älterer Leute. Aehnlich ist es am Georgswalder Ufer. Größere Besitzungen und Dörfer, theils Ackerbau, theils zugleich auch Fischerei treibend, reihen sich in größerer oder ge-

ringerer Entfernung vom Ufer an einander. Dieses ist im Allgemeinen nicht hoch, erreicht seine größte Höhe in der Gegend von Brüsterort, woselbst sie etwa 200 Fuß beträgt, und zeigt die Eigenthümlichkeit, daß es sich von hier an nach Kranz und der kurischen Nehrung hin immer mehr abflacht und endlich in diese ausläuft, während es westlich eine gewisse Höhe behält. Der Boden der bezeichneten Küste ist nur hin und her von besonderer Fruchtbarkeit und diese im Allgemeinen gering, da der erstere meist sandig und wenig humusreich ist und fleißige Cultur verlangt, soll er Erträge liefern.

Laubwaldungen dehnen sich aus dem Inneren des Landes bis hart an die Küste hin aus, dieselben enthalten jedoch kein Nadelholz, auch findet man an der ganzen Bernsteinküste weder Tannen, noch Fichten, noch überhaupt eine ähnliche Baumgattung; nur über diese hinaus und zwar dicht daran, so auf den Nehrungen an den beiden Haffen sind Fichten- und Tannenwälder von Belang, jedoch gewöhnlicher Art, ohne jene Harze zu hegen, denen man den Bernstein zuschreibt. An einzelnen Orten sind die Ufer bis auf den Strand hinab mit der Seeweide und anderen Gesträuchen bewachsen, so Georgswalde, Warnicken und Wange, sonst sind sie meist ohne Baum- und von nur spärlichem Pflanzenwuchs.

Die Aecker reichen oft bis an den Uferrand, oft auch sind weite Strecken davon unbebaut und mit üppigem Haidekraut bedeckt, oder stellen sich als aufgewehte wüste Sandhügel dar, woselbst nur spärlich Sandhafer und gelbblühender Lauch und wenige specifische Seepflanzen, wie Sal sola-kali ꝛc. ihr Dasein kümmerlich zu behaupten sich bemühen.

In der Nähe der Küste findet man auf den wüsten Strecken, sowie in den entfernten Waldungen oft in reicher Menge die viel besprochenen „Hünengräber", deren Inhalt rohe Thonurnen sind, welche calcinirte Knochenstücke und Asche der verbrannten Leichen, sowie Schmucksachen, — Ringe, Halsbänder, Perlen — aus Bronze und Stückchen Bernstein enthalten. Diese Gräber, aus aufgehäuften kleineren Feldsteinen errichtet und einen runden Hügel bildend, sind zuweilen von bedeutendem Umfange und es bedarf oft nicht geringer Mühe, zu den darin geborgenen Urnen zu gelangen, welche unter ihnen in einem kleinen von Felsplatten überdeckten viereckigen Raum in der Erde aufgestellt sind. Ein Gutsbesitzer, der in seinem Walde ein solches Grab zufällig entdeckte, vermochte mit den daraus gewonnenen Steinen seinen ganzen Hofraum zu pflastern, woraus man auf die Größe desselben und die dabei verwendete Steinmenge schließen kann. Nicht selten sind diese Gräber bereits so dicht mit Bäumen und Gesträuchen bewachsen, daß deren Vorhandensein vollständig verborgen ist und der Zufall nur zu ihrer Entdeckung führt.

Der Strand vertieft sich rasch in die See, ebenso ist die See daselbst in fast unaufhörlicher Bewegung, und da der Grund meist eben und sandig, der Wellenschlag kräftig ist, so wird dieser Theil der Küste im Sommer viel besucht, um zu baden und sich an der Seeluft zu stärken. Ebenso sieht man daselbst auch viele Touristen, da die Orte Neukuhren, Georgswalde, Rauschen und Warnicken überaus lohnende Zielpunkte für Wanderungen und Ausflüge darbieten. Ueberdies hat man auch einzelne Orte, wie Neukuhren und Kranz, ganz besonders für Badegäste eingerichtet, die sich des lebhaftesten Besuchs, namentlich von den Bewohnern der nahe gelegenen Residenz erfreuen. Vergleichen wir nun das Aussehen und die Bodenbeschaffenheit der Bernsteinküste mit den Fortsetzungen derselben, so ergiebt sich mit Ausnahme der bezeichneten Eigenthümlichkeiten in keiner Weise irgend ein besonderer Unterschied. Ebenso am Strand und in der See selbst.

Wir wollen nun das an dieser Küste ruhende Lager des Bernsteins betrachten.

Werfen wir zu diesem Zweck aufs Neue den Blick auf die Karte, so gewahren wir, wie die Küste an dem nordwestlichen Punkt in der Gegend von Palmnicken plötzlich und ohne alle Vermittelung einen fast rechten Winkel bildet, dessen Spitze sich zugleich als ein bedeutender Ufervorsprung darstellt. Bei stiller See und anhaltend sanftem Landwind läßt sich deutlich ein vom Strande aus in fast gerader Linie weit in die See erstreckendes Riff erkennen, welches aus angehäuften großen Steinen gebildet ist, die überdies auch auf weiterer Entfernung von derselben sowohl

den Meeresgrund als auch den Strand bedecken.

Dieses Riff zieht sich mehrere Meilen weit in die See hinein und ist den Schiffen äußerst gefährlich, weshalb auch ein bei Brüsterort errichteter Leuchtthurm die Schiffenden darauf aufmerksam macht.

Dieses Riff schließt nun das Bernsteinlager nach dem westlichen Theil der See hin in so bestimmter Weise ab, daß daselbst der Bernstein in kaum besonderer Menge ausgeworfen oder sonst gewonnen wird.

In dieser von dem Riff und der nördlichen Küste gebildeten Bucht befindet sich das Hauptlager des Bernsteins, wie dies auf der Karte des Genauern verzeichnet ist. Wie weit sich dasselbe in die See und überhaupt in der See ausdehnt, hat noch nicht bestimmt werden können, wenngleich es feststeht, daß es sich lediglich auf jene Seegegend beschränkt. Dies wird noch mehr durch den Umstand erhärtet, daß die in der Nähe dieser Küste und zwar über die Grenze derselben hinaus angestellten Gräbereien nach Bernstein mit kaum nennenswerthem Erfolg belohnt worden sind, was jedoch, wie wir erfahren werden, in den bezeichneten Orten in der überraschendsten Weise geschehen ist und noch geschieht. Dieser Umstand dient nämlich als ein sicherer Beweis, daß über die Grenze der als eigentliche Bernsteinküste bezeichneten auch bereits vor Jahrhunderten kein Bernstein ausgeworfen sein kann, da er sonst durch Nachgraben wie an der Bernsteinküste aufgefunden werden müßte.

Die Annahme dürfte demnach gerechtfertigt sein, daß sich das Bernsteinlager, so lange als der erstere überhaupt bekannt ist, niemals verändert hat und die örtlichen Verhältnisse dies auch verhindern müssen. Gewagt wäre allerdings die Voraussetzung, daß sich vorzugsweise in der bezeichneten Gegend jene Baumgattung befunden haben dürfte, welche das Bernsteinharz lieferte. Jedenfalls überrascht der Umstand, daß sich das Vorkommen des Bernsteins auf eine so enge Grenze beschränkt und die nahebei gelegenen Gegenden damit nicht bedacht sind.

Jene Waldungen müssen sich einst Meilen weit da befunden haben, woselbst gegenwärtig die See herrscht; jedenfalls erstreckten sie sich auch tief in das Land hinein, wie die Bernsteinfunde bei den vom Strande entfernten Nachgrabungen ergeben haben und der gegenwärtig in den Rauschener Bergen angestellte Abbau voraussichtlich noch ergeben wird. Diese Berge sind vom Ufer ziemlich entfernt. Ein weiterer Beweis für die enge Begrenzung des Bernsteinlagers dürfte sodann auch noch der Umstand sein, daß schon wenige Meilen von demselben entfernt, wo jedoch noch bei günstigem Winde Bernstein ab und zu ausgeworfen wird, die Nachgrabungen erfolglos gewesen, oder doch ganz unbedeutenden Gewinn lieferten. Es haben also auch nur in einer dem Lager entsprechenden Ausdehnung des Ufers Bernsteinablagerungen stattgefunden, was die nähere, früher ausgesprochene Bestimmung des Ersteren noch erhärten dürfte. Wenn nun auch das Hauptlager des Bernsteins in den bezeichneten Meeresgegenden gesucht werden muß, so versteht es sich doch ganz von selbst, daß der Letztere über den ganzen Meeresgrund jener Bucht, welche sich von Palmnicken bis Kranz hinzieht, in größerer oder geringerer Menge, unter Steinen geborgen und in Tang und Seegras eingehüllt, verbreitet ist, um unter bestimmten Verhältnissen an das Tageslicht und den Strand gefördert zu werden.

Sehen wir nun, in welcher Weise dies geschieht und die Gewinnung des Bernsteins überhaupt vor sich geht. Dieselbe zerfällt in das

1) Schöpfen,
2) Stechen,
3) Baggern in der See in den Haupt-Bernsteinlagern und Taucherarbeiten, sowie in
4) Nachgrabungen in den Ufern und Abbau der nahegelegenen Berge.

In der ältesten Zeit begnügte man sich wohl mit dem, was die See eben auswarf, ohne die Gewinnung des Bernsteins in einer besonders künstlichen oder mühsamen Weise zu fördern und lohnender zu machen. In der neueren Zeit und bis vor etwa dreißig und einigen Jahren bediente man sich lediglich der beiden ersten Methoden, bis die Speculation sich auch dieses Erwerbszweiges bemächtigte und zur Erzielung des kostbaren Materials wirksame mechanische Mächte in Anwendung brachte.

Betrachten wir nun das Schöpfen des Bernsteins. Dieses besteht einfach darin, daß der nach Stürmen in Seetang und -Gras eingehüllte Bernstein, während die sich überstürzende Welle die Seegewächse auf den Strand wirft, mit der Hand, kleinen Handnetzen, oder irgend einem anderen dazu brauchbaren Werkzeug rasch daraus entfernt wird, ehe die zurückströmende Welle ihn wieder in die See entführt. Es gehört dazu große Aufmerksamkeit, ein scharfes Auge, das den Bernstein schnell erkennt und von dem blasenförmig gestalteten und in der Farbe dem Bernstein ähnelnden Tang zu unterscheiden weiß. Es werden bei dem Schöpfen vorzugsweise nur die großen und größeren Stücke Bernstein beachtet, während man die kleineren aus dem auf den Strand geworfenen Seetang und -Gras aussucht, wobei sich alsdann auch wohl manch werthvolles Stück vorfindet.

Es bedarf jedoch des Zusammentreffens besonderer Verhältnisse, um das Anspülen und Auswerfen des Bernsteins hervorzurufen, und wir finden darin zugleich einen neuen, sehr zutreffenden Beweis für das Vorhandensein des Hauptlagers an dem bezeichneten Riff und in dessen nächster Nähe.

Ist die See nur wenig oder in der gewöhnlichen Weise bewegt, so geschieht es wohl, daß bisweilen hin und her ein Stück Bernstein mit der brandenden Welle an den Strand geführt wird, dies kommt jedoch im Allgemeinen nicht eben häufig vor und ist ohne alle Bedeutung. Der Proceß, der das Auswerfen in großen Massen bedingt, ist eben so eigenthümlich als in hohem Grade interessant.

Vor allen Dingen wird ein tüchtiger Nordwest-Sturm erfordert, der das Bernsteinlager in seinen tiefsten Tiefen aufwühlt, den zwischen den Steinen befindlichen Bernstein aufstört und in das Meer führt, Tang, Gras und sonstige Seepflanzen losreißt und in Bewegung setzt, daß diese die umhergeschleuderten Bernsteinstücke aufnehmen, einhüllen und in der See umherführen.

So lange der Sturm bedeutend ist, gelangt wegen der heftigen Bewegung des Meeres kein Bernstein an die Küste, sondern wird in der See mit den Gewächsen umhergeschleudert.

Soll der Bernstein auf den Strand geworfen werden, so ist es vor allen Dingen erforderlich, daß sich der Sturm abstillt und dabei die Windrichtung eine streng nördliche oder doch zugleich nur in geringem Grade östliche oder westliche wird.

Das langsame Abstillen des Sturmes, sowie die währenddessen eintretende Windrichtung sind von der höchsten Wichtigkeit für die Ergiebigkeit der Bernsteinerzielung durch Schöpfen, indem durch diese Umstände nicht nur große Massen in der See aufgehäuft, sondern auch sicher an den Strand geführt werden, ohne daß man befürchten darf, sie wieder in die See zurückgehen zu sehen, was nicht eben selten geschieht. Eine kräftig und anhaltend aus Norden wehende Brise nimmt in dieser Beziehung alle Besorgnisse.

Werden nun alle die bezeichneten Bedingungen erfüllt, so entdeckt das kundige und geübte Auge bald in der Meeresferne weit ausgedehnte, dunkele Streifen, über welche die Wogen fortgehen, dieselben zeitweise verdecken, bis sie wieder sichtbar werden und zugleich erkennen lassen, daß sie sich dem Ufer nähern. Oft jedoch verharren diese Streifen Tage lang fern in der See, ohne sich zu trennen und in sich dem Strande nähernde Bewegung zu gerathen. Diese Streifen bestehen aus zusammengeballten Seegewächsen, in welche der Bernstein eingehüllt ist.

Ist die Windrichtung eine günstige, so warten die bei der Bernsteingewinnung interessirten Strandbewohner das Auswerfen des Bernsteins ruhig ab, indem sie zugleich Vorkehrungen zum Schöpfen desselben treffen, wozu ganz besonders das Aufbieten aller schaffenden Hände des Ortes von den ältesten Leuten bis zu den Kindern hinunter zu rechnen ist.

Es muß nämlich bemerkt werden, daß, nachdem früher die Bernsteingewinnung von Seiten der königlichen Regierung durch dazu angestellte Leute betrieben wurde, dieselbe später an einen Speculanten für eine Reihe von Jahren verpachtet war, da die Regierung nicht die Kosten der Gewinnung zu erzielen vermochte, wogegen der Pächter in kurzer Zeit ein reicher Mann wurde.

Die große Armuth in den Stranddörfern, deren Bewohner sich meist vom Fisch-

fange nährten, veranlaßte die königliche Regierung, nach Ablauf der Pachtzeit den zu den einzelnen Dorfschaften gehörigen Strand an die Bewohner derselben zu verpachten, um ihnen einen neuen Erwerbszweig zu verschaffen und der Armuth daselbst zu steuern.

Dies ist mit dem besten Erfolge geschehen, da diese Dörfer im Laufe weniger Jahre bei der zu zahlenden nur kleinen Pachtsumme bereits wohlhabend geworden und die früheren Calamitäten nie wieder vorgekommen sind.

So befinden sich denn auch noch gegenwärtig die Stranddörfer und die daran gelegenen Besitzungen in dem Genusse dieser für manchen Ort sehr ergiebigen und lohnenden Pacht. Doch muß hier sogleich beigefügt werden, daß wenn es geschieht, daß eine einzige an einem Orte gemachte Schöpfung oft die dreifache Summe des Pachtgroschens erzielt, andere Dorfschaften dagegen oft mehrere Jahre hindurch nicht einmal die Pachtsumme gewinnen, da ungünstige Winde das Anspülen des Bernsteins auf ihrer Dorfmarke verhindern, dagegen denselben vielleicht ihren nächsten Nachbaren zuführen und sie nur das Zusehen beim Schöpfen haben. Denn es versteht sich von selbst, daß die Grenze des Strandes nach derjenigen der Dorfschaft genau bestimmt ist, und jedes Hinausgehen über dieselbe als ein Eingriff in die Rechte des Anderen betrachtet und bestraft wird.

Die ganze Dorfschaft nimmt Theil an der Pacht, und der Ortsschulze hat die Pflicht, die Gewinnung und Veräußerung des Bernsteins zu beaufsichtigen, indem er bis zu der letzteren den Stein — wie man den Bernstein daselbst schlechthin nennt — in einem wohlverschlossenen Kasten aufbewahrt, während des Schöpfens auch der Stein bei ihm niedergelegt und für den Verkauf sortirt wird. Ein paar Dorfbewohner stehen ihm dabei zur Seite und nehmen das Interesse des Dorfes wahr.

Es herrscht namentlich beim Schöpfen eine so große Strenge und Gerechtigkeit, daß nicht ein einziges Stück veruntreut wird, sondern ein Jeder die Pflicht erfüllt, auch das Geringste zu dem Ganzen zu geben. Und so überrascht es, in diesen Dörfern nicht das kleinste Stück im Privatbesitze vorzufinden, obwohl oft auf dem Boden der Stube mehrere Fuß hohe Haufen davon — bei ergiebiger Schöpfung — gesammelt werden, und uns die köstlichsten Stücke daraus, doppelt verführerisch in dem frischen Glanze des Seewassers, anlächeln.

Aber der dortige Strandbewohner achtet den Bernstein eben nur als ein gewinnbringendes Object, das für ihn sonst keinen anderen Werth besitzt. Und so kann es nicht überraschen, in jenen Orten keinen Bernsteinschmuck bei den Frauen der Dorfbewohner zu finden, der überhaupt in der dortigen Gegend selten angetroffen wird und alsdann nur bei den Frauen der Gutsbesitzer und des vornehmeren Standes.

Ebenso wird es überraschen, zu erfahren, daß in der dortigen Gegend die Bearbeitung des Bernsteins nicht betrieben wird, sondern diese erst in fern vom Strande gelegenen Städten wie Königsberg und besonders Danzig stattfindet.

Kehren wir nun wieder zu der Operation des Bernsteinschöpfens zurück.

Läßt, wie wir bereits bemerkt haben, ein günstiger Wind das sichere Anspülen der Seegewächse erwarten, so fragt es sich nun jedoch, ob irgend eine geringe Abweichung desselben und nach welcher Seite hin stattfinden dürfte. Es darf kaum bemerkt werden, mit welcher Spannung die Strandbewohner diesen Umstand beobachten, da es von ihm abhängt, ob der Stein auf den Strand und auf ihre Grenze oder eine andere geworfen oder vielleicht gar nicht an das Ufer gelangt, sondern wieder in die See zurückgeführt wird und darin spurlos verschwindet, indem er wahrscheinlich mit den Gewächsen zu Boden sinkt. So geschieht es denn, daß, wenn man irgend einen Umschlag der günstigen Windrichtung befürchtet, der Streifen nicht mehr zu fern in der See und diese nicht sehr bewegt ist, man sich in Boote wirft und den Massen entgegenrudert, um aus ihnen die an die Oberfläche getriebenen Bernsteinstücke schon dort zu schöpfen und sich so für alle Fälle sicher zu stellen. Die Ausbeute ist oft wegen der Schönheit und Größe der gefischten Stücke sehr lohnend, da unter diesen Verhältnissen eben nur große Stücke gewonnen werden können. Es lassen sich die

Bernsteinfischer in ihren Booten wohl in solcher Weise, neben den Pflanzenmassen verharrend, von den zu Lande gehenden Wellen allmälig an den Strand treiben, währenddessen sie emsig auf ihr Geschäft bedacht sind. Dieses wird lohnender, je mehr die Massen dem Strande sich nähern, indem diese sich wegen der geringeren Meerestiefe immer höher auf die Oberfläche erheben und das Schöpfen erleichtern.

Sobald nun dieselben den seichten Grund erreichen, eilen die harrenden Schöpfer ihnen einige Schritte in der See entgegen, um in der angegebenen Weise den sichtbar werdenden Bernstein zu erhaschen, wobei sie mit den Pflanzenmassen immer mehr nach dem Strande zurückweichen, woselbst sie, sobald jene diesen erreichen, hier die Arbeit fortsetzen.

Die ausgeworfene Pflanzenmasse besteht vorzugsweise aus Seegras und Tang — Fucus vesiculosus — und je mehr das letztere vorhanden ist, um so mehr Bernstein steht zu erwarten. In derselben befinden sich außer Bernsteinstücken von Faustgröße an bis zu ganz kleinen oft kaum eine Erbse großen Stücken, sogenanntes Grus, in geringer Menge noch andere Seegewächse, kleine gerippte Muschelschalen, kleine Steine, Kies, kleine, schwarze, versteinerte Holzstückchen und nicht selten auch todte Fische, namentlich Seeaale, Dorsche, die wahrscheinlich bei dem unruhigen Meere darein gerathen und getödtet worden sind. Man kann sich leicht das belebte Schauspiel vorstellen, das sich beim Auswerfen des Steins an dem also begünstigten Strande entwickelt. Das Waten in die See, das Haschen und Schöpfen, die Ueberraschung durch eine ungeahnt heranrollende Welle, welche die Kleidung noch mehr durchnäßt, ein ungewöhnlich großes Stück Bernstein, das erhascht wird, verloren geht, liefern dazu eine Menge Momente. Die ersten kleineren Massen werden von der sich überstürzenden Welle — sogenannte Rollwelle, die kräftigste und beliebteste Badewelle — nur zum Theil auf den Strand geworfen, und das zurückströmende Wasser — sogenanntes Unterwasser — entführt namentlich den frei gewordenen Bernstein wieder in die See zurück, während die Pflanzenmasse den Strand erreicht und sich daselbst ablagert. Beim Ueberstürzen der Welle werden oft schöne Bernsteinstücke weit auf den Strand geworfen.

Während man sich also beschäftigt, werden nun immer mehr Massen an den Strand geworfen, die sich auf einander häufen, die zuerst angelangten bedecken, um vielleicht bald unter neu ausgeworfenen Massen zu verschwinden, und man ersieht aus diesem Umstande, welche große Eile beim Schöpfen erforderlich ist, um sich von dem Segen nichts entkommen zu lassen und das spätere Durchsuchen der Massen zu erleichtern und abzukürzen. Sobald nun das Auswerfen sein Ende erreicht hat, wird der seichte Meeresgrund am Strande noch abgesucht, später alsdann die Massen aus einander geworfen und der darin enthaltene Bernstein ausgelesen.

Nach einem also ergiebigen Sturme bemerkt man oft weite Strecken des Strandes mit den Pflanzenmassen bedeckt, an einzelnen Stellen bisweilen mehrere Fuß hoch aufgehäuft und zum Theil mit kleinen Bernsteinstücken überreich angefüllt.

Denn so weit ist man in der Schätzung dieses Materials dort noch nicht gekommen, daß man durch eine entsprechende Vorrichtung diese kleinen Stücke sichtet und sammelt, um sie im Handel zu verwerthen, obgleich sie sowohl zu Lack und chemischer Verwerthung — Erzeugung von Bernsteinsalz und -Oel — benutzt werden können. Wie das dann an solchen gesegneten Orten in der Sonne glitzert und blinkt, als ob gütige Najaden Edelsteine verstreut hätten! Zur Badezeit bleiben sie freilich nicht unbeachtet, denn das Sammeln der Bernsteinstückchen und der niedlichen Muschelschalen gewährt den Strandgästen, namentlich den Kindern, ein sehr beliebtes Vergnügen, indem man die Funde zu Nippsachen benutzt oder als Andenken an die See aufbewahrt.

In der wärmeren Jahreszeit entwickeln die ausgeworfenen Pflanzenmassen bald einen unangenehmen, durchdringenden Geruch nach Jod, bis sie allmälig in Fäulniß übergehen, wenn nicht ein bald erfolgender Sturm sie wieder in das Meer reißt und in dessen Grund versenkt, um vielleicht aufs Neue an einer anderen Stelle des Strandes ausgeworfen zu werden. Der Seetang wird in den Strand-

dörfern vielfach zur Düngung der Aecker benutzt, deren Fruchtbarkeit er sehr erhöht, namentlich gedeiht die Kartoffel dabei vortrefflich.

Somit ist das Geschäft des Schöpfens beendet; aber es geschieht nicht eben selten, daß bei anhaltender und sich ein wenig verstärkender Windrichtung sich ungeahnt noch eine ergiebige Nachlese einstellt, oft erst am nächsten Tage, ja noch später. Diese Nachlese enthält oft die prächtigsten Bernsteinstücke, die mit geringen, an der Meeresoberfläche nicht sichtbaren Pflanzenmassen an den Strand gespült werden und den daselbst Wandelnden dadurch nicht wenig überraschen.

Der Berichtende gewahrte einst, als er an einem Sonntage den einsamen Strand besuchte, nachdem ein paar Tage vorher sich ein segensreicher Sturm abgestillt hatte, wie ein Fischer, dicht am Strandrande in der See watend und die langen Stiefel über der Brust hängend, sich diese in kurzer Zeit mit den schönsten und größten Bernsteinstücken füllte, die er mit der Hand aus dem Wasser haschte. Das geschah aus einer unvorhergesehenen Nachlese, die Niemand der Strandbewohner erwartet hatte, weshalb ihnen auch dieselbe wahrscheinlich entging.

Es ist daher auch nach abgethaner Schöpfung noch immer eine gewisse Aufmerksamkeit auf den Strand und die See erforderlich, um sich dergleichen allerdings nicht eben häufig vorkommende Bescherungen zu sichern.

Das Schöpfen geht jedoch nicht immer in so einfacher und ruhiger Weise vor sich, sondern wird durch die Launen des Windes, vermehrte Stärke und Steigerung desselben bis zum Sturm unterbrochen und oft auf mehrere Tage ausgedehnt. Sodann nöthigt die hereinbrechende Nacht, das Schöpfen aufzugeben, oder eine plötzlich eintretende veränderte Windrichtung führt den Segen rasch wieder in die See oder nach anderen Strandgegenden.

Am höchsten ist wohl die Spannung des Strandbewohners, wenn der seiner Grenze sich zuwendende Streifen zugleich mit einem neu aufspringenden Winde zusammentrifft, dessen Richtung ihn besorgen läßt, daß seine so frohen Erwartungen zerstört werden könnten. Denn vielleicht schon nach kurzer Zeit ist von dem kostbaren Streifen nichts mehr zu entdecken. Alle getroffenen Vorkehrungen zum Schöpfen sind vergeblich gewesen, und der darüber entstehende Unmuth wird alsdann in den Dorfkrügen in spirituosen Getränken ersäuft.

Doch stellt man unter solchen Verhältnissen auf den Höhen der Küste Wachen aus, um das Meer zu beobachten und rechtzeitig Meldung thun zu können, falls irgend welche Zeichen von der Annäherung des Bernsteins entdeckt werden sollten.

Die Menge des bei einer einzigen Schöpfung gewonnenen Bernsteins ist natürlich in hohem Grade verschieden, oft sehr unbedeutend, oft überaus groß, ja es geschieht, daß bei sehr günstigen Windrichtungen an einzelnen Orten die ausgeworfene Bernsteinmenge so bedeutend ist, daß nicht Hände genug vorhanden sind, um dieselbe zu sammeln.

In einem Falle, der mir von dem ehemaligen Pächter des Strandes mitgetheilt wurde, war diese Menge der schönsten Stücke so groß, daß derselbe, um nur wenigstens einen Theil davon zu gewinnen, sich mit den Arbeitern in die geschöpften Massen theilte, da er nicht so viel Hände auftreiben konnte, um sich den ganzen Segen zu sichern.

Diese Schöpfung erzielte mehr als 30000 Thaler, wobei obenein noch ein großer Theil des angeschwemmten Bernsteins wieder in die See zurückgeführt wurde, also verloren ging.

Der Pächter, der seit zwanzig Jahren die Bernsteingewinnung am Strande betrieb, gestand jedoch, daß der bezeichnete Fall nur vereinzelt wäre, obgleich mitunter diesem sich annähernde Mengen ausgeworfen und erzielt worden wären.

Der Anblick, den die soeben aus dem Meere geschöpfte und aufgehäufte Bernsteinmenge gewährt, ist eben so interessant als angenehm. Die prächtigen Farben der Stücke, vom köstlichsten Rubinroth bis hinunter zu hellem Schwefelgelb, deren Klarheit und Glanz die noch daran haftende Feuchtigkeit erhöht, thun dem Auge wohl und täuschen es, daß man blitzende Edelsteine zu sehen vermeint. Denn so schön, wie der Bernstein unmittelbar nach dem Schöpfen erscheint, sieht man ihn nicht wieder, da sein Glanz durch die Be-

rührung mit der Luft bald leidet, und selbst die Kunst denselben in der ursprünglichen Schönheit nicht herzustellen vermag.

Namentlich ist es der rubinrothe, dessen Pracht sich alsdann geltend macht, und der Verfasser dieser Mittheilungen fand während eines neunjährigen Aufenthaltes an der Bernsteinküste häufig Gelegenheit, beim Schöpfen gegenwärtig zu sein und sich an dem Anblicke der aufgehäuften Massen zu erfreuen. Aus diesen werden nun die zu technischen Zwecken brauchbaren größeren Stücke nach den Farben sortirt, während die kleineren trüben und schmutzigen Stücke zu Lack und chemischem Gebrauche gesammelt werden. Große Stücke werden einzeln verkauft und haben keinen festen Preis, der von der Größe, Farbe, Schönheit und Klarheit des Stückes abhängt. Die kleinen Stücke werden pfundweise verkauft. Der rubinfarbene ist der beste und theuerste, sodann der goldgelbe.

Wir kommen nun zu der zweiten Art der Bernsteingewinnung, dem Stechen.

Die Beobachtung der Bewohner jener Gegenden des Strandes, woselbst das Riff und überhaupt eine große Anhäufung von Steinen in der See vorhanden ist, daß sich unter und zwischen diesen, sowie auch frei liegender Bernstein daselbst befindet, den das scharfe Auge bei stiller See und hellem Wetter auf dem Meeresgrunde zu entdecken vermochte, führte auf den Gedanken, vermittelst geeigneter Werkzeuge die Bernsteinstücke aus der Tiefe heraufzubefördern.

Es treten namentlich im Monat August und September Wochen lang anhaltende Windstillen mit einer streng südlichen Windrichtung — also Landwind — ein, infolge dessen die See zurückweicht und ganze, sonst mit Wasser bedeckte Strecken derselben trocken gelegt werden. Es ist das jener Zeitabschnitt, in welchem die wunderlichen Seerosen — sogenannte Quallen — oft in ungeheurer Menge in der See erscheinen und weite Strecken der Meeresoberfläche bedecken, um später ans Land getrieben zu werden und daselbst an der Sonne zu vertrocknen und zu verfaulen.

Auch lassen sich alsdann wohl bisweilen spielende Delphine in der Nähe des Strandes entdecken, die bei der Windstille einen weiteren Ausflug gemacht haben.

Die See ist alsdann unbewegt gleich einem Spiegel und die brandende Welle kaum bemerklich und geräuschlos.

Es geschieht unter solchen Umständen wohl, daß man auf den sichtbar und frei gewordenen großen Steinen ziemlich weit in die See hineingehen kann. Denn diese Steine sind oft von bedeutendem Umfange, so daß der Fuß trocken auf ihrer Oberfläche fortschreitet, während der in dem Meeresgrunde ruhende Theil noch von dem Wasser umspült wird.

Bei der großen Klarheit und Durchsichtigkeit des Wassers um diese Zeit ist es einem geübten Auge nicht eben schwer, die auf dem Meeresgrunde ruhenden Steine genau zu erkennen, unter denen der Bernstein verborgen ist.

Es kommt nun darauf an, diesen mit einem dazu passenden Werkzeuge theils einzufangen, theils zu lösen und alsdann heraufzubefördern.

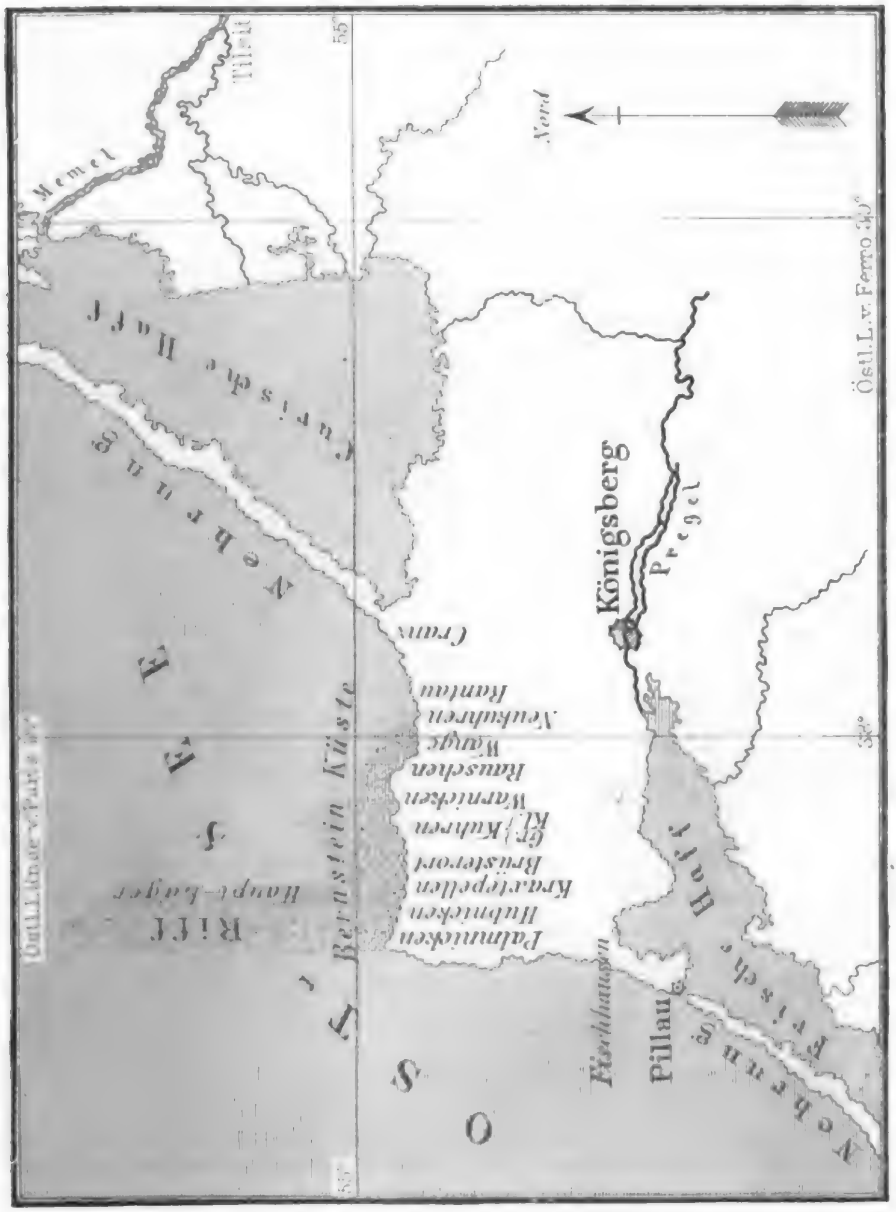
Zu diesem Behufe besteigen die Leute gewöhnliche, leichte Fischerboote, in welchen sie sich nach jenen Stellen, woselbst sie Bernstein zu finden hoffen, hinrudern. Während Einer von ihnen, an dem bestimmten Punkt angelangt, Sorge trägt, daß das Boot ruhig auf einer Stelle liegen bleibt, bemühen sich die Anderen, den Bernstein unter den Steinen hervorzuziehen und alsdann mit dem mitgeführten Werkzeug aus dem Meeresgrunde heraufzubefördern.

Diese Werkzeuge bestehen aus einer langen Stange, an welcher sich an dem unteren Ende eine kräftige, eiserne Kralle befindet, mit welcher die Operationen vollzogen werden. Man nennt dieses Werkzeug „Teufelskralle“. Eine daran befestigte Leine unterstützt die Handhabung derselben.

Es werden bei dem Stechen nur große, oft sehr werthvolle Stücke gewonnen, da kleine Stücke sich in solcher Weise nicht ergreifen lassen. Was während der Sommerwindstillen geschehen kann, läßt sich im Winter unter gleichen Windrichtungen und -Stillen beim Eintreten von starkem und anhaltendem Frost, freilich nicht mit derselben Bequemlichkeit, wiederholen. Bedecken sich nämlich alsdann jene Meeresbuchten mit hinreichend starkem Eis, so

daß man darauf umhergehen kann, ſo macht man an jenen Stellen, woſelbſt man Bernſtein vermuthet, große Oeffnungen im Eiſe und nimmt alsdann das Stechen des Bernſteins in der angegebenen Weiſe vor.

Das Stechen im Winter verlangt eine gewiſſe Vorſicht und iſt nicht ganz frei von Gefahren, indem ein plötzlich aufſpringender Wind das Eis, auf dem ſich die Arbeiter befinden, raſch zerbricht, und



Karte der Bernſteinküſte am baltiſchen Meere.

Dies geſchieht gleichfalls häufig mit ſehr lohnendem Erfolge. Der ehemalige Pächter des Strandes hat in einem einzigen hierzu ſehr günſtigen Winter einen Gewinn von 100000 Thalern erzielt; ein Betrag, der der Pachtſumme gleich kam.

ſie bei nicht genug geübter Vorſicht und Aufmerkſamkeit oft nicht ſo viel Zeit behalten, den Strand zu erreichen und die Ausbeute der Arbeit zu bergen.

In der neueſten Zeit iſt man nun bedacht geweſen, das mühſame und anſtren-

gende Stechen mit der Hand durch Baggermaschinen zu ersetzen, die außer dem Vortheile, nicht zu ermüden, auch zugleich den nicht minder wichtigen in sich vereinen, selbst bei bewegter See ihre Thätigkeit auszuüben, also nicht von Windstillen und Frost abhängen. Die dadurch erzielten Erträge sollen mitunter namhaft sein. Ebenso hat man es versucht, durch Taucher den Bernstein aus der Tiefe herausholen zu lassen, hat diese Art der Gewinnung jedoch wieder aufgegeben, da sie nicht lohnend genug gewesen ist.

Ist das Schöpfen des Bernsteins mit seinem lebhaften Schauspiele geeignet, das Interesse des Zuschauers zu erregen, so gewährt die folgende Art der Gewinnung: „Das Graben in dem Ufer", insofern ein viel höheres Interesse, als man dabei zugleich mannigfache Ueberreste jener vorweltlichen Bäume findet, welche einst das durch den Versteinerungsproceß in Bernstein verwandelte Harz erzeugten. In diesen Lagern findet man auch die größten, sowie jene Stücke, welche Insecten, Baumnadeln und Holzsplitter enthalten, oder auch mit dunklen, versteinerten Zäpfchen zusammenhängen. Fossile Zäpfchen und Holzstückchen werden sodann darin stets und oft in Menge angetroffen und dienen den Gräbern zugleich neben anderen Erscheinungen als Anzeichen, daß sie sich den Ablagerungen des Steins genähert haben.

Der in diesen Ablagerungen gefundene Stein befindet sich überdies in seinem ursprünglichsten Zustande, während der aus der See gewonnene durch die erlittenen unaufhörlichen Reibungen gegen den Meeresboden und die Steine zerborsten, abgeschliffen und häufig mit Rissen und Sprüngen versehen ist.

Der in den Ufern abgelagerte Stein ist diesen Einflüssen wahrscheinlich niemals unterworfen gewesen und stellt sich darum auch in der angegebenen Art dar.

Nicht alle Ufer der Bernsteinküste enthalten jedoch Bernsteinablagerungen, sondern es sind dies ganz besonders jene, in deren Nähe sich die so ergiebigen Lager in der See befinden. So die Orte Groß- und Klein-Kuhren, Brüsterort, Hubnicken, Palmnicken ꝛc., während die von Wange an bis nach Kranz sich hinstreckenden Ufer nur wenig oder auch keinen Bernstein bergen, wie die bisher daselbst ausgeführten Nachgrabungen ergeben haben, die keine nennenswerthen Erträge lieferten, weshalb man auch weitere Nachgrabungen daselbst aufgegeben hat. Verstreute und vereinzelte Lager mögen vielleicht auch dort hin und her vorhanden sein, wer jedoch vermag sie auf solche bedeutende Entfernungen aufzufinden, da äußere Zeichen, die etwa das Vorhandensein des Steins in der Tiefe andeuten, durchaus fehlen und den Bemühungen demnach keine bestimmten Wege bezeichnet sind.

Auf die Gefahr hin, sich fruchtlos zu bemühen, ist überhaupt ein Jeder angewiesen, der Nachgrabungen unternimmt, die wegen der damit verbundenen beschwerlichen Arbeiten oft sehr kostspielig sind.

Die Nachgrabungen werden in der Art ausgeführt, daß man stets vom Ufer aus nach dem Strand und der See hin gräbt. Um zu dem Lager zu gelangen, muß man gewöhnlich 15 bis 20 Fuß tiefer, als der Meeresspiegel ist, graben, weil man selten früher auf die Ablagerung stößt. Es muß demnach erst das oft gegen 100 Fuß hohe Ufer bis zum Strande hinunter abgetragen und ein Raum darin geschaffen werden, in welchem alsdann die eigentlichen Nachgrabungen vor sich gehen können.

Ist man beim Graben einige Fuß unterhalb des Meeresspiegels gelangt, so pflegt sich alsdann gewöhnlich Wasser in dem gewonnenen Raume anzusammeln, das erst hinausgeschafft werden muß, um das Graben fortsetzen zu können, so daß endlich Graben und Wasserschöpfen gemeinschaftlich wirken. Unterirdische Quellen erschweren namentlich das Unternehmen sehr, ja machen dasselbe oft unmöglich.

Fünfzig und mehr Arbeiter sind gewöhnlich bei einer solchen Gräberei beschäftigt und auch zur Erzielung eines Gewinn bringenden Erfolgs erforderlich, besonders in einem Fall, in welchem bedeutende Uferhöhen abgetragen werden müssen.

Ist man bis unter den Meeresspiegel gelangt, so wechseln die Sandschichten mit Lehmschichten ab, die allmälig und je mehr man sich dem Lager nähert, fester werden, indem die anfangs gelbliche Farbe in eine bläuliche übergeht. Zugleich zeigen sich kleine Stücke eines schwarzen versteinerten Holzes, und versteinerte Zäpfchen.

Sobald diese Anzeichen des Lagers erscheinen, finden die gröberen Abräumungsarbeiten ihr Ende und es beginnen diejenigen der erfahrenen Bernsteinsucher.

Durch das Graben ist vom Ufer nach dem Strande zu eine schräge Wand gebildet; der Bernsteinsucher ergreift nun ein kleines spatenähnliches Werkzeug, das er vorsichtig von oben nach unten in die blaue Thonmasse senkt und dabei zugleich nach dem in derselben etwa befindlichen Bernstein fühlt, da ein unvorsichtiges und schnelles Abstechen leicht einen kostbaren Fund verletzen und zerstören könnte. Fühlt er einen harten Gegenstand, so löst er mit dem Spaten die Erde sanft von dem gefühlten Gegenstand ab und entfernt ihn alsdann aus der Erdschicht mit der Hand. In dieser Weise arbeiten die Leute nach allen Seiten der gemachten Grube hin, so lange es Ausbeute giebt, indem sie allmälig in das Ufer hinein, sowie auch in die Tiefe gehen, bis hier das aufquellende Wasser nicht mehr zu beseitigen ist und sie sich zum Aufgeben der Arbeiten genöthigt sehen.

Die meist nur großen Bernsteinstücke liegen in der Lehmmasse neben einander, gewöhnlich mit der Längsseite nach unten, so daß es fast den Anschein gewinnt, als ob sie daselbst durch Wasser eingespült worden wären.

Sie sind sämmtlich mit einer fast gänzlich undurchsichtigen, aus der verwitterten Oberfläche entstandenen Haut überzogen, nach deren Entfernung der Stein jedoch vollkommen klar und durchsichtig erscheint.

Der nicht Kundige täuscht sich daher leicht und hält diese Stücke für Steine, wenn er nicht durch das geringe specifische Gewicht auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht wird.

Bei diesen Gräbereien findet man oft Stücke von der Größe eines Kindkopfes, wie ich selbst gesehen, sowie jene sehr gesuchten Stücke mit Insecten ꝛc. Eins dieser bei dem Graben gefundenen seltenen Stücke hatte die Form und Größe einer Pflaume, eine fast schwarze Farbe und war mit dunkelen Rindentheilchen und Staub angefüllt die wahrscheinlich die eigenthümliche Farbe bedingten. Doch war es an der Oberfläche durchaus glatt und zeigte überdies die bekannten Eigenthümlichkeiten des Bernsteins.

Die großen Stücke sind darum so kostbar, weil sie nur selten frei von Trübungen, Rissen und Unreinigkeiten zu sein pflegen, und man unter solchen Umständen genöthigt ist, das unreine Stück von dem klaren zu trennen, mithin das Stück oft namhaft zu verkleinern, wodurch es natürlich an Werth einbüßen muß.

In dem Dorfe Groß-Kuhren, woselbst die Bernsteingräbereien ihren Anfang nahmen, besaß ein daselbst wohnender Kaufmann, der zugleich eine Gastwirthschaft betrieb, und bei dem gewöhnlich die Niederlage und der Verkauf des gewonnenen Bernsteins an die meist jüdischen Händler stattfand, eine eben so reiche als kostbare Sammlung der seltensten Bernsteinstücke, die er aus erster Hand sich hatte verschaffen können. Dieselbe bestand nicht sowohl aus großen und klaren Stücken, sondern vorzugsweise aus solchen, die Insecten, Holzstückchen und sonstige Gegenstände enthielten, ebenso aus dem Bernsteinbaum zugehörigen Theilen, wie Rinde, Zäpfchen und Holz, welche meist mit Bernstein umgeben waren, und anderen Seltenheiten dieser Art.

Ob diese Sammlung sich gegenwärtig noch dort befindet, kann nicht gesagt werden. Für den Naturforscher und Liebhaber dürfte dieselbe von besonderem Werth sein. Wir glaubten diese Mittheilung nicht unterlassen zu müssen, da dergleichen reiche Sammlungen an der Küste nicht leicht oder gar nicht gefunden werden dürften, indem die Händler den gekauften Bernstein nach entfernten Gegenden zu führen pflegen, wobei die seltenen Stücke überall hin verstreut werden, da man sie einzeln zu veräußern pflegt.

Wir kommen nun zu der neuesten und zugleich großartigsten Art der Bernsteingewinnung, zu dem Abbau der mit der Küste zusammenhängenden Berge. Man scheint zu diesem, allerdings ziemlich kostspieligen und zweifelhaften Unternehmen durch die Voraussetzung veranlaßt worden zu sein, daß auch tiefer in das Land hinein und zwar in den Fortsetzungen der Ufer, in welchen man bereits ergiebige Lager aufgefunden, sich diese auch weiter verbreiten müssen und daher reichen Gewinn erwarten lassen.

Um das kostspielige und mühsame Abtragen der Ufer zu vermeiden, das oft

wegen der örtlichen Verhältnisse unmöglich ist, will man nämlich von dem Ufer aus, woselbst ein ergiebiges Lager aufgefunden worden, oder doch vermuthet wird, ein solches in dem Ufer aufsuchen und alsdann durch daselbst ausgeführte Stollen verfolgen; demnach dabei bergbaumäßig verfahren.

Man gedenkt den Versuch in den Rauschener Uferbergen zu machen, die ganz wüst sind und sich weit in das Land hinein erstrecken.

Ob dieser Abbau bereits begonnen hat, kann nicht gesagt werden, da die öffentlichen Blätter nichts darüber mittheilen, sich auch überdies die Besitzer dieser Ufer und Berge dem Unternehmen nicht geneigt zeigen sollen, und die deshalb entstandenen Streitigkeiten erst zum Ausgleich gebracht werden müssen, ehe dieses eben so interessante als großartige Unternehmen zur Ausführung gelangen kann.

Wir können im Hinblick auf den ausgedehnten und großartigen Betrieb zur Bernsteingewinnung das gewiß gerechtfertigte Bedenken nicht unterdrücken, daß die vorhandenen Lager im Lauf nicht eben langer Zeiträume erschöpft werden müssen, und die Zeit vielleicht nicht allzu fern liegt, in welcher nur noch die vorhandenen Bernsteingegenstände an die einst so ergiebige Bernsteinküste erinnern.

Indem wir nun diese, aus den während eines achtjährigen Aufenthaltes in der Nähe der Bernsteinküste gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen geschöpften Mittheilungen schließen, können wir nicht umhin, noch einmal auf die geringe Begrenzung der Gegend zurückzukommen, woselbst man den Bernstein findet, und unsere Ansicht über die möglichen Ursachen dieses Umstandes auszusprechen, die allerdings nur als Vermuthungen betrachtet werden müssen.

Man findet in Preußen, so in Litthauen und Masuren am Ufer der Bäche, Flüsse und größeren Seen hin und her Bernsteinstückchen; jenes größte Stück, das gefunden worden ist, und aus welchem sich Friedrich der Große eine Flöte arbeiten ließ, wurde in einem seichten Graben in Litthauen entdeckt. Dasselbe lag neben größeren Feldsteinen, die man zum Ueberschreiten des Baches daselbst an einander gelagert hatte, und diente demselben Zweck, woraus man auf dessen Größe schließen kann.

Jener Fund ist durchaus vereinzelt und sind seitdem in jener Gegend ähnliche Funde nicht gemacht worden; ebenso werden selbst kleine Stücke nur äußerst selten gefunden.

Außer an der Bernsteinküste wird von Danzig bis Memel hin Bernstein, jedoch nur kleine Stücke, gefunden, die gewöhnlich von der See ausgeworfen und am und im Strande niedergelegt worden sind. Ein Auswerfen des Steins mit den näher bezeichneten Pflanzenmassen findet an jenen Küsten fast niemals statt, sondern die Stücke sind völlig frei und werden von der ausbrandenden Welle angespült.

Es darf aus diesen Umständen wohl geschlossen werden, daß die das Bernsteinharz liefernde Baumgattung über ganz Preußen und vielleicht darüber hinaus verbreitet gewesen; wenn nun trotzdem sich der Bernstein nur noch in der bezeichneten Meeres- und Küstengegend in ergiebiger Menge vorfindet, so scheint dies durch ganz besondere Verhältnisse bedingt zu werden. Es liegt nämlich die Annahme nahe, daß an den Orten, woselbst sich bisweilen Spuren von Bernstein zeigen, die daselbst einst vorhandenen und durch Erdrevolutionen untergegangenen Waldungen meistentheils entweder so tief verschüttet worden sind, daß man zu ihren Ueberresten nicht gelangen kann, oder sie sind vielleicht gänzlich durch Feuer vernichtet worden, so daß eine Versteinerung ihres Harzes nicht hat erfolgen können.

Möglich, daß auch noch andere Ursachen dabei maßgebend gewesen sind.

Wenn nun die bezeichnete Küste an Bernstein ergiebig ist, so treten auch ganz besondere Umstände hinzu, diese Erscheinung erklärbar zu machen, welche an anderen Orten nicht haben stattfinden können.

Die an der Meeresküste befindlichen Bernsteinwaldungen sind unseres Erachtens gleichfalls durch Feuer und Erdrevolutionen zum Theil vernichtet und in die Erdtiefe versenkt, über welche sich alsdann das Meer breitete.

Sie haben daselbst, dem Versteinerungsproceß anheimgegeben, so lange geruht, bis das Meer zu ihren Lagern drang und im Lauf der Zeit den Bernstein aus ihnen ausgewaschen hat und auch noch heute auswäscht. Eine solche Erklärung dürfte

im Hinblick auf die bei der Bernsteingewinnung vorkommenden Erscheinungen gerechtfertigt erscheinen.

Ueberdies muß erinnert werden, daß Bernstein meist an den Ufern der Seen, Ströme und Bäche in Preußen gefunden wird, also da, wo das Wasser seine auflösende und ausspülende Kraft geltend machen kann, wie dies im Meere und mit Hülfe der heftigsten, den Meeresboden zerwühlenden Stürme um so wirkungsvoller geschehen kann.

Es darf nach den bezeichneten Momenten daher wohl auch nicht bezweifelt werden, daß nicht nur in Preußen, sondern auch in anderen Ländern verborgene Bernsteinlager vorhanden sind, welche jedoch, da sie sehr tief in dem Erdinnern sich befinden und überdies den Einwirkungen der mächtigen Meeres- und Sturmeskraft nicht zugänglich sind, oder diese entbehren müssen, nicht zur Kenntniß gelangen.

Möglich, daß der in den Rauschener Bergen beabsichtigte Abbau hierüber erschöpfende Aufklärungen erzielt.

Im Januar 1874 ist in dem Staats-Bohrwerk Norticken, das nahe bei dem Kirchdorf St. Lorenz liegt, eine höchst wichtige Entdeckung gemacht worden, welche zugleich die bereits in diesem Aufsatz ausgesprochene Voraussetzung, daß der Bernstein sich nicht nur an der Küste und im Meere befindet, sondern auch tiefer im Lande verbreitet sein dürfte, in sicherster Weise bestätigt.

Das genannte Bohrwerk befindet sich etwa eine Meile von dem Seeufer entfernt, also mitten im Lande, doch zugleich in gerader Richtung mit dem auf der Karte angedeuteten Bernsteinlager. Dieses Bohrwerk wurde in der obigen Annahme eingerichtet, daß der Bernstein über das ganze Samland verbreitet sein dürfte, und die nun erzielten Resultate haben dieselbe durchaus begründet.

Nachdem man nämlich in einer senkrechten Tiefe von ungefähr 120 Fuß angekommen, traf man auf jene blaue Thonschicht, in welchem, wie früher angegeben, der Bernstein abgelagert ist; weitere Bohrungen förderten sodann kleine Stücke Bernstein ans Tageslicht. Infolge dieser sicheren Anzeichen von dem Vorhandensein des Bernsteins wurden Schachte in dieser Gegend angelegt, die in der angegebenen Tiefe nicht nur einzelne Bernsteinstücke, sondern ganze Nester davon entdecken ließen.

Diese so höchst ergiebigen Resultate haben denn auch die Regierung veranlaßt, sofort einen zweiten Schacht neben dem ersten anzulegen, und dürfte es nach dem Angegebenen wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Kosten dieses Betriebs durch reiche Funde mehr als gedeckt werden.

Die in diesem Aufsatze früher ausgesprochene Voraussetzung, daß das Meer lediglich das Mittel ist und gewesen ist, den so tief gelagerten Bernstein herauszubefördern, hat durch die bezeichnete Entdeckung demnach eine genügende Bestätigung gefunden, und dürfte dieselbe vielleicht die Veranlassung bieten, daß man, gestützt auf die erzielten Resultate in den Bohrwerken Norticken, auch in anderen Gegenden Samlands dergleichen Versuche anstellt. Vielleicht wird dadurch auch die Möglichkeit geboten, über die ehemalige Ausdehnung der Waldungen jener Baumgattung, welche den Bernstein lieferte, irgend etwas Bestimmtes zu erforschen und festzustellen.

Bilder aus Columbien.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

IV.

Bolivar's Landsitz.

Welch eine Glorie webt der Nachruhm hier in diesen südamerikanischen Republiken um das Andenken Simon Bolivar's, und wie unerbittlich hat ihn die Mitwelt aus dem Kreis seiner besten und edelsten Ideen herausgestoßen! Bolivar's Leben gehört zu den traurigsten, von denen die Geschichte meldet; edles Streben, hohe Ziele, Anstrengungen und unabläßliche Arbeit und als Schluß das Fehlschlagen aller Erwartungen, völlige Hoffnungslosigkeit! Das brechende Auge von Thränen genäßt, die dem unseligen Vaterlande galten, demselben, dem er ganz, mit seinem vollen Leben, gewidmet war.

Dunkles Tannengrün sieht man hier im Lande selten, auf der Hochebene von Bogota weit und breit nur an einem einzigen

Orte, bei dem „Landhause von Bolivar". Der Tannenhain hinter dem in älteren Reisebeschreibungen vielgepriesenen Belvedere dieses Landsitzes hat für mich einen eigenen Reiz; es ist mir, als sei es kein Zufall, daß gerade nur dort das düstere Nadelholz sich zeigt, an der Stätte, mit der Bolivar's Andenken hier verbunden ist.

Nicht weit von dem Platze, von welchem aus der Blick auf die Hochebene fällt, trifft man, dem in einer Erdspalte dahin strömenden Franciscusbache folgend, unmittelbar am Fuße des Gebirges hinter dem steilabfallenden Steinbruch eines jener hübschen Landhäuser, die Bogota umgeben; über dem stattlichen Eingangsthor liest man in großen Buchstaben den Hinweis auf Simon Bolivar, jetzt ist das Gut längst in fremde Hände übergegangen, aber noch immer haftet das Andenken Bolivar's an ihm.

Zu Bolivar's Zeit hat die Quinta mehr Sorgen als Freuden gesehen; wenn auch vordem sich in ihr ein reges Leben und Treiben entwickelt hat, 1790 zur Zeit des tüchtigen, für Wissenschaft und Kunst lebhaft interessirten Vicekönigs Antonio Caballero y Gongoro ward sie von einem Freunde des Letzteren, Francisco Portocarrera, erbaut, nicht ohne Unterstützung des Vicekönigs, der für ihren Bau Geldmittel und Sclaven zur Verfügung stellte. Die ganze Herrlichkeit des spanischen Regiments entwickelte sich damals hier; Inschriften zum Lobe des Mutterlandes bedeckten die Wände, Bildnisse der spanischen Könige zierten die Zimmer; die Aristokratie Bogota's schaarte sich hier um den Vertreter der europäischen Majestät. Nach Ausbruch der Freiheitskriege war es natürlich mit dieser Herrlichkeit vorbei; die Quinta stand leer, weil es in ihr, dem alten Hauptquartier der Royalisten, wegen der Angriffe der Republikaner nicht mehr geheuer war.

Allein noch einmal entwickelte sich in ihren Räumen und Blumengängen ein prunkendes Leben; General Narinno, der Führer der Republikaner, gab an dieser Stätte seine patriotischen Feste; galante Abenteuer, von denen noch jetzt die schöne Welt in Bogota redet, fanden dort ihren Schauplatz; dort entwickelte sich z. B. die mit einem blutigen Duell endende Liebesgeschichte, in welcher die Hauptfigur der Oberst Miranda spielt, der Sohn des bekannten französischen Generals oder columbischen Insurgentenanführers und der eben so bekannten Lady Esther Stanhope, „der Königin von Tadmor, der Zauberin von Dschinhun". Schon dies eine Beispiel zeigt, daß der einfache Landsitz, der auf unserem Bilde sich darstellt, eine ausgezeichnete Scene für Romane spanischer Sorte darbietet, für abenteuerliche Geschichten, in denen Entführung und Ehebruch, Mord und Todtschlag in spannender Weise abwechseln.

Sie sind es nicht, welche uns nach dem öden Steinbruche geführt haben, von dem wir auf die Quinta niederblicken, sondern die Erinnerung an Bolivar, dessen hiesiges Leben freilich für Romanschriftsteller und Novellendichter keinen so pikanten Stoff darbietet.

Die Stadt Bogota schenkte die Besitzung dem Heros der columbischen Revolution, als er in der Blüthe seines Ruhmes stand. Schon Manches lag hinter ihm, als ihm 1820 diese Ehre von der Hauptstadt der neugeschaffenen Republik dargebracht wurde, zugleich mit anderen Triumphbezeugungen, die vom Congreß ausgingen.

Bolivar war schon früher einmal siegreich in Bogota eingezogen, um alsbald wieder die Hauptstadt in den Händen der Spanier zu sehen. Als der erste Act des Befreiungskrieges, die die Kämpfe mit der Niederlage der Patrioten schließende, am 19. April 1810 begonnene Erhebung in Carecas abgespielt war, entflammte sich in Neu-Granada, September 1812, der offene Kampf. Bolivar war bald die Seele der Volkserhebung, die immer größere Ausdehnung erhielt und aufs Neue das Feuer in Venezuela zum Lodern aufschürte. 1813 hatte er den Krieg gegen die Spanier über die Cordilleren getragen, am 4. August 1813 die Hauptstadt jenes Landes erobert, das ihm am 2. Januar 1814 die Dictatur übertrug.

Freilich hielt er sich dort nicht lange, in der Schlacht bei La Puerta (11. Juni 1814) geschlagen, mußte er abermals das Land verlassen, trotzdem machte ihn der Congreß von Neu-Granada im selbigen Jahre zum Oberbefehlshaber und in die-

ser Eigenschaft betrat er 1814 zuerst Bogota.

Es folgte dann die Zeit, in welcher der spanische General Pablo Morillo mit schwerer Hand, mit Schwert und Henkersbeil die Revolution zu dämpfen suchte; im März 1815 landete die spanische Expedition und unterjochte, auf Cartajena fußend, gar rasch das ganze Gebiet des Magdalenenstroms. Da begann im December 1816 Bolivar von der Insel Margarita aus seinen neuen Feldzug, seinen zweiten und entscheidenden Hauptangriff. Der eigentliche Kriegsschauplatz war Venezuela; in unausgesetztem jahrelangen Guerillakriege errang er mit seinen Getreuen mehr und mehr Vortheile über Morillo; am 19. Februar 1819 konnte der venezuelanische Congreß in Angostura eröffnet werden, der aufs Neue den Heerführer zum Dictator ernannte. Als solcher trug er den Krieg über die Cordilleren im Juni 1819 nach Neu-Granada; und eroberte Tunja, schlug die Spanier bei Bochica und zog zum zweiten Male siegreich in Bogota ein.

Somit stand Mitte 1819 Simon Bolivar auf der Höhe seines Glückes und seiner Macht; allein er vermochte nicht zu sichern, was er geschaffen hatte; das Land war befreit, aber nicht organisirt. Er ward auch in Neu-Granada zum Präsidenten erwählt; der Congreß in Bogota sprach (9. September 1819) die Vereinigung dieses Landes mit Venezuela aus, er übertrug ihm später im Juni 1821 nochmals die Präsidialwürde, nachdem er kurz zuvor (24. Juni) in seinem dritten Hauptfeldzuge, bei Carabobo, die Spanier aufs Neue geschlagen hatte. Alsdann ist Bolivar noch einmal mit jener Würde bekleidet worden 1826: nachdem er im vorangehenden Jahre Dictator der mit seiner Hülfe 1823 und 1824 befreiten Republik Peru gewesen war, sowie 1828, nachdem er erklärt hatte, seine Würde niederlegen zu wollen. Seine Präsidentschaften waren in der That mehr oder weniger Dictaturen; man schrieb ihm deshalb monarchische Gelüste zu; am 25. September 1828 bedrohte in Bogota eine feige Verschwörung sein Leben; Peru erklärte ihm den Krieg, und als er wider dies vor Kurzem erst ihm huldigende Land an die Grenze zog, sagte auch Venezuela sich von der columbischen Republik los.

So folgte Unheil auf Unheil, Zwietracht auf Zwietracht. Am 27. April 1829 dankte Bolivar ab, wenige Tage später verließ er Bogota. Er ging nach Cartajena, um England aufzusuchen. Da ihm, dem einst so reichen Manne, die Geldmittel zur Ueberfahrt fehlten, blieb er zunächst noch in Santamarta, wo er am 10. December 1830 starb, kaum mehr als 47 Jahre alt.

Ein düsteres Lebensbild, ein trauriges Drama ohne befriedigenden Schluß; aber eine für dies Land sehr bezeichnende Historie! Wie oft ist hier nicht patriotisches Streben dem unklaren, wilden, unredlichen Parteitreiben unterlegen.

So hat denn der Landsitz Bolivar's, wie gesagt, auch wenig fröhliche Stunden gesehen. Mancher kühne glücklich ausgeführte Feldzugsplan mag dort gefaßt sein, besonders in der Zeit von 1820 bis 1823; auch manche gute staatsmännische Gedanken sind dort vielleicht gedacht und besprochen worden; allein diese letzteren gelangten nicht zur Verwirklichung. Ueberhaupt war Bolivar's Dasein freudearm, wenn auch reich an Triumphen; ein Familienleben hat der opferwillige Diener des Landes nie gekannt; seine Frau Teresa del Toro starb, kaum 17 Jahre alt, wenige Monate nach der Hochzeit, ein Opfer des Fiebers. Frau- und kinderlos hat Bolivar dort in der Quinta gelebt, allein seinem undankbaren, zu spät zur Einsicht gekommenen Vaterlande gewidmet. Friede hat nie in seiner Brust geherrscht.

Am 9. Mai 1829 verließ Bolivar die Hochebene, krank an Seele und Leib; seit seiner Abdankung von der Präsidentschaft ist sein ganzes Wesen gebrochen. Er schrieb damals: „Ich erwarte keine Errettung des Vaterlandes. Dieses Gefühl, oder besser gesagt, diese innere Ueberzeugung erstickt meine Wünsche, und reißt zur grausamsten Verzweiflung hin. Ich halte Alles für immer verloren; sehe das Vaterland und meine Freunde in ein Meer von Gefahren gestürzt. Wenn nicht mehr als ein Opfer zu bringen wäre, und wenn dies mein Leben, mein Glück und meine Ehre wäre, — glaubt mir, daß ich nicht schwanken würde; ich bin aber überzeugt, daß jedes Opfer unnütz sein würde.

Nichts kann ein unglücklicher Mann gegen eine Welt; in meiner Hand liegt nicht das Glück meines Vaterlandes."

Deutlicher hat Bolivar nie das Mißlingen ſeiner höchſten und edelſten Pläne eingeſtanden; in ſeinem Teſtament ſagt er: „Columbianer! Ihr kennt meine Anſtrengungen, um die Freiheit da zu gründen, wo ſonſt die Tyrannei herrſchte, ohne perſönliche Abſicht habe ich gearbeitet, indem

Bolivar's Landſitz.

ich mein Vermögen hingab, und meine Ruhe opferte. Nun habe ich mich von der Regierung zurückgezogen, da ich mich überzeugte, daß Ihr an meiner Uneigennützigkeit zweifeltet. Meine Feinde haben Eure Leichtgläubigkeit mißbraucht und haben, was mir das Heiligſte iſt, mit Füßen getreten: meinen guten Ruf, meine Liebe zur Freiheit. Ich bin ein Opfer meiner Verfolger geworden, die mich an den Rand des Grabes getrieben haben. Ich verzeihe ihnen. Jetzt, da ich aus Eurer Mitte ſcheide, ſagt mir meine Anhänglichkeit an Euch, daß ich meine letzten Wünſche ausſprechen muß; ſie gehören der Sicherſtellung Columbiens. Ihr Alle müßt nach Eintracht und Einigung trachten."

„Seid einig, einig, einig" waren in der That die letzten Worte des ſterbenden Helden. Kurz vor ſeinem Ende hat er aber noch den Stab über ſein Land gebrochen, hat er erklärt: „Amerika iſt nicht zu beherrſchen; die der Freiheitserhebung dienten, haben im unfruchtbaren Meer geackert, das Einzige, was man in Amerika thun kann, iſt — Auswandern. In die Hände einer zügelloſen Menge werden dieſe Lande kommen, um nachher in die kleiner Despoten zu fallen, welche, kaum unterſcheidbar nach Farbe oder Race, verſchlungen werden von der Fluth ihrer Sünden und untergehen durch ihre eigene Unbändigkeit. Europa wird ſich nicht herablaſſen, Amerika zu erobern; wenn es möglich wäre, daß ein Theil der Welt wieder in den Zuſtand des urſprünglichen Chaos

Digitized by Google

zurückfallen könnte, wäre dieses Amerika's nächste und letzte Periode."

Welch schaudervolles Bild in der Seele eines Patrioten. Ich muß stets an diese Vision des sterbenden Freiheitshelden denken, wenn ich den finstern Tannenhain jenes Landsitzes sehe. Allein es war kaum eine Vision; denn jener Ausspruch sah der Wirklichkeit sehr ähnlich.

Bald nachdem Bolivar jenen Landsitz verlassen hatte, war hierselbst ein Congreß zusammengetreten, seine Schöpfung neu zu constituiren, Frieden zu stiften unter den Intriguen der verschiedenen politischen Parteien und den sogenannten nationalen Widerstrebungen. Am 11. Mai 1830 schloß diese Versammlung — aber resultatlos. Die vereinigten Staaten von Columbien, die Bolivar geschaffen hatte, bestanden nicht mehr; die Bundesgenossen waren für immer gefallen, und stets neue Parteiungen drohten. Hier stand die frühere General-Capitanie von Caracos, bereits am 23. September 1830 als Republik Venezuela constituirt; dort die ehemalige Präsidentschaft Quito, die sich schon im Mai 1830 als die selbständige Republik Ecuador ihre Verfassung gab; dort endlich der Rest von Columbien, das vormalige Vicekönigreich Neu-Granada, das seinen alten Namen beibehielt und, etwa ein Jahr nach Bolivar's Tode, am 17. November 1831, seine Constitution empfing.

Jetzt redet man nicht mehr gern von diesem dunklen Ende, das der gefeierte Held Columbiens nahm; allein es ist nicht gut, blos die Glorie zu bewundern, auch der Schatten, den sie wirft, will betrachtet sein.

In seinem Testamente vermachte Bolivar das Bogotaer Landgut seinem vertrautesten Freunde, José Ignacis Paris, dem „Wohlthäter Bogota's", demselben, der dem Andenken des Frühverstorbenen das Standbild auf dem Constitutionsplatze gewidmet hat. Die Erben von Paris veräußerten dies Besitzthum, das sich jetzt in Privathänden befindet, aber doch noch über dem Eingange des Gartens die denkwürdige Inschrift trägt: „Quinta de Bolivar."

Wie sich die

Länder heben und senken.

Von

Hugo Marggraff.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Das vorliegende Thema ist nicht neu, aber es bleibt stets von hohem Interesse für die Geschichte der Erdbildung. Die Erdoberfläche wird und wurde zu allen Zeiten durch äußerst langsame und plötzliche Schwankungen ihrer Höhenlage verändert, theils durch unterirdische, theils durch oberirdische Kräfte und Vorgänge; die früher gehegte Hypothese von plötzlichen Erdrevolutionen, in Verbindung mit jedesmaligem Wechsel der Thier- und Pflanzenwelt, ist jetzt mit Recht gänzlich aufgegeben, und es wurden die Schwankungen des Bodens als die Wirkungen successiver, mehr oder minder örtlich beschränkter Processe anerkannt. Wir sehen hier von den Veränderungen der Bodenhöhen durch oberirdische Vorgänge, wie Gesteinsanschwemmungen, Gesteinsabnagungen u. s. w. ab, indem wir allein nur die Wirkungen unterirdischer, innerer Naturkräfte im Auge behalten.

Hebungen und Senkungen gehen bald zugleich neben einander her, bald ist eine Senkung eines Landstrichs der Hebung eines anderen Landstrichs gegenüber nur scheinbar. Die Hebung einer Meeresküste bedingt eine scheinbare Senkung des Meeresspiegels, da ja die Oberfläche aller unter sich zusammenhängenden Meere als vollkommen im Niveau stehend anzusehen ist. Leopold v. Buch sprach 1806 zuerst die Ansicht aus, daß die Hebung der Continente eine wirkliche Hebung, nicht blos scheinbare, der Gestalt der Meeresoberfläche angehörende sei.

Die verschiedenen und ungleichzeitig wirkenden Ursachen, d. h. — um mit Alex. v. Humboldt zu sprechen — „die Veränderungen der gegenseitigen Höhenverhältnisse der flüssigen und starren Theile der Erdoberfläche" sind noch nicht genau erforscht und es wird dies auch schwerlich jemals gelingen, da es uns nicht vergönnt ist, in die geheimnißvolle unterirdische Werkstatt der Natur zu dringen. Das ist sicher:

die Ursachen beruhen theils in vulcanischen, theils in physikalischen Kräften, theils in dem im Innern der Gesteine vor sich gehenden Stoffwechsel. Die mächtigen Höhen der Alpenwelt, wie überhaupt aller größeren Gebirge bieten viel Gelegenheit zu Betrachtungen hierüber. Erblicken wir Sedimentschichten, aus ehemaligen Meeren abgesetzt, in Höhen bis zu 12000 Fuß und mehr, so liegt die Alternative vor: entweder stand das Meer einst in jenen Höhen, oder die Schichten sind nach ihrem Absatz gehoben worden. Die erste Frage ist aus begreiflichen Gründen bestimmt zu verneinen, denn wohin sollte wohl, wenn der ehemalige Meeresspiegel in jenen Höhen gestanden hätte, die große Wassermenge gekommen sein? Wir können nur eine Hebung der Schichtencomplexe nach deren Absatz annehmen, wofür auch die meist steile Stellung der Schichten in den Alpenhöhen spricht.

Die Hauptursache der allmäligen Bodenverschiebungen ist jedenfalls der Stoffwechsel, der allerorts im Gesteinsinnern thätig ist, mag nun der Boden von Wasser bedeckt sein oder nicht. Sie wirkt am langsamsten, am unmerklichsten; eine plötzliche Aeußerung derselben ist unmöglich. In der Urzeit, als die Erde noch sozusagen in den Windeln lag, da waren die sanften continuirlichen Schwankungen des Erdbodens sehr allgemein und vielleicht nicht so local beschränkt als jetzt, nachdem die Erdkruste eine sehr bedeutende Mächtigkeit erreicht hat. An den so überaus häufigen Schichtenfaltungen, Knickungen und Verwerfungen der Steinkohlengebirge haben wir ein schönes Beispiel von der Wirkung der Pflanzenzersetzung; das Entweichen von Stoffen hat eine Volumverminderung zur Folge, die Kohlenfelder senken sich, wodurch jene Störungen in den Lagerungsverhältnissen entstehen. Mag der Druck der Gesteine von oben her noch so stark sein, die Zersetzungsprocesse können nicht gehindert werden. Nehmen die Gesteins- und Mineralmassen im Erdinnern Stoffe auf, so vergrößert sich das Volum unter der Bedingung, daß dabei die Dichtigkeit nicht wächst, es muß folglich eine Hebung des Bodens eintreten. Die Hauptrolle bei der Zersetzung der Minerale und Gesteine spielt die Kohlensäure, welche theils aus tieferen Zonen nach oben entweicht, oder welche im Wasser gelöst von der Oberfläche aus die Erde durchdringt. Sie verwandelt die Silicatgesteine nach und nach in Kalk- und Thongesteine um, während die neugebildeten Substanzen meist ihre Dichtigkeit verringern, die Stoffzunahme muß demnach Hebungen ins Werk setzen. Die größte Volumzunahme bewirkt das Natron, ein Bestandtheil gar vieler Silicatgesteine; es nimmt nicht blos Kohlensäure, sondern auch sehr viel Wasser auf, krystallisirtes kohlensaures Natron hat selbst bis 63% Krystallwasser. Die vulcanischen Laven zeigen, daß in den größten Tiefen der Erde natronreiche Silicatgesteine sehr verbreitet sind. „Zur Hebung eines Gebirgs von einer Meile Höhe," sagt G. Bischof,* „würde ein natronreiches Basaltgestein von einer Meile Mächtigkeit genügt haben, wenn es die Unterlage des gehobenen Gebirgs gewesen und durch Kohlensäure vollständig zersetzt worden wäre." Neben den mannigfaltigen Stoffumwandlungen geht auch in den Tiefen die Metamorphose sedimentärer wasserhaltiger Silicatgesteine in krystallinische wasserfreie vor sich, die, sofern die circulirenden Wasser keine gelösten Substanzen in das Bereich der Metamorphose führen, eine Volumverminderung und demnach eine Senkung des Bodens nach sich ziehen muß.

Die Stoff entführende chemische Thätigkeit des Wassers verkündet sich in den vielerorts vorkommenden sogenannten Erdfällen in Gyps, Kalkstein u. s. w. Diese sind als Bodensenkungen im Kleinen zu betrachten. Bekannt sind die vielen bis 30 Fuß tiefen und weiten trichterförmigen Einsenkungen im schwäbischen Jura, einem Kalkgebirge, welche, da das Wasser alsbald in ihnen verschwindet, zur Wasserarmuth der Alpfläche wesentlich beitragen. Am Südrande des Harzes bewirkte die unterirdische Fortführung von Gyps durch Gewässer großartige Aushöhlungen und dadurch den Einsturz langgedehnter Bodenstrecken. Eine jede Quelle führt kohlensauren Kalk, welchen das Wasser in der Tiefe löste, mit sich, da jener eine große Lösbarkeit besitzt; ungeheure Mengen gelöster Stoffe entführten die Mi-

* Gustav Bischof, „physikalische und chemische Geologie."

neralquellen dem Erdboden, so befördert z. B. die Soolquelle von Neusalzwerk in Westfalen jährlich 180000 Centner Kalk und 1400 Centner Eisenocker in ihrem Wasser an das Tageslicht.

Die Wirkungen des Stoffwechsels im Erdinnern verkünden sich in auffallendem Maße in den sogenannten Pseudomorphosen, in den Metamorphosen und in den Mandelsteinen. Pseudomorphosen, d. h. Umbildungen von Mineralen in solche von ganz anderer chemischer Zusammensetzung unter Beibehaltung der früheren charakteristischen Krystallform des ursprünglichen Minerals, giebt es in unzähliger Menge; der Augit sehr vieler Massengesteine ist so in Hornblende verwandelt (Arendal in Norwegen, Predazzo in Tyrol), Olivin in Serpentin (Snarum in Norwegen), der Falunit von Falun in Schweden und der Praseolith von Brakke in Norwegen in Cordierit, Kupfer in Malachit, Kalkspath in Quarz u. s. w. Die Metamorphosen, von denen oben schon die Rede war, beruhen insbesondere auf der lösenden Thätigkeit der Kohlensäure, dann der des Wassers, untergeordnet der des Sauerstoffs. Meilenweite und Hunderte von Fußen mächtige Lager von kohlensaurem Kalk wurden an vielen Orten in Eisenerze, Anhydrit in Gyps, kalkhaltige Gesteine in Quarzgesteine, Spatheisenstein in Brauneisenstein umgebildet. Daß solche Processe nicht ohne Einfluß auf die allmäligen Veränderungen der Bodenhöhen bleiben können, liegt auf der Hand.

Mit den Hebungen, eventuell Senkungen stehen die Gebirgsfaltelungen in engem Zusammenhang. Man denke sich ein gehobenes, weiches Gestein von einem harten seitlich begrenzt oder umgekehrt, so ist klar, daß durch die laterale Pressung das weiche Gestein selbst bei großer Mächtigkeit Faltelungen und Stauchungen erleiden kann. Oder, geht ein in Zersetzung begriffenes Gestein, z. B. ein Granit, in ein schon zersetztes, lockeres, z. B. Thon, über, so muß letzteres gefaltet werden. Fast jedes Land giebt hierüber Belege.

Als eine weitere Ursache von Gebirgserhebungen und Schichtenfaltungen sind nach Otto Volger die Capillarität und die beim Festwerden krystallinischer Massen entstehenden mechanisch wirkenden Kräfte zu verzeichnen. Man kann sich deren Wirkungsweise an einem einfachen Experiment versinnlichen. Man fülle ein glasirtes Thongefäß mit einer Salzlösung, z. B. Zinkvitriollösung. Die Lösung wird nach außen verdunsten, indem sie durch die Capillarität vom Boden und von den Wandungen aufgesogen wird. Der Salzgehalt bleibt in der Gefäßwand zurück und krystallisirt, die Capillarräume werden noch enger und saugen noch begieriger die Lösung ein. Infolge der Krystallbildung hebt sich die Glasur an zahlreichen Stellen, das Gefäß wird nach und nach zersprengt und einer Breccie ähnlich. Es hält nicht schwer, sich diesen künstlichen Proceß auch in der Natur zu denken, wenn er auch von geringerer Bedeutsamkeit sein mag.

Als eine andere Ursache haben mehrere Forscher, u. a. Alex. v. Humboldt und G. Bischof, Temperaturveränderungen mächtiger Gebirgsschichten aufgeführt. Englische Geologen berechneten z. B., daß eine Sandsteinschichte von fünf engl. Meilen Dicke, sobald sie sich um 100 Grad F. erwärmt, in ihrer Oberfläche um 25 Fuß steigen würde. Erhitzte Lettenschichten müßten dagegen ein Sinken des Bodens hervorbringen. G. Bischof giebt in seiner „Wärmelehre des Erdinnern“ Berechnungen über das säculäre Steigen von Schweden unter der Voraussetzung der geringen Wärmezunahme von 3 Grad R. in einer 140000 Fuß mächtigen, bis zu Schmelzhitze erwärmten Schichte. In wie weit diese Hypothesen Gültigkeit besitzen, bleibe dahingestellt.

Von nicht zu unterschätzendem Einfluß auf die Bodenschwankungen sind die Reactionen des heißflüssigen Erdinnern auf die Erdrinde, und zwar die vulcanischen Kräfte und die Erdbeben. Sie sind vielleicht die einzigen Ursachen, welche mehr plötzlich und auf kleinere Flächen beschränkt sich äußern, jedoch Veränderungen der Oberfläche mit sich bringen, welche unseren Blicken nicht entgehen können. Die Wirkungen vulcanischer Phänomene sind so bekannt und vielfältig beschrieben, daß es als überflüssig erscheint, hierüber nähere Erörterungen anzuknüpfen. Frappante Beispiele von Hebungen und Senkungen dieser Kategorie aus diesem Jahrhundert liegen vor in dem großen Ausbruch der Insel Ferdinandea an der Ostküste Sici-

liens aus dem Meere im Jahre 1831; ein Jahr darauf hatte sie schon 700 Meter Umfang, 1833 verschwand sie wieder. 1871 verschwand die sieben deutsche Meilen lange und eine Meile breite Insel Aurora der Hebriden gänzlich. — Plinius, der bekannte römische Naturforscher, giebt folgende diesbezügliche Angaben: „Die Inseln Delos und Rhodus sollen plötzlich aus dem Meere aufgetaucht sein. Auch Halone und Thera nebst Therasia (Cykladeninseln) entstanden im vierten Jahr der 135. Olympiade, 130 Jahre später zwischen jenen Hiera und Automate. Ebenso sollen die pytheusischen Eilande im campanischen Meerbusen entstanden sein, auf welchen sich nachher der Berg Epopon in eine Ebene verwandelte." An einer anderen Stelle sagt Plinius: „Die Erde verzehret sich selbst, so hat sie den sehr hohen Berg Cybotus mit der Stadt Curita, den Sipylus in Magnesien und vorher schon in derselben Gegend die berühmte Stadt Tantalis verschlungen, gleich als ob das untreue Ufer nicht schon genug hinwegnähme" u. s. w. — Beim Ausbruch des Jorullo 1795 in Centralamerika erhob sich das ganze Land in Gestalt einer Blase, deren Rand durch eine Spalte in einer Höhe von 10 Meter über dem früheren Boden stehen blieb; der Jorullo selbst erhob sich um mehr als 600 Meter.

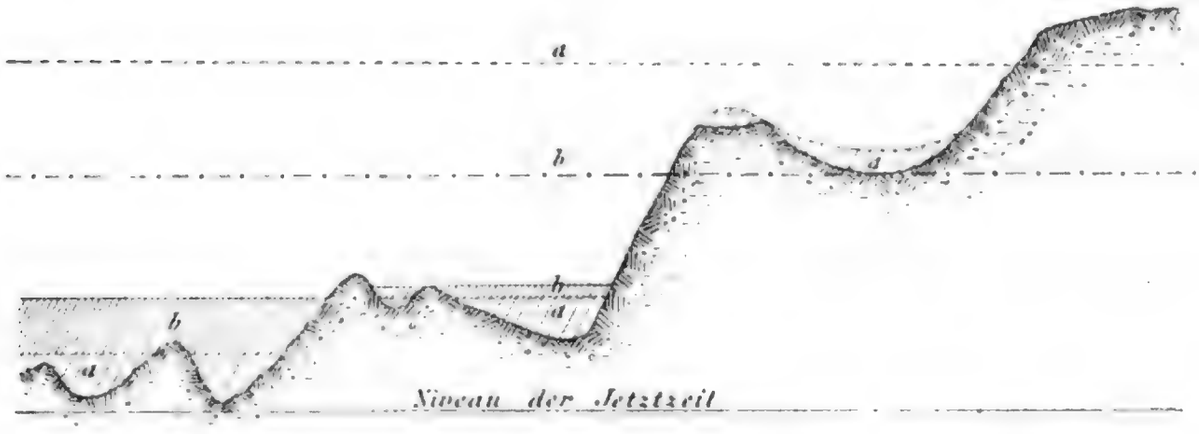
Verwandt mit den Reactionen des Vulcanismus sind die der Erdbeben. Nach Humboldt's Beobachtungen hob sich eine große Strecke der Küste Chile's infolge des Erdbebens 1822 in einer einzigen Nacht um 4 Fuß empor. Durch das Erdbeben von Jamaica 1692 wurden die am Hafen stehenden Magazine von Port Royal 48 Fuß unter den Meeresspiegel gesenkt. Bei dem großen Erdbeben im Indusdelta 1819 versanken mehrere Ortschaften am Indus und 80 geogr. Quadratmeilen wurden in einen See verwandelt. Während einerseits Senkungen die Folge sind von Erdbeben, so ist nicht zu leugnen, daß sie andererseits die Veranlassung zu deren Auftreten geben. Welche ungemeine Tragweite ein Erdbeben mitunter haben kann, dies bewies das Lissabonner Erdbeben. In Hochschottland raste der große See Loch Neß von 1080 Fuß Tiefe an dem verhängnißvollen 1. Nov. 1755 fürchterlich, das Meer an der schwedischen Küste war heftig erregt, in den östlichen Antillen stieg die Fluth, die sonst nie 1 Fuß überschreitet, auf 20 Fuß. Die heiße Quelle zu Teplitz blieb zwei Tage aus, der Achensee in Tyrol sank um 4 Fuß, auch der Walchensee in Südbaiern und der Hechtsee in Tyrol geriethen in tobenden Aufruhr. Gleichen Einfluß hatte das Erdbeben auf alle Schweizer Seen. Seit Anfang 1870 sind der Theresien- und Neubrunnen in Karlsbad je um $3\frac{1}{2}$ Grad R. wärmer geworden, welche Erscheinung mit den letzten Eruptionen des Vesuv in Verbindung gebracht wurde. Es ist leicht denkbar und sogar wahrscheinlich, daß jene Phänomene mit Bodenhebungen vergesellschaftet waren, und daß die Erdbeben stets von Bodenschwankungen begleitet sind, welche, wenn sie im Binnenlande und nicht an der Küste auftreten, sich unserem messenden Auge entziehen.

Gerade so wie die flüssige Masse des Erdinneren wirkt auch die Kraft der elastischen Wasserdämpfe im Erdinneren, die bei den vulcanischen Eruptionen stets ausgestoßen werden. Das Wasser sickert von der Oberfläche durch alle festen Erdschichten durch, gelangt endlich in solche Räume, wo es durch die große dort unten herrschende Hitze in Dampf verwandelt wird. Daubrée bewies durch Experimente, daß die Wasserdämpfe trotz des enormen Druckes sich fortwährend in den tiefsten Tiefen erzeugen können. Wie der Dampf im Cylinder einer Dampfmaschine den ganzen Mechanismus in Bewegung setzt, so heben auch die unterirdischen Wasserdämpfe die festen Gesteinsschichten in die Höhe. Nur bei großen, gehobenen Gebirgen können wir diese Theorie nicht anwenden, denn dazu wäre eine enorme Menge Dampf nöthig gewesen, also auch eine gewaltige Menge einsickernden Wassers, das aber, wenn es plötzlich in den unterirdischen dampferfüllten Raum käme, eine Condensation des Dampfes, mithin eine Senkung des Bodens zur Folge haben würde.

Man hat noch verschiedene andere Ursachen der Bodenschwankungen aufgestellt, welche jedoch theils unstichhaltig, theils von sehr geringem Belange sind. So schrieb u. a. Hoffmann den Kohlensäureexhalationen einen Antheil an den Bodenerhebungen zu. Ich möchte eher behaup-

ten, daß gerade die Erhebungen solche Exhalationen hervorrufen oder wenigstens begünstigen können. Alex. v. Humboldt läßt den ungleichen säculären Wärmeverlust der Erdrinde und des Erdkernes dabei thätig sein. Eine andere Hypothese behandelt die Depressionen des Meergrundes durch den Druck der sich ablagernden Sedimente. Man hat sogar die Ansicht ausgesprochen, daß die Senkungen der Küsten der Niederlande von dem Gewichte der Ablagerungen großer Flüsse (Rhein, Maas, Schelde) abzuleiten seien. Einer eigenen Art von Senkungen, bewirkt durch den industriellen Schaffungsgeist des Menschen, sei nur nebenbei erwähnt, nämlich der Bodensenkungen, welche sich nicht selten in Bergwerksdistricten zeigen, sobald die künstlichen bergmännischen Aushöhlungen den Zusammenhang der Schichten stören oder gar aufheben. In der Stadt Iserlohn in Westfalen bemerkt man seit den letzten Jahren beständig Senkungen des Bodens bis zu 8 Fuß, Löcher im Boden sind 20 und 30 Fuß tief, ganze Stadttheile sind schon gesunken, zusammengestürzt oder gespalten.

Nachdem wir nun die verschiedenen Factoren kennen gelernt haben, welche bei der Hebung und Senkung der Gebirge und Länder voraussetzlich thätig sind, betrachten wir nun die verschiedenen Localitäten, welche derartige Erscheinungen aufweisen. Vor Allem ist es Skandinavien, welches in dieser Beziehung am meisten erforscht wurde. Leopold v. Buch ergründete, daß die Küsten Schwedens und Finnlands sich um 4 Fuß im Jahrhundert heben. Celsius fand an der skandinavischen Küste tief landeinwärts im Boden uralte Anker und Kähne; der Boden war also ehedem vom Meere bedeckt. An der norwegischen Küste aber fand man Ueberreste von Muscheln, die jetzt noch in der Ostsee leben, an 400 Fuß hohen Felsen. Gemäß der Hebung des Landes um 4 Fuß haben jene Muscheln vor 10000 Jahren in der Ostsee gelebt. Diese Thatsache würde mit der neuen Theorie von Dr. Schmick übereinstimmen, nach welcher eine Versetzung des Meeresspiegels so stattfindet, daß während 10500 Jahren der Meeresspiegel auf der einen Erdhalbkugel steigt, auf der anderen fällt (jetzt sei der höchste Stand auf der südlichen Halbkugel und unserer Hemisphäre). Die Terrassen, Sandanhäufungen und Erosionen auf der ganzen Länge der norwegischen Küste bezeichnen das frühere Meerniveau; ihre Schichten steigen gegen das Land zu, woraus ebenfalls auf eine Hebung, nicht Senkung des Landes zu schließen ist. Ein auf der Wiener Weltausstellung, Abtheilung Schweden, ausgestelltes Tableau versinnlichte (siehe beigefügte Figur) die Hebung Schwedens.



Unter dem Meeresspiegel a wurden die Muschelbänke a und die älteren Thonschichten mit glacialer Fauna (Eiszeit) abgesetzt; später unter dem tieferen Niveau b die Muschelbänke b und die jüngeren Thonschichten mit postglacialer Fauna. In den höchsten Terrassen fehlen die letzteren, da das Land sich über den Meeresspiegel gehoben hatte (die in der Figur dargestellte Senkung des Meeresspiegels ist als eine scheinbare aufzufassen). — In historischer Zeit betrug die Hebung nördlich von Stockholm binnen 14 Jahren 5 Zoll. Die mittlere Tiefe der Ostsee ist

300 Fuß, demnach würde, wenn die Hebung Skandinaviens nach dem jetzigen Verhältnisse fortschreitet, der Ostseeboden in schon 7500 Jahren aus dem Wasserspiegel auftauchen. Dagegen sind die deutschen Ost- und Nordseeküsten in steter Senkung begriffen, d. h. der Meeresspiegel hebt sich scheinbar. Bei Katwyk am Ausflusse des Rheines finden sich Ruinen eines römischen Castells, das Brittenhaus genannt und von Kaiser Claudius gebaut, 600 Schritte vom Gestade unter dem Wasser. Dasselbe wurde bei einem Meereinbruch infolge steter Senkung des Landes unter Wasser gesetzt. Noch in geschichtlicher Zeit sanken die Torfmoore Hollands und Frieslands unter das Meer, so daß sich jetzt Sand und Lehm auf ihnen ablagert. An den norddeutschen Küsten sieht man nicht selten den Sand am Strande roth gefärbt durch zermalmte, aus dem Meeresgrund aufgespülte Ziegelsteine. Wir erkennen da die Stellen, wo vor Jahrhunderten ganze Dörfer vom Meere verschlungen wurden. G. Berendt weist nach, daß der Boden des kurischen Haffs, nach Menschenspuren in den Torflagern des Haidesandes und den in 15 Fuß Tiefe im Boden des Haffs gefundenen Kunstproducten aus Bernstein zu schließen, zwei Senkungen erlitt, deren zweite vor mindestens 2400 Jahren erfolgte und noch während des 13. bis 17. Jahrhunderts fortdauerte.*

Die Elbeufer an der Mündung sind merkwürdigerweise während der historischen Zeit um mehr als 12 Fuß gestiegen, da man Mauersteine und Muschellager 12 Fuß über dem jetzigen Spiegel auf den Sandbänken und Inseln findet. Auch ein großer Theil von Dänemark, besonders die Insel Bornholm, hebt sich nach Untersuchungen Forchhammer's in neuerer Zeit beständig.

Die Küsten Frankreichs erheben sich am mittelländischen Meer und im Norden des Golfes der Gascogne, senken sich aber am Canal la Manche und an der Nordsee. Noch jetzt sieht man an der Plagoffspitze in der Bretagne bei niedrigem Wasserstand in 5 bis 6 Meter Tiefe deutlich Druidensteine, Mauerreste, angelegte Straßen, Baumreihen ꝛc. Es hat sich also ein ganzer Küstenstrich gesenkt.

Die von Nordfrankreichs bis Spaniens Küsten ausgedehnten sogenannten versunkenen untermeerischen Wälder geben Zeugnisse von stattgehabten Senkungen.

Nantwich in Cheshire (England) ist seit einigen Jahren fortwährend im Sinken begriffen, wie auch Grönland; an 368 engl. Quadratmeilen an der Westküste Grönlands sanken im letzten Jahrhundert stufenweise. Dort war binnen fünfzig Jahren eine Insel mit Haus versunken, so daß jetzt nur mehr die Ruinen über Wasser stehen. Dieser Verhältnisse wegen baut kein Grönländer sein Haus in die Nähe des Strandes.

Italiens Küstenländer in Neapels Umgegend senken sich. Einen schönen Beleg hierzu geben die bekannten Reste des Jupiter Serapistempels zu Puzzuoli, deren Säulen in 18 Fuß über dem Boden 9 Fuß hoch von Seemuscheln angebohrt sind, so daß seit dem Verfall des Tempels das Meer zu gewisser Zeit 18 Fuß in den Ruinen gestanden haben muß. Der Tempel war zur Zeit seiner Erbauung (80 v. Chr.) 12 Fuß höher gelegen als jetzt, war aber am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. schon um 6 Fuß gesunken. — Siciliens und Sardiniens Küstenlande erleiden eine Hebung.

Der westliche südamerikanische Continent zeigt eine constante Hebung, wie die fossilen, mit der jetzigen Fauna identischen Muschelbänke des südamerikanischen Diluviums, die um 30 bis 60 Fuß über dem Meere liegen, beweisen. Viele hundert Meilen lange Küstenstriche Südamerika's wurden in der Diluvialzeit um einige 100 Fuß gehoben, während die Ostküste dieses Erdtheiles, z. B. Chile, sinkt. Man ist jedenfalls zu weit gegangen, wenn man glaubte, daß die Eiszeit Brasiliens, welche in neuerer Zeit nachgewiesen wurde, davon herrühre, daß Brasilien damals um 10000 bis 12000 Fuß höher lag als jetzt. — In Nordamerika wurden Hebungen auf Neufundland constatirt.

Aus Asien sind Senkungen bekannt in den westlichen Theilen. Das kaspische und todte Meer, das ganze Thal des Jordan stellt einen großen gesunkenen Landstrich dar. Das todte Meer, das kaspische Meer, der Tiberiassee, die Natronseen

* G. Berendt, „Geologie des kurischen Haffs", Königsberg 1869.

auf der Landenge von Suez u. a. liegen sämmtlich tiefer als der Meeresspiegel. Im nördlichen Theile des kaspischen Meeres sah Humboldt selbst deutlich Spuren des periodischen Steigens und Fallens seines Niveaus.

Senkungen wurden ferner wahrgenommen auf den Malediven- und Laccadiveninseln in Asien, Hebungen auf den Sundainseln, auf den Philippineninseln, auf Madagaskar, an der Ostküste Bengalens und der ganzen östlichen Küste Afrika's.

Den Alten entgingen die Erscheinungen der Bodenschwankungen nicht. Plinius hat verschiedene Beobachtungen gesammelt, von denen nur einige hier Platz finden mögen:

„In Sicilien verschlang das Meer die Hälfte der Stadt Tyndaris und in Böotien Eleusis. Im Hafen von Ambracia hat das Meer nach der Erzählung 10000 und im athenienſischen Hafen Piräus 5000 Schritte durch seinen Zurücktritt angesetzt, desgleichen zu Ephesus, wo es vor Zeiten bis an den Tempel der Diana ging. Elice und Bura gingen im korinthischen Meerbusen zu Grunde, wo man in der Tiefe noch Spuren davon findet."

Homer spricht in der Odyssee von der Entstehung des Vorgebirges Circello durch den Rücktritt des Meeres; nach Herodot reichte ehemals das Meer oberhalb Memphis von den Ebenen Arabiens bis zu den äthiopischen Bergen.

So viel über die localen Vorkommnisse der Bodenschwankungen. Fassen wir die Art ihrer Verbreitung und äußeren Erscheinung zusammen, so ergiebt sich, daß säculäre Schwankungen bei weitem häufiger sind als momentane. Sehen wir gewisse Landstriche in säculärer Hebung oder Senkung begriffen, angrenzende aber nicht, so müssen wir annehmen, daß entweder die Thätigkeit der chemischen Kräfte im Erdinneren local verschieden ist, oder daß stellenweise keine zersetzbaren Gesteine vorhanden sind, welche Bodenschwankungen zur Folge haben könnten. Die Beispiele lehren uns, daß wir zwei Arten von Hebungen zu unterscheiden haben: stetige wie in Skandinavien und periodische wie in Chile. Daß Beobachtungen über Hebungen und Senkungen meist nur in den Küstenländern und an den Meeresküsten selbst gemacht wurden, ist leicht zu begreifen, der Meeresspiegel ist gleichsam der Zeiger zu dem Zifferblatte, das die Strandländer darstellen, das Uhrwerk liegt in den unterirdischen Massen. Dabei dürfen wir nicht des geologischen Gesetzes vergessen, daß hebende Kräfte in der Urzeit in derselben langsamen Weise gewirkt haben wie noch heute. Wie die Alpen und alle höheren Gebirge ihre Gebirgsnatur den Schwankungen des Bodens, Hebungen, Senkungen, Faltungen und Verwerfungen verdanken, welche seit unendlich langer Zeit und vielleicht Millionen von Jahren dauerten, so ist sicher, daß die gleichen Naturkräfte in gleicher Weise noch heute ihr Spiel treiben. So leicht aber Bodenschwankungen an den Meeresküsten nachzuweisen sind, so schwer fällt deren Ergründung im Binnenlande, wo nur äußerst genaue, von Zeit zu Zeit angestellte, kostspielige Nivellements darauf führen könnten. Gewiß würde der Kosten- und Zeitaufwand vom schönsten wissenschaftlichen Erfolge gekrönt sein.

Könnten wir heute eine genaue geographische Erdkarte von 1975 sehen, so würden wir die Küsten in ihren Umrissen gar vielfältig verändert finden.

Literarisches.

Die sehr geschmackvoll ausgestattete und mit wahrhaft künstlerischem Geist illustrirte Ausgabe von „Shakespeare's dramatischen Werken", welche die Grote'sche Verlagshandlung in Berlin veranstaltet hat, liegt vollständig vor und rechtfertigt die Erwartungen, die man an ein derartiges Unternehmen von vornherein zu stellen berechtigt ist. Die Herausgeber, R. Gosche und B. Tschischwitz, haben die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung beibehalten und dieselbe durch Shakespeare's Biographie und Erklärungen der Stücke begleitet. Das Ganze ist in einem würdigen, edeln Stile gehalten und macht den Eindruck des ernsthaften Bestrebens zur weiteren Verbreitung der Werke des unsterblichen Dichters, den diese neue Ausgabe gewiß auch in neue Kreise einführen wird. Die Illustrationen sind geistvoll und schön erfunden und sehr sorgfältig von verschiedenen ebenbürtigen Künstlern dieses Genres ausgeführt. Für Familienbibliotheken ist diese Shakespeare-Ausgabe besonders zu empfehlen; sie kann in jeder Hinsicht als eine Zierde bezeichnet werden und verdient die wärmste Anerkennung.

Die Offenbarung Johannis.

Von

M. Carriere.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Jesu eigene Worte und sein vorbildliches Leben — ich glaube, daran kann uns genügen, um Christen zu sein; hätte er die unbegreiflichen Satzungen, die magischen Handlungen und Ceremonien der Kirche für nothwendig erachtet zum Heile, so würde er sie selber aufgerichtet haben. Er aber wollte das Ebenbild Gottes, wie er es in sich hergestellt, so auch in der Menschheit erneuen, wir sollten uns wieder als Kinder des himmlischen Vaters erkennen, als Glieder eines Gottesreiches in brüderlicher Liebe erfassen. Wie diese religiöse Wahrheit künstlerisch zu gestalten, wissenschaftlich zu begründen und mit der Erkenntniß der Natur und Geschichte in Zusammenhang zu bringen sei, das überließ Jesus dem fortschreitenden Geiste; wir sind nicht an das gebunden, was frühere Jahrhunderte hier versucht, wir sind berechtigt, ja verpflichtet, die Ergebnisse der Forschungen unserer Zeit zu solchem Werke heranzuziehen. Die Rückkehr zum Ursprünglichen, zu Jesus selbst, ist der treibende Grund der kritischen Untersuchungen wie der volksthümlichen Darstellungen, welche vor Anderen Strauß in Deutschland, Renan in Frankreich unternommen haben; es gilt, die wirkliche Geschichte von dem Schmuck der Sage, das thatsächliche Lebensbild von der dogmatischen Auffassung und Umformung zu unterscheiden. Und die vielfältigen Forschungen über das erste Jahrhundert des Christenthums sind auch dem Werke zu gut gekommen, das den Schluß des neuen Testamentes macht, sie haben seine Geheimnisse entschleiert, seine Räthsel gelöst und in der Offenbarung Johannis die phantasievolle Abspiegelung der Tage zwischen Nero's Tod und der Zerstörung Jerusalems, ein prophetisches, politisch religiöses Mahn- und Trostgedicht aus dem Jahre 69 unserer Zeitrechnung, erkennen lassen; und wenn sie dem Jünger Jesu die Urheberschaft des nach ihm genannten Evangeliums absprechen, sind sie gern bereit, dies erste poetische Werk des Christenthums an seinen Namen zu knüpfen.

Suchen wir die Atmosphäre kennen zu lernen, in welcher unser Werk erwachsen ist; blicken wir auf die Christen, dann auf die Außenwelt. Zu den unerschütterlich feststehenden Thatsachen der Weltgeschichte gehört der Glaube der Jünger an die Auferstehung Jesu. Sie waren überzeugt, den Gekreuzigten und

Digitized by Google

Gestorbenen als den Lebendigen wiedergesehen, seinen Friedensgruß vernommen zu haben, und von hier aus vollzog sich der Umschwung muthlosen Schmerzes zu freudigem Muth in der Verkündigung seiner Lehre, in der Fortführung seines Werkes, hieran knüpft sich die Zuversicht eines ewigen Lebens, gegen dessen Herrlichkeit die Leiden der Zeit gering zu achten seien. Kein Argwohn des Scheintodes ist vorhanden, an eine natürliche leibliche Wiederbelebung haben wir nicht zu denken; wie hätte die je die Bürgschaft für die Unsterblichkeit der Seele sein können? Paulus setzt die Erscheinung, welche ihm später geworden, in eine Reihe mit den früheren, wo der Heiland plötzlich auch bei verschlossenen Thüren da ist und wieder verschwindet, nicht für die Gegner oder die Ungläubigen, sondern für die Seinen, die innerlich vorbereitet sind, ihn zu schauen. Und so heißt es im Briefe Petri: daß Christus getödtet sei nach dem Fleisch, aber lebendig gemacht nach dem Geist; an das geistige Fortleben hält sich Paulus und nimmt die Auferstehung Jesu als Zeugniß unserer Unsterblichkeit. Also gehören die Erscheinungen dem Seelenleben an; es sind Visionen; mächtige Gemüthsbewegungen erschüttern die Nerven und werden durch die Phantasie zum Bilde; die Energie der Sinnesnerven versetzt das innerlich Gegenwärtige nach außen, gerade wie wir das verjüngte Gemälde der Welt, das sich auf unserer Netzhaut erzeugt, nicht im Auge selbst zu sehen meinen, sondern es außer uns im Raume vorstellen. Hier giebt es denn drei Möglichkeiten der Erklärung. Entweder ist die Subjectivität der Jünger die producirende Kraft: die Erkenntniß, daß Jesus durch seinen Kreuzestod in ein höheres Leben eingegangen und daß der Verklärte ihnen gegenwärtig sei, gestaltete sich für sie nicht sowohl auf dem Wege ruhig verständiger Ueberlegung, sondern stieg wie ein Blitz der Erleuchtung in ihren Seelen empor; auch dann war es immerhin die Persönlichkeit Jesu, der nachwirkende Eindruck seines Lebens und seiner Lehre, was sie zu der überwältigenden Anschauung erregte, daß sie ihn zu sehen und zu hören glaubten. Oder es war eine Berührung des Geistes Jesu mit ihrem Geiste, der sie veranlaßte, in der Phantasie auch seine Gestalt wieder aufzubauen. Oder endlich es war der göttliche Geist, in dem wir weben und sind, der sie durch Eingebung von innen begeisterte und den lebendigen Christus in ihnen offenbarte, ihn in ihrem Herzen, ihrer Seele auferweckte, so daß sie überzeugt waren, ihn leibhaftig zu schauen. Immer machte ein inneres Erlebniß ihnen die Gegenwart Jesu gewiß, und wenn es bei ihnen wie bei Paulus einen so völligen Umschwung ihres ganzen Bewußtseins und Wirkens hervorbrachte, so werden wir den Grund dieses Erlebnisses nicht in ihnen allein finden, sondern werden uns erinnern, wie auch die echten Künstler und Dichter nicht mit ihrer Willkür und Reflexion das Beste schaffen, sondern es als etwas Unwillkürliches bezeichnen, das aus dem tiefsten Lebensquell in ihnen aufsteigt, das ihnen als Eingebung des sie begeisternden höheren Geistes erscheint.

Alle ethischen Ideen und schöpferischen Kräfte, die den Fortschritt der Menschheit bedingen, haben sich die einzelnen Menschen nicht selbst gegeben oder ersonnen, sondern sie werden ihnen durch Erleuchtung und Erweckung zu Theil, oft über ihr Wollen und Verstehen, als eine Gabe und Aufgabe zugleich. Das ist freilich nur möglich und verständlich, wenn wir das Göttliche nicht außer uns, sondern in uns haben, das ewige, allgegenwärtige Wesen, das sich in Allem offenbart und über Allem bei sich selbst ist, wie unsere Seele sich in den Vorstellungen und Gefühlen entfaltet und in und über ihnen sich als Ich erfaßt und darum auch bestimmend in ihnen walten kann. Vom Anfange der Geschichte bis auf diesen Tag ist alles Große durch ein Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit geschehen, das ist der rothe Faden in meinem Buch über die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung, es ist die philosophische Darlegung dessen, was die Sprache der Religion als Offenbarung und göttliche Weltregierung bezeichnet, dies Mächtigwerden und Wirken des allgemeinen Geistes im individuellen. So ist auch die Schöpfung in der Natur eine aufsteigende Entwicklung, wo das Niedere die Bedingung und vorbereitende Stufe für das Höhere wird, wie dies Darwin der Gegenwart zum Bewußtsein bringt,

wenn auch der Kampf ums Dasein und die Vererbung allein nicht ausreichen, sondern der ordnende Gedanke und der zielsetzende göttliche Wille nöthig ist, der die individuellen Lebenskräfte zu seinen Organen macht, um neue, vollkommenere mit ihnen und durch sie hervorzubringen. Da macht dann nicht der Affe den Menschen, aber im Schoß eines hochstehenden Thieres wird der Lebenskeim bereitet, den der göttliche Geist beseelt; dort findet er Nahrung, Schutz und Pflege, und der neugeborene Mensch liegt an der mütterlichen Brust und entwickelt sich aus der Natur zur Freiheit, zur Bildung und Gesittung unter der Leitung der Vorsehung.

Die Jünger Jesu nun und der durch die Erscheinung auf dem Wege nach Damaskus berufene Paulus predigten Christus den Auferstandenen als den Messias; er sei eingegangen in die Herrlichkeit Gottes, die auch der Seinen warte, und von dort werde er wieder kommen, das Messianische Reich aufzurichten. Mit dieser Hoffnung gingen sie freudig dem Tod entgegen und überwanden sie die Welt. Aber bis nach der Zerstörung Jerusalems war ein Gegensatz zwischen den älteren Jüngern, den Säulen der Gemeinde, und zwischen Paulus vorhanden, viel schärfer, als er in der Apostelgeschichte zu Tage tritt, die nach der versöhnenden Ausgleichung abgefaßt ist. Die Jünger sahen in Jesu den Vollender von Moses und den Propheten, den jüdischen Messias, und hielten die Beschneidung, die Beobachtung des jüdischen Gesetzes auch für nothwendig und bindend in der christlichen Gemeinde, Paulus sah in Jesus den Heiland der ganzen Menschheit, im Evangelium eine neue Botschaft an alle Welt, auch die Heiden sind als solche zum Heile berufen und können unmittelbar eingehen in die Heilsgenossenschaft der Christen, die jüdischen Satzungen und Gebräuche sind nicht nöthig für das Reich Gottes; die Heiligung der Gesinnung führt zum Heile, wo Geist des Herrn ist, da ist Freiheit, der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig. Man vertrug sich nach den ersten Kämpfen dahin, daß Paulus den Heiden das Evangelium predige, ohne sie dem Gesetze Mosis zu unterwerfen, während die älteren Jünger unter den Juden fortwirkten. Aber wie sich die judaisirende Richtung dennoch in den Paulinischen Gemeinden gegnerisch geltend machte, das sehen wir aus seinen herrlichen Briefen, die wir gerade diesem Umstande verdanken, und in der Offenbarung Johannis lodert die Feindschaft gegen ihn noch einmal hell empor. In dem Sendschreiben an die sieben Gemeinden, die das Werk eröffnen, wird seine Richtung verworfen und gebrandmarkt, die Christenheit vor ihm gewarnt.

Betrachten wir nun die äußere Weltlage. Seit Pompejus im Jahre 63 vor Christus Jerusalem erobert hatte, war Judäa eine römische Provinz unter einheimischen Vasallenkönigen, welche römische Landpfleger zur Seite hatten; die Oberhoheit Roms war anerkannt, aber die Religionsübung ward nicht beeinträchtigt. Römisch weltlich Gesinnte bildeten die sadducäische Partei neben den Pharisäern, die an der Strenge des mosaischen Gesetzes und dem Gedanken der Theokratie, der Herrschaft Gottes durch die Priester, festhielten. Begeisterte Eiferer für die nationale Freiheit und die weltlichen Messiashoffnungen des Volkes hatten wiederholt zu aufrührerischen Bewegungen geführt, 66 nach Christus hatten die Römer durch einen Aufstand Jerusalem verloren, Metzeleien in Syrien und Aegypten hatten stattgefunden, römische Legionen waren überwältigt worden, bis Nero den Vespasian gegen Judäa sandte, der siegreich vordrang und Jerusalem einschloß. Dort herrschten die Eiferer durch den Schrecken wie in Paris zur Zeit Danton's und der Commune; die Christengemeinde zog sich zum Theil nach Pella aus dem wüsten Getümmel heraus. In Rom aber schaltete und waltete Nero, der kunstschwärmerische, zügellose Phantast, der für seine gute Stimme beten ließ und als Theatersänger und Wagenlenker um den Preis im Wettkampfe buhlte, ja sterbend noch seufzte, was für ein Schauspieler in ihm zu Grunde gehe. Berauscht von der ungeheuren Macht, die ihm gestattete, alle seine Gelüste zu befriedigen, schloß er den schauerlichen Bund des Cäsarenwahnsinns mit Wollust und Grausamkeit; schreckliche und unzüchtige Mythen wurden zum Ergötzen des Volkes so dargestellt, daß der Schauspieler, die Schauspielerin Tod und Schmach wirklich erduldeten; phan-

taſtiſche Martern der Verbrecher wurden zur Beluſtigung der verſammelten Menge. Der Darſteller des raſenden Herakles riß wirklich ein brennendes Pechgewand von ſeinem Leib und mußte lebendig den Scheiterhaufen beſteigen, um zur Aſche zu werden, Orpheus ward von Bären gefreſſen, Paſiphae's Buhlſchaft mit dem kretiſchen Stier ward dem vornehmen und gemeinen Pöbel vorgeführt, ein nacktes Weib als Dirke dem wilden Stier an die Hörner gebunden und im Circus zu Tode geſchleift. Im Jahre 64 war der große Brand von Rom; das Volk gab dem Kaiſer Schuld, daß er ihn veranlaßt, wenigſtens ſeine furchtbare Ausbreitung geſchehen laſſen, um Raum zu gewinnen für ſeine rieſigen Prachtbauten, um den Brand Troja's zu ſchauen, mit dem ſeine Einbildungskraft ſeit lange geſpielt; auf den rauchenden Trümmern der Vaterſtadt ſollte er ein Lied geſungen und die Leier geſchlagen haben. Er aber trachtete, den Verdacht auf Andere abzuwälzen, und wählte dazu die Chriſten, die hier zum erſten Male von den Juden unterſchieden werden. Sie, die an den heidniſchen Tempeln ſcheu vorübergingen und den Bildſäulen der Götter die Anbetung verſagten, ſollten die Zerſtörer der alten Heiligthümer geweſen ſein. In die Felle wilder Thiere gekleidet, wurden ſie in der Arena von Hunden und Löwen zerriſſen; ihre Gewänder wurden in Oel und Harz getränkt, ſie ſelber an Pfähle gebunden, um als lebendige Fackeln die nächtlichen Feſte in Nero's Gärten zu erleuchten. Wir dürfen uns vorſtellen, daß Paulus unter ihnen war: er befand ſich damals in Rom, und nach der Neroniſchen Verfolgung haben wir keine fernere Spur ſeines Lebens und Wirkens, das uns bis dahin doch groß und klar vor Augen liegt. Unter den Chriſten war aber bereits die Vorſtellung vorhanden, daß ein kurzer Triumph des Schlechten dem endlichen Siege des Guten vorangehe, daß vor der Wiederkunft Chriſti ſich die Macht des Böſen gleichfalls verkörpern werde in einem furchtbaren Widerſacher: wie nahe lag es nun, daß ihnen dieſer Antichriſt in Nero gegenwärtig erſchien, und daß ſie unter Leid und Verfolgung bald mit Todesſehnſucht auf den Himmel blickten, zu dem das Märtyrerthum ihnen die Pforten öffnete, bald in muthiger Hoffnung den nahe bevorſtehenden Entſcheidungskampf des Heilandes mit dem gekrönten Wütherich erwarteten. Suetonius erzählt, daß Nero nackte Jünglinge und Mädchen an Rennbahnpfähle binden ließ, und daß er ſelber in der Maske eines wilden Thieres aus dem Zwinger auf ſie losſtürzte, ſie ſchändete und zerfleiſchte; beziehen wir dies mit Renan auf die Verfolgung der Chriſten, ſo war auch die Bezeichnung des Thieres für Nero durch dieſen ſelbſt gegeben.

Während nun der bereits erwähnte Aufſtand in Judäa geſchehen war, die Schreckensherrſchaft in Jeruſalem tobte, die Einſchließung der Stadt durch Veſpaſian vollzogen ward, empörten ſich im Frühjahre 68 die galliſchen Legionen gegen Nero; der ließ ſich anfangs in ſeinem ſchauſpieleriſchen Treiben nicht ſtören, verlor aber dann allen Halt, flüchtete in ein Landhaus, verſuchte Selbſtmord und endete durch einen Dolchſtoß von der Hand eines Freigelaſſenen. Das Volk wollte an den Tod des Verſchwundenen, heimlich Beſtatteten, nicht glauben, die Sage ging, er habe ſich in den Orient geflüchtet, und von dort aus werde er verbündet mit den Parthern wiederkehren und ſeine Verräther zur Strafe ziehen. Ein Orakelwort, das ſich ſpäter Veſpaſian zu nutze machte, verhieß einem aus dem Orient aus Judäa Kommenden die Weltherrſchaft. Mehrere falſche Neronen tauchten auf. Es kamen die Jahre, wo Galba, Otho, Vitellius einander verdrängten, ohne den Thron der Cäſaren behaupten zu können, wo es ſchien, als ob im Bürgerkriege der Feldherren das Reich zerfallen werde, und Schreckniſſe aller Art erregten, verwirrten die Einbildungskraft der Menſchen: Feuerzeichen am Himmel, herabfallende Sterne, Blutregen, furchtbare Blitzſchläge, Hungersnoth und Peſt, Ausbrüche von Vulcanen und ſchauerliche Erdbeben; die Heiden wie die Chriſten waren voll davon und ſuchten ſich die Erſcheinungen nicht natürlich zu erklären, ſondern als Wunder zu deuten; der Untergang des Reiches, ja der Welt ſchien bevorſtehend. Durchſchüttert von dieſen Empfindungen und Ahnungen, aber feſt in ſeinem Glauben an Jeſus, an den Sieg des Guten, an das ewige Leben der Gerechten, ſucht nun im Jahre 69 Johannes, der Seher

in Ephesos, den Christen im Anschluß an die prophetische Poesie des alten Testamentes die Zeichen der Zeit zu deuten und in Sinnbildern und Gleichnissen den gläubigen Verstehenden zum Trost, zur Mahnung und zur Erbauung kund zu thun, wie der Herr sich bereits in Allem offenbare und herrlich sich offenbaren werde. Einem Volk angehörig, das die Ruhe und feste, klare Bestimmtheit der Plastik nicht kannte, zeichnet der Seher mit bewegter Phantasie echt orientalisch nicht für die äußere Anschauung, nicht fürs Auge, sondern nur für die Einbildungskraft des Hörers, die dem kühnen Dichterfluge leicht und willig von Bild zu Bilde folgt und in raschem Wechsel das Symbol und die Sache verschmilzt. Christus z. B. erscheint als des Menschen Sohn in langem Gewande mit goldenem Gürtel, sein Haar schneeweiß, seine Augen Feuerflammen, seine Stimme wie Wasserrauschen, ein zweischneidig Schwert geht aus seinem Munde, sieben Sterne hält er in der Rechten und sein Antlitz leuchtet wie die Sonne. Dann ist er wieder das Lamm, das am Kreuze geopfert wird und ewig lebt, und sieben Hörner versinnbildlichen seine Herrschermacht, sieben Augen seine allsehende Weisheit. Und wieder ist er der Löwe aus dem Stamme Juda und ein König mit goldener Krone, dessen Hand die Sichel zur Ernte schwingt, und dann der Siegesheld auf weißem Roß, im Purpurmantel, den sein eigenes Blut gefärbt, der Führer der himmlischen Heerscharen. Gott selbst wird nicht plastisch gestaltet, es heißt nur: auf dem Stuhle saß Einer und war anzuschauen wie ein lichter Edelstein, ein Regenbogen umkränzt seinen Thron, sieben Fackeln, den persischen Lichtgeistern gleich, brennen vor ihm, und vier Lebendige stehen um ihn, geflügelt, mit dem Kopfe des Menschen, des Stieres, des Löwen, des Adlers; wir kennen solche aus der Vision Ezechiel's, wo sie die Träger vom Wagen Jahve's sind. Die christliche Kunst machte sie zu Symbolen der Evangelisten. Cherubstatuen mit dem Kopfe des Menschen und des Adlers, des Löwen und des Stieres standen im Allerheiligsten des jüdischen Tempels und breiteten ihre Schwingen über die Bundeslade. Das Ursprüngliche kennen wir jetzt in den mächtigen Gebilden, die in Ninive als Wächter vor den Pforten der Paläste ausgegraben worden sind: der Leib ist aus Gliedern des Stieres und Löwen zusammengesetzt, Adlerflügel ragen aus den Schultern, und das Haupt ist das eines Mannes: die Kraft der Natur wird zum Hüter des Herrschersitzes gestellt. Ueberhaupt wie die Bilder der Apokalypse ihre Vorbilder im alten Testamente haben, so wirkten sie auf die christliche Poesie, nicht blos bei Dante, Milton, Klopstock, und die Malerei versuchte sie sichtbar fürs Auge zu machen; van Eyck ließ das Blut aus der Brust des Lammes in den Kelch des Abendmahls fließen, Dürer zeichnete in seinem Jugendwerke, den Holzschnitten zur Offenbarung Johannis, mit kühner Hand selbst die Füße von glühendem Erz und die flammenden Augen nach und wagte den Wettkampf mit dem Seher auch dort, wo Cornelius in der Meisterschöpfung seines Alters, den Cartons für den Campo Santo in Berlin, sich mit gereifter Kunstweisheit an den gewaltigen Eindruck hielt, und wenn die Worte des Dichters der plastischen Anschaulichkeit widerstrebten, dann der ihnen zu Grunde liegenden Idee eine eigenthümliche neue Darstellung gab.

Johannes wendet sich von der Insel Patmos, wo er in eine Verzückung gerieth, Jesus sah und seine Worte hörte, an die sieben Gemeinden Kleinasiens; sieben Leuchter, zwischen welchen der Heiland erscheint, sind ihr Symbol, und die sieben Sterne in des Heilandes Hand sind die Engel oder Genien der sieben Gemeinden. Der Seher beginnt mit dem Gruße: Gnade und Friede komme Euch von dem, der da ist, war und sein wird (von Gott dem Ewigen), von den sieben Geistern um seinen Thron und von Jesu Christo, dem Ersterweckten der Todten, dem Fürsten der Erdenkönige, der uns liebt und gereinigt hat von den Sünden in seinem Blute, der uns zu Königen gemacht hat und zu Priestern Gottes des Vaters, dem Ruhm und Kraft sei für alle Zeiten. Später sagt Christus selbst: Ich bin der Erste und bin der Letzte, ich war todt und lebe für alle Ewigkeit und halte die Schlüssel des Todes und der Hölle. Und an einer anderen Stelle heißt er das Wort, sowohl die Stimme als die Vernunft Gottes, der Logos. So groß und erhaben steht ein

Menschenalter nach seinem Hingange sein Bild in der Seele seiner Jünger, ein Zeugniß für den Eindruck seiner einzigen Persönlichkeit, in welcher die Liebe und Wahrheit Gottes sich offenbart, das sittliche Ideal verwirklicht, die Einigung der menschlichen Natur mit Gott vollzogen ist. Aber wenn er die Christen alle zu Königen und Priestern gemacht, dann stand damals noch kein unfehlbarer Papst und kein Klerus als Herrscher über die Geister da, und Niemand maßte sich ein Mittlerthum zwischen Gott und den Menschen an. Johannes wußte nichts von einem Stellvertreter Gottes auf Erden, am wenigsten sah er darin den Bischof zu Rom; denn Rom, wie wir bald finden, sollte nach seiner Ansicht völlig zerstört und binnen Kurzem vom Erdboden vertilgt werden, und Petrus ist schwerlich je nach Rom gekommen. In den Grüßen an die Gemeinden aber klingt jener jüdische Sinn noch hindurch, der die Judenchristen den bekehrten Heiden voranstellt, der Paulus und dessen Pflanzungen bestreitet, mit jenem Eifer, welcher Feuer vom Himmel auf die Stadt herabbeten wollte, die Jesum nicht aufgenommen, weshalb dieser den Johannes einen Donnersohn nannte.

In der Offenbarung Johannis selbst nun halten wir dreierlei fest, wodurch das Ganze für uns an Klarheit gewinnt. Erstens die Darstellung und Deutung der Zeitereignisse, der bereits erlebten Schrecknisse als Zeichen des nahenden Gerichtes und der Wiederkunft Christi; sodann die prophetische Schilderung dessen, was nun der Seher erwartet; und endlich der Hinblick auf das Ende der gegenwärtigen Welt, auf das jüngste Gericht, auf eine künftige selige Lebensvollendung. Wir lassen nun das Gedicht sich vor uns entfalten.

Der Himmel thut sich auf und das Hallelujah des Weltalls erschallt mit dem Amen der Auserwählten um den Thron Gottes. Die vierundzwanzig Aeltesten, die ihn wie ein Senat der Menschheit umgeben, legen ihre Kronen nieder, und ein Engel bringt das Buch des Gerichtes. Wer wird seine sieben Siegel lösen? Der Löwe aus dem Stamme Juda, das Lamm, das uns Gott erkauft hat mit seinem Blut, als es erwürgt ward. So tritt Christus auf, und wie er ein Siegel eröffnet, erscheint ein Schrecken, eine Strafe; die furchtbaren Erscheinungen in der Natur und die Ereignisse in der Geschichte, die damals die Menschheit ängstigten, werden so als göttliche Schickungen erklärt. Bei den vier ersten Siegeln brechen nach einander die vier apokalyptischen Reiter hervor: kriegerischer Sieg (den hatten die Juden ja anfangs errungen), mörderische Zwietracht (die waltete in Jerusalem), Hunger und Tod (die schreckten Kleinasien). Die Reiter kommen in der Dichtung nach einander, echt malerisch stellen sie Dürer und Cornelius neben einander, und mit der niederschmetternden Gewalt dieser Composition hat bekanntlich Cornelius sich als der phantasiegewaltigste Meister der Neuzeit behauptet. Die Fünfzahl wird stets mit einer Hindeutung auf Nero, den fünften Kaiser Roms, begleitet; wie das fünfte Siegel sich öffnet, da schreit das Blut der gemordeten Christen um Rache; seine Verfolgung, das war das fünfte Schreckniß. Bei dem sechsten Siegel bebt die Erde, verfinstert sich die Sonne, fallen die Sterne vom Himmel wie Feigen vom windgeschüttelten Baum, und die Reichen und Gewaltigen der Erde rufen: Fallet auf uns, ihr Felsen, und verberget uns, ihr Berge, vor dem Angesichte des Richters. Die Frommen und Auserwählten aber aus den zwölf Stämmen Israels und dann die Reingewordenen aus den Heiden werden mit einem Stempel Gottes gekennzeichnet; ihrer Hunderundvierzigtausend sollen auf diese Weise vor den kommenden Schrecknissen gesichert werden, während die, welche den Märtyrertod gestorben, bereits in weißen Kleidern mit Palmen in den Händen anbetend am Throne Gottes stehen; das Lamm leitet sie zu den Quellen des Lebens, und Gott selbst wischt jede Thräne aus ihren Augen.

Vor der Eröffnung des siebenten Siegels eine Pause voll Ahnungsschauer. Ein Engel schwingt ein goldenes Rauchfaß, sein Weihrauch sind die Gebete der Heiligen. Sieben Engel erheben die Posaune des Gerichtes, und wie das Siegel aufgethan wird, da trompeten sie nach einander, und Feuer fällt vom Hause, Feuer bricht aus einem Berg im Meere hervor, ein Stern fällt auf die Erde und vergiftet

die Quellen, Sonne und Mond verfinstern sich, ein Adler schreit Wehe, höllischer Qualm bricht aus dem Schoße der Erde, Heuschrecken erstehen aus ihm und plagen die Menschen. Manches erinnert an ägyptische Landplagen, das Meiste aber ist die Darstellung dessen, was zu jener Zeit das Volk gesehen oder zu sehen geglaubt. Und was Jedermann für drohend hielt, einen Einfall der Parther, erfolgt beim Schalle der sechsten Posaune; von den Pfeilen der Reisigen wird ein Drittel der Menschen getödtet, aber die Ueberbleibenden beharren dennoch in Götzendienst und Sünde. Ein gigantischer Engel aber verkündet, daß nun mit dem Schalle der siebenten Posaune das Geheimniß Gottes, der Tag des Gerichtes seine Erfüllung finden werde.

Bisher hat der Seher die bereits erlebten Erscheinungen der Natur, die Ereignisse der Geschichte sinnbildlich gedeutet, das Walten Gottes und sein nahendes Gericht darin nachgewiesen; nun steht er inmitten der Dinge, die sich um ihn begeben, nun beginnt er das Zukünftige zu weissagen. Er verschlingt wie Ezechiel ein Büchlein, das der Engel ihm reicht, allerdings ein schulmäßig trockenes Symbol für die Aufnahme der Offenbarung ins eigene Gemüth, und er spricht nun aus, was in ihm lebt, was er in der Welt erwartet. Er wendet seinen Blick auf Jerusalem: die Stadt wird von den Heiden eingenommen werden, aber der Tempel wird vor ihnen bewahrt bleiben; zwei Zeugen, zwei Gottesfreunde werden wie Henoch und Elias Buße predigen und Viele bekehren, dann aber wird das Thier, das aus dem Abgrunde steigt, sie tödten; aber sie werden auferstehen und gen Himmel fahren, die letzte Posaune wird erschallen, die Stunde ist gekommen, da der Heiland regieren wird, die Aeltesten feiern bereits seinen Sieg. Der Seher erwartet das in zweiundvierzig Monaten. Inzwischen wird auf Erden die Gemeinde Gottes noch verfolgt: ein Weib im Gewande der Sonne, den Mond unter den Füßen, eine Sternenkrone auf dem Haupte; sie scheint in Kindesnöthen, Satan steht in Drachengestalt vor ihr, daß er das Kind verschlinge, aber der Sohn wird zum Stuhle Gottes entrückt, und die Mutter erhält Adlerflügel und wird in der Wüste geborgen — ein Sinnbild für die nach Pella geflüchteten Christen. Michael mit den Engeln streitet gegen den Drachen und seine Dämonen, der Drache wird zu Boden geworfen, und die Erde verschlingt die Wasserströme, die er ausspeit, um das Weib zu ersäufen. Von der christlichen Gemeinde aus Jerusalem wendet sich nun der Seher auf die heidnische Welt. Da giebt Satanas seine Kraft einem Thiere, das aus dem Meere steigt, pardelähnlich, mit Löwenrachen und Bärentatzen, mit sieben Hauptern und zehn Kronen auf zehn Hörnern — es ist das römische Weltreich: die zehn Hörner sind die zehn Provinzen mit ihren Proconsuln, die sieben Köpfe die sieben Kaiser von Augustus bis Galba; ein Haupt ist verwundet, aber geheilt worden, Nero, den man noch für lebendig hält, der der fünfte war, der achte sein wird. Die Erde betet das Thier an, doch Lästerung geht aus seinem Mund, und es streitet gegen Gott und seine Heiligen; aber dem Unthier entgegen steht das Lamm auf dem Berge Zions mit den Reinen, die ihm folgen. Ein Engel bringt ein ewiges Evangelium, die unvergängliche Freudenbotschaft des Heils, und ermahnt zur Furcht und Liebe Gottes. Wer aber das Thier und sein Bild anbetet, der soll vom Weine des Zornes trinken, den der Herr bereits eingeschenkt hat in seinen Kelch. Des Menschen Sohn erscheint mit einer Sichel in der Hand auf lichter Wolke, Engel schneiden die Reben und werfen sie in die Kelter des Zorns, und Blut fließt aus der Kelter bis an die Zäume der Pferde. Sieben Engel halten die Schalen des Zorns in ihren Händen, während die geretteten Frommen das Loblied Mosis beim Auszug aus Aegypten singen. Ein Engel gießt seine Schale auf die Erde, und es kommt Pest auf die Götzendiener; ein zweiter gießt sie ins Meer, und es wird Blut; ein dritter in die Brunnen, und sie werden Blut, denn die sollen es trinken, die es vergossen haben; ein vierter gießt seine Schale in die Sonne, und sie wird verzehrend Feuer, ein fünfter auf den Stuhl des Thieres, da wird es finster über ihm, es krümmt sich in Schmerzen und lästert Gott; der sechste gießt seine Schale in den Euphrat, und dieser vertrocknet, damit die fernen Reiterscharen hervorbrechen können. Böse

Geister gehen aus dem Munde des Thieres und seines falschen Propheten, um die Völker zu verführen. Nun gießt der siebente Engel seine Schale in die Luft, Hagel fällt herab, die Erde bebt und zerreißt unter Rom, und der Seher erblickt nun die prächtig geschmückte babylonische Buhlerin, trunken vom Blute der Heiligen und der Bekenner Jesu. Ein Engel deutet sie selber auf die Weltstadt Rom; die sieben Häupter des Thieres, auf dem sie sitzt, sind sieben Berge und sieben Könige; das eine Haupt, das war und nicht ist und sein wird, ist Nero, der Antichrist, der Widersacher dessen, der da ist, war und sein wird. Als ob die Macht des ersten Thieres in ihm verkörpert wäre, kommt er, Nero, dann selber aus der Erde in Thiergestalt aufgestiegen; er läßt die tödten, die dem ersten Thier Anbetung versagen; seine Zahl aber ist 666. Wir erinnern uns, daß die Juden keine Ziffern hatten, sondern statt derselben sich der Buchstaben bedienten. Ziemlich gleichzeitig fanden Ewald, Benary, Hitzig, daß wenn man die Inschrift der asiatischen Münzen „Neron Kaisar" in hebräischen Buchstaben annimmt und die Zifferwerthe dieser Buchstaben zusammenzählt, die Zahl 666 herauskommt; damit war Nero als der Widerchrist erwiesen und ein Schlüssel zur Lösung manches Räthsels gefunden. Nero also fällt mit seinen zehn Hörnern, den Statthaltern der Provinzen, über die Buhlerin, über Rom, her, entblößt, zerfleischt und verbrennt sie. Als Tacitus die Geschichte des Jahres 69 erzählt, da nennt er dasselbe beinahe das letzte für das römische Reich. Es lag im Bürgerkriege; die Stadt hatte den Nero verlassen; der Seher in Kleinasien dachte nun, dieser werde mit der Parthermacht wiederkommen, die Generale der Provinzen zur Rache gegen Rom führen. Er jubelt über den Untergang der Feindin: so ist sie denn gestürzt und vernichtet, die da wähnte, immerdar zu herrschen, und der Becher der Qual, den sie den Völkern credenzt, wird ihr selber zwiefach eingeschenkt. In Einer Stunde ist sie gerichtet, zu Ende ist ihr Reichthum und ihre Pracht, ein starker Engel hebt einen Stein auf und schleudert ihn ins Meer: so wird mit einem Sturme verworfen die große Stadt und nicht mehr erfunden werden; kein Licht wird mehr in ihr leuchten, keine Stimme des Bräutigams und der Braut mehr in ihr gehört werden.

Nun feiern die himmlischen Heerscharen die gerechten Gerichte Gottes. Gekommen ist die Hochzeit des Lammes, und sein Weib hat sich bereitet, und selig sind die zu seinem Mahle Berufenen. Gekrönten Hauptes auf weißem Rosse reitet Christus zum Entscheidungskampfe mit dem Antichrist, und Nero wird sammt seinem falschen Propheten gebunden und in die Hölle geworfen. Ein Engel fesselt den Satansdrachen im Abgrund auf tausend Jahre, und Alle, die um Jesu willen getödtet worden, Alle, die ihm treu gedient, leben mit ihm in Wonne.

Es ist anders gekommen, als der Seher geglaubt, buchstäblich hat seine Weissagung sich nicht erfüllt. Der Tempel zu Jerusalem, dessen Schonung er hoffte, ist zerstört worden; nicht Nero ist aus dem Orient gekommen, um Rom zu verwüsten, sondern Vespasian, um das Reich wieder aufzurichten; die Stadt Rom steht noch heute. Das müssen wir betonen und festhalten, wenn wir dann auch sagen dürfen, daß doch das Christenthum das römische Heidenthum überwunden hat, und daß der ideale Tempel von Jerusalem, die Verehrung des einen geistigen Gottes als des sittlichen Gesetzgebers, unter allen Culturnationen besteht. So ist nicht Barbarossa aus dem Kyffhäuser oder Karl der Große aus dem Untersberg gekommen, aber ein Siegesheld hat nach der Völkerschlacht doch das eine Deutschland wiederhergestellt. Auch das tausendjährige Reich des Friedens und der Wahrheit, das Johannes in 42 Monaten erwartete, hat sich weiter hinausgeschoben; es liegt selbst für uns noch in der Zukunft; aber es bleibt die Sehnsucht der Menschheit, ihre besten Kräfte arbeiten in der Hoffnung, wie Goethe von Schiller sagt:

Auf daß das Gute wirke, wachse, fromme,
Auf daß der Tag dem Edeln endlich komme.

Auch Herder bemerkt zu unserer Stelle: „Ringt nicht aller Streit zum Frieden? Strebt nicht alle Verwirrung nach Harmonie und Ordnung? Und unsere Erde, dies in der physischen Natur so schöne Reich Gottes, soll im Menschlichen ewig das Reich des Drachen, ein unentwickelter, unzuentwickelnder Knäuel tödtlicher Ver-

wirrung bleiben? Die tausend Jahre sind die symbolische Zahl des Sabbaths der Erde, wo das wirklich wird, worauf die Guten aller Zeiten wirkten, wo sich die Kräfte der Edeln in Eintracht verbinden und die Frucht aller Mühe genießen."

Doch der Seher steht noch nicht am Ziele. Für ihn ist der Untergang Roms und das tausendjährige Reich Symbol und Vorspiel für Weltgericht und ewige Seligkeit. Nach den tausend Jahren wird Satanas wieder losgebunden; er macht sich auf, zu verführen die Heiligen, und hetzt die Heidenvölker zum Sturm auf die Gemeinde. Aber die Andringenden werden vom Feuer verzehrt, und sammt dem Drachen stürzen sie in den Schwefelpfuhl zu ewiger Pein. Die Erde, das Meer, die Hölle geben ihre Todten wieder und alle werden gerichtet; die Sündigen gehen in die Verdammniß, die Gerechten in das neue Reich des Geistes ein. Es wird ein neuer Himmel und eine neue Erde, und gleich einer reinen, geschmückten Braut steigt die Gottesstadt, das neue Jerusalem, hernieder. Gott ist nun der Herr allein. Er trocknet alle Thränen, es wird kein Schmerz und Tod mehr sein. Gott spricht: Ich bin der Anfang und das Ende; ich gebe den Durstigen vom Brunnen des lebendigen Wassers; wer überwindet, der wird Alles ererben, ich werde sein Gott sein und er soll mein Sohn sein. Von einer Himmelskönigin aber ist nicht die Rede, nicht von der besonderen Persönlichkeit eines heiligen Geistes. Von Gold und Edelstein ist die Gottesstadt; Perlen sind ihre Thore, aber es ist kein Tempel darin: Gott und Christus sind ihr Heiligthum und erleuchten sie statt der Sonne. Ströme lebendigen Wassers ergießen sich von ihrem Thron. Dort wächst der Baum des Lebens, und erfüllet ist das Wort des Heilandes: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie schauen Gott.

Mich stört bei diesem großartig schönen Blick in Zukunft und Ewigkeit das Fortbestehen der Hölle. Das ist nicht die Wiederbringung aller Dinge, die selige Harmonie, sondern ein furchtbar gellender Mißton. Edler und erfreulicher war die Ahnung der Perser, daß der Geist der Finsterniß selber, Ariman, in Feuer geläutert erkennen werde, wie er doch nur ein Diener des Guten, ein Werkzeug für das Reich des Lichtes gewesen; er hat die Welt versucht, weil sie geprüft werden mußte; in der Pein des Abfalles erwacht die Sehnsucht nach dem Frieden der Versöhnung, und so wird endlich Alles ein Reich des Guten. In dieser Anschauung steht Paulus, wenn er sagt: der Vater werde Alles in Allem sein. Alles, was von ihm ausgegangen, findet sich in ihm wieder.

Ich weiß es wohl, wie weit verbreitet unter den Gebildeten dieser Tage die Ansicht ist, daß das irdische Dasein für uns das einzige sei; man nimmt den Menschen für ein bloßes Naturwesen, leugnet den selbständigen Geist, macht die Seele zu einer Function des Gehirnes und alles Ideale zu einer Illusion. Freilich erklärt man nicht, wie diese blind wirkenden materiellen Stoffe und Kräfte dazu kommen, sich die Illusion vorzuspiegeln, daß es recht und schön sei, das sinnliche Leben selbst höheren Ideen zum Opfer zu bringen, lieber zu hungern, als eine Gemeinheit zu begehen. Wie möchten wir die eine Handlung billigen, die andere tadeln, wenn sie doch beide nichts wären als das Ergebniß des Stoffwechsels, eine so nothwendig wie die andere! Woher das Gefühl der Freiheit, der Selbstbestimmung, der Selbstverantwortung, wenn Alles nur durch Druck und Stoß von außen mechanisch gemacht wird? Woher das eine und bleibende Selbstbewußtsein überhaupt, wenn das Leben nur der Wechsel von Millionen Atomen ist ohne innen waltende, gestaltende Einheit und Organisationskraft? Gerade um solche Fragen zu beantworten, halte ich an der Realität des Idealen, an der Wirklichkeit der Seele fest — aus wissenschaftlicher Aufrichtigkeit um des Gewissens willen, nicht aus feiger Anbequemung an herkömmliche Satzungen; ein Gleiches gilt auch von tüchtigen Denkern, Natur- und Geschichtsforschern. Wir kämpfen unter dem Banner des Idealismus und aus Ueberzeugung. Die Seele ist uns das organisirende Princip des Leibes, ihre Lebensacte sind unsere Gefühle und Vorstellungen, durch eigene Willensthat kommt sie zu sich selbst und bestimmt sich selbst. Dadurch erhebt sie sich über die Natur in die sittliche Weltordnung. Nur unter der Voraussetzung des Geistes und der Freiheit giebt es ein Sollen, eine Pflicht, kann das Gute wie

das Böse wirklich sein und gedacht werden; in der Natur werden sie nicht gefunden. Der Mensch als bloßes Natur- und Sinnenwesen wäre das unglücklichste und unvollkommenste Thier; ja der Pessimismus hätte völlig recht, daß für ihn das Sein ein Elend, das Nichtsein vorzuziehen sei; aber Kampf und Schmerz des irdischen Lebens gewinnen ein ganz anderes Gepräge, wenn dasselbe nur die Geburtstätte des Geistes ist, wenn „die große Meisterin, die Noth," die schlummernde Kraft wecken und stählen soll, damit wir zu uns selbst kommen und den Blick über das Sinnliche hinaus auf die ewigen und idealen Güter richten lernen. So wachsen wir hinein in eine höhere Ordnung der Dinge und fordern und ahnen eine künftige Lebensvollendung, ohne uns über das Wie derselben in sinnlichen Vorstellungen zu ergehen. Wenn Strauß fand, daß Güte und Vernunft das innere Wesen des Universums seien, so muß zu diesem ersten Schritt auch der zweite gethan werden, die Einsicht gewonnen werden, daß Vernunft und Güte nicht im Leeren hausen und kein Anhängsel blinder Stoffe sind, sondern eine selbstbewußte Subjectivität voraussetzen, die ihre Trägerin ist; denn Gedanken sind das Erzeugniß eines Denkenden, Güte ist die Gesinnung eines Wollenden; und der selbstbewußte Wille der Liebe, die weltdurchwaltende Vernunft, das ist ja, was wir Gott nennen. So kommt er auch nicht in Wohnungsnoth, denn er ist das allgegenwärtige Innere, das Centrum und Lebensprincip des Alls, wie unsere Seele nicht außer dem Leibe steht, sondern dessen eigene, innerlich gestaltende Kraft, das eine Selbstgefühl in den vielen Gliedern, das sich selbsterfassende, selbstbestimmende Ich in aller Fülle der Vorstellungen ist. Das ist aber die Lebensvollendung, welche die Offenbarung Johannis neben den sinnlichen Bildern auch in bleibend wahren Worten schildert, das ist die Lebensvollendung: daß alles von Gott Ausgegangene wieder in ihn eingeht, daß wir wissend und wollend in ihm wirken wie Strahlen seines Lichtes, wie Reben des Weinstockes, als Glieder des Reiches, er, der Eine, der sich in Allem offenbart, alles Mannigfaltige durch freie Liebe in harmonischem Zusammenklange.

Karlsbader Culturstudien.

Von

Karl Braun.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

VIII.

Von 1786–1805.

Fahren wir fort in der chronologischen Ueberschau der Karlsbader Literatur: gegen Ende des 18. Jahrhunderts finden wir auch in ihr den deutlichen Widerschein des geistigen Aufschwungs, den inzwischen Deutschland genommen. Ein praktischer Arzt in Braunschweig, Franz Hieronymus Brückmann, gestorben 25 Jahre alt im Jahre 1786, publicirt im Jahre 1785 ein Schriftchen, betitelt: „Bemerkungen auf einer Reise nach Karlsbad" (Braunschweig, Waisenhaus). Wir lassen seine wissenschaftlichen Beobachtungen über die Beschaffenheit und die Wirkungen der Quelle bei Seite und halten uns nur an die culturhistorisch bemerkenswerthen Mittheilungen. Er beginnt mit einer Jeremiade über die Mühseligkeiten der Reise, über schlechte Wege, endlose Zollplackereien an den zahlreichen Landesgrenzen, über Paßwirthschaft und polizeiliche Inquisition, wiederholte Versiegelung des Gepäcks u. s. w. In Karlsbad selbst gefällt es ihm sehr gut mit Ausnahme der Kost, so daß er Wohlhabenden räth, sich ihren eigenen Koch mitzubringen. Er zählt als die damals beliebtesten Gasthäuser auf: Die schöne Königin, Das rothe Herz, Das Auge Gottes, Die sieben Kurfürsten, Die drei Lerchen, Den grünen Hirsch und Die drei Mohren. Man sieht daraus, wie conservativ Karlsbad ist, denn diese Namen haben sich bis zur heutigen Stunde erhalten. Dr. Brückmann wohnte in den drei Mohren. Dieses Haus gehörte dem regierenden Bürgermeister, der den seltsamen Namen führt: „Heiligengötter." Um indessen zu verhüten, daß man sich danach einen zu erhabenen Begriff von dem Manne macht, in dessen Hände die Geschicke des Curortes liegen, muß bemerkt werden, daß derselbe außer seinem städtischen Amt auch das Gewerbe eines Zinngießers betreibt und während der ganzen Saison die erste Violine bei der Curmusik spielt.

Eine gedruckte Curliste bestand damals noch nicht und zwar, wie uns Brückmann versichert, aus einem sehr triftigen Grunde: es gab keine Druckerei in dem Ort. Jetzt, 1874, giebt es deren mehrere. Karlsbad hat sogar 3 oder 4 selbständige Blätter, welche die erbittertsten Fehden gegen einander führen. Es scheint, diese bedeutungsvollen Organe werden von den verschiedenen mit einander concurrirenden Badeärzten inspirirt; wenigstens zeigen sich deutliche Spuren des zwischen den letzteren obschwebenden „Kampfes um das Dasein", und dieser Kampf spitzt sich, wie man mir erzählt, während der saison morte, während des Winters, wo man für solche Allotria Zeit hat, sogar öfters zu Preß- und sonstigen Injurienprocessen zwischen den gedachten Gentlemen zu. Damals also, im Jahre 1785, wurde die Curliste geschrieben und zwar in groß Folio, weil dies, wie Brückmann wörtlich sagt, die „weitläufigen Titulaturen der anwesenden Fremden mit den Geburten beiderlei Geschlechts in einem kauderwelschen Stil" so erfordern. Besagte handschriftliche Curliste konnte von Jedermann eingesehen, auch Abschrift davon genommen oder begehrt werden.

Wir erfahren, daß die gewöhnliche Portion Wasser, die ein Curgast damals täglich trank, in 10 bis 12 Bechern, per Becher 6 Unzen, bestand.

Jener Ausfluß des Sprudels, von welchem wir schon im 16. Jahrhundert hören, besteht auch im Jahre 1785 noch und Brückmann erzählt uns sehr anschaulich, wer des Morgens früh gleichzeitig mit den Curgästen daselbst erscheint: erstens die Köchinnen, um Hühner und Gänse abzubrühen oder Eier zu sieden, die Fleischer, um Kalbsköpfe und Kalbsfüße zu brühen, die Wäscherinnen, welche behaupten, daß die Wäsche von dem Sprudelwasser vorzüglich weiß würde (früher glaubte man, sie würde roth) u. s. w. Heutzutage besteht dieser Abfluß und sein Gebrauch nicht mehr. Er hat aber bis um 1830 bestanden. Ueber den Sprudelstein und die damit in Verbindung stehenden Erscheinungen erzählt uns Brückmann Folgendes:

Das heiße Wasser versperrt sich durch das Sediment, welches es ablagert, öfter selbst seinen Weg, so daß es, bleibt es an der Sprudelquelle aus, statt dessen irgendwo anders plötzlich mit einer überraschenden Heftigkeit explodirt. Es ist deshalb nöthig, den einengenden Sinter öfters aus der Quelle, den Röhren und den Rinnen wegzuschaffen. Diese Sinterbildung geht seit Jahrtausenden vor sich und sie hat ein kolossales unterirdisches Gewölbe geschaffen, worauf ganz Karlsbad steht. In dem Winter, welcher der Anwesenheit Brückmann's vorausging, d. h. im Winter 1784 auf 1785, ereignete sich zu Weihnachten folgender seltsame Vorfall: Wie es in katholischen Orten Sitte ist, standen die Karlsbader Bürger um Mitternacht auf, um die Christmette zu besuchen. Sie stiegen von den Anhöhen herab, um sich, an dem Sprudel vorbei, nach der auf einer mäßigen Höhe gelegenen Pfarrkirche zu begeben; allein wie erstaunten sie, als sie das Schicksal jenes mythischen Hundes erreichte, während sie die unterhalb der Kirche gelegene Fläche passirten. Sie geriethen hier nämlich in heißes Wasser und verbrannten sich die Füße. Der Sprudel hatte sich wieder verstopft und es war dafür auf dem Platz vor der Kirche eine neue Quelle explodirt, welche das Thal überschwemmt hatte. — Der Lauf der unterirdischen Quelle läßt sich, wie Brückmann bemerkt, leicht verfolgen, da an den Orten, wo sie herziehen, der Schnee nicht liegen zu bleiben pflegt.

Kurz nach der Brückmann'schen Schrift ist ein anonymes Werkchen erschienen, betitelt: „Beschreibungen von Karlsbad mit einem illuminirten Kupfer", Prag 1799, bei Calve. Im Ganzen übereinstimmend mit Brückmann enthält es nichts, was besonders hervorgehoben zu werden verdiente. Es giebt die Zahl der Becher, welche man trinkt, auf 10 bis 18 täglich an, den Becher zu 10 Cubikzoll Wasser gerechnet. Das Durchschnittsquantum beträgt also täglich 14 Becher = 140 Cubikzoll und, da die Cur in der Regel auf 26 Tage fixirt ist, so beläuft sich der Gesammtconsum eines jeden Badegastes auf 364 Becher oder 3640 Cubikzoll Wasser. An die Seite dieser medicinischen Schriften stellt sich die eines Geistlichen, nämlich des hochwürdigen Herrn Gottfried August Pietzsch, Diakonus in Freiberg in Sachsen, betitelt: „Auszüge aus dem Tagebuche und Briefen eines Kranken während

seines Aufenthalts in Karlsbad, an dem Franzensbrunnen bei Eger und in Lauchstedt, zur Belehrung und Beruhigung für Gesunde und Kranke" (Weißenfels und Leipzig 1803).

Die Aufzeichnungen über Karlsbad beginnen auf Seite 167. Sie lauten sehr gottselig, tarifiren aber das Honorar des Arztes, wie mir scheint, etwas mäßig, nämlich auf einen Speciesthaler, und empfehlen zur Unterhaltung während der Cur die Nachdrucke, welche ein Herr Franz Haß auf der alten Wiese zu Nutz und Frommen der Curgäste und anderer Menschen von den deutschen Classikern und anderen Büchern veranstaltet. Seine Hochwürden verfehlen nicht zu bemerken, daß der Nachdruck zwar sehr schändlich, aber doch auch außerordentlich billig sei.

Das neueste Buch, welches wir für erwähnenswerth halten, ist das von Joachim Heinrich Campe, betitelt: „Reise von Braunschweig nach Karlsbad und durch Böhmen, in Briefen von Eduard und Karl" Braunschweig 1807, in der Schulbuchhandlung. Dieses Buch trägt ganz den Charakter des berühmten Erneuerers der Robinsonaden, welcher ehemals Feldprediger in Potsdam, dann dessauischer Educationsrath und Director des Philanthropins und zuletzt Schulrath in Braunschweig war. Er reiste mit seinen beiden Enkeln, und seiner Angabe nach sind diese beiden Jungen die Verfasser der in dem Buch gesammelten Briefe, eine Autorschaft, deren Möglichkeit wir zugeben wollen, vorausgesetzt, daß man annimmt, der Herr Großpapa habe die Aufzeichnungen der Jünglinge einer gehörigen Retouche unterzogen. Obgleich Campe mit eigenem Wagen reist, überall Postpferde nimmt und sich nicht ohne Noth unterwegs aufhält, braucht er doch, um von Braunschweig nach Karlsbad zu gelangen, 11 Tage, nämlich vom 19. bis zum 29. Mai 1805. Er kommt durch eine Unmasse von Kleinstaaten und klagt darüber, daß „die Deutschen in der That gar nichts mehr gemeinsam hätten als höchstens die Sprache und auch diese kaum, da sich die Oberdeutschen und die Niederdeutschen nie mit einander verständigen könnten." Die Orte, die ihn unterwegs besonders interessiren sind: Naumburg, Altenburg, Plauen und Annaberg. Er klagt überall über schlechte Wege und über finanzielle Plusmacherei der betreffenden Landesherren. Um den landesherrlichen Schutz als Reisender zu genießen, muß er überall mit schwerem Geld einen sogenannten „Geleitzettel" kaufen, ohne daß ihm hierfür eine äußerlich erkennbare Gegenleistung zu Theil wird. In Karlsbad findet er es sehr schön, aber er hat dabei doch das Gefühl, als wenn er in einen Kerker eingesperrt sei, was sehr begreiflich ist bei einem Bewohner der norddeutschen Ebene, der sich bis dahin noch nie in einem engen Thal zwischen den hohen Bergen befunden. Umgekehrt wird es dem Gebirgsbewohner unbehaglich in der norddeutschen Tiefebene. Er hat dort Anfangs das Gefühl des gänzlichen Mangels an jeder Anlehnung und Deckung. In jener glücklichen Zeit Campe's war die Tepl noch „forellenreich". Dermalen ist dieser Reichthum so sehr geschwunden, daß ich in der Restauration zu Birkenhammer für eine zweipfündige Forelle sechs Gulden bezahlen mußte.

Sowohl der Großpapa als die beiden Jungen beschweren sich bitterlich über die Cur- und Musiktaxe, welche einen Gesammtertrag von 1500 Gulden für die Gemeinde aufbringe und für jede „Partei", d. h. für die Familie, zwei Gulden betrage. Dermalen beträgt dieselbe 9 bis 15 Gulden, je nach den Standes- und Vermögensverhältnissen; und der Gesammteinnahmeposten für die Gemeinde beläuft sich auf mehr als 100,000 Gulden jährlich. Einen Grund zur Beschwerde hierüber hat man in der That heute nicht, da die Gemeinde das Geld im Interesse des Curpublicums nützlich verwendet. Zur Zeit Campe's scheint dies nicht der Fall gewesen zu sein, denn er klagt über miserable Wege und schlechte Beschaffenheit der Trampelbude am Sprudel. Dieselbe könne kaum 50 Mann fassen. Wenn es regne, sei es so voll darin, daß man sich in der Gefahr des Erstickens befinde. Die dazu gehörigen geheimen Gemächer seien im höchsten Grade öffentlich, kurz, die Gemeinde leiste gar nichts, und Alles, was hier an Anlagen und sonstigen nützlichen Einrichtungen existire, habe einen Schottländer, Namens Findlather, zum Urheber, der auch 1801 den schönen Tempel am Schlangenweg errichtet habe. Campe oder vielmehr seine Enkel erzählen uns ferner von einer „Antonsruhe", die ihren

Namen von dem Prinzen Anton von Sachsen, von einer „Stahlsruhe“, die ihren Namen von einem beliebigen Kreishauptmann dieses Namens trage, und endlich von gewaltigen Felsblöcken, in welche „der Sitz der Freunde“ ausgehauen sei mit der Inschrift: „By a frinds side the rose exhales sweeter and the thorns point becomes blunt.“ (An eines Freundes Seite duftet die Rose süßer und die Dornenspitze wird stumpf.)

Den Platz, wo dieser Sitz der Freunde gewesen sein soll, konnte ich nicht mehr finden, die ganze Breite des Thals wird dermalen an dieser Stelle occupirt von einem trefflichen Kaffeehaus nebst dem dazu gehörigen Park, welches man wahrscheinlich in Erinnerung an den früheren Sitz der Freunde, den „Freundschaftssaal“ nennt.

Mit der Karlsbader Bevölkerung und deren Leistungen sind der Großpapa und die Enkel außerordentlich zufrieden. Es ist ein gutmüthiges und liebenswürdiges Volk, sagen sie, das keine Arbeit scheut. Die Frauen der Bürger, ja selbst zarte Jungfrauen, schleppen in großen und schweren Kuffen das Sprudelwasser aus dem Thal in die höher gelegenen Häuser, um dort dem Fremdling das Bad zu bereiten. „Wir wohnen in dem Hause eines k. k. Beamten und die Töchter desselben bedienen uns, indem sie die höflichsten Worte an uns verschwenden, wie: Gnoad'n, Excellenz, küß die Hand, Herr von Campe, was befehlen die jungen Prinzen? und wenn Eure Gnoaden saure oder fette Speisen essen, dann werden dieselben Bauchweh zu bekommen belieben“ u. s. w.

Im Gegensatz zu dem Dr. Brückmann findet das Haus Campe das Essen sehr gut und hebt rühmend hervor, daß die Portionen nicht allein sehr groß, sondern auch außerordentlich billig seien, was in dieser theuern Zeit einen wahrhaft angenehmen Eindruck mache. Nur ein Umstand ist es, welcher diese norddeutschen Protestanten merkwürdig molestirt und welchen sie den Karlsbadern nicht verzeihen können, nämlich, daß sich hin und wieder an dem Wege Heiligenhäuschen und auf dem Berge Crucifixe finden. Sie brechen darüber in den Ausdruck aus: „Es ist gerade so schlimm, wie wenn man bei uns überall Galgen und Rad oder Abbildungen davon errichten wollte.“

Heutzutage nimmt der norddeutsche Protestant keinen Anstoß mehr an diesen Symbolen einer anderen christlichen Confession. Wenn auch nicht die Priester, so sind doch die Laien friedlich geworden. An die Stelle der interconfessionellen Duldung ist die wechselseitige Achtung getreten; und wir haben allen Grund zu hoffen, daß diejenigen falsch speculiren, die uns eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage des dreißigjährigen Krieges prophezeihen.

Woran wir heutzutage Anstoß nehmen, das sind nicht mehr die Kreuze und die Heiligenbilder, sondern die unzähligen albernen Inschriften, mit welchen an den schönsten Punkten der idyllischen Waldeinsamkeit menschliche Eitelkeit und Schön- und Süßthuerei die Felswände schonungslos bekleyt hat. Wenn mich z. B. eine Inschrift an dem Hirschensprung zudringlich anschreit: „Richte den Blick aufwärts“ (wahrscheinlich auf die Moshütte!) „und sei Mensch!“, so ist mir, offen gesagt, ein anspruchsloses Heiligenhäuschen lieber. Denn es giebt doch Menschen, welche bei dessen Anblick aufrichtige Gefühle der Frömmigkeit hegen, was bei jener gespreizten und sinnlosen Inschrift gewiß nicht der Fall ist.

IX.

Schluß.

Ich habe versucht, den Leser im Fluge durch ein halbes Jahrtausend, zuerst durch die Irrgärten der Sage und dann durch die Pfade der Geschichte, zu führen. Es ging etwas schnell. Halten wir daher an, um ein wenig zu verschnaufen.

Es ist die Geschichte eines Bades, um die es sich handelt. Wir haben, mit dem 16. Säculum beginnend, aus jedem Jahrhundert Zeugen aufgerufen und sie in der ihrer Person und ihrem Zeitalter eigenthümlichen Weise direct zu dem Leser sprechen lassen. Das Zeugenverhör ist beendigt, die Verhandlung geschlossen. „Nach Schluß der Verhandlung aber,“ so heißt es in den Vorschriften über das Schwurgerichtsverfahren, „hat der Vorsitzende die gesammte Lage der Sache aus einander zu setzen und überhaupt alle diejenigen Bemerkungen zu machen, welche zur Herbeiführung eines sachgemäßen Ausspruches geeignet erscheinen.“ Obgleich nicht Vor-

sitzender und daher zum Resumé nicht berechtigt, bitte ich, mir ein paar Schlußbemerkungen gestatten zu wollen.

Auch hier in Karlsbad offenbart sich das Gesetz der fortschreitenden Culturentwickelung. Früher nur für sehr vornehme und für sehr reiche Leute zugänglich, für eine winzige „allerbest situirte" Minorität — dehnen die heilenden Quellen ihre segensreichen Wirkungen, im Laufe der Zeit allmälig vorschreitend, auf immer weitere Kreise aus. Die Zahl der Besucher des Bades wächst mit jedem Jahrhundert; am meisten gewachsen ist sie in den letzten dreißig Jahren. Sowohl in dem Revolutionsjahre 1848 als auch in dem Kriegsjahre 1866 glaubte man die Prosperität von Karlsbad dauernd gefährdet. Dieselbe hat sich jedoch nach jeder dieser Niederlagen nur noch glänzender entfaltet.

Anfänglich sind es nur die nächstliegenden Territorien, welche Besucher und Gäste schicken: Böhmen, Mähren, Schlesien und Sachsen. Später betheiligt sich vorzugsweise das östliche Europa, d. i. Europa östlich der Elbe. Heute schicken alle Welttheile ihre Mühseligen, Preßhaften und Beladenen. Hier trinkt jetzt der Yankee und der indische Nabob, der Mexicaner und der Japanese, seinen salinisch-alkalischen Becher, um die kranke Leber zu heilen.

Und obgleich, wenn ich so sagen darf, das Bad, früher fürstlich oder wenigstens aristokratisch, immer „demokratischer" wird, obgleich sich sein Gebrauch über alle Schichten der Gesellschaft erstreckt und namentlich auch die unteren Schichten, die minder vermögenden und minder gebildeten Classen Theil daran nehmen, so ist doch der Charakter der Badegesellschaft besser und reinlicher, ich möchte bitten, mir diesen Ausdruck zu gestatten: „appetitlicher" geworden. Heute badet Jeder in seiner eigenen Zelle, früher wurde heerdenweise in Bassins gebadet, in welchen man das Wasser, damit es besser „beiße", tagelang stehen ließ. Die Gesellschaft wurde damals in Mitglieder masculini, feminini und neutrius generis getheilt, nämlich in Männer, Frauen und — Aussätzige. Für jede dieser Classen war ein großes Badebassin; die Zahl der Aussätzigen scheint halb so groß gewesen zu sein, als die der Nichtaussätzigen. Die Aussätzigen werden als Neutra betrachtet, denn beide Geschlechter baden zusammen. Heute giebt es keine Aussätzigen mehr, folglich ist auch kein Bassin für sie nöthig. Man sieht wohl arme, aber selten schmutzige Curgäste. Selbst die polnischen Juden, diese cynischen Peripatetiker, welche hier sehr häufig sind, halten etwas auf einen ordentlichen Kaftan, wenngleich sie ihn wahrscheinlich aus den Mitteln beschaffen, welche sie ihren wohlhabenden und stets zur Mildthätigkeit geneigten Glaubensgenossen „abschnorren".

Vor dreihundert Jahren wurden die Armen übel behandelt; man klagte, das Bad sei zu sehr von „Streichern und Störzern" überlaufen. Heute ist auch für die Zahlungsunfähigen ausgiebig gesorgt, und die österreichisch-ungarische Monarchie hat ein großartiges Badehaus errichtet, welches die kranken Soldaten unentgeltlich aufnimmt.

Früher legten sich die Karlsbader Eingebornen ein Privileg bei, die Fremden zu schröpfen. Kein Fremder wurde zum Grunderwerb und Geschäftsbetrieb zugelassen; Zunft und Zopf hemmte die ganze wirthschaftliche Bewegung; und trotz all dieser Benefizien, Privilegien und Wohlthaten blieb man arm. Heute herrscht Zug- und Gewerbefreiheit. Es dürfen Alle kommen, nicht nur die, welche Geld bringen, sondern auch die, welche Geld holen, d. h. arbeiten und verdienen wollen. Auch die interconfessionellen Schranken sind gefallen. Zum Oefteren zwar hört man noch den „Eingebornen" über die Concurrenz der „Hergelaufenen" murren, allein der Gesetzgeber verhindert, daß solche Velleitäten praktischen Ausdruck gewinnen. Die früher arme Stadt zeigt jetzt überall einen gewissen Wohlstand, ja die junge Generation neigt sogar in bedenklichem Grade zu einem Luxus, der offenbar sein Vorbild in Prag oder in Wien sucht. Rings um das Bad aber reihen heute sich ansehnliche Fabriken; auch der Acker- und namentlich der Wiesenbau beginnt sich zu heben, während im 16. Jahrhundert noch die Gegend als eine sterile Waldwildniß geschildert wird.

Die Gemeinde Karlsbad hatte im Jahre 1870, ausweislich der revidirten und richtig befundenen Gemeinderechnung, folgende Einnahmen für Curzwecke:

	Gulden	Kreuzer
1. an Curtaxe	53,148	75
2. „ Musiktaxe	25,782	—
3. „ Hausir- u. Handelstaxe	1,721	15
4. „ Wohlthätigkeitsbeiträgen	3,681	73
5. für Sprudelsalz	23,316	82
6. „ Sprudelseife	1,127	—
7. „ Sprudelpastillen etwa	1,000	—
im Ganzen	109,777	45

Außerdem wurden in diesem Jahre 635,000 Flaschen Karlsbader Mineralwasser versendet, dessen Vertrieb zu immer steigenden Summen an Herrn Mattoni, den Eigenthümer des Gießhübeler Sauerbrunnens, verpachtet ist. Die Zahl der versandten Flaschen ist inzwischen auf beinahe anderthalb Millionen gestiegen. Die Einnahme an Cur- und Musiktaxe, welche von den Curgästen erhoben wird und im Jahre 1870 noch nicht ganz 80,000 Gulden betrug, wird für 1874 sich muthmaßlich auf mehr als 130,000 Gulden belaufen. Vor siebenzig Jahren hatte (siehe den vorigen Abschnitt, VIII) die Gesammteinnahme nur 1500 Gulden betragen.

Die Gemeinde leistet in der That viel. Namentlich hat sie eine neue Trinkhalle gebaut, welche meines Erachtens mit Unrecht zum Gegenstand des allgemeinen Tadels gemacht wird. Es ist eine in schönen antiken Proportionen aufgeführte dreischiffige Colonnade aus Sandstein und Granit, in der Mitte eine „Tribuna“ für die Musik. Daß sie sich an der einen Seite an den Berg anlehnt, war bei der engen Beschaffenheit des Thals nicht zu ändern; sie theilt dies Schicksal mit sehr vielen Häusern. Auch ist es für die Trinkhalle kein Unglück, weil dieselbe nicht nur gegen den Regen, sondern auch gegen die Hitze und die Sonne Schutz gewähren soll. Kühl ist es jedenfalls hier. Allerdings sind die korinthischen Capitäle etwas mager und „petersilienartig“; wer den Unterschied zwischen dem kräftigen wilden Akanthos und unserer bescheidenen zahmen Gartenpetersilie kennt, der wird verstehen, was ich mit diesem Ausdrucke sagen will. Auch könnten die Postamente der Säulen etwas weniger dick, weniger klobig und weniger viereckig sein; dann würden die Lustwandelnden etwas mehr Platz haben. Der Hauptgrund, warum die Eingeborenen die neue Trinkhalle einer sehr bitteren Kritik unterziehen, ist der: sie kostet sehr viel Geld. Allein „das ist das Loos des Schönen auf der Erde“. Sie ist begonnen zur Zeit des Optimismus, in der Jeder seinen Reichthum auf das Zehn- und Hundertfache der Wirklichkeit schätzte, und vollendet in der Zeit des Pessimismus, des Krachs, welcher die Capitalien verscheucht und die Capitalisten entmuthigt hat — vielleicht um uns die schädlichen Folgen des „Kriegs gegen das Capital“ einmal praktisch zu zeigen, während socialistischer Unverstand diesen Krieg theoretisch predigt.

Wer Campe's Schilderung der Trinkhalle von 1805 liest, wird geneigt sein, sich mit der neuen Colonnade zu versöhnen, trotz ihrer etwaigen Fehler und Mängel.

Ueber die Karlsbader Curmethode geben uns die von mir angerufenen Zeugen von vier Jahrhunderten, der Doctor Fabian Sommer, der Magister Matthias Sommer, der Physikus Martin Pansa, Dr. Brückmann, Diakonus Pietzsch und Schulrath Campe, genügende Auskunft. In früheren Zeiten machte man Pferdecuren. Sowohl im Trinken als im Baden glaubte man durch Uebermaß im Quantum wirken zu können, nicht bedenkend, daß in der Heilkunst wie in der Poesie gewöhnlich „die Hälfte besser ist als das Ganze“. Dabei hielt man keine Diät und trank fast noch mehr Wein als heißes Wasser. Ich verweise auf meinen vierten Abschnitt. Es war damals eine Art von Hazardspiel. Gesundheit und Krankheit würfelten mit einander, ob Leben oder Tod gewinne, und Niemand konnte im Voraus wissen, welchen Ausgang das Spiel nahm.

Heutzutage ist man im Baden und Trinken maßvoll geworden, und in der Diät hält man eine goldene Mittelstraße zwischen Hungern und Prassen. Dafür repetirt man die Cur um so öfter. Im Mai büßt man alljährlich die Diätfehler, welche man im Winter begangen. Besser freilich wäre es, man beginge sie nicht, und für Alles kann selbst Karlsbad nicht Ablaß gewähren. Die Curgäste zählen gegenwärtig in Karlsbad nach Jahrgängen, wie die Studenten nach Semestern. Ich habe „bemooste Häupter“ getroffen, welche

schon zwanzigmal hier waren, und auf dem Rückweg reiste ich mit einem Inhaber der Bright'schen Krankheit (siehe Dr. K. Zimmer, „Der Diabetes mellitus, sein Wesen und seine Behandlung", Karlsbad 1874), welcher nun schon acht Jahre dem Fortschreiten dieses Uebels unter Beistand der Karlsbader Quellen Widerstand geleistet hat und sich „wie ein Schneekönig freute", so sagte er, daß er „dem bösen Feind schon wieder ein Jährchen abgerungen." Ich hoffe, ich sehe ihn 1875 wieder.

Ich schließe. Ich habe den Versuch gemacht, ausgehend von Geschichte und Sage, die Vergangenheit im Lichte der Gegenwart und die Gegenwart im Lichte der Vergangenheit zu zeigen, weil ich hoffte, daß beide Bilder in dieser Beleuchtung an Perspective gewinnen. Jedenfalls aber will ich als dankbarer Curgast hier meine Votivtafel hersetzen:

„Cervo et cani,
Apollini et Nymphis.
C. Braun Wisbadensis
V. S. L. M."

Ich denke, dies ist besser, als wenn auch ich in Karlsbad die Felswände beschmiert hätte, uneingedenk des Spruches: Nomina stultorum — scribuntur ubique locorum."

Literarisches.

Meyer's Conversations-Lexikon. Erster und zweiter Band. Lex. 8. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Von Meyer's Conversations-Lexikon ist soeben die dritte gänzlich umgearbeitete Auflage erschienen. Es liegen zunächst die beiden ersten Bände von A bis Berlicke vor. Ein Conversations-Lexikon, welches auf der Höhe unserer Zeit steht, soll nicht blos ein Noth- und Hülfsbuch zum Nachschlagen für mehr oder weniger Gebildete, es soll eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens sein, in welcher der Laie gründliche und wissenschaftliche Belehrung, der Fachmann rasche Orientirung auf dem ihm vertrauten Gebiete findet. Dies hohe Ziel hat dem Institut bei der Umarbeitung des schon früher rühmlich bekannten Werkes vorgeschwebt, und die Aufgabe ist schon in den beiden ersten Bänden glänzend gelöst worden. Außer der Fülle von kleinen Artikeln und Definitionen auf allen Gebieten des Wissens, welche nach der geschichtlichen Entwicklung dieses Literaturzweiges jedes Lexikon der Art dem größeren, augenblickliche Information wünschenden Publicum bieten muß, sind in dem Meyer'schen Werke sämmtliche Fachwissenschaften durch eine Reihe vortrefflicher Abhandlungen vertreten, welche durch ausgezeichnete geographische Karten, naturwissenschaftliche und technologische Abbildungen unterstützt werden. Eine hervorragende Stelle nehmen in den beiden vorliegenden Bänden die geographischen Artikel ein. Die vier Erdtheile Afrika, Amerika, Asien und Australien sind in eben so umfassender wie wissenschaftlicher und anziehender Weise dargestellt, indem die Verfasser nicht blos das Material für die physische und politische Geographie bieten, welches man in größeren geographischen Handbüchern findet, sondern auch die Entdeckungsgeschichte der Erdtheile, die Geognosie, das Klima, die Thier- und Pflanzenwelt, die ethnographischen, religiösen und socialen Verhältnisse in den Kreis der Darstellung gezogen haben. Von besonderem Werthe sind die Abhandlungen über amerikanische Alterthümer, arabische Literatur, die asiatischen und australischen Sprachen und Stämme. Eben so gediegen ist die Beschreibung einzelner Länder und Städte, wie die der Antillen, der argentinischen Republik, von Baden, Bayern und Athen. Die siebzehn den beiden ersten Bänden beigegebenen Karten sind vortrefflich zum größten Theil in Farbendruck ausgeführt und haben den gleichen Werth wie die Darstellungen bei Stieler, Kiepert und Berghaus.

In eben so gediegener Weise sind die Geschichte, die Anthropologie, die Biographie, die Medicin, die gesammten Naturwissenschaften, die Nationalökonomie, die Baukunst in den beiden ersten Bänden des Meyer'schen Conversations-Lexikons vertreten. Die Artikel „Alexander der Große", „Alexandrinische Schule" und „Aristoteles" geben ein übersichtliches Bild des alexandrinischen Zeitalters in politischer und wissenschaftlicher Beziehung und führen ein in die das ganze Mittelalter beherrschende Philosophie des großen Stagiriten; die Abhandlung über Anthropologie belehrt in gedrängter Kürze über den jetzigen Stand dieser jungen, erst in den beiden letzten Decennien durch die Leistungen eines Virchow, Bastian, Peschel, eines Darwin, Lyell und Lubbock zu glänzender Höhe entwickelten Wissenschaft. Daher hatten die Verfasser des Werkes Recht, wenn sie Männern wie Bastian, Karl und Richard Andree durch Biographien ein bleibendes Andenken stifteten.

Auf dem Gebiete der Medicin müssen außer vielen kleineren Artikeln die Abhandlungen unter „Anatomie", „Auge" und „Bänder" rühmend hervorgehoben werden. Die erstere giebt eben so wohl eine Uebersicht über die einzelnen

Zweige dieser Wissenschaft, wie eine Geschichte derselben, die Artikel „Auge" bis „Augentäuschungen", von werthvollen Abbildungen des menschlichen Auges und des Augenspiegels begleitet, enthalten eine wissenschaftliche Darstellung der Ophthalmologie, die jedem medicinischen Handbuch Ehre machen würde.

Den Naturwissenschaften widmet die dritte Auflage des Lexikons eine dem heutigen Stande dieser Wissenschaften entsprechende Sorgfalt. So werden der Beschreibung der Adler, Affen und Antilopen vortreffliche, meist dem illustrirten Thierleben von Brehm entnommene Holzschnitte beigegeben. Ausgezeichnet sind die Alpen in einer wissenschaftlichen Abhandlung und fünfzehn Zeichnungen dargestellt. Der Artikel „Arzneipflanzen" würde noch höheren Werth besitzen, wenn die beiden Tafeln in Farbendruck hätten dargestellt werden können. Geologie und Mineralogie sind u. A. durch die umfangreichen Abhandlungen über Alluvium und Basalt vertreten: die Artikel „Alkohol" und „Aräometer" sind nach ihrem Inhalt und durch die beigegebenen Abbildungen der Instrumente und Tabellen für theoretische Belehrung nicht minder werthvoll als für den praktischen Gebrauch.

Wer in einzelne Zweige der Nationalökonomie eingeführt werden will, dem bieten die Abhandlungen über Arbeit, Armenwesen, Auswanderung, Banken, Baumwolle eine Fülle der Belehrung dar. Auch hier haben die Verfasser die doppelte Aufgabe, sowohl der theoretischen Einsicht als dem praktischen Nutzen entgegenzukommen, glücklich gelöst. Zum Schluß möge noch die ganz vortreffliche, 34 Seiten umfassende Abhandlung über die Baukunst hervorgehoben werden. Diese giebt dem gebildeten Laien durch dreizehn gut ausgeführte Tafeln mit Abbildungen und eine Tabelle ein klares Bild der Entwicklung dieser Kunst von den ältesten Zeiten bis zur Renaissance. Im Fluge durchwandert er die Teocallis der Mexikaner und die Felsentempel von Ellora, Philä und Edfu, er verweilt in den Königsgräbern zu Pasargadä und im Parthenon zu Athen, er darf das wiedererstandene Rom und Pompeji betreten.

Von der Alhambra zieht er zur Aja Sophia, aus den Hallen des Doms von St. Peter in die Kreuzgewölbe der Münster von Straßburg und Köln, um vor den Palästen des Louvre in Paris und St. Marco in Venedig auszuruhen.

Die beste Gewähr für den hohen wissenschaftlichen Werth und die praktische Brauchbarkeit giebt die dritte Auflage des Meyer'schen Conversations-Lexikons dadurch, daß allen größeren Abhandlungen zum Schluß ein erschöpfendes Verzeichniß der Quellen-Literatur hinzugefügt wird, durch welches dem Leser Gelegenheit geboten wird, von der Belehrung zur Vertiefung, von der Erkenntniß zur Einsicht fortzuschreiten.

Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen geschildert von Herm. Adalbert Daniel. Vierte vielfach verbesserte Auflage. Erster Theil. Physische Geographie. Leipzig, Fues' Verlag.

Das geschätzte Buch des in weitesten Kreisen bekannten Schülers des großen Geographen Ritter hebt einen neuen Gang in neuer Auflage an. Wenn das Ganze vollendet vor uns liegt, gedenken wir näher auf dasselbe zurückzukommen.

Von dem phantasiereichen Dichter **Wilhelm Jensen** ist bei Otto Janke ein episches Gedicht, **„Die Insel"**, erschienen, welches Formgewandtheit und Schwung der Gedanken bewundern läßt, während in Bezug auf die psychologischen Probleme zu wünschen wäre, daß der Dichter dieselben besser hätte ausreifen lassen. Einzelne Stimmungsbilder sind vorzüglich und die erste Hälfte, die Kindheit der beiden Hauptgestalten, von rührender Lieblichkeit; später schien uns mancher unwahrscheinliche Zug leider störend einzugreifen.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 30 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 222.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

März 1875.

Unter dem Mistelzweige.

Von

E. M. Vacano.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Es ist keine erdichtete Geschichte, die ich hier erzählen will: sie hat sich begeben in all ihrer düsteren Wahrheit, und das Volk erzählt sie noch an bangen, winddurchsausten, frühdunklen Herbstabenden. Wo sie sich begeben habe? Darüber sind die Meinungen getheilt: in der Moldau erzählt man sie als Familiensage, hoch oben in England singt man sie als Lied. Es ist so recht eine Geschichte, um sie zu erzählen an dämmerigen Tagen, wo dürre Blätter durch die Luft rascheln, oder an schwülen Sommerabenden, wenn ein Gewitter am Himmel steht.

Wann immer du diese Geschichte zu Gesichte bekommen magst, lieber Leser, und wer immer du seiest, danke dem Geschicke, daß es dich mit deinen Lieben vereint erhalten hat in Frohsinn und Liebe bis zu dieser Stunde.

I.

Schloß Risser Castle liegt in einem wunderbar schönen Thale von Glamorgan. Glamorgan ist die malerischste Provinz oder Grafschaft von England. Wer sie nicht gesehen hat, vermag sie nicht zu schildern, weil sie eben mit nichts zweitem zu vergleichen ist. Gegen Süden zu ist Glamorgan ein wahrer Garten: fette Wiesen wechseln mit dichten Hainen, und duftende Blumen blühen zwischen würzigem Nadelholze. Im Norden ändert sich die Scenerie jählings zum schroffsten Hochgebirgscharakter.

Hohe Bergriffe erheben sich gegen den schneedämmerigen Himmel, welcher selbst zur Sommerszeit weiße, wollige Schleier zeigt, als wolle er eifersüchtig die weißen Gipfel der Berge vor dem Kusse der lüsternen Sonne schützen. Beacors, der Capellan, und der Black Mountain umgeben oder begrenzen vielmehr die Gegend. Kein Geräusch aus den Städten dringt hier herein, wo die vereinzelten Schlösser des alten Adels sicher geschützt sind vor dem schwarzen Rauche plebejischer Fabrikseffen.

Risser Castle liegt am Aufgange eines hohen, zackigen Berges der Black-Mountain-Gruppe. Es ist im Stile der Puritaner Zeit gebaut: das heißt, den geschnörkelten Zopfstil des Märtyrer-Königs mit der praktischen Plumpheit des Protectorats vereinigend. Die Mauern sind so dick, daß jede einzelne Fensternische eine förmliche Stube bildet, und die Sonnenstrahlen durch diese Stube hindurch den Weg in die eigentlichen Zimmer zurücklegen müssen, so daß alle Gemächer des Schlosses selbst an den hellsten Sommertagen nur halb erleuchtet sind. Holztapeten bedecken die Wände, und alterthümliches Geräthe schaut dem Gaste ernst entgegen. Dazwischen sind wohl zwei, drei Salons im Stile der Georges-Zeit, um die Londoner Gäste würdig zu empfangen, und um den Comfort der City nicht allzusehr vermissen zu lassen. Um Risser Castle herum liegt ein großer, schöner Park, in welchem hundertjährige Linden und Eichen ihre breiten Aeste über stille schwarze Weiher breiten, auf denen noch vorjährige Blätter schwimmen, und wo buntfarbige Blumenvasen und Rosengitter sich gegen die Terrassen des Schlosses hinanziehen.

Risser Castle gehört dem alten Baronet Lord Rugsbarn. Er residirt da mit seiner lieblichen, hübschen Tochter Harriet, gewöhnlich Henny genannt, und seiner guten, alten Schwester Salome Rugsbarn.

Risser Castle ist das ganze Jahr über voll Leben und Lärm, denn der alte Lord ist der gastfreundlichste Baronet von der Welt, seine Jagden sind die ergiebigsten im ganzen Lande, und er hat sehr viele Verwandte, und die Verwandten haben sehr viele Freunde. Am meisten lärmt es aber im Schlosse zur Weihnachtszeit, wo zum heiligen Abend die ganze Grafschaft eingeladen ist. Noch ehe die Gäste kommen, ist heller Tumult im Schlosse. Die Küche trägt da förmlich den Sieg davon über alle Zimmer. So lange die Welt steht, hat es noch nie so wichtige Köche und so flinke Küchenjungen und Küchenmädchen gegeben. Alle sind in blühweißen Gewändern und rennen und schöpfen und kneten, daß es eine Freude ist, schon seit drei Tagen. Da werden Hühner gerupft, daß die Federn nur so herumfliegen, dickleibige, perlfedrige Truthühner werden in heißem Wasser abgebrüht, riesige Schinken mit Aspic und Zuckerschnee verschnörkelt und verziert, in den noch im Tode lächelnden Mund eines kolossalen Schweines wird eine ganze Citrone und ein Büschel Immergrün gesteckt, Mehl wird sackweise auf die großen Knetbretter geschüttelt und goldglänzende Eierdotter werden darein gemengt, und ein Dutzend Paar Arme kneten den Teig zu dem Weihnachtskuchen oder rühren die Mischung für den Pudding. Große Steinkrüge voll Genèvre und Whisky verbreiten süßscharfe Düfte durch die Küche: mit ihren Inhalten wird der Teig pikant und die Sauce der Braten schmackhaft gemacht. An der Fensterwand der Küche hängen eine Menge ausgeweideter und abgezogener Rehe an den weit ausgespreizten Hinterläufen, als ob sie mit ausgestreckten Armen darum flehen wollten, doch endlich einmal tranchirt und in die Beize gelegt zu werden. Ganze Siebe voll trockener Malagatrauben stehen neben den Walkbrettern, um dem Pudding „süße Oasen" zu verleihen, und gerupfte Wachteln stecken zu Dutzenden an langen Spießen neben einander und drehen sich tactgemäß über dem lustigen Feuer des offenen Seitenherdes, von Zeit zu Zeit von kundiger Hand mit einigen Löffeln gleißender Butterbrühe übergossen, die zischend in den Kohlen verdunstet.

Bei dem großen Wirrwarr der Küche, bei dem Uebermaße von Speisen und Requisiten und der Menge der Bediensteten sollte man eigentlich glauben, daß viel böses Blut da herrschen müsse und viel Gezank zwischen Oberköchen und Handlangern, Dirigenten und Dienstmädchen; aber nichts weniger! Ueber dem ganzen Brouhaha liegt eine unbeschreibliche Harmonie, durch die ganze Schaar leuchtet ein wohl-

thuender Humor. Alles hat so viel wohlthuenden Eifer, daß Niemand zum Zanken kommt. Der grämlichste Koch schmunzelt und der ungeschickteste Küchenjunge balancirt die Schüssel durch die schwierigsten Passagen hindurch, ohne sie auf den Fußboden fallen zu lassen. 'S ist ja Weihnachtszeit! Die Zeit, wo der Frohsinn über die schneebedeckte Welt fliegt, wie die Versöhnung sich über das verhüllte Antlitz eines Todten neigt. Weihnachtszeit ist, wo das Leben im Hause reicher und fröhlicher erscheint, je ärmer und trüber es draußen auf der Landstraße wird, und wo die Hoffnung auf die kommende Frühlingswonne alle Herzen erwärmt mit demselben Strahle der göttlichen Liebe, welcher über der Krippe von Bethlehem leuchtete.

Sogar die Hunde des Schlosses theilen die freudige Aufregung der Menschen. Sie wissen nicht, warum alle Welt so lächelnd und wichtig ist, aber sie sehen, daß sie es ist, und sie eilen ruhelos von Einem zum Anderen, angesteckt von der guten Laune ihrer Herren, wedelnd und frohwinselnd, als ob sie mindestens einen ganzen Trog voll Bratwürste in Aussicht hätten. Und sogar die Pferde in den Ställen scharren und rütteln am Halfter und wiehern manchmal in die reine Winterluft hinaus, die durch die schmal vergitterten Fensterlein zu ihnen hereinblickt: es ist als ahneten sie, wie viele Cameraden heute noch von allen Seiten zum Schlosse herangesprengt kommen über den hartgefrorenen, knirschenden Schnee. Denn es ist Weihnachtstag.

Die Gäste sind noch nicht da, aber die Säle und Zimmer werden schon geschmückt für ihr Kommen. Die Knechte haben eine ganze Wagenladung von Mistelzweigen in den Hof gebracht. Alle die dürräftigen Bäume des Parkes und des Forstes haben sie geplündert, auf denen das gelbgrüne fette Mistelgeginster aufgeschossen war. Gar stattliche Zweige sind darunter, und die werden in alle Zimmer und Säle des Schlosses vertheilt, durch welche die Freude des Weihnachtsfestes tönen soll. Ueberall werden sie aufgehängt von lachenden Mägden unter der verständigen Leitung der Mistreß Sellern, der alten Haushälterin des Schlosses, welche die besten Plätze weiß von jeher für die verfänglichen Mistelzweige.

„Die Mistelzweige," sagt die alte Dame, „sind am Weihnachtstage nur dazu da, daß man sich unter denselben küßt. Ich habe nichts dagegen, wenn's in Ehren geschieht. Gar manches Eheglück ist schon entstanden aus so einem Kusse unter dem gesegneten Mistelzweige. Mein seliger Mr. Sellern, mein todter Herr, weiß Gott, ob der mich jemals geheirathet hätte, wenn er mich nicht zufällig unter einem Mistelzweige traf: er war — Gott hab' ihn selig — Reitdiener beim alten Lord, vor achtundvierzig Jahren, und ich war Wäschemädchen bei der Lady und hatte ihre brabanter Taschentücher auszubessern. Wir kamen also nie zusammen, denn er war in den Ställen und ich war im Zimmer. Aber, Jesus, wie es nun schon geht. Am Weihnachtsabende kam er mit dem übrigen Gesinde herauf. Er war ein schöner Bursche in seiner rothgestreiften Jacke, mit den weißen Plüschhosen und den Stulpenstiefeln, und über seinen Lippen begann ein schwarzes Schnurrbärtchen zu wachsen. Die Mädchen im Hofe schauten alle nach ihm, und er wollte auch blos ein Mädchen vom Hofe unten küssen, wie er unter den Mistelzweig im großen Rittersaale trat. Die Herrschaft hatte das Küssen schon abgethan und war beim Nachtmahle, und die Dienstboten hatten also den leeren Saal frei. Ich, als Mädchen der hochseligen Lady, hatte mich verspätet, und kam gerade mit Jonny Sellern unter den Mistelzweig zu stehen. Er hatte Mary, die Kuhmagd, erwartet, die er genau kannte, und ich den neuen Secretär, der mir den Hof machte. Wir sahen da einander zum ersten Male. Ich war ein junges Ding von siebenzehn Jahren und er hatte zwanzig Jahre. Da wir schon beisammen waren, so küßten wir einander. Nun, und damit war Mary vergessen und der Secretär auch. Der Kuß in Ehren mundete uns beiden so gut, daß wir in demselben Jahre noch einen zweiten riskirten — vor dem Altare. Und — Gott hab' Jonny selig! — Wir beide haben's nie bereut. Drum, Mädchen, der Mistelzweig ist eine gesegnete Sache, und kann zu Zeiten sogar ein Fingerzeig unseres Herrgotts werden. Und deshalb ist es nicht gleichgültig, wo er zu hängen kommt. Also nur an solche Orte, wo er von allen Seiten gut zu sehen ist, damit man sich nicht

schämen muß, und damit nichts Heimliches vorfalle, kein Wispeln und keine Wiederholung. Also überall nur mitten in den Saal, oder unter einen Spiegel. Besonders heute, wo unsere holde Miß Henny zum ersten Male ihren Bräutigam küssen soll, den Sir Augustus Risser, ihren Bräutigam. Gott segne das Paar! Sie lieben einander, daß es Einem das Herz erquickt!"

So sprach die würdige Dame Mrs. Sellern, und deutete dabei an die Orte, wo man den Mistelzweig befestigen sollte. Und die Mägde folgten ihrer Weisung und dachten an den Mund, der ihnen am liebsten wäre, um ihm unter einem Mistelzweige an einem solchen Tage zu begegnen.

Lord Rugsbarn hatte an diesem heiligen Tage auch viel zu thun in seiner Canzlei, denn er fertigte seine Pächter ab, die ihm mit Glückwünschen und Bitten um fernere Huld und Gnade kamen. Tante Salome beaufsichtigte die Herstellung der Gastzimmer und Miß Henny legte in ihrem eigenen Zimmer selber die letzte Hand an ihre Balltoilette für heute Abend. Es war ein weißes Seidenkleid mit hohen Puffen, geziert mit Myrthensträußchen. Sollte ja doch der Weihnachtsabend zugleich ihr Verlobungsabend mit ihrem blonden Vetter Richard Risser sein!

Es war ein rothsonniger Wintertag, wo die weiße Schneedecke fast wie eine Rosenflur aussah. Miß Henny stand vor dem Spiegel und hielt die Schleppe des unfertigen Kleides am Gürtel an, und that einige Schritte, um den Faltenwurf desselben zu betrachten. Tante Salome, die mit ihren klappernden Stöckelschuhen und mit ihrem klirrenden Schlüsselbunde in die Stube trat, wurde zur Richterin aufgerufen von der kleinen Zofe Ketty, und äußerte in ehrlichem Erstaunen, Miß Henny, ihre Nichte, habe früher noch nie so schön ausgesehen.

„Weißt du, Kind," sagte die gute Tante Salome, „du wirst in dem Kleide fast zu schön aussehen. Wenn dich Risser so sieht, wird er zu sehr verliebt in dich, und die zu starke Liebe — das ist selten vom Guten!" — Dabei schüttelte die freundliche alte Jungfer ihren grauen Kopf und zupfte sich ihren weißen Kragen zurecht um die schmalen, mageren Achseln. Miß Henny lachte. Sie war ein liebliches junges Geschöpf, zart und rosig, wie man sich eine Fee denkt. Und wenn sie lachte, zeigten sich in ihren runden Wangen zwei Grübchen, und sie wurde tiefroth wie eine Theerose bei Sonnenaufgang. Dabei waren ihre großen braunen Augen sanft und schalkhaft zugleich, wie die einer Gazelle, und ihre dunklen Locken zitterten ihr wie Schlänglein um die weiße Stirn und um den schlanken Hals.

„Weißt du, Tante, das kann ich mir nicht denken, daß allzugroße Liebe schaden kann?" machte sie lachend. „Ich denke mir immer, je mehr mich Rik oder sonst wer lieb hat, desto hübscher müsse es sein!"

Die Jungfer Tante faltete ihre schmalen wachsfarbigen Hände: „Rik oder sonst wer?!" rief sie. „Kind, fürchte dich vor Gott — wie kannst du daran denken, daß dich außer Risser noch Jemand lieb haben kann? Ein tugendhaftes Mädchen denkt an Niemanden als an ihren Bräutigam."

Miß Henny lachte und schmollte doch dabei. „Ich denke ja auch an Niemanden sonst. Aber es ist so schön, wenn man sieht, daß man für hübsch gehalten wird." Dabei warf die kleine eitle Fee einen heimlichen Blick in den Spiegel an der Fensterwand, aus welchem ihr ihr eigenes Gesichtchen so herzig entgegenlächelte. „Es ist ja nichts Böses dabei? Du weißt ja, Tante, daß mir doch an sonst Niemandem gelegen ist als an Rik. Aber jetzt sage mir auch, warum ist denn das schlimm, wenn die Liebe zu groß wird? Und woher weißt du das?"

Tante Salome hüstelte und seufzte und faltete die Hände über dem alten keuschen Busen und schaute mit ihrem wasserblauen Blicke in den wolkenschweren Winterhimmel hinaus. Miß Henny hatte mit der Frage „Woher sie das wisse," nichts Böses gemeint, und doch hatte sie in dem Herzen der guten Tante damit einen wunden Fleck getroffen. „Woher ich das weiß?" sagte sie mit wiederholten Seufzern. „Ach, Kind. Weil ich ein altes Mädchen bin, deshalb bin ich in meiner Jugend doch geliebt worden, und zwar zu sehr. Und auch von einem Vetter. Er war bei den Garden der Königin und hatte ein hitziges Blut. Der wurde eines Tages über ein

Sträußchen eifersüchtig und — und verließ mich. Das Sträußchen hatte mir ein Nachbar gegeben — Gwyndale von Gwyndaline drüben, welcher jetzt so viele Töchter hat. Und der Vetter verließ uns und ergab sich in London einem wüsten Leben und starb in einem Duell. Das ist meine Geschichte. Aber ich weiß noch viele andere von Leuten, die aus allzugroßer Liebe gestorben oder unglücklich geworden sind. Hast du Miß O'Neil als Julia vergessen? Und Desdemona? Bedenke Kind, wenn Sir Rik jemals so eifersüchtig würde! Und ich fürchte, ich fürchte —"

„Was denn, Tante?" lächelte Henny, und that wieder einige stolze Schritte in ihrer Schleppe.

„Daß du Rik zu viel Anlaß giebst, eifersüchtig zu sein!" fuhr die alte Tante wichtig fort mit jenem Behagen, mit welchem unverheirathete alte Mädchen in Liebessachen so gern die Erfahrenen spielen. „Du zeigst zu viel Freude daran, wenn dir die jungen Leute den Hof machen. Du bist zu freundlich mit Allen! Und wie freundlich warst du vor allem mit Mylord, dem Prinzen George, in den letzten Tagen, die er in Twysdale drüben auf der Jagd zubrachte."

„Kann ich dafür, wenn Mylord der Prinz beim Jagen stets an meiner Seite ritt?" schmollte Henny.

„Aber du freutest dich drüber!"

„Jawohl. Ist er doch ein Prinz, der einmal König sein wird! Und alle anderen Damen platzten darüber vor Wuth!" jubelte Miß Henny. „Aber ich freute mich nur wegen Rik. Es muß ihm doch recht sein, wenn er sieht, daß seine Braut einem Prinzen gefällt?"

„Bah, bah!" machte Tante Salome. „Ein Prinz ist für einen Bräutigam blos ein Mann wie ein anderer. Und er kann dabei immer glauben, daß er dir gefällt."

Miß Henny schmollte dabei wirklich und machte eine beleidigte Miene, die ihr allerliebst stand. „Wenn Rik das glauben will, um so schlimmer für ihn! Uebrigens reist ja Prinz George schon heute von Gwyndale ab."

„Und da kommt er noch einmal, um uns Adieu zu sagen," meinte Tante Salome plötzlich und deutete auf die Straße hinab, wo eine Schlittencarrosse hielt mit sechs Pferden, zwei Vorreitern und zwei Dienern auf dem Rücktritte.

Miß Henny wurde wieder feuerroth, und öffnete trotz der Winterkälte das Fenster und neigte sich hinaus, und wie der Prinz ausstieg und hinaufgrüßte, da warf sie doch wieder das Fenster zu ohne zu danken, und wußte nicht, sollte sie sich wirklich freuen oder vor ihrer Tante schämen.

Die aber war jetzt selber ganz Eifer, und schnallte ihre Schlüssel ab, und rückte ihr Haarnetz zurecht und zupfte ihren Kragen glatt und rief: „Se. Hoheit! Er macht extra den Umweg, um uns Adieu zu sagen. Und ich bin nicht dafür angekleidet — Henny, du hast wenigstens Seide an. Wenn's auch nur blaugestreifte ist. Lauf' hinunter, dein Vater kann ihm doch nicht allein Lebewohl sagen. Mich entschuldige, wenn er fragen sollte. Wenn ich nur wüßte, wo ich meinen Hut mit den Federn habe?"

Damit eilte sie hinaus, und Miß Henny ihr nach, und mitten auf der großen Treppe begegnete ihnen Prinz George und machte sie anhalten. Der Prinz war ein hübscher junger Mann von fahlblondem Exterieur, mit feinen Manieren und mit süßlichem Stutzeranklange in der Sprache.

„Ich komme, um meine Göttin Diana zu bitten, sie möge mir ihren Jagdsegen mitgeben auf den Weg," sagte er, indem er galant die Hand der Miß Henny ergriff und sie küßte. „Ich muß scheiden, da mich die Etiquette der Weihnachtstage an den Hof zurückberuft, aber mein Herz bleibt hier, da es die allerschönste Beute, die es hier erblickt hat, nicht mit sich führen kann —!"

Miß Henny lächelte und verbeugte sich lustig. „Monseigneur vergißt, daß jede Beute froh ist, dem Hallali zu entgehen."

„Auch dem Hallali der Liebe?" rief der Prinz mit funkelnden Augen.

Miß Henny schaute ihn so unschuldig fragend an, daß sein Blick gleichsam wieder erlosch. Dafür neigte er sich an ihr Ohr und sagte halblaut in französischer Sprache: „Wenn Diana nur nicht vergißt, was sie mir versprochen hat?"

Miß Henny schlug die Augen zu Boden und eine heftige Verwirrung kam über sie. „Wie sollte ich darauf vergessen?" flüsterte sie. „Obwohl ich es gern zurücknähme. Was wird Cousin Rik sagen?"

„Bah!“ machte der Prinz und zeigte alle seine weißen Zähne zwischen den jugendfrischen Lippen und warf mit leichtsinniger Grazie den Kopf zurück.

Diese wenigen Worte zwischen den Beiden wurden ganz leise und rasch geflüstert. Vielleicht aber nicht leise genug, als daß nicht Einige der Umstehenden es vernommen hätten.

Dann wandte sich der Prinz an Tante Salome und zog sie scherzend hinter Miß Henny hervor, wo sie sich hatte verbergen wollen. Und dann kam endlich Lord Rugsbarn herbeigeächzt, voll Fett und Höflichkeiten, und Prinz George betheuerte, daß er keine Zeit habe, um in ein Zimmer zu treten, und nahm Abschied im Corridor ganz wie ein simpler Edelmann und tänzelte dann mit seinem Adjutanten wieder die breite Schloßtreppe hinab, indem er der Miß Braut noch einen bedeutungsvollen Blick zugeworfen hatte, den sie mit einem verlegenen Nicken erwiederte; die Schlittenpferde sprühten einen ganzen Glöckleinregen um sich, und fort war die Gruppe des herablassenden, freundlichen Prinzen. Nun wurde es aber für die Damen des Schlosses die höchste Zeit, sich in Empfangsstaat zu werfen, um die Gäste zu erwarten; denn in solchen alten Schlössern Englands herrscht die schöne Sitte, daß der Herr und die Ladies des Hauses die Ankommenden schon im Freien begrüßen, sobald sie aus dem Wagen oder vom Pferde steigen.

Bald war Miß Henny geschmückt mit ihrem hübschen Verlobungsstaate, und auch Tante Salome prangte in einem steifen lavendelfarbigen Brokatkleide, in welchem sie aussah wie eine liebenswürdige Tischglocke. Lord Rugsbarn holte selber seine Tochter in ihrem Zimmer ab. Der alte Lord war dabei förmlich feierlich. Sein joviales rothes Gesicht lag in ernsten Fettfalten und seine freundlichen hellen Augen glänzten wie durch einen feuchten Schleier. Nachdem die Damen Pelzjacken angezogen hatten, nahm er seine Tochter an den einen, und seine Schwester an den anderen Arm und führte sie den Corridor entlang der Hofterrasse zu. Es war ein wunderlicher Corridor, wie er sich in so wunderlichen alten Schlössern zu finden pflegt. Da führten drei Stufen hinauf, dort wieder vier Stufen hinab. Selbst die Fenster waren unregelmäßig, und neben großen Bogenfenstern fanden sich wieder zwei, drei vergitterte kleine Gucklöcher. Am Ende einer Corridorbiegung blieb Lord Rugsbarn stehen vor einer großen eichenen Thür und legte die Hand auf die Klinke. Diese Klinke war rostig und öffnete nur widerwillig und grinsend das Schloß.

„Was machen wir denn im Rittersaale?“ fragten Tante Salome und Miß Henny zugleich.

„Weil wir von seinen Fenstern aus den Hof am besten übersehen können,“ meinte Lord Rugsbarn. „Und dann wegen noch Etwas.“

„Der alte häßliche Saal!“ schmollte Miß Henny und wickelte sich dichter in ihre Pelzjacke, als sie eintraten. Eine modrige kalte Luft strich ihnen entgegen.

Es war ein seltsamer alter Saal. Ehe sie weiter vorgingen, legte auch Tante Salome ihre dürre Hand auf den Arm ihres Bruders und sagte leise, zögernd: „John! meinst du nicht — es ist kalt hier. — Und dann —“

„Was, dann?“

Miß Salome senkte ihre Stimme zum leisen Flüstern. „Die Dienstboten sagen, daß — daß seit einigen Tagen der schwarze Earl wieder durch den Saal geht und —“

„Unsinn!“ brummte Lord Rugsbarn unwillig. „Schäme dich, Schwester, so etwas nachzureden! Nicht wahr, Gold-Henny, du lachst nur über solche Märchen?“

„Freilich?“ nickte Henny aus ihrer Capuze hervor und machte eine reizende, übermüthige Miene. — „Was kann man da anders thun, als darüber lachen? Ich glaube an keine Gespenster, und die alten Herren, die hier an den Wänden hängen, kümmern mich nicht so viel — mögen sie nun schwarz oder zinnoberroth sein!“ — Dabei lachte sie lustig auf, aber selbst ihr silberhelles Lachen hatte in diesem alten, unbewohnten Saale ein trauriges, heiseres Echo. Als sie gegen die Fenster schritten, da hatten die Stöckelschuhe der beiden Frauen und die Stiefel des alten Lord ein so lautes Echo, daß es in allen Winkeln hallte, als ob Hunderte von Menschen durch den Saal schritten, so daß selbst Lord Rugsbarn einen Augenblick stillhielt und sich umsah, ob sie denn wirklich allein

hier seien. Draußen strich ein wildheulender Decemberwind über die Hügel und umtoste das Schloß wie ein zorniger Belagerer. Er peitschte mit den Baumästen an die Scheiben, rüttelte an den Fensterläden, tummelte sich an den Dachsparren hinauf, machte den Wetterhahn kreiseln und kreischen, stürzte sich dann durch eine Thurmtreppe auf den Corridor herunter, in dem er heulend auf- und abraste, und wimmerte dann wieder kläglich die Mauern entlang. Es war ein unheimlicher Nachmittag draußen, und doppelt unheimlich in diesem Saale. Denn es war, wie gesagt, ein seltsamer alter Saal aus der wilden Zeit des Faustrechts. Gar manche eigenthümliche Gesellschaft mochte er gesehen haben: zur Zeit der prunkliebenden Lancaster hatten hier vielleicht schöngeputzte Frauen des Hofes mit seidenstarrenden Cavalieren geliebelt und manche Fensternische hatte das süße Versprechen eines Rendezvous vernommen. Zu Zeiten der Religionskriege hatten diese Wände vielleicht manchen Verschwörungsplan vernommen und die Waffen hatten mehr als einmal ihren friedlichen Platz verlassen. Es war auch ein dunkler Saal, denn die Fensternischen waren so tief wie die Mauern des Schlosses dick waren. Die Wände waren mit Tapeten aus der Tudor-Zeit bedeckt, worauf plumpe Figuren in verblichenen Farben und unmöglichen Stellungen die Geschichte Simsons und der Dalila darstellten. Weiter hingen da gar viele altersgeschwärzte Bilder an den Wänden, längst verstorbene Glieder der Schloßfamilie darstellend. Da gab es Ritter im Harnisch, mit Streitkolben in der Hand, oder höfische Cavaliere mit dünnen Waden in blauweißen Tricots und mit gebauschten Pumphöschen; alle hatten sehr häßliche Gesichter und sehr dunkelbraune Augen, mit stechendem wimperlosen Blicke. Dann gab es da Damen in mandel- oder rosinenfarbigen Roben, mit verkalkten, farblosen Gesichtern, eine Blume *in* oder einen Vogel *auf* der Hand haltend, und ebenfalls mit beerenbraunen wimperlosen Augen auf den Besucher herabstarrend. Zwischen den Bildern hingen Waffentrophäen. An den Wänden standen seltsam geschnörkelte engbrüstige Möbeln und große alte bemalte Kisten, die man hergeschafft hatte, weil der Saal nicht mehr benutzt wurde. Nahe an der Thür hing das Bild des sogenannten schwarzen Earl, eines Ahnherrn des Hauses, von dem man erzählte, daß er ein bitterböser Mensch gewesen sein sollte und eines Verbrechens wegen keine Ruhe finden könne im Grabe. Man erzählte, daß er eine besondere Freude daran habe, wenn in der Familie ein Unglück bevorstehe, daß er da stets durch den alten Saal schreite mit klirrenden Schritten und an die Wände poche und lache und manchmal sogar in den Corridor hinausnicke, wenn man's am wenigsten erwarte und trotzdem die Thür fest verschlossen sei.

Es war also wohl kein Wunder, wenn man diesen Saal mied und wenn er oft Monate hindurch unbetreten blieb. Man „roch" aber auch förmlich an der Luft hier, daß nur selten Jemand da weilte.

Lord Rugsbarn blieb mit den Beiden an dem breiten Fenster, welches in den Hof hinausführte, stehen, räusperte sich und ergriff die Hand seiner lieblichen Tochter, streichelte dieselbe sanft und sagte herzlich:

„Ich habe dich da hereingeführt, mein Goldkind, weil heute ein wichtiger Tag ist, der über dein ganzes Leben entscheidet, weil du heute verlobt wirst mit deinem Vetter Rik Risser."

Der Lord schwieg. Tante Salome seufzte und richtete sich zum Weinen, Miß Henny sagte lustig: „O Papa, was hat meine Verlobung mit dem Saale hier zu thun?"

„Dein Vetter Rik ist ein braver, schöner und stattlicher junger Mensch," fuhr Mylord fort. „Und er liebt dich recht innig, und wie ich glaube, liebst auch du ihn von Herzen. Ist's nicht so, Henny, mein Kind?"

Miß Henny wurde wieder so roth wie ein Pfingströschen, und schaute die silbernen Knöpfe an der Weste ihres Vaters an und nickte nur mit dem Lockenköpfchen und sagte nichts.

„Nun also wird das mit Gottes Hülfe eine glückliche Ehe werden. Es war mein Wunsch seit Jahren, und es war der Wunsch von Rik's verstorbenem Vater. Wir hätten euch aber nie gezwungen, diesen Wunsch zu erfüllen. Eure Herzen fanden sich von selber, und an einem schönen Augustabende, als wir Alten in der Geißblattlaube saßen, da kam Rik Hand in Hand mit dir

heran und ihr waret beide verlegen, und er stotterte, und endlich brachte er's heraus, daß ihr euch lieb hättet und Mann und Weib werden wolltet. Ich sehe euch noch vor mir stehen, ganz dunkel abgegrenzt in dem blendenden grellen Abendsonnenlichte. Das war ein glücklicher Augenblick und heute soll er sich erfüllen." Tante Salome trocknete sich die Augen, Miß Henny schaute noch immer köstlich ernst auf die Westenknöpfe des alten Lord, der Sturm draußen rüttelte wieder jählings und zornig an den Fenstern, und der schwarze Earl schaute mit seinen wimperlosen Beerenaugen verdrießlich aus seinem Rahmen herab. Und Mylord fuhr fort: „Siehst du, Henny, es war von jeher ein schöner Brauch in der Familie, daß man sich am Verlobungstage an alles Glück und Unglück erinnert, welches von jeher in unserem Hause vorfällt. Man wird dadurch ernst bei einer so ernsten Handlung und hat gute Vorsätze. Drum schau, Henny: unser Großahn Simony Rugsbarn war so glücklich in seiner Ehe mit Elisabeth Munster, und sein Haus war gesegnet wie kein zweites im Königreiche; und sie baten den lieben Gott, er möge sie, wenn's sonst nicht schade, nur zugleich sterben lassen. Und wirklich starben Beide an demselben Tage, zur selben Stunde, fast in ihrem 80. Lebensjahre. Ganz anders war die Ehe des schwarzen Earl. Der traf seine Frau in den ersten Tagen seiner Ehe schon untreu mit einem seiner besten Freunde, den sie schon früher lieb gehabt hatte, der aber zu arm war, um sie zum Weibe begehren zu können. Da fluchte denn der Earl allen Bräuten dieses Hauses, daß sie elend werden müßten durch Leichtsinn in dem Augenblicke ihres höchsten Glückes selbst. Gott sei Dank, an Allen geht es nicht aus — aber leider an Vielen. Sieh dort die Dame in dem rosinfarbigen Schleppkleide, Henny, deine Urgroßmutter Lady Ellen: die liebte einen Anderen mehr als —"

In demselben Augenblicke, wo der alte Lord so sprach, kam plötzlich das Tönen von Schellen und Glöckchen zu den Fenstern herein, Pferdegetrappel wurde hörbar, und Diener eilten durch den Corridor. Die ersten Gäste kamen.

Der alte Lord brach ab in seiner Rede und richtete sich den Pelzmantel zurecht über der Schulter; Miß Henny guckte zum Fenster hinab zwischen dem Geginster der Eisblumen hindurch und Tante Salome rief fast entsetzt:

„Und wir sind nicht unten, Bruder!"

Aber bald standen sie am Fuße der Terrassen und nickten und grüßten den ankommenden Schlitten und Pferden entgegen. Der alte Lord schwenkte seinen Hut und sein rundes liebes Gesicht war schon an und für sich das herzlichste „Willkommen", das man sich nur denken konnte. Tante Salome knixte, als ob sie inwendig voller Dräthchen wäre, Miß Henny nickte und winkte mit dem Sacktuch, an den Fenstern des Hofraumes erschienen die Gesichter der Diener, wie zum Empfang bereit, die Jagdhunde sprangen freudig bellend den ersten Gästen entgegen. In einem der Schlitten befand sich die dicke Mrs. Euphemia Troddleworth, die so corpulent war, daß sie nicht allein von ihrem Sitze aufstehen konnte, wenn sie einmal saß; in einem zweiten befand sich die dürre Mrs. Sneppham mit ihren noch dünneren drei Töchtern Pina, Philippina und Snuddlepina, welche zusammen aussahen wie ein Bündel von vier Ritterspeeren. Und Basen und Muhmen gab's da und Edelleute aus der Nachbarschaft, alte und junge. Ihnen allen voran und der Erste, welcher in den Hof einritt (wahrscheinlich um den Gruß der schönen Miß Henny zuerst zu bekommen) war ihr Bräutigam, der hübsche blondlockige und blondbärtige Vetter Rik Risser von Northmouth-House.

II.

Wie eilte Rik Risser die Stufen hinan, um der Erste bei seinen Verwandten oben zu sein. O, er wußte gar wohl, was sich schickte und vergaß nicht, zuerst seinem jovialen Onkel die Hand zu drücken und dann der alten knixenden Salome seine Reverenz zu machen. Aber wie er dann seiner schönen Cousine die Hand schüttelte, wie wurde er dabei roth und wie glänzten seine treuherzigen blauen Augen, und warm ward ihm dabei trotz des Decemberdatums, daß er seine Mütze von der Stirn zurückschieben mußte. Und Miß Henny erging es fast ebenso. Sie wurde so roth im Gesichte wie eine Weihnachtspuppe, aber sie war schalkhafter als er und lächelte

schelmisch darüber, daß seine erste Begrüßung recht verwirrt klang. Sie wußte wohl, daß er verlegen sei, weil er sie so lieb hatte. Er war ein hübscher, großer, schlanker Mann, stattlich, voll Kraft in seinen Bewegungen und trotz seiner Jugend umkräuselte schon ein goldiger Bart sein Kinn. Seine Stimme klang lustig und frisch und ebenso schaute sein Auge, welchem beim Oeffnen und Schließen ein bläulicher Glanz zu entströmen schien.

„Grüß dich Gott, Henny," sagte er.

„Grüß Gott, Rik," erwiederte sie.

Dann mußte aber Henny hinab zu den angekommenen Frauen und mußte da mit Tante Salome die liebenswürdige Wirthin spielen. Ach, wie viel Mühe kostete es, bis die dicke Troddleworth die Treppe hinaufgeschafft war, und wie viel gab Mrs. Sneppham mit ihren drei Lanzen — oder Töchtern — zu schaffen, welche schon im Hofe die Neuigkeiten ihres Haushaltes auszukramen anfingen. Die Mutter pflegte stets über die schlechten Mägde, Pina über ihre Waschtage, Philippina über ihre Rattlers und Snuddlepina über ihre neuen Kleider zu sprechen — und zwar alle vier unisono. Und dann kamen erst alle Muhmen und Basen, und da mußte Miß Henny sie begleiten und mußte jeder etwas Liebes sagen, und mußte jede anhören, und mußte jeder ihr Zimmer anweisen. Freilich hatte sie Tante Salome als Aushülfe, aber „du lieber Gott, fort war sie ja doch!" wie Rik Risser klagend bei sich dachte.

Wie lang wurde ihm die Zeit bis zum Supper, wo sich alles im warmdurchheizten Speisesaale im Erdgeschosse versammelte! Die Cavaliere rauchten, redeten von der Fuchsjagd, machten Schlittenpartiepläne und hechelten die letzten Parlamentsreden durch. Rik Risser that überall mit, aber nur halb. Die Hälfte seiner Seele war bei Miß Henny. Er tröstete sich damit, daß sie ja heute vor aller Welt als seine Braut erklärt werden sollte, und dann tröstete er sich auch damit, daß er von Zeit zu Zeit in den Tanzsaal daneben guckte, wo an so vielen schicklichen Plätzen unter den Lustren und in freundlichen Fensternischen stattliche Mistelzweige aufgehängt waren. Und unter jedem dieser Zweige durfte man ja das Mädchen, welches man dort traf, oder welches man aus einem Verstecke dahin brachte — küssen; straflos und herzlich küssen! O du hellgrünender Mistelzweig, du Ewiggrün des Winters, du mystische Tanne der Natur; wie lieblich erscheinst du an frohen Weihnachtsabenden dem Auge des Liebenden, dessen Mädchen aus Schalkheit oder Scham karg ist mit ihren Rosenlippen.

Endlich kam die Zeit des Supper und man fand sich in dem Speisesaale, wo mattglasige Lampen über der reichgedeckten Tafel leuchteten. Ehe man sich setzte, plauderte man unter einander. Die jungen Muhmen und Basen waren bald von allen jungen Cavalieren umringt, die alten Herren sprachen mit den alten Damen von früheren besseren Zeiten und machten Whist- und Stopspielpläne für den heutigen Abend, und der ganze wiederhallende Saal war voll lauten, lustigen Geplauders. Und da gelang es denn auch Rik mit seiner schönen Braut ordentlich zu reden, mitten in diesem frohen Lärmen. Sie hatte jetzt ihr weißes Kleid mit den grünen Myrthen- und Orangenblüthenbüscheln nicht mehr verhüllt von der Pelzjacke und in ihrem goldschimmernden blonden Haare war das ewige Grün ebenfalls mit einem Zweige duftenden Orangenlaubes vertreten.

„Henny!" sagte er leise und athmete dabei tief auf. „Henny, mir ist das Herz so voller Glück heute! Weißt du auch, was für ein Abend heute ist?"

„Nun ja," lachte sie neckend. „Der Weihnachtsabend."

„Ach, was, Weihnachtsabend! Heute ist der Abend, wo die ganze Welt erfahren soll, daß — daß du meine Frau werden sollst, Henny."

Das leichtherzige junge Mädchen lachte mit ihrem silberhellen Lachen laut auf.

„Als ob das nicht alle Welt schon wüßte!"

„Ja, aber — aber es ist doch etwas ganz Anderes, wenn's officiell ist!" meinte Rik wichtig und ganz glücklich in dieser Wichtigkeit. „Ach, Henny, heute ist der Abend, wo alles das sich erfüllen soll, was wir damals auf dem Wege durch das Sommerfeld geträumt haben; weißt du noch? Du wandest einen Kranz aus Aehren und setztest ihn auf dein Köpfchen. „Wenn's ein grüner Kranz wäre, gefiele er mir besser," sagte ich. „Warte, bis ich Braut

bin," sagtest du. „Ich möchte dich dazu machen," sagte ich. Und du lachtest, und wir waren Beide verlegen. Aber ich war so glücklich, denn ich sah, daß du nicht böse seiest. Weißt du noch Alles? Und — Henny — hast du mich noch immer so lieb wie damals?"

„Vor acht Tagen hast du mich ebenso gefragt", sagte sie ganz leise.

„Und sagst du heute wieder ja?" flüsterte er recht glücklich und schaute sie mit seinen jugendglänzenden Augen wie dürstend an.

Sie blieb einen Augenblick still, und er fühlte, wie ihre Hand in der seinigen leicht zitterte. Er hat das noch viele Jahre später erzählt. Dann schaute sie auf und lächelte. Und dieses Lächeln hieß: „Ja".

Dann setzte man sich zum Supper. Und da wurde getoastet auf die ganze Welt und am meisten auf die Verlobten. Die Beiden standen unter dem allgemeinen Jubel ganz rosig überhaucht. Es war das hübscheste Paar, das man sich nur denken konnte. Er dankte laut und mit übermüthig heiteren Worten. Sie mußte selber darüber lachen. Tante Salome faltete die Hände und seufzte für sich: „Gott, wenn sie nur nicht so leichtsinnig wäre, die Henny. Als Verlobte lachen, wo sie weinen soll! Lachen bringt Unglück —" Die dicke Troddleworth neigte sich zu ihrem Nachbar und lallte unter ihrem Doppelkinn hervor: „Ganz wie ich, als ich meinen Troddleworth, Gott hab' ihn selig, er starb an der Schwindsucht, heirathete. Miß Henny ist mein leibhaftes Ebenbild — wenn sie schwarz wäre. Und dann müßte sie auch ein schottisches Kleid anhaben." Und bei diesen Reminiscenzen zitterte eine helle, kugelrunde Thräne auf der Nase der dicken Frau. Mrs. Sneppham sah ihre dürren Töchter nach der Reihe mit ihren stechenden Augen an und zischte: „Wie tactlos! Sie fällt nicht einmal in Ohnmacht! Ich sage euch, wenn ihr mir einmal diese Schande anthun solltet, dann, bei meinem Zorn —" Die unglücklichen drei Töchter schienen den Blick der Frau Mama weniger zu fürchten als ihren Zorn, und duckten sich leise klagend unter den Schatten der großen Hammelkeule.

Nach dem Supper gings in den Tanzsaal. Dort war eine kleine stattliche Dorfbande von zehn Mann postirt, die eine köstliche Tanzmusik executirte. Das Ale und der Wein ward hier auf großen, mit kalter Küche garnirten Büffets credenzt. Da gab es bald die allerlustigsten Gruppen von der Welt. Denn nun begann ja zwischen Pfänderspielen und Menuetten die große Ausnützung der Mistelzweige. Wie manches junge Herz schlug da höher. Der alte Lord zog die drei kreischenden Misses Sneppham unter den großen Mistelzweig inmitten des Saales und küßte sie dort unbarmherzig und opferfreudig auf die scharfspitzen Backenknochen. Sogar Jungfer Salome wurde von einem alten indischen Major (der sie einst als junger Midshipman angebetet hatte) galant unter den grünen Zweig geführt und mit vieler Hochachtung und Würde geküßt. Und erst die jungen Cavaliere und die Muhmen! wie die den großen Mistelzweig mißbrauchten, ist ganz unerzählbar. Und das Gelächter, wenn es Einer gelang zu entfliehen und sich zu verstecken in irgend einem Winkel des Schlosses; denn nach der schönen alten Mistelzweigsitte darf dasjenige Mädchen, welches sich so gut versteckt, daß es ihr Galan nicht aufzufinden vermag, ihm den Kuß unter dem Mistelzweige verweigern.

Dabei spielte die Musik ihre heitersten Weisen, und die guten alten Gesellschaftsspiele unserer Väter wurden arrangirt. Der collin maillard, die Gans, welche die Hühner vertheidigt, der sterbende Fuchs und was dergleichen mehr sind.

Und immer lustiger und lustiger ward's, und am allerlustigsten war Miß Henny, deren silbernes Lachen über alle anderen Stimmen schallte. Und Rik war stets hinter ihr und strahlte vor Glück und Freude darüber, daß sein Bräutchen gar so schön und froh sei. Und Alle, die das Paar ansahen, fühlten den Reiz der Schönheit, der Jugend und des Glückes. Und es schlug Mitternacht, und der alte Lord sagte in die laute Lustigkeit hinein: „Gott segne uns Alle!" und das Spiel ward immer lauter und froher. Sogar die dicke Mrs. Troddleworth versuchte, beim Pfänderspiel zu laufen, patschte aber auf den Boden nieder und konnte nicht wieder aufstehen, ja sie zog Alle, die ihr aufhelfen wollten, zu sich nieder. Die drei dürren Misses Sneppham hatten jede einen Galan

„gespießt“, den sie nicht wieder losließen, worüber ihre dürre Mama so selig war, daß sie mit allen ihren Knochen klapperte wie mit Castagnetten. Jetzt kam Miß Henny in den Wirren des Pfänderspiels unter den großen Mistelzweig. Rick ersah das, der glückliche Rik, und erhaschte sie und wollte sie küssen unter dem lauten Beifallsklatschen der Umstehenden. Aber da, flink wie ein Wieselchen und laut lachend entschlüpfte ihm das tolle Mädchen und floh durch die Gruppen, durch die Menge, die sich hinter ihr wieder schloß und ihm lachend das Nachlaufen verwehrte und verschwand aus dem Saale.

Und lachend rang Rik mit seinen schadenfrohen lustigen Freunden und jagte sich mit ihnen im Saale herum, und als er endlich frei wurde, da stürmte er in den Corridor hinaus, um seine Braut zu suchen. Er guckte in alle Zimmer und Säle, die auf den Gang mündeten; er forschte hinter jedem Vorhange und hinter jedem Wandschirm und unter allen Tischteppichen — umsonst. Er lachte noch immer über seine Ungeschicklichkeit im Suchen, und fragte alle Stubenmädchen, die er traf und alle Bedienten nach dem Verstecke Miß Henny's; aber Niemand hatte sie gesehen. Da kehrte Rik in den Saal zurück und klagte seinen Cameraden in komischer Betrübniß sein Mißgeschick, und alle entschlossen sich mit lustigem Geschrei, mit ihm zu gehen und ihm suchen zu helfen, denn das sei den Damen gar nicht erlaubt, sich so gut zu verstecken. Und die jungen Mädchen, die Freundinnen, Muhmen und Basen schlossen sich dem Zuge an. Und scherzend durchzog die tolle Schaar Gang um Gang, spähte in jedem Zimmer, ja sogar in der Küche unten und auf der Terrasse draußen. Sie suchten so lange, bis einige dessen müde wurden; dann suchten die übrigen noch über eine Stunde. Die Musik im Saale spielte nicht, weil keine Tänzer da waren. Die alten Herrschaften in den Spielzimmern fragten dann selber, wo das junge Volk geblieben sei. Endlich hieß es überall, Miß Henny sei nirgends zu finden. Rik war zuerst unwillig, dann besorgt, jetzt ängstlich geworden. Aus dem Scherze wurde Ernst, das Suchen wurde fieberhafter, man rief den Namen Henny's in alle Winde, aber nur das Echo des winkeligen Schlosses antwortete. Jetzt ergriff Alle eine unbestimmte Besorgniß. Sogar die alten Leute machten sich auf die Suche. Der Vater Henny's war erregt und in dem Tone seines Rufes zitterte unsägliche Angst. Tante Salome zitterte wie Espenlaub und konnte sich kaum auf den Beinen erhalten. Man dachte endlich, Henny habe sich vielleicht in ein oberstes Stockwerk verborgen. Wie unwahrscheinlich war das! Und doch? Wo konnte sie sein? Man kletterte in die Bodenkammern hinauf bis zu den Dachluken, ja sogar in die Thurmstübchen, aber die waren mit rostigen Schlössern verschlossen und seit wohl hundert Jahren nicht offen gewesen. Die Dienerschaft schloß sich der Suche an, rufend, jeden Winkel durstöbernd, hinter jede Thür leuchtend.

Die Nacht verging. Die Lichter in dem so frohen Saale brannten schon blaß und leichenhaft, das Morgengrauen kroch über die Dächer, und noch immer fand man Henny nicht. Gruppen von Gästen saßen müde und aufgeregt in den Zimmern hie und da und sprachen eifrig und leise, oder eilten treppauf, treppab, Diener durchstreiften noch immer den Park. Der alte Lord war unermüdlich, obwohl ihn die Ermattung fast daniederwarf. Am entsetzlichsten aber grämte sich Rik Risser. Er sagte nicht viel, aber er war seit Mitternacht um zehn Jahre gealtert; seine Augen waren von dunklen Rändern umgeben und seine Brust hob sich krampfhaft. Er hatte Henny's Namen so oft gerufen, daß ihm die Kehle tonlos und die Lippe trocken geworden war.

Das Morgengrauen erhellte sich immer mehr und feuerrothe, dann schwefelgelbglänzende intensive Lichter strahlten durch die dürren Zweige der Parkbäume, die Sonne ging auf und Miß Henny war noch nicht gefunden.

Es war kein Zweifel mehr, sie war fort. Aber wohin und warum? Sie liebte ja ihren Bräutigam innig und ihren alten Vater so zärtlich. Ach ja, sie hatte Beide lieb, aber sie hatte dabei ein gar so tolles Köpfchen, ein gar so leichtherziges Wesen, ein gar so kindisches Herz! Und bald mußte man hören, wie die Dienerschaft und Gäste von dem schönen Prinzen George ganz leise sprachen und wie dieser Name in Verbindung gebracht wurde

mit dem des verschwundenen holden Mädchens. Prinz George war ein Damenfreund und Liebesheld wie nicht bald ein Zweiter, dabei war er hübsch, ritterlich und tollkühn, und die liebliche Tochter des Schlosses hatte ja tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht und jetzt erinnerte man sich auch, daß die Beiden beim Abschiede von einander manchen Blick und manches halbe Wort gewechselt hatten. Prinz George war auch nicht gewissenhaft dort, wo es sich um Liebe handelte. Er hatte gar manchem Ehemann sein Weib, gar manchem Vater sein Kind abwendig gemacht mit den süßen Worten der Liebe und den feurigen Blicken seiner Augen, und die Hallen seiner einsamen, abgeschlossenen und verschwiegenen Schlösser wußten gar Manches zu erzählen von geheimnißvollen Damen, die darin ein stilles, heimliches Leben führten.

O armer alter Lord! O ärmster Rik! Als die Gäste endlich mit dem vorrückenden Tage sich in ihre Zimmer zurückzogen, ermüdet und übernächtig, und als selbst die Diener das nutzlose Suchen aufgaben, da blieben die Beiden allein in dem großen, jetzt so wüst aussehenden, wiederhallenden Saale. Der junge Mann neigte da todesmatt sein Haupt in seine Hände und stöhnte tief auf. Und der alte Lord neigte sich bitterlich weinend über ihn, und selber trostlos, mußte er noch den jungen Mann trösten, denn der stumme Schmerz desselben entsetzte ihn. Er schüttelte ihn am Arm und schluchzte von Zeit zu Zeit: „Rik — höre, Rik! Vielleicht kommt sie wieder."

Rik stöhnte in seine geballten Hände hinein.

„Und wenn sie wiederkehrte, Onkel, und wenn sie freiwillig wiederkäme, entehrt und verworfen, glaubst du, daß ich sie jemals wieder meine Braut nennen würde, daß ich ihr verzeihen könnte?"

„Rik — Rik — sie ist noch so jung und unerfahren, und ihr kindisches und tolles Herz kennt ja nicht die Gefahren, in die es sich stürzt!"

„Ja! Jung, unerfahren und ehrlos. Und — mich, mich hat sie nie geliebt!" entgegnete Rik. Dabei jammerte der junge Mann wieder schmerzlich auf. Aber weinen konnte er nicht. So daß Lord Rugsbarn ihn wieder ängstlich rüttelte und von Zeit zu Zeit weinend flüsterte: „Rik, Rik!"

* * *

Der Tag verging, die Weihnachtszeit verging und Wochen vergingen und Monate, und Miß Henny kam nicht wieder zum Vorschein. Prinz George kam nicht wieder in die Gegend zur Jagd. Man hörte nur von ihm, daß er am Hofe froher lebe als je und seine Landmonate bald auf diesem, bald auf jenem seiner Schlösser in den Waldgegenden Englands oder in den Hochlanden verlebe.

Monate und Jahre vergingen. Henny Rugsbarn war und blieb verschollen.

III.

Monate und Jahre vergingen, Henny Rugsbarn war und blieb verschollen. Zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig Jahre vergingen. Die Welt änderte ihr Aussehen, ihre Politik und ihre Moden. Die neuen Häuser wurden anders gebaut als die alten. Die Kleider der Fashionablen wurden eng, nachdem sie weit gewesen waren, die Leiber kurz, nachdem man sie lang getragen hatte; die politische Oberfläche des sturmbewegten Meeres, welches man Leben nennt, hatte ein anderes Ansehen: der alte König war gestorben, der Kronprinz war ihm gefolgt, und war jetzt selber schon ein alter Mann geworden und dem Tode nahe, umgeben von einer Schaar Kinder, die selber schon das mannbare Alter erreicht hatten.

Risser Castle war äußerlich unverändert. Hie und da war ein neues Ziegeldach auf einen altersschwachen Thurm gesetzt worden, und hie und da war ein neues Gitterthor in die Parkmauer gefügt. Aber der jetzige Lord liebte keine Veränderung und Verbesserung; es war, als wolle er, daß das Schloß verfalle, so wie er selber verfiel. Er war ein Menschenfeind. Niemand hätte in dem alten, scheuen, hinfälligen Manne den einst so frohen und lustigen und lebensfrischen Rik Risser erkannt. Denn Rik Risser war nach dem Tode des alten Lord Rugsbarn, der bald nach dem Verschwinden seiner Tochter erfolgte, zum Majorate der Familie gelangt und zum Besitzer des Titels und des Vermögens und des Stamm-

schlosses gekommen. Er war jetzt über siebzig Jahre alt, ein gebrochener, kahlköpfiger Greis, der sich nur mit Mühe an Krücken noch weiter bewegte durch die wiederhallenden Gänge seines alten Schlosses. Er hatte ein einsames, verkümmertes Dasein geführt und war nie vermählt gewesen. Er hatte das Glück der Liebe zum zweiten Male nicht mehr fühlen können und mögen. Er hatte keine Freude mehr gehabt auf der Welt seit jenem Augenblicke, wo seine Braut ihn mitten im Weihnachtsjubel unter dem Mistelzweige verlassen hatte für immer, und er hatte seitdem nie wieder gelacht. Keine sorgsame Hausfrau hatte er sich gesucht, kein liebes rosiges Kindergesicht hatte um ihn gespielt. Zwischen alten verdrossenen Dienern in modrigen, selten gelüfteten düsteren Zimmern hatte er sein Leben verbracht; er hatte sich ins Studium der Asketik, der Chemie und der dürrsten Philosophie vergraben zwischen Scharteken. Den erwachenden Frühling haßte er, die Sonne that ihm weh, der frische, von Jagdsalven erschallende Wald hatte ihn nicht wieder gesehen. So war aus einem verschlossenen Jünglinge ein gemüthstrüber Mann und ein grämlicher, scheuer Greis geworden. Er sprach bei seinen seltenen Spaziergängen mit Niemanden, kein Armer durfte sich ihm nahen. Wenn er Almosen gab, so that er es durch seine Bediensteten, heimlich, fast wider Willen: es that ihm weh zu denken, daß Andere sich freuen sollten. Ach, es war ein elendes, ein erbarmenswürdig unglückliches Leben, welches der arme Mann geführt hatte seit jenem unglückseligen Weihnachtsfeste — und es waren seitdem fünfzig Jahre verflossen, fünfzig Jahre des Jammers und der Verbitterung und des Wartens auf den Tod.

Die alte Halle sah in diesem Menschenalter nie mehr ein Fest, nie eine Zusammenkunft froher Menschen. Nur an Begräbnißtagen wurde es in den alten Mauern lauter als sonst. An sonnigen Sommertagen ging der Greis auf seinen Krücken gern auf den freundlichen Friedhof, welcher um die kleine Kirche von Risserborn lag. Dort stand er oft lange vor den Gräbern des alten jovialen Lord, der Jungfer Salome, der Wirthschafterin und selbst der Diener, welche zu jener Zeit, wo er noch ein glücklicher junger Mensch war, im Schlosse gehaust hatten. Ob er da wohl für die glücklicheren Todten betete, oder für sich, den Lebenden?

Eines Tages — es war ein wildstürmischer Decembertag, an welchem die dürren Aeste des Parkes an einander raschelten wie damals, da saß Lord Richard Risser-Rugsbarn in seinem Bibliothekzimmer, eine alte Scharteke vor sich, den Blick aber weit hinausgerichtet in die winternebelige sturmlaute Dämmerung, als plötzlich Lärm laut wurde in dem Gange draußen. Der Lärm ward lauter. Vor dem Bibliothekzimmer ließen sich gedämpfte Stimmen hören, die immer lauter wurden. Es war, als ob man Mylord suche, und sich dennoch nicht getraue, ihn zu stören. Da erhob sich der Greis selber aus seinem Stuhle und ging mit seinen klappernden Krücken zur Thür und fragte, was es gäbe.

Da standen Diener draußen und Mägde und die Haushälterin, Alle mit verstörten Gesichtern und wichtigen Geberden, und Alle sprachen nun zugleich, und dann schwiegen wieder Alle zugleich, und ein junger Diener, Joe Wilkins, trat vor und machte seine verlegene Verbeugung und stotterte, Mylord solle entschuldigen, aber er habe eine Entdeckung gemacht — eine sonderbare — eine unheimliche — im Rittersaale.

Der alte Mann gebot ihm in seiner barschen Weise, er solle sprechen, und Joe Wilkins sagte nun ganz roth und eifrig: er könne nichts dafür, und es sei ganz entsetzlich. So entsetzlich, daß er vor Schrecken laut schreiend aus dem Rittersaal entlaufen sei, und daß alle seine Collegen zusammengelaufen seien, und man habe gedacht, Mylord müsse das zuerst erfahren, und Mylord werde die Sache vielleicht erklären können.

Mylord wurde ungeduldig und stieß mit seinen Krücken auf den Boden und wollte endlich wissen, was es gäbe. Alle wollten wieder zugleich antworten, aber Joe Wilkins übertönte Alle und erzählte, er sei in den Rittersaal gegangen, um, wie Mylord befohlen habe, und wie es alljährlich der Fall gewesen sei, denselben vor dem Weihnachtsfeste — wie alle übrigen Säle — zu lüften und den Staub von den Bildern und Waffen zu entfernen. „Und Staub genug ist dage-

wesen," fuhr der Diener fort, „fingerdick! Denn es kommt ja das ganze Jahr über Niemand in den alten, unheimlichen Saal. Ich weiß nicht, wie es kam, Mylord, aber nachdem ich die Bilder abgestaubt hatte und die Waffen und dann zu den Sesseln kam mit den verwitterten Ueberzügen und zu den Kästen mit den hundert Lädchen und endlich zu den zwei großen Kisten, die wie große liegende Hängekästen aussehen, da kam auf einmal die Neugierde über mich, wie die wohl von Innen aussehen mögen? Daß alle diese Möbel von jeher leer waren, hatte ich gehört. Aber ich wollte sehen, ob sich wohl Spinnen durch Lücken drängen und einnisten können, ob der Staub sich wohl fußhoch lagern könne in nie geöffneten alten Kisten und Kästen. Und ich öffnete die eine der beiden großen Kisten. Der Schlüssel stak. Er drehte sich recht schwer in dem rostzerfressenen Schlosse. Und ich fand in derselben wirklich Spinnweben hin und her und eine ganze Schicht von Staub. Dann ging ich zu der zweiten alten Kiste, welche unter dem Bilde des schwarzen Earl steht. Und auch da drehte sich der Schlüssel nur schwer im Schlosse und kreischte und knirschte, wie ich mich mühte, als wolle er den Deckel durchaus nicht öffnen lassen. Aber endlich gelang es mir doch, denselben zu heben, und —"

Der Diener schwieg. Es überkam ihn ein kalter Schauer, als erinnere er sich an etwas Schreckliches, und er mußte sich den kalten Schweiß von seinem leichenfahlen Gesichte wischen.

„Nun, und —?" herrschte der Earl ungeduldig.

„Mylord, ich — ich kann nichts dafür," sagte der Diener zitternd. „Aber —" Und er stockte wieder.

„Aber, was?" rief Mylord zornig und mit seinem Krückstocke Lärm machend auf dem Boden.

Aber Alle um ihn schwiegen mit verstörten Gesichtern, und er murrte einen Fluch und schritt durch die Gruppe hindurch den Gang entlang und gegen den Rittersaal, und Alle folgten ihm. Und er trat durch die geöffnete Thür in das kaltmoderige große Gelaß und sah um die geöffnete große alte Kiste unter dem Bilde des schwarzen Earl andere Leute des Schlosses stehen, die sich entsetzten und verwunderten und hinabbückten und sich doch wieder scheu zurückdrängten. Wie man das Krückengeklapper Mylords hörte, wich man aus einander, und der alte Mann konnte in die Kiste schauen.

Darin lag ein menschliches Skelet mit hohler Augen- und Nasenhöhle und grinsendem Munde; feuchter grünlicher Moder bedeckte den Schädel. Es war ein weibliches Skelet, denn ein vermorschtes, staubfauliges Seidenkleid umgab den Körper. Das Kleid war mit verstaubten, zerknüllten künstlichen Myrthen- und Orangenblätterzweigen geziert. Neben dem Schädel lagen einige farbenmatte blonde Haarsträhne, um den Knochenhals und die Knochenarme war ein Schmuck aus Smaragdsteinchen befestigt. Die Lage des Gerippes war unnatürlich verkrümmt.

Lord Rik Risser-Rugsbarn starrte lange stumm und wie versteinert auf den schauerlichen Inhalt der Kiste herab. Es war, als sei er stehend gestorben. Die Augen waren ihm aus den Höhlen getreten, der Kinnbacken war ihm kraftlos auf die Brust herabgesunken, seine Runzelhände umfingen krampfhaft die Krücken. Nur manchmal entrang sich ein leises, zitterndes Wimmern aus seiner gepreßten Brust; es war ein schauerliches Wimmern, ein kraftloses Aufjammern der höchsten Qual.

Von den Dienern war Niemand mehr aus der längst vergangenen Zeit da, wo Rik Risser als Bräutigam das Schloß betreten hatte. Keiner von ihnen wußte also das Geheimniß des schauerlichen Fundes zu lösen, und Niemand erkannte das Gerippe. Nur Mylord selber, o Gott! wußte nur zu deutlich, wessen Skelet hier entdeckt worden sei. Erkannte er es doch an seiner Kleidung: am Kleide, an dem grünen Putze desselben, am Schmucke, an den blonden Haarsträhnen. Er erkannte nur zu wohl, daß der grinsende Schädel einst das holde Lockenköpfchen seiner geliebten Braut gewesen sei. Und er wußte jetzt plötzlich Alles mit einem jähen Schlage: er wußte, daß Henny damals aus seinen Armen vom Mistelzweige weg durch den Corridor in den öden Rittersaal geflohen war und sich aus Muthwillen, und um ja nicht zu bald entdeckt zu werden, in eine der beiden großen mittelalterlichen Kisten gekauert habe. Der schwere Deckel hatte sich über ihr geschlo-

sen, und das Schloß mit dem alterthümlichen Mechanismus war eingeschnappt und ließ sich von Innen nicht öffnen, nur von Außen mit dem Schlüssel.

Und das arme, lebensfrohe, muthwillige Kind hatte in dieser Kiste hier lebendig begraben einen schrecklichen Tod gefunden.

Und man hatte sie für treulos, für verloren gehalten! Alles das wirbelte im Geiste des Greises als schreckliche, späte, unfaßbare Gewißheit. Seine Hände ließen die Krücken los, welche klappernd zu Boden fielen, er stieß einen dumpfen Schrei aus und fiel an dem schrecklichen Sarge jäh zu Boden wie todt.

* * *

Er kam wohl wieder zu sich auf seinem Lager, aber nur um dem Arzt aus der nahen Stadt, welcher ein Zeitgenosse und Jugendfreund von ihm war, Alles mitzutheilen und anzuordnen, daß er mit dem aufgefundenen Skelet in einem Grabe beigesetzt werde. Er starb mit dem Seufzer: „O, Henny, vergieb mir! O, Herr, warum mußte dies Alles sein?“

Dies ist das Ende dieser traurigen Geschichte. Gott sei mit uns Allen.

Zwei

Charakterköpfe aus der Geschichte

der

Vereinigten Staaten.

Von

Ada Brachvogel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Anderthalb Jahre noch, und der stolze Republikenbund von Nordamerika feiert sein hundertjähriges Bestehen. Hundert Jahre — keine übermäßig lange Epoche im Leben eines Volkes, sollte man meinen. Und doch wieder eine Zeit, in besonderen Fällen mehr als hinreichend, um kein Verhältniß, kein Vermächtniß derer, die an ihrer Schwelle standen, unangetastet gelassen zu haben. Man sehe nur, zu welchem Gebiets- und Bevölkerungs-Riesen das am 4. Juli 1776 geborene Freistaaten-Gemeinwesen herangediehen ist! Und man sehe zugleich — und dies ist sicherlich nicht immer ein Grund zu gleichem Stolz — welche Wandlungen die in diesem Gigantenleibe wohnende Seele mit dem Wachsthum jenes erfahren. Ja, wenn man es nur sehen wollte! Es liegt nicht in der amerikanischen Luft, in stiller Betrachtung an Vergangenem zu hängen, sich in den Cultus des Hingeschwundenen, der „guten alten“ Zeit zu versenken, sich in der Bewunderung der Vorfahrengröße anders als äußerlich, gedankenlos zu ergehen. Zu herrisch, zu unwiderstehlich verhilft in der westlichen Welt der Augenblick seinen Rechten an den Einzelnen wie an die Massen zur Geltung. Für das Gewesene bleibt keine Zeit. Und dennoch wäre es besser, wenn dem nicht so sehr, wenn dem nicht ganz und gar so wäre. Es liegen Lehren in der Vergangenheit, und in der kurzen Vergangenheit der Union vor Allem, die nur zum Schaden der Gegenwart vergessen werden können. Und sie werden vergessen. Was die Amerikaner besitzen, ist eine oberflächliche und in der conventionellsten Weise betriebene Verehrung der großen Namen des vorigen Jahrhunderts. Aber was die Männer, welche sie trugen, eigentlich waren, — haben diejenigen, die jüngst erst Horace Greeley und Franklin, oder gar die, welche heute noch General Grant und Washington in einem Athem nennen, einen Begriff davon? Hätte in diesen Männern ein Parteiwesen, wie das des heutigen Amerika seine Werkzeuge und Erkorenen finden können? Und hätten sie nicht für ihr eignes Werk beben müssen, wenn sie zu sehen vermocht hätten, wie mannigfache und arge Auswüchse es trotz alles materiellen Gedeihens im Lauf von kaum einem Jahrhundert entstellen würden? Vor allen Dingen aber, könnte ihnen, selbstlosen und hingegebenen Patrioten, wie sie waren, die Art, in welcher ihr Andenken von der Masse ihrer Landsleute gepflegt wird, irgend welche ernstliche Genugthuung bereiten? Denn wahrhaft bedeutende Männer haben mehr als das Recht, nur in blind renommirender Weise gepriesen und gefeiert zu werden. Sie haben ein Recht, erkannt und gewürdigt zu sein, und auf diese Weise nicht nur als nationales Luxusrequisit einer gedanken-

losen, lediglich im Strudel des Heute dahintreibenden Masse zu dienen, sondern im Geist und in der That über die ihnen einst bemessene Lebensspanne hinaus zu wirken.

In Washington's erlauchter Erscheinung erblickt die Union die Verkörperung der glorreichsten Epoche ihrer jungen Geschichte, der Geburt ihrer Freiheit. Ihn kennt man bis zu einem gewissen Grade selbst in Europa, wie wenig man dort sonst auch von der transatlantischen Welt weiß, oder im Allgemeinen auch nur bestrebt ist, von ihr zu wissen. Um Washington gruppiren sich zahlreiche andere Männer, Krieger und Staatsmänner, deren Ruhm neben dem seinigen vielleicht ein wenig verbleicht, deren in würdiger Weise geehrtes Gedächtniß aber stets zu den theuersten Schätzen gehören sollte, welche das Volk der Vereinigten Staaten besitzt, und denen auch der Europäer nicht versagen sollte, was ihnen gebührt: genaues Kennen und aufrichtiges Verehren. Aus ihrer Mitte zwei Gestalten dem Leser vorzuführen, ist die angesichts der großen Nationalfeier, welche ja ihnen in erster Reihe mitgilt, zwiefach erklärliche Absicht dieser Skizze. Sie ist der Erinnerung an jene beiden staatsmännischen Koryphäen der frühesten Unionsgeschichte gewidmet, in denen man bis zu einem gewissen Maße noch heute die ersten Repräsentanten der beiden großen Parteien zu erblicken liebt, deren Antagonismus seitdem das politische Leben der Vereinigten Staaten bestimmte: der Erinnerung an John Adams und Thomas Jefferson, den Mitbegründern der amerikanischen Unabhängigkeit und den ersten beiden Nachfolgern Washington's auf dem Präsidentenstuhle der trotz ihrer mannigfachen Mängel immerhin glorreichsten Staatenschöpfung der Neuzeit.

I.

In allen Stellungen, zu denen ihn das Vertrauen seiner Mitbürger berief, als Advocat, als Congreßmitglied, als Vertreter seines Vaterlandes im Ausland, als Vicepräsident, wie endlich als höchster Beamter der Union, waren es stets dieselben Eigenschaften, welche John Adams, den Menschen, wie den Mann der Oeffentlichkeit auszeichneten. Sprößling einer bereits 1630 in Massachusetts eingewanderten Puritanerfamilie, war er am 19. October 1735 zu Braintree in demselben Staate geboren. Vermögenslos und ohne sonstige Unterstützung von Seiten seiner Angehörigen darauf angewiesen, seinen Lebensweg mit eigener Hand zu bahnen, wählte er den Beruf eines Lehrers — eine Wahl, die bei einem Temperament, heftig und starr wie das seinige, unpassender und weniger Erfolg verheißend kaum hätte getroffen werden können. Niemand gewann diese Ueberzeugung schneller als er selbst. Ein Freund, der den Unzufriedenen, ja schier Verzweifelnden mit seiner Lage mit den Worten aussöhnen wollte: „Es liegt in deiner Hand, diese kleinen und schwächlichen Pflanzen zu einem Wachsthum wie das der Cedern des Libanon zu erziehen," — erhielt folgende Antwort: „Und ich selber schrumpfe darüber zu dem erbärmlichsten und nichtsnutzigsten Unkraut zusammen." Er selbst verhinderte das Schicksal, diese Prophezeiung wahr werden zu lassen. Er wandte dem Katheder den Rücken und entschied sich nach längerem Schwanken zwischen den Berufen eines Soldaten, eines Theologen und eines Rechtsgelehrten für den letzteren. Von dieser Zeit der Unentschlossenheit sagte er später selbst: „Ich glich einem Knaben in der Wildniß. Ein halbes Dutzend Wege thun sich vor ihm auf, die sich sämmtlich in finsterer Nacht verlieren. Nichts als der Mangel an einer wirksamen Protection verhinderte mich damals, in die Armee zu gehen. Hätte ich eine Reiterschwadron oder eine Compagnie Infanterie bekommen können, so wäre ich auf jeden Fall Soldat geworden. Es ist mir noch heute ein Räthsel, warum das Schicksal gerade einen Helden oder einen Stubenhocker aus mir machen wollte."

Zu der nun einmal beschlossenen juristischen Carriere bereitete sich der verunglückte Schullehrer mit eben so viel Eifer wie Erfolg vor. Und schon damals war sein ganzes Streben nicht weniger darauf gerichtet, seine Fähigkeiten auszubilden und Wissen anzuhäufen, als thatsächlichen Ruhm und Erfolg davonzutragen. Denn nicht nur heftiges, ja leidenschaftliches Ungestüm, sondern auch ein brennender Ehrgeiz, beide freilich durch eine unerschütterliche Ehrenhaftigkeit gemäßigt und im Zaume gehal-

ten, bildeten das Fundament seines Charakters. Gleich nach Eröffnung seiner Advocatenthätigkeit schrieb er: „Ich schwöre, daß ich mich in meinem Beruf emporarbeiten werde. Ich werde jede Gelegenheit wahrnehmen, vor den Gerichtshöfen als Redner zu erscheinen und Alles in Erstaunen zu versetzen, die Angeklagten, die Richter, den Ankläger, die Zuhörer — Alle! Ich bin keineswegs gesonnen, ewig mit den Ellenbogen am Schreibtisch zu kleben. Ich will einen Ertrag meiner Arbeit sehen: Vermögen, Ruhm oder sonst einen Lohn!“ Und nicht zu viel traute sich der fünfundzwanzigjährige Mann zu, da er sein Programm in diesen Worten formulirte. Für Thätigkeit, Arbeit, Kampf war er wie geschaffen. Feuer, Leidenschaft, Verlangen nach Auszeichnung liehen seinem Geist die Schwingen zu außerordentlichen Flügen, während der von seinen Vorfahren überkommene puritanische Sinn ihn vor jeder Unlauterkeit im Denken, jeder Ungradheit im Handeln bewahrte. Von ihm konnte der Massachusettser Generalanwalt der englischen Krone sagen, daß er „nicht nur der schneidigste, sondern auch der ehrenwertheste Advocat war, der jemals Brot gebrochen.“ In jedem Lande der Welt hätten ihn sein Talent, seine juristischen Kenntnisse, sein Scharfsinn und seine stets schlagfertige Beredsamkeit zu einer Zierde seines Standes gemacht. Seine Rede war lebhaft und nicht nur geeignet zu überzeugen, sondern auch fortzureißen und zu unterjochen. Seine Ehrenhaftigkeit war über jeden Zweifel erhaben, das Vertrauen, dessen er genoß, ein allgemeines. Und schon sah er die Früchte einer Thätigkeit, zu welcher er durch so seltne Eigenschaften ausgerüstet war, heranreifen, als das britische Parlament jene bekannte und verhängnißvolle Stempelacte erließ, welche den Zwist zwischen England und den Colonien zuerst zum offenen Conflict steigern sollte. So groß war die Aufregung und Verwirrung, in welche die verhaßte Maßregel die amerikanischen Provinzen und vor allen Dingen das in erster Reihe betroffene Massachusetts stürzte, daß die Regierung zu ihrer Niederhaltung bis zur Schließung der öffentlichen Gerichtshöfe gehen zu müssen vermeinte. „Welch ein Unglück ist diese plötzliche Unterbrechung meiner Laufbahn für mich,“ so schrieb Adams unter dem ersten Eindruck des unerwarteten Ereignisses. „Ich habe mit Mittellosigkeit, mit hämischen Feinden und rücksichtslosen Nebenbuhlern zu kämpfen. Der Freunde, die ich mir zur Seite weiß, sind nur wenige. Kaum ist es mir gelungen, mich aus dem Dunkel emporzuarbeiten, bekannt und gesucht zu werden, — und nun wird diese verwünschenswerthe Maßregel ins Werk gesetzt zu meinem Ruin, zu dem Amerika's und Großbritanniens.“

Das sollte denn freilich ein gewaltiger Irrthum sein, wenigstens soweit Amerika und John Adams in Betracht kamen. Für den Moment traf der Schlag allerdings, und zwar hart genug, und der schon gefeierte Rechtsgelehrte mochte mit erklärlichem Groll auf die jähe Stockung im gesammten öffentlichen Leben seiner Heimath blicken. Nichtsdestoweniger lag es nur an ihm selbst, ein einflußreiches und einträgliches Amt von Seiten der Regierung zu erhalten, wenn er die widerwärtige Parlamentsacte unterstützt hätte. Aber Kopf und Herz trieben ihn gleich gebieterisch, auf die Seite seiner Landsleute zu treten und sich und seine ganze Kraft seinem Vaterlande, d. h. dem einzigen Lande, welches er, sein Vater und sein Großvater gekannt hatten, zur Verfügung zu stellen. Als Mann der Feder that er dies in einer Reihe noch jetzt bewunderter Artikel, welche er unter dem Pseudonym „Novanglus“ und als Entgegnung einer im englischen Sinne geschriebenen und „Massachusettensis“ gezeichneten Serie von Aufsätzen einer anderen Bostoner Zeitung veröffentlichte. Als Redner und Staatsmann that er es auf dem ersten continentalen Congreß zu Philadelphia des Jahres 1774, auf dem er als Delegat von Massachusetts erschien. Außerhalb seiner Provinz war er noch kaum bekannt, als diese Wahl auf ihn fiel. Aber erst einmal auf die offene, weithin sichtbare Scene getreten, stellte ihn auch sein mächtiges Temperament, seine Redegewalt und die volle Beherrschung aller Streitfragen, die zwischen dem Mutterlande und den Colonien schwebten, in die vorderste Reihe jener Männer, auf welche die amerikanischen Patrioten mit eben so viel Ehrfurcht wie Hoffnung blickten.

Es waren Zeiten des Kampfes, des Sturmes, der Revolution, — Zeiten,

welche ihrer Demosthene, Hutten's, Mirabeau's, Washington's und Adams' bedürfen, und denen das Schicksal zum Heil der Allgemeinheit dieselben auch sendet. Für die Bürger der amerikanischen Colonien galt es in jenen Tagen nicht nur den Streit mit dem stiefgewordenen Mutterlande, es galt auch die Fehde gegen jene zahlreiche Partei im Lande, die theils aus Halbheit, theils aus Eigennutz die Losreißung der Provinzen als ein verbrecherisches oder phantastisches Unternehmen bekämpfte. Wie Adams der Erste gewesen war, welcher die Blicke der Berather des Volkwohls auf George Washington als den Mann gelenkt hatte, dessen militärische Talente und dessen Bürgertugenden seine Wahl zum Oberbefehlshaber vor Allen rechtfertigten, so war er es auch, der mit Thomas Jefferson im Verein der Idee völliger Lostrennung von England die Bahn brach und sie zum leitenden Gedanken der ganzen Bewegung erhob. Die Rede, welche er 1776 zu Gunsten der Unabhängigkeitserklärung hielt, sollte noch heute von jedem Amerikaner auswendig gewußt werden. Sie war von einer solchen Kraft und wirkte, eine echte That in Worten, so entscheidend, daß sie, um mit Jefferson zu reden, die Versammlung „von ihren Sitzen emporriß." Diese Rede zeigt den ausgezeichneten Mann in dem vollen Licht eines Tribunen und zugleich eines Staatsweisen Angesichts seiner Mitbürger. In sein Inneres aber läßt zur nämlichen Zeit ein Brief blicken, den er gleich nach Erlaß der Unabhängigkeits-Erklärung seiner Gattin sandte. „Der Tag", — so lesen wir darin — „an welchem die Unabhängigkeit beschlossen wurde, wird für alle Zeiten der höchste Gedenktag der amerikanischen Geschichte sein. Ich bin überzeugt, daß ihn die kommenden Geschlechter als den größten Tag des Jahres feiern werden. Was mich anbelangt, so wirst du denken, daß meine Seele ganz und gar Enthusiasmus ist. Du irrst. Nur zu gut weiß ich, welches Opfer, welches Blut, welche theuersten Schätze es kosten wird, die erklärte Unabhängigkeit zur That zu machen und zu behaupten. Dennoch sehe ich im selben Moment durch allen trüben Qualm die Strahlen des beglückenden Lichtes und des Ruhmes brechen. Ich bin durchdrungen davon, daß das Ziel aller der Opfer werth ist, und daß, selbst wenn wir unseren großen Schritt bereuen sollten, doch unsere Enkel sich seiner freuen werden."

Thomas Jefferson war der Verfasser der Unabhängigkeits-Erklärung. Aber John Adams war der Vorkämpfer für den Wortlaut des, eine neue Geschichts-Aera eröffnenden Documents im Continental-Congreß. Er war nach seiner eigenen Versicherung entzückt von dem hohen Ton und dem Schwung, welcher das unvergängliche Actenstück charakterisirte. Ganz besonders einverstanden war er mit jenem Passus, welcher gegen die Sclaverei gerichtet war, wiewohl er wußte, daß Jefferson's südliche Brüder demselben mit aller Kraft opponiren würden.

Mit Recht wurde Adams, nachdem der große Schritt gethan, von seinen Landsleuten als der Atlas der Unabhängigkeit, als einer der vornehmsten Helden des 4. Juli 1776 verehrt. Und nur naturgemäß war es, daß man bei dem Ausbau des großen Werkes nicht minder auf ihn rechnete als bei seiner Gründung. Zu diesem Zwecke wurde er 1777, da der Krieg bereits in seiner blutigsten Blüthe stand, nach Frankreich gesendet. Doch fand er bei seiner Ankunft an der Seine bereits die Bemühungen Benjamin Franklin's um den Abschluß eines Bündnisses mit der französischen Regierung von vollständigem Erfolg gekrönt. Nach Amerika zurückgekehrt, vertrat er erst Massachusetts in dem zur Entwerfung der neuen Constitution eingesetzten Ausschuß, um sich bald darauf mit dem wichtigsten und schwierigsten Amt betraut zu sehen, welches damals einem Vertreter der jungen Republik nach Außen nur zugedacht werden konnte. Er wurde dazu ersehen, die Friedensunterhandlungen zwischen den losgerissenen Colonien und dem einstigen Mutterlande anzubahnen. Zu diesem Behuf erschien er 1780 zum zweiten Mal in Europa. Nachdem er von Frankreich und namentlich von Holland aus durch die Macht seines gesprochenen und geschriebenen Wortes gewirkt hatte, war er es auch, in welchem sein nach achtjährigem Kampfe endlich befreites Vaterland den passendsten Mann erblickte, als Vertreter seiner Interessen dem ehemaligen Souverän gegenüber zu treten. Und so erschien

er 1785 als erster Gesandter der neu constituirten Vereinigten Staaten von Nordamerika im Palast von St. James, um dort durch unermüdliche Geschäftsthätigkeit seiner politischen Aufgabe, soweit es bei der in England gegen die befreiten Colonien herrschenden Erbitterung nur möglich war, gerecht zu werden, wie durch Würde und Freimuth des persönlichen Auftretens sich die Werthschätzung Georg's III. zu erwerben. Interessante Einzelheiten über seinen Verkehr mit dem König hat Adams selbst mitgetheilt, und es möge hier als bezeichnend für die Art des Verkehrs die nachfolgende Anekdote Platz finden. Es war kein Geheimniß, daß der Gesandte, im Gegensatz zu Franklin, Jefferson und anderen seiner hervorragenden Landsleute, kein Bewunderer Frankreichs war, dessen durch Lafayette verkörperte freundschaftliche Politik gegen die Vereinigten Staaten er im Verdacht hatte, lediglich durch eigennützige Hintergedanken bestimmt worden zu sein. Darauf spielte der König an, als er dem amerikanischen Minister gelegentlich bemerkte: „Man ist hier allgemein der Ansicht, daß Sie von Ihren Landsleuten keineswegs derjenige seien, der die meiste Dankbarkeit für Frankreich und die meiste Anhänglichkeit für französische Art und Weise hege.“ Adams, der schnell übersah, daß der König ihn nur veranlassen wolle, eine Unterscheidung zu Englands Gunsten zu machen, erwiederte: „Diese Ansicht, Sire, beruht durchaus auf keinem Irrthum, denn ich muß Ew. Majestät gestehen, daß es nur ein Land giebt, für welches ich wirklich Anhänglichkeit kenne, — mein Vaterland nämlich.“ Der König entgegnete: „Ein rechtschaffener Mann wird auch kein anderes kennen.“

Als Geschäftsträger zeichneten Gründlichkeit, genaue Kenntniß der Verhältnisse, unbestechlicher Patriotismus und Freimuth den ersten amerikanischen Gesandten in London aus. Er hatte von seinem Vaterlande die allerhöchste Meinung und wachte eifersüchtig über die ihm gebührenden Ehren und Rücksichten. Dennoch oder vielleicht gerade deswegen war an einem Hofe nicht sein Platz. Jefferson hat ihn in einem Briefe an James Madison, den nachmaligen vierten Präsidenten der Vereinigten Staaten, in folgender Weise charakterisirt: „Sieben Monate vertrauten Umgangs mit Adams in Paris und eben so viele Wochen in London haben mir genügend Gelegenheit gegeben, ihn zu beobachten. Er ist selbstbewußt, leicht reizbar und versteht von der Kunst, Andere zu beeinflussen, nur wenig. Da haben wir aber auch Alles, was je gegen ihn gesagt werden kann. Er ist gründlich und tief in seinen Ansichten, und sein Urtheil ist unfehlbar, dort etwa ausgenommen, wo eine feinere Kenntniß der Welt erforderlich ist, durchaus das Richtige zu treffen. Er ist so vortrefflich, daß Sie ihn werden lieben müssen, wo und wie Sie ihn auch immer kennen lernen werden.“ Und Jonathan Sewall, sein langjähriger Freund, bestätigt Jefferson's Urtheil mit den folgenden Worten: „Adams besitzt, um es kurz zu sagen, keine der gesellschaftlichen Eigenschaften und Künste, welche man bei einem Hofmanne voraussetzt. Er versteht weder zu spielen, schmeicheln, zechen, Kleiderpracht zu entwickeln, zu schwören und zu fluchen mit den Herren, noch zu flüstern und Süßigkeiten auszutauschen mit den Damen.“ Aber gerade weil der ernste Mann aller dieser wenig preisenswerthen Fertigkeiten entbehrte, war er es vor Allen, der zum Repräsentanten jener Republick paßte, welche so ungeheure Opfer nur behufs Abschüttelung der Herrschaft eines Hofes gebracht hatte, dessen anmaßendes Flitter- und Scheinwesen sie im Tiefsten mißschätzen mußte. Auch hat die Geschichte vom ersten Augenblick an ein anderes Urtheil über den freistaatlichen Gesandten gefällt, als die lispelnden und flüsternden Beaus und die glattzüngigen, hochfahrenden Diplomaten des Hofes von St. James.

Nach Amerika kehrte Adams, nachdem er selbst auf seiner Abberufung bestanden, 1788 zurück, in demselben Jahre, in welchem das große Grundgesetz der jungen Republik angenommen wurde, deren Ansehen in Europa durch seine Dienste nicht wenig gehoben worden. Im Congreß, in den er von seinem Heimathsstaat Massachusetts alsbald wieder entsandt wurde, vereinte er seine Anstrengungen mit denjenigen Alexander Hamilton's und der sogenannten Föderalisten, um solche Aenderungen der Constitution durchzusetzen, welche das Ansehen der Bundesregierung

den einzelnen Staaten gegenüber zu festigen und zu erhöhen bestimmt waren, mithin auf eine größere Centralisation der Autorität des Congresses gerichtet waren. Ein Bündniß, welches ihm, wie wir bald sehen werden, keine erfreulichen Früchte tragen sollte. Bei der ersten Präsidentenwahl, 1789, war er es, dessen Name neben dem George Washington's aus der Urne der Volksabstimmung hervorging, wiewohl gerade das nichtssagende Amt eines Vicepräsidenten für einen so sehr auf Kampf und energische Thätigkeit gestellten Charakter, wie den seinigen, die spärlichste Gelegenheit zur Uebung seiner Kräfte bot. Niemand fühlte dies schneller und tiefer als er selbst, und schon 1790 schrieb er in tiefer Verstimmung: „Mein Land hat das unbedeutendste und unbefriedigendste Amt, das je für einen Mann erfunden worden, auf meine Schultern gelegt."

Indessen, — es sollte ihm mehr werden. Es sollte ihm werden, was er ersehnte, und was er wie nur Einer unter den staatsmännischen Trägern jener ersten Zeit der amerikanischen Geschichte verdiente. Als 1797 Washington nach einer zwiefachen Amtsdauer von der Präsidentschaft zurücktrat, wurde John Adams sein Nachfolger.

Eine leichte Aufgabe war es nicht, die seiner wartete. So lange der Kampf gegen England alle Gemüther erfüllte und befeuerte, hatte jede Sonderrichtung, jedes Parteiwesen geschwiegen. Der gewonnene Frieden gewährte nur zu schnell Zeit, Raum und Gelegenheit zu ihrer Entfaltung. Washington's Autorität zwar und seine durchaus parteilose Haltung hatten noch vermocht, die glimmenden Funken factiöser Regungen niederzuhalten. Nun trat Adams, selbst schon ein Parteimann, an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten, und zu hellen Flammen schlug empor, was bisher leise, aber darum nicht weniger lebendig, im Verborgenen geglommen. Der neue Präsident und die Föderalisten wurden, infolge ihrer Bemühungen, die Machtvollkommenheiten der Bundesregierung auf Kosten jener der Regierungen der einzelnen Staaten zu mehren, der Absicht geziehen, die republikanische Staatsform in monarchischem Sinne zu untergraben. Der Staatenbund genüge ihnen nicht, sie wollten ihn in einen Bundesstaat umwandeln. Die Centralisation sei ihnen nur ein Mittel, ein neues Königreich unter einem Präsidenten und einem Congreß herzustellen. Jefferson, der Führer der demokratischen, auf volle Entwickelung der Rechte der einzelnen Staaten bestehenden Partei, einst mit Adams Seite an Seite kämpfend, jetzt sein entschiedener politischer Gegner, gab den Föderalisten den Namen „Monokraten", und Presse und öffentliche Meinung hallten diese Bezeichnung, oder richtiger gesagt, den Hülfeschrei, der in ihr lag, begierig zurück.

Vor allen Dingen machte man es den Föderalisten zum Vorwurf, daß sie selbst den Namen ihrer Partei „Whigs" von eben dem monarchischen England entlehnten, dessen Joch nur erst abgeschüttelt worden sei, während sie für das republikanische Frankreich, welches ihnen die neue Freiheit erringen geholfen, nicht nur keine Sympathien an den Tag legten, sondern auch die früheren freundschaftlichen Beziehungen zu ihm fast gänzlich fallen ließen. Und in der That gestaltete sich das Verhältniß zu Frankreich sehr bald nach Adam's Präsidentschaftsantritt nicht nur kühl, sondern sogar kritisch. Selbst der diplomatische Verkehr wurde auf Grund von keineswegs unübersteiglichen Schwierigkeiten hin abgebrochen. Ja, ein Krieg mit der Schwesterrepublik, der einstigen Bundesgenossin, schien unvermeidlich. Im Lande selbst ergriff man ungestüm Partei für und wider das Verhalten der Regierung gegen Frankreich. Die Freunde des letzteren trugen die dreifarbige Cocarde als Zeichen ihrer Sympathien, die Föderalisten die schwarze, welche einst die alte continentale Armee getragen. Zänkereien, Streitigkeiten, selbst blutige Zusammenstöße zwischen den verschiedenen Parteigängern gehörten zur Tagesordnung, und die Spaltung griff in alle öffentlichen wie privaten Verhältnisse ein. Ein Brief Jefferson's aus dieser Zeit schildert den widerwärtigen Zustand in folgender Weise: „Wir haben früher im öffentlichen Leben hitzige Debatten und ungestüme politische Discussionen erlebt, aber die Männer jener Zeit sprachen doch mit einander und trennten die Beziehungen des Privatlebens von denen der Politik. Jetzt ist das anders. Männer, die ihr ganzes Leben hindurch

auf dem intimsten Fuße gestanden, kreuzen die Straßen, nur um sich nicht zu begegnen, und sehen nach der entgegengesetzten Seite, blos um einander nicht grüßen zu müssen. Bei jungen, heftigen und unbedachten Leuten mag dies begreiflich erscheinen. Aber befremdend ist dies von älteren und verständigen Leuten!"

In einer Zeit, deren Stimmung innerhalb der leitenden Kreise einen derartigen Ausdruck fand, war es nun, daß John Adams das Staatsschiff zu lenken hatte. Und wie groß und unverkennbar auch seine Verdienste um die Republik während der Epoche der Losreißung gewesen waren, wie unantastbar sich auch sein Charakter in jedem Moment bewährt hatte, während seiner Präsidentschaft riß ihn seine Leidenschaftlichkeit, sein impulsives Wesen und seine mit den Jahren wachsende Rücksichtslosigkeit zu mehr als einem Schritte hin, der ungeeignet war, seine Absichten so rein erscheinen zu lassen, als sie unstreitig zu jeder Zeit waren. Er hatte sein Cabinet von Washington überkommen. Die Mitglieder desselben waren ergebene Freunde Hamilton's, des seit 1795 zurückgetretenen Finanzministers, der, obgleich das anerkannte Haupt der Föderalisten, doch bei Adams persönlich mißliebig war. Als der Congreß für den Fall eines Krieges mit Frankreich Washington zum Oberbefehlshaber der Armee bezeichnete, bestand dieser darauf, daß Adams Hamilton zum Zweiten im Commando ernennen solle. Dieser jedoch bot seinerseits Alles auf, die Stelle dem General Knox zu sichern, und erst als Washington seine Annahme des Obercommandos von Hamilton's Ernennung abhängig machte, entschied sich der Congreß für letzteren — und somit gegen Adams. Als nun gar, und zwar gleichfalls auf Washington's Betreiben und gegen Adams' Wunsch, als dritter Befehlshaber General Pinkney von Süd-Carolina berufen wurde, kannte des Präsidenten Erbitterung keine Grenzen, und er ließ sich in seinem Groll zu Worten hinreißen, die man sich, wie die nachstehenden, auf keine Weise erklären könnte, wüßte man nicht, von welcher Leidenschaftlichkeit das Wesen des Mannes bei gewissen Gelegenheiten getrübt werden konnte. Er schrieb: „Washington, Hamilton, Pinkney, — die Geschichte dieses Triumvirats ist nicht weniger merkwürdig, als jene der Dreimänner-Herrschaft des Pompejus, Cäsar und Crassus oder des Octavianus, Antonius, Lepidus, und das Wirken desselben dürfte nicht weniger zu Gunsten oder zum Schaden des Menschengeschlechts ausfallen. Eines weiß ich gewiß, nämlich daß Cicero in nicht so hohem Grade als das Opfer der Selbstsucht und der Rachgier des Marcus Antonius fiel, wie John Adams das Opfer der ungezügelten und grenzenlosen Herrschsucht Alexander Hamilton's geworden ist." Und das war derselbe Hamilton, der mit Adams die Theorien der Föderalisten aufgestellt und verfochten hatte und mit ihm zusammen der Gegenstand der allerherbsten Angriffe seitens der mit Frankreich sympathisirenden Demokraten war, denen unter Jefferson's Führung die Masse des Volkes angehörte! Doch nicht genug mit solchen und ähnlichen Worten. Ein so unbeugsamer und auf seine Autorität eifersüchtiger Mann, wie Adams, vermochte sich nicht auf die Länge der Thatsache zu fügen, daß in jenem militärischen Triumvirat Machtvollkommenheiten neben ihm erwachsen sollten, welche über die seinigen hinauszugehen drohten. Er that einen außerordentlichen Schritt, um diesem Zustand ein Ende zu machen, und ernannte ohne Hinzuziehung seines von Hamilton beeinflußten Cabinets und durch gewisse französische Eröffnungen ermuthigt, einen Bevollmächtigten zur friedlichen Unterhandlung mit Frankreich. Die Entrüstung der Gegner des Präsidenten, welche diesen Schritt als eine Demüthigung der kläglichsten Art denuncirten, war grenzenlos. Ihre Anklagen kannten kein Maß. Daß das Resultat der Maßregel insofern ein günstiges war, als der drohende Krieg mit Frankreich abgewendet wurde, kam gar nicht in Betracht. Indem der Präsident sich zu diplomatischen Verhandlungen herbeigelassen, schien er nichts als seinen Privathaß gekannt und diesem die Würde des Landes geopfert zu haben. Es war — so wenigstens stellte es die Opposition dar und so fühlten es die leichtbewegten Massen mit — es war der erniedrigende Uebergang von einer selbstbewußten Politik des Krieges zu jener der Nachgiebigkeit, des erbetenen Friedens. Seine unmittelbare Folge die völlige Auflösung der durch

Adams' und Hamilton's Zerwürfniß ohnehin gespaltenen Faction der Föderalisten und der — politische Tod von John Adams.

Der politische Tod von John Adams, d. h. seine Niederlage in der nächsten Präsidentenwahl. Statt daß er sich, gleich Washington, das hohe Ehrenamt für eine zweite Amtsdauer übertragen sah, wurde er von dem Candidaten seiner Gegner, von Thomas Jefferson, geschlagen, mit dem sich, freilich in seiner schönsten Reinheit, das für eine lange Reihe von Jahren Alles überstrahlende Gestirn der Demokratie am politischen Himmel der Vereinigten Staaten erhob.

Und wieder mögen es Adams' eigene Worte sein, mit denen er auch Angesichts des letzten, ihn selbst so schwer enttäuschenden Ereignisses seines an Erfolgen und Verdiensten so reichen öffentlichen Lebens begleitet sei. Die Geschichte hat jenen Theil derselben, der seinen Bemühungen um die ihm anvertraute Verwaltung der jungen Union gilt, durchaus bestätigt. Auch stammen diese Worte aus einer Zeit, welche weit hinter jener lag, da noch persönliche Verstimmung und Erbitterung das Urtheil des sonst so scharf sehenden und hochgesinnten Mannes zu trüben vermochte. „Ich ließ mein Land in Frieden und Eintracht mit der Welt. Es waren Schiffswerften, Befestigungen, Fregatten, Schiffsbauholz, Kanonen und Waffenvorräthe und überdies ein Schatz von fünf Millionen Dollars vorhanden. Dies Alles war das Werk schrittweiser Thätigkeit, im Kampfe mit steter Opposition, mit Angriffen und Beschuldigungen, wie sie noch nie das Haupt einer republikanischen Verwaltung zu ertragen gehabt, und mit einer so lässigen und halben Unterstützung, wie sie noch nie die Unternehmungen einer Regierung mehr gehindert als gefördert. Zum Lohn dafür ging ich meines Amtes verlustig und sah ich mich der Gunst meiner Landsleute beraubt. Ich habe keines von beiden bedauert. Ich litt darunter nicht, denn mein Gewissen fühlte sich rein. Ich gelangte durch diesen Wechsel zu einer ruhigen Existenz, zu den vierzehn schönsten Jahren meines Lebens. Nicht ein Jahr mehr, davon bin ich überzeugt, hätte ich dieses Leben in den Ketten einer ehrgeizigen Fraction ertragen."

Es bedurfte nur kurze Zeit, und das Gewölk, das den Ruhm von John Adams zu verdunkeln gedroht, begann sich zu verziehen. Die persönlichen Leidenschaften verstummten mehr und mehr, und bald sprachen nur noch seine Thaten und die unvergleichlichen Dienste, welche er seinem Lande während der Revolutionsperiode geleistet. Ein Wächter, Kämpfer und Helfer, wie kaum ein Zweiter, hatte er an der Schwelle der Selbständigkeit desselben gestanden. Während des letzten Vierteljahrhunderts seines Daseins war der zu einem Patriarchenleben Berufene nur ein philosophischer Zuschauer. Er brachte es auf seinem Massachusettser Landsitz Quincy zu, in einer Muße, welche ihn mit Aufmerksamkeit Alles verfolgen und beobachten ließ, was zu den Geschicken seines Landes in irgend welcher Beziehung stand.

Ein schöner Zufall ließ den Tod des einundneunzigjährigen Greises auf den 4. Juli des Jahres 1826 fallen, auf denselben Tag, da er vor fünfzig Jahren die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten im Congreß ausgerufen hatte!

II.

Am fünfzigsten Geburtstag der amerikanischen Freiheit starb John Adams, der Nachfolger Washington's auf dem Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten. An demselben Tage und fast in derselben Stunde ward ein anderer Mann abberufen, welcher Adams in dem nämlichen Amte, wie dieser Washington, abgelöst hatte, und dessen Namen eben so unzertrennlich war von jener Großthat völkerbefreienden Aufschwungs, dessen Antheil an derselben eben so preiswürdig erscheint, wie der seinige: Thomas Jefferson. Wunderbares Todes-Zusammentreffen! Ein und dieselbe Bühne war es gewesen, auf der diese beiden Männer vor der Welt erschienen. Ein und derselbe Zweck war es, dem sie ihre ganze Seele, ihr ganzes Sein dienstbar machten. Es waren ein und dieselben Errungenschaften, für deren Behauptung sie kämpften. Und ein tiefes Gefühl gegenseitiger Schätzung verband sie. Trotz alledem — welche Verschiedenheit zwischen Beider Lebensweg, welcher Abstand zwischen der Grundanlage ihrer

Charaktere, zwischen ihren Neigungen und Gewohnheiten welche Kluft!

In glänzenden Verhältnissen geboren, im Schooß virginischen Reichthums aufgewachsen, hatte Thomas Jefferson von allen den Schwierigkeiten, welche den unbemittelten Neuengländer John Adams schon in seiner Jugend auf Kampf um die einfachsten Erfordernisse des Lebens stellten, niemals etwas erfahren. Seiner Neigung als einzig maßgebender Autorität für den Unabhängigen folgend, widmete er sich den schönen Wissenschaften, bis er dem mächtigeren Triebe, sich nützlich zu machen, gehorsam, der praktischen Rechtswissenschaft sich zuwendete und in kurzer Zeit den Ruf eines bedeutenden und erfolgreichen Advocaten erlangte. Kaum sechsundzwanzigjährig (er war am 2. April 1743 zu Radwell geboren) sah er sich in die gesetzgebende Versammlung seiner Heimathsprovinz, Virginien, gewählt und machte schon damals — wiewohl selbst ein Besitzer von Farbigen — den Versuch, das entehrende Institut der Sclaverei aus der Welt zu schaffen. Das Jahr der Aufregung 1775 brachte ihn in den Continental-Congreß der britischen Provinzen Nordamerika's nach Philadelphia, und hier war es, wo sein und Adams' Lebensweg zusammentrafen, um sich, erst nebeneinander herführend, später mehr als einmal sich durchkreuzend, fortan gegenseitig zu beeinflussen und zu bedingen. Die Haltung Jefferson's war eine ausgesprochen revolutionäre. Nicht minder feurig als Adams, trat er für die Idee sofortiger und völliger Losreißung von England ein, und das große Document, in welchem diese Idee ihren Ausdruck fand, die Unabhängigkeitserklärung, ist das Werk seiner Feder. Ihre allerdings erst nach lebhafter Debatte, und nachdem Adams wie ein Löwe für ihren Wortlaut gestritten, erfolgte Annahme war ein Triumph für die gesammte nach Freiheit strebende Bevölkerung der Colonien, wie sie ein Triumph jener einzelnen Männer war, welche als Urheber, Vorkämpfer und Durchführer des erlauchten Werkes ihrem Namen die Bewunderung aller Zeiten gesichert haben. Jefferson sollte von ihnen der erste sein, der sich von der Bahn, auf der so Ruhmreiches geleistet worden, zeitweise zurückzog. Schon im October 1776 fühlte er sich durch die Sonderangelegenheiten seines Heimathsstaates bewogen, auf seinen Sitz im Congreß zu verzichten und in die gesetzgebende Versammlung von Virginien einzutreten. Mit aller Energie und in richtiger Erkenntniß der Anforderungen seiner Zeit drang er hier, während im Feld das furchtbare Ringen um die zu behauptende Unabhängigkeit tobte, auf Umgestaltung des feudal-aristokratischen Gemeinwesens dieses Staates im Sinne jener Freiheit, der die Unabhängigkeitserklärung eine so stolze Gasse gebrochen hatte. Derselbe echt demokratische Geist kennzeichnete seine Verwaltung des Gouverneurs-Amtes von Virginien, welches er von 1779 bis 1781 bekleidete, und von dem er zurücktrat, weil er in jenen Zeiten nur einen Krieger seinen Anforderungen gewachsen hielt. Das Jahr 1783 sah ihn aufs Neue als Mitglied der Bundesgesetzgebung, des Congresses. Und hier war es, wo er Anlaß zu dem Gesetz gab, durch welches die Sclaverei von den nordwestlichen Territorien der Union ausgeschlossen wurde, in wie lebhaften Widerspruch er sich dadurch auch mit seinen südlichen Landsleuten setzte.

Das nächste Jahr und die glückliche Beendigung des Krieges brachte ihm dieselbe Ehre wie Adams und Benjamin Franklin, die Ehre, als Vertreter der jungen Republik in Europa zu erscheinen. Erst mit Franklin gemeinsam in Versailles thätig, verweilte er nach Jenes Abberufung als einziger Repräsentant der Vereinigten Staaten am französischen Hofe, bis zum Ausbruche der großen Revolution ein Zeuge und genauer Beobachter aller Ereignisse und Vorgänge, welche jene ungeheure Umwälzung vorbereiteten. Der während dieser Zeit gewonnenen Vorliebe für Frankreich blieb er, im schärfsten Gegensatz zu Adams, welcher in England und englischer Art und Weise wurzelte, sein ganzes Leben hindurch getreu. Ja, als Mitglied von Washington's Cabinet, in das er nach seiner Rückkehr von Frankreich als Staatssecretär eintrat, ließ er sich bei jeder Gelegenheit durch diese Vorliebe beeinflussen und wurde selbst da durch sie geleitet, wo französische Anmaßung den Unwillen aller seiner Amtsgenossen wach rief. Ueberhaupt war Jefferson's Stellung in Washington's Ministerium eine oppositionelle. In dem Kampf, den er gegen Alexander

Hamilton führte, welcher das Portefeuille der Finanzen inne hatte und, wie schon gesagt wurde, die Seele der, eine möglichste Centralisation der Gewalten der Bundesregierung auf Kosten der Regierungen der einzelnen Staaten anstrebenden Föderalistenpartei war, vertrat er mit leidenschaftlicher Schneidigkeit die Rechte

John Adams.

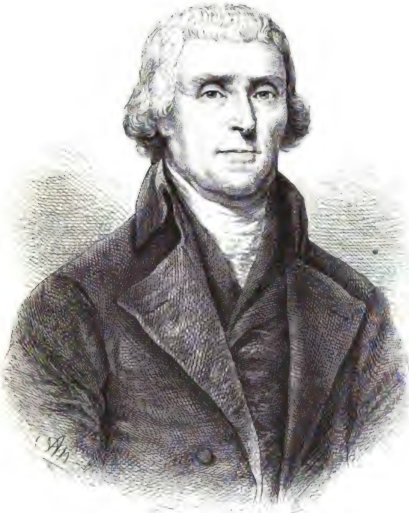
der einzelnen Staaten und griff namentlich des Gegners Maßregel zur Fundirung der Schulden der einzelnen Staaten durch Uebernahme seitens der Union und der zu diesem Zweck erfolgenden Gründung einer Nationalbank als von geheimen monarchischen Tendenzen beeinflußt an. Trotz der Geschicklichkeit jedoch, mit welcher er seine Waffen als Redner wie als Publicist zu führen verstand, mußte er dieses Mal

das Schlachtfeld räumen. Er sah Ende 1793 trotz Washington's Unparteilichkeit seine Stellung im Cabinet derartig erschüttert, daß er dieselbe niederlegte und sich auf sein prächtiges virginisches Tusculum, Monticello, zurückzog.

Hier in der Muße eines reichen, vielgesuchten und gastfreien Großgrundbesitzers, zugleich aber auch als scharfer Beobachter aller politischen Vorgänge verlebte er die nächsten vier Jahre, bis ihn der Rücktritt Washington's und die neue Präsidentenwahl neben John Adams an die Spitze der Verwaltung der Vereinigten Staaten rief. Während seiner Vicepräsidentschaft trat er, soweit seine Stellung ihm dies ermöglichte, allen jenen Maßregeln entgegen, zu denen sich Adams durch sein

Digitized by Google

eigenwilliges und heftiges Wesen im Widerspruch mit seinem eigenen Cabinet hinreißen ließ. Zur selben Zeit gelang ihm, womit er unter Washington gescheitert war, der Sieg über die Föderalisten, die ohnehin durch den Zwist ihrer früheren Häupter, Adams und Hamilton, in ihrer



Thomas Jefferson.

Kraft decimirt waren, und als sich die Nation im Jahre 1801 über die Verlängerung von Adams' Amtsdauer entscheiden sollte, überging sie diesen und berief den bisherigen Vicepräsidenten zur Würde ihres höchsten Beamten.

Und so erschien Thomas Jefferson als glücklicher Wettbewerber desselben Mannes, mit dem er in den Zeiten der Revolution unter einem Zelt campirt hatte, wie mit einem anderen Ich. Fünfzehn Jahre früher hatte Jener von ihm gesagt: „Vom ersten Moment an, da Jefferson im Congreß erschien, zeigte er sich so lebhaft, offen, klar und bestimmt in den Sitzungen sowohl, wie in der Privatunterredung, daß er schnell mein ganzes Herz gewonnen hatte." Und jetzt zog er sich, grollend über den Undank der Nation, zürnend ob der Cabalen seiner eignen Partei wie seiner Gegner, vor dem nämlichen Manne zurück, den er einst so freudig auf dem Felde des politischen Kampfes als Mitstreiter willkommen geheißen hatte! Jefferson's Hauptvorzug vor seinem Vorgänger war seine Volksthümlichkeit. Er hatte nicht nur ein volles Verständniß für

Digitized by Google

die Meinungen und Neigungen der Masse, sondern er besaß auch die Kunst, diese Meinungen zu lenken, zu klären, zu beeinflussen. Bis in unsere Tage wirkt das Ansehen, dessen er sich bei seinen Zeitgenossen erfreute, lebendig nach, und noch während des großen Bürgerkrieges wurde seine Autorität vom Süden wie vom Norden zu Gunsten eines Jeden von ihnen beiden angerufen. Während sich dieser auf des ausgezeichneten Virginiers notorische Gegnerschaft der Sclaverei und auf die allgemeinen Principien echt demokratischen Volks- und Staatswesens stützte, deren vorzüglichsten Vertreter man in ihm zu verehren hat, berief sich jener bei Verfechtung seiner bis zur Idee der berechtigten Secession getriebenen Doctrin von den Rechten der einzelnen Staaten der Union gegenüber auf ihn als den siegreichen Vorkämpfer dieser Rechte gegen Hamilton's und Adams' föderalistische Bestrebungen. Um wie viel mehr muß er erst auf die gewirkt haben, in deren Mitte er lebte, — er, ein Mann wie geschaffen, sich den Einzelnen wie die Menge zu eigen zu machen! Leutselig, mittheilsam, von den Formen des feinen Weltmannes, verfügte er über ein gediegenes und vielseitiges Wissen, besaß er Geschmack und Sinn für alles Schöne und Gefällige. Seine Philanthropie war eine echte, aus dem Herzen quellende, wie sein Haß gegen jede Art von Despotismus und Unterdrückung dessen, was er unter allgemeinen Menschenrechten verstand, echt und leidenschaftlich war. Leicht steigerte sich sein Empfinden zur Begeisterung. Seiner Begeisterung aber stand jederzeit eine ergreifende Beredtsamkeit und eine siegreiche Gewalt der Feder zu Gebot. Seine Angriffe gegen die Sclaverei gereichen ihm in um so höherem Grade zum Ruhme, als er selbst einen bedeutenden Besitzstand von Schwarzen ererbt hatte, und dieses große Neger-Inventarium durch seine Heirath mit Martha Skelton von Virginien noch um das Doppelte vermehrt worden war. Nicht minder fortschrittlich erschien er in seinem Vorkämpferthum für die absolute Trennung von Staat und Kirche und die Gründung der freien, religionslosen Volksschule — eine Institution, in deren Besitz die amerikanische Nation mit Recht ein Hauptbollwerk ihrer freistaatlichen Institutionen erblickt und immerdar erblicken wird.

Es leuchtet ein, daß von dem Augenblick an, da ein Mann mit Jefferson's Grundsätzen an die Spitze der Regierung trat, jedwede Besorgnisse vor monarchischen Usurpationen und Staatsstreichen, die unter der vorhergehenden Präsidentschaft von den Gegnern derselben als Schreckgespenst für schwache Gemüther heraufbeschworen werden konnten, in Nichts zerstoben. Ein kühner und rücksichtsloser Denker, räumte das neue Landeshaupt einem Jeden das Recht ein, eben so kühn und rücksichtslos zu denken, und wie er selbst nicht geneigt war, auf Autoritäten zu schwören, so verlangte er auch keinen Autoritätsglauben von Anderen. Er war der Ansicht, daß eine Generation keineswegs das Recht habe, eine andere zu verpflichten und zu binden, und somit, da statistischen Ausweisen gemäß die Majorität beschluß- und stimmfähiger Leute immer nach je neunzehn Jahren eine andere werde, nach Ablauf dieses Zeitraumes auch jedes Gesetz, jede Verfassung, jedes nationale Uebereinkommen und jede Nationalschuld ihre Geltung verlöre. Durch derartige thatsächlich gefährliche Ansichten — wie weit bei ihnen auch noch immer von der Theorie bis zur Praxis sein mochte — wurden allerdings die öffentlichen Gläubiger nicht wenig alarmirt. Und da derselbe Mann, der mit diesen Ansichten an die Spitze der Regierung trat, zugleich in religiösen Dingen der ausgesprochenste Freidenker war, so hatte er die klerikale Welt nicht weniger gegen sich als die Finanzleute. Auch geschah seinerseits nichts, diese Antipathien einzuschläfern. Im Gegentheil, der neue Präsident erwiderte sie mit einer Offenheit, welche, namentlich was die Kirchenlichter anbelangt, wenig geeignet war, ihm deren Gebete zu sichern. „Von der Geistlichkeit", so schrieb er einem Freunde, „erwartete ich keinen Dank. Sie würde ihren Erlöser, wenn sie könnte, noch einmal kreuzigen, nur weil er predigte, daß ihr Reich nicht von dieser Welt sei. Alle aber, die ähnlicher Ansicht sind, müssen von ihnen gleichfalls des Aeußersten gewärtig sein." War es ein Wunder, daß der Mann, welcher von der Kirche und deren irdischen Trägern in dieser Weise dachte, auch einer der Ersten gewesen war, dem es bei Ent-

werfung der Bundesverfassung ganz besonders darauf ankam, seinem Volk das große Heilthum eines Staates und einer Schule zu sichern, aus deren Wechselwirkung die Kirche systematisch ausgeschlossen wurde?

Aber ein wie kühner und in seinem Radicalismus oft sogar gefährlicher Denker Jefferson auch war, in der praktischen Ein- und Ausführung der Amtsgeschäfte erwies er sich als genau, scharfsichtig und gewissenhaft, und die Nation gewann sehr bald die Ueberzeugung, daß das Staatsschiff von einer energischen Hand und stets im Hinblick auf den Compaß und die maßgebenden Gestirne gelenkt wurde. Sie hatte keinen Augenblick Grund, das Vertrauen, welches sie in den erwählten Steuermann gesetzt, zu bereuen, und stand nach Ablauf seines Amtstermins keinen Moment an, ihr ehrenvolles Mandat zu erneuen.

Große Veränderungen in der inneren Verwaltung hat Jefferson nicht vorgenommen. Er erklärte bei seiner ersten Inauguration, daß man nie versuchen solle, des Guten und Neuen mehr einzuführen, als die Nation selbst heische. Und somit beschränkte er sich auf einige Finanzreformen und Aenderungen im Beamtenwesen. Desto wichtiger erscheint der folgende Act, welcher die äußere Politik seines ersten Präsidentschaftstermins kennzeichnet, nämlich der Erwerb Louisiana's. Es war ein einfaches Kaufgeschäft mit Frankreich. Aber es setzte die Union für den Betrag von fünfzehn Millionen Dollars nicht nur in den Besitz von New-Orleans und der Mississippi-Mündung — ein Besitz, der sich schon damals als eine Lebensfrage für den Verkehr des Westens herauszustellen begann — sondern auch jenes ungeheuren Gebiets, welches sich vom rechten Ufer des Vaters der Ströme und dem mexicanischen Golf bis Nordcalifornien und Oregon hinauf erstreckte, und von dessen ganzem Umfang und Werth damals noch kein Sterblicher auch nur annähernd einen richtigen Begriff hatte.

Dieser Erfolg von Jefferson's äußerer Politik schmeichelte und befriedigte den Stolz wie den praktischen Sinn aller Schichten der jungen Nation. Die Leidenschaften der Parteien, die gleich nach Washington's Zurücktritt so ungestüm zum Durchbruch gekommen waren, verloren an Heftigkeit und erloschen bald fast gänzlich. Die Gegner der früheren Regierung fühlten sich darüber, daß eine Rückkehr zu monarchischen Staatsformen nicht mehr möglich sei, völlig beruhigt, während die Anhänger derselben Administration sich mehr und mehr mit Jefferson's Verwaltung aussöhnten, je weniger Aenderungen sie ihn in den von ihnen geschaffenen Institutionen und Zuständen vornehmen sahen. Das Resultat dieser ihm allseitig günstigen Gesinnung der Nation war, wie schon gesagt, seine fast einstimmige Wiederwahl im Jahre 1805.

Gegen das Ende von Jefferson's zweiter Amtsdauer drohte England, welches sich nun einmal in den Verlust seiner transatlantischen Colonien nicht finden zu können schien, die Vereinigten Staaten in erneute schwere Verwicklungen mit dem einstigen Mutterlande zu stürzen. Der Präsident ließ als Gegenmaßregel gegen britische Gewaltthat englische Schiffe mit Beschlag belegen, rief dadurch jedoch so lebhaften Widerspruch im Congreß seitens der England freundlichen Föderalisten hervor, daß er sich zum Nachgeben genöthigt sah — vielleicht nicht ohne Nachtheil für sein Ansehen in den Augen der Nation. Auch sollte es nicht lange währen, bis die zum englisch-amerikanischen Kriege von 1812 drängenden Ereignisse bewiesen, wie sehr es zum Heil der Union gewesen wäre, wenn eine energische Haltung der ersten Unbill gegenüber eine zweite und dritte gar nicht hätte aufkommen lassen.

Kurz darauf trat Jefferson von dem öffentlichen Schauplatz zurück, — ein Mann, der aller Ehren theilhaftig geworden war, welche sein Vaterland zu vergeben hatte. Von seinen Freunden hoch auf den Schild gehoben, geschätzt von den Gegnern, leichten Herzens und im Vollgefühl eines wohlgethanen Tagewerkes, — so kehrte er nach dem schönen Monticello zurück zu seinen „Cincinnatusarbeiten und seinen Büchern, in den Hafen, von welchem aus er seine, noch im Sturme des öffentlichen Lebens kämpfenden Freunde wohl mit lebhafter Theilnahme, aber ohne jede Begier, ihr Loos zu theilen, beobachten konnte."

Ein Freund des Landlebens und ländlicher Beschäftigungen, im Besitz von zehntausend Acres herrlichen Landes, von zwei-

NEW YORK

hundert mit der Hingebung treuester Zugehörigkeit dienstbaren Farbigen und vollständigen Inventarien aller Art, hätte hier der Expräsident sein Leben in den reichlichsten und unabhängigsten Verhältnissen beschließen können, wenn nicht schlechte Ernten, commercielle Krisen und namentlich eine Gastfreiheit, die Monticello zum Stelldichein aller bedeutenden Persönlichkeiten des Inlandes wie aller hervorragenden Fremden machte, seine Vermögensumstände derartig ruinirt hätten, daß seine letzten Jahre durch die herbsten pecuniären Schwierigkeiten getrübt waren. Wenige Monate vor seinem Hinscheiden hören wir ihn einem Freunde klagen: daß er von allerlei Mißgeschick erdrückt werde, von körperlicher Hinfälligkeit, von Greisenalter und von persönlichen Verwickelungen der schwersten und trübsten Art. Vor Allem war es jene verschwenderische Gastfreiheit gewesen, mit der sich die Pforten von Monticello einem Jeden erschlossen, der ihnen nahte und welche häufig mehr als fünfzig, Wochen und Monate hindurch weilende Fremde auf dem stattlichen Landsitz versammelte, in der die Ursache dieser Calamität von Jefferson's letzten Lebensjahren zu erblicken ist. Er gerieth in so dringende Verlegenheiten, daß er seine Bibliothek dem Congreß verkaufen mußte, ohne einen für die werthvolle Sammlung auch nur annähernden Preis zu erzielen. Ja, endlich sah er sich genöthigt, bei der Virginier Legislatur um die Erlaubniß nachzusuchen, seine Besitzungen auf dem Wege einer öffentlichen Lotterie zu veräußern. „Meine Absicht", so sagt er in dem betreffenden Gesuch, „ist, mein Eigenthum zu veräußern, nicht zu opfern und zu verschleudern. Ich will es nicht in die Hände von Speculanten liefern, welche sich selber davon bereichern, diejenigen aber, die mir einst bedeutende Summen im vollsten Vertrauen vorstreckten, leer ausgehen, und zugleich mich selbst für die hülfloseste Zeit meines Lebens ohne Obdach und Unterstützung lassen würden." Nur ungern sah er sich die verlangte Bewilligung ertheilt, und wenn nicht der Tod den dreiundachtzigjährigen Mann noch inmitten der Vorbereitungen und Veranstaltungen zu dem wenig tröstlichen Unternehmen hingerafft hätte, so würde er auch noch haben sehen müssen, wie seine darauf gesetzten Hoffnungen sich kaum zum vierten Theil erfüllten.

Nur ein Amt hatte Jefferson noch während der letzten achtzehn Jahre seines Lebens bekleidet. Es war dies die Würde eines Präsidenten der Virginier Staatshochschule zu Charlottesville. Schon die Gründung dieser Anstalt war hauptsächlich sein Verdienst, und mit eingehendster Aufmerksamkeit wartete er seines Ehrenamtes an derselben bis zu seinen letzten Tagen.

„Dies ist der vierte Juli!" So lauteten seine letzen Worte. Er starb, ohne auch nur einer der großen und kühnen, der echt demokratischen Ideen, die er als Jüngling und Mann verfochten, im Greisenalter untreu geworden zu sein. Sein Name lebt fort in der Bezeichnung von hundert Städten, Counties, Dörfern, Stadtstraßen, Etablissements, Schulen und Anstalten aller Art von den Gestaden des atlantischen bis zu jenen des stillen Oceans, von den canadischen Seen bis zum mexicanischen Golf. Schöner noch lebt er fort in dem Herzen jedes amerikanischen Patrioten, d. h. jedes Bürgers des glorreichen nordamerikanischen Freistaatenbundes, der ohne Rücksicht auf die Parteien und ihre Kämpfe sein Vaterland mehr liebt, als er, von persönlicher Erbitterung geleitet, die Gegner der eigenen Ueberzeugungen haßt.

Die Fürstin Galitzin.*

Von

W. Hoffner.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Personen und Zustände der Vergangenheit empfangen von der Gegenwart immer wieder eine neue Beleuchtung und ein neues Interesse. In jedem Zeitalter erscheint das Vergangene als ein Anderes und verlangt eine andere Darstellung. Dieses Gefühl drängt sich lebhaft auf, indem man die Denkwürdigkeiten liest, die hier wieder

* Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie von Galitzin. Münster, Russel, 1874.

von einer höchst merkwürdigen Frau an das Tageslicht treten.

Die Macht der religiösen Gefühle, welche die katholische Bevölkerung Deutschlands erfüllen, ihre wahren Wurzeln: dies Problem beschäftigt heute Staatsmänner und wissenschaftliche Denker auf gleiche Weise. Jenen ist dieselbe ein Factor im Getriebe der Parteien unseres großen Vaterlandes, diesen eine Frage der Cultur in dem reinen Lichte ruhiger historischer Betrachtung. Unschätzbar ist unter solchen Umständen der Einblick in das religiöse Leben jenes wunderbaren Kreises, welcher in Westfalen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts am geistlichen Hofe zu Münster bestand. Fürstenberg, der berühmte Unterrichtsminister des bischöflichen Hofes, die Gräfin Galitzin bilden die Hauptpersonen. Das Interesse wächst, indem man den Holstein'schen katholischen Kreis der Stolbergs mit diesem vergleicht, wenn man alsdann die Verbindungen gewahrt, welche mit den protestantischen Gläubigen gehegt wurden.

Die ersten Denkwürdigkeiten der Fürstin (1839) schrieb ein Mann, der viele Jahre in ihrem Hause verkehrt hatte, als Lehrer ihrer Kinder und durch ihren Geist wesentlich beeinflußt war, der Kirchenhistoriker der katholischen Universität Münster, Katerkamp. Er war unterstützt von dem Einblick in sämmtliche Papiere der Fürstin und sein Werk enthielt eine Fülle von Mittheilungen aus denselben. Katerkamp war sehr vorsichtig in seinen Mittheilungen gewesen, seine Absicht war, die Fürstin als Typus einer intellectuell bedeutenden katholischen weiblichen Persönlichkeit zu verherrlichen, und er erreichte diese Absicht, indem von da ab weite Kreise des Katholicismus sich an dieser merkwürdigen Natur erfreuten und erbauten. Nachträge kamen, die schon aufrichtiger sind als die eröffneten. 1868 erschienen anonyme Mittheilungen, ebenfalls aus katholischen Kreisen ausgehend, aber weniger zurückhaltend in Bezug auf die wunderbare Eigenthümlichkeit der fürstlichen Frau. Schon 1861 hatte Lemke das Leben ihres Sohnes, der als Missionär endete, geschrieben und damit gewissermaßen diese Biographie in die zweite Generation übergeführt. Nun schließt sich die vorliegende Veröffentlichung den bisherigen Mittheilungen an.

Diese Papiere und Mittheilungen, bestimmt, das Leben einer genialen katholischen Frau den katholischen Kreisen zu erschließen, erinnern mich am meisten an jene Publicationen aus dem Leben und den Papieren Pascal's. Der ernste Katholicismus hat ein gewisses Bedürfniß, die Schwächen des menschlichen Herzens, die Irrungen des menschlichen Lebens, die seltsame Unersättlichkeit des menschlichen Gemüths an bedeutenden Naturen darzulegen, um auf diesem Hintergrunde die Macht der großen katholischen Tradition des seligen Lebens zu verherrlichen. Pascal's Papiere haben die Dissonanzen unserer Existenz zu ihrem Grundproblem. Es ist ähnlich mit den Veröffentlichungen von dieser merkwürdigen Frau.

Hierin findet Einstimmigkeit mit den Mittheilungen aus den pietistischen Kreisen des Protestantismus statt. Die Papiere Hamann's, ohne Frage des Genialsten unter den Gläubigen deutscher Protestanten des 18. Jahrhunderts, stellen dieselbe Unersättlichkeit eines Menschengemüths, dieselben sonderbaren Widersprüche in ihm dar. Ich glaube, daß hier ein ganz bestimmter Typus des religiösen Gemüths vorliegt, welcher sich in vielen Exemplaren wiederholt hat. Ihm gehören Hamann und die Fürstin Galitzin an.

Man hat das Leben der Fürstin eingetheilt in eine galante, eine philosophische und eine christliche Epoche. Sie kam aus der vornehmen russischen Welt, in welcher es keine größeren Namen gab, als Voltaire, Diderot, Grimm. Sie theilte die ganze Lebensansicht und alle Lebensgewohnheiten dieser Kreise. Aus dieser Zeit stammen die hier mitgetheilten Briefe vornehmer, vertraut befreundeter Russen an die Fürstin. Man bemerkt aus ihnen, wie die Fürstin in der Weise vornehmer Frauen mit den berühmtesten Namen der französischen Aufklärung in Verbindung getreten war. So schreibt Sergius Romanzoff aus Paris 1775: „Ich sah Herrn Diderot, er sagte mir, was ich Ihnen schon zu seinem Gunsten anführte, nämlich, daß es keinen schlechteren Freund gebe in Beziehung auf das Briefschreiben an die, welche er liebt. Sehen Sie, gnädigste Fürstin, dieser Grund ist hinreichend, um ihn in Ihren Augen zu entschuldigen; verzeihen Sie mir das Verlangen, welches ich trug,

in dieser Sache ihm zu dienen; nehmen Sie es an, so würde ihm verziehen sein. So sehr hat er beim stärksten Schein der Undankbarkeit die aufrichtigste, hochachtungsvollste Anhänglichkeit an Sie zu bewahren gewußt." Die Fürstin war auf ein unruhiges Wanderleben angewiesen; die Verhältnisse des Fürsten waren derangirt und so lebte sie mit ihren Kindern möglichst einfach im Ausland, während die Freunde auf den Fürsten zu wirken suchten, daß er auch seinerseits sich in der nothwendigen Weise einschränke. Eine Zeit hindurch machten der Wechsel der Eindrücke und die erste Bekanntschaft mit den größten intellectuellen Erscheinungen Europa's dies Leben für sie interessant genug. Aber es ist ein wohlthätiges Gesetz der Natur, daß ohne positiven Lebenszweck und positive Lebensarbeit selbst die höchsten ganz intellectuellen Arten von Genüssen gar keine dauernde Befriedigung gewähren. In diesem Sinne schreibt der vornehme Schriftsteller Grimm aus Paris an die Fürstin nach einigen Gesprächen mit den nächsten Freunden der Fürstin, Herrn und Frau von Serent: „Ich hasse ein wenig Ihr Leben, weil ich es nicht so glücklich finde, als ich es wünschen möchte." „Alles, was Herr und Frau von Serent mir von Ihrer Lage sagten, hat mich nicht begeistert, aber sie sprachen davon zu mir mit einem so aufrichtigen und zärtlichen Interesse, daß ich daraus für mich eine Quelle des Trostes zog; ich sagte mir: da sie so viele Hülfsquellen in sich selbst hat und ein so großmüthiges Herz, würdig eines besseren Jahrhunderts, und zärtliche aufrichtige Freunde, so wird sie nie ganz unglücklich sein können. Nachdem wir Ihr Schicksal von allen Seiten wieder und wieder betrachtet hatten, haben wir, Fürstin, geschlossen, daß Sie, wenn auch nicht alles Glück, welches Sie verdienen, so doch eines sanften und friedseligen Lebens genießen werden, vorausgesetzt, Sie könnten uns versichern, daß der Fürst, weit entfernt sich zu derangiren, alle Sorge darauf richten werde, seine Angelegenheiten zu ordnen und zu sparen."

Diese Umstände bereiteten die erste große Veränderung vor, welche sich in dem inneren Leben der Fürstin vollzog. Sie trat in der Einsamkeit ihres holländischen Aufenthaltes dem hervorragenden holländischen Philosophen Hemsterhuys sehr nahe und die Zeit ihres intimen Verkehrs mit diesem bezeichnet man wohl als ihre philosophische Epoche. Hemsterhuys war ein Schüler Spinoza's. Aber sein Pantheismus gewinnt Raum für die großen Thatsachen der Schönheit, der Sittlichkeit, der Religion, welche der strenge Geist Spinoza's mit unerbittlicher Consequenz verneint hatte. Durch diese Verbindung mit Hemsterhuys hat die Fürstin auch eine Stellung zur Entwickelung der deutschen Ideen gewonnen. Jacobi und durch ihn Lessing erhielten durch die persönliche Anwesenheit von Hemsterhuys in Deutschland zum Besuch bei der Fürstin ein intimes Verhältniß zu der pantheistischen Weltansicht von Hemsterhuys und mittelbar auch von Spinoza.

Die zweite große Umänderung vollzog sich in der Fürstin in Westfalen an einem katholischen Hof, inmitten einer katholischen Bevölkerung, getragen durch ihr Verhältniß zu einem der bedeutendsten hohen katholischen Geistlichen, welche jemals die deutsche Kirche hervorbrachte, dem Minister des bischöflichen Hofes zu Münster, Fürstenberg. Auch darin erscheint die Fürstin echt weiblich, daß die Veränderungen ihrer Ideen bedingt sind durch ihre Beziehungen zu hervorragenden Männern. Immer mehr ward sie ganz hingenommen von den Aufgaben, ihre Kinder in katholischem Geiste zu erziehen, ihre eigene katholische Gesinnung zu entwickeln, Fürstenberg auf seiner großen Laufbahn zu unterstützen.

Aus dieser Epoche sind beinahe alle Actenstücke der vorliegenden Sammlung. Es giebt seelische Zustände, die eine Reproduction im Ganzen und Großen schwerlich gerecht wiedergiebt. Leser, welche sich für diesen Kreis katholischer Gemüthszustände so lebhaft als wir interessiren, müssen die drei Hauptschriften über die Fürstin selber zur Hand nehmen, bis einmal eine mehr geschickte und mehr geordnete Zusammenstellung des Ganzen gemacht ist. Die Fürstin hat bis jetzt wenig Glück gehabt mit den Schriftstellern, welche an ihrem Nachlaß thätig waren. Einige Hauptstellen theilen wir mit.

Die erste ist aus einem Brief an Fürstenberg vom 25. Nov. 1783. „Sie wissen selbst, wie ich mich freiwillig von der Musik losriß (Diderot schreibt hierüber im Jahre

1773: sie, die Fürstin, spielt Clavier und singt wie ein Engel), die mich ein wenig liebte und für die ich mich noch leidenschaftlich interessiren würde, wenn ich mir dieses erlaubte; aber außer daß sie mir oft Stunden nahm, welche ich für die große Anzahl von Bedürfnissen, welche ich für mich und meine Kinder nöthig habe, so entnervt sie auch zu sehr die Seele, versetzt sie in einen Zustand der Passivität und Empfindlichkeit, welche der Festigkeit, der Gleichmäßigkeit, der Stille und der Abwesenheit alles dessen, was man leidenschaftlichen Ton nennt, sehr nachtheilig ist, welches doch Eigenschaften sind, die einen Erzieher charakterisiren müssen, von dessen Vollkommenheit ich freilich noch weit entfernt bin." Einen interessanten Gegensatz bildet eine Stelle ihrer Tagebücher über die Wirkung religiöser Musik auf ihr Gemüth. „Montag den 17. war ich beim Opfer weit weniger von Zerstreuungen angefochten als kürzlich. Die Musik trug wohl dazu vieles bei; es ist, als wäre ihre Hauptwirkung, auf mich wenigstens, wenn sie pathetisch erhaben ist, alle nicht analogen Seiten der Seele so zu sagen einzuschlummern, daß die ihr analogen allein rege bleiben. Dann erhebt die Seele sich, als wären ihr Klötze benommen, und in einer so harmonischen Stimmung vermehrt die allgemeine Andacht die ihrige, indem sie wegen der inneren Disposition so leicht mit zusammenfließt, dergestalt, daß sie ein unbeschreibbares Gefühl von Einheit in der Vielheit enthält, vermöge welches sie so zu sagen, in jedem einzelnen Gliede wie in sich selbst, zu bitten, zu preisen und zu danken scheint."

Von großem Interesse sind nun auch die Stellen, welche einen Einblick in ihre Beziehung zu Fürstenberg, in die unablässige gemeinsame Arbeit an ihren Fortschritten in der Frömmigkeit eröffnen. Wir wählen eine Stelle aus ihren Tagebüchern: Gestern früh sagte mir Fürstenberg auf einem Spaziergang, er könnte an mir keinen Fehler entdecken, als meine zu große unbestimmte Thätigkeit; ich bat um Erläuterung, weil ich's nicht ganz verstand, meine Heftigkeit, das verstehe ich besser. Ich wendete überall, sagte er, zu viel Kraft an und riebe mich dadurch auf. Ich gab also ohne Weiteres die Beschuldigung gern zu, dachte daran, wie ich's bessern könnte, recht froh, daß er das gesagt hatte, bis er plötzlich hinzusetzte: Und das macht auch deine Urtheile unterweilen minder richtig. Hier ward ich mit einem Mal innerlich unwillig, ohne gleich begreifen zu können, warum mich dieser Zusatz mehr als der Hauptsatz afficirte." Sie erinnerte sich aber in dem Augenblick der vielen Lobeserhebungen, die er ihr über ihren Verstand gemacht hatte, und war in Rücksicht darauf nicht mehr böse. Nur hätte sie ihm gern die kleine Lehre gegeben, Freunde durch häufiges Lob nicht zu verwöhnen, weil dann ein Tadel doppelt weh thue und unwillig mache. Daran knüpft sie Reflexionen über sich selbst, in denen sie unter Anderem sagt, wie selten gute, edle Handlungen unbewußt gethan werden. „Bei der gewöhnlichsten Selbstverläugnung, sagt sie an einer Stelle ihres Tagebuches, ruft es mir zu — „du bist doch recht liebreich, selbst für Andere — so, das war eine schöne Empfindung, ein edler Entschluß." Ob es überhaupt wohl Menschen giebt, die eine großmüthige, edle Handlung vollbringen, ohne sich ihrer als solcher zu erfreuen?"

Ein anderer eigenthümlicher Theil dieser Veröffentlichungen bezieht sich auf die Bemühungen der Fürstin um die Erziehung ihrer Kinder. Es geschieht selten, daß, wo der Erzieher eine ganz bestimmte Richtung einschlägt, der Zögling willig und genau dieselbe verfolgt. Entweder entspringt Opposition oder gesteigerte Einseitigkeit. Dieses letztere war der Fall im Verhältniß der Fürstin zu ihrem Sohne Demetrius, welcher für intellectuelle und wissenschaftliche Ausbildung nur einen sehr mäßigen Sinn zeigte und die katholische Richtung der Mutter einseitig bis zu religiösem Fanatismus verfolgte. Hieraus entsprangen bei dem leidenschaftlichen Temperament der Mutter heftige Differenzen. In diese eröffnen einige der Briefe interessante Blicke: Man sieht den nachdenklichen und empfindsamen Katholicismus im Conflict mit dem thätigen und fanatischen.

Zunächst schreibt die Tochter der Fürstin an den Bruder zur Zeit, als dieser sich zur Vorbereitung auf seine Missionsthätigkeit im Seminar befand: „Ich achte unendlich hoch den Eifer und die Arbeiten der Missionäre. Ich achte die Thränen, welche

sie oft über Jerusalem vergießen, aber auch die Mutter hat die ihren über dich vergossen. Ihr Beispiel, ihre Liebe mußten eine große Wirkung auf dich ausüben. Bewandert, wie sie, in der heiligen Schrift, in mehreren Werken des heiligen Augustinus und den anderen Vätern, denen des heiligen Ignaz, der heiligen Theresia, der heiligen Katharina von Siena, der Frau von Chantel, des Tauler, Johannes vom Kreuze und vorzüglich Franz von Sales (indem der größte Theil der Zeit dieser Lectüre zugewendet war), weihete sie dich auf eine tiefe und einfache Weise in das ascetische Leben ein. Sicher sind die Einsamkeit, die Ordnung und das Beispiel eines Seminars große Mittel, im geistlichen Leben fortzuschreiten und dessen Hindernisse zu entfernen. Aber ich glaube mit Schmerz zu sehen, daß du dich nur sehr unvollkommen dessen erinnerst, was das Beispiel, die Lehrstunden, die Bemühungen, die Thränen, die du gekostet hast, für dich sein sollten."

Demetrius selbst aber schreibt an seine Mutter als Priester von Konnewago aus am 7. Oct. 1797: „Ich bin sehr unruhig wegen meines Vaters und weiß nicht, welche seine gegenwärtigen Gesinnungen gegen mich sind. Wollte Gott, er hätte nur gute Gesinnungen gegen sich selbst, so wollte ich mit dem Uebrigen gern zufrieden sein, was es auch immer sein möchte. Gott mag mit mir thun, was er will, ich werde allezeit seine gerechte Hand küssen; aber die angefangene Laufbahn muß ich vollenden. Ich will leben und sterben ein Apostel Christi Jesu, und wollte Gott, ich könnte hinzusetzen, sterben ein Märtyrer des Glaubens oder der Liebe, ein Glück, welches einem meiner Mitcollegen am 8. September dieses Jahres zu Theil wurde." Demetrius ward einer der hervorragendsten Missionare und er ist der Held interessanter englischer und deutscher Biographien.

Es giebt vielleicht kaum Dinge, welche geeignet wären, einen Einblick in die große katholische Gegenbewegung der Gegenwart auch Mitgliedern anderer Bekenntnisse zu eröffnen, als die Sammlungen von Briefen und Tagebüchern dieser merkwürdigen Frau, welche man mit denen Pascal's, des größten katholischen Denkers, der gelebt hat, zusammenhalten möge. Hier ein Herz von grenzenlosen Bedürfnissen, dort ein genialer Kopf, der von den tiefsten Abgründen der Weltgeheimnisse sich unwiderstehlich angezogen findet. Die Zeitungen sprechen dem Publicum täglich hinlänglich in ihren stereotypen Redensarten von ihren Hoffnungen vor, die Macht des Katholicismus eingeschränkt zu sehen. Die schwachen Seiten dieser gewaltigen Kirche unterliegen heute unaufhörlich einer für tiefer blickende Leser peinlichen Discussion. Solche Bücher bieten ein Gegengewicht, fast bin ich versucht zu sagen einen Gegenbeweis. Sie eröffnen den Einblick in die letzten Beweggründe in der menschlichen Natur, welche die Macht dieser vielhundertjährigen Kirche begründen. Sie lehren damit die Macht dieser Beweggründe richtiger zu schätzen, richtiger anzuerkennen. Sie erheben über die Schreiberei des Tages zu culturgeschichtlicher Würdigung des complicirten Factums, welches die Macht der katholischen Kirche über die Gemüther ist. Das Leben der Fürstin Galitzin eröffnet zugleich den Einblick in eine zweite Existenz, die noch weit bedeutender als die der Fürstin selber ist, die sich nur nach Art energischer männlicher Naturen nicht so in ihren letzten Beweggründen erschließt. Dies ist die Existenz des bischöflichen Ministers Fürstenberg, die mit der letzten Lebensepoche der Fürstin unzertrennlich verknüpft ist. Hier bietet sich ein etwas anderer Anblick dar. Fürstenberg ist in erster Linie eine thätige, schöpferische Natur; er theilt mit der Freundin das Ringen nach einem höheren Grade katholischer Frömmigkeit, aber derselbe ist eingeordnet seinem großen auf den Fortschritt der katholischen Cultur gerichteten Lebensplan. Vielleicht hat Deutschland keinen katholischen Staatsmann gehabt, der so wahrhaft geeignet war, die Interessen des katholischen Glaubens und die Cultur mit einander zu verknüpfen.

Freilich was für stille, dem Fortgang einer edlen katholischen Cultur ganz angepaßte Zeiten waren das auch! Und trotzdem gelang es Fürstenberg nicht, sich in seiner Stellung zu behaupten.

Die Fürstin selber entwirft in einem Briefe an den berühmten preußischen Staatsmann Thulemeier ein Bild von Fürstenberg. „Er ist kraftvoll ohne Anstrengung, mit so viel Gutmüthigkeit, daß

dreiviertel der Menschen an ihm vorbeigehen, ohne daran zu zweifeln und ohne sich dabei aufzuhalten. Könnte mich jemals der Kitzel anwandeln zu schreiben, so wäre es einzig sein Leben und seinen Charakter zu schildern, zum Nutzen der Menschen, weil ich, vielleicht den Sokrates ausgenommen, keinen einzigen großen Mann kenne, dessen Größe so aus seiner Natur hervorging, keinen Mann, dessen Natur dabei weniger gezwungen wäre. In demselben Augenblick, in welchem er die schlimmsten Nachrichten erhält, entschuldigt er die Urheber dessen, was geschehen und entschuldigt sie mit Erfolg. In Allem, was Lebensereigniß ist, hat er sich gewöhnt, die speculative Betrachtung sich nicht zu erlauben, sondern sogleich zur Betrachtung der Mittel zu schreiten.

Besonders interessant ist, wie sie den Moment schildert, in dem er die Nachricht seiner Entlassung empfing. Während seine Umgebung in Leidenschaft gegen den Kurfürsten, Metternich, den Hof ausbrechen, setzt er ruhig die Lage auseinander, aus welcher die Entlassung nothwendig und ohne jeden besonderen bösen Willen der betheiligten Personen entspringen mußte, die Mittel, welche nach der Entlassung zu ergreifen seien, die Ergebnisse seiner Regierung möglichst zu sichern. Diese über der Situation stehende Ruhe der Seele kann vielleicht ein Mann der Geschäfte nur entweder durch Philosophie oder durch die Religion empfangen, welche beiden den Menschen über den Gesichtskreis der Situation erheben, in welcher er thätig ist.

So dienen denn vielleicht diese kurzen Mittheilungen dazu, den einen oder anderen Leser dieser Zeitschrift über die Leidenschaften des Tages zu einem ruhigen Studium der großen Beweggründe zu führen, welche in den katholischen Ländern der Religion ihre außerordentliche Gewalt geben und die nirgend anders studirt werden können, als in biographischen Mittheilungen über hervorragende, von katholischen Gesinnungen erfüllte Persönlichkeiten, namentlich wenn sie aus Perioden stammen, in denen das öffentliche Interesse solchen Fragen zugewendet war.

Das sardonische Lachen.

Von

W. de Porta.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Diese Redensart gleicht, wie manche ähnliche, einer Münze, deren Gepräge und Ursprung durch die Zeit vertilgt und fast ganz unkenntlich geworden ist, die aber doch, je seiner ihr Gehalt, um so mehr eine bestimmte Geltung im Weltverkehr behalten hat. Merkwürdig genug hat sie, obschon in sich selbst unverständlich, doch in der Mehrzahl der neueren europäischen Sprachen Aufnahme gefunden; außer unseren deutschen reden die englischen Wörterbücher von einem laughter sardonic oder einem sardonic grin, womit sie ein höhnisches, bitteres Lachen bezeichnen; die französischen kennen ebenfalls ein ris sardonien oder sardonique: eine krampfhafte Zusammenziehung der Lachmuskeln, oder ein gezwungenes Lachen; auch im Italienischen begegnet man häufig dem riso sardonico. Der Ausdruck selbst ist uns aus dem classischen Alterthume überliefert, nicht aber auch gleichzeitig seine eigentliche Erklärung. Homer wendet ihn mehrfach an. Odysseus lächelt sardonisch im Gewande des Bettlers vor den übermüthigen Freiern; Here in der Iliade lacht zwar sardonisch mit den Lippen, „nicht aber glänzte das Antlitz unter den dunkelen Brauen". In Hesiod's Dichtung „Tage und Werke" zürnt Jupiter dem Prometheus, weil er das Feuer vom Himmel geraubt und auf die Erde gebracht hatte, und — „es lachte sardonisch auf der Vater der Götter und Menschen". Zeigt Here ein erzwungenes Lächeln, so spricht sich im Lachen des Jupiter, gleich wie dem des Odysseus der Hohn über den oder die Frevler aus und das Vorgefühl der bald nahenden Rache. Deutlicher noch giebt Plato in seiner Abhandlung: „Ueber den Staat" die Bedeutung des Ausdrucks zu erkennen. Denn er sagt vom Thrasymachus, dem er überall Bitterkeit und Anmaßung zuschreibt: „Als er dies gehört hatte, lachte er laut auf in ganz sardonischer Weise." Auch in einem Epigramme der „Anthologie" findet sich die Warnung: „daß du

nicht in sardonischer Weise lachest." Und so ließen sich noch manche andere Stellen, z. B. aus Lucian anführen. Unter den lateinischen Classikern hat der Ausdruck wenige, eigentlich gar keine Aufnahme gefunden. Cicero bedient sich desselben einige Male, z. B. in einem Briefe an Fabius Gellius, aber in griechischer Sprache. Dagegen spricht Virgil in den Eklogen von einem sardischen Kraute, herba sardoa, und dieses führt auf die eigentliche Erklärung des Ausdrucks. Es soll nämlich auf der Insel Sardinien ein Kraut wachsen, dessen Genuß und Geschmack jenes eigenthümliche Lächeln erzeugt. Die erste Mittheilung davon findet sich in einem 500 Jahre nach Christus lebenden griechischen Schriftsteller Joh. Laurentius in seiner Schrift: de mensibus. „Es wächst nun auch auf der Insel Sardinien eine solche Pflanze, wovon man den Ausdruck sardonisches Lachen herleitet. Diese sehr verderbliche Pflanze ist dem Selinum ähnlich. Man sagt, daß sie dem davon Essenden und dabei Lachenden den Tod bringe. Daher nennen auch so Homer und die Nachkommen das bei keinem Gesunden vorkommende „sardonische Lachen". Nach dem gelehrten Lexikographen Henricus Stephanus (Henry Etienne) zu Paris hat Laurentius diese Stelle aber aus dem Pausanias, der etwa 300 Jahre vor ihm lebte, entlehnt.

Auch der griechische Lexikograph Sicidas, der um das 11. Jahrhundert lebte, giebt jener Redensart, bei welcher er lange verweilt, schließlich dieselbe Bedeutung und Erklärung. Er stützt sich wieder auf einen älteren Schriftsteller Silenos, nach dessen Behauptung es bei den Sardiniern ein dem Apium selinum ähnliches Kraut gäbe, bei dessen Genusse man in einer Art von Wuth seine eigene Kinnlade und sein eigenes Fleisch anbisse! Erasmus von Rotterdam, der in seinem gelehrten lateinischen Werke von den Sprichwörtern (de adagiis) auch in weitläufiger Art nach damaliger Weise sich über die Redensart risus sardonicus verbreitet, führt, sich wieder auf Sicidas berufend, wörtlich an, was dieser darstellt, und nennt jene Pflanze batrachion oder ranunculus. Als solche kommt sie in Plinius dem Aelteren vor. Derselbe beschreibt mehrere Arten des ranunculus, unter anderen eine mit vielen Blättern, größeren Blatteinschnitten und hohen Stengeln. Der gelehrte Herausgeber des Plinius, Claudius Salmosius (Claude von Semos), welcher um 1600 lebte, sagt bei dieser Stelle, dies Kraut wachse häufig in Sardinien und heiße auch herba sardoa, — die Virgil'sche Benennung.

Auch ein alter Scholiast des Plato bemerkt, daß dieses in Sardinien sehr häufig verbreitete Kraut einen ätzenden Geschmack habe und daß nach Versicherung Vieler durch seinen Genuß eine Geistesverwirrung entstehe, eine Zusammenziehung der Lippen und solche Convulsionen der Gesichtsmuskeln, daß das Gesicht den Schein des Lachens annehme. Von neueren Naturforschern erwähnen Oken und Hahnemann der sonderbaren Pflanze. Ersterer nennt sie in seinem großen naturgeschichtlichen Werke ranunculus sideratus mit dem Beinamen herba sardonica und sagt, es habe dieses in Sümpfen und auf sehr feuchten Wiesen wachsende Kraut eine sehr ätzende Schärfe, welche Blasen ziehe und innerlich genommen Darmentzündung verursache, selbst den Tod bringe! Hahnemann, der bekannte Homöopath, bemerkt in seinem 1793 erschienenen Apotheker-Lexikon, daß der bei dem Zerquetschen der Pflanze aufsteigende Duft sehr scharf sei, einen heftigen Reiz in der Nase und in den Augen, Zuckungen in den Augenmuskeln und Betäubung des Kopfes verursache.

Nach solchen Autoritäten erscheint es allerdings nicht unwahrscheinlich, daß jene Redensart von der herba sardoa sich herschreibt. Aber — sollte schon zu Homer's und Hesiod's Zeiten der Ursprung und die geistige Wirkung der auf einer entlegenen Insel häufig vorkommenden Pflanze so bekannt geworden sein, daß die davon abgeleitete figürliche Beziehung in den Sprachgebrauch übergehen konnte?

Es hat nicht an Philologen gefehlt, welche aus diesem Grunde eine andere Erklärung versucht und jenen Ausdruck einfach auf das altgriechische σαίρειν (sairein), „mit den Zähnen fletschen" zurückgeführt haben. So natürlich diese Erklärung aber auch erscheint, so wenig hat sie eine allgemeine Anerkennung gefunden. Diesen Zweiflern begegnen unsere Interpreten, namentlich Sicidas, und zwar wiederum unter Berufung auf andere

Autoritäten, mit der Thatsache, daß die ein solches Gift erzeugende Insel Sardinien schon im grauen Alterthume bekannt und zwar sehr übel beleumundet gewesen. Die Römer hatten in der That eine sehr ungünstige Meinung sowohl von der Beschaffenheit des Landes als dem Charakter seiner Bewohner. Cicero z. B. nennt die Sardi geradezu venales, alius alio nequior. (Verkäuflich, einer noch schlimmer als der andere.) Tacitus erwähnt in seinen Annalen eines Senatsbeschlusses unter Tiberius, wonach nicht weniger als 4000 Personen, die dem ägyptischen und jüdischen Cultus ergeben gewesen, nach Sardinien zur Strafe deportirt werden sollten: „etsi ob gravitatem coeli interiissent — vile damnum.“ (Und wenn sie auch der Rauhheit des Klimas erliegen sollten, so wärs doch nur ein leicht zu verschmerzender Schaden.) Von dem grausamen Charakter der Sarder wissen überhaupt die Schriftsteller des Alterthums vieles zu erzählen. So sollen sie, nach Sicidas, die schönsten und über 70 Jahre alten Gefangenen dem Chronos geopfert haben, welche bei dem Opfertode, um sich recht männlich zu zeigen, gelacht hätten! Nach einem anderen Historiker, Timäus, wären in Sardinien die Leute, welche lange genug gelebt hätten (wie lange?), von den jüngeren, den Söhnen, mit Knitteln in die zu ihrem Begräbniß bestimmte Grube getrieben und hätten dabei gelacht! So mag denn wirklich jene Redensart und überhaupt die Bedeutung sardonius sich von dem boshaften und heimtückischen Charakter der Insel herschreiben. Denn auch noch heute stehen die Einwohner im Binnenlande der Insel, wo die Cultur nicht so, wie in das Küstenland eingedrungen ist, im Rufe großer Wildheit und abergläubischer Rohheit!

Literarisches.

Mendelssohn's Werke. Serie 19. Lieder und Gesänge. Für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1874.

In einer Ausgabe, der ähnlich, durch welche die Verbreitung der Werke des großen Beethoven in so hohem Grade gefördert worden ist, erscheinen nunmehr bei demselben Verleger die sämmtlichen Werke Mendelssohn's. Die Herausgabe hätte in keine geeigneteren Hände gelegt werden können als in die von Julius Rietz, dessen feinsinnige Compositionen Mendelssohn so verwandt sind in mehrfacher Beziehung, und welcher persönlich Mendelssohn und seiner Kunst so nahe gestanden hat. Hier bedurfte es nicht wie bei den großen Ausgaben Sebastian Bach's und Händel's kritischer Durcharbeitung von Handschriften und Drucken nach philologischen Grundsätzen. Ein Bedenken kann ich doch nicht verhehlen. Die schöne Ausgabe der Lieder, die vor mir liegt, enthält gar keine Notiz über die Grundlagen der Ausgabe, über die ersten Drucke. Wir sind bei kritischen Gesammtausgaben von Schriftstellern längst an knappe Notiz hiervon gewöhnt, und dies philologische Princip ist auch auf Ausgaben von Musikwerken übertragen worden. Möchte der verehrte Herausgeber in diesem Punkt eine Abänderung eintreten lassen. Eine nachträgliche Angabe, alle Bände betreffend, die vielleicht beabsichtigt sein könnte, verzögert den Ueberblick über die Art, wie die Ausgabe gearbeitet worden ist; und wer hat auch später Neigung, jedes Mal um eine kurze Notiz von fünf Worten einen anderen Band nachzuschlagen? Möge also jetzt gleich eine solche knappe Angabe mitgegeben werden.

Und so heißen wir denn von Neuem diese Lieder willkommen, die der schönste, anmuthigste Ausdruck einer hoch und fein organisirten Seele sind, ihre edeln, kinderhellen und doch von echter Bildung getragenen Empfindungen in klaren harmonischen Formen aussprechen. Es giebt Töne in ihnen, die Mendelssohn allein eigen sind von den größeren Componisten, eine kinderhelle leuchtende Fröhlichkeit. Sie hat nicht den gewaltigen Klang einiger jubelnder Lieder von Schubert, nicht das Berauschende einiger entsprechender von Schumann: aber es ist ein zarter, glockenheller, spielend fröhlicher Ton darin, der an Mendelssohn's Jugendbriefe und ihre schöne, reine Herzlichkeit erinnert.

Mit vielem Interesse sehen wir der weiteren Folge dieser Hefte entgegen und werden von dem weiteren Gange des Unternehmens unserem Publicum Bericht erstatten.

Von dem unseren Lesern bekannten Dichter P. K. Rosegger, der die Lieblichkeit wie die Schrecken der Gebirgsnatur unvergleichlich zu schildern und durch Figuren von ursprünglicher Kraft und Frische zu beleben versteht, ist kürzlich ein zierliches Bändchen unter dem Titel „Aus Wäldern und Bergen“ im Westermann'schen Verlage erschienen.

Neun Tage in Dalmatien und Montenegro.

Von

W. Boscher.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Als wir am nächsten Morgen durch einen ſanften Schlummer geſtärkt wieder auf dem Verdeck erſchienen, da befanden wir uns bereits in dem Quarnerolo, jener breiten Waſſerſtraße innerhalb des dalmatiner Inſelmeeres, welche nordwärts mit dem Quarnero oder dem Golf von Fiume in Verbindung ſteht, von dem das Wort Dante's im Inferno gilt „ch' Italia chiude ed i suoi termini bagna.“ ... Links im fernen Hintergrunde zeigten ſich die ſchöngeformten Spitzen des Velebitſch-Gebirges, welches im Norden die Grenze zwiſchen Dalmatien und Bosnien bildet, von blauem Duft umfloſſen, während rings herum die ſogenannten Scoglien aus der blauen Fluth auftauchten, die für die ganze dalmatiſche Küſte ſo charakteriſtiſch ſind. Weiße ſonnenbeglänzte Segel, welche zahlreichen Fiſcherbarken angehörten, bevölkerten das in der Nähe purpurblau, in der Ferne grünſchimmernde, rings um das Schiff weiß aufſchäumende Meer. Schaumtriefend ragten ſchwarze Felſen hervor, zwiſchen denen das Schiff ſicher hindurchſteuerte, fürwahr ein Genuß, der trotz der langen Meerfahrt keine Langeweile aufkommen läßt. Große Seemöven begleiteten das Schiff, oft in unmittelbarer Nähe hinter dem Schiffe niedertauchend, um entweder die über Bord geworfenen Speiſereſte oder die von den Rädern des Schiffes erſchlagenen Fiſche zu verzehren.

Gegen Mittag liefen wir in den Hafen von Zara, der Hauptſtadt Dalmatiens, ein, wo das Schiff mehrere Stunden ankern ſollte. Dieſer alte Ort, von den Römern Jadera genannt, liegt auf einer ſchmalen Erdzunge, die von drei Seiten vom Meere umfluthet wird. Starke Befeſtigungen, unmittelbar am Meere aufſteigend, ſchließen die Stadt von allen Seiten ein. Wenn man den Hafenplatz verlaſſen hat, ſo betritt man durch ein altrömiſches Thor, über welchem ſich der Marcuslöwe befindet, das Innere der eng und ſchlecht gebauten Stadt. Unſer Freund der Major führte uns zunächſt nach der Promenade von Zara, welche ſich auf der Baſtion Grimani befindet und der Fürſorge des Generals von Welden verdankt wird. Von da hatte man einen ſchönen Blick auf das Meer, den entfernten Velebitſch und die in der Nähe befindlichen Inſeln, doch war die Hitze des Tages ſo ſtark, daß wir keinen Menſchen daſelbſt antrafen, nur das ſchrille Zirpen der Cicaden unterbrach die Todtenſtille des heißen Sommertages.

Digitized by Google

Auf dem Rückwege nach der Stadt machte uns unser Führer auf die mächtigen Cisternen aufmerksam, welche an den Wassermangel dieser Gegenden erinnern. 1828 war derselbe wegen Ausbleibens des zum Füllen der Cisternen nöthigen Regens so stark geworden, daß sich die Regierung genöthigt sah, ganze Schiffsladungen Wasser von dem etwa 40 Miglien entfernten Wasserfall der Kerka holen zu lassen. Bei einem zweiten Gange durch die Stadt besichtigten wir die schöne von Sammichele erbaute Porta terra ferma und die Kirche S. Simeone, welche von Enrico Dandolo um 1200 erbaut ist und in einem silbernen, von der ungarischen Königin Elisabeth 1380 geschenkten Sarge Gebeine dieses Heiligen enthält. Von römischen Ueberresten bemerkte ich außer der schon erwähnten P. maritima nur eine mächtige Säule unweit des Platzes der fünf Cisternen emporragend, wahrscheinlich ursprünglich einem Tempel angehörend. Uebrigens waren an jenem Tage zum Markte viele Landleute, davon auch manche Türken von Bosnien in die Stadt hineingekommen, von denen namentlich letztere wegen ihrer Turbane und silberbeschlagenen Pistolen meine Aufmerksamkeit fesselten. Mittlerweile war die Zeit des Mittagessens herangekommen, das wir jedoch nicht auf dem Schiffe, sondern in dem besten Gasthause von Zara einnahmen, worauf wir uns auf das Schiff begaben und unsere Reise fortsetzten.

Abends zwischen 5 und 6 Uhr erreichten wir den Hafen von Sebenico, einer Stadt von circa 7000 Einwohnern, an der Mündung der durch ihre Wasserfälle berühmten Kerka gelegen und durch einen ziemlich engen malerisch schönen Felsencanal von der Länge einer Stunde mit dem Meere verbunden. Da das Dampfschiff hier wieder mehrere Stunden hielt, so hatten wir die Möglichkeit, uns umzusehen und in dem berühmtesten Wirthshause von ganz Dalmatien, dem Pellegrino, zu Abend zu essen. Wir überschritten also den von bewaffneten Männern und malerisch gekleideten Frauen wimmelnden Hafenplatz — die Ankunft des Triestiner Dampfers, der fast allen regelmäßigen Verkehr mit der Außenwelt unterhält, gilt in allen dalmatiner Küstenorten für ein Ereigniß — und gelangten nach einem kurzen Gange durch enge und schmutzige, halb orientalisch aussehende Straßen auf einen größeren gut gepflasterten Platz, auf welchem sich ein wunderschöner, ganz aus Marmor bestehender Dom italienisch-gothischen Stiles aus dem 15. Jahrhundert befindet. Ein äußerst liebenswürdiger österreichischer Offizier, der zu dem hier garnisonirenden ungarischen Regimente gehörte und unserem Major befreundet war, führte uns alsdann zu der Kegelbahn des Offiziercorps, welches uns alsbald zur Theilnahme an seinem Spiele einlud. Endlich begaben wir uns mit unseren liebenswürdigen Gastfreunden in das Offizierscasino, welches sich in dem genannten Gasthause zum Pellegrino befindet, und fanden in der That die guten Speisen und Getränke dem Rufe desselben entsprechend, überrascht zugleich von der enormen Billigkeit, welche zu den Preisen des Schiffes in gar keinem Verhältnisse stand. Höchst erfreulich war es uns auch bei dieser Gelegenheit zu bemerken, wie aller Groll wegen der Mißerfolge des Jahres 1866 wenigstens von Seiten des österreichischen Offizierscorps längst gänzlich überwunden ist. Diese Offiziere zu Sebenico, welche bereits jahrelang in Dalmatien gestanden und zum Theil auch den 1863er Feldzug gegen die Bocchesen mitgemacht hatten, sprachen es uns gegenüber offen aus, wie sehr sie wünschten, einmal mit den deutschen Armeen vereint gegen Rußland, das fortwährend unter den südslawischen Unterthanen Oesterreichs und der Türkei agitirt und intriguirt, zu kämpfen. Auch den furchtbaren Aufstand in der Bocca schieben sie russischen Intriguen zu und erzählten uns haarsträubende Geschichten, welche sowohl auf die Tapferkeit als auf die Wildheit der Bocchesen ein helles Licht werfen. Mehreren österreichischen Offizieren, die lebendig in die Hände dieser Ungeheuer gefallen waren, seien, so sagten sie, Nasen und Ohren abgeschnitten worden.

Spät in der Nacht bestiegen wir wieder unser Schiff und gelangten am andern Morgen etwa 10 Uhr nach Spalato oder Spalatro, der schönsten Stadt Dalmatiens mit circa 12000 Einwohnern. Spalato liegt an einem herrlichen, halbmondförmigen Golfe, der gegen Süden von mehreren Scoglien, darunter die große Insel Brazza, abgeschlossen wird, und kann als

ein Neapel im Kleinen bezeichnet werden, insofern hier wie dort schön geformte Berge und Vorgebirge die prachtvoll angebaute Ebene, in der die Stadt liegt, von allen Seiten umschließen. Spalato's größte Merkwürdigkeit ist bekanntlich der große Diokletianische Palast, in dessen kolossale Ruinen fast die halbe Stadt hineingebaut ist und von dem schon der Byzantiner Geschichtschreiber Porphyrogenetos sagte, daß ihn keine Beschreibung erreiche. Man muß sich darunter kein einzelnes Gebäude, sondern vielmehr einen gewaltigen Complex von Gebäuden vorstellen, wie sie zu der Residenz eines römischen Kaisers gehörten. Es enthielt also dieser Palast außer der eigentlichen Wohnung des Kaisers auch noch die seiner Beamten, Leibwachen und Sklaven, ferner zwei Tempel, ein Theater, Bäder und einen prächtigen Porticus von etwa fünfzig dorischen Säulen, zwischen welche gegenwärtig Häuser hineingebaut sind. Diese Halle, deren Säulen zum Theil noch recht wohl erhalten sind, gewährt vom Meere aus einen herrlichen Anblick. Unser Weg führte uns vom Hafen aus durch mehrere antike, gewölbte Gänge hindurch zuerst auf den Domplatz von 78 Fuß Länge und 42 Fuß Breite, welcher genau dem antiken Peristylium entspricht. Von da gelangten wir in eine Art Vestibulum, dessen einer Giebel, auf mächtige Granitsäulen gestützt, noch vollkommen erhalten ist. Ein Denkstein, im Giebel angebracht, besagt, daß im Jahre 1818 Kaiser Franz der Stadt Spalato die Ehre seines Besuches geschenkt habe. Das Allerinteressanteste aber war der rechts vom Vestibulum befindliche Jupitertempel, der im 7. Jahrhundert christliche Kirche wurde und gegenwärtig als Kathedrale dient, ein in der Weise des römischen Pantheons intact erhaltener Rundtempel, von außen ein Achteck darstellend, davon jede Seite etwa 25 Fuß mißt. Betritt man das Innere, so sieht man sich in einer Rotunde von 42 Fuß Durchmesser, aus 2 Etagen bestehend, deren obere von 8 massiven Granitsäulen getragen wird, welchen 8 kleinere auf einem runden Gesimse stehende entsprechen. Die Sculpturen des Tempels beziehen sich auf den Cultus der Artemis, so daß wir wohl auf einen ursprünglichen Dianatempel schließen dürfen, welcher später dem Jupiter geweiht wurde. Diesem Gebäude gegenüber befand sich ein kleiner Aesculapiustempel, der gegenwärtig als Taufcapelle benutzt wird. Von dem schönen Glockenthurm aus genossen wir eine prächtige Aussicht auf die Ruinen von Salona, dessen Theater ganz deutlich sichtbar war. Ein Gang vor die Stadt führte uns zu einem Pfarrhause, dessen Wände ganz mit antiken Inschriften bedeckt waren. Als der Inhaber des Hauses sah, daß wir einige davon copirten lud er uns freundlich ein, ins Innere seiner Wohnung zu kommen, wo er uns unter anderem einen sehr wohl erhaltenen antiken Sarkophag und mehrere Mosaiken zeigte, die den Boden seiner Hausflur bedeckten. Bei der Weiterfahrt des Dampfbootes berührten wir die kleine Stadt Makarska, wo der von einer stattlichen Procession begleitete Bischof von Spalato, umgeben von einer ganzen Suite von Geistlichen und Domherren, das Schiff bestieg, um eine Kircheninspection auf der Insel Curzola vorzunehmen. Interessant war dabei wahrzunehmen, wie die Bewohner dieser Gegend ihren obersten Seelenhirten begrüßten. Die Laien feuerten nämlich überall ihre Gewehre ab, deren Knall laut von den Bergen zurückhallte, während die Geistlichen der Dörfer an der Küste den Bischof mit Schwenken ihrer Taschen- oder Betttücher begrüßten. Dann folgten die Inseln Brazza, Lesina, Curzola und Meleda und am andern Morgen ankerten wir in dem herrlichen Hafen von Ragusa, der Bucht von Gravosa, deren Wassertiefe es selbst den größten Schiffen gestattet, unmittelbar am Ufer vor Anker zu gehen, während die kleineren Fahrzeuge es vorziehen, in dem kleineren und weniger tiefen Hafen, der sich unter den Mauern von Ragusa selbst befindet, zu landen. Ganz herrlich war der etwa halbstündige Weg von Gravosa nach der altberühmten Stadt, welche auf der einen Seite von tiefen Gräben, hinter denen gewaltige mittelalterliche Mauern und Thürme aufsteigen, eingeschlossen ist. Die Straße führt nämlich immer am Ufer hin, das hier von mächtigen, furchtbar zerrissenen Felsen gebildet wird, zwischen denen das ununterbrochene Rauschen und Wogen des Meeres heraufdringt. Die prachtvollen Profile der Vorgebirge, die coulissenartig ins Meer hinabsteigen, erinnerten mich lebhaft an die

Gegend von Amalfi, südlich von Neapel, welchen Eindruck die ganz südliche Vegetation im Freien und in den sauber gepflegten Gärten vor der Stadt nur verstärken konnte. Mannigfache Consulatsschilder vor den Eingängen stattlicher Villen besagten, daß die alte Bedeutung Ragusa's als Handelsstadt immer noch nicht ganz geschwunden ist, und die verhältnißmäßig breiten und sauberen, von Häusern venetianischer Bauart eingeschlossenen Straßen der Stadt bildeten einen wohlthuenden Contrast gegen die engen, schmutzigen Gassen der übrigen Städte Dalmatiens. Unter den Gebäuden zeichnete sich der Palast des ehemaligen Leiters der Republik mit seinen großen, reichverzierten Säulen und Bogenfenstern aus. Höchst anmuthig war ein Abstecher, welchen wir von dem kleinen Hafen Ragusa's aus in einem kleinen Boote nach der etwa eine halbe Stunde entfernt gelegenen Insel Lacroma machten, die zur Hälfte mit einem schönen Pinienwalde, zur andern Hälfte mit einem prachtvollen, aus lauter seltenen tropischen Gewächsen bestehenden Garten bedeckt ist. Inmitten der Insel aber erhebt sich ein stattliches Schloß, erbaut vom unglücklichen Kaiser von Mexiko, dem einst die ganze Insel gehörte. Gegenwärtig wird das schöne Schloß von den Leuten eines österreichischen Offiziers bewohnt, der die ganze schöne Insel für den Spottpreis von 20000 Gulden gekauft hat, übrigens die Bedingung hat eingehen müssen, im Schlosse Alles in dem nämlichen Zustande zu belassen, wie er ihn bei der Uebernahme vorgefunden. Wir gingen wohl eine halbe Stunde in den schönen Corridoren und Zimmern des Schlosses umher und weideten uns an der Pracht einer Unzahl von kleineren und größeren Gegenständen, die alle noch denselben Platz einnehmen, wie er ihnen einst von dem unglücklichen Herrscherpaar angewiesen worden ist. Auch sah ich Zeichnungen von der Hand der Kaiserin Charlotte, die ein entschiedenes Talent bekunden. Als wir die Schloßtreppe herabstiegen, um den herrlichen Garten zu besuchen, hörten wir fröhliches Kindergeschrei und gewahrten unmittelbar darauf zwei reizende kleine Mädchen an der Hand ihrer Gouvernanten, die uns neugierig anschauten. Auf Befragen unseres Führers erfuhren wir, daß es die Töchterchen des montenegriner Fürsten seien, der mehrere Zimmer im Schlosse für seine Kinder gemiethet habe, die einen großen Theil des Jahres mit ihren Erzieherinnen hier auf der einsamen Insel verlebten. Gegen elf Uhr Vormittags verließen wir endlich nach einem sechsstündigen Aufenthalte die herrliche Bucht von Gravosa und fuhren bei leicht bewegter See an den letzten, mit schroffen, grottenreichen Uferwänden aus dem Meere auftauchenden Inseln Dalmatiens vorüber. Hierauf änderte sich plötzlich der Charakter des Festlandes. Die dinarischen Alpen, die bisher stets erst in einiger Entfernung vom Ufer sich erhoben, rückten jetzt immer näher und näher an dasselbe heran, bis sie schließlich unmittelbar aus dem Spiegel der Adria emporstiegen. Mit Entzücken schaute ich vom Verdeck des Schiffes aus dem unermüdlichen Spiel der an den schroffen Uferklippen sich brechenden, schaumbedeckten Wogen zu, was mich lebhaft an gewisse, in der griechischen Mythologie vorkommende Bilder und Namen erinnerte. Wer die Bedeutung der vielen Nereiden- und Oceanidennamen kennt, in welchen eine wahre Fülle von glänzenden Bildern, die das Leben des Meeres schildern sollen, niedergelegt ist, weiß, was ich damit meine, und begreift zugleich die weise Absicht des Dichters, der in einer auf den ersten Blick trocken scheinenden Aufzählung von Namen eine wunderbar herrliche und bei aller Kürze doch unendlich mannigfaltige echt poetische Schilderung des Meeres gegeben hat. Endlich — es mochte ungefähr vier Uhr sein — befanden wir uns vor dem Eingang zu den großartigen Bocche di Cattaro, gebildet von mäßig hohen Bergen, hinter denen aber bis zu einer Höhe von 7600 Fuß die berühmten schwarzen Gebirge emporsteigen. Dieser Eingang wird durch zwei Forts auf beiden Seiten geschützt, deren eines die Punta di Ostro heißt. Unter den Mauern dieses Castells, auf welchen österreichische Artilleristen standen oder lagen, fuhren wir hinweg und erblickten bald darauf ein Bild von einer so wilderhabenen Schönheit, daß meines Erachtens weder einer der oberitalienischen Seen noch der Königssee damit zu wetteifern vermag. Die Bocche di Cattaro bestehen nämlich aus einer ganzen

Reihe größerer und kleinerer Wasserbecken, die durch mehrere weitere und engere Wasserstraßen verbunden sind und eingeschlossen von 5100 bis 7600 Fuß hohen, fast vertical abfallenden und furchtbar zerklüfteten dunkeln Gebirgen sich in mannigfachen Windungen meilenweit ins Innere des Landes hinein erstrecken. So entstehen bei der Fahrt mit dem schnellen Dampfer eine große Menge rasch wechselnder grandioser Landschaftsbilder, indem die sich immer von neuem öffnenden Felsenthore unerwartet immer neue Ausblicke auf die zum größten Theil durch die hohen Gebirge düster umschatteten Wasserbecken eröffnen. Hierzu kommen noch die eigenthümlichen Contraste der mit echt südlicher Vegetation bewachsenen Ufer und der meist nackten, und den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Hochgebirge. Denn unten am Fuße der Berge gedeihen überall da, wo die Berge ein wenig zurücktreten und Raum geben, Palmen, Feigen, Oliven, Lorbeerbüsche und Cacteen, während oben in einigen Schluchten kleine Wäldchen von Schwarzholz erscheinen, die lebhaft an die nordischen Gebirge erinnern. Der Blick aufs offene Meer geht übrigens bei diesen Windungen der Wasserwege und der verhältnißmäßigen Enge des Eingangs bald vollständig verloren. Ich muß gestehen, daß mich ein heiliges Schaudern überkam, als ich diese prachtvollen Bilder plötzlich vor mir sah, und zu den düsteren, furchtbar zerklüfteten Bergen rings umher aufschaute, deren trotzige Formen mit dem wilden und doch edeln, durch und durch mittelalterlichen und martialischen Charakter der Bewohner so wunderbar harmoniren. Unter solchen Eindrücken und Gefühlen liefen wir nach einer mehrstündigen Fahrt durch diese herrliche Meereswildniß, nachdem wir die auf einer winzigen Insel liegende Kirche von Perasto passirt, endlich am Abend in den immer ruhigen, weil vor jedem Wind und Wetter beispiellos geschützten Hafen von Cattaro ein, der so trefflich ist, daß selbst unser großes Schiff unmittelbar am Ufer anlegen konnte. Auch das Bild, welches sich jetzt unseren Blicken an dem von schönen Bäumen umschatteten und von einer lebhaften Menschenmenge frequentirten Hafenplatze bot, war sehr interessant und charakteristisch. Glücklicherweise nämlich trafen zwei Umstände zusammen, um uns Alles, was Cattaro Charakteristisches hat, auf jenem Hafenplatze im engen Rahmen vor Augen zu führen: die verhältnißmäßige Seltenheit der Ankunft eines großen Dampfers, der allen Verkehr nicht nur zwischen Cattaro und Triest, sondern überhaupt zwischen der ganzen Bocca und Montenegro mit der gesammten Außenwelt vermittelt und dessen Ankunft regelmäßig eine bedeutende Menschenmenge herbeizieht, und andrerseits der große, am nächsten Tage stattfindende Wochenbazar nach türkischer Art, zu welchem bereits am Abend dieses Tages eine ziemliche Anzahl malerisch gekleideter und fast durchweg mit kostbaren Waffen versehener Bocchesen und Montenegriner erschienen war. Wir hatten kaum unseren Fuß ans Land gesetzt, als bereits unser Reisebegleiter, ein österreichischer Oberst, mit dem wir am nächsten Morgen nach Montenegro hinaufreiten wollten — übrigens ein höchst origineller Herr, der aus Croatien stammte und als guter Croat den Ungarn nicht hold war — eine Reihe höherer Offiziere, welche am Strande standen, als alte Bekannte begrüßte und von dem einen die Erlaubniß auswirkte, die Thore der Stadt am nächsten Morgen drei Uhr passiren zu dürfen. Cattaro ist nämlich ein außerordentlich fester Platz und namentlich seit den furchtbaren Kämpfen des Jahres 1869 mit einer verhältnißmäßig bedeutenden Anzahl von Truppen (so viel ich sehen konnte, lauter Ungarn) besetzt. Unmittelbar darauf erschien auch der diplomatische Agent des Fürsten von Montenegro, an den wir uns vom russischen Consul in Ragusa hatten empfehlen lassen, ein stattlicher, aber nicht national sondern modern gekleideter Herr, der unsern in italienischer Sprache geschriebenen Empfehlungsbrief las, uns darauf versprach, den Fürsten sofort telegraphisch von unserem Besuche benachrichtigen zu wollen und uns alsbald in das beste Café von Cattaro führte, wo wir Eis essen konnten. Auch ein äußerst jovialer und liebenswürdiger katholischer Geistlicher, ursprünglich Franciscaner, welcher aber aus dem Orden ausgetreten war, die Mönchskutte mit dem Gewande des Weltpriesters vertauscht hatte und gegenwärtig eine Professur an dem Gymnasium von

Cattaro bekleidete, Grubkowitsch mit Namen, gesellte sich zu uns und führte uns nach einem Gange durch die Stadt in ein Speisehaus. Da derselbe in Wien und Prag studirt hatte, so sprach er ausgezeichnet Deutsch und theilte uns namentlich von Montenegro und dem Fürsten, den er persönlich kannte, Vieles mit, was uns für unseren Ritt am nächsten Morgen von Wichtigkeit war. Erwartungsvoll legten wir uns endlich am Bord des Schiffes zum Schlafen nieder.

Golf von Cattaro.

Es mochte ungefähr zwei Uhr sein und war natürlich noch stockfinster, als der alte Oberst bereits fertig angekleidet vor unserer Koje erschien, um uns zu wecken. Als wir aus dem Schiffe heraus auf den Hafenplatz traten, schlug es gerade drei Uhr und plötzlich hörten wir von nah und fern laut gellende Rufe, wie ein gewaltiges Echo erschallen, die wir uns anfangs nicht zu erklären vermochten. Später hörten wir, daß es die Wächterrufe der österreichischen Schildwachen waren, die zu gewissen Stunden rings durch die gewaltigen Befestigungswerke von Posten zu Posten, von Felsen zu Felsen laufen. Das höchste dieser Befestigungswerke befindet sich auf einem fast senkrecht aufsteigenden Felsen in einer Höhe von circa 1000 Fuß und macht einen äußerst malerischen Eindruck, indem gewaltige mit Schießscharten versehene Mauern, verdeckte Gänge enthaltend, zum Meere hinabklimmen und so eine Verbindung des Castells mit der Stadt Cattaro herstellen. Wir schritten zur Porta di Gordiccio hin, wurden von den Schildwachen hinausgelassen und standen nun auf einem kleinen mit Bäumen besetzten Platz, wo wir bereits unsere Führer, drei wohlbewaffnete Bocchesen, mit drei kleinen türkischen Gebirgspferden vorfanden. Wir saßen auf und betraten alsbald beim ersten Morgengrauen den interessanten Weg, welcher in über sechzig Zickzackwindungen über den fast senkrecht abfallenden Monte Sella nach Montenegro hinüberführt. Dieser Weg gehört mit sei-

nen Aussichten und unmittelbaren Umgebungen mit zu dem Großartigsten und Schönsten, was ich je in Gebirgen gesehen habe. Zunächst ging es immer in unmittelbarer Nähe der oben erwähnten Befestigungswerke hinauf, deren höchste Höhe in etwa einer Stunde erreicht wurde, dann wandte er sich über einer nach links gehenden furchtbaren Schlucht hin bis zur montenegrinischen Grenze, wo er gänzlich aufzuhören schien, ja an einigen Stellen, wo gewaltige Felsblöcke herabgerollt sind, wurde er so schwierig, daß wir absteigen und auf allen Vieren vorwärts kriechen mußten, während die Begleiter die Führung der Pferde übernahmen. Nach ungefähr zwei Stunden machten wir an einer Quelle Halt, Kerstička voda genannt, an der mehrere Montenegriner rasteten, welche Schafe und Ziegen zum Bazar nach Cattaro hinabtrieben: ein äußerst malerisches Bild. Von hier aus eröffnete sich in einer Höhe von circa 3000 bis 4000 Fuß eine ergreifende Aussicht auf die tief unter uns noch im tiefsten Schatten liegenden Wasserbecken der Bocche, auf die eben von den Strahlen der Morgensonne gerötheten Hochgebirge und das unendliche Meer, welches wir ganz deutlich durch eine Senkung des zwischen uns und ihm befindlichen Gebirges hindurchschimmern sahen. Furchtbar muß übrigens der von nun an ganz mit wüstem Steingeröll bedeckte Pfad sein, wenn die Bora weht, ein Wind von einer solchen Stärke, daß man sich, nach den Berichten zuverlässiger Reisenden, öfters an Felsblöcke anklammern muß, um seinen plötzlichen Stößen Widerstand leisten zu können. Einen imponirenden Eindruck machten weiter oben einige Montenegriner und Montenegrinerinnen auf uns, die mit einer seiltänzerartigen Geschwindigkeit den eigentlichen Saumpfad verschmähend zum Theil schwer bepackt in fast schnurgerader Richtung den Berg herabeilten, um bei der Eröffnung des Bazars noch rechtzeitig in Cattaro einzutreffen. Endlich, es mochte ungefähr sechs Uhr sein, erreichten wir die höchste Höhe des genannten Monte Sella, d. h. des Passes, welcher nach der ersten montenegriner Niederlassung Njeguš hinüberführt, und blickten nun in einen etwa 500 Fuß unter uns liegenden Thalkessel hinab, das Gefilde von Njeguš, welches das Ziel unseres Rittes bildete. Man würde jedoch sehr irren, wenn man dieses Ravno polje, dieses sogenannte ebene Feld von Njeguš, sich wirklich so eben vorstellen wollte, wie es der Name besagt, der vielmehr diesem Thale nur im Gegensatze zu der umgebenden Steinwüste zukommt. Es war dies ein ziemlich weiter, rings von hohen, zum Theil bewaldeten Bergen eingeschlossener Thalkessel, aus dem aber an unzähligen Stellen wüste Klippen chaotisch aufragten, zwischen denen grubenartig vertieft einige dürftige Felder und Wiesen sich befanden. Nur im Hintergrunde neben den Häusern von Njeguš erblickte man größere Flächen grünen bebauten Landes: Wiesen und Felder, deren Aussehen von keiner großen Ueppigkeit des Bodens zeugte. Von einem eigentlichen gebahnten Wege konnte auch hier nicht die Rede sein: man mußte eben da zwischen den Klippen oder trichterförmigen Senkungen des Bodens hindurchreiten, wo die wenigsten Felsblöcke oder Steingerölle den Pfad versperrten. So erreichten wir endlich nach etwa fünfstündigem Ritte zwischen sieben und acht Uhr die ersten Wohnungen von Njeguš, und stiegen vor einem sogenannten Wirthshause ab, vor welchem verschiedene stattliche Männer im vollen Waffenschmucke rauchend und zechend saßen. Die erste von der stattlichen aber nicht gerade sehr reinlich aussehenden Wirthin an uns gerichtete Frage war, ob wir unseren Kaffee drinnen oder außerhalb des Hauses trinken wollten, ein Gang durch das ganze fast fensterlose, rauchig und schmutzig aussehende Haus überzeugte uns jedoch von der Nothwendigkeit, draußen zu bleiben. So brachte man uns denn einen Tisch und zwei Bänke heraus und setzte sie auf den Hof zwischen dem Wirthshause und der unmittelbar daneben befindlichen Schule, die, wie man uns sagte, wegen der in Montenegro gegenwärtig herrschenden Blatternepidemie geschlossen war, so daß wir leider auf einen Besuch derselben verzichten mußten. Was die Qualität des eingenommenen Frühstücks betrifft, so war zwar der Kaffee recht gut, jedoch der pulverisirte Zucker so schmutzig, daß wir es kaum über uns gewinnen konnten, davon zu nehmen. Auch das große Weißbrot, von dem wir uns abschneiden mußten, sah

wenig einladend aus: es war ein Mehlklumpen, den man in der Asche gebacken hatte, wie aus dem Aussehen der Rinde hervorzugehen schien. Doch schmeckte es uns recht gut, da wir seit früh drei Uhr nichts zu uns genommen hatten und von dem langen beschwerlichen Ritte recht angegriffen waren. Ein eigenthümliches humoristisches Intermezzo während des Frühstückes war es, als die höchst primitiv gezimmerte Bank, worauf sich der wohlbeleibte Oberst niedergelassen hatte, plötzlich mit Gekrach unter ihm zusammenbrach. Ein Berufstischler hatte sie schwerlich gemacht, ebensowenig die Treppe, die in den oberen Theil des Hauses hinaufführte und aus unbehauenen starken Baumästen bestand, in welche Kerben eingehauen waren, worin kleinere gespaltene Aeste saßen. In der That machten fast alle Häuser, die wir in Njegusch sahen, mit Ausnahme des fürstlichen Palastes und der Schule den Eindruck, als wenn sie von den Bewohnern selbst gebaut wären. Leider vergaß ich es, mich nach dem Handwerkerthume in Montenegro zu erkundigen.

Nach etwa einer Stunde machten wir uns endlich auf den Weg zum Hause des Fürsten, das trotz aller Einfachheit doch deutlich genug von den übrigen Wohnungen abstach. Es lag circa eine Viertelstunde entfernt, in einem anderen Theile des Dorfes, welcher den Clan der Petrowitsche oder der fürstlichen Familie bildet, wohin sich der Fürst jeden Sommer für etwa zwei Monate zurückzuziehen pflegt, um, von Regierungsgeschäften befreit, nur sich selbst und seiner Familie zu leben. Auf dem Wege dahin waren wir sehr erstaunt, als wir plötzlich einem jungen Mann in civilisirter Tracht begegneten, der uns Deutsch anredete, sich als Reitknecht des Fürsten zu erkennen gab und uns sagte, daß der Fürst bereits von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt und geneigt wäre, uns zu empfangen. Dies könne jedoch nicht augenblicklich geschehen, denn der Fürst wäre gerade noch mit Regierungsangelegenheiten beschäftigt, wir möchten uns also einstweilen in das Haus seines Adjutanten begeben und daselbst warten, bis der Fürst in seinen Palast zurückgekehrt und im Stande wäre, uns Audienz zu ertheilen. Wir schritten nun weiter und trafen vor einem der ersten Häuser einen überaus stattlichen, über sechs Fuß hohen, jungen Mann in reicher kriegerischer Tracht, der uns freundlich bewillkommnete und uns in die Wohnung des Adjutanten, eines jungen Mannes von der Verwandtschaft des Fürsten, führte. In einem ziemlich großen Zimmer empfing uns derselbe mit einem anderen jungen Manne, der ebenso wie unser Führer zu der Leibwache des Fürsten, den sogenannten Perjanitzen, gehörte. In diesem Zimmer sah es ziemlich einfach aus: an den Wänden standen drei gewaltige Bettstellen und zwei Tische, auf denen wirklich prachtvolle türkische Waffen lagen, darunter ein mächtiger krummer Säbel mit schönverzierter goldbeschlagener Scheide und herrlichem edelsteinbesetzten Gefäß. Von eigentlichem Zimmerschmucke erblickten wir einen Spiegel, eine große Photographie der fürstlichen Familie und einige kleine Heiligenbilder auf Goldgrund gemalt in byzantinischem Geschmack. Nachdem uns Stühle gereicht waren, wurden uns türkische Cigarretten und vorzüglicher Kaffee präsentirt, und es entspann sich nun zwischen unserm Wirth und dem Obersten eine lebhafte Unterhaltung in serbischer Sprache, von der wir jedoch nichts verstanden. Nur so viel wurde uns klar, daß es sich um Waffen handelte, denn einmal ging unser Wirth hinaus und kehrte mit drei schönen, ganz modernen Gewehren zurück, deren Construction dann den Gegenstand der weiteren Unterhaltung bildete. Wir benutzten unterdeß die Gelegenheit aus dem Fenster zu schauen und die interessanten Bilder echt montenegriner Volkslebens zu betrachten, die sich uns darboten. Unmittelbar unter uns nämlich befand sich eine runde Tenne, auf welcher drei Pferde unaufhörlich mit Peitschenknall herumgetrieben wurden. Rings herum standen stattliche Männer, darunter einer mit mächtigen Kanonenstiefeln, der Woiwode von Njegusch. Weiter im Hintergrunde befanden sich Wiesen und Felder, auf denen jedoch montenegriner Sitte gemäß nur Frauen mit der Ernte beschäftigt waren. Auf der nächst gelegenen Wiese bot sich uns aber ein Anblick dar, der mehr als alles Andere, was wir gesehen, an Homerische Verhältnisse erinnerte. Dort stand der Fürst in reicher Nationaltracht und in

gemessener Entfernung von ihm zwei Männer, von denen einer sehr lebhaft gesticulirte und so laut sprach, daß einzelne seiner Worte, trotz der ziemlich bedeutenden Entfernung von vielleicht 300 Fuß, bis zu unsern Ohren drangen. Der Fürst schien Jenem aufmerksam zuzuhören, denn er stand mit wahrhaft vornehmer Grandezza lange Zeit fast unbeweglich, nur bemerkten wir hin und wieder, daß er bisweilen sein malerisches Obergewand, eine Art Plaid, Strukka genannt, von einer Schulter auf die andere warf. Hinter dem Fürsten standen einige Trabanten, während seine Frau, die Fürstin, mit ihrem Söhnlein und dessen Erzieherin auf der Wiese auf und ab spazierte. Endlich war das Schiedsgericht — denn um ein solches handelte es sich — beendigt und der Fürst schritt seiner Familie und den Trabanten voran, dem nahe gelegenen Palaste zu, in welchem er verschwand. Unmittelbar darauf erschien ein Perjanitze, um uns zum Palast zu führen. Dieser war mit einer Mauer umgeben, vor welcher mehrere Wachen standen. Auf eine derselben, einen alten verwegen blickenden Graubart mit geschultertem Gewehr, machte uns unser Begleiter besonders aufmerksam, indem er ihn als gewaltigen Helden charakterisirte mit den Worten: „Dieser Mann hat bis jetzt 54 Türken die Köpfe abgeschnitten.“ Wir durchschritten nunmehr mit unserem Führer den kleinen Hofraum und stiegen die Treppe hinauf, mit Interesse die zahlreichen Waffen aller Art betrachtend, die an den Wänden des Treppenhauses aufgehängt waren. Oben wurde uns die Mittelthür geöffnet und wir befanden uns nun in einem höchst einfachen, mäßig großen Zimmer, dessen einziger Schmuck das lebensgroße Porträt des Oheims des Fürsten, des im Jahre 1860 ermordeten Danilo, bildete. An einem einfachen Tisch, auf dem mehrere französische Bücher und eine Reihe von Zeitungen lagen, saß der Fürst, ein noch junger Mann von zweiunddreißig Jahren, von schöner anmuthiger Haltung und in reicher, echt montenegrinischer Tracht, die Füße mit hohen lackirten Kanonenstiefeln bekleidet, deren Schäfte in ungarischer Weise vorn spitz zuliefen und mit einem goldenen Quast versehen waren. Waffen bemerkte ich in dem Momente, wo wir Audienz hatten, nicht an ihm, er war also, abgesehen von einem Bettler, welcher uns beim Hinaufreiten begegnete, der einzige unbewaffnete Mann, den wir sahen. Unser Oberst redete den Fürsten sogleich in serbischer Sprache an, stellte uns als deutsche Gelehrte vor und der Fürst eröffnete nun, nachdem er Stühle hatte bringen lassen, die Unterhaltung, zumeist der serbischen Sprache sich bedienend, mitunter aber auch uns in französischer oder in deutscher Sprache anredend, deren Kenntniß er, wie er sagte, einem deutschen Erzieher verdanke.

Von ganz besonderem Interesse war uns natürlich alles dasjenige, was er über sich selbst und montenegriner Verhältnisse sagte. So behauptete er unter anderem, Montenegro stehe augenblicklich mit allen europäischen Mächten, namentlich aber Oesterreich, auf dem besten Fuße, der einzige wirkliche Feind seien die Türken und zur Vertreibung derselben aus Europa nach Kräften beizutragen, sei die höchste Aufgabe der Montenegriner. Augenblicklich thue er alles Mögliche zur Hebung der Cultur in seinem Lande, er beabsichtige sogar, nächstens ein Gymnasium in Cetinje zu errichten, nur halte es außerordentlich schwer, Lehrer dafür zu gewinnen, weil über den Charakter seiner Unterthanen die irrigsten Meinungen in Europa verbreitet seien. Dies komme daher, daß nur äußerst selten Reisende das Land besuchten, und doch wäre es in Montenegro viel sicherer als in irgend einer der großen Hauptstädte Europa's, z. B. in Wien und Berlin. Zwar sei noch sehr viel zu thun, aber doch vertraue er auf den edlen Sinn der Montenegriner. Mit besonderer Freude erzählte er, daß vor wenigen Tagen ein englischer Ingenieur, der in seinem Auftrage die geologische Beschaffenheit Montenegro's untersuchte, am Skutarisee große Kohlenflötze aufgefunden hätte, die dem armen Lande eine neue Hilfsquelle versprächen. Auf einen Wink mußte ein Trabant eine schwere Kiste hereintragen und auf den Tisch setzen, woraus Seine Hoheit eigenhändig mehrere Stücke Kohlenproben hervorholte und uns vorlegte. Zum Schluß sprach er noch sein Bedauern aus, uns nicht in seiner eigentlichen Residenz Cetinje empfangen zu können. Hier in Njegusch bewohne er nur ein einfaches Landhaus, um fern von allen eigentlichen Regierungsgeschäften, nur sich und seiner

Familie zu leben. Er gehe jeden Morgen mit Sonnenaufgang auf die Jagd, um Wölfe und Rebhühner — ein eigenthümlicher Contrast — zu erlegen. Mit der Aufforderung, ihn auch einmal in Cetinje zu besuchen, entließ er uns, Jedem in biederer Weise die Hand reichend. Ich habe nur noch zu erwähnen, daß während dieser Unterhaltung auf silbernen Präsentirtellern Wiener Bier in Krystallgläsern von einem der dienstthuenden Perjanitzen herumgereicht wurde und daß derselbe uns Cigarretten drehen mußte, als wir auf Befragen des Fürsten, ob wir selbst Cigarren mitgebracht, geäußert hatten, daß wir dieselben schon längst verraucht hätten. Wir verließen das fürstliche Haus mit dem lebhaften Eindrucke, einen in seiner Art ausgezeichneten Mann kennen gelernt zu haben und wunderten uns nicht über die Aeußerungen inniger Verehrung und Hochachtung, die wir, bald darauf in unser Wirthshaus zurückgekehrt, von allen Montenegrinern vernahmen, mit denen wir auf den Fürsten zu sprechen kamen.

Als wir von dem schon erwähnten überaus stattlichen Perjanitzen geleitet zum Wirthshause zurückkamen, trafen wir dort dieselben Helden noch rauchend und zechend, die wir schon am Morgen gesehen hatten. Zu unserem Vergnügen bemerkten wir, daß uns dieselben jetzt viel achtungsvoller begrüßten als am Morgen, wo sie uns als civilisirte Philister kaum eines Blickes gewürdigt hatten. Waren wir doch mittlerweile die Gastfreunde ihres allverehrten Fürsten geworden! Da der Mittag bereits nahe herangerückt war, so beschlossen wir noch nicht sogleich nach Cattaro hinabzureiten, sondern zunächst das Mittagsessen auf demselben Platze einzunehmen, wo wir bereits am Morgen den Kaffee getrunken hatten. Auch erklärten sich Wirth und Wirthin gern bereit, alle unsere Ansprüche an ein gutes Mittagsessen zu befriedigen und wiesen uns schmunzelnd drei mächtige Hammelkeulen vor, deren jede in eigenthümlich montenegrinischer Weise zubereitet werden sollten. Die Kartoffeln, welche zur Mahlzeit gehörten, wurden vor unseren Augen aus einem nahe gelegenen Felde herausgerissen und sodann triumphirend, gleichsam als wollte man mit der Schönheit und Größe derselben renommiren, an uns vorübergetragen, mit dem Bedeuten, daß es die schönsten und reifsten wären, die man auftreiben könne. Das nun folgende Mittagsessen ließ also, was Quantität namentlich der Fleischkost anlangt, in der That absolut nichts zu wünschen übrig und die Montenegriner mußten eigenthümliche Begriffe von der Geräumigkeit unserer Magen haben, wenn sie glaubten, daß wir auch nur ein Viertel von dem essen könnten, was aufgetragen war. Recht naiv benahm sich übrigens die Wirthin, als es ans Bezahlen ging. Sie meinte, wir möchten nur den Preis des Essens selbst bestimmen, da sie nicht wisse, was ihr gebühre, weil sie noch nie eine so splendide Mahlzeit zubereitet habe. Entweder war dies schlaue Berechnung oder wirkliche Naivetät. Ich glaube das Letztere annehmen zu dürfen, da der Preis von drei österreichischen Papiergulden, die wir zahlten, sicherlich nicht zu hoch gegriffen war und doch die Frau sichtlich befriedigte.

NEW YORK

Gegen drei Uhr brachen wir endlich auf und kehrten nach ungefähr vierstündigem Ritt glücklich wieder nach Cattaro zurück, das nunmehr Montenegro gegenüber fast den Eindruck einer ganz andern Welt machte. Auch auf dem Rückwege begegneten wir unzähligen Montenegrinern, namentlich Frauen, die zum Theil schwer bepackt den fürchterlichen Weg, wie es schien, fast mühelos hinaufklommen. Erwähnenswerth scheint mir die Aeußerung einer Frau, die unsern Oberst um ein Trinkgeld ansprach, weil sie ein helles Licht auf den schlagfertigen natürlichen Humor dieser fast wie Sklavinnen behandelten montenegrinischen Weiber zu werfen geeignet ist. Als nämlich der Oberst ihr auf ihre Bitte erwiederte, oben sei ja eine vortreffliche Quelle, aus welcher sie schöpfen könne, erwiederte sie sofort: Ja, aber diese hat mir Gott gegeben, damit ich daraus trinke, jetzt möchte ich aber, daß auch du mir etwas zu trinken gäbest.

Auch die Rückfahrt nach Triest, welche wir am nächsten Morgen antraten, war höchst genußreich, indem wir mehrfach Gelegenheit hatten, diejenigen Landschaften, an welchen wir auf der Hinfahrt bei Nacht vorübergekommen waren, nun bei dem hellen Glanze des Tageslichtes würdigen zu können. Am Mittag des vierten Tages liefen wir in den Hafen von Triest

ein und bestiegen alsbald ein neues Schiff, welches uns nach Ravenna bringen sollte.

Der Gletschergarten von Luzern.

Von

Ad. Lasard.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Von der nach Hunderttausenden zählenden Touristenschaar, welche alljährlich in den Schweizer Alpen Erholung und Naturgenuß sucht, lenkt ein nicht unbeträchtlicher, wenn nicht vielleicht der größte Theil seine Schritte unbedingt nach Luzern. Theils sind es solche, welche hier am Vierwaldstätter See mit dem Blick auf die im Hintergrunde hervortretenden schneebedeckten Häupter der Urner Alpen ihr Standquartier für kürzere oder längere Zeit aufschlagen, theils ist es der Strom von Passanten, der sich tagtäglich über Luzern in Folge seiner centralen Lage ergießt, um von dort die zahlreich gebotenen Verkehrsmittel zu Excursionen in die nahe Gebirgswelt zu benutzen. Beförderte die Rigibahn doch allein im Monat August v. J. mehr denn 50000 Personen, welche wohl insgesammt Luzern ihren Tribut abgetragen haben.

Bei allen diesen Touristen, gleichviel welcher Nation angehörig, genießt der unentbehrliche Bädeker ein solches Ansehen, daß wohl kaum Einer es unterlassen wird, der warmen Empfehlung desselben zu folgen und das berühmte durch vielfache Abbildungen hinreichend bekannte Löwendenkmal aufzusuchen. In ehrender Erinnerung an die in treuer Ausübung ihrer Soldatenpflicht in Paris in der zehnten Augustnacht und in den Septembertagen 1792 gefallenen Schweizergardisten ist das nach einem Modell Thorwaldsen's hergestellte Denkmal vor dem Wäggiser Thor in eine durch Auswaschung des Molasseriffs entstandene hohe senkrechte Felswand von grünlich-grauem Sandstein ausgemeißelt. Der Ort mit seiner ernsten Umgebung und die künstlerisch so gelungene Darstellung der Vereinigung der Tapferkeit und hingebenden Treue — ein durch einen abgebrochenen Lanzenschaft tödtlich verwundeter Löwe deckt noch sterbend das bourbonische Wappen — werden auf jeden Beschauer eine tiefe Wirkung hervorbringen.

Dicht neben der durch die Kunst Thorwaldsen's berühmt gewordenen Stätte ist dem Besucher Luzerns jetzt auch unter dem Namen eines Gletschergartens ein interessantes Naturphänomen aus der Diluvialzeit erschlossen worden, das um so mehr der Besichtigung werth ist, als an keinem anderen Orte in der Schweiz etwas dem Aehnliches zu sehen ist, was hier ein glücklicher Zufall zu Tage gefördert hat.*

Bei dem beabsichtigten Bau eines Hauses mit Felsenkeller im Herbste 1872 traf man an dieser Stelle nach Wegräumung von nur wenig Fuß Dammerde und Geröll auf den eben erwähnten Molassesandstein und in diesem auf ein tief ausgehöhltes Loch, auf dessen Grund ein großes abgerundetes Geschiebe von Alpenkalk lagerte. Weiteres vorsichtiges Abdecken der Erd- und Geröllschicht zeigte auf einer Fläche von nicht ganz 500 Quadratmeter nicht weniger als 17 solcher Löcher von verschiedener Größe von $1\frac{1}{2}$ bis 6 Meter Tiefe — zum Theil mit spiralförmigen Windungen — und zwischen diesen Löchern die unzweifelhaftesten Gletscherspuren in den vorhandenen charakteristischen Streifen, Schliffen und Furchen. Der hinzugezogene Geologe Professor Albert Heim aus Zürich erklärte, daß hier ein hochinteressanter Fund sogenannter Riesentöpfe vorliege, welche in der Glacialzeit gebildet sein müssen.

Solche Riesentöpfe, auch Strudellöcher genannt, welche in Schweden und namentlich in Norwegen ebenfalls häufig vorkommen, trifft man noch heute vielfach in den Alpen, entweder fertig gebildet oder in der Entstehung begriffen; im Oberhaslithal findet sich z. B. ein bereits fer-

---

* Das innerhalb des Monats Januar erscheinende 4. Heft des 26. Bandes der „Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft“ wird eine sehr interessante Arbeit der Herren Doctoren Brögger und Reusch über mehrere Gruppen großer und kleiner Riesenkessel bei Christiania bringen, über deren Auffinden zuerst Prof. Kjerulf auf der Versammlung nordischer Naturforscher in Kopenhagen im Jahre 1873 Mittheilungen machte, und die seitdem von den genannten Herren genauer untersucht worden sind.

tig gebildeter und ein noch in der Bildung begriffener Riesentopf, ebenso bei Bex und Sitten in Wallis; an der Gotthardstraße am Fuße der Teufelsbrücke u. s. w.

Selbst der gegen Naturbeobachtungen gleichgültigste Reisende bekommt eine Ahnung von der Gewalt der Gebirgswasser und Lawinen, wenn er ganze Halden von Felsblöcken in allen Größen bis zu unglaublicher Ausdehnung vielleicht grade da in Alpenthälern erblickt, wo er noch im Jahre zuvor blühende Fluren und Dörfer angetroffen, deren Wohlstand oft binnen einer Stunde durch das Hereinbrechen jener gewaltigen Felsblöcke auf immer vernichtet wurde, von denen beispielsweise ein einziger, im Jahre 1868 im Vorderrheinthal in der Nähe von Tavasana abgelagerter, das Gewicht von 8182 Ctr. erreicht.

Aber es ist nicht diese plötzlich hereinbrechende Gewalt, welche die Riesentöpfe bildet, sondern eine allmälige und sich wiederholende Wirkung des Wassers, welche auf der einen Stelle langsam und allmälig zerstört, um an einer andern wieder neu aufzubauen. So pflegen denn Riesentöpfe da zu entstehen, wo rasch fließendes Wasser Geschiebe mechanisch auf dem unterlagernden Stein umherdreht, namentlich in steilen Flußrinnen oder, wie meistens in der Schweiz, am Fuße von Wasserfällen.

In dem Gletschergarten von Luzern oder in dessen Nähe sind jedoch keine Felswände, von denen die Wasser ehemals herabgestürzt sein könnten, auch befindet sich derselbe nicht in einer ehemaligen Stromrinne, in welcher rasch fließendes Wasser die stille Arbeit der Aushöhlung verrichtet haben könnte. Alles deutet vielmehr mit Bestimmtheit darauf hin, daß hier ein Gletscher vorhanden gewesen sein muß, aus dem Wassermassen herabstürzten, deren bewegende Kraft die von dem Diluvial-Gletscher aus den Alpen mitgebrachten Gesteine so lange auf dem unterlagernden Molassesandstein im Kreise bewegten, bis die Höhlungen vertieft und vollendet waren, auf deren Boden eben jetzt diese durch die Schleifarbeit polirten und abgerundeten Mahlsteine ruhen. Das Vorhandensein dieses Gletschers wird durch die entfernte Heimath der Mahlsteine ebenso wie der anderen zerstreut umherlagernden Blöcke erwiesen; zum Theil entstammen beide dem oberurnerischen Granitgneiß, zum Theil Alpenkalken aus der Jura-, Kreide- und Nummulitenformation, aus der letzteren zahlreiche Nummulitenreste umschließend. Von der früheren Gletscherthätigkeit an diesem Ort berichten nicht minder die Furchen, Schliffe und Streifen sowohl auf der Oberfläche des an einer Stelle sehr versteinerungsreichen Molassesandsteins, wie auf den gleich wie bei Grundmoränen hier auftretenden Findlingen.

Den Vorgang der Bildung der Riesentöpfe durch Gletscher schildert uns Professor Heim treffend in folgenden Worten:

„Wir sehen jetzt auf Gletschern oft, daß die großen Schmelzwasserbäche der Oberfläche in Spalten brausend und dumpf dröhnend zur Tiefe stürzen. Gehen auch Spalten selten ursprünglich bis an den Grund oder doch nur, wenn sie nahe dem Gletscherrande liegen, so kann das stürzende Wasser noch ein Kamin sich bis zum Grunde ausschmelzen. Das sind die sogenannten „Gletschermühlen". Schließt auch langsam durch weitere Bewegungen die Spalte sich wieder, so erhält sich doch das stürzende Wasser ein cylindrisches Loch offen. Da die Gletscher jedes Jahr ungefähr an gleicher Stelle größere Schmelzwasserbäche liefern und an gleicher Stelle Spalten werfen, so finden wir die großen Gletschermühlen Jahr für Jahr ungefähr an den gleichen Stellen wiederkehren. Blöcke der Moränen fallen mit zur Tiefe oder es werden auch Blöcke der Grundmoränen dort unten aufgewirbelt. Während der Gletscher die Felsoberfläche an seinem Grunde mit Ritzen in seiner Bewegungsrichtung versieht, höhlen die Gletschermühlen glattbewandete Riesentöpfe, Strudellöcher in diese Grundfläche. Dort unten bewegt sich das Eis langsamer als oben, und es mag dort unten die Mündung einer Mühle lange genug vor einer Stelle stehen bleiben und ein Topf in einer Jahreszeit sich bilden. Im Winter kommt die Arbeit in Stillstand, keine Schmelzwasser rieseln. Im Frühling beginnt sie wieder und vielleicht trifft die neue Mühle genau das Strudelloch der vorjährigen und bildet es noch weiter aus, in anderen Fällen entsteht ein neues Strudelloch nicht ferne vom älteren. Je kräftiger die Wassermasse, die durch

das Eiskamin hinunterstürzt, und je härter und rauher und reicher die Mahlsteine, desto ergiebiger ist ihre Arbeit, desto schneller ein Topf tief.

„Die Oberflächenformen des Thälchens, in dem der Gletschergarten liegt, sind der Art, daß sicherlich an dieser Stelle jedes Jahr im Eis des alten Gletschers, der bis gegen den Jura hin sich ausbreitete, starke Spannungen entstehen mußten, und so ist es gekommen, daß wir hier eine ganze Menge Strudellöcher nahe beisammen haben."

Der Besitzer Herr Kaufmann Amrein-Troller verdient Dank, daß er von dem beabsichtigten Bau eines Hauses auf den Rath der Sachverständigen Abstand nahm. Hübsche Gartenanlagen, welche indessen in keiner Weise die Natur und die Ursprünglichkeit des hier erschlossenen Fundes beeinträchtigen, eine kleine anthropologische Sammlung aus den Schweizer Pfahlbauten, eine Sammlung Schweizer Mineralien und Petrefacten vereinigen sich, um den Besuch des Luzerner Gletschergartens zu einem an Belehrung wie an Unterhaltung reichen zu machen und zwar nicht minder für den Forscher wie für den gebildeten Laien.

Die Wunder der Polarzone.

Von

Philipp Spiller.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Mancher wird wohl sagen: mir schaudert schon, wenn ich auch nur daran denke, wie es in jenen inneren Gebieten der Polarzonen aussehen mag, da schon weit vom Pole entfernt auf den Festländern ewige Eis- und Schneefelder, und auf den Meeren ein gewaltiger Eisgürtel die Zugänge absperren.

Nordenskjöld hat auf seiner interessanten Reise das Nordostland oder die nördlichste von den vier größeren Inseln, in welche Spitzbergen zerfällt, mit einer 2 bis 3000 Fuß dicken Eisschicht bedeckt gefunden, welche durch die atmosphärischen Niederschläge im Winter wie im Sommer immer höher anwachsen würde, wenn nicht unten wegen der inneren Erdwärme ein langsames Abschmelzen stattfände.

In den Polargebieten zeigt sich an den Gletschern die merkwürdige Erscheinung „des Kalbens". Wie? Die Gletscher kalben? Nun! Sie bringen zwar nicht lebendige Kälber, aber sie werfen bei ihrem Vorrücken an ihrer Mündung ins Meer gewaltige Theile ab, die dann als hoch emporragende Eisberge noch sehr lange herumschwimmen, bei ihrem Abschmelzen unterhalb des Meeresspiegels bisweilen das Gleichgewicht verlieren und dann mit gewaltigem Getöse umstürzen. Der gebärende Gletscher schiebt sich anfänglich noch auf seinem Moränenschutte eine Strecke ins Meer, der Vordertheil fängt an zu schwimmen und wird vom Wasser endlich so stark gehoben, daß er abbricht und als Kalb fortschwimmt.

Trotz aller Anstrengungen ist es bis jetzt noch Niemandem gelungen, den dichten, über den Angelpunkten der Erde ausgebreiteten Schleier zu lüften. Wir unterlassen es, die außerordentlichen Mühsale und Verluste, welche kühne Männer der Wissenschaft bei den Anstrengungen, nach dem Nordpole vorzudringen, erlitten haben, hier anzuführen, zumal die Berichte über die neueren Polarreisen noch im frischen Andenken sind, und wollen lieber an der Hand der Wissenschaft und auf Grund der bisherigen Erfahrungen zeigen, „wie das Innere der Zone jenseits des Eisgürtels beschaffen sein muß." Wir werden hierbei zu höchst überraschenden Ergebnissen gelangen, welche die Sehnsucht, in das Innere der Zone vorzudringen, nur noch weit mehr als bisher zu steigern geeignet sind.

Wenn die Drehungsaxe der Erde lothrecht stände auf ihrer Bahn um die Sonne, so würde, abgesehen von der durch die Atmosphäre bewirkten Strahlenbeugung, der Mittelpunkt der Sonne das ganze Jahr und ununterbrochen gerade am Horizonte eines jeden der beiden Pole von Osten nach Westen herumkreisen. Die Erdpole würden stets gerade nur von den Sonnenstrahlen gestreift und müßten unbedingt die kältesten Stellen der Erde sein. Dabei gäbe es auf der ganzen Erde keine Abwechselung der Tageslängen und auch keine der Jahreszeiten. Wir wür-

den uns nicht mehr des erwachenden Frühlings erfreuen können, denn an jedem Orte würde die Sonne stets in gleicher Höhe bleibend täglich zwölf Stunden über dem Horizonte kreisen und dabei Mittags zwölf Uhr immer genau in demselben Punkte erscheinen. Es wäre ein trostloses Einerlei, welches das fröhliche Gedeihen aller organischen Wesen nicht würde aufkommen lassen.

Weil aber die Erdaxe gegen die Erdbahn einen Winkel von $66^1/_2$ Graden (deren bekanntlich 90 auf einen rechten Winkel gehen) bildet, so ergeben sich zufolge dieser höchst einfachen Thatsache ziemlich zusammengesetzte und, man möchte sagen, wunderbar folgenschwere Erscheinungen.

Die Gleichheit der Tag- und Nachtlänge tritt jetzt für jeden Ort jährlich nur zweimal ein, nämlich wenn die Sonne lothrecht über dem Aequator steht. Je mehr ein Ort nach den Polen hin liegt, desto mehr wächst die Dauer des längsten Tages, und zwar verhältnißmäßig mehr als die geographische Breite, denn z. B. für die geographischen Breiten von

70 Gr.	75 Gr.	80 Gr.	85 Gr.	90 Gr.
3 M. 3 T.	3 M. 12 T.	4 M. 12 T.	5 M. 7 T.	6 M.

beträgt die größte Länge des Tages:

Die Pole selbst also haben jeder abwechselnd ein halbes Jahr Tag und ein halbes Jahr Nacht. Aus verschiedenen Gründen aber wird die eigentliche Nacht sehr bedeutend verkürzt.

Aus dieser ungleichen Vertheilung der Tageslängen ergeben sich äußerst interessante Folgerungen. Die mittlere Jahrestemperatur nimmt nämlich nicht vom Aequator an bis zu den Polen hin regelmäßig ab, sondern blos bis etwas über 75 Grade hinaus, „um von da an nach den Polen hin wieder zu wachsen.“

Die Sonne erhebt sich nämlich mit zunehmender geographischer Breite bei ihrem scheinbaren Jahreslaufe zwar immer weniger über den Horizont, wodurch ihre wärmende Kraft für eine gewisse Zeitdauer, z. B. für den Monat Januar, abnimmt; aber diese Abnahme erreicht weit vor den Polen schon ihre Grenze und geht für den ganzen Jahreslauf in eine Zunahme über, weil bei der nach Norden hin auffallend schnell wachsenden Tageslänge die „Dauer der Einwirkung der Sonne ohne eine Unterbrechung durch nächtliche Abkühlung eine größere Wärme erzeugt, als der Verlust wegen des niedrigen Sonnenstandes beträgt.“

Wenn nicht die Vertheilung von Land und Wasser auf die Wärmeerregung durch die Sonne von sehr großem Einflusse wäre, so würde der kälteste Gürtel um die Erde mit dem Polarkreise zusammenfallen oder noch $23^1/_2$ Grade von den Polen entfernt sein. Die österreichische Expedition unter Payer und Weyprecht fand die Grenze des Eisgürtels bei 77 Grad 40 Minuten nördl. Breite, entdeckte 200 Seemeilen nördlich von Nowaja Semlja ein neues Gebirgsland (Franz-Josefsland) von 79 Grad 54 Minuten bis 83 Grad nördl. Br., was sie bis 82 Grad 5 Minuten bereiste, wo sie kein Landeis mehr fand.

Die Untersuchungen der Wärmeverhältnisse auf der nördlichen Halblugel der Erde haben in der That auf beiden Hauptcontinenten je einen sogenannten „Kältepol, d. h. Stellen mit der absolut größten Jahreskälte“ ermittelt: den einen am Inselgebiete der Nordküste Amerika's, den anderen an der Nordküste Sibiriens in einer Breite von etwa 72 Graden.

Diese jetzt kältesten Orte mußten gerade, wie ich stets behauptet habe, bei der sehr langsamen, von der Gluth der schmelzflüssigen Massen beginnenden Abkühlung der Erdkruste die ersten werden, „welche für die Entstehung und Erhaltung organischer Wesen geeignet waren“. Die Erfahrungen aus den neueren Polarreisen haben dazu die glänzendsten Bestätigungen geliefert. Nicht nur, daß früher in jenen, jetzt von ewigem Eise starrenden Gebieten eine vollkommen „tropische Vegetation“ mit den Uebergängen bis zur heutigen Flora vorhanden gewesen ist, sondern auch eine „Thierwelt mit kolossalen Körperformen“, wie die Versteinerungen beweisen.

Man gab und giebt sich heute noch die unfruchtbare Mühe, den Ort für das sogenannte Paradies, in welchem Adam und Eva anfangs so harmlos glücklich lebten, aufzusuchen und will es gegenwärtig in einem Continente, von welchem jetzt aus dem Ostindischen Oceane noch einige Inselgruppen hervorragen, gefunden haben. Es konnte doch nur, meinte man, wegen der damals noch sehr mangelhaften Bekleidung in einer

sehr warmen Gegend gewesen sein. Man denkt sich die Temperaturverhältnisse der Erde dabei als beständige.

Weit gefehlt! Wer einmal ein Paradies annehmen will, wird es in den heutigen Kältegürtel setzen müssen, darf aber der Besorgniß sich nicht hingeben, daß Adam und Eva auch ohne Bekleidung durch Kälte werden zu leiden gehabt haben. Die Menschen lebten dort unter Palmen und riesigen Farn, deren Versteinerungen aufgefunden worden, in tropischer Hitze. Die erste deutsche Expedition hat auch Steinkohlenlager aufgefunden, worin jene jungfräuliche Vegetation der Erde in veränderter Form aufgespeichert ist. Daß das Menschengeschlecht in jenen jetzt vollkommen unwirthbaren Gegenden seine Vertretung wirklich gehabt habe, beweisen die Tausende von Stein- und anderen Geräthen, die allein Nordenskjöld aus Grönland mitgebracht hat.

Es ist in Betreff der Urgeschichte des Menschen höchst bedeutungsvoll, daß die Sprache der Eskimos rings um den Kältegürtel von Amerika aus über Grönland nach Asien hin eine Stammverwandtschaft aufweist und daß die der Lappländer in ihrer Formbildung und Construction auf einen weit höheren Culturgrad hinweist, als er dem gegenwärtigen Volke entspricht.

Es ist ferner sehr wichtig, daß der überaus fleißige und gewissenhafte Darwin aus der Pflanzengeographie den Nachweis einer von den jetzigen Kältepolen strahlenförmig ausgehenden Verbreitung der Organismen führt.

Wenn eine solche Verbreitung vom Kältegürtel aus nach Süden stattgefunden hat, so liegt kein Grund vor, sie nicht auch nach dem Norden hin anzunehmen, falls es dorthin wieder wärmer ist; ja es ist sogar zu vermuthen, „daß heute noch im inneren Gebiete der Polarzone auch Menschen vorhanden sind.“ Die österreichische Expedition hat die nördlichsten Eskimo-Ansiedelungen bereits verlassen gefunden. Der Gedanke hat zu viel Reiz, als daß wir ihn nicht an der Hand der Thatsachen und Wissenschaft weiter verfolgen sollten.

Es sind zwar schon aus dem 11. Jahrhundert n. Chr. Sagen von Wanderungen der Eskimos nach Norden an der Ostküste von Nordamerika vorhanden, aber ihr Alter ist viel zu gering, als daß wir zur Lösung unserer Frage ein bedeutendes Gewicht auf sie legen könnten. Die Antwort wird sich mittelbar von selbst ergeben, wenn wir den Temperaturzustand des Inneren der Zone genauer festsetzen.

Erfahrungen haben gezeigt, daß jenseits des eigentlichen Eisgürtels das Eis dünner und poröser wird, daß selbst in der kalten Region die vom Nordpole herkommenden Winde wärmer sind, als die namentlich über Festland wehenden anderen, daß die Walfische, gegen welche südlich vom Eisgürtel seit Jahrhunderten ein furchtbarer Vertilgungskrieg geführt worden ist, nördlich sich wieder zu zeigen anfangen, daß zu Zeiten einzelne Vögel von Norden her angezogen kommen, daß Moschusochsen, Renthiere und andere Thiere in kleinen Heerden in Gegenden sich vorfinden, in welchen sie hinreichende Nahrung nicht finden können, ja daß die in größeren Breiten aufgefundenen Thiere sogar feister sind, als die südlicher erlegten, daß man noch nie eine tragende Eisbärin geschossen hat.

Nordenskjöld sagt in dem Bericht über seine Reise:

„Eine Menge von Eisbären fanden wir während unserer Ueberfahrt (südlich der Martininsel gegen Cap Platen), und in den verschiedensten Richtungen fanden sich ihre Spuren auf dem Eise mit denen der Renthiere. Auch hier also scheinen die Bären zu hausen, obwohl man sich andererseits das Wie nicht erklären kann, da hier weder Seehundslöcher (nämlich im Eise), noch überhaupt lebende Wesen zu sehen waren.“ (Dieses war am 23. Mai.)

Auf der Parryinsel, an deren Strande Treibholz reichlich vorhanden war, zeigten sich Renthiere. Nordenskjöld sagt:

„Zahlreiche Spuren und Reste von diesen Thieren beweisen, daß sie beständig bis zu Breiten von 81 Grad hinauf hausen, obgleich man annehmen sollte, daß selbst diese bedürfnißlosen Thiere auf südlichere Breiten angewiesen wären. Eine Menge Bärenspuren, die auf langen Strecken hinter den Renthierspuren sich hinziehen, ließen erkennen, daß dem Renthiere auch hier überall dieser sein gefährlicher Feind auflauert.“

Woher aber kommen ferner die „Millionen von Seevögeln“, welche Nordenskjöld

bei dieser Expedition an den Berggehängen der Fjorde in der Nähe von Cap Platen um diese Zeit sah, obwohl erst den 29. Mai am Fuße der Berge das erste Grün (Moos) sich zeigte. Erst am 15. Juni fand er am Ende der Wahlenbergbai auf Spitzbergen die erste schöne, rothblühende Saxifraga.

Diese enormen Schaaren von Vögeln sind jedenfalls Wanderthiere, deren Heimath das Innere der Polarzone ist, wo auch die Eisbären ihre Jungen gebären und jene Renthiere wohl auch ihre Kälber werfen.

Geradezu überwältigend ist ferner die Anzahl der Robben in den Polargebieten. Im Jahre 1868 z. B. hatte das norwegische Schiff „Hoffnung" allein eine Beute von 7300 jungen und 1291 alten Seehunden, und die Amerikaner erlegten an den Küsten um Neufoundland gegen 600 000 Stück. Die Menge der im dänischen Grönland jährlich geschlagenen Sattelrobben wird durchschnittlich auf 36000 geschätzt, und noch größer soll die Zahl der von den Eingeborenen erlegten sein. — 1870 fing eine aus 18 Fahrzeugen bestehende norwegische Flotille 55375 junge und 30390 alte Seehunde mit einem Werthe von 400000 Thalern. Kane begegnete in den nördlichsten von ihm erreichten Breiten des Smithsundes überaus großen Schaaren von Walrossen. Wenn die Robben an den Küsteninseln Alaska's in den „Rookeries" erscheinen, um ihren Familienkreis zu vergrößern, so bedecken sie dann Hunderte von Morgen Landes so dicht wie Schafe in einer Hürde. Zur Paarungszeit führen sie oft die wüthendsten Kämpfe um die Weibchen, so daß man den Lärm meilenweit hört. Man kann die Anzahl der Robben auf allen Küstenstrecken Alaska's auf 5 bis 6 Millionen schätzen.

Bedenkt man, welche enorme Massen von Seethieren die gefräßigen Seeungeheuer, die Wale, die Dinten- und andere große Fische, die Seebären, Seevögel, die Robben u. s. w. zu ihrer Nahrung bedürfen; so müssen wir auf ein seenhaft reiches Thierleben in den Tiefen der Polarmeere schließen, wo zugleich von den Riesenthieren an bis zu den Infusorien ein furchtbar lebhafter Kampf ums Dasein geführt werden muß.

Einen schwachen Begriff nur von jenem Leben geben uns die aus jenen Meerestiefen alljährlich nach Süden behufs des Laichens sich ergießenden Häringszüge, die bisweilen 5 bis 6 Meilen lang, 2 bis 3 Meilen breit, und so dicht gedrängt und tief gehen, daß eine hineingesteckte Stange eine Strecke von ihnen gerade getragen wird. Man rechnet, daß allein in der Bucht „Lochfine" an der schottischen Küste jährlich bis 16 Millionen gefangen, und daß jährlich überhaupt gegen 1600 Millionen Tonnen eingesalzen werden. Wie unendlich dürftig ausgestattet sind dagegen die Meere in unseren geographischen Breiten!

Es scheint mir zu Erklärung der Wanderung dieser Häringsschaaren nicht unwahrscheinlich, daß die junge Brut, welche nach dem Laichen in geringeren Breiten entstanden ist, mit dem warmen Golfstrome nach Norden und von ihm auch in die Tiefe des Polarmeeres getragen wird. Bekanntlich wendet sich ein Zweig des Golfstromes nach der Westküste Nordeuropa's, zieht sich über Spitzbergen und Nowaja-Semlja hinaus und ist bis 80 Grad nördl. Breite verfolgt worden, wo er bei einer Temperatur von etwa 3,3 Grad R., die dem größten specifischen Gewichte des Meerwassers ziemlich entspricht, unter das leichtere und kältere Wasser der Oberfläche hinabsinkt. Daß übrigens diese warmen Gewässer dem Golfstrome angehören, ist durch eine von ihm aus Westindien mitgebrachte Schotenfrucht zweifellos.

Es ist wohl selbstverständlich, daß diese nur geringe Wärme, zumal bei der beschränkten Wassermasse, die sie enthält, nicht hinreicht, eine so überreiche Thierwelt gedeihen zu lassen, denn sie wird einer mittleren Temperatur von mindestens 15 Grad R. bedürfen. Welches sind also die Quellen für die größere Wärme des Wassers in den Tiefen der Polarmeere?

Ich habe in meiner „populären Kosmogenie" (Entstehung der Welt und die Einheit der Naturkräfte) den strengen Beweis davon geführt, daß die Erde hohl sein muß (wie die Sonne, die acht großen Planeten, nicht aber die 136 Planetoiden und die Monde), daß die Dicke der verhältnißmäßig nur schwachen Kruste vom Aequator nach den Polen hin abnimmt, daß also die innere Erdwärme hier weniger weit von dem Meeresgrunde entfernt

ist, als dort, und daß schon deshalb das Meerwasser der Polargegend in der Tiefe eine milde Temperatur besitzen muß.

Wäre aber gegen das Entweichen der Wärme nach außen nicht ein hinreichender Schutz vorhanden, so würde die obige Behauptung noch nicht vollständig erwiesen sein. Auch dafür ist in einer Weise gesorgt, welche man, soviel ich weiß, bisher noch gar nicht klar gelegt hat. Die Sache beruht auf drei physikalischen Thatsachen:

1. Das Wasser ist ein sehr schlechter Wärme- oder Kälteleiter.

2. Wasser von 4 Grad C. ist am schwersten.

3. Wasser von 0 Grad hat dasselbe specifische Gewicht wie das von fast 9 Grad C. (der Salzgehalt des Meerwassers bringt darin nur einige Veränderung hervor).

Daraus läßt sich nachweisen, daß eine etwa 60 Meter dicke, fast ruhende Wasserschicht vorhanden sein muß, welche sowohl ein schnelles Entweichen der Wärme nach oben, als auch ein Eindringen der Kälte nach unten nicht gestattet.

Wir müssen nämlich hier zwei Wasserschichten unterscheiden: die eine obere mit einer Temperatur zwischen 0 Grad und 4 Grad C., die untere mit einer zwischen 4 Grad und 9 Grad C. Das Wasser lagert sich in der ersten so, daß mit zunehmender Wärme von 0 Grad bis 4 Grad C. auch das Gewicht nach unten hin zunimmt und keine Veranlassung zu einer Bewegung vorhanden ist. Weil aber in der zweiten Schicht mit der Temperatur von 5 bis 9 Grad C. das Wasser mit zunehmender Wärme leichter wird, so will sich in ihr ein Fallen des kälteren und schwereren und ein Steigen des wärmeren und leichteren entwickeln. Dieses ein Gleichgewicht suchendes Verhalten bringt in dieser Schicht ebenfalls eine ziemliche Ruhe hervor, und auch das Wasser von 4 Grad C. vermag darin fast nichts zu ändern.

So ist also der wissenschaftliche Grund dafür gewonnen, daß in den Tiefen der Polarmeere eine von der inneren Erdwärme unterhaltene durchaus milde Temperatur herrschen muß, welche für das Gedeihen einer so unglaublich reichen Thierwelt eine Hauptbedingung ist. Das alte Vorurtheil, daß in bedeutenden Meerestiefen organische Wesen nicht gedeihen können, ist in der neueren Zeit durch viele Erfahrungen vollständig widerlegt und hätte überhaupt gar nicht aufkommen können, wenn man sich die Sache auch nur vom theoretischen Standpunkte aus gründlich überlegt hätte.

Bis jetzt wäre wohl den „Meeresthieren in den Tiefen der Polarmeere eine gedeihenbringende Temperatur gesichert"; wie aber steht es mit dem Menschen und den Landthieren des Inneren der Polarzone? Wenn sich beweisen ließe, „daß der Nordpol kaum während vierzig Tagen eine volle Nacht hätte, diese Nacht nicht einmal auffallend kalt, dagegen der lange Tag gemüthlich warm wäre", so würde auch diese Frage beantwortet sein.

Wir haben bereits erwähnt, daß selbst abgesehen von der Beugung der Sonnenstrahlen durch unsere Atmosphäre der Mittelpunkt der Sonne dem Pole ein halbes Jahr über dem Horizonte erscheinen würde. Da nun die Atmosphäre an der Drehung des Erdkörpers theilnimmt, so muß auch sie und zwar noch weit mehr als die Erde abgeplattet sein, d. h. „die Atmosphäre ist über dem Aequator höher als über den Erdpolen".

Nun beträgt die Strahlenbeugung in unseren geographischen Breiten schon so viel, daß die Sonne beim Erscheinen ihres oberen Randes am Horizonte um ihren eigenen Durchmesser gehoben wird, also bereits ganz sichtbar ist, wenn sie soeben erscheinen will. Die Erhebung der Sonne durch die Atmosphäre muß aber an den Polen mehr betragen als bei uns, weil für sie der Aequator, über welchem die Atmosphäre am höchsten ist, den Horizont vertritt. Daraus ergiebt sich also, daß die Sonne selbst dem Pole mehr als ein halbes Jahr sichtbar sein wird. Dabei macht sie in der einen Hälfte dieser Zeit eine von Osten nach Westen gerichtete Spiralbewegung, indem sie über dem Horizonte fortwährend höher steigt; hat sie die Höhe von $23^1/_2$ Graden erreicht, so sinkt sie in der anderen Hälfte, ohne ihre Bewegungsrichtung zu verändern, nach dem Horizonte herab und geht unter. Es ist klar, daß die Sonne während jener „langen Zeit der Sichtbarkeit über dem Horizonte" des Poles und seiner Umgebung eine bedeutende Wärme erzeugen muß, obwohl sie nur bis zu einer Höhe von $23^1/_2$ Graden sich erhebt, denn es findet in die-

ser ganzen Zeit „keine nächtliche Abkühlung wie bei uns statt".

Dazu kommt noch, daß die Besonnung wegen der geringeren Höhe der Atmosphäre mehr Wärme bei gleich hohem Sonnenstande entwickelt als bei uns. Es hat sich auch in unseren Breiten wiederholt in Europa und in Asien die interessante Thatsache ergeben, daß die Besonnungswärme bei 10000 Fuß Erhebung über den Meeresspiegel auffallend größer ist, als an diesem. Der Unterschied der Wärme im Schatten und in den Sonnenstrahlen ist in der Höhe ein viel größerer als in der Tiefe.

Da auch das Meerwasser in dem inneren Theile der Polarzone an der größeren Erwärmung theilnimmt, so wird es beim Eintreten der Winternacht zufolge seiner Wärme viele „Dünste entwickeln", welche die Atmosphäre trüben und somit die Abkühlung der Erdoberfläche durch Ausstrahlung der Wärme vermindern, so daß selbst in dieser Zeit die während des Sommertages erreichte Temperatur nicht bedeutend herabsinken wird.

Auch die Dämmerungsverhältnisse sind geeignet, die Winternacht erträglich zu machen.

In unseren geographischen Breiten beginnt und hört die Dämmerung auf, wenn die Sonne sich 18 Grade unter dem Horizonte befindet, so daß z. B. für Berlin um die Zeit des längsten Tages die Morgen- und Abenddämmerung in der Nacht zusammenfallen, indem die Sonne in der Nacht um 12 Uhr nur 14 Grade unter dem Horizonte steht. Für den Nordpol sinkt sie in der Winternacht zwar bis $23^1/_2$ Grade unter den Horizont; aber die Dämmerung wird für ihn *früher* als bei einem Stande der Sonne von 18 Graden eintreten und aufhören, etwa bei 20 Graden, so daß sie nur noch $3^1/_2$ Grade tiefer sinkt, um während des Laufes in diesem Bogen gar keine Dämmerung für den Pol zu geben. Während dieser Zeit von etwa 40 Tagen wird allerdings eine bedeutende Finsterniß herrschen, denn der Himmel wird, wie schon bemerkt worden, mit Dünsten bedeckt sein, und daß es Polarlichter gerade im Polargebiete nicht geben kann, habe ich anderwärts („Naturwissenschaftliche Streifzüge") klar bewiesen.

Ob wir den vermeintlichen Polarbewohnern „die Bruderhand" je werden reichen können? Ob es gelingen wird, sich lothrecht unter den Polarkreis zu stellen und die Sonne rings um sich kreisen zu sehen? Nun! Ich meine, daß es der energische Wissensdrang mit den heutigen Hülfsmitteln durchsetzen werde. Ist doch die amerikanische Nordpolexpedition unter Capitän C. F. Hall ohne Schwierigkeit an der Westküste Grönlands am 3. September 1871 bis 82 Grad 16 Min. nördl. Br. vorgedrungen und hätte durch die Wasserstraßen noch weiter gelangen können, wenn der nautische Führer ein hinreichendes Verständniß für die Sache gehabt hätte. Auch bei dieser Expedition zeigte sich das Klima in dieser hohen Breite entschieden milder, als mehrere Grade weiter südlich. Man fand zahlreiche Heerden von Moschusochsen, Hasen und andere Thiere. Von einer Höhe auf Grinnel-Land sah man das Land sich bis zum 84. Grade nördl. Breite erstrecken. Dr. Bessels hat bei dieser Gelegenheit einen neuen Weg zur Erreichung des Nordpols in Aussicht gestellt, denn er hat die Verbindung des Stillen Oceans mit dem Atlantischen durch ein offenes Polarmeer höchst wahrscheinlich gemacht, weil die Fluthwelle an der Nordküste von Grönland die nördlicheren Punkte (Newmann-Bai) eher erreicht als die südlicher gelegenen (Polaris-Bai), dabei stets von Norden her kommt, während noch südlichere Punkte (bei der Insel Littleton) eine von Süden kommende Fluth haben. Jene Fluthwelle müßte also durch die Behringsstraße eindringen und in einem offenen Polarmeere sich fortpflanzen, da eine Eisdecke dieses nicht gestattet. Es würde also eine Fahrt durch den Smithsund gute Aussichten auf Erfolg zur Erreichung des Nordpols darbieten. — Wenn man die Fährte des oben erwähnten Golfstromzweiges verfolgte, müßte man, sollte ich meinen, mit guter Aussicht auf Erfolg in das geheimnißvolle Gebiet vordringen können. Die Ostküste Grönlands wird wegen des vielen Pack- und Treibeises immer gefährlich bleiben. Schlittenreisen allein werden wohl kaum zum Ziele führen, da sich ununterbrochenes Festland bis zum Pole in Rücksicht der vorhandenen Meeresströmungen wohl nicht vorfinden dürfte. Eben so wenig wird es eine Eisbrücke geben.

Er oder ich.

Erzählung aus Andaluſien

von

Paul Stein.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgeſetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Der Mond hob ſich in ſeiner vollen Größe und in ſeiner ganzen ſüdlichen Pracht über die Schneekuppen der Sierra Nevada, begrüßt von dem Heere der Sterne, deſſen Fülle und Glanz, deſſen das Menſchenauge faſt erſchreckende, ins Ungeheuerliche ſich weitende Unendlichkeit der hohe Himmel Andaluſiens deutlicher enthüllt als die dunſtigere Atmoſphäre der nördlichen Klimate. Die golden ſchimmernden Himmelsleuchten ſpiegelten ſich einzeln in dem rauſchenden Waſſer einer tiefen Schlucht, und ſie warfen ihre volle Helle auf den Schnee der Nevada, der wie ein Silbertuch funkelte, und drüben auf die Umfaſſung der Schlucht, welche, ein ſchmaler Streifen Land, ſich daran hinzieht. Hinter demſelben ſteigen Berge auf, mit Felſen und Steingerölle und kleinen Anpflanzungen bedeckt. Der ſpärliche und mühevolle Anbau gehört zu den niederen Steinhütten, welche zerſtreut am ſchmalen Rande des Abgrundes liegen. Aus der Schlucht ſpringt ein Felskegel empor etwas über die Höhe des Weges, der zwiſchen den kleinen, weißen Häuschen und der Schlucht läuft: ein Erdſtreifen verbindet ihn brückenähnlich damit, und unter altem Mauerwerk und ſpitzen Kanten ſteht dort eine Hütte, neſtähnlich, kaum von ihrer Umgebung zu unterſcheiden. Daß einſt hier auf dem Felſen ein Wachtthurm der Mauren geſtanden, iſt kaum zu bezweifeln. Er wurde wohl zum Schutze des Bergpaſſes erbaut und zur Wache der Anſiedelungen hier umher.

Die Steinhütten oberhalb der Schlucht, durch die der Schnee der Nevada einen reichen Waſſerſchatz den vorn liegenden Niederungen entſendet, ſind die Ausläufer eines größeren Dorfes, das weiter oben auf einem Bergvorſprunge liegt, der faſt die jenſeitige Bergwand ſtreift und ſteil und düſter gegen die Hütten zu abfällt. Dagegen ſenkt es ſich auf der anderen Seite ſonnig nach weiterem Thalgrund ab, und dort liegen die Beſitzungen der Wohlhabenderen; dort ſteht auch Kirche und Pfarrhaus — kaum bemerkt man die Spitze des Glockenthurmes am ſchmalen Weg um die dunkle Tiefe.

Der Name des Dorfes iſt ſo alt wie ſeine Entſtehung, die aus der Maurenzeit datirt: manches Zeichen kündet dies, wenn auch ſein Klang minder arabiſch

Digitized by Google

unser Ohr berührte, und es sind wohl recht alte Fundamente, fest mit dem Erdreiche verkittet, welche die lose gefügten Steinhütten tragen und halten: sie sehen aus, als ob jeder Windstoß sie in die Tiefe stürzen könne — doch erinnert sich Niemand, daß solches je geschehen — sie sind alt mit ihrem Elend geworden — besserer Tage gedenken sie nicht, es wäre denn in den Sagen und Mären aus alter Zeit — jener Zeit, wo beturbante Ritter auf reich geschirrten Rossen und verschleierte Frauen in goldstrotzenden Sänften hier vorüberzogen zur Sommerfrische in ihre feenhaften Schlösser im Gebirge. Damals — so erzählen sich die armen Bewohner der Steinhütten am dunkeln Abgrunde — gab's keine Hungernden auf Andalusiens reicher Erde; die meisten der kahlen Berge waren mit Gärten und Wäldern bedeckt — die wilden Wasser stürzten so ungebändigt nicht in die Thäler hinab, wenn der Schnee schmolz, oder Blitz und Donner durchs Gebirge fuhr, und wer arbeiten wollte, fand für leichte Mühe guten Lohn und brauchte nicht mit bloßen Füßen die steinigen Pfade zu wandeln. Die Weiber trugen bunte Kleider — nicht aus Lappen zusammengehängt — und freudig schmückten sie die schwarzen Haare mit Blumen zum Klange der Saiten und des Tamburins. — Es war die holde Märe aus wundersamer Vergangenheit, die der alte Ahn den halbnackten Enkeln erzählte, die minder schöne Gegenwart damit zu würzen, Hoffnung und Frohsinn nicht ganz ersterben zu lassen.

Auch an dem Abend, wo der Mond so voll und groß, fast tagesleuchtend auf die kleinen Hütten am dunkeln Abgrund, in dem wild das Wasser rauschte, niedersah, erzählte ein blinder Greis mit wallendem Silberhaar den lauschenden Enkeln eine schöne Geschichte aus ferner Zeit. Neben dem blinden Erzähler saß eine junge Mutter mit dem Säugling an der Brust. So jung sie noch war, hatte Zeit oder Sorge doch schon ihre Stirn gefurcht, und sie sah düster, die dunkel leuchtenden Augen tief gesenkt, auf das Kind nieder, dann streifte ihr Blick die nächtliche Tiefe, in der das Wasser unheimlich rauschte, und — das Weib seufzte schwer auf.

Die glänzenden Bilder, die der Blinde vor seinen jungen Zuhörern entrollte, schienen ihren Sinn nicht zu fesseln — sie hatte wohl den Mären des Alten schon oft gelauscht, sie dachte vielleicht, während er von längst vergangenen lichtvollen Tagen sprach, an die Zukunft ihres Lieblings, die ihr dunkler erscheinen mochte als der Abgrund, der schwarz vor ihr gähnte.

Da — plötzlich sprühte ihr umflortes Auge helle Funken: fröhliche Töne drangen von einem der nächsten Häuser her, die sich eines etwas breiteren Zwischenraumes nach der jähen Tiefe zu erfreuten. Castagnetten klapperten, das Tamburin schwirrte und Saiten rauschten zum lustig herausfordernden Liede.

Die nationalen Freudenlaute entrissen pfeilschnell das Weib ihrem trüben Nachsinnen.

„Es giebt dort eine Fiesta,* Vater!" rief sie erregt und erhob sich rasch mit dem Kinde.

Der Erzähler hielt mitten in der schönen Geschichte inne — seine jungen Zuhörer jagten davon dem Hause zu, vor dem sich schnell Alt und Jung [illegible] fand: die ganze Einwohnerschaft der armen Hütten.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

„Sie tanzen und jubeln," sagte der Alte zu dem Weibe mit dem Kind an der Brust — „führe mich zu ihnen, Dolores, ich freue mich ihrer Lust. — Wer weiß, was der Morgen uns bringt!"

Bald saß der Blinde bei den Alten am Hause, auf dessen kleinem Vorhofe die Jungen tanzten, sangen und in ihrer einfachen und doch so berauschenden Weise musicirten: die üblichen Klänge der Guitarre, des Tamburins, der Castagnetten und der Chicharra. — Die Kinder kauerten, rutschten und kletterten am Rande der Schlucht, als habe die gütige Natur ihnen auch Schwingkraft verliehen, sie zu bewahren vor dem Sturz in die Tiefe.

Jede Noth der armen Hütten schien in dieser Stunde ausgelöscht im Gedächtniß ihrer Bewohner, diese ganz und gar der Freude des Augenblickes zu leben. Selbst der blinde Greis klatschte mit den welken, hageren Händen den Tact der Musik, und das junge Weib lachte über das kleine Wesen hinweg fröhlich den Fröhlichen zu und sang die Lieder des Tanzes.

* Abendliche Lustbarkeit.

„Wo bleibt Mariquita?“ fragte nach einer Weile der Blinde. „Ich höre ihre helle Stimme nicht, wie ich auch lausche.“

„Sie sitzt wohl bei Pepa in dem Felsennester, Vater! Das Mädchen hat sich gewandelt, seit sie in Dienst gestanden bei dem Pächter von San Blas. Seitdem verläßt sie den Felsen nur noch, um in die Kirche zu gehen oder zu Donna Rosalia.“

„Die Heiligen beschützen sie vor der bösen Alten!“

„Sage das nicht zweimal, Vater! Donna Rosalia ist die reichste Sennora des Dorfes — ist des Alcalden Schwester und Don José's beste Freundin.“

„Ja — ja — und sie wissen Alle, wie schwer sie wiegt: der Geiz füllt den Seckel. — Was mag sie mit Mariquita wollen?“

„Weiß ich's? — Sie nahm sich der Kleinen an, seit ihr Vater vom Kirchthurme, wo er die Glocken schwang, herabstürzte unweit ihrer Thür. Sie verhalf der Wittwe zu dem Nest auf dem Felsen und schenkte Mariquita bald einen Kreuzer, bald ein buntes Tuch, doch mußte das Kind ihr viele Dienste dafür thun; und Pepa trieb sie an, ihren Acker selbst zu bestellen, die Oliven von den Bäumen zu schlagen; das thut keine von uns, Vater! — Auf dem Felde schaffen, ist nicht Weiberarbeit.“

„So ist's, Dolores! Doch Manches lehrt die Noth, und Pepa ist ein armes Weib — sie schuldet Donna Rosalia und dem Steuerpächter — ich weiß es — sie ist im Rückstande seit drei Jahren mit Zinsen und Steuern.“

„Da wird Don José sie pfänden: er borgt und borgt — dann legt er die Hand darauf — so wird er reich und Viele arm, die da unten und dort oben wohnen.“

„Was könnte er dem Blinden noch nehmen?“

„Die Hütte, Vater! Noch ist sie unser — und die Ziege, die uns Milch giebt.“

„Ja — Weib! Doch was sollte der reiche Mann damit machen?“

„Er nahm den Acker, der uns Brot gab, und die sechs Oelbäume am Berge und verkaufte sie; er könnte auch noch die Hütte nehmen, wenn wir ihm die Steuer schuldig blieben. Hast du Geld, alter Mann, sie zu zahlen?“

Der Blinde schüttelte unwillig das Haupt, schlug in die Hände und rief:

„Singe, Dolores! Alle sind fröhlich — das Wasser der Berge ist frisch, und kühl weht der Wind von der Nevada herüber — fort mit der Sorge! Horch, wie es lustig klappert und schwirrt, und die Finger der Buben über die Chicharra hinrasen, und die Saiten jauchzen unter des Zigeuners Hand! Brauner Bursche, gieb mir das Saitenspiel — den blinden Mann gelüstet's, den Fandango aufzuspielen, wie er's oft in seiner Jugend gethan.“

Der Alte nahm die Guitarre, und Alle jauchzten ihm Beifall — seine Tochter sang dazu — der Enkel schlief dabei ein. — —

Vor dem Nest auf dem Felsen, dem improvisirten Tanzplatze schräg über und beschattet von dem Bergvorsprung, auf dem das Dorf liegt, kauerte am Boden ein Weib, und sie schien betrübten Sinnes zu sein. Sie stöhnte wiederholt schwer auf, als belaste herbes Weh ihre Brust, und das braune faltenreiche Gesicht verzog sich weinerlich.

Zur Seite da, wo die uralte Mauer noch als niedere Brüstung vor der Tiefe, die jäh hier abfällt, schützt, saß Mariquita, die einzige Tochter des Weibes, und ihr volles Auge flog über den Abgrund hinüber, wo jenseits der Pachthof lag, auf dem sie kurze Zeit gedient hatte. Donna Rosalia hatte sie als Magd dem Pächter von San Blas — wie das Gut hieß — empfohlen und bei Mariquita's Mutter darauf gedrungen, das junge Mädchen dort als Dienerin des Hauses zu placiren. Doch schon nach wenig Monden kehrte Mariquita in das Nest auf dem Felsen zurück. Pepa, ihre Mutter, fand sie an einem Maimorgen vor der Thür sitzen mit verweinten Augen, doch lächelndem Mund, und sie sagte weiter nichts als:

„Zu San Blas kann ich nicht dienen — ich werde wieder bei dir bleiben, Mutter.“

Wie Pepa auch schalt und fragte, befahl und bat, sie erhielt keine eingehendere Antwort. Da ging sie zu Donna Rosalia und klagte ihre Noth mit dem eigensinnigen Kind, und diese ließ das Mädchen

rufen, und, schlauer als die Mutter, errieth sie die Ursache von Mariquita's schneller Rückkehr, und sie lachte dabei schadenfroh in sich hinein. Des alten Pächters zu großes Wohlgefallen hatte das schöne junge Mädchen aus seinem Dienst entfliehen lassen. — Das war Donna Rosalia bald zweifellos, und da sie einstmals selbst darauf speculirt, Pächterin von San Blas zu werden, ließ sie Mariquita nicht hart darum an, vielmehr tröstete sie, es gäbe Arbeit genug in ihrem Hause und Garten; auch werde sich bald eine versprechendere Stelle für die Magd finden.

Einige Wochen waren indessen vergangen, und obgleich weder Pepa noch Donna Rosalia sich unwirsch gegen das Mädchen zeigten, blieb es still in sich gekehrt, und oftmals fand der Sonne erster Schein Mariquita's Augen geröthet, und nicht, wie sie sonst immer gethan, steckte sie am Morgen frische Blumen in das schwarze Haar und sang frohe Lieder.

Pepa beachtete der Tochter Thun wenig: da Mariquita stets auf dem Felsen verblieb, war keine Ursache, Acht auf sie zu haben, und an Pepa nagte eine andere schwerere Sorge als die um die Ursache von Mariquita's Schweigsamkeit.

Die Schuld an Donna Rosalia, so gering an und für sich auch die Summe war, bedrückte sie. Die Donna hatte erfahren, daß sie auch dem Steuerpächter dreijährige Zahlung schulde mit Zins und Zinseszinsen, und hatte darum schwer mit dem Weibe gerechtet. Don José theilte bei Gelegenheit seiner Freundin mit, daß sein Recht als Gläubiger das erste sei, und pure Gutmüthigkeit es gewesen, die Wittwe so lange nicht um die Steuern gedrängt, ja ihr selbst noch einen Vorschuß gemacht zu haben. Um nichts in der Welt aber bangte Donna Rosalia so sehr als um den Verlust einiger Thaler, und nun befand sie sich in steter Sorge, das, was ihr Pepa schuldete, durch José's Ansprüche zu verlieren. Don José war allerdings, seit er in diesem Bezirke Steuerpächter geworden, mit ihr befreundet, allein, daß vor Allem ein Steuerpächter auf seinen Vortheil aus sei, war ihr zu wohl bekannt, um es bei ihrem Freund anders anzunehmen, und José war ein gar schlauer Mann, der das, was er verpflichtet war an die Regierung zu zahlen, zehnfach in seinen Seckel zu bringen verstand. Er war scheinbar nachsichtig gegen die Zahlungsunfähigen, ja er lieh, freilich zu hohen Zinsen — das konnte Jeder halten, wie er wollte — selbst manchem armen Mann ein Sümmchen, nur daß er's nie ohne ein sicheres Unterpfand that: ein Stück Feld oder Bäume — ein Pferd, ein Maulthier — Schweine, Esel — was eben der Schuldner zu verpfänden hatte, und — der Steuerpächter fuhr gut dabei. Er wurde in wenigen Jahren ein vermögender Mann und bewohnte seit einiger Zeit ein eigen Haus inmitten guten Ackerlandes, zwischen Oelbäumen und Reben — jenseits der Schlucht, durch die das wilde Wasser der Nevada rauschte, am sonnigen Berge nicht weit von San Blas, dem größten Cortijo* der Gegend, dem Besitzthum eines adligen Herrn, das dieser jedoch noch nie in Augenschein genommen. Das nette Gütchen daneben hatten rückständige Steuern und Wucherzinsen in Don José's Hand gebracht und diese Hand das Gefaßte festgehalten als rechtmäßig erworbenes Eigenthum. Das kleine Gut vergrößerte sich bald durch dieses und jenes Grundstück, und sicher war's, daß, wenn José's Pachtzeit um war, er genug Besitz erworben hatte, auch ohne das Amt eines Steuerpächters leben zu können. Daß er dafür Sorge trug — wer konnte dem Manne das verargen? José that nur, was fast Jeder an seiner Stelle gethan, und er that es mit mehr Geschick als viele seiner Amtsbrüder: er sammelte seinen Gewinn unter dem Deckmantel der Barmherzigkeit und Christenliebe, und nur in seltenen Fällen brach leidenschaftliche Habgier, überhaupt leidenschaftliches Aufblitzen aus dem blinzelnden, tiefliegenden Auge, das unter buschigen, röthlichen Brauen verborgen lauerte. José's glattes, vorsichtiges Benehmen hatte ihm anfangs Vertrauen erweckt oder ihn doch dem Haß fern gehalten, der keinem Steuerpächter fehlt. Später waren es nur die ärmeren Leute, die ihm scheu aus dem Wege gingen, und scheinbar beachtete José das nicht. Er hatte seine Freunde im Dorfe oben. Der Alcalde stand auf dem besten Fuße mit ihm; auch in der Pfarre konnte er aus- und eingehen, so

* Landgut.

oft ihm beliebte, und daß Donna Rosalia seine beste Freundin sei, wußte Jedermann. — Sie selbst, die alternde Sennorita,* hatte sich mit dieser Freundschaft gebrüstet, und Don José war der einzige Gast ihres Hauses, dem sich willig ihre Vorrathskammern zu gutem Imbiß öffneten. Seit er ihr aber angedeutet, daß sein Recht als Steuerpächter allen anderen Schuldansprüchen voranstehe, sah sie ihn nicht mehr mit so günstigem Auge an. Doch besaß sie Tact genug, das zu bergen, und bald auch überraschte sie ihr Freund mit einem Vorschlag in Betreff ihrer beiderseitigen Ansprüche an die arme Wittwe auf dem Felsennefte, der sie wieder einigermaßen beruhigte.

Es war an dem mondhellen Abend, wo sich unten am dunkeln Abgrunde das heitere Bild der ländlichen Fiesta entfaltete, als der Steuerpächter wie öfter mit Donna Rosalia in ihrem Garten verweilte am Rande des Bergvorsprunges, wo das Haus der wohlhabenden Sennorita als das höchstgelegene des Dorfes stand; und das Paar sprach sehr lebhaft und sehr vertraulich mit einander. Dabei schweiften ihre Blicke zuweilen zu den Tanzenden hinab und über das Felsennest hin, vor dem Pepa kauerte, und Mariquita hinüber über die dunkle Schlucht starrte, wo San Blas lag und auch das nette Haus des Steuerpächters.

Das verblichene Tuch, das die schweren Flechten des jungen Mädchens gehalten, lag neben ihr am Boden — es war Mariquita wohl zu heiß geworden — die schwarzen Zöpfe, handbreit geflochten, fielen lang herab über das gelbe Umschlagetuch, das lose Brust und Schultern umhüllte, und sie streiften das verwachsene und verwaschene bunte Kattunkleid, das nur nothdürftig die jugendlich gerundeten Formen der schlanken Mädchengestalt deckte und barg. Schlug Mariquita das Auge groß zum Abendhimmel auf, was zuweilen plötzlich wie fragend geschah, war zu glauben, eine arabische Prinzessin habe dieses volle, große, sanftleuchtende schwarze Auge dem armen Kinde des Felsennestes als unveräußerliches Erbstück hinterlassen.

Die tiefe Stille auf dem Felsen unterbrach das fröhliche Gelärm auf der Straße drüben und das Gekrächze der Raben, die in dem Gestein hausten.

„Sie sind auch arm und freuen sich doch, wenn die Luft frisch weht nach heißem Tage — warum thust du's nicht auch, Kind?“ ließ sich die heisere Stimme des kauernden Weibes am Boden vernehmen.

Das Kind wandte sich halb nach der Mutter hin und sagte leise:

„Mir fehlt die Lust am Tanze.“ Dann sah Mariquita wieder in die Weite.

Die Alte schwieg, doch seufzte sie schwerer als zuvor und sah dabei auf das Mädchen, das ihr rasch wieder den Rücken zugekehrt, und als Mariquita auch bei ihren lautesten Seufzern regungslos in der angenommenen Stellung verblieb, begann sie in bitterem Tone:

„Freilich die da drüben wissen, wo sie morgen Nacht ihr Haupt hinlegen zum Schlaf. Ich weiß es nicht, und du weißt es auch nicht, Mariquita; — doch was kümmert's dich — du bist jung — was kümmert dich die alte Mutter, und ob sie am Berge sich bette oder unter dem Dach einer Hütte!?“

Pepa fing an zu stöhnen und zu schluchzen.

Mariquita trat erschrocken zu ihr und fragte:

„Weißt du's denn gewiß, daß uns gepfändet wird? Was soll dem reichen Manne das kleine Felsennest?“

„Habe ich nicht auch Ackerland und Oelbäume, und steht nicht eine gute Ziege und ein junges Schwein in der Hütte? Jesus! er kann uns Alles nehmen, und er wird's thun, hat der Blinde gesagt.“

Pepa fuhr sich wie unsinnig in die Haare und schleuderte das Kopftuch hinweg; der Abendwind faßte es und hing es als lustig flatterndes Fähnlein an eine spitze Kante über den dunkeln Abgrund.

„Was weißt du von dem Blinden?“ fragte Mariquita mit bebendem Munde.

„Er hörte — der Blinde hört schärfer als wir — Don José zum Alcalden sagen, als er mit ihm dort drüben ging nach seinem Hause: der Executor treffe morgen ein, um alle Rückstände ihm einzucassiren. Ich schulde die Steuern drei Jahre und schulde ihm zehn Duros,* die er mir ge-

* Fräulein, Mamsell.

* 4 Mark

liehen, und schulde Donna Rosalia eine Summe. Seit Wochen fordert sie das Geld mit böser Rede — jetzt weiß ich warum: der Steuerpächter hat ihr in die Ohren geraunt. Jesus! Jesus! Mein Acker, meine Oliven, meine Ziege, mein Haus! Woher nehme ich Brot und Oel und Milch? Wohin lege ich mein graues Haupt?"

Das Weib fing an jämmerlich zu heulen. Mariquita faltete die Hände und sah zum Himmel auf; dann sagte sie tröstend:

„Ich kann arbeiten, Mutter!"

„Wer zahlt die Arbeit deiner jungen Hände? — Ja, wärst du zu San Blas geblieben, stände es besser bei uns! Du hattest guten Lohn, und der Pächter wollte dir wohl."

„Schweige, Mutter, von dem Manne, den sie Tuerto* nennen, weil er nach rechts und links auf einmal schaut — er ist falsch und begehrlich wie der Fuchs und häßlich wie eine Otter im Grase," entgegnete das junge Mädchen erregt.

„Was ging das Alles dich an, wenn er dir guten Lohn und leichte Arbeit gab?"

„Er wollte mich — küssen, Mutter — da lief ich davon."

„Du warst ein dummes Ding, daß du's thatest. — Wer weiß, er hätte dich vielleicht zu seiner Semnora** gemacht."

„Mich?" — Mariquita schauerte. — Dann sprach sie leise zu der Mutter nieder:

„Er ist schlecht — schlecht wie Don José."

„Bst, Mädchen, rede nicht so, soll's uns nicht noch schlimmer ergehen," wehrte Pepa angstvoll.

Mariquita ließ sich jetzt neben der Mutter am Boden nieder und sprach mit bedeckter, leicht vibrirender Stimme zu ihr:

„Eines Abends, es war hell wie eben, setzte ich mich nach der Arbeit unter den alten Kastanienbaum hinter Tuerto's Haus und sah durch die duftenden Blüthen der Zweige nach den Lichtern des Himmels. Da trat Miguel zu mir, der Großknecht von San Blas; er wartete auf die Rückkehr des Herrn, der nach Granada geritten war. Die Anderen schliefen schon; auch der Bube, den sie Cornejo* heißen wegen seiner flinken Beine, lag schlafend neben mir am Boden. Miguel setzte sich nahe zu mir und redete Mancherlei, von dem ich nichts wußte, und er sagte mir auch, daß es bald anders werden müsse auf spanischer Erde, solle nicht Alles in Unheil, in Lug und Trug zu Grunde gehen, und da kam er auch auf den Steuerpächter zu reden, und welch ein Unglück es für die Gemeinden sei, daß die Regierung die Steuern verpachte, daß es damit wie mit so Vielem bald ein Ende nehmen müsse, auf daß es uns Armen besser ergehe. — Ja, Mutter, Miguel ist klug, obgleich er nur ein Sohn der hohen Berge ist, ein Hirtenkind aus der Nevada."

„Was soll uns sein Wissen, Mädchen? Es errettet uns nicht vor Noth und Elend," fiel Pepa kopfschüttelnd ein.

„Das wohl, Mutter!" seufzte bestätigend Mariquita, „aber er ist eben so gut als klug, er würde uns helfen, wenn er's vermöchte."

Ein rosiger Schein unterlief bei dieser Behauptung das blasse, bräunliche Gesicht des jungen Mädchens, und ihr prächtiges Auge schlug sich einen Moment groß auf, dann schweifte es suchend, verlangend über die dunkle Tiefe hinüber.

„Er kann uns nicht helfen, und Niemand wird uns helfen," klagte Pepa. Dann stand sie auf und ging in die Hütte, die Ziege zu melken und das junge Schwein zu füttern.

Mariquita blieb am Boden sitzen und fragte die Lüfte:

„Warum er nicht kommt? — — Liebt er mich denn nicht? Sprach sein Auge nicht Liebe, war der Druck seiner Hand nicht Liebe, als er mich gehen hieß fort von San Blas?" —

Da kam's flüchtigen Fußes über den schmalen Streifen Erdreich, der den Felsen mit dem Wege verbindet. Es war ein kräftiger Mann in kurzem, betroddeltem Wamms mit blanken Knöpfen und dem spitz gerundeten, hochkrempigen andalusischen Hut, darunter das rothe Foullard um den krausen Kopf, die rothe Faja** um den schlanken Leib. — Ein Aufschrei der Freude entfloh Mariquita; — doch noch

---

* Einäugige
** Frau.

* Kaninchen, Stallhase.
** Leibbinde.

ehe sie aufgesprungen, den lieben Besuch zu begrüßen, saß der hübsche junge Mann schon neben ihr, sein Arm hielt sie fest an seiner Seite und er sprach zu ihr:

„Tuerto hat mich ins Gebirge weit hineingeschickt zu den Olivenpflanzungen, drum komme ich erst heute, Kind, um dir zu sagen, daß die Sonne mir dunkelt, wo du nicht bist, und ich's deiner Mutter sagen will, wie es mich nach dir verlangt, und daß du mein Weib werden sollst, sobald ich verdiene, was zwei und — mehr brauchen."

„Das willst du, Miguelito?" sprach sie erröthend und sich zärtlich an ihn anschmiegend.

„Ich liebe dich mehr als mein Leben," versicherte er, ihre Stirn küssend und eine der langen, dunkeln Flechten sich um den Hals legend.

„Oh — oh — so lieb hast du mich!" stammelte sie glückselig.

„Und du bleibst mir treu und bleibst auf dem Felsen bei deiner Mutter, bis ich dich zum Altar führe? — Sage, Mariquitilla, daß du das willst und — keinen Anderen mehr ansehen willst mit deinen leuchtenden Augen als mich."

„Dein bin ich, dein, Miguelito, von der Stunde an, aber auf dem Felsen werde ich nicht bleiben können. — Jesus, Jesus, es ist entsetzlich!" Mariquita fiel plötzlich ein, was Pepa vorhin gesprochen: es schreckte sie jäh auf aus der ersten Liebesseligkeit.

„Wo willst du hin, Mädchen? — Du sollst bleiben in dem Hause deiner Mutter."

„Don José nimmt uns Alles, auch die Hütte," berichtete Mariquita angstvoll.

„Der Steuerpächter!" fuhr Miguel wild auf, und sein braunes Gesicht unterlief sich mit Blut, sein Auge funkelte böse und seine Hand legte sich in unwillkürlicher Bewegung an die Seite, wo aus der rothen Faja der Griff der Navaja* hervorsah.

Sie beschwichtigte zitternd:

„Ich will zu ihm gehen, Miguel, und ihn fußfällig bitten, daß er —"

„Du ihn bitten, den Spitzbuben — du — ihn, dessen Auge zu San Blas dich gierig streifte? — Tuerto's schiefe Blicke, Mädchen, ärgerten mich schon — des Steuerpächters Athem aber soll dich nicht berühren, so lange mein Arm mir die Kraft nicht versagt; und in dem Felsenneste soll er euch lassen, so wahr mir die Heiligen gnädig sein mögen!"

„Wie könntest du —?" fragte sie zweifelnd.

„Das ist meine Sache, Kind!" sprach er entschieden, und er umschloß sie fester, ihr Köpfchen sank an seine Brust.

Eben kam Pepa aus der Hütte, und sie sah ihr Kind in den Armen eines Mannes, den sie kaum kannte. Grimmig schlug sie die Hände zusammen und wollte derb keifen und schelten, als sie, wie zu Stein erstarrt, stehen blieb: der Steuerpächter kam eben hastigen Schrittes auf den Felsen zu. — Wollte er denn in der Nacht sie schon aus dem lieben Eigenthume verjagen? Hatte er auch dazu Gesetzesrecht? Ihr erstes Erstarren ging in Zittern über, als José den Felsen betrat. — Das Liebespaar war aufgesprungen — Mariquita suchte sich hinter Miguel's hoher Gestalt zu bergen. Die Blicke des Steuerpächters und des Knechtes von San Blas begegneten sich einen Moment in glühendem Hasse, dann blinzelten José's Augen so schnell, so unausgesetzt, daß ihre Blitze schwer zu fassen, und rothe Flecken traten in sein gelblich fahles Gesicht. Er spielte mit dem feinen Stock in seiner Hand und griff nach einer Cigarre, als er, zu dem bebenden Weibe gewendet, freundlich sprach:

„Mein Weg führte mich vorbei, und da ich gern Milde und Nachsicht walten lasse, wollte ich noch mit Ihnen reden, Pepa, ehe morgen der Executor kommt."

„Jesus — Sennor — Sie sind so gütig — Sie wollten!" stotterte die Ueberraschte.

„Ich will stets nur mein Recht, Weib, nicht mehr, nicht weniger," erörterte er, während er die Cigarre anzündete.

Pepa seufzte beklommen; das Recht war ja auf seiner Seite.

Da trat Miguel ganz nahe an den Steuerpächter heran und sagte gedämpft:

„Ich möchte die Sache wegen Pepa's Schuld mit Ihnen ausmachen, Sennor!"

„Was geht die Sache Sie an, und was könnten denn Sie dabei thun?" er-

* Das lange spanische Messer.

wiederte José laut und in geringschätzendem Tone.

Wieder unterlief sich Miguel's Gesicht dunkel; doch hielt er das gährende heiße Blut in Schranken und sagte ruhig:

„Ich will die Schuld zahlen, Sennor, im Laufe eines Jahres — der Pächter von San Blas wird Ihnen bürgen mit meinem Lohne."

„Pah, Mann! Wer bürgt mir, daß er Sie noch ein Jahr in seinem Dienste behält? — Ich fürchte, er wünscht Ihnen heute schon einen anderen Platz."

„Und wenn dem so wäre — ich gebe mein Wort, Sennor, und Miguel Fermin hat sein Wort stets gehalten."

„Und wenn dem so wäre," höhnte José, „verspüre ich dennoch nicht die mindeste Lust, mich überhaupt mit Ihnen einzulassen, Mann! Ich habe es nur mit Pepa zu thun, und es wäre Zeit, daß Sie Ihrer Wege gingen. Ich will allein mit dem Weibe reden, hören Sie, allein."

Er zeigte mit dem goldenen Knopfe seines Stockes auf den Erdstreifen, der von dem Felsen nach dem Wege hinüberführte.

Miguel's Rechte fuhr an den Griff der Navaja; da legte sich schnell Mariquita's bebende kleine Hand auf seinen Arm, und sie flehte:

„O, nur das nicht, Miguel!"

Da fuhr er sich wild über den heißen Kopf, und noch einmal bezwang er das kochende Blut und bat mit bedeckter Stimme:

„Lassen Sie mit sich reden, Don José, machen Sie die arme Wittwe und ihr Kind nicht unglücklich — ich nehme die Schuld auf mich."

„Guter, lieber Miguelito, das willst du thun?" lispelte in holder Rührung das schöne Kind zu dem geliebten Manne auf und sah ihn voll Liebe an.

Da mehrten sich die rothen Male in José's Gesicht, und, zu Pepa gewendet, sagte er unwirsch:

„Machen Sie, Weib, daß der freche Knecht fortgeht, oder es ist um Ihr Eigenthum geschehen — das Gesetz nimmt seinen Lauf."

„Jesus, warum geht er nicht, Mariquita?" kreischte das Weib in maßloser Angst.

„Geh', Miguel," flehte sie leise.

„Nicht, so lange er hier steht! O, ich weiß, was er will — ich bleibe bei dir, Mariquita!"

„Er bringt uns ins Unglück — ich verliere mein Hab und Gut!" heulte Pepa.

„Ich wollte Ihnen Vorschläge machen, mich gütlich mit Ihnen vergleichen — er bringt Sie allerdings darum," ergänzte José und machte Miene zu gehen.

Da stürzte das geängstigte Weib vor ihm nieder und flehte um Erbarmen.

Miguel riß sie empor und rief wüthend:

„Knie nicht vor dem Schurken, Weib, der deine Tochter dir abhandeln will!"

„Und wenn ich's wollte," fiel José, nun auch seiner Leidenschaft nicht mehr mächtig, ein, „was ginge Sie das an — darüber hätte ich doch nur mit dem Weib und Mariquita zu reden, mit dem Knechte von San Blas aber keinenfalls."

Kaum hatte José das ausgesprochen, als Miguel ihn packte und durch die Zähne knirschte:

„Wollen Sie mein Anerbieten annehmen? Ich frage zum letzten Male."

„In alle Ewigkeit nicht! Ich mache mich nach meinem Geschmacke bezahlt, Mann! Sie werden mich daran nicht hindern!"

José suchte sich bei diesen heftig hervorgestoßenen Worten Miguel zu entreißen, und rief um Hülfe nach dem Tanzplatze hinüber, auf dem sofort die fröhlichen Töne verstummten.

Noch eine Minute und der Feind ward befreit; Miguel hatte nichts erreicht, mußte ihm weichen. Das ging blitzschnell durch seinen Kopf, und schon zog er das Messer, sich des Nebenbuhlers für immer zu entledigen — da sah ihm Mariquita's entsetztes Gesicht entgegen — das Messer sank in die Scheide zurück; aber mit Riesenkraft hob er jetzt den Gegner hoch empor, und er schwang ihn über die Mauerbrüstung, ihn hinaushaltend über die dunkle Todestiefe.

Der Schreckensschrei aus vielen Kehlen drang bis zu Donna Rosalia's Garten hinauf, wo am Rande des Berges die dicke Sennorita im Mondlichte stand und die Scene unten mit ansah. Ihre Stimme erschallte sofort wie Sturmläuten ins Dorf hinein, dann keuchte sie abwärts dem

Schauplatze des unerhörten Ereignisses zu; hinter ihr her José's Freunde, Weiber und Kinder.

Die armen Leute der Steinhäuschen waren auf den Felsen geeilt; sie glaubten alle, der Steuerpächter liege schon unten im tiefen Grabe, und kein Herz fühlte ein Weh, ja nur eine Spur des Mitleids dabei: sie haßten und verfluchten ihn ja Alle, den Fuchs im Schafspelze. Als sie ihn stammend über der Tiefe zappeln sahen, wie zum Spaß nur von Miguel's starker Hand hinausgehalten, lachten sie heimlich, und Keinem fiel es ein, die Todesangst des Stöhnenden, jammervoll Kreischenden auch nur um eine Minute zu kürzen.

„Willst du, wie ich will?" fragte Miguel sein Opfer.

„Ja — ja" gurgelte der Bedrohte.

„Ihr hört's!" rief der Knecht den Umstehenden zu; „er darf Pepa nicht pfänden — ich gelobe mich zu seinem Schuldner an des Weibes Statt."

Jetzt schwang er José wieder über die Mauer und warf ihn hart zu Boden, so daß er betäubt liegen blieb, dann hob er hoch den Kopf auf und wandte dem aus einer leichten Wunde Blutenden verächtlich den Rücken zu.

„Geh', geh', Miguel, und verbirg dich in den Bergen," flehte Mariquita, „dort kommt schon der Alcalde mit José's Freunden und dem Gerichtsdiener. Sie sperren dich ein — entfliehe!"

„Was man thut, muß man auch verantworten; — ich bleibe, Kind! — Sie sollen mir vor dem Alcalden bezeugen, daß er gelobt, es soll so sein, wie ich es will wegen der Schuld."

Wie die armen Leute das hörten, schlich Einer nach dem Anderen fort, um dem bösen Handel fern zu bleiben.

„Sie gehen — sie haben keinen Muth," klagte Mariquita.

„Das Elend hat ihnen den guten Muth genommen — sie haben nur noch die Courage, der Noth des Tages auf eine Stunde zu trotzen," sprach Miguel halb zornig, halb traurig.

„Geh', entfliehe!" bat Mariquita dringender.

„Nein — nimmermehr!" widersprach er entschieden. „Wenn der Schurke sein Wort nicht hält, mag er mich anklagen bei dem Gericht in der Stadt, mögen sie mich dahin schleppen, auch dort will ich mit José ringen: er oder ich — uns Beide trägt der Boden nicht mehr."

„Und ich — was soll aus mir werden?" fragte das junge Mädchen unter bitteren Thränen.

Da faßte er wie in jähem Schrecken sie an — —

In dem Augenblick überschritt der Alcalde mit seiner Begleitung, Donna Rosalia an der Spitze, den Erdstreifen, der zu Pepa's Felsenneste führte.

II.

Langsam, gesenkten Hauptes, ein kleines Bündel tragend, bestieg Mariquita des anderen Tages die Höhe, auf der das Dorf liegt, um bei Donna Rosalia in Dienst zu treten. Die wohlhabende und wohlbeleibte Sennorita hatte das mit Pepa abgemacht, nachdem man Miguel als Gefangenen von dem Felsen geführt, um ihn beim Gericht der Provinzstadt wegen böswilligen Mordversuches anzuklagen. Der Steuerpächter hatte der ansehnlichen Zeugen genug für sich; — die armen Leute der Steinhütten am Rand der dunkeln Schlucht schwiegen aus Furcht vor ihm und dem Alcalden, seinem besten Freund. Auch sprach ja die That gegen Miguel — was gingen den Knecht von San Blas Don José's Schuldner an, und wie er Rückstände eincassirte?

Donna Rosalia machte den größten Lärm um die Sache. Sie hatte sich ganz unsinnig auf dem Felsen geberdet und ihren verwundeten Freund veranlaßt, die Nacht in ihrem Hause zu verbringen. In wahrer Todesangst war Pepa nachgeeilt, als ob es ihr nun ans Leben ginge; doch kam sie nach Mitternacht beruhigt zurück und schalt Mariquita, daß sie noch nicht schlafen gegangen. — Das arme Kind saß auf den Steinen vor der Hütte und starrte den Berg hinauf, wo er gewandelt, den sie liebte, als ein Gefangener und schmählich Beschuldigter — der dulden mußte um ihretwillen.

Was Pepa ihr nun sagte, von Donna Rosalia's Güte, und daß sie morgen ganz in Dienst zu ihr treten solle, hörte sie nur halb. Was lag ihr daran, wo sie ihre Tage verbrachte, wenn er fern war — er

gefangen saß — er, der gern frei wie der Vogel in der Luft lebte, er, den das Dach eines Hauses bedrückte, der am liebsten unter dem hohen Himmelszelt weilte, in die Ferne hineinsang und pfiff und Abends sich unter den Sternen, am frischen Abhang des Berges bettete — er — in enger Haft? — Das ertrug Miguel nimmer und nimmer, daß sie ihn Mörder nannten.

Und nun mußte sie hören, wie ihre Mutter ihn schalt, ihn verdammte, — ihn, der ihre Schuld decken wollte mit dem Lohn seiner Arbeit. Doch was konnte sie thun, sie, das junge Ding, das zum ersten Mal selbständig gedacht — dem Herzen nach, wie das gejubelt: „Ich liebe, liebe Miguel.“ — Thränenmüde, apathisch fast schlich sie auf der Mutter Gebot in die Hütte; Pepa keifte hinter ihr drein: „Nun weiß ich's, warum du San Blas verlassen — wegen der Eifersucht des Knechts war's — aber ich will dich lehren, dein Glück im Auge zu haben: du wirst von morgen an nun auch thun, was Donna Rosalia dich unterweist; ich habe ihr alle meine Rechte an dich abgetreten; sie will für dich sorgen, Mädchen, danke den Heiligen für so große Gnade!“

Aber Mariquita dankte den Heiligen nicht dafür — sie betete, zum ersten Mal seit sie denken konnte, das Nachtgebet nicht, sie vermochte nichts Anderes zu denken als an Miguel, den gefangenen Miguel, und sie empfand nichts, als Leid und Liebe und Sehnsucht und Qual — und — den Kuß der Liebe, seinen heißen Kuß, auf Stirn, Wange und Mund — und — daß sie sterben müsse ohne ihn, daß er ihr Alles sei — ihrer Augen Licht — ihres Athems Wehen — ihr Alles — Alles! Und nun hatten sie ihn ins Gefängniß der Stadt fortgeführt, und José war mit dem Alcalden und mehreren Zeugen nachgeritten, um ihn aufs Schwerste anzuklagen; und sie mußte das Nest auf dem Felsen verlassen, wo doch die Stelle war, auf der er ihr von seiner Liebe gesprochen, und wo er so heiß und so süß sie geküßt — und mußte in das Haus wandern der alten, bösen Sennorita, vor der sie stets ein leises Grauen empfunden, und doppelt hatte sie ihr jetzt zu gehorchen, als Magd und als Schützlingin: die Mutter hatte sich ja gleichsam losgesagt von ihr, sie Donna Rosalia zu eigen gegeben. — So hatte sie Pepa am Morgen noch eindringlich unterwiesen und ihr blinden Gehorsam eingeschärft und ihr vorgerechnet, wie vielen Dank sie beide der edlen Sennorita schuldig seien, denn ohne ihre Fürsprache hätte José auch sie für das Verbrechen des Knechts verantwortlich gemacht.

Beschwert durch das Gewicht all der vielen Worte aus Pepa's Mund, und beschwert durch Angst und Liebesleid, schleppte das geängstigte Kind sein leichtes Wanderbündel so mühsam die Anhöhe hinauf, als hätten böse Geister die leichte Waare in schwere Steine umgewandelt. Wie eine von rauhem Sturme geknickte Mairose hing Mariquita das flechtenschwere Köpfchen tief abwärts, als sie die Schwelle von Donna Rosalia's Haus überschritt.

Die wohlbeleibte Sennorita empfing sie freundlich, äußerst redeselig und sie musterte das erblaßte Kind mit scharfem Auge, dann plapperte sie unter vielem Anderen:

„Hast keine Ursache, dich zu grämen, Kleine — was sie auch sagen mögen — ich bin deine Beschützerin. Niemand soll es wagen, dich wegen der miserablen Geschichte schief anzusehen, so lange ich die Hand über dich halte. — Jesus, was kannst du, unschuldige Creatur, für die Leidenschaft, die dein Gesichtchen und deine Jugend dem schlimmen Mannsvolk einflößt? — Traue keinem, sage ich dir — schlecht sind sie Alle, und man kann nichts Besseres thun, als — nu — nu — du wirst mich bald verstehen lernen. Es unterhält mich, ich habe meine Freude dran — ja so bin ich! — Ich mache gern glücklich — ich bringe gern in Ehren ein Paar zusammen — habe mir das zur Lebensaufgabe gestellt, seit ich selbst den Wunsch abgethan, die Sennora eines angesehenen Mannes zu werden. I — ja doch. Ich könnte noch immer — Ansprüche machen, aber ich will nicht mehr, habe mich ganz den Heiligen zugewendet und will mir einen Sitz unter ihnen verdienen durch Glücklichmachen. Ja, so bin ich, Kindchen! Drum trockne deine Augen — gehe an den Brunnen und wasche sie klar, und zum Abend stecke ich dir Blumen ins Haar, und schenke dir ein Tuch und eine Schürze, damit du dem Gaste wohlgefällst, den ich erwarte.“

Mariquita wußte nicht wie ihr geschah — starb Donna Rosalia bald, daß sie so gütig war? — Sie sprach von Glücklichmachen — von — ein Paar in Ehren zusammenzubringen. Es durchfluthete sie heiß, und die Blutwellen stiegen vom Herzen in das holde Gesicht auf, und malten liebliche Rosen darauf. — Die gute Sennorita — dachte wohl an Miguel — das war nicht anders anzunehmen. Sie hatte gewiß des Steuerpächters Zorn beschwichtigt, und der Geliebte kehrte vielleicht heute schon zurück — sie wollte ihr Haar ja mit Blumen schmücken und — sie erwartete einen Gast zum Abend — wenn Miguel —? — O, heilige Jungfrau — durfte sie nach schwerem Leid solches Glück erhoffen? Glaube und Zweifel wechselten in ihr — aber der Glaube war so beseligend — und die Jugend glaubt so gern — der Zweifel schwand immer mehr und mehr. Mariquita sang und lachte durch Thränen hindurch, und sie rührte und regte sich im Hause, als gebe es ein Fest zu richten. Wie gern hätte sie nur eine Frage, eine einzige gethan — doch sie wagte es nicht und — sie that wohl daran: Hoffen und Glauben — das junge Herz hielt beides dadurch eine Stunde länger fest.

Donna Rosalia beobachtete mit Schmunzeln, das ihr Vollmondsgesicht noch breiter zog, die rührige Magd — das willige Werkzeug in ihrer Hand: das auserlesene Geschöpf für ihre „Glücklichmacherei".

Am Abend, als es im Hause nichts mehr zu thun gab, setzte sich Mariquita an der Marmorkufe des Hofes nieder, aus der ein dünner Wasserstrahl sich hob und niederplätscherte, und die von mächtigen Buchsstauden in rothen Töpfen umstellt war. Sie saß zwischen den dunkeln Stauden und sah mechanisch dem Spiel der Wassertropfen zu, die regenartig niedersprühten, hell vom aufsteigenden Monde vergoldet, und sie dachte an den dunkeln Ort, an dem Miguel vielleicht weile — oder — kam er wieder — trug sein flinker Fuß oder ein Maulthier ihn heimwärts durch das schöne Thal, wo die Cactus blühten und die hohen Stengel der Aloe aufschossen — Rebenranken die Feigenäste lustig in einander ketteten, und der Oleander an den Felsen prangte — Myrthe und Rose den Bach umkränzten? — O — und wie dachte er ihrer, sie seiner, er kam gewiß — sie wähnte schon seinen Kuß zu fühlen — ihr Kopf neigte sich — ihm entgegen, und ihr lächelnder Mund sprach leise: „Miguel mio!" — Da schreckte sie Pferdegetrappel aus den süßen Träumen, dem Hoffen und Glauben ihres jungen Herzens auf, und eine heisere Stimme, wie das Gekrächze des Raben, rief Donna Rosalia einen guten Abend zu: der Steuerpächter ritt in den Hof und stieg ab, die Zügel seines Pferdes einem gefälligen Buben zuwerfend.

Mariquita, erschrocken zum Tode und blaß gleich einer Todten, verbarg sich zwischen dem Buchs: statt Miguel kam der Verhaßte — und hatte er, der Geliebte, nicht gesagt: „Wir Beide haben nicht Platz mehr neben einander: er oder ich" — — Don José kehrte zurück — und Miguel saß gefangen — war verloren und — sie mit ihm.

In der großen Stube drinnen, mit den vielen bunten Heiligenbildern an der weißen Wand, und dem Glasschrank voll nie gebrauchtem blanken Hausrath, saß Donna Rosalia mit ihrem Freund an dem runden, teppichumhängten Tische, und sie reichte ihm mit der eigenen fetten Hand das erfrischende Orangewasser und die luftigen weißen Zuckerstengel dazu. — Es schien ihr nicht zu eilen, die hübsche Magd zur Bedienung des Gastes zu rufen, obwohl sie in der That dieselbe aus dem Schatz der eigenen Garderobe etwas aufgeputzt, und ihr weiße Blüthen in die schwarzen Haare gesteckt hatte.

Sie warf ihre runden Augen mit wechselndem Ausdruck auf José, der ihr von seinem Ritt in die Stadt erzählte, und daß es ihm nicht zu viel gewesen, einige goldene Vögel aus seiner Tasche in die eines Anderen fliegen zu lassen, um dem frechen Knecht einen schweren Proceß anzuhängen, der ihn auf lange von seiner Nähe befreien solle.

Donna Rosalia hörte aufmerksam und, gegen ihre Gewohnheit, schweigend zu. — Als er mit seinem Berichte zu Ende, fragte sie hinter dem großen Fächer hervor, was er mit Pepa vorhabe. — Er sah etwas erstaunt auf und meinte, das wisse sie ja, sie hätten das ja gestern Abend abgemacht. Die dicke Sennorita hüstelte und klappte, wie verlegen, den Fächer auf und zu, dann zuckte sie die Achseln und sagte:

„Das geſchah, Sennor, ehe Sie wie wahnſinnig den Berg hinabſtürzten, als Sie Miguel bei Mariquita ſahen. Sie hörten weder auf meine ſtaunenden Ausrufe noch meine warnenden Worte; Sie liefen fort wie ein angeſchoſſenes Wild im Gebirge — und — da ging mir plötzlich ein Licht auf — Sennor, ein Licht —“ ſie ſtockte und barg das dicke Geſicht verſchämt hinter dem Fächer.

„Çà, Sennora! — warum ich das Mädchen zur Magd meines Hauſes wollte, ward Ihnen doch da nicht erſt klar? — Verzeihen Sie, daß ich das nicht annehme, Sie für viel zu klug dafür halte.“

„Sennor, Sie wollen mich beleidigen!“

„Gewiß nicht — ich bin und bleibe Ihr ergebenſter Freund und glaube an Ihren Scharfblick, allertheuerſte Freundin — und — Sie wiſſen, Schulden eintreiben iſt keine Sünde, iſt ein Recht; wie man's thut, mache Jeder mit ſich ſelbſt ab.“

„Sie wollten die Arbeit Mariquita's taxiren, abrechnen und Pepa ihr Eigenthum laſſen, — nicht ſo, Sennor?“

„Das will ich noch; die Magd haſte mir für die Schuld ihrer Mutter!“

„So etwa ſagten Sie geſtern zu mir, und ich fand das ganz in Ordnung, Sennor! Seit ich aber Ihre wahnſinnige Leidenſchaft für das junge Ding erkannt, kann ich nicht mehr Amen dazu ſagen.“

„Wie — Sennora? Sie verlören ja dann ihr Guthaben bei Pepa!“

Donna Roſalia ſeufzte ſchwer auf:

„Das wäre entſetzlich — wäre ungerecht — doch die Unſchuld zu beſchützen, lohnen die Heiligen, Sennor! Mariquita ſteht ſeit heute in meinen Dienſten.“

„Wie — was — das Mädchen iſt hier — iſt bei Ihnen, Sennora?“

„Iſt bei mir, Freund Joſé!“ erwiederte Donna Roſalia mit Würde: hinter dem Fächer aber lächelte ſie boshaft und ſchadenfroh.

„So wäre alſo Ihr Wille, daß das Mädchen nicht als Magd in mein Haus komme?“ fragte Joſé mit mühſamer Selbſtbeherrſchung.

„Als Magd nicht, nein!“ gab ſie entſchieden zur Antwort.

Joſé ſprang auf; ſein ganzer Körper bebte — rothe Flecken traten in ſein gelbliches Geſicht — er fuhr ſich durch die ſtruppigen, röthlich ſchwarzen Haare, nach Faſſung ringend, während er die Worte hervorſtieß:

„Sie waren geſtern doch meinen Wünſchen ſo geneigt.“

„Vor Ihrem Davonlaufen — ja doch das und noch Anderes, was ich heute vernommen, beſtimmen mich, Mariquita's mütterliche Beſchützerin zu werden. Pepa übertrug mir ihre Rechte an das Kind — es hat nur noch mir zu gehorchen.“

„Und was ſoll Ihnen, Ihnen das arme Mädchen?“

„Je nun, Sennor — es ſind ehrliche Freier für Mariquita da. Das Mädchen iſt arm aber tugendhaft, und daß ſie die ſchönſte Blume unſerer Berge iſt, das, Don Joſé, wiſſen Sie ſo gut als ich und — der Pächter von San Blas.“

„Was — was ſoll's mit Tuerto?“

„Er ſoll meine Schützlingin zu ſeiner Sennora machen, ich werde die Sache einleiten; ja, ſo bin ich.“

„Das dulde ich nicht!“

„Können Sie's hindern, Mann?“

Joſé knirſchte mit den Zähnen und rannte durch die Stube, dann blieb er vor ſeiner dicken Freundin ſtehen und ſagte:

„Ich glaube es nicht! Tuerto iſt alt, häßlich, ſchielend — Mariquita nimmt ihn nicht zum Mann!“

„Çà — Sennor! Der Pächter hat viel Geld und — die jungen Mädchen haben keinen Willen. Dürfte Mariquita thun, was ſie wollte, ſie wartete auf Miguel und lachte Sie und den Pächter aus.“

„Der Knecht ſitzt feſt im Gefängniß!“

„Hm — mehr als ein Jahr Strafe werden ihm wohl kaum ſelbſt Ihre goldenen Thaler bringen, und ein Jahr iſt bald um — Mariquita zählt erſt ſechzehn Sommer — da iſt das Zuwarten noch keine bedenkliche Sache.“

Und wenn's mich Onzas* koſtete, ſtatt Thaler — er ſoll — ſoll lange, lange gefangen ſitzen, der freche Knecht — ſie ſoll ihn ſo bald nicht wiederſehen.“

„Iſt auch nicht mein Wunſch — ich gedenke jedenfalls ſie früher zu verheirathen — ich will die Kleine glücklich machen, die Heiligen werden mir's lohnen, und ich werde meine Freude daran haben, das arme Mädchen zur reichen Sennora

* 70 Mark in Gold.

zu erheben. Ja, so bin ich, Sennor! Das Glücklichmachen ist ordentlich meine Liebhaberei."

„Eine neue Tugend bei Ihnen, Sennora, die ich erst heute zu bemerken das Glück habe," erwiederte José malitiös, während das Blinzeln seiner Augen und die rothen Flecken seines Gesichts sich mehrten.

„Es mag eine Schwäche sein, aber — so bin ich, Sennor — und Mariquita bleibt Magd in meinem Hause, bis sie als Sennora in ein anderes einzieht."

„Das bleibt Ihr unabänderlicher Beschluß, auch wenn ich morgen Pepa Alles nehme?" fragte José bebend.

„So bleibt's, mein werther Freund! — Ich denke, der reiche Pächter wird für die Mutter seiner Frau Platz haben und wird nobel genug sein, mir zu ersetzen, was ich etwa verlöre, durch — Sie, Sennor!"

Ein schüchterner Fuß ward draußen vor dem Vorhang des Eingangs hörbar und Mariquita's schlanke Gestalt zeigte sich darunter. Kaum verständlich berichtete sie, daß der Knabe Don José's Pferd nicht länger halten wolle.

„Komm nur näher, Kind!" rief Donna Rosalia in gütigem Tone der jungen Magd zu, die blöde einige Schritte vortrat.

Sie sah reizend aus, die Kleine mit den weißen Blüthen im dunkeln Haar, den schwellenden Lippen und den langen Wimpern, die schattig auf dem feinen Oval der erblaßten Wangen lagen.

„Komm zu mir, Mariquita — komm, fülle Don José das Glas noch einmal mit kühlem Tranke. Dem Sennor ist heiß geworden auf dem Ritt aus der Stadt — so — schenke ein — sei nicht so ungeschickt — du zitterst ja. — Ça, Kleine! brauchst dich in meinem Hause vor Niemand zu fürchten."

Die gütige Herrin strich unter diesen Worten sanft über die Wange der Dienerin, — und — das junge Herz zuckte wieder rascher: Hoffen und Glaube wollten ihm wiederkehren.

Da schlug Mariquita das große Auge groß auf, doch erschrocken senkte es sich schnell wieder vor dem gierigen Blicke des Mannes, der Miguel's Feind war.

José griff nach seinem Hut, und, seiner Freundin die Hand zum Abschied reichend, bat er mit bedeckter Stimme:

„Beste Sennora, beschließen Sie vor morgen Abend nichts; wir sprechen, wenn die Sonne sinkt, in Ihrem Garten noch einmal über die bewußte Sache."

„Und Pepa?" fragte leise und lauernd Donna Rosalia.

„Das hat bis übermorgen Zeit — der Executor hat mehrere Tage in meinen Angelegenheiten hier zu thun."

José ging, begleitet bis unter die Thür von seiner Freundin. Sein Auge streifte noch einmal, scharf, gierig, funkelnd wie der Blick eines Geiers, die weiße Taube — die seine Leidenschaft zur süßen Beute sich ausersehen.

„Mein muß sie werden, es koste, was es wolle," so murmelte er, als er um die dunkle Schlucht her ritt — an den weißen Steinhütten der armen Leute vorüber, und dem Felsen, auf dem Pepa's Häuschen, das grau und verwittert, wie die alten Mauerreste, die hier einst, ein mächtiger Thurm zu Schutz und Trutz, kühn in die blauen, ewig klaren Lüfte geragt, nestähnlich, daran hing.

III.

Das Gefühl einer namenlosen Verlassenheit beschlich die junge Magd von Stunde zu Stunde mehr in Donna Rosalia's stattlichem Hause. Daß Miguel's Sache schlimm stehe, an einen Ausgleich mit seinem Ankläger nicht zu denken sei, erklärte die gesprächige Herrin ihr immer unverhohlener. Nach José's Weggang hatte die „Glücklichmacherin" ihr noch so lange davon vorgeschwatzt, bis eine dumpfe lähmende Angst das arme Kind fast erstarren gemacht. Miguel's That — so sagte Donna Rosalia — sei ein boshafter Mordversuch und werde als solcher mit jahrelanger Haft bestraft werden. Dann gerieth sie in Selbstanbetung und sprach mit Rührung von ihrer edlen Absicht, ein gutes Werk an Mariquita zu üben, sie glücklich zu machen, und sie plauderte auch von geheimer, berechtigter Rache an dem männlichen Geschlecht, und daß José, ob er wolle oder nicht, nach ihrer Pfeife tanzen müsse.

Ganz betäubt taumelte endlich das junge Mädchen seiner Schlafstätte zu. Hätte Mariquita durch eine Luke zu den Sternen aufblicken und ihnen und den Lüften Grüße auftragen können für den Gefangenen, es

wäre ihr vielleicht wieder leichter und lichter geworden. Aber sie barg das Gesicht in den Kissen, und so lag sie bis zum Morgen, bis die Herrin die träge Magd schüttelnd aufrüttelte zu des Tages Hitze und Arbeit. Es wurde dem armen jungen Ding immer wirrer im Kopfe dabei, immer verstörter im Gemüth.

Wie ganz und gar der Gebieterin und Beschützerin verfallen, kam sich Mariquita vor, bedrückt von einer Macht, der zu entkommen sie nimmer den Muth gewann, sie nicht wußte, wie. Die Unselbständigkeit der Frauen Andalusiens im Allgemeinen — ein Nachklang aus der Maurenzeit — belastete das arme Mädchen mit doppelter Wucht im Hause der reichen Sennorita, die, ein Ausnahmsfall, unverheirathet geblieben war und eine dominirende Stellung in ihrem Geburtsort einnahm.

Von den stillen Wünschen und Heirathsmanipulationen Donna Rosalia's verlautete nur, daß sie zu hoch hinausgewollt, darum sitzen geblieben sei. Daß sie vor einigen Jahren daran gedacht, Pächterin von San Blas zu werden, ging nur als Vermuthung um, doch Niemand zweifelte daran, daß sie sich jetzt darin gefalle, Heirathen zu stiften, um als „Glücklichmacherin" gepriesen zu werden und neben dem Ruhm und Amüsement kleine Vortheilchen dadurch zu erzielen. Was ihren Freund, den Steuerpächter, betraf, sah man bei dessen Freundschaft bis jetzt nichts Arges und nichts Gutes im Spiele, doch ist anzunehmen, daß die alternde Jungfrau — vielleicht nur um ihre Wohlhabenheit zu mehren — noch einmal in der Stille an Hymens Bande dachte und nicht eben angenehm von der Entdeckung berührt wurde, daß ihr Freund von toller Leidenschaft für ein junges schönes Mädchen berückt sei. Wie er so unsinnig den Berg hinablief, als er den Knecht von San Blas zu Mariquita schleichen sah, erkannte sie die Macht dieser Leidenschaft, und schnell darüber mit sich im Reinen, beschloß sie, daß er hierbei nach ihrer Pfeife tanzen müsse — sie sich dadurch an ihm rächen wolle und zwar in boshafter Weise. Mit Mariquita's beschränkter und geängstigter Mutter hatte sie sich bald, soweit es zum Zweck ihres Rachewerks und ihrer „Glücklichmacherei" stimmte, verständigt. Sie versprach Pepa die Erhaltung des Felsennestes, und diese überließ ihr dagegen ihr Kind mit Leib und Seele. Was hätte das arme Weib für sich und ihre Tochter Besseres wünschen und erreichen können?

Die erfahrene Sennorita glaubte die Männer genug zu kennen, um darauf bauen zu dürfen, daß auch der Klügste, von Liebesleidenschaft befallen, dahin zu bringen sei, wohin man ihn haben wolle. José's Hochmuth und Habsucht sollten sich beugen vor ihrem Wollen, der Steuerpächter nicht anders in den Besitz der jungen Schönen kommen, als wenn er sie zu seiner Frau, zur Sennora seines Hauses machte. Gelang ihr dieses Glückswerk, dann zweifelte wohl Niemand mehr, daß, was sie wolle, sie auch auszuführen verstehe. — Und siehe, José kam wirklich zur bestimmten Stunde, um mit ihr die Angelegenheit zu besprechen.

Während Mariquita, die Augen voll Thränen, hinabsah auf den Felsen, die Stelle suchend, auf der Miguel sie geküßt und von seiner Liebe zu ihr gesprochen, führte Donna Rosalia ihren verliebten Freund in eine Laube des Gartens, um ihn nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen. — Mond und Sterne zogen indessen über der dunklen Schlucht auf, an deren Rand die kleinen Steinhütten lagen — weiß schimmernd — doch still — so still — kein Tambourin erklang, kein Saitenspiel, kein Gesang. Der Steuerpächter war mit dem Executor heute dort vorübergewandelt und hatte nach dieser und jener Hütte gezeigt. Angst und Sorge war in Aller Herzen — nur Pepa saß ruhigen Gemüths am Abgrunde und erfreute sich des Wiederscheins einzelner Sterne unten im rauschenden Wasser, und sie dachte, daß jetzt ihre guten Tage kämen: Donna Rosalia hatte ihr Botschaft geschickt und ihr sagen lassen, es stehe Alles gut, ihr Nest sitze fester als je einmal auf dem Felsen, und Mariquita solle unter ihrem Schutze sich vollends zur schönsten Blume der Berge entfalten.

Während Pepa froh war wie lange nicht mehr, fühlte ihr schönes Kind wahre Todesangst im Herzen. Es war Mariquita, als sie ihre Herrin und José so vertraulich mit einander verkehren sah — sie sei unrettbar verloren — sie und Miguel — sie entkomme den Beiden nimmer, und er, den sie liebe, mehr als die Heiligen alle — er — er welke

dahin ohne Licht und Luft in der engen Haft — er könne, könne ja nicht leben ohne Freiheit — nicht leben, als Mörder angeklagt. Wenn sie nur an seiner Seite hätte leiden und sterben dürfen, mit ihm himmelwärts ziehen — oder auch zur Hölle, wenn nur bei ihm und fort aus seines Feindes Nähe, der so stechend sie anschaute. Wo José war, war die Hölle — bei Miguel überall ihr Himmel — und er war fern — fern, war ein Gefangener, und sie mußte ausharren bei der Frau, deren Freundlichkeit ihr von Stunde zu Stunde mehr Grauen erweckte, vor der sie sich kaum minder fürchtete als vor dem Steuerpächter. Gingen die Zwei Hand in Hand, war sie sicher verloren. Und sie kamen Hand in Hand durch den Garten, und sie blieben vor ihr stehen, und José fuhr ihr vertraulich über die Wange — sie schauerte — er sagte mit einer Stimme, die ihr höllisch, teuflisch klang:

„Du bist ein schönes Mädchen, Mariquita; deinetwegen schone ich deine Mutter; sie wird auf dem Felsen bleiben und dir lacht ein großes Glück, Kind! Du wirst dankbar dafür sein und folgsam und demüthig, wie es bei unverhoffter Wohlthat einem so armen Ding, wie du bist, zukommt."

Sie faltete zusammenschreckend die Hände in einander und preßte sie krampfhaft fest auf die Brust und senkte tief das liebliche Gesicht, das der Mond so helle und freundlich ansah, als erfreue er sich seiner ganz besonders. Donna Rosalia zog den zögernden Verliebten mit sich fort, indem sie flüsterte:

„Es ist genug für jetzt, mein Freund! Ich muß das blöde Ding erst vorbereiten auf das große Glück, das seiner harrt. Besorgen Sie flugs alles Nöthige, denn Miguel könnte am Ende doch so lange nicht in Haft bleiben als Sie wünschen, und daß er gewaltthätig ist, haben Sie erfahren."

„Er soll sie als mein Weib finden, dann ist seine Macht über sie zu Ende. Auch als meine Magd wäre das so gewesen, doch, Sie bestehen darauf, Sennora, und in des — der Heiligen Namen, ich füge mich."

Damit verabschiedete sich der Steuerpächter von seiner Freundin, die ihm, unverhaltenen Triumph im dicken Gesicht, nachsah.

Sie rief jetzt nach Mariquita, die sich am Brunnen die Wange wusch, die der Abscheuliche mit seiner Hand berührt, die Wange, die Miguel so heiß geküßt. Jetzt brannte sie vor Scham, ja, ein wahres Brandmal schien ihr darauf eingezeichnet zu sein.

„Mein Schäfchen, meine Taube, spute dich!" rief die gütige Herrin der Magd zu, und sie lachte und scherzte ob der hochgerötheten Wange, von der Mariquita die ihr widerfahrene Schmach abzuwaschen versuchte.

„Du bist noch eine gar junge, dumme Creatur," fuhr Donna Rosalia fort; „doch bist du gehorsam, wie es dir zukommt, und das lohnen die Heiligen gnädiglich. Deine arme Mutter, von Sorge und Noth vor der Zeit grau geworden, wird jetzt gute Tage haben, und du — du wirst reich und vornehm werden."

„Ich, ich, Donna Rosalia?"

„Du, ja du, weil ich's so will. Das gute Werk, das ich an dir vollbringe, werden die Heiligen segnen und die Engel dazu lobsingen."

Mariquita verhüllte ihr Gesicht und seufzte leise:

„O, Miguel mio!"

„Gehe jetzt schlafen, Kleine, und träume recht schöne Dinge, ja, ja, recht schöne, angenehme Dinge. Von Verlobung und Hochzeit träume; hi, hi, hi, von Verlobung und Hochzeit! Ja, so bin ich, das Glücklichmachen ist mein „Gusto" und wird mir einen Stuhl im Himmel bringen."

„O, Miguel mio!" seufzte Mariquita wieder, und schlich lautlos in die dunkle Ecke, in der ihr Lager stand. Sie dachte an Davonlaufen, fort, fort — doch wohin? zu Miguel, der gefangen saß in der Stadt, wo sie noch nie gewesen? unmöglich! Das andalusische Mädchen schauerte bei dem Gedanken, allein einen Weg, gar einen weiten Weg zu machen. Die Sitte erlaubte ja kaum der Frau bis zur Kirche allein zu gehen. Nur schlechte Mädchen thaten das. Als sie von San Blas entfloh, hatte Miguel sie fast bis an das Felsennest begleitet, und sie hatte es seitdem kaum wieder verlassen. Wie hätte sie den Weg nach der fernen Stadt finden, wie allein ihn zurücklegen können — und wenn selbst — was sollte sie dort? wie gelangte sie zu dem Gefangenen? Nein, das war un-

möglich! Die dunkle Schlucht lag näher, dort fand sich ein sicheres Entkommen. — Sie bebte — es graute das junge Leben bei dem finstern Gedanken an die dunkle Tiefe — und — lebte denn nicht Miguel noch? — Vielleicht kam er doch bald wieder; noch war sein Urtheil nicht gefällt — wenn er kam, war sie gerettet, sein starker Arm beschützte sie. Schon regte sich leise wieder besseres Hoffen und Glauben. Sie faltete die kleinen Hände und flehte die Heiligen an um Rettung für ihn, um Schutz für sich; da näselte Rosalia's widerliche Stimme:

„Ein Bote aus der Stadt hat Don José die Nachricht gebracht, daß dem nichtswürdigen Knecht von San Blas zehn Jahre Haft zuerkannt worden sind."

„Zehn Jahre!" schrie Mariquita verzweiflungsvoll auf — „zehn Jahre — er stirbt — er stirbt! Jesus, das überlebt er nicht!"

„Mag wohl so sein, schon Mancher starb in kürzerer Haft," näselte Rosalia wieder.

„O, o, Miguel — zehn Jahre Haft!" weinte die Arme jetzt ganz herzzerreißend.

Donna Rosalia keifte böse:

„Was geht es dich an, ob er lebt oder stirbt? Schäme dich und laß solches Geheul mich nicht wieder hören. Kein Heiliger nimmt die Strafe von ihm, und wenn du gelobtest, dein Lebelang auf den Knien zur Kirche zu rutschen. Der sitzt fest, und gut ist's, daß es so ist, die Einsicht wird dir bald kommen."

Mariquita verstummte, sie weinte auch nicht mehr, sie dachte nur noch: zehn Jahre — er stirbt — ich will auch sterben — ihm der dunkle Kerker, mir die dunkle Schlucht; so dachte sie fort die ganze lange Nacht — doch wie die Sonne wieder schien und sie hinabsah in die Tiefe — und die Morgenglocke zum Gebet rief, da fiel ihr ein, daß sie von dort unten in die Hölle käme und sie dann Miguel nie mehr wieder finden würde, daß sie leben müsse, bis die heilige Jungfrau sich ihrer erbarme und sie dahin leite, wo er sei, ob lebend, ob todt. Ihre Gedanken verwirrten sich mehr und mehr, unsägliches Weh nagte ihr im Herzen, ihre noch so unentwickelte, durch die Sitte niedergehaltene Willenskraft erlag bis zur Apathie bei den innern Qualen und dem äußern Drucke. Ohne ein Wort des Widerspruchs ließ sie's geschehen, daß Donna Rosalia sie bei Allen, die kamen, José's Verlobte nannte und das ungeheure Glück pries, das dadurch ihrer Schützlingin zu Theil werde. José's Ingrimm aber über die unnahbare Kälte der armen Magd, die er entschlossen war, um jeden Preis sich zu eigen zu machen, wuchs von Tag zu Tag. Seiner Liebesleidenschaft gesellte sich bald das Rachebegehren, das Kind der armen Wittwe, das er zu seiner Frau erhob, nach Herzenslust zu quälen, sobald das Ja am Altar sie unlösbar an ihn band.

Er richtete sein nettes Haus, das etwa eine halbe Stunde von dem Dorfe ablag, recht stattlich ein, und Rosalia kaufte für seine Rechnung ihrer Schützlingin hübsche Kleider, Mantille und Fächer, putzte sie an und führte sie in die Kirche, um sie als Verlobte ihres Freundes anstaunen und beneiden zu lassen. Mariquita wandelte wie geistesabwesend unter den auf sie einstürmenden Glückwünschen dahin. Sie sei schon recht stolz geworden, meinten ihre Gespielinnen, sie sah sie ja kaum an, als kenne sie sie nicht mehr recht, ja sie erwiederte kaum ihre Grüße. Ihr Auge, das sonst so groß und froh sich aufgeschlagen, haftete unausgesetzt am Boden, und wäre ihr schönes Gesicht nicht gar so blutlos gewesen, man hätte sie um ihres Hochmuths wegen schwer verdammt. Dieses bleiche Gesicht aber und das schmerzliche Zucken um den vor Kurzem noch so froh, so harmlos lächelnden Mund machte die bösen Reden schnell wieder verstummen und die Schützlingin Donna Rosalia's, der Glücklichmacherin, die stille bleiche Verlobte des verhaßten Steuerpächters, wurde nach kurzer böser Rüge zum Gegenstand geheimen tiefen Mitleids bei den meisten der armen Bewohner der Steinhäuschen am Abgrund.

Miguel's Name drang nicht mehr an Mariquita's Ohr, seit es wie Grabgeläute ihr getönt: „zehn Jahre Gefängniß!" Das war sein Todesurtheil — nicht ein Jahr konnte er leben in Kerkerluft mit Schande bedeckt, gezeichnet als gemeiner Verbrecher. Das hatte ihre Lebenskraft gebrochen, hatte das klare Denken ihr benommen, hatte ihr Herz tödtlich getroffen. — Gefangen zehn Jahre, böswilligen Mordversuchs beschuldigt! — Daß dar-

auf so lange Haft nicht stand und Mancher schon begnadigt worden, das fiel ihrer Unerfahrenheit nicht ein, und wer hätte sie belehren sollen? Pepa kam nur höchst selten und nur auf Augenblicke herauf, und Rosalia hielt dann das bleiche Kind ihr fern. Das arme Weib schwelgte im Glück; ihr graues Nest hatte José blendend weiß anstreichen lassen und statt einer Ziege standen zwei jetzt im Stall, und bessere Kleider trug sie auch; so gut war es ihr noch nie ergangen. Mariquita konnte die Mutter eben so wenig als Donna Rosalia nach Miguel fragen, sie hätte auch von ihr nur böse Worte deshalb gehört. So schwieg sie, fragte nichts, weinte auch nicht, aber trüber und trüber wurde das junge, schöne Gesicht, schwanker die schlanke Gestalt, klanglos die frische Stimme und nur mechanisch verrichtete sie noch die täglichen Geschäfte. Wie von einem bösen, schrecklichen Traume umfangen, wandelte sie durch Haus und Garten, hörte sie das Geplauder ihrer Beschützerin an — sah sie José. Bei seinem Anblick fuhr sie sich zuweilen über die Stirn, faßte sie sich in die Haare, als wollte sie sich gewaltsam wachrütteln aus dem furchtbaren Schlafe, der solche Träume brachte. Wenn von der baldigen Trauung gesprochen wurde, da wirbelte es toll in ihr auf, da bedrohte sie Wahnsinn, bis der Gedanke den düstern Spuk tröstend verscheuchte: „Den Tag erlebst du nicht, Mariquita!“ Aber das Leid, wenn auch noch so tief, ist ein langsamer Zerstörer junger Lebenskraft und José beeilte den Tag, der seiner Liebe, seinem Haß und Ingrimme volle Befriedigung versprach. Wie wollte er sie quälen für die Qualen, die sie ihm bereitete! An seinem Weibe wollte er die halsstarrige Braut rächen, mit Haß und Liebe sie martern, auch wenn sie darunter vollends zu Grunde ging.

IV.

Der Tag der Hochzeit war bestimmt. Das seidene Brautkleid lag schon zur Augenweide da, die Zeugen waren schon gebeten und der Geistliche zur Trauung bereit. Nach der herrschenden Sitte sollte diese bei Kerzenbeleuchtung stattfinden. Donna Rosalia fühlte sich so befriedigt über ihr „Glückswerk“, das ihr einen hohen Stuhl im Himmel und irdische Münze versprach, daß ob dieser Befriedigung selbst ihr Geiz verstummte. Ein feiner Imbiß sollte nach der Trauung die Hochzeitsgäste in ihrem Hause erfreuen. Sie gerirte sich ganz wie eine glückliche Mutter, die eine überzählige Tochter unter erschwerenden Umständen unter die Haube bringt. Pepa war dabei vollständig zur unbedeutenden, eben nicht ganz vermeidbaren Staffage degradirt worden, und sie nahm das wie selbstverständlich hin. — Als sie vollends das seidene Hochzeitskleid, ein Gewand mit langer Schleppe, die Spitzenmantille, den blinkenden Fächer, die goldenen Ohrgehänge und den schweren goldenen Trauring sah, fühlte sie sich in der That nicht so recht mehr als Mutter eines so kostbar geschmückt werdenden Kindes. Sie war ganz betäubt von all dem Glück, ihr Auge ganz umnebelt. Die todtbleiche Wange Mariquita's, so viel weißer und durchsichtiger geworden, erschien ihr vornehm, zu dem vornehmen Brautanzuge gehörend. Rosalia ließ ihr keine Zeit, tiefer darüber nachzudenken. Unter Lobpreisungen José's und Glückspreisungen des Looses ihrer Tochter geleitete sie Pepa immer schnell wieder über die Schwelle ihres Hauses. — Die bleicher und bleicher, stiller und stiller werdende Braut machte der Glücklichmacherin doch anfangs einige Besorgniß. Sie hatte da und dort Reden über Mariquita's Aussehen fallen hören, die ihr nicht zusagten. Sie machte Mariquita eindringliche Vorstellungen, ja, sie ging so weit, sie selbst zu bitten, ihr die Freude nicht zu verderben und wenigstens am Altare nicht so starr vor sich niederzusehen. Mariquita gab keine Antwort darauf. Der Traum — der böse Traum, schwand er denn noch immer nicht — mußte sie bis zum schrecklichen Ende fortträumen — war kein Erwachen daraus möglich, als im Grab?

Sie flüchtete hinaus in den Garten und setzte sich am Abhang des Berges nieder und sah hinab auf den Felsen und die dunkle Tiefe, aus der derselbe wie ein urweltlicher Riese emporstieg. Die Sterne glitzerten in ihrem ewigen gleichmäßigen Glanze über den grauen Kolossen und dem weißen Häuschen darauf, das er sich, wie zum Scherz, als Nachtmütze aufgestülpt zu haben schien. Mariquita deckte in rascher schaudernder Bewegung das Gesicht mit den

Händen. Da kam's seitwärts vom steilen Abhang heraufgeklettert; nur flinke Vierfüßler vermochten das, oder ein recht verwegener übermüthiger Bube, der im Gebirge aufgewachsen war. Mariquita vernahm das leise Rollen einzelner Steine nicht — ihre Sinne lagen wie in Haft — sie sah nicht auf, als eine elastische Knabengestalt schon ganz nahe bei ihr stand, und erst der leise Ruf: „Mariquitilla!" erweckte sie aus ihrem dumpfen Hinbrüten. Sie sah auf und sah in das Gesicht eines tiefbraunen Knaben und wie Fieberfrost schüttelte es sie:

„Cornejo — du — du," stammelte ihr blutloser Mund, und den Knaben plötzlich jäh und heftig anfassend, brauste, wie der gewaltige Durchbruch eingedämmter Meereswellen, die herzzerreißende Klage! „Miguel —" aus ihrer Brust.

„Miguel, ja Miguel, der sitzt im Gefängniß, und du, du gehst morgen Abend zum Altar — du, Mädchen, du!" erwiederte der Knabe vorwurfsvoll.

„Lebt er noch? — Zehn Jahre, zehn Jahre lang!" seufzte sie.

Der Knabe beobachtete oder hörte nur die Frage: „Lebt er noch?" und fiel rasch ein:

„Warum sollte er so geschwind gestorben sein?"

Sie sah ihn aufmerksam, wie sich besinnend, an und fragte bebend:

„Sahst du ihn, Cornejo?"

„Jesus, nein! man ließ mich nicht zu ihm, als ich in die Stadt lief, ihn zu sehen. Don José hat den Gefängnißwärter bestochen, wie die Richter. Ich sang und pfiff um das Gefängniß herum, damit er mich höre und nicht denke, auch ich hätte ihn vergessen. Was hätte ich ihm auch für Botschaft bringen können, wenn er mich nach dir gefragt, Mädchen? Und meinst du nicht, daß dies seine erste Frage gewesen wäre?"

„Ja — ja — und dann hättest du ihm gesagt, daß sie mich bald begraben würden."

„Ça, Mädchen! dich begraben — damit wäre ihm nicht geholfen — er will dich lebend wiedersehen, aber nicht als Weib des Schurken, seines Feindes."

„O — o — wie rette ich mich vor ihm und Rosalia — wenn nicht da hinunter?" Sie zeigte in die dunkle Schlucht hinab, durch die das wilde Bergwasser rauschte: es klang wie lockende Grabesstimmen herauf. Der Knabe faßte sie am Arm, als könne er sie so wahren vor dem Flüchten da hinab. Dann flüsterte er ihr in gedrängter Rede zu:

„Ich wollte längst zu dir kommen, aber sie hütet dich gut, die dicke Sennorita — und dann auch sagten sie, du seist hochmüthig geworden. Das glaubte ich nicht recht. Oft kletterte ich da herauf in der Nacht, aber nie fand ich dich. — Mariquita. Höre, Mädchen — rufe: nein! nein! nein! und wenn sie dich bis zum Altar schleppen. — Noch heute Nacht laufe ich wieder in die Stadt — ein Licht leuchtet mir: der neue Herr von San Blas — der alte Graf ist gestorben — soll Hilfe schaffen. Es geht Alles schief im Pachthof, seit Miguel im Gefängniß sitzt, und Tuerto ist ein Spitzbube, wie Don José — ah, wie er stiehlt! Ich will's dem Herrn sagen und will ihm sprechen von Miguel — will ihm Alles sagen, wie's gekommen — aber ein Tag ist kurz, Mariquita, und morgen Abend schon sollst du José angetraut werden — rufe: nein! nein! nein! tausendmal nein am Altar — und wenn sie darob durch einander rennen und schreien, dann laufe davon, flugs — hörst du — dort unten an der Schlucht findest du mich und „el Fraile",* das beste Maulthier aus Tuerto's Stall, und es soll dich davontragen ins Gebirge."

Mariquita starrte den jungen kecken Rathgeber an, dann sprach sie trostlos:

„Meine Kraft ist erlahmt, ich kann nicht thun, wie du sagst! und was sollte mir's, zu leben einsam in den Bergen — wie könnte ich das — und befreit es Miguel vom Tode im Kerker?"

„Ça, Mädchen — der stirbt nicht nur so dahin. Ich hörte, er wehre sich seiner Haut — er soll beim Verhör Arges gegen den Steuerpächter vorgebracht haben — es hat ihm freilich nichts genützt für den Augenblick, aber er hat doch vielleicht ein offenes Ohr gefunden. Raffe dich auf, Mariquita! ärger als der Kerker wird ihm José's Haus sein, wenn du dort einziehst."

Sie schüttelte den Kopf, als geschehe das nimmer, dann drängte sie:

* Der Mönch — häufiger Name des Maulthiers.

„Geh' — guter Junge — geh', spute dich, daß du zu ihm kommst, und sage ihm — was auch geschehen sei und über mich gekommen mit böser Macht und mich umfangen halte wie ein böser Traum — untreu sei ich ihm nicht — und sterben werde ich eher, als in José's Haus einziehen."

„So willst du nein sagen, willst es auch jetzt sagen, nachdem es so weit gekommen?"

Mariquita sah zum Himmel auf, faltete die Hände über der lange athmenden Brust und sprach leise:

„Sie werden mich mit dem seidenen Kleide anthun und mich zum Altar schleppen und ich werde mich fürchten vor ihnen und es geschehen lassen; aber das „Ja", das Ja — kommt nicht über meine Lippen — die heilige Mutter beschütze mich vor solchem Teufelswerk!"

„Ich warte deiner mit el Fraile, — hörst du, Mariquitilla! Ich will meinem Großknecht seinen lieben Schatz retten, da er's nicht selber kann — olo salero! der Cornejo hat die flinken Füße eines Hasen, aber den Muth eines jungen Stiers — ich werde dich davontragen, Mädchen, so du bei dem „Nein" beharrst. — Die Heiligen seien mit dir! Ich habe Eile, und dort wackelt die Dicke aus dem Hause — sie ruft dich. Adios, Mariquitilla!"

Flink wie ein Hase war der Bube am Berge unten, und fort jagte er, als brenne der Boden unter ihm, der Stadt zu, in der sein Ideal, der Großknecht von San Blas, gefangen saß.

Donna Rosalia schmückte darauf ihr Glücksopfer mit dem Hochzeitsstaate: Rosen hielten die Spitzenmantille im dunkeln Haare fest, unter deren heiterm Schimmer das bleiche Gesicht der Braut noch bleicher erschien. Doch Mariquita's Augen hafteten so trübe und demüthig gesenkt nicht mehr am Boden; sie leuchteten wieder heller auf, und um den kleinen Mund, welcher so schmerzlich noch gestern gezuckt, lagerte sich's wie erwachende Entschlossenheit. — Rosalia triumphirte innerlich: die Trauungsstunde, vor der ihr zuweilen gebangt, schien ja ganz nach Wunsch vorüber gehen zu wollen.

„So ist's recht — Täubchen — nur aufgeschaut — du gehst ja einem großen Glück entgegen," redete sie der Braut zu, als sie die goldenen Ohrgehänge befestigte. „Beneidet wirst du wie keine, und José ist so toll verliebt, wie ich noch keinen Mann gesehen; ja, wenn du klug werden wolltest — könntest du ihm das Leben sauer genug machen. Frage nur mich bei Allem um Rath; denn bin ich gleich eine Jungfrau geblieben, kann ich dir doch Winke geben, Winke, die dir die Herrschaft über ihn sichern sollten. — — Wenn du doch nur reden wolltest — so gar still zu sein, taugt nichts, Kind: die Zunge ist die Waffe unseres Geschlechts, und gut geführt, trifft sie oft tiefer und sicherer als die schärfste Navaja. — Nu, morgen wirst du schon lachen und plaudern, draußen in deinem schönen Hause als schmucke Frau Steuerpächterin."

Mariquita machte eine schaudernde, abwehrende Bewegung. Rosalia lachte und küßte sie auf beide Wangen, während sie schmunzelte:

„Nu — nu, Herzchen, die Blödigkeit wird bald überwunden sein."

Der Bräutigam kam erst, als die Gäste alle schon versammelt waren. Wie er sich den Tag über auch abgemüht, äußere Ruhe zu gewinnen — die rothen Flecken in seinem Gesicht verriethen die innere unabwendbare Aufregung. — Es war nicht allein der heißersehnte Rachetag, der ihm das Blut toll durcheinander jagte — den Herzschlag ihm oft fast hemmte, er hatte auch eine Botschaft aus der Stadt erhalten, die ihm das Gehirn wirbeln machte: Miguel war von dem neuen Herrn von San Blas in der Haft aufgesucht worden, und der junge Graf war mehrere Stunden bei ihm geblieben; dann hatte derselbe einflußreiche Persönlichkeiten aufgesucht, ja man sah ihn selbst im Hause des Civilgouverneurs öfter aus- und eingehen.

Das konnte in Miguel's Geschick eine schnelle Wendung bringen — die zwei Jahre Haft, die für ihn zu erwirken ihm gelungen, sehr abgekürzt werden — der Gefangene vielleicht auf dem Gnadenwege schnelle Freiheit wiederfinden. — Dann blieb ihm nur die eine Rache: den Nebenbuhler verdrängt zu haben. An sein Weib hatte Miguel kein Recht mehr, und er war gewiß, er verließ dann den Ort, an dem sein Liebesglück untergegangen war. Er behauptete den Platz — den Platz als Mariquita's Mann und Herr — allein

der freche Knecht — hatte auch gewagt, ihn als Betrüger, als schlimmen Wucherer in seinem Amte zu verdächtigen. Auch davon hatte er Kunde erhalten, und noch war er nicht reich genug, um solcher Beschuldigungen zu lachen. — Das Alles durchstürmte ihn an seinem Hochzeitstage und Haß und Ingrimm überwucherten fast sein Liebesverlangen. Mariquita sah ihn zum ersten Male mit groß aufgeschlagenem Auge an, und zum ersten Male zitterte ihre kleine Hand nicht krampfhaft in der seinen.

Hatte sie mit ihrem Geschick sich ausgesöhnt? Ging die Liebe für den armen Knecht in dem Stolz, die Frau eines reichen Herrn zu werden, am Hochzeitstage unter? Hatte das kostbare Hochzeitskleid sie gewandelt? Er sah sie staunend an — sie war so schön — und selbst ein leichtes Roth färbte unter seinem Blick die verblaßte Wange.

Das Verlangen nach ihrem Besitz drängte einen Moment Haß und Ingrimm zurück. — José fragte leise die schöne Braut:

„Folgst du mir gern in mein Haus, Mariquitilla?“

Da sah sie ihn noch größer an und schüttelte den Kopf.

Er preßte ihre Hand in so schmerzhaftem Drucke, daß sie leise aufschrie.

„Was giebt's?“ mischte sich Rosalia ein; doch sie erhielt keine Antwort. Die Glocke der Kirche rief zum Altar. José faßte den Arm seiner Braut — die Andern umringten das Paar — so ging's zur Kirche. Mariquita's Augen spähten umher nach dem Buben von San Blas; er war nirgends zu sehen. Sie bebte, sie wankte. — „Muth, schöne Braut — bald bist du ganz mein eigen!“ raunte ihr José zu, und wilde Leidenschaft blitzte durch das blinzelnde Auge.

„Muth, Mariquita!“ sprach sie leise nach, und sie dachte an das rettende Maulthier in der Schlucht, und sie dachte an die dunkle rettende Tiefe.

Eines war sie sich klar bewußt — daß sie „nein“ am Altar rufen werde — ob dieses Wort sie in die Freiheit, ob in den Tod führe.

Das kleine Gotteshaus war gedrängt voll Neugieriger. — Die Kerzen auf dem Altar flackerten hell über das Paar hin.

Hatten sie die Rollen getauscht? — José konnte ein Zittern und Erbeben nicht bergen, — Mariquita stand ruhig, hochaufgerichtet. — Die Sünde ihres passiven Widerstands, die ihr seit gestern Abend klar geworden, sie sollte gesühnt werden vor allen denen, vor deren Angesicht sie sich dessen schuldig gemacht. — Ihr lautes, entschiedenes „Nein“ am Altar — sie reinigen vor Miguel und dem Verdacht der Untreue, der auf sie fiel.

José's „Ja“ klang kreischend durch die Kirche — da richtete der Priester die bedeutungsschwere Frage an die Braut — doch ihre Antwort verhallte fast ungehört in einem Geräusch, das blitzschnell die Kirche durchlief, und dem unmittelbar zwei vermummte Gesellen folgten. Sie stürzten herein, Alles zur Seite stoßend, und im Nu — hatten sie die Braut gefaßt und davongetragen. Es war das Werk einiger Augenblicke des maßlosesten Erstaunens, und in dem wilden Gelärme, das sofort erdröhnte, beachtete Niemand des Bräutigams Rufe, die Verfolgung forderten. Einige wohl stürzten den kecken Räubern nach — allein der Eine von ihnen saß flugs mit der Beute auf einem Maulthier und trabte mit rasender Eile davon, der Andere verschwand hinter den Steinhütten längs der tiefen Schlucht, und fand dort sein Versteck. José schrie wie ein Rasender nach seiner Angetrauten. Da legte der Geistliche die Hand auf seine Schulter und sagte salbungsvoll, wie um den tollen Mann zu beruhigen:

„Der Segen war noch nicht gesprochen, Seunor — noch fehlt dem Ehebund die Gültigkeit, und wenn ich recht gehört, sprach Mariquita nein, statt ja. — Sie sind keineswegs an die Geraubte gebunden.“

„So ist's! Sie sagte deutlich nein,“ bestätigten mehrere der Anwesenden.

„So ist's!“ rief Cornejo zur Kirchenthür herein, mit einer Stimme, die Alles übertönte: sie klang wie ein Jubelruf durch das Gotteshaus.

V.

„El Fraile“ raste mit dem flüchtigen Paare an den Steinhäuschen der armen Leute vorüber. An einer Luke des letzten stand das junge Weib, ihren Säugling

im Arm, und vor der Thür saß der Blinde, lauschend das graue Haupt vorgebeugt.

„Sie sind's — es glückte," sprach das Weib leise zu ihm heraus.

„Und mein Sohn hat dazu geholfen! Gesegnet sei der Knabe, der noch rechtzeitig kam, so Schlimmes zu verhindern."

„Aber wenn sie ihn fänden, Vater?"

„Ça! gieb ihm Brot und Milch — dann mag er sich ein Versteck weiter von hier suchen: er hat flinke Füße, das Ohr eines Blinden und das Auge eines Raben — die List eines Fuchses — sie fangen Pedro, meinen Sohn, nimmer."

Das Weib verschwand von der Luke. Um den Abgrund her lärmte es — José's Freunde trieben die armen Männer an, die Räuber zu verfolgen — die Wohlhabenden mochten das doch in der Nacht nicht thun, sich nicht ins Gebirge wagen. Der Alcalde jagte einen Boten in die Stadt, um Gendarmen zur Verfolgung der Diebe zu verlangen. José bot Geld, viel Geld dem, der die geraubte Braut ihm wiederbringe. Ein Dutzend Männer verfolgten ihre Spur, die sich jedoch bald in den jenseitigen Bergen verlor. Auch war's den Verfolgern so recht ernst nicht mit der Sache, trotz des verheißenen Lohnes. Daß die Braut am Altar ein deutliches Nein ausgesprochen, lief wie ein Lauffeuer durch alle Häuser und Hütten, und selbst der Pfarrer und die Zeugen widersprachen dem nicht, zuckten nur die Achseln und bedauerten den geprellten Hochzeiter.

Wer aber konnte die kecke That ausgeführt haben? — Miguel, dem man sie schon zugetraut, saß gefangen — die Vermuthung lag näher, daß es kecke Gesellen aus dem Gebirge gewesen, die von dem Steuerpächter ein hohes Lösegeld erpressen wollten. So waren auch schon Kinder reicher Leute gestohlen worden — so wurde mancher Geizhals mit Mord und Brandstiftung bedroht, ihm einen Theil seines Geldes abzujagen — und so kecker Streich gelang fast immer. Hätte Mariquita nicht das bedeutungsschwere „Nein" am Altar gesprochen, es hätte kaum Einer daran gezweifelt, daß nach wenigen Tagen der Steuerpächter für Lösegeld das geraubte Kleinod an einem dafür bestimmten Ort wieder in Empfang nehmen könne. So aber ließ Mariquita's „Nein" noch andere Vermuthungen zu, die jedoch keinen rechten Halt finden wollten.

Während die Räuber mit viel Geschrei, aber ziemlich lässig verfolgt wurden, lehnte Mariquita vertrauensvoll ihr müdes Köpfchen an die breite Brust des Mannes, der sie vor sich auf dem Maulthier hielt. Noch hatte er die Kopfumhüllung nicht zurückgeworfen — und auch noch kein Wort mit seiner schönen Beute gesprochen; — aber sie ahnte, sie wußte es doch, wer er war, der sie davonführte — immer tiefer in's Gebirge hinein, immer höher hinauf dem Schnee der Nevada entgegen. Doch sie wagte keine Frage — sie fühlte sich so schuldbewußt: der Nebel war zerstreut, der auf ihrem Denken und Sinnen gelegen, in ihrer Schwäche, ihrer Willenlosigkeit war sie fast zur Beute des verhaßten Mannes geworden, der Miguel's größter Feind war. — Konnte der Geliebte ihr das je vergeben? — Doch, hielt er sie denn nicht in den Armen, war er's denn nicht, der sie vom Altar hinweggetragen? — Aber er saß ja gefangen — gefangen zehn Jahre lang — und um sie her wehte die freie Luft der Berge, als gäbe es keine Mauern — und über ihnen wölbte sich das weite, weite Himmelszelt, glänzten die unzählbaren Sterne. — War's denn Wirklichkeit — Miguel bei ihr und frei — frei?

Als der Lauf des Maulthieres langsamer wurde, fragte sie bebend: „Ist's denn so? O — sprich nur ein Wort, daß ich's glauben kann, daß du bei mir bist!"

Da warf er die Kapuze seiner Manta zurück und sah ihr voll in das bleiche Angesicht und sagte in schmerzlichem Vorwurf:

„Wie konntest du es so weit kommen lassen?"

„O, Miguel — ich dachte über nichts mehr nach: ich dachte nur, daß du sterben würdest im Kerker — es war mir sonst Alles einerlei — ich wußte kaum, was sie mir anthaten, was sie mit mir vorhatten."

„Und wärst damit José's Weib geworden, wie seine Verlobte?"

„Nein — nein — das nimmermehr. Weißt du, was ich gethan — wenn er mich vom Altar mit fortgenommen — ich will dir's sagen, Miguel — dein gedenkend, wäre

ich in den Abgrund gesprungen — dort führt der Weg vorbei nach seinem Hause."

„Armes Kind! so quälten sie dich! Aber dachtest du denn gar nicht daran, daß zwei Jahre keine Ewigkeit sind, und daß ich dann wiederkehre?"

„Zwei Jahre? — Zehn Jahre, sagte Doma Rosalia, sei deine Strafzeit im Kerker — zehn Jahre — eine Ewigkeit — dein Grab, Miguel."

„Der Teufel hole die Lügnerin! Zehn Jahre — ja, zehn Jahre in Haft — das freilich hätte ich nicht überdauert — wurden die paar Monate mir doch schon recht schwer zu tragen!"

„O, du bist bleich und hager geworden, armer Miguel!" klagte sie und umfing ihn zärtlich mit ihren Armen, und er küßte und küßte sie wieder. — Das kluge Maulthier ging langsamen Schrittes, und naschte nach Kräutern zwischen den Steinen, und der Mond, der holde Freund der Liebenden, beleuchtete hell die gefahrvollen Pfade des flüchtigen Paares, und breitete Licht und Schatten in zaubervollem Wechsel um sie her — von der Schneeregion bis in die geheimnißvollen Tiefen des Gebirgs. Ein Land der Wunder voll großartiger Herrlichkeiten, voll feenhafter Contouren, bald ungeheuerlich, bald paradiesisch schön — zauberhaft immer, umgab die zwei jungen Menschen, die der sie umgebenden Naturreize eben so wenig achteten, als der Gefahren ihres Wegs: der Abgründe, die neben dem schmalen Saumpfade gähnten, der steilen Höhen, die das Maulthier pfadlos und mühsam erkletterte, um dann wieder abwärts zu steigen in ein nächtiges Chaos von Steinen und Gestrüpp und rauschenden Wassern. — Nur leicht hielt Miguel den Zügel von „el Fraile" — fast mechanisch nur lenkte er das Thier da- und dorthin — ein rascher Blick genügte, die beabsichtigte Richtung einzuhalten, und Zeit genug blieb ihm, mit Mariquita zu kosen und ihr mitzutheilen, wie es ihm gelungen, zu ihrer Rettung noch rechtzeitig zu kommen. Der Knabe hatte am frühen Morgen Einlaß in sein Gefängniß gefunden, nachdem er schon zuvor bei dem neuen Herrn von San Blas gewesen, und diesen vollends in seinem guten Glauben an Miguel und ebenso in Tuerto's und Don José's Schlechtigkeit durch seine naiven und wahrheitsgetreuen Schilderungen bestärkt hatte.

Miguel's Begnadigung, für die der Graf Schritte gethan, stand in nächster Aussicht, allein das öffnete heute seinen Kerker noch nicht; doch versprach der vornehme junge Mann das Möglichste zu thun, dem Gefangenen einige Stunden Freiheit zu verschaffen. — Mit dieser Kunde kam Cornejo zu Miguel, zugleich aber auch mit der Nachricht von dem, was mit Mariquita geschehen, und was ihr bevorstehe heute noch. — Es war ein schrecklicher qualvoller Tag für den Gefangenen. Der Knabe eilte in den Nachmittagsstunden ins Dorf zurück, um für alle Fälle ein Maulthier bereit zu halten, und noch einen Helfer in des Blinden Sohn zu gewinnen — denn für den Knaben allein war doch die Aufgabe zu schwer, Mariquita, auch wenn es ihr wirklich gelang, der Kirche zu entfliehen, ins Gebirge zu bringen. In fast wahnsinniger Aufregung harrte Miguel des Grafen, und schon sank die Sonne, schon glühte der Schnee der Nevada in rosiger Gluth, als der Erwartete kam und ihm sagte, daß seine Bürgschaft für ihn gelte — er könne gehen, müsse aber bis zum Morgen wieder da sein und ausharren in der Haft, so lange das Gesuch um seine Freisprechung nicht bewilligt sei. Miguel gelobte hoch und theuer, die bestimmte Stunde zur Rückkehr nicht zu versäumen. Der Graf drückte dem Gefängnißwärter ein Geldstück in die Hand und forderte Schweigen von ihm, was dieser bereitwillig zusagte, da ein so vornehmer Herr für die Folgen zu haften versprach.

Die Liebesgeschichte des jungen Mannes, welcher ihm wohlgefiel, hatte für den Caballero etwas Pikantes: er war selbst noch jung, besaß ein gefühlvolles Herz und — schwelgte in der Sicherheit seiner Stellung und seines Reichthums — warum sollte er ein kleines Abenteuer, das ihn unterhielt, nicht begünstigen? Ein Pferd, ein langmähniger Andalusier, stand vor der Stadt bereit, Miguel schnellstens durch das Thal zu tragen und hinauf in das alte Dorf, auf den Bergabhang. — Der Graf war begierig zu erfahren, ob Miguel sich die Geliebte, schon an den Stufen des Traualtars, noch erobern werde.

Nun hielt er sie in den Armen, um sie schnellstens in ein sicheres Versteck im Gebirge zu bringen und dann in seine Haft zurückzukehren. Da oben in einem Höhenthälchen hatte sein alter Vater sich seine letzte Wohnung erbaut, hatte sich mit Hilfe Pilar's, seines Weibes, und Concha's, seiner Tochter, eine Höhle in den Berg gegraben, als er sein Hirtenamt nicht mehr versehen konnte: der glänzende Schnee der Sierra, in dessen Nähe er zur Sommerzeit die Herden gehütet, hatte ihn fast blind gemacht. — Die kleine versteckte Einsenkung zwischen hohen Bergen und Felsen gefiel dem Mann längst zum Altersſitze. Da sprudelte eine klare Quelle aus dem Gestein, die nach kurzem Laufe sich wieder unter Felsen verlor, um tief unten eine üppige Gebirgs-Oase hervorzuzaubern: eines der fruchtbarsten Güter der Nevada. — Der kleine bewässerte Erdstrich oben grünte herrlich zwischen kahlen Bergspalten und war nun durch des Hirten und der Seinen fleißige Hände so angepflanzt worden, daß der Ertrag sie nährte, sie und einige Ziegen und Hühner und alljährig ein Schwein — was bedurften sie mehr? — Miguel, schon als Knabe dem Herrn in Dienst und Lehre gegeben, dessen Herden sein Vater gehütet, gewann bald tüchtige Kenntnisse in der Landwirthschaft, und, als ein seltenes Glück — lernte er auch lesen und schreiben. Ein alter armer Mönch unterrichtete ihn darin; einer von denen, die im Jahre dreißig aus ihren schönen Klöstern vertrieben und dem Mitleid überantwortet wurden; denn nur selten erhielten sie das von der Regierung ihnen bewilligte karge Tagesgeld. — Der alte Pater lebte, barmherzig geduldet, auf dem Gute, wo Miguel in Dienst und Lehre stand, und er hatte seine Freude an dem aufgeweckten, lernbegierigen Jungen — und lehrte ihn so viel er wußte: es ging über die Kunst des Lesens, des Schreibens und Rechnens nicht hinaus. — Miguel blieb den alten Eltern in der Gebirgshöhle ein liebevoller Sohn. Er besuchte sie zuweilen und brachte ihnen bald dieses, bald jenes mit zur größeren Bequemlichkeit ihres rohen Hauses. Wenige nur kannten den Weg nach dem kleinen Höhenthale, das wie ein Sitz des Friedens im Schutze seiner hohen Berge und Felsen lag, im schmucken Grün das ganze Jahr hindurch: die rauhen Lüfte drangen nur selten hier ein, und selten nur schickte der Schnee der Nevada seine wirbelnden Boten hierher, nur wie um leise zu mahnen, daß es Winter geworden sei außerhalb der kleinen Oase.

Zu diesem wohlgeborgenen Sitze leitete Miguel seinen lieben Schatz. Die Eltern und die Schwester sollten sein theuerstes Kleinod ihm wahren, bis zu der Stunde, wo er's hervorziehen durfte ans Tageslicht.

„Was aber werden sie sagen, wenn du ihnen mitten in der Nacht ein fremdes Mädchen bringst?" fragte Mariquita etwas bange, als sie durch einen engen Felsenpaß in das kleine Thälchen einritten.

„Sie werden nicht viel sagen, Kind, und nicht viel fragen," beruhigte er; „sie werden dich, als mein Liebstes, willkommen heißen und dich hegen, wie ihr eigen Kind. Concha wird dir Schwester sein, sie ist gut und klug und muthig — sie wird dich schützen vor jeder Gefahr."

Er hielt das Maulthier und ließ sie herabgleiten; dann folgte er nach — band das Thier an guter Stelle an, wo es grasen konnte, darauf führte er Mariquita zu einer niedern Thür, neben der sich rechts und links eine offene Luke befand: Die Thür war nur angelehnt — das einsame Haus im Berge bedurfte keines Verschlusses; selbst schlimme Gesellen gingen an des alten Hirten Thür mit einem: „Die Heiligen seien mit dir!" vorüber. Und mancher Hirt legte ein Lämmlein vor der Höhle des Mannes nieder, der lange Jahre treu sein Amt verwaltet, und dabei halb erblindet war.

„Sie schlafen längst schon," sagte Miguel, „aber horch, der alte lahme Moro, des Vaters treuer Hund — er weckt sie — er kennt meinen Fuß. He, Moro! ja ich bin's, Miguel, rufe sie wach."

„Ich bin schon wach!" rief eine kräftige Stimme durch eine der Luken, und nach einer Minute stand ein großes schlankes, von der Gebirgsluft tiefgebräuntes Mädchen unter dem Eingang und sah mit großen dunkeln Augen staunend die Begleiterin ihres Bruders an.

Brachte er eine Zauberin mit? Hatte die Schöne in dem seidenen Kleid, den Spitzen und Blumen und dem blinkenden

Schmuck ihn unterwegs berückt, daß er sie zu sich auf's Maulthier gehoben? — Erschrocken — lautlos deutete sie auf Mariquita.

„Concha, du wirst sie lieb haben, es ist meine — Braut," sprach Miguel, und führte Mariquita in die Höhle, während er die Schwester bat:

„Zünde flugs ein Feuer an und bereite ein Mahl — ich muß schnell wieder weiter."

Concha that, wie er sagte; er führte Mariquita zu den Eltern, und befahl ihnen, seine Braut wohl zu hüten und gut zu halten, und sie vor jedem Auge zu verbergen, bis er wiederkomme.

„Sie ist mein höchstes Glück," sagte er zu der Mutter, „darum wird sie dir auch theuer sein, wie dein Herzblut, wie ich selbst, Mutter; sie gilt mir mehr als mein Leben."

„So komm," sprach langsam das alte Weib, und nahm das fremde Mädchen in die Arme; der Greis legte segnend die welken Hände auf sie. In dem Mutterherzen zuckte es schmerzlich. Der Sohn, ihr Abgott, gehörte ja nun so ganz ihr nicht mehr an -- das war schwer zu überwinden in dem Herzen des armen Hirtenweibes, wie in dem mancher andern Mutter. Doch schnell tauchte sie das erwachte Weh um das Verlorene in die Freude des dafür Gewonnenen, und zärtlich strich die alte hartgearbeitete Hand über Mariquita's glänzenden Scheitel, versenkte sich das Auge der Mutter in den Anblick des lieblichen Gesichts und las mehr und mehr des geliebten Sohnes Glück darin, und — die neue Tochter wurde ihr von Minute zu Minute theurer.

„Gesegnet sei sie in alle Ewigkeit, und gesegnet sei die Stunde, in der du mir dein Theuerstes übergabst zur Warte. Ziehe ruhig von hinnen, kein rauher Hauch soll ihr liebes Haupt berühren."

Mit diesen Worten verabschiedete die alte Mutter ihren Sohn, und er zog beruhigt, ja glückselig im Herzen in die Haft zurück. Er hatte Eile, sein Wort als ehrlicher Mann zu halten; denn später, als er gedacht, trennte er sich von der geliebten Braut. Nun aber gings fort über Stock und Stein: el Fraile hatte eine schwere Aufgabe zu lösen; nicht minder der Bube von San Blas, der Miguel's Pferd in Tuerto's Stall geschmuggelt an Stelle des Maulthiers, und nun am Morgen den Tausch wieder klug und geschickt, unbemerkt vornehmen mußte, sollte Miguel's That verborgen bleiben — und das mußte sie vorerst, wenn die Sache keine schlimmen Folgen für ihn und Mariquita haben, und ein weiterer Plan, José betreffend, mit Erfolg betrieben werden sollte.

Zum Glück hatte Mariquita's Raub nicht nur Tuerto, sondern alle Bewohner von San Blas ins Dorf getrieben, und die meisten kehrten erst spät zurück. So gelang es ihm, das Pferd, das Miguel an einen Baum gebunden, unbemerkt in den Stall zu bringen, und Niemand kam mehr dahin. Am andern Morgen, es dämmerte noch nicht, führte er sachte das Pferd heraus und führte es auf kaum möglichen Pfaden ums Dorf — und dann schwang er sich hinauf und fort gings in gestrecktem Trabe, bis an eine Wegkreuzung im Thale und hier lagerte er sich mit dem Vierfüßler hinter Gestein und dichtes Buschwerk so, daß er von dort aus nicht bemerkt werden konnte. Er kaute vergnüglich sein Stück Weißbrot, welches er am Abend noch in die Tasche gesteckt, theilte auch dem Pferde davon mit, und schöpfte ihm und sich Wasser mit seinem breitkrempigen Filzhut. Zwischendurch spähte er in die Berge hinein, da wo Miguel herkommen mußte: mit Sonnenaufgang sollte dieser in der Stadt sein und schon flog ein röthlicher Schein um die Höhen und lichtete das dämmerige Thal. Da, endlich jagte el Fraile daher. Miguel sprang ab und auf das Pferd, ein kurzes „Dank, mein Bursche!" noch zurückrufend — dann war er fort, verschwunden — eine kleine Stunde später wieder im Gefängniß. Ein Diener des Grafen hatte ihn am Eingang in die Stadt erwartet und das Pferd in Empfang genommen; der Gefängnißwärter ihn durch ein Hinterthürchen eingelassen und ihm versichert, Niemand habe sein Wegsein beachtet.

VI.

Nachdem Cornejo „el Fraile" eine gute Stunde Rast gegönnt, schwang er sich auf seinen Rücken und trabte heimwärts, überlegend, mit welcher Ausrede er wohl am glaubhaftesten seinen Morgenritt verant-

worten könne. Es schien ihm das Gerathenste, der Wahrheit nicht zu fern zu rücken und dreist zu gestehen, daß er das Ereigniß des Abends zu Miguel auf dem Rücken von el Fraile getragen.

Sobald er darüber mit sich einig war, sang er ein lustiges Liedlein ums andere der Sonne entgegen, die in der ganzen Pracht des Südens über der weißhauptigen Sierra aufstieg, den Nachtthau in Brillanten wandelte und goldene Streiflichter durch das Thal und um seine Höhen zog.

Cornejo fühlte sich in der That seit den letzten vierundzwangig Stunden um eine Kopflänge größer geworden. Was er ausführen geholfen, gab ihm ein noch nie empfundenes Selbstgefühl.

„Sie sollen mich nicht länger Cornejo heißen," gelobte er, sich auf die Brust schlagend — und er philosophirte weiter: „Flinke Füße sind zwar viel werth, doch ein muthiges Herz steht darüber. — Der Hase läuft der Gefahr davon, ich bin ihr entgegengelaufen. — Hm — Cornejo soll mich keiner mehr nennen, oder er soll erfahren, daß ich kein feiger Hase, daß ich ein „Valiente" (Muthiger) bin. Ole Salero! ich bin ein Spanier und ein Andaluz dazu — ich bin mehr als ein flinkfüßiger Bube, ich habe meinem Großknecht die Liebste stehlen helfen."

El Fraile bog eben um eine scharfe Ecke auf dem schmalen Weg am Berge, und das Thier stand vor einem Pferd und einem Esel. Auf dem Pferd saß José, auf dem Esel der Alcalde, sein Freund. Sie wollten in die Stadt, die Verfolgung der Brauträuber zu betreiben. José's Gesicht war fahlbleich, nur da und dort von einem rothen Flecken häßlich gezeichnet. — Mehr noch als die Verfolgung der Räuber trieb es ihn, sich Gewißheit zu verschaffen, ob Miguel noch gefangen sitze — oder ob er entwischt sei. War er das, so hatte kein Anderer, als er, Mariquita geraubt — und dann — ja dann — und kostete es ihm all sein Gold — mußte das Paar bis in die letzten Schlupfwinkel des Gebirgs verfolgt werden. Entkam Mariquita ihm, sollte auch der Knecht sich nicht lange ihrer Liebe erfreuen. Schwarze Gedanken kreuzten sein Gehirn. Miguel und er konnten nicht länger neben einander bestehen: „Er oder ich — einer gehe zu Grunde," murmelte er finster vor sich hin. Da lachte ihm das lustige Gesicht des Knaben von San Blas entgegen.

Er hielt sein Pferd an.

„Wo kommst du her?" rief er ihm zu.

„Aus der Stadt, Sennor! Es verlangte mich, die große Neuigkeit — Sie wissen schon — dem gefangenen Miguel zu überbringen."

„Du sahst ihn?"

„Ja, Sennor!"

„Im Gefängniß?"

„Ja, Sennor!"

„So ist — ist er noch dort?"

„Ja, Sennor! Wo sollte er sonst sein? Sie haben ihn doch nicht zur Hochzeit geladen?"

José gab seinem Pferd die Sporen und jagte mit geballter Hand an el Fraile und dem Knaben vorüber. Das Langohr mit dem Alcalden stieß häßliche Töne aus und trabte, sich unmuthig schüttelnd, hinter drein. José jagte so ungestüm der Stadt zu, daß das Pferd auf dem holperigen Wege stürzte und den Reiter unsanft abwarf. Sein Freund auf dem Esel kam zu Hilfe. Doch José hatte keinen Dank dafür. Unwirsch fuhr er den Alcalden an, als dieser ihn auf das Blut, das über sein Gesicht lief, aufmerksam machte — unwirsch polterte er in die Stuben, in denen er seine goldnen Thaler zwar los wurde, aber wenig damit erreichte. Es waren schon Gendarmen ins Gebirge geschickt worden, Jagd auf die Räuber und die Braut zu machen, viel mehr war in der Sache nicht zu thun, und auch wenig gegen das von dem Grafen betriebene Gnadengesuch wegen Miguel's Freilassung — ja, der Steuerpächter mußte selbst hören, daß bedeutend gegen ihn agirt werde, und wenn er sich nicht von dem und jenem zu reinigen vermöge, ein böser Proceß ihm in Aussicht stehe, den seine Freunde nicht aufhalten könnten. Fast wahnsinnig vor Zorn und Haß und Rachegedanken, und gequält von der Angst, sein gutes Amt zu verlieren, gar noch zur Verantwortung gezogen zu werden, kam er am Abend bei Donna Rosalia an, die ihm innerlich seine Qualen gönnte, ihn aber damit zu trösten suchte, daß er um Lösegeld sicher die Geraubte bald wieder haben könne.

„Und was dann?" — fragte er zähneknirschend die Trösterin.

„Dann? — Nu dann — giebt der Pfarrer euch in aller Stille zusammen — und, was Sie am heftigsten begehren — geschieht nur um einige Tage später. — Miguel findet Mariquita als Ihr Weib — seinen schönen Schatz als Ihr Eigenthum.“

José's Augen rollten — das Blinzeln barg ihre Wuth nicht mehr.

„Und wenn kein Lösegeld für sie begehrt wird, wenn man sie nicht findet?“ fragte er, und jeder Muskel bebte an ihm.

„Das freilich ist abzuwarten, theurer Freund,“ gab sie achselzuckend und den Fächer auf- und zuklappend zur Antwort.

„Ich verjage Pepa von dem Felsennest — ich — ich —“

Die Wuth erstickte dem Ergrimmten die Stimme.

„Sennor, Don José, benehmen Sie sich als Mann!“ mahnte die dicke Sennorita würdevoll. „Sie haben Pepa in aller Form ihr Eigenthum zugesichert; der Brautraub macht das nicht ungültig, und wenn Sie wirklich so unnobel sein könnten, die Schuld des Weibes an mich nicht abzutragen, wie Sie mir versprochen haben, so haftet Pepa's Hab und Gut mir dafür — ich verliere nichts!“

Sie hatte Recht, er konnte die kleinliche Rache an Mariquita's Mutter nicht ausüben: sie saß fest auf dem Felsennest. Es blieb ihm überhaupt wenig Anderes zu thun übrig, als eben die Dinge abwarten, wie sie kamen.

Zwei Wochen verstrichen, und von Mariquita zeigte sich keine Spur. Aber Miguel kehrte eines Tages an der Seite des jungen Herrn von San Blas dorthin zurück — und eine strenge Abrechnung mit Tuerto folgte dieser Einkehr. — Der Pächter verschwand dann von dem Gute — er hatte sein Recht an die Pachtzeit durch nachweisbaren Betrug verwirkt: der Graf entließ ihn und verfolgte die Sache nicht weiter. An Tuerto's Stelle setzte er Miguel ein, dem seine Freiheit wieder geworden, und jetzt holte der junge Pächter seine schöne Braut vom Gebirge und brachte sie zu ihrer Mutter auf das Felsennest. Es geschah an dem Tage, an dem Don José sein Amt quittiren mußte und zur Verantwortung mancher Unthat vor Gericht gefordert wurde.

An Miguel's Hochzeitstag war große „Fiesta“ vor den kleinen Häuschen am Abgrund, und das Brautpaar tanzte dort den „Fandango“ und spendete Wein und Brot.

Mond und Sterne leuchteten so hell wie an jenem Abend, wo wir die Bewohner der Hütten, trotz ihrer großen Armuth, fröhlich gesehen. Heute hatten sie mehr Ursache froh zu sein; Miguel hatte ihnen im Namen seines Herrn lohnende Arbeit in den Bergen versprochen, wo dieser auf den Rath seines neuen Pächters Oliven- und andere Pflanzungen in großartigem Maßstabe anlegen wollte.

Donna Rosalia, die Glücklichmacherin, saß einsam in ihrem Garten droben und — verwünschte die undankbare Welt.

José kehrte nicht mehr in diese Gegend zurück: nachdem er die Strafe, die ihm geworden, verbüßt, verschwand er spurlos. Niemand forschte ihm nach.

Der Knabe von San Blas und der große, weiße Hofhund Palomo, sein Liebling, empfingen mit gleich großem, gleich täppischem Jubel die Neuvermählten an der Schwelle ihres Hauses, das, von Reben umrankt und von Feigen und Kastanien beschattet, sich glückverheißend vor ihnen aufthat.

Der Knabe, den man jetzt „Adler“ statt „Hase“ nennt, strebt nach dem ehrgeizigen Ziel, einst Großknecht bei Miguel, dem angesehenen und allgemein beliebten Pächter von San Blas, zu werden.

Anastasius Grün.*

Literarisch-biographische Skizze

von

Karl Kirchner.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 10, v. 11. Juni 1870.

Gervinus sagt in seiner Geschichte der deutschen Dichtung: „Leider dauerte in

* Benutzt wurden: Anastasius Grün's Dichtungen von E. Schatzmeyer, Elberfeld, 1865. Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, von Constantin von Wurzbach. Band I, XI, XXIII u. XXIV; Album österreichischer Dichter, Wien, Pfautsch 1849; Brockhaus' Conversationslexikon; Illustrirte Zeitung Nr. 814 u. 1038

Oesterreich der Druck, der auf dem Geiste lastete, fort und die neue Wiener Lyrik Lenau's, Grün's und Anderer hat sich ihren Namen, wie scheint, nur erwerben können, indem sie sich dieses Drucks entledigte." In Folge dieser geringschätzigen Beurtheilung unterließ es Lenau, als er sich im Jahre 1844 in Heidelberg aufhielt, den bekannten Geschichtsschreiber und Aesthetiker zu besuchen und schrieb darüber an seinen Schwager Schurz: „Er mag fühlen, daß er mit seinen philisterhaft bornirten und dictatorisch unverschämten Aussprüchen über moderne Poesie sich moderne Dichter nicht zu Freunden gemacht." Schwerlich hätte sich der mild denkende Grün so schroffer Worte bedient, obschon ihm doch wohl noch größeres Unrecht geschehen war, als jenem schwermüthigen Sänger. Wenn man absieht von Grillparzer und Zedlitz, die entweder ein ganz anderes Feld der Poesie bebauten oder aber trotz ihres hervorragenden Talentes doch nur bereits betretenen Pfaden nachgingen, darf man behaupten, daß Grün zuerst die österreichische Lyrik aus flacher Unbestimmtheit auf den Schwingen der Begeisterung für neue und zeitgemäße Ziele emporgehoben habe. Wie ein ritterlicher Held ragt er über dem Schwarm Wiener Sänger aus alter Schule empor, die mit alles umfassender Redseligkeit Trauriges und Heiteres, Ueppiges und Ernstes in ihren Liedern behandeln und mit unendlicher Gemüthlichkeit, aber desto geringerer Kraft das öffentliche Leben Wiens wiederspiegeln. Von allen österreichischen Lyrikern steht nur einer unserem Dichter ebenbürtig zur Seite, nämlich der bald nach ihm öffentlich auftretende und von ihm mitangeregte Lenau, der ihn vielleicht an Begabung sogar übertrifft, aber es bei der inneren Zerrissenheit seines Wesens nur selten zu einer wahrhaft künstlerischen und harmonischen Gestaltung zu bringen vermag. Das Ideal, nach dem Lenau oft ängstlich hin und her zu suchen scheint, ohne es zu finden, steht unserem Dichter klar vor der Seele und von Anfang an macht er sich's zur Lebensaufgabe, ihm seine poetische und praktische Thätigkeit zu widmen. Es ist die politische Freiheit, und so mannigfache Stoffe er auch behandelt, die muntersten und klarsten Quellen seiner Erfindung fließen doch diesem Strome zu, der, alle bunten Blumen seiner Ufer und Wolken, Sterne und Sonne wiederspiegelnd, majestätisch dahinbraust. Die Zornesgluth, mit der ein Walther von der Vogelweide der Pfaffen Hochmuth und des deutschen Reiches Ohnmacht zu tilgen strebte, die Funken patriotischer Lieder, die im Schlachtgetümmel dem Schwerte Theodor Körner's oder in heimischer Schmiede dem Hammer Friedrich Rückert's entsprühten, die Witzraketen eines Heine, der die staatlichen Zustände mit romantischer Verzerrung persiflirte, die stillen, hellen Lichter, die ein Uhland hier und da dem politischen Fortschritt entzündete, vereinigte Grün zu einem hochlodernden, heiligen Feuer, an dem sich nicht nur die besseren Geister Oesterreichs, sondern ganz Deutschlands erwärmten. In dieser bestimmten Beziehung ist seine Stellung eine einzige und von hervorragender Bedeutung, so daß er geradezu als der Gründer einer Dichterschule in seinem Vaterlande angesehen werden darf. Zahlreiche poetische Talente seiner Heimath schlossen sich mit ungeheuchelter Bewunderung seiner Größe als begeisterte Jünger an ihn an, wie Dräxler-Manfred, Constant von Wurzbach, Carl Beck, Emil Kuh, und selbst ferner stehende wie Alfred Meißner können seine geistige Vaterschaft nicht verleugnen. Doch auch im übriger Deutschland fanden die ungewohnten stürmischen Klänge von der Donau her ein vielstimmiges Echo, und ein Jahrzehnt herrscht hier die politische Richtung im Reiche der Poesie, bis das Jahr 1848 auf so viele Blüthen eine Frucht, aber freilich eine unreife brachte.

Damit der Platz, den Grün im deutschen Dichterchor einnimmt, möglichst genau bezeichnet sei, muß noch erwähnt werden, daß die meisten Literaturgeschich-

---

(der bezügliche Artikel in letzterer Nummer ist von Holtei); Lenau's Leben von Anton Schurz; außerdem zerstreute Notizen oder Gedichte im Salon, Grenzboten, Neuen freien Presse ꝛc. Einige Stellen wurden der Genauigkeit wegen wörtlich wiedergegeben. Ueber mehrere Punkte standen dem Verfasser eigene Angaben des Dichters zu Gebote. Verglichen sind die Literaturgeschichten von Gottschall, Julian Schmidt, Heinrich Kurz, Gervinus, Barthel ꝛc., ferner die Anthologie deutscher Lyriker von Kneschke; Deutsche Dichter der Gegenwart von Dr. Hense, 1842; Moderne Classiker, Bd. 36, Reclam jun. in Leipzig.

ten ihn einen Gedanken- oder Reflexionsdichter nennen. Dieses Urtheil ist nicht ganz genau, und wenn es in Form des Vorwurfs auftritt, unverständig. Von den ältesten Zeiten an haben sich nicht nur in Theologie, Philosophie und Politik, sondern auch in der Poesie zwei Geistesrichtungen oft feindlich, jedenfalls aber gleichberechtigt gegenüber gestanden, die reale und ideale. Die einen Dichter nehmen den Eindruck der Welt mit objectiver Treue in den Spiegel ihres Gemüths auf und begeistern sich unmittelbar durch die Schönheit der empfangenen Bilder zu ihrer poetischen Wiedergabe. Die anderen fühlen sich zunächst durch die Ideale ihres eigenen Herzens erhoben und setzen sie nur deshalb mit Natur und Welt in mannigfaltige Verbindung, damit sie wirksam erscheinen und Gestalt erhalten. In jener ersten Beziehung ragt vor Allen Goethe hervor, den an Naturwahrheit seiner Erzeugnisse kein deutscher Dichter übertroffen hat, in der zweiten aber Schiller, der gerade wegen der idealen Richtung seines Gemüths die Liebe unseres Volks genießt. In der Hauptsache stimmt Grün mit Schiller überein; während jedoch dieser Natur- und Menschenleben zu seinen Idealen erhebt und sie gleichsam nach deren Vorbilde umgestaltet, trägt Grün die seinigen ohne Weiteres in die Außenwelt hinein. Da nun Ideal und Wirklichkeit fast nie völlig harmoniren und weit öfter in directem Widerspruch stehen, so kann ihre Vereinigung nur durch energische Gedankenarbeit geschehen, und diese Arbeit fühlt man allerdings an den Gedichten Grün's ebenso wie an den Schiller'schen. Will man sie aus diesem Grunde mit dem Namen Reflexionspoesie belegen, so mag es sein, aber wenn auch die Erzeugnisse unseres Dichters meist keinen flüchtigen, leichten Genuß gewähren, weil man bei fast jedem derselben mit Verständniß seiner Absicht nachgehen muß, um sie vollkommen würdigen und sich an ihnen erfreuen zu können, so darf man doch nicht fürchten, jemals dem abstracten Gedanken in seiner kalten und dürren Nacktheit zu begegnen. Ueberall herrscht das bunteste, munterste Leben, die mannigfachsten Formen drängen sich hervor, Bilder von ausgeprägtester Plastik reihen sich an einander, und obgleich die ganze Natur von dem Dichter nur deshalb Audienz erhält, um mit dem Heroldstabe seiner Ideen entlassen zu werden, so vergißt man die zu Grunde liegende Verstandesthätigkeit völlig über der warm und wahr aus tiefstem Innern hervordringenden Empfindung, in der unser Dichter für seine Ideale glüht. Als Beweis, wie sehr Grün auch die Auffassung Schiller's von der Aufgabe der Kunst theilt, mag folgendes, einer Zeitschrift entnommenes Sonett dienen:

Von dieses Kindes erstem Künstlerlallen
Bis zu den Harmonien, die von den Schwingen
Des Seraphs Raphael in Wonne klingen,
Welch unermeßner Flug, welch Steigen, Fallen!

Von diesem Fels bis zu den Bilderhallen
Des Vaticans und Pitti's Wunderdingen
Durch Dorn und Lorbeer welch ein Mühn und Ringen!
Welch weite Bahnen muß die Kunst durchwallen!

Ob sie am Arno siedle oder Elbe,
In Farben dichte oder mal' in Tönen,
Ihr Geist bleibt einer doch, ihr Ziel dasselbe:

Rauheit zu sänft'gen, Schatten zu versöhnen,
In holdem Bann die Schönheit festzuhalten,
Ihr Sterbliches zu Ew'gem zu gestalten.

Anastasius Grün ist nur ein angenommener Name des Dichters, der den Grundzug seiner poetischen Hoffnungen, die Auferstehung des Abgestorbenen und der Zeit Verfallenen zu frischem, grünem Frühlingsleben symbolisiren soll. Der Dichter gehört einem weit verzweigten und alten Adelsgeschlechte an. Dasselbe nennt sich nach einem im österreichischen Krain gelegenen Orte Auersperg, welcher seit dem 11. Jahrhundert eine Majoratsherrschaft des Hauses ist. Es hat dem österreichischen Staat im Krieg und Frieden manchen wichtigen Dienst gethan, und ein Herbart von Auersperg lebt jetzt noch im Munde des Krainer Volks als Held und Türkenbezwinger. Deswegen erhielt das ganze Geschlecht im 17. Jahrhundert die reichsgräfliche und bald darauf eine Linie desselben die reichsfürstliche Würde. Diese hat ihren Hauptsitz in Böhmen und zählt unter ihren Gliedern jenen Carlos von Auersperg, der im Jahre 1868 als Präsident des Bürgerministeriums sich Ruhm erwarb, und dessen Bruder Adolph, der jetzt an der Spitze des cisleithanischen Ministeriums steht. Einem der vielen reichsgräflichen Zweige der Familie ist unser Dichter entsprossen, der am 11. April 1806 in Laibach geboren wurde. Seine

Jugend aber verlebte der Knabe in dem seiner Familie seit dem 16. Jahrhundert gehörigen Stammschlosse Thurn am Hart. Auf der Landstraße von dem Städtchen Gurkfeld in Unterkrain nach Agram zu gelangt man in einem halben Stündchen erst zu dem gräflichen Meierhof und von diesem durch eine Pappelallee zu dem stattlichen und stolzen Herrenhause selbst. Dieses erhebt sich mitten im eigenen Grundbesitz der Familie und war in früheren Jahrhunderten von einem ausgedehnten Wald umgeben. Derselbe hat jetzt allerdings weiter zurückweichen müssen, befindet sich jedoch immer noch nahe genug, um durch sein geheimnißvolles Rauschen, durch das Grün seiner Bäume und den Gesang der Vögel in dem heranwachsenden Knaben die Keime der Dichtkunst zu pflanzen. Noch mehr eignete sich dazu das Herrenhaus selbst, das wie ein erinnerungsreiches Denkmal früherer Jahrhunderte dasteht. Es bildet ein fast regelmäßiges Viereck, dessen Außenseite von vier runden Eckthürmen beschützt wird, während im Innern gewölbte Säulengänge herumlaufen. Eine solche Bauart war in diesen südlichen Grenzgebieten nothwendig, wegen der vielen Türkeneinfälle, auf die man früher nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden gefaßt sein mußte. Erzählten demnach schon die todten Mauern dem Knaben von den patriotischen Kämpfen seiner Ahnen, in welchen diese so reiche Lorbeern ernteten, so dürfen wir uns nicht wundern, daß folgende einfache Begebenheit einen durch das ganze Leben dauernden Eindruck bei ihm zurückließ. Es geschah wohl im Jahre 1813, als Krain noch französische Provinz war, daß des Knaben Vater am Fenster stand und wahrscheinlich über die damaligen politischen Ereignisse mit seiner Gemahlin sprach. Plötzlich aber sagte er, die Hand auf das Herz legend, mit besonderer Wärme und Betonung: „Ich bin und bleibe ein guter österreichischer Patriot.“ Wie es im Kinderleben oft geschieht, daß einzelne den Kleinen sogar unverständliche Worte tief ins Gemüth dringen, so ging es damals dem kaum siebenjährigen Knaben mit den beiden Worten „österreichisch“ und „Patriot“. Sie beschäftigten ihn lange und oft und gaben dem späteren Dichter nach eigenem Geständniß jene politische Richtung in der Poesie, die wiederum eine geraume Zeit nachher sich auch in der Praxis bewähren sollte.

Bis 1813 war der Knabe von einem Ex-Franziskaner unterrichtet worden, als seinem Vater der damalige französische General-Gouverneur von Illyrien, Marmont, das Anerbieten machte, den jungen Grafen mit nach Paris zu nehmen. Nichts konnte der Gesinnung des Vaters unangemessener sein als dieser Vorschlag, und die Besorgniß, den einzigen Sohn dem Vaterland entfremdet zu sehen, bewog ihn rasch zu handeln und denselben dem Theresianum in Wien zur weiteren Fortbildung anzuvertrauen, ehe der Antrag des Franzosen wiederholt würde. Aber schon nach zwei Jahren erklärten die Lehrer der hochadeligen Anstalt den Knaben für unverbesserlich, ohne daß er selbst über die Gründe dafür sich ausreichende Rechenschaft hätte ablegen können. Wahrscheinlich regte sich schon damals in ihm der freie Dichtergeist mehr, als mit einer Bildungsstätte für Adelige ehedem für vereinbar gehalten wurde. So trat er denn in die Ingenieurakademie über, aus der ihn aber schon im Jahre 1818 der Tod seines Vaters abrief, da die Obervormundschaftsbehörde eine militärische Erziehung für den einzigen Sohn und Majoratsherrn nicht für geeignet hielt. Er ging daher in ein Privatinstitut, das ihm aber bald wegen seines düsteren und verfolgungssüchtigen Geistes verleidet wurde. Der Widerspruch zwischen der ihm eigenen Denkweise und dem Schein, in den er sich äußerlich hüllen sollte, erzeugte in ihm eine bittere Gemüthsstimmung, aus der sich manches seiner späteren, mit Haß gegen das katholische Pfaffenthum erfüllten Gedichte erklären läßt. Leichten Herzens verließ er die Anstalt und studirte zwei Jahre in Graz und zwei in Wien Philosophie und Jura. Während der letzten Zeit seines Studiums wagte er sich mit seinen ersten poetischen Versuchen hervor, die unter seinem wirklichen Namen in Gräffer's Philomele und in der Theaterzeitung erschienen. Die Lust am poetischen Schaffen wurde in ihm mächtig gefördert durch den Freundeskreis, in welchem er hauptsächlich zu verkehren pflegte. Er gehörte mit zu den Besuchern des Reuner'schen silbernen Kaffeehauses. Hier

verlebte er genußreiche Abende mit Dräxler-Manfred, Freiherrn von Badenfeld, Braun v. Braunthal, Eduard v. Bauernfeld, Johann Gabriel Seidl, Lenau u. A., zu denen sich noch eine Anzahl geistreicher Kunstkenner und Kunstliebhaber voll Theilnahme und Herzlichkeit sammelte. Vor allen nahe unter den Genannten stand Nikolaus Niembsch v. Strehlenau unserem Dichter. Grün vollzog an demselben die poetische Taufe, indem er dessen Gedicht „Glauben, Wissen und Handeln" in Spindler's Damenzeitung unter dem Namen Lenau zum Druck beförderte, damit der Freund den Verfolgungen der Censurbehörde entgehe. Intimer befreundet war Grün auch mit dem bedeutenden Dramatiker Bauernfeld, den er wegen seiner durchaus wahren, offenen und freiheitsliebenden Gesinnung liebte, ebenso mit dem liebenswürdigen Dichter der österreichischen Volkshymne: Gott erhalte Franz den Kaiser, mit Seidl. Dieser machte unseren Dichter zum Mitwisser und Berather seiner Jugendliebe, die denn unter derartigen Umständen bald zu einem glücklichen Ehebunde führte. Daß Grün zu einem solchen Vertrauensamt in Liebesangelegenheiten sich eigne, bewies er durch sein erstes selbständiges Dichtwerk, das er 1830 unter dem Titel „Blätter der Liebe" unter seinem angenommenen Namen erscheinen ließ. Der Erfolg des Buches war freilich unbedeutend und der Dichter selbst urtheilte später gering von demselben. In seine gesammelten Gedichte, die er sieben Jahre nachher herausgab, nahm er nur einige wenige dieser Liebeslieder auf, bei welcher Auswahl ihm Lenau behülflich war. Zwei Gründe sind es namentlich, weshalb die Blätter der Liebe strengen Forderungen nicht genügen. Einmal hat sich Grün in denselben noch einem fremden Muster angeschmiegt, während seine Bedeutung eben darin besteht, durchaus originell zu sein. Heine war es, dem er nachahmte, und wenn er auch unter den Schülern desselben hervorragt, so ist es doch bei diesem unzählige Male behandelten Thema unmöglich, als bloßer Nachahmer sich Geltung zu verschaffen. Dazu kommt noch, daß er in dieser Gattung der Lyrik nicht dasjenige Feld der Poesie betrat, wo er sich vollkommen heimisch fühlte. Wenn er das Herz der Geliebten mit Thule's eisigen Schollen und des Nordpols Eis vergleicht, oder die stets sich erneuende Liebe mit dem Wogentanze ohne Anfang und Ende, wenn er sich vornimmt, wie der Astronom nach allen Sternen des Himmels, ebenso nach dem ganzen Blumenvölklein der Mädchen spähen zu wollen und dann wieder seinem Grauen vor einer zweiten Liebe Ausdruck verleiht, so beweist er damit wohl zur Genüge, daß er nicht überall aus wahrer Empfindung redet, sondern nur ein willkürlich gewähltes Thema mit bewußter Absichtlichkeit behandelt. Diese Bemerkung trifft freilich keineswegs sämmtliche Gedichte, und namentlich im Jahre 1827 scheint der frühe Tod eines Mädchens, dem er in inniger Verehrung zugethan war, sein Herz mächtig erschüttert zu haben. Aus dieser Zeit nämlich stammt eine Anzahl Lieder, welche er unter dem Titel „Friedhofskranz" ebenfalls seinen später gesammelten Gedichten einverleibte und die des Zusammenhangs wegen schon hier erwähnt sein mögen.

Bald nach den Blättern der Liebe erschien Grün's „letzter Ritter", der bereits des Verfassers eigenstes Wesen zeigte. Er nennt sein Gedicht einen Romanzenkranz und deutet damit an, daß er nicht ein Epos in festen Fugen bieten will, sondern nur ein aus einzelnen Blumen äußerlich zusammengefügtes Gewinde. Es fehlt demselben ein Alles beherrschender und zusammenfassender Mittelpunkt; wenn man aber auf Ansprüche verzichtet, denen gerecht zu werden der Dichter selbst ausdrücklich nicht beabsichtigt, so wird man seinem Werke aufrichtige Bewunderung nicht versagen können. Der Held des Gedichtes ist Kaiser Maximilian I., den Grün seinem Zeitalter deshalb vorführt, weil er Germaniens Banner noch hoch hält in männlicher Faust, und dasselbe lehren könne, wie sich's mit wilden Bestien sicht. Nachdem daher erst die Geburt des Kaiserkindes, dessen Brautwerbung und Vermählung mit Maria, der Perle von Burgund, dann der Tod dieser Fürstin auf unendlich zarte Weise dargestellt worden ist, schildert der Dichter besonders die löwenkühne Tapferkeit des ritterlichen Max, die derselbe in seinen Kämpfen mit Frankreich und den Niederlanden zeigt, die Thatenlust, in welcher er voll Abscheu vor dem Staub der Pergamente dem

Reichstage zu Worms entflieht und einen französischen Rittersmann im Turnei in den Sand streckt, die Großmuth, mit welcher er die besiegten aber tapferen ungarischen Eroberer seiner Hofburg in Frieden ziehen läßt, die Kühnheit, mit der er auf Tirols Bergen über Steingerölle und Klüfte die flüchtige Gemse jagt. Doch genügt es dem Dichter nicht, seinen weichen, seidenen Zeiten diesen Mann in starrem Erz, dies Bild markiger Kraft bloß als Muster vorzuhalten, vielmehr sagt er:

Mein Jugendlied hat nicht gepriesen
Den Helden, weil's ein Ritter war,
Nur darum war's entflammt für diesen,
Weil er der letzte seiner Schaar.

Weil derselbe an einem Wendepunkt der Geschichte stand und die Scenerie seines Lebens Fernsichten in die neue Zeit mit ihren Forderungen eröffnet, preist er Maxens Ruhm und betritt mit dieser allerdings noch vorsichtig unter dem Deckmantel der Geschichte versteckten politischen Tendenz den Boden, auf welchem er die reichsten Lorbeern erntete. Nicht zum Vortheil seines Helden und nur um ihn im Lichte eines Volksfreundes zu zeigen, läßt er ihn daher sich aus Flandern entfernen, ehe der Aufstand von demselben zu Boden geworfen ist. Ebenso tritt Max bei dem Reichskriege gegen die freien Schweizer in den Hintergrund zurück.

Es liegt an Leupold's Grab nun König Max auf Knien,
Als Habsburgs Sohn muß rächend durch's Schweizerland er ziehn,
Als König bringt er Ketten dem freien Schweizerbund,
Als Mann drückt alle Freie er gern an Herz und Mund.

Der Fürst reicht einem Ritter den Feldherrnstab nun dar:
Mein Fürstenberg, statt meiner führt Deutschlands Kriegerschaar.

Von da wendet sich des Dichters ganze Theilnahme den Schweizern zu, deren Siege über die deutschen Krieger und beneidenswerthe Freiheit in herrlichen Strophen gepriesen werden. Dem anrückenden Heere Maximilian's ruft er zu:

Seht auf das Land hernieder von hoher Alpenwand!
Da liegt's, gleich einem Buche geschrieben von Gotteshand,
Die Berge sind die Lettern, das Blatt die grüne Trift,
Sanct Gotthard ist ein Punkt nur in dieser Riesenschrift.

Wißt ihr, was drinn geschrieben? O seht, es strahlt so licht!
Freiheit! steht drinn, ihr Herren; die Schrift kennt ihr wohl nicht;
Es schrieb sie ja kein Kanzler, es ist kein Pergament,
Drauf eines Volkes Herzblut als rothes Siegel brennt.

— — — — — — — — — — — —

Seht dort im weißen Schleier auftragt der Jungfrau Haupt,
Als Bräut'gam hat ihr der Morgen mit Rosen die Stirn umlaubt,
Sie hat mit bunten Blumen gestickt das grüne Gewand,
Dran spielen rauschende Quellen, ein flatternd Silberband.

— — — — — — — — — — — —

Horch, wie ihr Lied an Herzen so herrlich, kräftig pocht!
Freiheit, Freiheit! so singt sie, daß jeglich Herzblut kocht;
Beim Himmel, niemals sangen der Erde Töchter so schön,
Mitsingen wohl Gottes Engel in Chören auf den Höhn!

Maximilian ist also, seiner Zeit weit voraus eilend, der politischen Freiheit zugethan, ohne sie wegen der Ungunst der Verhältnisse verwirklichen zu können. Dieser Widerspruch aber zwischen Denken und Thun löst sich, indem er vor seinem Tode, ähnlich dem sterbenden Attinghausen in Schiller's Tell, schaut, wie das schlichte Wittenberger Mönchlein, welches mit seinen 95 Thesen den großen Streit bereits begonnen hatte, den Gedanken seiner Fesseln entledigt und mit den Lichtwaffen desselben die Welt befreit. Nachdem so für Max die Schranken menschlichen Wissens gesunken sind, wird sein enges Leben von dem hereindämmernden Frühroth einer schöneren Zukunft verklärt und von den Gebrechen, an denen es mit seiner Zeit krankte, geheilt, so daß es in Frieden und Versöhnung endet. —

Nach abgeschlossenen Universitätsstudien verließ Auersperg Wien, um die Verwaltung der ihm erblich zugefallenen Herrschaft Thurn am Hart selbst zu übernehmen. In der Stille seines ländlichen Aufenthalts schmiedete er die Blitze, deren kriegerisches Leuchten bald das größte Staunen der Einen und Entsetzen der Anderen hervorrief. In den 1831 erschienenen „Spaziergängen eines Wiener Poeten"

führt er, mit dem vollen Glanze seines Freiheitspathos gerüstet, sein poetisches Kampfschwert. Mit jedem Hiebe trifft er seinen Feind und zwar um so empfindlicher, als seine durch Spott und Satire geschärfte Waffe stets tief in das faule Fleisch seiner Gegner schneidet. Bald ruft er den Censor zur Buße, deren er als Mörder des Geistes ebenso wie der des Leibes und viel mehr noch bedürfe; bald schildert er, wie ihm Wein- und Naturgenuß vergällt wird durch den Verdacht, daß der fremde Mann neben ihm ein Diener der finsteren Hermandad sei,

Der da lauert auf Gedanken,
Wie im Forst der Wilddieb lauscht,
Ob kein Hirsch, kein all zu freier,
Arglos aus dem Busche rauscht;

Dann wieder wendet er sich gegen den Mauthcordon:

Sitzen unter Tags vor'm Zollhaus, liegen Nachts im feuchten Gras
Still und lauschend auf dem Bauche, spähend rings ohn' Unterlaß,
Daß ein arger Gast vor allen unsern Grund betrete nicht:
Der Gedanke, der entsprossen fremdem Boden, fremdem Licht!

Aber heimlich mit den Schmugglern kommt er doch herein, der von den Wächtern mit Trommelwirbel, präsentirtem Gewehr und Fahnenwehen hätte empfangen werden sollen.

In einem anderen Gedicht geißelt er die Pfaffen, von denen die Dünnen jetzt noch wie die Viper nach der Ferse schleichen oder durch das Schlüsselloch kriechen, während der Dicken Heer voll Trägheit, Dummheit und Genußsucht durch Kaiser Joseph gebändigt zu Boden liegt. Da aber gegen jene kein Held erstehen will, ruft der Dichter aus:

O so steigt ihr Dicken wieder lebend aus der Todesurne!
Doch mit altem, gutem Magen! Werdet christliche Saturne!
Und verschlingt den magern Nachwuchs, o dann sind wir beider los,
Denn nicht lange mehr kann leben, wer solch' gift'ge Kost genoß!

Hierauf werden wir in einen hocharistokratischen Salon geführt, in dessen Lichterglanz reichgeschmückte Damen und Herren sich feierlich bewegen. Auch der Kaiser ist gegenwärtig, der mächtige, der den Bezwinger der Welt auf Elba's Felsen schickte. Alle, mit denen er spricht, bezaubert und beglückt er durch seine entzückende Huld. Aber der demüthige Bettler draußen vor der Thür, Oesterreichs Volk, das um Freiheit fleht, bleibt ungehört. Auch Bilder von österreichischen Herrschern aus früherer Zeit zeichnet Grün mit kräftigen Zügen, so Kaiser Rudolph den Zweiten, der über seinen Zauberspiegeln und Horoskopen sein Volk vergaß, so daß dieses glaubte, sein Kaiser sei todt, als er lebte, und er lebe, als er todt war. Dagegen preist er in den Tönen hellster Freude die ruhmreichen Gestalten der Maria Theresia und eines Joseph und endet schließlich mit einem in hohem Maße schwungvollen Liede an den Kaiser, das oft mit den Reden des Marquis Posa verglichen worden ist.

Wie schonungslos nun auch Grün in diesen Dichtungen die Schäden Oesterreichs aufdeckt, so ist er doch weit entfernt von einer Erbitterung, die das ruhige Ebenmaß der Schönheit zerstört hätte. Der edle, durch das ganze Leben ihm treugebliebene Glaube, daß er das holde Licht der Freiheit noch sehen werde, schützte ihn vor maßlosen Uebertreibungen. Er verschmäht es daher auch, ängstlichen Gemüthern bange zu machen und mit den Ketten und Henkerbeilen der Revolution zu klirren. Wie im „letzten Ritter" wünscht er vor Allem Freiheit der Gedanken, die als milde Sieger den Frühlingssonnenstrahlen gleich das starre Eis des Winters brechen und durch tausendfarbige Blumenzier ersetzen werden. Nimmt man nun noch hinzu, daß auch die in Bilderreichthum prangende Sprache prächtig dahinfluthet, so darf man sich nicht wundern, daß selbst Widerwillige von diesem Strome mit fortgerissen wurden. Das Büchlein war fern von den österreichischen Grenzpfählen in der freien Reichsstadt Hamburg ohne Namen des Verfassers gedruckt worden, aber rasch befand es sich in Wien und erregte, wie eine große politische That, das gewaltigste Aufsehen. Wer trotz Grenzcordon und Revisionsämtern einen Abdruck desselben erhascht hatte, barg es wie einen Schatz vorsichtig an der Brust und zeigte es nur dem vertrautesten Freunde. Ein Mann aber, den die Salonscene zunächst berührte, trug das verbotene Buch offen und frei in seinen Sälen herum, und wurde nicht müde, aus allen Tönen

die hohe Gesinnung und die meisterhaften Verse zu loben. Das hinderte nicht, daß ein anderer nicht minder hochgestellter Mann alle Mittel in Bewegung setzte, um den gefährlichen Poeten auszuspüren. Alle Censoren Wiens schüttelten verlegen die Köpfe, bis endlich Deinhardstein, von 1827 bis 1829 Professor an dem unserem Dichter so verhaßten Theresianum, dann Hofburgtheater-Director und Referent in Censursachen, erklärte, daß der Dichter des „letzten Ritters" auch der der „Spaziergänge" sei. Trotz dieses Vorgangs, der für unseren Dichter ohne ernstere Folgen blieb, unterhielt dieser mit Deinhardstein, dessen Censoramt ignorirend, einen freundlichen Verkehr. Der Name Anastasius Grün aber wurde weit über Oesterreichs, ja Deutschlands Grenzen berühmt. Mit Spannung sah man einem neuen Werke des Dichters entgegen und hoffte mit Bestimmtheit, daß es den in den „Spaziergängen" angeschlagenen Ton fortführen werde. Diese Erwartung überbot Grün bei Weitem durch seinen vier Jahre später erscheinenden „Schutt". Mit diesem Werke erstieg er seine dichterische Höhe und füllte auf die würdigste Weise eine Lücke unserer classischen Literatur aus. Konnte es scheinen, als ob in den „Spaziergängen" noch manches, wenn auch nicht an Schönheit, so doch an Interesse verlieren werde nach Beseitigung des Gegenstandes, gegen den es sich richte, so trägt der „Schutt" überall das Gepräge der Unvergänglichkeit. Es ist das bekannteste von allen Gedichten Grün's und darf von Keinem ungelesen bleiben, der sein Interesse für deutsche Literatur nicht auf Romane oder Goethe und Schiller beschränkt, so daß sich an dieser Stelle eine kurze Betrachtung desselben rechtfertigt.

Der Dichter beabsichtigt zu zeigen, wie alle menschlichen Veranstaltungen, welche der Entfaltung der höchsten, ewigen Idee von Recht, Liebe, Menschenwürde entgegenstreben, in Schutt zusammensinken und die Menschheit am Ziele ihrer Entwickelung alle Ruinen ihrer früheren Durchgangsformen mit dem reichen Leben ihrer Geistesfreiheit überkleidet. Zu diesem Zweck führt uns Grün zunächst vor die Trümmer eines Thurmes an Istriens Strand. Dieselben werden seiner Phantasie zu einem Gefängniß, in dem ein Dichter aus Venedig die allzu große Kühnheit seiner Verse gegen die Gewalthaber seiner Vaterstadt in Ketten und Banden büßt und in den ergreifendsten Klagen seine Befreiung ersehnt. Dieser Gefangene soll die unter politischem Drucke schmachtende Menschheit symbolisiren, und die durch einen vorüberziehenden Wanderer gemachte Mittheilung, daß die Trümmer nicht Reste eines Gefängnisses, sondern eines Leuchtthurmes sind, die Mahnung andeuten, daß die Machthaber dieser Welt anstatt den Geist zu fesseln, lieber weithin sichtbare Leuchten errichten möchten, um dem Geistesverkehr der Einzelnen und der Völker überall die Bahnen zu eröffnen. Im zweiten Theile, „eine Fensterscheibe" überschrieben, ergeht sich der Dichter beim Anlick einer Klosterruine in Betrachtungen von theils ernsten, theils ergötzlich spottenden Scenen aus den Zeiten religiöser Bedrückung. Dieselben sind dem Klosterleben entnommen und erläutern des Dichters Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß über diese kalte Orthodoxie und diesen finsteren Wahnglauben mit all seinen absichtlichen Täuschungen die hellere Gegenwart hinwegschreitet, in der nicht mehr wie ehedem selbst der ärmste Bettler seinen Pfennig beisteuert, um dem klösterlichen Prachtbau wenigstens eine Fensterscheibe zu erkaufen. Im dritten Theile, der den Titel „Cincinnatus" führt, werden wir nach Italien versetzt, dem Lande, welches zugleich durch politischen und religiösen Druck am tiefsten danieder zu liegen schien. Bilder aus der Trümmerstadt Pompeji beziehen sich auf das italienische Volk, das durch lange Mißregierung nur noch eine Ruine seiner früheren Größe ist. Abwechselnd mit Gedichten dieses Inhalts und mit ihnen schroff contrastirend beschäftigen andere, anknüpfend an ein, in Neapels Bucht zur Abreise fertiges amerikanisches Schiff, welches Cincinnatus heißt, unsere Einbildungskraft mit dem Leben der Amerikaner, ihren Urwäldern, der gesunden Kraft ihrer Pflanzer und ihren Freiheitskämpfen. So groß aber auch der Gegensatz zwischen Italien und den Freistaaten der neuen Welt ist, so fehlt doch viel, daß der Dichter in ihnen die Ziele seiner Hoffnungen sähe. Nach seiner Darstellung hält der einseitige Haß gegen die Kronen,

die Enttäuschung der Einwanderer, die Sclavenwirthschaft, die rechtswidrigen Kriege gegen die Indianer den Vorzügen das Gegengewicht, und so bahnt er sich den Uebergang zu dem vierten Theile, den „fünf Ostern“. Indem er sich an eine Sage des Orients anlehnt, daß jedesmal zu Ostern der Herr auf die Stätte seines Leidens herabschaue, läßt er ihn hier viermal die gewaltigsten Umwälzungen politischer Natur und die heftigsten Kämpfe der drei wichtigsten Religionen, des Christenthums, Judenthums und Islams sehen. Ebenso wie im heiligen Lande ein Staat nach dem anderen zu Grunde gegangen ist und immer höher sich der Schutt der Zerstörung gethürmt hat, so bekunden auch jene Religionen durch wachsende Kraftlosigkeit die Vergänglichkeit ihrer Formen. Aber erst in ferner Zukunft wird ein Ostern kommen, an dem die Trümmer längst von Saatenfülle und Rebengewinden bedeckt sind. Die Flur durchjauchzt ein Volk an Tugend reich,

Gleich den Gestirnen ernst und heiter,
Wie Rosen schön, wie Cedern stark zugleich.

Aber in all den Städten im Thal und den Häusern auf den Höhen kennt man das Schwert nicht mehr und nicht das Kreuz, und als man beide auf dem Felde ausgräbt, weiß Keiner ihren Gebrauch zu deuten.

Dieser Schluß ist dem Dichter öfters verdacht worden, aber mit Unrecht. Das völlige Vergessensein von Schwert und Kreuz dient selbstverständlich nur zur grellen Hervorhebung des Gedankens und ist nicht eigentlich zu nehmen, da sich ein idealer Zustand der Menschheit ohne geschichtliches Rückerinnern allerdings nicht vorstellen läßt. Während sodann das Schwert natürlich den Krieg mit allen seinen Leiden selbst bedeutet, so ist bei dem in Vergessenheit gerathenen Kreuz nur an die äußeren vergänglichen Formen des Christenthums zu denken, deren Widerstreit so viel Unglück und Weh über die Menschheit gebracht hat. Der Geist des Christenthums soll aber eben in dem fünften Ostern verwirklicht erscheinen, denn so allein hat es einen Sinn, wenn der Dichter sagt:

Ob sie's auch kennen nicht, doch steht das Kreuz voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust, in ew'gem Reiz.
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen.

Er führt also nur in einem poetischen Gemälde aus, was die christliche Religion selbst hofft, daß dereinst ein Hirt und eine Herde sein wird.

Von nicht geringerem Werth als der „Schutt“ sind die im Jahre 1837 herausgegebenen Gedichte, die sich in vieler Beziehung mit den Uhland'schen vergleichen lassen. Hier findet sich dieselbe edle Begeisterung für das Recht:

Aufs Meer bin ich gefahren,
Zu schwören festen Eid,
Beständiges hier inmitten
Der Unbeständigkeit!

Treu stets an dem zu halten,
Was wahr und recht und schön!
Kann ich zu den Besten nicht klimmen,
Doch nie bei den Schlechten steh'n!

Wo edel der Kampf zu kämpfen,
Doch fern, wo Wahnwitz ficht!
Und Herz und Mund und Lieder
Für Freiheit, Recht und Licht!

Hier ist derselbe gutmüthige Humor, wenn Grün von seinem treuen Gefährten singt, dem er die Grabschrift weiht:

Hier ruht mein treuster Genoß im Land,
Herr Hypochonder zubenannt;
Er starb an frischer Bergesluft,
An Lerchenschlag und Rosenduft!

Sonst wünsch' ich ihm alles Glück und Heil,
Die ewige Ruh' werd' ihm zu Theil,
Nur wahr' mich Gott vorm Wiederseh'n
Und seinem fröhlichen Aufersteh'n.

Hier klingt dieselbe volksthümliche Epik wieder, z. B. in den drei Wanderern, von denen der eine, ein Goldschmied, Liebchens Ring, der zweite, ein Maler, Liebchens Bild verliert.

Die Beiden ringen die Hände sich wund,
Doch jubelnd tönt des Dichters Mund;
Trägt Namen und Bild ja im Herzen fein,
Manch schönes Lied noch obendrein.

Die Sammlung der Gedichte ist reich und eine Auswahl kaum möglich, da man oft sich nicht Rechenschaft zu geben vermag, was am meisten anzieht, der kräftige Witz oder die naive Erzählung, die großartige Schilderung von Naturereignissen, die oft einer sinnigen Deutung unterworfen werden, die gelungenen Bilder aus dem Thierleben, die, im Romancero der Vögel vereinigt, zum Theil einen gewaltigen, zum Theil höchst spaßhaften Eindruck machen, oder endlich die hohe Gesinnung, die als der goldene Hintergrund jedes kleinen Liedchens erscheint,

aber oft auch in strahlender Helle hervorleuchtet. Viele von den Gedichten Grün's, wie die Mannesthräne, der Ring, die Baumpredigt, der letzte Dichter, die Poesie des Dampfes u. a., sind in die verschiedensten Gedichtsammlungen übergegangen und auf diesem Wege zu der großen Menge des Volkes durchgedrungen, kaum aber ein einziges ist zum sangbaren Liede, zum Volksliede geworden, wie so häufig bei Uhland, dessen Versen die Melodie gleichsam angeboren scheint. Auch unserem Dichter fehlt nicht die Wärme und Tiefe der Empfindung, die klangreiche Sprache, das anschauliche Bild, aber seine Lyrik hüpft, wie schon im Anfang angedeutet wurde, nicht leicht und spielend dahin, sondern schreitet gedankenschwer mit festem Fuße zum Ziel und zeigt, statt eine Anschauung unmittelbar und einfach zur Darstellung zu bringen, stets aus dem blumenreichen Waldesdunkel von Allegorie und Symbolik weite Blicke in das Reich der Ideen. Aus diesem Grunde bleibt die Musik, die nur die Gefühle an sich zu erfassen vermag, diesen poetischen Schöpfungen fern, und da dieselben eben verstanden sein wollen, lesen sie sich meistens nicht leicht hin, bieten aber einen um so höheren Genuß, je mehr Schwierigkeiten zu übersteigen sind, um zu ihm zu gelangen.

Doch nachdem wir uns jetzt mit dem Dichter ausführlicher beschäftigt haben, ist es wohl an der Zeit, unsere Aufmerksamkeit auch dem Grafen zuzuwenden. Seitdem von ihm die Universitätsstudien beendet waren, kam er zwar jedes Jahr mehrmals nach Wien zurück, machte auch häufige Reisen nach Italien, besuchte im Jahre 1837 Frankreich, Belgien und England, aber den größten Theil seiner Zeit verbrachte er doch in seinem Stammschloß. Um die Bewirthschaftung seiner Güter kümmerte er sich angelegentlich, namentlich aber um die Verschönerung seiner nächsten Umgebung. Der reizende Park zu beiden Seiten des Herrenhauses mit seinen ausländischen Bäumen und seiner reichen Blumenpracht ist sein Werk und zeugt von dem sinnigen Geschmacke seines Besitzers. Das Innere des alten Gebäudes hat er mit englischem Comfort ausgestattet und in einem der runden Thürme sein heimliches Studirstübchen eingerichtet. Dasselbe ist halbrund und mit Schränken eingefaßt, die Archive und Bibliothek aufbewahren. Ueberall hält er in diesem Raum auf die sauberste Ordnung und hat jedem kleinsten Dinge seinen bestimmten Platz angewiesen. Gern und oft zieht er sich hierher zurück, da er größere Gesellschaften durchaus nicht liebt und — ohne freilich an seiner Begabung zu zweifeln — im Verkehr mit Anderen eine gewisse Schüchternheit nicht ablegen kann, wie man sie oft gerade bei den größten Männern antrifft. Wenn er hier nicht mit eigenen poetischen Schöpfungen beschäftigt ist, so ergiebt er sich dem Studium der englischen Poesie, mit ganz besonderer Vorliebe aber auch der altdeutschen Literatur, an deren Wunderlichkeiten er sogar Gefallen findet. Wie unser Altmeister Goethe übt auch Grün mit Lust und Geschick die Zeichenkunst und dankt diesem Sinne für Form und Gestalt wohl die Trefflichkeit seiner oft scharf beobachteten Naturbilder, mit denen er reichlich seine Gedichte schmückt. Ein öffentliches Zeugniß von dieser Fertigkeit ist in dem Titelkupfer zu Gräffer's Localfresken niedergelegt. Die Ankunft dieses Schriftstellers im Buchladen desselben erwartend, warf Grün zum Zeitvertreib eine humoristische Bleistiftzeichnung aufs Papier, die von jenem in der genannten Schrift wegen ihrer gelungenen Komik herausgegeben wurde, für ein auswärtiges Publicum jedoch von zu specieller Wiener Färbung ist, um verstanden werden zu können.*

Auf seinen Spaziergängen redet er gern die Bauern, die in ihm nur den Grafen sehen, ohne recht zu wissen, was ein Poet ist, in ihrer Sprache an. Für jeden Bedürftigen hat er ein offenes Ohr und Herz, und was er für arme Verwandte, elternlose Waisen thut, gewinnt erst seine volle Bedeutung durch die Art, wie er es thut, nämlich väterlich und ohne davon zu reden.

Kein Dichter, etwa Goethe und Schiller ausgenommen, ist so wie er durch Dankadressen, Beifallsbezeugungen, Glückwünsche und dergleichen überhäuft worden, aber nichts der Art weist er vornehm kalt zurück, wenn er voraussetzen darf,

* Eine Erklärung des Kupfers findet sich in den Sonntagsblättern von L. A. Frankl, 1847, Nr. 33.

daß es ehrlich gemeint war. Für Jeden, der ſich ihm mit einem Anliegen nähert, hat er eine Antwort und giebt dieſelbe nicht etwa in erheuchelter Herablaſſung, ſondern in ungeſchminkter Freundlichkeit.

Am liebſten verkehrt er natürlich mit dem kleinen Freundeskreiſe, der ihm ſeit ſeiner Studentenzeit theuer war. So

Auersperg an ihn ein langes, wunderbar ſchönes Gedicht, in dem er ihn zum Bleiben mahnte. Nicht wiſſe er, was den Freund ſo ungeſtüm von Freundesherzen reiße, und was ihn drüben locke, weil es die Heimath ihm verſagt. Iſt's des Rechtes erhabener Leuchtthurm oder der Gnadenort der Freiheit?

Anaſtaſius Grün.

lange Lenau lebte, fühlte er ſich demſelben mit Liebe und Treue zugethan, und keine Spur von Neid regt ſich in ihm, wenn ihm derſelbe von deſſen weltſchmerzſeligen Verehrern vorgezogen wird. Als Lenau, von der Unruhe ſeines unbefriedigten Herzens getrieben, den Entſchluß faßte, nach Amerika auszuwandern, und Alle, die ihm nahe ſtanden, ihm vergeblich davon abzureden ſuchten, richtete

Wie der Kreuzespilger Schaaren einſt gen Zions Trümmerreſt
Wälzt ſich jetzt der Völker Heerzug ins gelobte Land gen Weſt.
Ach, wohl wird's auch euch ergehen, wie ſich's jenen dort begab,
Euer Heiland iſt erſtanden, und ihr trefft ein leeres Grab.

Und fände er auch, was er ſucht, könne er wohl dort drüben ſchwelgen im Genuß, während die Freunde in der Heimath dar-

ben müssen? Doch keines Winters Eis sei so fest, daß der Lenz es nicht durchhieb,

Segelreich und breit und mächtig durch die Gaun des Vaterlands
Wird der Strom der Freiheit rauschen einst voll Majestät und Glanz.

Wenn dann des Rechtes klarer Morgen in ewigem Frühroth über dem Osten strahlt, wird jener aus seinem Westen von Sehnsucht getrieben nach der Heimath zurückkehren, aber in grauen Locken, mit fremder Sprache und ohne die Losung der Kämpfe zu verstehen, die er nicht stritt.

Drum, ein schöner Fruchtbaum, wurzle du im heim'schen Boden fest,
Bringt er dir auch Frost und Stürme, bringt er doch auch Lenz und West;
Kreis', ein Schwan der Hoffnung, ruhig auf bewegtem, heim'schem Strom,
Trage mit als schlanker Pfeiler an des Vaterlandes Dom.

Lenau segelt trotzdem ab, aber wie ihm von Grün vorausgesagt worden, geschah es, er fühlte sich vollständig enttäuscht und betrat schon nach einjähriger Abwesenheit im Juni 1833 in Bremen wieder deutschen Grund und Boden. Bald darauf erneuerte sich auch der Verkehr zwischen den Freunden, besonders als sich beide im Jahre 1835 in Wien aufhielten. Sie bildeten sich sogar einen gemeinsamen Lebensplan. Bald nachher schrieb der wieder abgereiste Lenau: „Fahrt fort, mein Freund zu sein; Ihr sollt mich unwandelbar finden in meiner Liebe. Ihr habt Keinen, der Euch so kennt, so liebt wie ich. Die wenigen Stunden unseres letzten Zusammenseins haben uns um ein Gutes näher zusammengerückt, und bereits spüre ich etwas von der Heilkraft wahrer Freundschaft, wenn wir uns ungestört angehören konnten. Was würde erst ein längeres Zusammensein wirken!" — Von einer solchen Vereinigung kam aber nicht einmal so viel zu Stande, daß Niembsch, obschon häufig eingeladen, nur kurze Zeit in dem gräflichen Schloß in Krain geweilt hätte. Ja im folgenden Jahre trat sogar zwischen Beiden eine kleine Disharmonie ein, da Lenau infolge seiner ungewöhnlichen Reizbarkeit eine unbedachte, aber durchaus nicht böse gemeinte Aeußerung Auersperg's übel nahm. Doch sah er bald sein Unrecht ein und schrieb an seinen vermeintlichen Beleidiger: „Eure warme, ausdauernde Zuneigung, die sich nicht irre machen ließ und mein starres Herz nicht aufgab, hat mich überwunden. Ich bin Euch wieder der Alte und bedaure nur, daß ich Euch's nicht ins Gesicht sagen und blicken kann." So wurde nun das frühere Verhältniß wiederhergestellt. Lenau blieb seinem Freunde jederzeit ein liebevoller, aber unbestechlicher Richter, und Auersperg würde aufgehört haben, ihn zu respectiren in dem Augenblicke, wo jener sich herbeigelassen hätte, ihm zu schmeicheln. Die persönliche Liebenswürdigkeit des Grafen übte stets auf Lenau eine überwältigende Wirkung, seine Gegenwart riß ihn hin. Noch im Jahre 1843 genoß Niembsch den Umgang seines Freundes, wenige Monate nachher verfiel er in unheilbare Tobsucht, während deren freilich eine Annäherung an den Unglücklichen nur selten möglich war. Durch einen Irrthum des Setzers brachte die Wiener Theaterzeitung 1845 ein wohlgelungenes Sonett unter dem Namen Lenau's. In Wien erregte dasselbe die größte Theilnahme, da man es als sicheres Anzeichen baldiger Genesung ansah, und auch Grün dichtete in der Freude seines Herzens drei Sonette, die ein herrliches Denkmal der Freundschaft sind. Folgendes ist das zweite unter ihnen:

Es kam der Herbst. Zu jedem Sonnenstrahle
Sprach ich: Was lachst du mir? Zieh' hin, vermähle
Du klarer dich der kranken Freundesseele,
Ihm keltre du den Heiltrank in die Schale.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen roth, nicht mir die Sehnen stähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt' ihm den Leib, der Rüstung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich sprach: Nicht mich umschmeichle!
Die schwarzen Locken aus den Augen streichle
Dem kranken Freund, und seine Stirne kühle.

Das Schönste deiner Flur sollst du erlesen,
Ans Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er genesen.

Obgleich jenes Sonett in der Theaterzeitung falsch und von einer Besserung in Lenau's Befinden nichts zu bemerken war, versuchte es Auersperg doch, ihn zu besuchen. Es geschah gerade am Geburtstage des Kranken. Die Gegenwart des Freundes ergriff diesen merkwürdig und brachte ihm das Bewußtsein seiner Krankheit so nahe, daß er selbst von ihr zu

sprechen anfing und mehrmals wiederholte, wie schmerzlich es seinem Freunde sein werde, ihn in solchem Zustande zu sehen. Das Anerbieten Auersperg's, den Leidenden öfters zu besuchen, wenn's von irgend einem Nutzen für diesen sei, wurde aber von dem Arzt abgelehnt. Doch selbst in den letzten Zeiten der unseligen Krankheit ist dem Unglücklichen das Andenken seines Freundes nicht abhanden gekommen, und mit Theilnahme erkundigte er sich nach demselben, während der wilde Geschützdonner, der im October 1848 um Wien tobte, ihn eben so wenig behelligte wie vorher der Märzjubel. Durch letztwillige Verfügung hatte Lenau seinen Freund mit der Herausgabe seines Don Juan beauftragt, und als er seinem schweren Leiden erlegen war, unterzog sich jener der Ehrenpflicht mit liebevoller Pietät, welcher er in der Vorrede ergreifende Worte leiht.

Schon im Jahre 1831 widmete Grün im Bewußtsein seiner geistigen Verwandtschaft seine „Spaziergänge" dem echt deutschen Uhland, den er kurz vorher persönlich begrüßt hatte. In der Folge trat er mit den schwäbischen Dichtern in nähere Verbindung. Auf seinen Reisen durch Deutschland besuchte er öfters Schwaben und gehörte wie Niembsch mit zu den Gästen des Hofrath Reinbeck'schen Hauses, das allen nach Stuttgart kommenden Schöngeistern offen stand.*

Mit Gustav Schwab correspondirte er häufig. Derselbe, damals noch Gymnasialprofessor in Stuttgart, gab seit 1832 gemeinsam mit Chamisso den Deutschen Musenalmanach heraus und forderte auch unseren Dichter zu Beiträgen auf, mit der Versicherung, daß er sowohl wie Chamisso von ihm und Lenau die Würzen des Almanachs erwarteten. Als jedoch dem für das Jahr 1836 bestimmten Heine's Bildniß und Gedichte desselben vorangestellt werden sollten, trat Schwab mit seinen, von diesem „Papst des verruchten jungen Deutschlands" geschmähten schwäbischen Freunden von dem Unternehmen zurück, dessen Ausführung dadurch zweifelhaft erschien. Um aber den durch so viele trübe Erfahrungen gebeugten Chamisso nicht noch mehr zu kränken, bat er unseren Dichter, doch ja seine Beiträge nicht auch zurückzuziehen. So wenig dieser nun auch die frivole Richtung des jungen Deutschland theilte, so hielt er doch in Rücksicht auf den allgemein literarischen Zweck die unparteiliche Aufnahme von Heine's Bild für nothwendig und bewahrte sich in dem Streit eine glückliche Objectivität. Durch den Rücktritt vieler tüchtiger Kräfte wurde aber doch der sonst so verdiente Almanach im Jahre 1839 zu Grabe getragen.

Ein unangenehmer Conflict begegnete unserem Dichter um diese Zeit mit einem seiner Universitätsbekannten. Braun von Braunthal beabsichtigte im Jahre 1837 die Herausgabe eines österreichischen Musenalmanachs und lud auch Grün zur Mitwirkung ein. Da aber der Unternehmer in dem Rufe stand, ein Söldling der geheimen Polizei zu sein, wollte letzterer seinen Namen nicht unter der Aegide einer solchen Firma bloßstellen und beantwortete die an ihn ergangene Anfrage nicht. Trotzdem ließ Braun in seiner Sammlung mit Anastasius Grün bezeichnete Gedichte erscheinen und spielte somit entweder die Rolle eines Fälschers oder eines von anderer Seite Getäuschten. Das jugendliche Blut unseres Dichters empörte sich über so freche Unredlichkeit, so daß er den Streich mit einer sehr heftigen Erklärung beantwortete. Jetzt urtheilt er freilich über die Sache ruhiger und würde wahrscheinlich ein ähnliches Vorkommniß mit Humor abzuthun versuchen. Damals aber endete der Streit mit einer Herausforderung, die jedoch von Braun abgelehnt wurde. Durch Veröffentlichung der auf diese Angelegenheit bezüglichen Correspondenz ist damals zuerst Grün's wahrer Name in weiteren Kreisen bekannt, aber auch die Aufmerksamkeit der Censurbehörde von Neuem auf ihn gelenkt worden. Die Folge davon war, daß man den Dichter polizeilich vernahm und zu 25 Ducaten Strafe verurtheilte, die er pünktlich in den Armenfond seines Wohnorts erlegte. 1867 ist Braun in mißlichen Umständen gestorben. Grün aber hatte vorher noch die schöne Genugthuung, von dem früheren Gegner vertrauensvoll um Hülfe angegangen zu werden und ihm nützlich sein zu können.

* Nik. Lenau's Biographie von Dr. H. Döring, Jena 1854. S. 48.

Ueble Erfahrungen machte er auch mit den politischen Dichtern, die nach seinem Vorgange wie Pilze aus der Erde schossen und den berühmten Freiheitssänger als ihren Gesinnungsgenossen betrachteten. Aber diesem sagte keineswegs die Richtung eines großen Theils von ihnen zu, die aus den Zersetzungsstoffen des jungen Deutschlands, dem Scheidewasser der hallischen, später deutschen Jahrbücher, und dem Sprengpulver jugendlicher Ueberschwänglichkeit zusammengebraut war und eine immer socialistischere Färbung annahm. Es ging unserem Dichter wie dem Grafen Strachwitz, der ebenfalls zu Anfang sein poetisches Schlachtroß zum Kampf für Freiheit und Recht bestiegen hatte, später aber ausrief:

Es trägt die Kunst ihr eisern Loos mit Qualen.
Laß, Herr, die göttliche in ihrer Hoheit
Nicht untergehn, ein Opfer der Vandalen,
In dieses Meinungsstreits ergrimmter Rohheit.

Diese Alles anfressende Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen, dieses tollkühne Umherschleudern mit den Feuerbränden der Revolution, dieses frevelhafte und doch so kindische Verlangen der gesinnungstüchtigen Vollblutsdemokraten, Kirchthürme und Paläste zu einem großen, mit ihren Phrasen gedüngten Distelfelde des Volkswohls umzuackern, alle diese krankhaften Auswüchse waren unserem milden und klardenkenden, monarchisch gesinnten Grün verhaßt, der in einer ruhigen, stätigen Entwickelung das sicherste Heil sah, denn:

Vorwärts geht's allüberall, wo's sonst noch rückwärts wich,
Und geht's auch etwas langsam, so geht's doch, wo's erst schlich;
Und geht's nicht zum Entzücken, ist doch zu zagen nimmer,
Und geht's auch nicht mit Dampfkraft, giebt's doch nicht Explosion und Trümmer!

Es kam noch hinzu, daß Grün deshalb mit der excentrischen Demokratie nicht gemeinsame Sache machen konnte, weil er bei aller Humanität im edelsten Sinne Aristokrat ist. Er will die Freiheit, daß sich jede Kraft bethätige und zu möglichst hoher Entwickelung gelange, und bringt gern jedes Opfer, welches die Erreichung dieses Ziels herbeiführt, aber die unnütze Selbstentäußerung, seinen Adelsbrief zu zerreißen, liegt ihm fern. Als liberaler Graf ist seine Stellung unter seinen Standesgenossen von größter Bedeutung. Es muß als Unglück unseres Vaterlandes angesehen werden, daß es unter den deutschen Aristokraten so wenig Whigs giebt, und längst hätten sich unsere politischen Zustände auf sicheren Bahnen bewegt, wenn Grün's Vorbild von einer größeren Anzahl seines Gleichen nachgeahmt worden wäre, die wie er die Möglichkeit einer Verbindung von Adel und Freisinn bewiesen hätte. — Doch entfremdeten ihn auch ästhetische Rücksichten von der damaligen politischen Richtung der Poesie. Die bestimmt formulirten Wünsche dieser Dichter, die sich mit dem allgemeinen Ideale nicht begnügen wollten, machten doch oft einen höchst unkünstlerischen Eindruck. Es war, wie Julian Schmidt sagt, doch im Ganzen die Rhetorik des gewöhnlichen Liberalismus, der Zeitungsstil in Musik gesetzt.

Die Abneigung unseres Dichters wurde natürlich von der anderen Seite mit gleicher Münze zurückgezahlt, und als jener, in der glücklichen Muße seines Herrenhauses nicht gezwungen, alljährlich zur Ostermesse ein Bändchen Verse für's tägliche Brot zusammenzuleimen, die Saiten seiner Lyra längere Zeit schlummern ließ, tauchten bald allerhand Anklagen gegen ihn auf. Auf dem schwarzen Grunde fremder Schändlichkeit hebt sich ja die eigene Tugend so leuchtend ab, und so erzählte man sich laut und lauter von dem Abfall Grün's. Dieser führte gerade damals, im Jahre 1839, eine junge Dame aus hochadeliger Familie als Gemahlin heim, die er im Stillen, ohne seinen Freunden und ihr selbst etwas zu sagen, schon längst geliebt hatte. Es war Marie, Gräfin von Attems, Tochter des kaiserl. Geheimen Raths, Ober-Erbkämmerers und Landeshauptmanns von Steiermark. Das Ereigniß gab neue Anhaltepunkte. Im Februar 1840 erschien in der Leipziger Allgemeinen folgende Correspondenz aus Wien: Anastasius Grün befindet sich seit einigen Tagen hier, um sich um den Kammerherrnschlüssel zu bewerben, da seine Frau Sternkreuzordensdame wurde und doch nicht allein zu Hofe gehen kann. Der Graf soll dem Poeten völlig entsagt haben.

Auersperg ist nie Kammerherr geworden, aber die erlogene Nachricht war nach zwei Seiten hin willkommen. Seine reactionären Gegner freuten sich darüber

und die Censur, die natürlich unter solchen Einflüssen stand, gestattete ihm nicht, sich gegen die Anschuldigung zu vertheidigen, so daß sie sich jetzt noch in Literaturgeschichten, z. B. in der von Heinrich Kurz, freilich unverantwortlicher Weise vorfindet. Ganz besonders aber war sie den demokratischen Gegnern des Dichters gelegen. Der damals hochgefeierte poetische Triumphator Herwegh, der in seinen Gedichten bald die Republik, bald den König von Preußen feiert, der die Kreuze aus der Erde reißen wollte, damit es nicht an Schwertern gegen die Tyrannen mangele, aber im Jahre 1848 an der Spitze seiner Freischaaren die schimpflichste Flucht ergriff, er wagte es, gegen Grün ein Pamphlet zu erlassen, in dem es hieß:

Darf man den Tempel um ein Weib entweihen?
Mit einem Weib um goldne Götzen tanzen?
Du willst nicht mehr so frei sein, frei zu sein,
Dein Schwert als Kreuzlein auf die Brust dir pflanzen?
Ich seh den Dichter nur in unsern Reihn —
Leb wohl, leb wohl! ich laß dich deinen Schranzen!

Freiligrath, der damals noch in seiner gemäßigten Periode stand, verspottete den eiteln Agitator Herwegh und auch Dingelstedt nahm unseren Dichter in Schutz:

Und daß unter Korn und Blumen auch die Schlange dir nicht fehle,
Zischt nun heimlich die Verläumdung um die offne Dichterseele.

— — — — — — — — — — — — —

Sag es, daß du nimmer treulos uns und dir gewesen bist,
Daß dein Dichterschild so rein noch, wie dein Grafenwappen ist!

Dieser Aufforderung folgte Grün 1843 in seinen „Nibelungen im Frack". In der poetischen Vorrede zu dem Gedicht, aus welchem schon einige Strophen angeführt worden sind, ließ er seinen Unmuth über seine Widersacher aus:

Es kreucht Gewürm: Notizen, und spinnt das Blatt entlang;
Spinnt weiche Seide die Raupe? Nein, blanken Namen den Strang!
Nun schwingt sie als Lied die Flügel! Will's nicht zu Ohr recht schallen
Und du gehst seitab schweigend, — hui, bist eidbrüchig, abgefallen!
Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durch's Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sondrer Kampfgenossen!
Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverein;
Der Knecht will Unterknechte, der Freiheit selbst kein Sclav' ich sein!

Der Zweck des Gedichtes selbst ist es, zu zeigen, daß ein Volk zu fröhlichem Gedeihen gelangt, auch wenn es nicht durch Schwert und Feder, durch Todesstrafe und Decrete, sondern durch einen Fürsten regiert wird, der über seinem Steckenpferde sein eigenes und fremdes Leid vergißt. Doch tritt eine politische Tendenz nirgend in den Vordergrund und das Ganze kann gar wohl als bloße Satire auf die Marotte angesehen werden. — Auf jeden Fall aber ist es voll gelungenen Witzes und seit der Jobsiade wieder einmal ein echt komisches Epos. Es wird in demselben Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg besungen, der wegen seiner Leidenschaft für die Baßgeige Berühmtheit erlangt hat und welchem der heißeste Lebenswunsch, einen so großen Riesen zu finden, daß er die Baßgeige als Violine, und einen so kleinen Zwerg, daß er die Violine als Baßgeige spielen kann, schließlich in Erfüllung ging. Das Lächerliche des Gedichtes wird noch gehoben durch die gewählte schöne Sprache und die gravitätische Nibelungenstrophe. Die „Nibelungen im Frack" traten in einer Zeit an die Oeffentlichkeit, wo die Parteileidenschaft nichts aus ihnen zu machen wußte und das Buch bei Seite legte. Wie so oft die erste Aufnahme über ein Werk entscheidet, so auch hier, und von der Zukunft muß und darf erwartet werden, daß sie den großen Vorzügen des Gedichts Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die Verleumdungen seiner Gegner fand Grün Gelegenheit auch bald durch die That zu widerlegen. 1847 machte Jenny Lind in Wien großes Aufsehen und einige Ueberschwängliche widmeten ihr eine Medaille mit einer Adresse, welche von vielen Hunderten unterschrieben wurde. Andere verweigerten die Unterschrift und Auersperg erläuterte ihre Gesinnung, indem er den damals Aufsehen erregenden Ausspruch that, daß andere Adressen in Oesterreich vorangegangen sein müßten, um eine solche sich gleichfalls gefallen lassen zu können. Deutlicher wurde seine Sprache in einem Gedicht, das unter dem Titel „Eine Hexengeschichte" im Märzhefte der Grenzboten vom Jahr 1848 erschien und durch den ganzen Ernst der Lage eingegeben war. Die Sprache ist so drohend wie noch nie. Ein Mägdlein wird, weil

Hagelstürme des Nachbars Kohl zerschlagen und mitten im Winter an ihrem Fenster Blumen geblüht hatten, der Hexerei angeklagt und vom Hexenvogt in die Höhe gezogen, während schwere Steingewichte an ihren Füßen hingen. Als sie unter Qualen stirbt, befällt den Vogt Wahnsinn.

Nun wäre schier zu Ende die Geschichte,
Säh' ich nicht centnerschwer die Steingewichte
An dir, du edle Maid Germania, hängen
Und Kettenlast auch deine Arme zwängen;
Beim Weine sitzen deine Vögt' indessen
Wohl ihres Amts und deines Leids vergessen;
Jedoch begannen sie, wie jener endet,
Von irrem Sinn und Aberwitz geblendet.
Mit jener Maid theilst du Vergehn und Schuld:
Nach früherm Lenzbeginn die Ungeduld,
Die Furcht um alten Patriarchenkohl.
Ein andrer Ausgang wird dir Starken wohl,
Dein Leib ist Stahl und du wirst nicht erliegen,
Wirst schleudern Steingewicht und Ketten weit.
Ihr Vögte, löst die Bande, da es Zeit,
Doch eilt, o eilt, bevor die Steine fliegen.

Der Rausch der heranbrechenden Freiheit, deren Ankunft durch seine poetische Thätigkeit so wesentlich gefördert worden war, hatte auch unseren Dichter erfaßt. Von einer gewissen Ahnung getrieben traf er am Morgen des 13. März in Wien ein, wo die durch akademische Jugend angefachte Bewegung eben im vollen Gange war. Das große Befreiungsschauspiel nahm sein ungetheiltes Interesse in Anspruch. Als am 15. März die Gährung ihren Höhepunkt erreichte, begaben sich Grün und sein Freund Bauernfeld in einem höchst kritischen Moment zu dem eben gekommenen Erzherzog-Palatin Stephan, von dem sie wegen dessen Beziehungen zu dem freieren Ungarn einen günstigen Einfluß in liberalem Sinne erwarteten. Sie setzten ihm auf das Dringendste auseinander, daß die allgemeine Aufregung sich nur durch die bestimmte Zusage einer Constitution beschwichtigen lasse. Auf Ersuchen des Palatin schrieb Bauernfeld den Entwurf eines dahin zielenden Aufsatzes nieder, den jener in den Staatsrath mitnahm. Auch die Audienz bei dem Erzherzog Franz Karl, dem Bruder des damaligen und Vater des jetzigen Kaisers von Oesterreich, hatte entschiedenen Erfolg.* Durch das Patent mit den gemachten Zugeständnissen, welches bald darauf gedruckt unter das Volk vertheilt wurde, gerieth dieses in unermeßlichen Jubel und brachte dem Kaiser, alles bisherigen Drucks vergessend, eine begeisterte Huldigung dar. Grün aber begab sich sogleich auf die Heimreise und beruhigte bereits am 16. März das gährende Graz durch die Nachricht von der Zusage der Constitution. Im amtlichen Wege gelangte die Kunde davon erst vier Tage später dahin. Wegen dieser lebhaften Betheiligung an den Märzereignissen entsandten ihn die österreichischen Schriftsteller und Stände im April zum Vorparlament. Während dieses Monats saß er in dem aus dem Vorparlament gewählten Fünfzigerausschuß, dessen Verdienst um friedliche Herbeiführung der constituirenden Nationalversammlung also auch ihm mit anzurechnen ist. Als Abgeordneter Laibachs trat er dann im Mai in das Frankfurter Volksparlament ein und stimmte in den Hauptfragen mit dem linken Centrum, ohne sich jedoch besonders hervorzuthun. Da sein halb slavischer Wahlbezirk von seinem entschiedenen Deutschthum nicht sehr erbaut war und er daher seine Gesinnung nicht mehr als Ausdruck seines Mandats glaubte ansehen zu dürfen, kehrte er schon im August zu seinem stillen Landsitz zurück. In diesem Entschluß war er jedenfalls bestärkt worden durch den unpraktischen Doctrinarismus der Versammlung, die „gründlich ergründete drin des Volks zu begründendes Grundrecht", während draußen die barbarischen Tritte der Demagogen die kaum gepflückte Frucht der Freiheit mit Füßen traten. Grün ahnte den Ausgang und wartete es verständiger Weise nicht ab, bis nach Ermordung Lichnowsky's und Auerswald's die vom Volk gewählte Versammlung mit den Bajonetten der Regierung geschützt werden mußte. Die Niederkämpfung der Revolution in Wien, die Wiederaufrichtung des Metternich'schen Systems durch den freisinnigen Advocaten, aber reactionären Minister Bach, das Verblühen einer Hoffnung nach der anderen, sah er in der Ferne mit tiefer Trauer und verlieh seinem Schmerz über die zu Grabe getragene Freiheit Worte in der Widmung an Lenau, die er seinem „Pfaffen von Kahlenberg" vorausschickte:

* Jedenfalls war Grün auch bei dieser Audienz mit gegenwärtig, s. Album österreichischer Dichter S. 183.

In Wogen ging die Saat des Guten,
Ein läuternd Feu'r umquoll die Welt;
O kurzer Tag, der unentstellt, —
Ein Tag wohl kaum, ach, kaum Minuten!

Ins Gotteswerk griff Gottes Affe,
Stahl ihr Panier und Feldgeschrei,
Die Thorheit rief: Auch ich bin frei!
Die Unthat prunkt' in heilger Waffe.

Sie aber wandte ihre Sohlen
Mit Grausen von des Gräuels Flur. —
O glückt' es die verwehte Spur
In Enkelzeiten einzuholen!

Der „Pfaff von Kahlenberg" erschien 1850, nachdem Grün schon 15 Jahre vorher sich mit dem Plane dazu getragen und von Lenau eine Beschreibung von dem Grabmal und den Bildnissen der Hauptperson seines Gedichts, des Herzogs Otto des Fröhlichen, erhalten hatte, der 1339 zu Kloster Neuburg in Steiermark starb und von dem die Geschichte nichts weiter berichtet, als daß er ein Freund des Witzes gewesen sei. Schon daß der Dichter so lange Zeit seiner Muße diesem Werke gewidmet hat, muß ein günstiges Vorurtheil für dasselbe erwecken, und eine genaue Betrachtung rechtfertigt dieses vollkommen. Die Darstellung des Volksbuchs aus dem 14. Jahrhundert ist von Grün gänzlich verlassen und Otto dem Fröhlichen und seinem Pfaffen Wigand noch eine dritte Persönlichkeit hinzugefügt worden, die dem Anfang des 13. Jahrhunderts angehört, nämlich der als Sänger der Bauernluft bekannte Nithart.* Unser Dichter bezweckt im Gegensatz zu den republikanischen Theorien zu beweisen, wie sich die Freiheit gar wohl mit dem Fürstenthum vertrage, wenn es nur die starre Schranke zwischen sich und dem Volk niederreißt und im Umgang mit diesem sich das Herz für dasselbe erwärmt. Diesem Gedichte Grün's fehlt zwar der epische Fortschritt, und die darin vorkommenden Persönlichkeiten sind nur Ruhepunkte für die lyrischen Ergüsse des Verfassers. Als letztes selbständiges Kunstwerk unseres Dichters von größerem Umfang steht es jedoch dem „Schutt" ebenbürtig zur Seite, nur daß es der Ausdruck eines reiferen, an Erfahrungen reicheren Geistes ist. — Kurz mögen noch zwei Werke Grün's erwähnt werden, die Uebersetzung slavischer Volkslieder aus Krain, die ebenfalls 1850, und die Uebersetzungen altenglischer Balladen über Robin Hood, die 1864 erschienen. Beiden Werken geht eine, von umfassender Gelehrsamkeit und großer Vertrautheit mit slavischer und englischer Literatur zeugende Vorrede voraus. Die Uebertragungen selbst sind ganz meisterhaft und die Gedichte nehmen sich in dem deutschen Gewande so gefällig und natürlich aus, als ob sie auf dem Boden unserer Heimath erwachsen wären. So sorgfältige Beachtung die beiden vorzüglichen Werke unseres Dichters verdienen, so darf doch hier von einem genaueren Eingehen auf dieselben abgesehen werden, da das Poetische an ihnen nicht Eigenthum Grün's ist und seine gelehrten und formellen Verdienste sich nur nach Kenntniß des Ganzen würdigen lassen.

Außer diesen Werken ist Grün mit einer Anzahl einzelner Gedichte, die er in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichen ließ, vor das lesende Publicum getreten. Hoffentlich werden dieselben in der beabsichtigten billigen Ausgabe bei Braumüller vereinigt werden. Im Uebrigen war des Dichters Leben seit 1848 ein einförmiges und erst die Freiwerdung der politischen Arena hat in dasselbe Bewegung und Abwechselung gebracht.

Seit 1851 bestand in Oesterreich eine Schattenbehörde, ein Reichsrath mit berathender Stimme. Durch die drohende Finanzlage sah sich die Regierung nach dem Sturze Bach's genöthigt, jenem etwas mehr Gestalt zu geben, das Recht der Budgetverwilligung einzuräumen und ihn durch Hinzuziehung neuer Persönlichkeiten zu verstärken. Dieser verstärkte Reichstag wurde Ende Mai 1860 eröffnet und auch Auersperg, nachdem er bereits 1859 in einer Commission von Vertrauensmännern zur Berathung eines Gemeindegesetzes für Krain gesessen hatte, in denselben berufen. Auf Seiten der liberalen Minderheit betheiligte er sich an den Verhandlungen über Comitébildung, Sprachenfrage, Regelung der Paßangelegenheit u. s. w. Seine Thätigkeit gipfelte in dem Streit, der über die Staatseinheit Oesterreichs entstand. Eine Minorität betonte die Einheit des Reichs, während die Majorität der Berücksichtigung der politischen Individualitäten,

* Vielleicht existirte jedoch wirklich ein jüngerer Neidhard, der als Hofnarr Otto's dichtete. Koberstein-Bartsch: Geschichte der deutschen Nationalliteratur I. S. 228.

wie sie die Vergangenheit überliefert hatte, in den Vordergrund stellte. In einer der schwungvollsten Reden, die während der ganzen Session gehalten wurden, erklärt er, daß aus dem geschichtlichen Rechte, der Machtstellung Oesterreichs und der Entwickelung des Staatslebens als oberste Forderung die Staats- und Reichseinheit hervorgehe und demnach die Reichsautonomie ihre Geltung über die Länderautonomien behaupten müsse. In Bezug auf die einzelnen politischen Fragen behielt er sich einen Eclecticismus vor, durch den allein es in der That möglich sein dürfte, die schwierigen Aufgaben des österreichischen Staatswesens zu lösen. Bemerkenswerth ist auch, mit welcher vorurtheilsfreien Wärme er sich des hart angegriffenen Beamtenthums annahm. Es hat glänzende Erfolge, sagte er, und große glänzende Namen aufzuweisen. Ehre aber auch dem kleinen Beamten, der subordinationsgemäß und pflichttreu im Verborgenen am Arbeitstische still seine Lebenslampe verbrennt. Der verstärkte Reichsrath war unverrichteter Sache auseinandergegangen, aber die Einsicht, bei so unfertigen Zuständen die maßgebende Stelle im Völkerrathe Europa's einzubüßen, bewog den Kaiser, durch das Ministerium Schmerling eine Verfassung zu publiciren mit Landtagen für die einzelnen Kronländer und einem Reichsrath für das ganze Reich. Auersperg wurde zunächst von den Großgrundbesitzern in den Landtag von Krain gesandt und entwickelte in demselben, wenn auch keine weit hin glänzende, so doch höchst segensreiche Thätigkeit. Wie sein fürstlicher Verwandter Carlos v. Auersperg in Böhmen, war er in seiner engeren Heimath ein eifriger Vertheidiger der Verfassung und des Deutschthums, welches er mit der ganzen Kraft seiner bedeutenden Beredsamkeit gegen südslavische Uebertreibungen verfocht. Nach einer für ihn ruhmreichen Sitzung machte ihm ein Gegner Vorwürfe, daß er gegen seine Landsleute streite, während seine Ahnen für die Krainer ihr Schwert gezogen hätten. Darauf entgegnete er: „Meine Vorfahren haben sich wacker geschlagen wider den Erbfeind, den Türken, folglich wider die Barbarei! Ich folge ihrem Beispiel.“ Den Gegnern der Verfassung war er ein Stein des Anstoßes und als Graf Belcredi 1865 dieselbe suspendirte, faßten sie Muth. Die Freunde der Jesuitenherrschaft und der Slavisirung des früheren deutschen Bundeslandes Krain ließen ihn durch ihre Banden auf den Galerien niederschreien, sobald er seinen Mund in deutscher Sprache aufthat. Dieser unerhörte Auftritt bewog Auersperg 1867 sich durch die Handelskammer in Löben zum steiermärkischen Landtage wählen zu lassen. Nachdem er im Jahre 1861 von dem Krainer Landtag für das Abgeordnetenhaus in Aussicht genommen war, und das ihm zugedachte Mandat abgelehnt hatte, wurde er vom Kaiser zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt. Seine Wirksamkeit hier fiel freilich mehr ins Auge, und nicht Oesterreich, sondern auch Deutschland hat oft seinen gewichtigen Worten gelauscht. Fast regelmäßig verfaßt er die Adressen an den Kaiser, die stets prosaische Kunstwerke sind. In allen Fragen steht er auf Seiten des Liberalismus und eines, so weit die Verhältnisse erlauben, jeden Anklang an Föderalismus ausschließenden Centralismus. Während der Budgetberathung ergriff er am 11. Juni 1864 das Wort, um sein wegen des langsamen Fortschritts der bloß scheinbar verfassungsmäßigen Regierung volles Herz auszuschütten. Er zeichnete mit scharfen Zügen, was er unter Liberalismus versteht, regte die Concordatsfrage an, die leider in der neuen Aera nicht fortgerückt sei, fand in dem Verhältnisse des Herren- und Abgeordnetenhauses die Ursache von Conflicten und schloß mit dem Ausspruche: „Das Räderwerk an der Zeitenuhr kann ins Stocken kommen, der Mechanismus kann zerbrochen werden, allein der Gang der Zeit läßt sich nicht aufhalten, sie wird unaufhaltsam weiter schreiten.“ In Folge dieser bedeutenden Rede erhielt der Graf aus Städten und Vereinen zahlreiche Glückwunschadressen, aber in höheren Kreisen wurde seine Mahnung überhört und der Mechanismus des österreichischen Staatswesens im folgenden Jahre allerdings durch Belcredi zum Stillstand gebracht, aus welchem dasselbe erst der Krieg von 1866 aufrütteln mußte. Beust befriedigte die Ungarn, führte den Dualismus ein und brachte mit fröhlichem Selbstvertrauen das um so schwerer bewegliche Staatsschiff wieder auf hohe See. Ein

heftiger Streit entbrannte bald um das Concordat. Die Gesetzentwürfe des Abgeordnetenhauses über Civilehe und Lösung der Schule von der Kirche wurden vom confessionellen Ausschusse des Herrenhauses lange hin- und hergezogen und erst im März 1868 kamen sie zur Berathung im Plenum. Das inzwischen ernannte Bürgerministerium unter Fürst Carlos von Auersperg beantragte ihre Annahme. Anastasius Grün nannte das Concordat ein geschriebenes Canossa und charakterisirt die zwei letzten Jahrzehnte in folgenden Worten: „Nach meiner Meinung leben wir seit 1848 principiell in einem constitutionellen Staat. Das parlamentarische Leben wurde unterbrochen durch das Jahrzehnt von 1851 bis 1861. Der Abschluß dieser Periode heißt Solferino. Es wurde zum zweiten Male sistirt im Jahre 1865. Der Abschluß dieser Periode heißt Königgrätz. Man sieht aus diesen Beispielen, daß jeder Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht des österreichischen Volks sich fühlbar gemacht hat. Sollte das jetzige parlamentarische und constitutionelle Leben wieder neue Unterbrechungen erfahren, sollten Staatsmänner, die in den früheren Unglücksperioden das Staatsruder führten, nochmals den Muth haben, das Wagniß zu bestehen und in dieses Recht hemmend und beschränkend einzugreifen, dann würde der Abschluß dieser Periode voraussichtlich einen Namen haben, den auszusprechen meine Seele schaudert.“ Als nach dreitägiger Generaldebatte die Annahme des Gesetzentwurfs erfolgte, war Wien illuminirt und die Hauptredner, die das Concordat bekämpft hatten, besonders auch unser Dichter, wurden von dem in namenloser Spannung des Ausgangs harrenden Volke mit unermeßlichem Beifall begrüßt. Nicht lange darauf trat eine Spaltung im Bürgerministerium ein, und als die Gefahr drohte, daß fünf verfassungstreue Mitglieder desselben, die eine Verfassungsänderung nur durch den schon bestehenden Reichsrath lösen wollten, entlassen würden, nahm das Herrenhaus eine vom Grafen Auersperg verfaßte Adresse an, welche sich mit allem Nachdruck gegen die föderalistischen Experimente der Minderheit im Ministerium aussprach. Die Folge war, daß diese noch an demselben Tage vom Kaiser ihren Abschied erhielt. Jedoch hatte die gerettete Majorität trotzdem keinen langen Bestand. Aber auch der mit einer Neubildung beauftragte Potocki erntete in seinem Amt nicht viel Erfolge. Seine schwankenden Ausgleichsversuche riefen die Mißbilligung des Herrenhauses hervor und trugen ihm in der Novemberadresse desselben 1870 ein Mißtrauensvotum ein, welches fast mit Einstimmigkeit angenommen wurde. In seiner Berichterstattungsrede sagte Graf Auersperg: „Während Europa von dem Dröhnen des eisernen Schrittes wiederhallt, mit dem der deutsche Kaiser wieder ersteht, citiren bei uns staatskünstlerische Boscos und Döblers das Gespenst des heiligen Wenzel, um es als Schutz an die Grenze zu stellen. Während der Vater der Nationalitätenlehre durch sein eigenes Princip in Elsaß-Lothringen gezüchtigt wird, will man den Staat Maria Theresia's in Nationalitätspartikeln zerlegen. Während große Nachbarländer in vulcanischen Flammen in Eins verschmelzen, sucht man bei uns aus 17 Antiquitätenkammern Grafenkronen und Herzogshüte heraus, die alle auf einem Haupte Platz finden sollen. An eine Jahrhunderte lang begrabene Vergangenheit soll unsere historische Entwickelung anknüpfen. Die historische Entwickelung eines baufälligen Gebäudes aber ist dessen Zusammensturz.“ Darauf hin mußte zwar das Ministerium Potocki weichen, aber das noch viel schlimmere unter Hohenwart, das aus ultramontanen, feudalen und czechischen Elementen zusammengesetzt war, trat an seine Stelle. Das Abgeordnetenhaus hatte große Lust demselben das Budget zu verweigern und auch im Herrenhause hielten zur Annahme desselben die sonst so selten erschienenen Erzherzöge, Cardinäle und Bischöfe ihre Anwesenheit für nöthig. Gleich nach dem Vortrage des Berichterstatters ergriff Auersperg das Wort. Er trat den wiederholten Versuchen, die Heilung des Staats auf den Grundlagen der Föderation zu bewerkstelligen, mit Entschiedenheit entgegen und sprach im Namen seiner Parteigenossen dem Ministerium, dessen bloße Existenz ein Fehler sei, ein entschiedenes Mißtrauensvotum aus. Nur um dem regelmäßigen Bedarf des Staats Rechnung zu tragen, gebe seine Partei dem Budget ihre Zustimmung. Nach Auers-

perg sprach sich Hasner im nämlichen Sinne aus. Beide Reden machten auf das Haus einen solchen Eindruck, daß sich das ministerielle Blatt zu dem Stoßseufzer fortreißen ließ: „Ach, wenn Anastasius Grün und Hasner unsere Collegen werden wollten.“ Jedoch der zunächst beabsichtigte Erfolg blieb aus. Jene Herrenhaussitzung fand am 4. Juli 1871 statt und erst am 30. October vermochte die größte Erbitterung der Deutschen das Ministerium Hohenwart zu stürzen, mit dem zugleich als Opfer der feudalen Elemente der eben erst zu einiger Beliebtheit gelangte Beust zu Falle kam. Am glänzendsten gerechtfertigt aber ist Auersperg's und seiner Freunde Politik in neuester Zeit dadurch, daß eine ihrer Hauptforderungen, die directen Reichsrathswahlen, die Sanction des Kaisers erlangt hat.

Noch aber ruht die Thätigkeit des unermüdlichen Streiters nicht. In der Sitzung der ersten Kammer am 11. April vorigen Jahres trat er mit einer prächtigen Rede wiederum für confessionelle Freiheit ein. Nachdem Cardinal Rauscher und Graf Leo Thun in schroff ultramontaner Weise gesprochen hatten, erhob sich Auersperg. Er verfocht, gestützt auf geschichtliche und staatsrechtliche Beweise, die Befugniß der Regierung, das Concordat zu kündigen, das ja längst zerrissen sei. An seiner Stelle müßten die Beziehungen zwischen Staat und Kirche neu geordnet werden. Wer es bequem gefunden, unter dem Schutze der Polizei eine privilegirte Sonderstellung einzunehmen, der müsse es sich nun gefallen lassen, unter der Ehrenescorte der Polizei auf seinen gesetzlich normalen Standpunkt zurückgeführt zu werden. — In der That wurden die so vertheidigten confessionellen Vorlagen trotz lebhaften Widerstands der Gegner angenommen.

So war also unser Dichter während eines halben Jahrhunderts in hervorragender Weise an der Entwickelung seines Vaterlandes betheiligt. Sein Glaube an den endlichen Sieg alles Schönen und Guten, den er als Poet so glänzend verherrlichte, ist auch seine Stärke als Staatsmann. Derselbe gab ihm Lust und Muth, nach einer langen Zeit stilleren Wirkens und in einem Lebensalter, in dem man sonst die gewohnten Geleise ungern verläßt, ins politische Leben hinauszutreten und sich den Wogen der Parteien mannhaft entgegenzustemmen. Getreu seinem Grundsatz, den er in der erwähnten Rede am 4. Juli 1871 aussprach: „Freiheit ist nicht Genuß, sondern Arbeit, unausgesetzte Arbeit an den großen Culturaufgaben des modernen Staats“, scheute er nicht die Mühe, die ihm Reichsrath oder Landtag auferlegten und führte mit sicherer Hand die Bilder seiner Phantasie aus früherer Zeit in den Bereich der Wirklichkeit hinüber. Was ihn aber unter den österreichischen Politikern besonders hoch stellt, ist seine echt deutsche Gesinnung. Vermochte er auch nicht sofort über dem Klange von Sedan den Namen Königgrätz zu vergessen und ein preußisches Kaiserthum nicht ganz ohne Mißtrauen zu betrachten, so hindert ihn diese erklärliche Zurückhaltung nicht, die volksthümliche Bedeutung des letzten Krieges zu erkennen.

Von der Neuzeit sind viele Ehren auf das Haupt des tapferen Freiheitssängers und -Kämpfers gehäuft worden, aber die unvergänglichen Säulen der Ehre errichtete er als Mensch, Dichter und Staatsmann sich selbst. Wenn er bescheiden hofft, daß das Echte und Edle seines Wirkens fortleben werde, so kann dankbar das deutsche Volk sich das Andenken des ganzen Mannes nie entreißen lassen. Unter den besten glänzt hell sein Name im Ehrenkranz deutschen Ruhms.

Die Gebeine der heiligen Elisabeth.

Von

H. von Buttlar.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Philipp der Großmüthige von Hessen kann wohl mit Recht als der erste Fürst bezeichnet werden, der sich mit Eifer der Reformation annahm. Denkwürdig für seinen Charakter bleiben die Worte, die er gegen den Kurfürsten von Sachsen* äußerte: „Ich will lieber Leib und Leben,

* Dessen Sohn Johann Friedrich später sein Leidensgefährte in der Gefangenschaft wurde.

Land und Leute lassen, denn von Gottes Wort weichen."

Ferner sagte er bei einer früheren Gelegenheit: Er sei entschlossen, sich als ein christlicher Fürst zu halten, wie er es gegen Gott und das römische Reich verantworten könne, werde gern alte löbliche christliche, in der Schrift gegründete Gebräuche beibehalten, nicht aber Menschensatzungen, welche das Gewissen bänden gegen Gottes Willen.

Bevor sie auf den Reichstag nach Speier zogen, legte er dem Kurfürsten von Sachsen ans Herz, strenge Zucht unter ihrem Hof halten zu wollen — damit sich ihre Diener nicht blos durch die Reinheit des Glaubens, sondern auch der Sitten auszeichneten.

Die Papisten legten den Buchstaben V. D. M. I. E.,* welche jene auf den Aermeln trugen, die sie auch über den Thüren ihrer Herbergen anbrachten, den Text unter: „Und du mußt ins Elend."

Der Landgraf, der die Auslegung hörte, erwiederte: „Mit nichten — sie heißen Verbum Diaboli manet in espiscopis."** Tobias Sturm aus Straßburg schreibt: „Der Landgraf Philipp ist in Speier mit 200 Pferden angekommen, hat Freitag und Samstag mit seinem Hofe Fleisch gegessen. Darob andere Fürsten sich beschwerten — als ob Speise Christ oder Unchrist macht."

Der Landgraf, klein von Gestalt, hatte blitzende Augen, einen starken Geist, Verstand und die Klugheit, auch auf Anderer Rath zu hören und mit ihnen zu überlegen — hatte er aber einmal einen Entschluß gefaßt oder eine Wahrheit erkannt, so beharrte er darin. Sein Bestreben ging vorerst dahin, die Kirchenreformation, die sein Vater*** schon angebahnt hatte, im weitesten Sinne des Worts durchzuführen, wogegen seine Mutter Anna von Mecklenburg vergebens ankämpfte.

Auf der Synode zu Homburg drang er mit Lambert† von Avignon und unterstützt von seinem Kanzler Johann Lange und dem trefflichen Prediger Adam Krafft (Crato), auf Abschaffung des Polytheismus, Aufhebung des Primats in der Kirche, der geistlichen Gerichtsbarkeit, der weltlichen Herrschaft der großen Prälaten, des römischen Kirchenrechts, der Gelübde des Mönchthums und der Ehelosigkeit der Priester. — Ferner wurde die Hinwegnahme der Heiligenbilder und der Reliquien befohlen. Doch hiermit griffen sie das Volk an in seinen Lustbarkeiten, zu denen Wallfahrten und Kirmessen geworden waren — auch war es keine leichte Aufgabe, Begriffe, die der Aberglaube geheiligt hatte, auszurotten. — Philipp mußte mit einem Beispiel vorangehen und er that es, indem er mit den zu Reliquien gewordenen Ueberbleibseln seiner Ahnfrau, der heiligen Elisabeth, die in Marburg aufbewahrt wurden, den Anfang machte.

Die Kirche der heiligen Elisabeth ist die schönste Kirche Hessens. 1236 legte Conrad von Thüringen* den Grundstein; die Vollendung der Kirche fällt aber erst in das Jahr 1283.** Am 18. Mai 1539 ließ Landgraf Philipp dem Landcomthur Schutzbar genannt Milchling sagen, daß er mit seinem Hof dem Gottesdienst beiwohnen wolle, daß sein Prediger Adam Krafft predigen würde, und daß an diesem Sonntage die Gemeinde nur deutsche Psalmen zu singen habe.

Dem Comthur entging die Bedeutung dieser Anordnung nicht — da ihm aber die Mittel zum Widerstande gebrachen, so mußte er geschehen lassen, was er nicht ändern konnte.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Nachricht in Marburg, daß der Landgraf nun auch in dem bisher der neuen Lehre so streng verschlossenen Münster den evangelischen Gottesdienst einführen werde. — Die Kirche war daher schon mit Menschen angefüllt, als Philipp mit seinem Gefolge eintrat.

Wie immer, wo er sich zeigte, so erhielt er auch hier Beweise der Ergebenheit und Zuneigung, die ihm sagten, daß das Volk mit ihm und seinem Streben im Einklang sei.

---

* Verbum dei manet in eternum.

** Das Wort des Teufels bleibt in der Geistlichkeit.

*** Wilhelm II.

† Professor der Theologie an der Universität zu Marburg.

* Der Schwager der heiligen Elisabeth. Die Kirche wurde aus den Mitteln des deutschen Ordens gebaut.

** Das hier Folgende ist fast wörtlich aus dem hessischen Landesarchiv genommen.

Nach einem ergreifenden Gesange und einer feurigen Predigt des gläubigen und begeisterten Adam Krafft trat dieser zum Altar und reichte das Abendmahl in beiderlei Gestalt, woran die ganze Gemeinde, dem Landgrafen folgend, theilnahm, durch den gemeinschaftlichen Genuß der hohen Feierlichkeit das Band fester knüpfend, das Fürst und Volk schon vereinigte. Dem südlichen Chor gegenüber, der die Grabmäler hessischer Fürsten und Fürstinnen aus zwei Jahrhunderten enthält, liegt der Elisabeth-Chor, reich verziert, mit drei Altären, Gemälden und herrlichen Schnitzereien, lauter Scenen aus der Geschichte der Märtyrer. In der Mitte des Chores ist eine kleine Capelle, unter deren gewölbtem Dache auf einem steinernen Untersatz, der in halb erhabener Sculptur die Apotheose der heiligen Elisabeth trägt, die Figur derselben steht, die als Heilige angebetet wurde.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Landgraf wolle diese Figur entfernen, und man war nicht wenig erstaunt, als er es nicht that, sondern nach beendetem Gottesdienste den Landcomthur und sein Gefolge aufforderte, ihn in die Custorei * zu begleiten, wo das prächtige Grabmonument Elisabeth's von einem verschlossenen Gitter umgeben steht, vor dem man, weil es die Gebeine der Heiligen enthielt, eine wahrhaft abgöttische Verehrung trieb.

Ruhig schritt der Landgraf der Custorei zu, mit ihm Philipp von Braunschweig-Grubenhagen, der Statthalter Georg von Kolmatsch, zwei Gebrüder Isenburg, Eobanus Hessus, der berühmte Poet Adam Krafft, die Vorsteher der Universität, viele vom Adel und Andere, im Ganzen wohl an 200 Menschen.

Um dem starken Andrang zu wehren, schlug der Landcomthur Schutzbar die Thür der Custorei so heftig zu, daß der Schlüssel aus dem Schlosse flog und letzteres übersprang und sich von innen nicht wieder öffnen ließ.

Erstaunt ob des Zuschlagens sah sich der Landgraf um, lächelte aber, als er das erzürnte Gesicht des Comthurs sah, und trat an das Monument heran.

„Schließt das Gitter auf, Herr Comthur," befahl er dem von der Thür Zurückkehrenden; als dieser sich nicht beeilte, dem Befehl nachzukommen, fügte er ungeduldig hinzu: „Beeilt Euch, denn meine Zeit erlaubt nicht langes Warten."

„Ich kann nicht aufschließen und habe keinen Schlüssel zu jener Thür," antwortete dieser.

„Das ist nicht wahr, her mit dem Schlüssel," donnerte Philipp, „her damit oder es geht Euch schlecht."

„Thut, was Ihr verantworten könnt, fürstliche Gnaden, ich habe keinen Schlüssel und kann nicht aufschließen."

„Wo ist der Küster? er wird den Schlüssel haben und soll kommen zu öffnen," befahl der Landgraf, dem Comthur zornig den Rücken kehrend.

Aber auch der Küster behauptete, keinen Schlüssel zu haben — mit einem Gebund Schlüssel vortretend probirte er mehrere, doch keiner paßte.

Der Landgraf, entschlossen zu siegen, rief, einen Schmied, Schlosser und Schreiner zu holen, die Werkzeug mitbringen sollten.

Unterdessen hatten sich verschiedene Leute vergebens bemüht, die zugeworfene Thür der Custorei zu öffnen, das Schloß gab nicht nach — man konnte auch ohne Werkzeuge die Thür nicht sprengen.

Man meldete dem Landgrafen die Verlegenheit, daß Niemand hinaus könne, die Handwerker zu holen. Dieser, im Gespräch mit Krafft und Eobanus, hatte in der überfüllten Custorei nicht auf die Vorgänge geachtet, und glaubend, der Landcomthur bringe den Schlüssel, streckte er die Hand danach aus.

„Bitte um Verzeihung, fürstliche Gnaden," sagte dieser, seinen Aerger und seine Verlegenheit mühsam bekämpfend, denn er fürchtete den Jähzorn des Fürsten, „die Thür der Custorei ist zugeflogen und das Schloß hat sich übersprungen."

Philipp verstand nicht gleich, was er meinte — er mußte seine Rede wiederholen.

„Potz Mertens!" * fuhr der Landgraf auf, wobei die Adern seiner Stirn mächtig anschwollen — doch faßte er sich eben wieder, denn er wollte an diesem Orte nicht heftig werden, und sich zu Krafft wendend, sagte er lächelnd:

„Adam, meint Ihr nicht auch, daß hier auch einem sanfteren Mann, wie ich bin,

* Sacristei

* Lieblingsausruf des Landgrafen.

die Geduld reißen möchte? Aber was nun?"

Einen Moment herrschte tiefes Schweigen — dann fragte Philipp den Landcomthur: „Wie ist es gekommen, daß Ihr die Thür so zugeschlagen, da es Euch doch gewiß bekannt gewesen, daß die Thür sich nur von der Kirche her öffnen läßt?"

Mit einem Anflug von Freimuth und Würde erwiderte der Angeredete: „Der Andrang der Leute nach Ew. fürstlichem Gnaden Eintritt war so groß, daß ich, um diesen ferner zu verhindern, die Thür zuwarf — dabei fuhr das Schloß vor. Möchten doch Ew. fürstliche Gnaden," fuhr er, die gefalteten Hände bittend emporhebend, fort, „ein Zeichen des Himmels darin sehen, der heiligen Elisabeth Heiligthümer nicht zu berühren."

„Nein, Herr Comthur," lachte Philipp, „da möchte ich doch eher glauben, es sei ein Zeichen, mein Werk recht gründlich zu thun, sonst wäre ich wohl nicht ein-, sondern ausgeschlossen! — Nein! — Gebt mal den Schlüssel her." Er nahm ihn aus des Comthurs Hand und reichte ihn einem in der Nähe stehenden Bürger mit den Worten:

„Ruft mal Jemand von der Straße an, werft den Schlüssel hinunter und sagt, daß man uns von der Kirche aus aufschließe, so werden wir wohl aus unserem Gefängniß herauskommen."

„In das wir wohl nicht so ganz zufällig eingesperrt sind, wie der Herr Comthur uns will glauben machen," ließ sich der dicke Graf Isenburg vernehmen. „Gold, Silber und Edelsteine genug," setzte er auf das kostbare Monument zeigend hinzu, „das schützt aber nicht vor Hunger."

Alle lachten, denn jeder kannte des Grafen guten Appetit, und der Landgraf sagte: „Ja wenn's zum Hungern kommt, so wird der Landcomthur, der uns hier eingesperrt, zuerst gegessen werden."

„Glauben Ew. fürstliche Gnaden, das wäre so leicht?" fragte mürrisch der Comthur, „müßte doch erst Einer wissen, wann und ob ich wollt' gegessen sein."

„Macht Euch nicht schlimmer als Ihr seid," scherzte Philipp, „Ihr seid, wenn auch nicht freundlich, so doch geduldig, und zankt und ärgert mich nit noch, ich möchte jetzt den Comthur Lauerbach an seiner Stelle sehen! Potz Mertens! würde der brummen wie ein Bär!"

„O, wenn Brummen hülfe," sagte Milchling verächtlich, „so wüßte ich der Sache schon Rath, aber Ihr braucht Gewalt, und was kann ich dagegen thun?"

„Eure Heiligen anrufen! Sind sie nit mächtiger denn ich? Versucht's, Herr Comthur, und wenn dann der Münster einstürzt, wird alle Welt glauben, daß St. Elisabeth's Reliquien mich zerschmettert."

„Ew. fürstlichen Gnaden mögen Ihren Spott mit mir treiben," sagte finster der Comthur, „aber es kommt wohl noch eine Stunde, wo St. Elisabeth's Rache Ew. Gnaden trifft."

Ein Schatten flog über Philipp's heitere Züge, nicht aus Furcht vor St. Elisabeth's Rache, sondern des Unmuths, daß ein Mann von hoher Lebensstellung und wirklicher Gelehrsamkeit wie Milchling so an dem Aberglauben hing.

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet nnd ein herbeigerufener Goldschmied, der zugleich seine Schlosserarbeit verstand, trat mit seinen Werkzeugen ein und öffnete, auf Anweisung des Landgrafen, das Schloß des Gitters ohne sonderliche Mühe.

Nun erst konnte man zu dem kostbaren Monument herantreten.

Dieser durch die ganze Christenheit berühmte, und wie man sagte, silberne und vergoldete Sarg der heiligen Elisabeth ist in der That ein reiches und herrliches Denkmal alter Kunst und wohl der Bewunderung werth. Er steht auf einem Gestell etwas erhöht und hat nicht die gewöhnliche Form eines Sarges, sondern stellt ein 6 Fuß langes und $3\frac{1}{2}$ Fuß hohes und 2 Fuß breites, mit Säulen geziertes Haus vor, auf dessen etwas über 1 Fuß hohem, schräg abfallendem Dach sich 7 große Knöpfe, reich emaillirt und unverhältnißmäßig groß, erheben, die dem Ganzen ein eigenthümliches Ansehen verleihen.

In der Mitte der beiden Längeseiten, sowie, wenn man so sagen darf, an der Giebelseite befindet sich ein etwas vorspringendes Fronton, durch zierliche Säulen von den Nebenfeldern getrennt, eine Art Portal bildend, in dem die Hauptfiguren, 2 Fuß hoch und fast ganz von Silber, stehen.

Da ist zuerst Christus, sitzend in seinem Lehramt, die rechte Hand erhebend und in der linken ein Buch haltend, dargestellt. Sessel und Einfassung sind reich mit Edel-

steinen geziert; zu jeder Seite des Heilandes befinden sich etwas kleiner als er selbst und auch sitzend drei Apostel, ihm zunächst rechts Petrus mit dem Schlüssel, links Paulus mit dem Schwert, ebenfalls sitzend, alle Figuren strahlen von Perlen und Steinen. Auf der entgegengesetzten Seite ist Christus am Kreuz, rechts Maria, links Johannes. Ueber Christus ein schwebender Engel, die Krone über seinem Haupte haltend. Das Kreuz hat die Form eines Baumes mit Zweigen und Blättern. Ueber den Köpfen des Johannes und der Maria sind noch runde Basreliefs in Silber und stark vergoldet angebracht, Christi Geburt und seine Auferstehung darstellend.

Die Krone sowie die Figuren sind reich mit Edelsteinen besetzt. Wie auf der vorderen Seite sind auch hier wieder je drei Apostel sitzend angebracht.

Ueber diesen zwölf Aposteln steht das heilige Glaubensbekenntniß in einer Art Emaille. Auf der rechten Seite sitzt die Maria mit dem Jesuskinde im Arm und einer kostbaren, mit vielen Smaragden und Rubinen geschmückten Krone. Sessel und Gewand sind mit Edelsteinen, Gemmen und Perlen bedeckt. Ihr gegenüber auf der anderen Seite des Sarkophags ist die heilige Elisabeth in büßender Stellung mit einer Binde um das Haupt, von der zu beiden Seiten ein Schleier herabfällt. Die Figur ist wie die übrigen aus Silber und bis auf die Haare vergoldet; auch sie ist mit 45 Steinen und Gemmen eingefaßt und wie alle anderen durch zierliche Säulen isolirt.

Die oberen Ränder oder Frontons sind von durchbrochener Arbeit, mit Juwelen und Perlen verziert.

Das steile Dach, durch giebelartige Frontons in vier Theile geschieden, hat acht herrliche Basreliefs, die Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth, wie ihre Legende sie aufbewahrt, darstellen.

Die alte Beschreibung dieses Kunstwerkes erzählt noch, daß es mit 824 Edelsteinen, 59 Perlmutterplättchen, 3 großen und sehr vielen kleinen Steinen verziert war. (Das Monument ist bis auf einige Figuren, Steine, Gemmen und Perlen noch wohlerhalten.)

Dies war das Denkmal, welches seit drei Jahrhunderten die Christenheit mit heiliger Andacht erfüllte, die schaarenweise zu der Heiligen wallfahrtete.

Aber Niemand rühmte es als Kunstwerk, Niemand bewunderte die saubere Arbeit, wie ja überhaupt der Name des Bildners sowohl, wie der des Baumeisters der schönen Kirche uns weder durch die Geschichte, noch durch die Sage bekannt geworden ist. Nur die sterblichen Ueberreste der heiligen Elisabeth erlangten bis an die fernsten Grenzen Ruhm und Ehre.

Der deutsche Orden hatte bis jetzt für schwer wiegendes Geld und noch schwerere Dienstleistungen einzelne Knochen der Heiligen als Reliquien verkauft.

„Der Sarkophag soll ganz von Silber sein," sagte der Landgraf, der das Denkmal aufmerksam betrachtet hatte, zu Philipp von Braunschweig, „es soll mich aber wundern, wenn es wahr ist; probirt einmal seine Echtheit, Goldschmied, denn es dünkt mich, es ist gut, zu wissen wie werthvoll der Schatz ist, den wir in unserem Lande haben."

Dieser neuen Forderung mußte sich der Comthur, wenn auch mit geheimem Entsetzen, fügen.

Der Goldschmied begab sich mit Feile und Probirstein an die Arbeit, von vielen neugierigen und scheuen Blicken beobachtet.

Endlich sagte er nicht ohne Verlegenheit und ängstliches Aufschauen zum Comthur:

„Fürstliche Gnaden, die Figuren, Sätze und Schildwand sind alleweg Silber und stark vergoldet, das Gebäudchen selbst ist aber nur Kupfer mit Silber überzogen."

Philipp brach in ein anhaltendes lautes Lachen aus, als er diesen Bericht hörte, und rief:

„Sehet die deutschen Pfaffen! Wie haben sie die Leut' betrogen! Geld und Gut genommen, gesagt, es sei zum Sarg kommen, und sich große Güter für das Silber gekauft, die dann freilich ihnen mehr einbringen als die Heilige da innen."

„Und seht hier, Ew. Liebden, und hier und hier," sagte Philipp von Braunschweig, auf einige Stellen deutend, „hier fehlen Steine und Gemmen, die die Herren wohl zu kostbar für den Sarg hielten und andere Verwendung dafür hatten."

„O nein," versetzte der Landgraf, „so plump machen's die Geistlichen nit; wenn sie nehmen, machen sie's fein säuberlich, daß es Niemand sieht und merkt, und die

Leute ihre Tugend und Frömmigkeit loben. In den Stellen da haben noch keine Steine gesessen; man hat sie von Anfang an offen gelassen, um frommen Leuten und Pilgrimen die Freude zu gönnen, St. Elisabeth zu beschenken. Die meisten und kostbarsten Steine, die Ew. Liebden jetzt hier sehen, sind Gaben reuiger Wallfahrer oder frommer Besucher dieses Ortes. — Doch an's Werk! Wir wollen zum Ziele kommen," wandte sich der Landgraf jetzt an seine Umgebung, trat dann zurück, um die Diener, die Kolmatsch mitgebracht hatte, vorzulassen, die nun daran gingen, das Monument aus einander zu nehmen, was nicht lange Zeit erforderte. Es wurde ein wohl $^3/_4$ Ellen langes Kistlein, reich mit weichem Damast beschlagen, sichtbar, in dem die Gebeine der Heiligen aufbewahrt waren.

Der Landgraf mit Schutzbar und Kolmatsch trat nahe hinzu. Seine frühere Heiterkeit war einem feierlichen Ernst gewichen, und mit lauter Stimme sagte er: „Das walt Gott! Das ist St. Elisabethen Heiligthum. Mein Gebein ist von ihren Knochen," und sich herunterbeugend und das Kistlein in die Höhe hebend setzte er hinzu: „Komm' her, Muhme Els, du bist meine Aeltermutter!"

Einen Moment hielt er den kleinen Sarg still, dann wendete er sich zu dem bestürzten Comthur und sagte: „Herr Comthur, sie ist schwer, wollt' wünschen, daß es eitel Kronen wären, es werden aber nur die alten ungarschen Ducaten sein."

„Ich weiß nicht, was darin ist, fürstliche Gnaden," antwortete der Comthur entrüstet, Zeuge dieser Plünderung und Entweihung sein zu müssen. „Ich bin mein Lebtag nicht so nahe gekommen, und wollte Gott, ich wäre auch jetzt nicht dabei."

Der Landgraf nahm schweigend die wenigen in Damast gehüllten Knochen seiner Ahne aus dem kleinen Sarge und reichte sie dem Statthalter v. Kolmatsch, der sie wieder einem Diener reichte. Dieser steckte sie in einen Sack, um sie so mit auf das Schloß zu nehmen.

Geschmeide und Kleinodien, die sich noch in dem kleinen Kistlein befanden, stellte der Landgraf dem Comthur wieder zu.

Aber noch fehlte das Haupt der Heiligen, mit dem besondere Verehrung getrieben wurde, und das bei feierlichen Gottesdiensten und Umgängen den Gläubigen mit einer goldenen Krone geschmückt gezeigt wurde, und das an einem leichter zugänglichen Orte, als das Monument war, aufbewahrt wurde. Wieder weigerte sich Milchling, den Ort zu zeigen, da riß dem Landgrafen die Geduld, und er verlangte mit Strenge, das Haupt seiner Ahnfrau zu haben, das, wie der Comthur nun angab, in einem Wandschranke liegen sollte, den er mit der Hand bezeichnete.

Der Goldschmied mußte denselben wieder öffnen, da sich auch dazu kein Schlüssel fand. Er enthielt auch wirklich das Haupt der Heiligen, das in einem goldenen Becher lag, den der Sage nach Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe, der kanonisirten Verwandten geweiht hatte, und aus dem er bis zu seinem Tode zu trinken pflegte. Auch fand sich die Krone vor, mit der sie die Bischöfe von Prag und Hildesheim zur Heiligen krönten.

Der Landgraf hatte seinen Willen durch ein glänzendes Beispiel kund gethan; nun war keine Umkehr mehr möglich, und das Werk der Reformation schritt in Hessen fort. Die neue Lehre war mit dem Gottesdienste und der That gegen die Reliquienreste in Marburg eingeführt.

Der Landgraf athmete förmlich auf, als das Monument wieder zusammengefügt und das Gitter geschlossen und versiegelt war, und er sich mit seiner Umgebung nach dem Schlosse begab.

In der Zähigkeit des Widerstandes der katholischen Geistlichkeit, den er gebrochen zu haben glaubte, täuschte sich Philipp; wenn auch jetzt besiegt, hatten die Deutsch-Herren ihre Hoffnung auf künftige Siege nicht aufgegeben, und Philipp mußte es erleben, daß die Reste seiner Stammmutter noch einmal in den Schrein nach Marburg zurückwanderten, und zwar auf folgende Weise.

Philipp hatte seinem getreuen Statthalter, in der weisen Voraussicht, daß der Orden Alles aufbieten werde, wieder in den Besitz der Gebeine zu kommen, geboten, dieselben im Beinhause zu zerstreuen. Aus Vorsicht zur Ueberwachung Kolmatsch's theilte er diesen Befehl noch einer Person mit.

Aber beide konnten sich nicht von der anerzogenen Ehrfurcht gegen die katholische Kirche und ihre Satzungen frei

NEW YORK

machen, die mit ihnen aufgewachsen war; so wurden sie dem Gebote des Herrn Landgrafen ungetreu, sahen auch nicht wie Philipp in die Zukunft, ein Sehen, das auf richtigen Schlüssen beruhte, und ließen daher die Gebeine von zwei vertrauten Personen in der Stille der Nacht in der Elisabethkirche eingraben und die Stelle mit einem Stein bezeichnen.

Der deutsche Orden wandte sich nun zunächst an den Kaiser, der einen Befehl an Philipp ergehen ließ, die Gebeine, das Eigenthum des Ordens, diesem wieder zuzustellen. Ein Verlangen, welches Philipp mit der Unmöglichkeit, die Knochen wieder zusammenfinden zu können, zurückwies, da er der festen Ueberzeugung lebte, daß sein Befehl ausgeführt sei, und somit schien die Sache beigelegt.

Die Deutsch-Herren aber, die durch Geld oder Beichte oder irgend ein Mittel den wahren Sachverhalt erfuhren, warteten nun auf eine passende Gelegenheit, wieder in den Besitz der Reliquien zu kommen.

Milchling war gestorben und Johann v. Rehen war Comthur, als 1547 Philipp von Hessen in der Schlacht bei Mühlberg in kaiserliche Gefangenschaft gerieth. Nun trat der Orden mit seiner Forderung hervor. Sie wandten sich zunächst an Georg von Kolmatsch, Landvogt an der Lahn, und drängten ihn zur Herausgabe der Gebeine. Als dieser nicht mehr auszuweichen wußte, berichtete er darüber an den Regentschaftsrath in Kassel, der ihm unter dem 24. Juni 1548 schrieb:

„Wir wünschten, Ihr hättet den Befehl des Landgrafen vollzogen und das Gebein unter andere Knochen geworfen, daß es kein Mensch wiederfinden hätt können; da es aber nicht geschehen und dem Orden so sehr darum zu thun ist, so sind wir und die Landgräfin der Meinung, der Comthur und seine Leute sollten das Grab aufgraben, und hofften sie, man würde sich dessen christlich gebrauchen."

Und so geschah es.

Aus der Quittung über die zurückerhaltenen Gebeine, von Johann v. Rehen unterschrieben und ausgestellt, erfährt man, wie wenig noch von der Heiligen erhalten war. Er quittirt über ein Haupt mit einem Kinnbacken, item fünf Röhrlein klein und groß, item eine Rippe, item zwei Schulterbein und sonst ein Breitbein.

Diese wenigen Ueberreste wurden nicht wieder in das Monument gelegt, sondern unter einen Stein neben dem Hochaltar im Münster begraben. Als Maximilian von Oesterreich Hoch-Deutschmeister wurde, holte man die unglücklichen Knochen wieder hervor.

Mögen sie jetzt Ruhe gefunden haben.

Zur Geschichte der Liebig-Stiftung.

Von

August Vogel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19. v. 11. Juni 1870.

Im Jahre 1869 vereinigte sich eine Anzahl um die deutsche Landwirthschaft hochverdienter Männer zu dem Zwecke, J. v. Liebig, dem Begründer der neueren Agriculturchemie, als Zeichen der Anerkennung für dessen hohe Verdienste ein Ehrengeschenk zu widmen. Dieser Zeitpunkt fällt zusammen mit dem dreißigjährigen Jubiläum der Mineraltheorie. Es war im Jahre 1840, als J. v. Liebig seine durchgreifenden Ansichten, gewöhnlich unter dem Namen „Mineraltheorie" bekannt, zur Geltung brachte. Gewiß durfte es als gerechtfertigt erscheinen, nach einem so langen Zeitraum den Blick hinzuwenden auf den zurückgelegten nicht mühelosen Weg, welcher nun seiner ganzen Ausdehnung nach im Schmucke prangt zahlreicher Blüthen und Früchte, dem freigebig ausgestreuten Samen allenthalben entsprossen. Auch die Münchener Akademie der Wissenschaften konnte es sich nicht versagen, damals den dreißigsten Geburtstag der Agriculturchemie durch eine Beglückwünschung zu feiern.

Ueber die Form des beschlossenen Ehrengeschenkes lag es natürlich nahe, vor Allem die Ansicht Liebig's selbst kennen zu lernen. In edler Uneigennützigkeit wünschte Liebig das ihm allein zugedachte Ehrengeschenk zu einer Gabe zu gestalten, dargebracht Allen, welche in seinem Geiste forschen und wirken. Diese Idee zu erfüllen, sollte nach seinem lebhaften Wunsche alljährlich oder zu Zeiten demjenigen eine goldene Medaille verliehen werden, der sich um die Landwirthschaft hervorragende

Verdienste erworben. Die Medaille besteht aus Gold mit einem Diplom begleitet, in welchem die Verdienste des Bedachten um die Landwirthschaft erwähnt werden. Nicht ein Stipendium wollte man stiften, sondern die Medaille soll reine Ehre sein, „so daß sie selbst von dem Reichsten, dem sie verliehen, als höchste Auszeichnung angesehen werde.“ So ist denn Liebig als der eigentliche Gründer der Stiftung zu betrachten.

In kürzester Zeit war durch Beiträge ein Capital geschaffen, hinreichend, um aus dessen Zinsen jedes Jahr eine Medaille von Gold mit dem Bildniß des Stifters verleihen zu können. Ende Mai 1870 wurde der Stiftungsfond nebst Medaille und Album an Liebig übergeben. Derselbe hatte selbstverständlich für die Dauer seines Lebens die unbeschränkte Verfügung über die Einkünfte aus dem Stiftungscapitale im Sinne der entsprechenden Bestimmungen. Die goldene Medaille ist von dem Stifter an zwei um die deutsche Landwirthschaft hochverdiente Männer, Geheimerath Dr. Reuning in Dresden und Professor Dr. W. Henneberg in Göttingen, verliehen worden.

„Möge ein gütiges Geschick den Gefeierten noch lange Jahre der Wissenschaft erhalten, auf daß er in dauernder Gesundheit und so jugendlichen Geistes wie heute sich der Folgen seiner großen geistigen That zu erfreuen habe!“ Dieser aufrichtige Wunsch, welchen die Münchener Akademie der Wissenschaften ihrem hochgeehrten Vorstande bei jener Gelegenheit entgegenbrachte, — er ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Nach unerforschlichem höheren Rathschlusse ist uns nach kurzem Zeitraume schon J. v. Liebig durch den Tod entrissen worden. Es trat nun ein Curatorium der Liebig-Stiftung an seine Stelle.

Der Verfügung des Stifters zufolge besteht dieses Curatorium aus dem Vorstande der Münchener Akademie der Wissenschaften, aus dem beständigen Secretär und einem ordentlichen Mitgliede der mathematisch-physikalischen Classe derselben Akademie, aus den Inhabern der Liebig-Medaille, aus einem Lehrer der Volkswirthschaft an der Münchener Universität und aus einem Nachkommen J. v. Liebig's in männlicher Linie.

Das Curatorium ist zum ersten Male am 14. November v. J. zusammengetreten; nach einstimmigem Beschlusse wurde die goldene Medaille pro 1874 dem Grafen Karl Max von Seilern, Gutsbesitzer in Mähren, zuerkannt. Bei seiner Wahl war das Curatorium von dem Wunsche geleitet, die hervorragenden Verdienste zu ehren, welche sich Seilern nicht nur als ausübender Landwirth, sondern auch als Schriftsteller, sowie durch Gründung einer landwirthschaftlichen Versuchsstation und durch seine Theilnahme an den Arbeiten zur Errichtung der Hochschule für Bodencultur in Wien um die deutsche Landwirthschaft erworben hat. Es gereichte dem Curatorium zu besonderer Genugthuung, daß dieser Beschluß mit der Absicht des Stifters übereinstimmt, indem noch in der letzten Zeit vor seinem Hinscheiden J. v. Liebig gerade Seilern als den Mann bezeichnet hat, der zunächst durch die Verleihung der Medaille ausgezeichnet werden solle.

Die Liebig-Stiftung wurde am 9. August 1873 landesherrlich bestätigt, hat juristische Persönlichkeit und steht unter dem Schutze der baierischen Staatsverfassung.

Wenn in dem amtlichen Berichte der letzten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu München ausgesprochen wird: „Die Theilnehmer an der Gründung der Liebig-Stiftung dürfen sich der freudigen Ueberzeugung hingeben, daß es gelungen ist, nicht nur Herrn v. Liebig eine hohe Freude zu bereiten, sondern zugleich eine Schöpfung ins Leben zu rufen, die für die Zukunft von den segensreichsten Folgen für die Landwirthschaft ist“, so dürfen wir heute hinzufügen, die Stiftung wird ihren Zweck erfüllen: das Andenken an den Begründer der Landwirthschafts-Wissenschaft auf dem Gebiete der Naturforschung für alle Zeiten dauernd zu erhalten und zu ehren. Die innige Verbindung zwischen Landwirthschaft und Chemie hat sich, seitdem Liebig Bahn gebrochen, als eine durchaus lebensfähige, gesunde, als eine glückliche dargethan, und so wird, wir sind deß gewiß, aus diesem Bunde fort und fort Leben und Wachsthum hervorquellen; die jenem jugendlichen Vereine entsprossene Pflanze reift von Jahr zu Jahr mehr heran und erstarkt zu einem Baume, der seine weit

verzweigten Aeste ausbreitet über alle Lande und sein schirmendes Dach hinzieht über die Fluren, daß ihre Saaten fröhlich gedeihen. Möge durch die Liebig-Stiftung das Band des Vertrauens, welches Landwirthschaft und Naturforschung — Praxis und Wissenschaft — umschlingt, ein stets innigeres und festeres werden.

Literarisches.

Die gesammten Naturwissenschaften. Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb, Gurlt, Koppe, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Nöggerath, Quenstedt, Reclam, Reis, Romberg, Zech. Eingeleitet von Hermann Masius. Dritte umgearbeitete und bereicherte Auflage. In drei Bänden. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten und drei Sternkarten. Erster Band. Essen, Druck und Verlag von G. D. Baedeker, 1873.

Unter den vielen naturwissenschaftlichen Sammelwerken, welche dahin streben, den allgemein gebildeten Ständen einen leicht faßlichen, befriedigenden Aufschluß über die neuesten Fortschritte und den Standpunkt der gegenwärtigen Wissenschaften zu geben, zeichnet sich das vorliegende so ganz besonders aus, daß es uns eine große Freude gewährt, mit entschiedenem Nachdrucke darauf aufmerksam machen zu können. Die Gediegenheit und Vortrefflichkeit des Werkes wurde auch von allen Seiten rasch erkannt, so daß jetzt schon eine dritte Auflage davon nöthig geworden ist. Als am Schlusse des Jahres 1856 die Verlagshandlung im Namen der Mitarbeiter bei unserem hochgefeierten Alexander v. Humboldt das Werk mit der ihm zugeschriebenen Dedication einsandte, ließ es der große Gelehrte nicht an einem dankenden Antwortschreiben fehlen, in welchem er zugleich eine charakteristische Würdigung der Schrift und ihrer Verfasser einfließen ließ. Dieser Brief ist in Humboldt's eigener Handschrift, aber auch, da dieselbe bekanntlich schwer leslich auftritt, in Uebersetzung mitgetheilt und muß als erste und beste Empfehlung des Buches angesehen werden. Die Verlagshandlung beginnt nun damit, von diesem Großmeister der gesammten Naturforschung ein kurzes Lebensbild zu entwerfen, um seine epochemachenden Verdienste gehörig begreifen und würdigen zu können. Sie weist dabei auf das von Karl Bruhns unter Mitwirkung einer Reihe von großen Gelehrten herausgegebene geistige Denkmal — „Alexander von Humboldt" — hin, welches 1872 in drei Bänden bei F. A. Brockhaus erschienen ist. Daran thut sie wohl, denn diese Biographie läßt nichts zu wünschen übrig, sobald es sich um eine richtige Würdigung der Verdienste des großen Mannes, der Anregung zur Forschung und der Darstellung der Leistung eigener und Anderer Thaten handelt. Die hierauf folgende Einleitung von Hermann Masius ist ein Meisterstück in Hinsicht der übersichtlichen Klarheit des Gesammtgebietes und des aufmerksam machenden Fingerzeiges auf die Hauptmomente der zu behandelnden Naturwissenschaften. Uebrigens kennen wir ihn schon, er versteht die Kunst, zu populariſiren und das denkende Publicum anzuziehen und emporzuheben bis zur Höhe der Wissenschaft selbst. — Die Mechanik hat der allgemein gekannte Dr. P. Zech, Professor am Polytechnikum in Stuttgart, behandelt. — Physik und Meteorologie ist in den beiden ersten Ausgaben von Professor Koppe in Soest, in dieser dritten Auflage von Dr. P. Reis, Gymnasiallehrer in Mainz, vortrefflich bearbeitet. — In der physikalischen Technologie hat Moll, Professor am Polytechnikum in Riga, die Bearbeitung der Dampfmaschine, des Dampfschiffes und der Locomotive übernommen; und Dr. E. Nauck, Director des Polytechnikums in Riga, hat die elektrische Telegraphie, Galvanoplastik und Photographie zur Darstellung gebracht. So ist Alles den Händen von bewährten, sachverständigen Fachmännern anvertraut. Es herrscht eine einmüthige Auffassung und Behandlung im ganzen Buche, ein friedliches Zusammengehen auf demselben Pfade und ein Festhalten desselben Zieles, so daß das Gesammtwissen der Naturkunde zum vollkommenen Eigenthum aller denkenden Menschen werden könne. Damit wird das Werk eine Grundlage, ein Commentar zu Alexander von Humboldt's Kosmos, was uns bisher noch gänzlich gefehlt hat, obgleich es an vielfachen Versuchen dazu wahrlich nicht mangelte.

Elfrida von Monte-Salerno. Drama in fünf Aufzügen von G. Conrad. Berlin, O. Gülker u. Comp.

Bekanntlich verbirgt sich unter dem Namen G. Conrad der Prinz Georg von Preußen. Es ist in Bezug auf dies neueste Drama bemerkt worden, daß dasselbe mehr den Charakter eines Ausstattungsstückes trage; nun, man kann nur wünschen, daß entweder alle Ausstattungsstücke einen so bedeutenden psychologischen Hintergrund haben und so viel großartige poetische Phan-

taſie erkennen laſſen möchten wie dieſe „Elfrida von Monte-Salerno“, oder daß die Theaterdirectionen nicht ſcheel dazu blicken würden, wenn die dramatiſchen Dichter etwas mehr in Bezug auf äußerlichen Glanz und ſceniſchen Apparat verlangen, als dies meiſtens der Fall iſt. Die Grundidee des Stückes iſt der in das Romantiſche übertragene Gedanke, daß die Sünde, forterbend wie ein finſteres Fatum, Schuldige und Unſchuldige verſchlingt. Elfride iſt das Kind einer ſchweren Schuld; von verſtecktem Haß erzogen, bringt ſie durch ihre maßloſen Leidenſchaften ſich ſelbſt und ihrer Umgebung Verderben. Ihr Bruder, den ſie nicht als ſolchen kennt, und der ſie liebt, verfällt zuletzt in Wahnſinn, und der Dichter hat die überraſchende Idee gehabt, dieſen Wahnſinn dramatiſch vorzuführen. Die Phantaſie des Unglücklichen gewinnt äußere Form, und mit dieſer außerordentlich glanzvoll erfundenen Illuſion ſchließt das dramatiſche Gedicht.

Mordgeſchichten von Karl Braun. Zwei Bände. Hannover, Karl Rümpler.

Dieſe beiden Bände enthalten zum Theil Erzählungen, welche früher in den Monatsheften den allgemeinſten Beifall fanden. Die Meiſterſchaft, welche Braun in der Schilderung kleinſtaatlicher Verhältniſſe aus der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts ſo oft bewieſen hat, die Friſche ſeines Stils und der geſunde Humor, mit welchem er auch die düſterſten Geſchichten zu würzen verſteht, werden ſeinen „Mordgeſchichten“ auch in dieſer Form einen großen Leſerkreis ſichern.

Brutus. Trauerſpiel von Heinrich Kruſe. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

Ein antiker Hauch großartiger Einfachheit durchweht dieſes neueſte Werk des deutſchen Dichters, der, mit gründlicher Kenntniß der alten Geſchichte und Literatur ausgerüſtet, es wagen durfte, „Shakeſpeare und deſſen unerreichbare Vorzüge willig anerkennend“, unbekümmert in eigener Art den hochtragiſchen Stoff zu geſtalten.

Wir haben bereits früher die neue Sammlung von Liedern erwähnt, welche Fr. Bodenſtedt unter dem Titel „**Aus Mirza Schaffy's Nachlaß**“ bei A. Hofmann in Berlin herausgegeben hat. Bodenſtedt's feiner poetiſcher Sinn zeigt ſich in dieſer Sammlung wieder in derſelben Weiſe wie früher, ob die erklärende Zugabe jedoch nicht manchen Leſern wie eine Art Enttäuſchung erſcheint, da ſie daraus erſehen, daß dieſe perſiſchen Liebeslieder gar nichts weiter mit dem alten Lehrer Bodenſtedt's zu thun haben, als daß er ihnen den Namen gab? Unſerem Gefühle nach hätte es der Dichter bei der anmuthigen Täuſchung beruhen laſſen ſollen, die er in „Tauſend und ein Tag im Orient“ ſo reizend zu bieten gewußt hat. — In der Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart iſt von A. F. v. Schack ein ſehr feſſelndes Gedicht, „**Nächte des Orients**“, erſchienen, in welchem ſich der Erzähler durch einen Zaubertrank in die verſchiedenſten Zeiten, von der Darwin'ſchen Urwelt an bis in das Mittelalter und in einzelne, von romantiſchem Nimbus umkleidete Länder verſetzt, um ſich zuletzt für das Leben unter den geſitteten Europäern der Gegenwart zu entſcheiden. Das Gedicht iſt mit ſchwungvoller Phantaſie und zugleich mit feinem Humor verfaßt. — Auch ein früheres Werk von A. F. v. Schack, das unter dem Titel „**Lothar**“ gleichfalls den Helden in die verſchiedenſten Gegenden und Verhältniſſe bringt und gleichfalls in poetiſcher Verklärung eine Fülle von ethnographiſchen und hiſtoriſchen Bildern bietet, iſt ſoeben, mit dem beſten Geſchmack ausgeſtattet, in derſelben Verlagshandlung in zweiter Auflage erſchienen. — Ein anderes epiſches Gedicht, das unter dem Titel „**Erwin**“ von Karl Landſteiner bei Alfred Hölder in Wien erſchienen iſt, beleuchtet in leichter Form ſociale Fragen der Gegenwart; der Verfaſſer hat es verſtanden, manchen witzigen Einfall anzubringen, wobei uns jedoch der Schluß des Ganzen nicht recht behagen will. — Von lyriſchen Gedichtſammlungen ſind uns namentlich die Gedichte von Ernſt Scherenberg, welche bei Ernſt Keil in Leipzig in höchſt geſchmackvoller Ausſtattung erſchienen ſind, ſehr beachtenswerth vorgekommen. Scherenberg hat in neuerer Zeit durch die Herausgabe der Gedichtſammlung „**Gegen Rom**“, die in kurzer Zeit eine Reihe von Auflagen erlebte, wiederum bewieſen, daß er ſtets den freiſinnigen Regungen in Deutſchland poetiſchen Ausdruck zu geben beſtrebt iſt; neben dieſem Enthuſiasmus für allgemeine Fragen hegt ſein dichteriſches Gemüth zarte, etwas ſchwermüthige Regungen, denen er als echter Lyriker ſubjectiv gefärbten Ausdruck zu geben weiß. Scherenberg iſt neuerdings auch an W. Müller's Stelle der Herausgeber des Düſſeldorfer „Deutſchen Künſtleralbums“ geworden, deſſen neueſter Jahrgang in brillanter Ausſtattung, namentlich in Bezug auf den literariſchen Theil eine große Reichhaltigkeit aufweiſt. Es würde zu weit führen, wollten wir auf Einzelheiten eingehen, und wir beſchränken uns daher auf die Verſicherung, daß auch dieſer neue Jahrgang des berühmten „Künſtleralbums“ ein rechtes Prachtwerk iſt.

Die österreichisch-ungarische Nordpolarexpedition unter Weyprecht und Payer. 1872 bis 1874.

Wer hätte nicht aus vollem Herzen, wenn auch nur im Stillen, in den allgemeinen Jubel mit eingestimmt, welcher vom Nordcap durch Skandinavien, Deutschland und Oesterreich-Ungarn brauste, als von Vardöe das frohe Kunde bringende Telegramm, die kühnen Polarfahrer vom „Tegetthoff" sind gerettet, sie kommen zurück, bekannt wurde.

Die Mitglieder der zweiten deutschen Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter der Führung der Capitäne Koldewey und Hegeman waren nicht so glücklich, sich eines solchen Empfanges zu erfreuen, nicht etwa, weil sie weniger Gefahren bestanden oder weniger geleistet hatten, sondern weil damals Deutschland den ihm von Frankreich aufgezwungenen Kampf auszufechten hatte, der das Denken, Fühlen und Handeln der deutschen Nation vollauf beschäftigte. Für Oesterreich lag freilich damals kein Grund vor, den heimkehrenden österreichischen Oberlieutenant Payer nicht in ähnlicher Weise zu empfangen als im vorigen Jahre. Payer hatte auch damals Bedeutendes geleistet. Unsere geographischen Freunde von Oesterreich-Ungarn, ja die ganze Bevölkerung von Wien scheint diesmal das im Jahre 1870 Vernachlässigte nachgeholt zu haben.

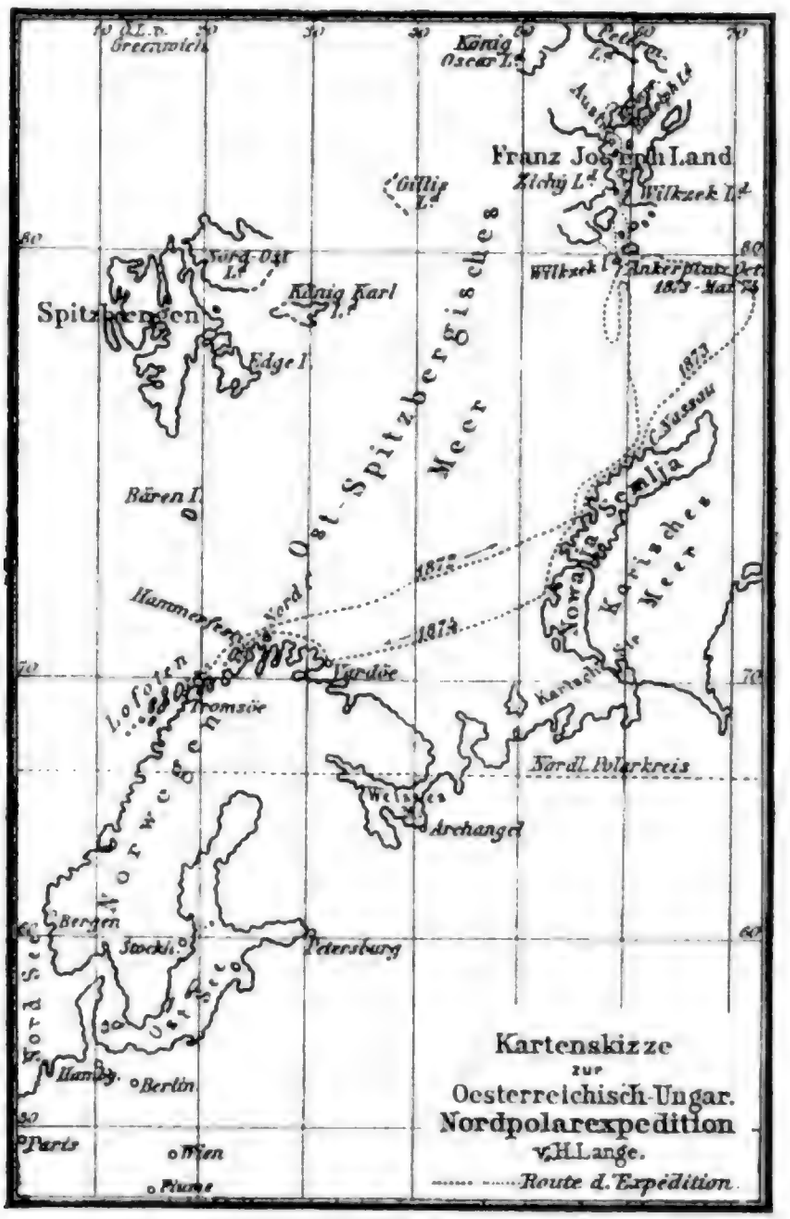
Ist nun die erste Freude über die Rückkehr der braven Schaar gerade auch nicht verrauscht, so sind doch die aufgeregten Gemüther wieder zur Ruhe gelangt, und mit etwas mehr nüchternem Blick betrachten wir die neue Errungenschaft. Fragen wir uns, was ist gewonnen und wie wurde es gewonnen? Bei keiner Errungenschaft soll man den Urheber vergessen.

Der Urheber der deutschen Nordpolarexpeditionen ist kein Anderer als der bekannte Geograph Dr. A. Petermann in Gotha. Niemand in Deutschland hat die Nordpolarregionen so eingehend studirt wie er. Als er im Jahre 1863 bis 1864 mit der Idee hervortrat, eine Forschungsexpedition nach dem Norden zu senden, fand er viele Gegner, aber auch viele Helfer. Es gelang ihm endlich, im Jahre 1868 die erste Expedition unter der Führung des Capitän Koldewey auszusenden. Dieser folgte die zweite deutsche Expedition im Jahre 1869 unter derselben bewährten Leitung.

Bisher bestand die Mannschaft der in die Eismeere geschickten Expeditionen meist nur aus Seeleuten, aus erprobten Seeofficieren und Matrosen, begleitet von einem Arzt. Die zweite deutsche Nordpolarexpedition war die erste, welche außer den Seeleuten und streng wissenschaftlichen Forschern auch einen in den Hochalpen erprobten Gletscherforscher mitnahm. Dieser war der durch seine schönen Arbeiten längst bekannte Oberlieutenant Payer. Payer ist Meister in der Kunst, schwierige Terraingruppen richtig aufzufassen und in wahrhaft künstlerischer Vollendung auf dem Papiere niederzulegen. Er ist ein

eben so gewandter Topograph wie Zeichner. Die Aufnahmen Payer's sind in jeder Beziehung als Musterarbeiten zu betrachten.

Der echte Seemann ist ein Feind anstrengender Unternehmungen auf dem Lande, und so ist es auch erklärlich, daß wir von all dem in der Eisregion entdeckten Lande fast nur die Küsten kennen, von dem Inneren des Landes aber nichts wissen. Es war somit eine glückliche Idee von Petermann, eine Kraft wie Payer für die zweite deutsche Expedition zu gewinnen. Nichts war natürlicher, als daß der leidenschaftliche Gletscherforscher, nachdem die Germania das Eis durchbrochen und die Küste von Grönland erreicht hatte, unaufhörlich zu Landexpeditionen drängte. So wurden die schönen und interessanten Entdeckungen gemacht, über welche uns das gediegene Werk „Die zweite deutsche Nordpolarexpedition in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Capitän Karl Koldewey, herausgegeben von dem Verein für die deutsche Nordpolarfahrt in Bremen", einen ausführlichen Bericht erstattet.



Während in Deutschland mit der oben genannten Expedition die eigentlichen Forschungsreisen gen Nordpol vorläufig einen Abschluß gefunden hatten, wurden die Entdeckungsfahrten von den Oesterreichern aufgenommen.

Ein Jahr nach seiner Rückkehr von Grönland im Jahre 1871 unternahm Payer in Gesellschaft mit dem österreichischen Marineofficier Weyprecht auf einem kleinen Schiff eine Recognoscirungsfahrt

nach dem Eismeere zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja. Man fand die Eisverhältnisse hier sehr günstig und erreichte die Breite von 79 Grad. Ja beide Männer gewannen die Ueberzeugung, daß sie im Besitz eines passenden Dampfschiffes wahrscheinlich eine sehr hohe Breite erreicht haben würden. Ihr schwaches Fahrzeug aber zwang sie, den Heimweg anzutreten, bevor sie vom Eis überrascht und festgehalten würden, denn das wäre ihr Tod gewesen, da sie nur für eine Sommerfahrt Proviant bei sich hatten.

Graf Wilczek in Wien, der die vorerwähnte Expedition namhaft unterstützt hatte, war bemüht, für das nächste Jahr 1872 eine größere Expedition auszurüsten.

Mit großer Umsicht und mit vereinten Kräften wurde die Expedition, welche unter der Bezeichnung der „österreichisch-ungarischen" ins Leben trat, ausgerüstet. Der Schraubendampfer „Admiral Tegetthoff" war gebaut. Die Führer der Expedition waren Capitän Weyprecht und Oberlieutenant Payer. Erprobte tüchtige Matrosen vom Quarnero (Finmaner) waren gewonnen. Kurz Alles war, weil alle Spitzen der Gesellschaft das lebhafteste Interesse an dem Unternehmen nahmen, in kürzester Zeit fertig, und die Expedition konnte bereits am 14. Juli von Tromsöe (in Norwegen) nach dem Ost-Spitzbergischen Meer aufbrechen. Das Schiff war für zwei Jahre verproviantirt.

So günstig die Führer der Expedition die Eisverhältnisse im Jahre 1871 in diesem Meere gefunden, so ungünstig gestalteten sich dieselben im Jahre 1872. Gegenden, wo sie im verflossenen Jahre kein Stück Eis, sondern vollkommen offenes Wasser gefunden hatten, zeigten sich mit Eis gefüllt. Weyprecht schilderte die Verhältnisse in seinem Vortrage vor der Geographischen Gesellschaft in Hamburg ungefähr wie folgt:

„Schon bis 100 Meilen westlich von der Admiralitätsinsel an sonst eisfreien Stellen trafen wir eine dünne, aber feste Eiskante, so daß wir uns nur mit großer Mühe durch das Landwasser durchzwängten bis unter Nowaja Semlja. Nachdem wir dort einige Tage im Eise gelegen, kamen wir mit Nordostwind durch. Am 12. August 1872 hatten wir die Freude, Wilczek und Sterneck auf der Jacht Isbjörn zu begrüßen."

Graf Wilczek hatte im Jahre 1872 eine eigene Expedition auf dem Schiff Isbjörn unternommen. Es befand sich unter seinen Begleitern außer Baron Sterneck auch der als tüchtiger Geologe bekannte Professor Höfer aus Klagenfurt. Diese Expedition verließ Tromsöe am 19. Juni, ging zunächst nach Spitzbergen und dann nach Nowaja Semlja, um am Cap Nassau ein Proviantdepot für die Payer-Weyprecht'sche Expedition anzulegen. Ganz unerwartet trafen so am 12. August die beiden Expeditionen zusammen.

Am 21. August trat eine Windveränderung ein, man nahm Abschied von Isbjörn und fuhr in nordöstlicher Richtung weiter, doch bald fiel der Wind und das Schiff wurde mit Eis besetzt. Das Eis wurde zu einer compacten Masse, in welcher der Tegetthoff drei Wochen festlag. Am 9. September brachen die Massen auf, frischer Nordwind zertheilte das Eis in große Felder, in einem dieser Felder wurde das festgefrorene Schiff nun bald ostwärts, bald westwärts getrieben. Die fortwährend fallende Temperatur machte alle Arbeit zur Befreiung des Schiffes nutzlos. Es begannen die Eispressungen. Die Felder, unter dem Einfluß des Windes treibend, stoßen an einander, seitlich vorübertreibend reiben sie die Kanten an einander ab, werden dann über einander geschoben, wodurch Brüche entstehen und sich schließlich förmlich gebirgige Formationen bilden. Am 13. October barst die Scholle, in welcher der Tegetthoff eingeschlossen war. Hierdurch kam das Schiff in die größte Gefahr, erdrückt zu werden. Das Fahrzeug wurde gehoben, indem sich Eismassen unter den Kiel schoben, das Schiff fror fest und blieb fünf Monate liegen.

Alle Anstrengungen, den Tegetthoff aus seiner gefährlichen Lage zu befreien, waren vergebens, gewissermaßen hülflos war die kleine Schaar den gewaltigen Elementen preisgegeben. Der ursprüngliche Plan, das nördlichste Cap von Asien, Cap Tscheljuskin, zu umsegeln, um das offene Meer, die Polynia, aufzusuchen, mußte unter diesen Verhältnissen aufgegeben werden. Die Expedition hatte vollauf zu thun

mit ihrem Schiff und der Erhaltung des Personals. So im Eise steckend wurden sie bis Februar 1873 gegen Nordost und später nach Nordwest getrieben. Ende Januar 1873 wurden 73 Grad östlicher Länge von Greenwich und 79 Grad nördlicher Breite erreicht. Ende August in demselben Jahre wurde Land gesehen. Ob Inseln oder Continent, diese Frage sollte erst ein halbes Jahr später beantwortet werden. Wir sahen, sagt Payer, hohe weiße Mauern, dazwischen schwarze Punkte, waren es Felsen? waren es Gletscher? wir wußten es nicht.

Mitte October waren 80 Grad nördlicher Breite erreicht, dann wieder trieb das Eis mit dem Schiff südlich und endlich Anfang November 1873 wurde das Schiff fast vollkommen bewegungslos im Eise unter 79 Grad 51 Min. nördlicher Breite, 58 Grad 65 Min. östlicher Länge von Greenwich. Man errichtete eine Schneehütte zum Gebrauch für die festen Instrumente und es wurde eine Reihe von meteorologischen und astronomischen, sowie magnetischen Beobachtungen gemacht.

Vom 9. März bis 4. Mai dieses Jahres wurden drei Schlittenreisen unternommen, deren größte 30 Tage dauerte und auf welcher der nördlichste Punkt auf einer Insel, Kronprinz-Rudolph-Land genannt, erreicht wurde. Payer berichtet darüber wie folgt:

„Die Expedition bestand aus sechs Zugkräften, fünf Matrosen, Lieutenant Orel und drei Hunden aus Wien. Die Schlitten englischen Systems hatten 20 Centner Tragkraft und wurden mit 16 belastet. Aufgabe war es, die höchste Breite zu erreichen, aber das Land war unübersehbar und nichts vermochte uns zu sagen, wie weit die hohen Gebirge die Aussicht verschließen. Dreimal wurde versucht, auf dem Landwege die Berge zu übersteigen. Wir entdeckten einen 100 Meilen langen Sund, Austria genannt, der nordwärts verläuft, 80 Meilen breit, die Ländermassen in zwei große Complexe theilt, von uns Zichyland und Wilczekland genannt. Zahllose Inseln wurden gesehen; ob bei dem entdeckten Lande der insulare Charakter vorwalte, war unbestimmbar. Bei dem größeren Lande haben wir die Ostgrenze nicht gesehen, selbst nicht von hohen Spitzen aus. Das Gestein war monoton, die Verwandtschaft mit Ostgrönland, die Wiederholung der Formationen auffallend. Ob wir ein Archipelland des Nordpols vor uns hatten, war unbestimmbar, der Charakter desselben jedoch durchaus verschieden von Spitzbergen und Nowaja Semlja, sowie jedem anderen arktischen Lande. Dasselbe trug keinen Alpencharakter, sondern machte den Eindruck eines sich wiederholenden Plateaus mit steil ansteigenden säulenartigen Felsen, welche an Abessinien erinnern. Das Gestein ist Dolomit, in systematischen Etagen gelagert. Große Feuchtigkeit ist vorherrschend, so daß die Gegend wie überzuckert aussieht, in der Sonne wunderbar glänzend. Bei der Fahrt beobachteten wir 40 Grad Réaumur Kälte. Ob Vulcane vorhanden, blieb uns unbekannt; eine Besteigung war unausführbar, weil der erste Säulenrand unzugänglich war. Die Höhen waren wechselnd, die südlichen Berge 2000, südwestlich 5000, nördlich bis 3000 Fuß hoch. Ein Gletscher von 15 Meilen Länge, von uns Dove-Gletscher genannt, ist vielleicht ein Fingerzeig, daß es ein Festland, nicht Inselland ist. Einzelne Sunde waren mit Eis jüngsten Datums überbrückt, ein Hinweis darauf, daß sie häufig offen sind, allein noch kein Beweis für die Möglichkeit der Schifffahrt. Alle Sunde hatten Eisberge und darin liegt ein bedeutendes Moment, denn bis zum Franz-Josef-Land wurden keine Eisberge getroffen; wohin sie ziehen, war nicht nachweisbar. Eine Andeutung auf Strömung wurde nicht wahrgenommen. Ich glaube, daß künftig Niemand diese Richtung zu einer Nordpolfahrt einschlagen wird. Nach zwölf Tagen Marsch nordwärts wurde bei 81 Grad 35 Min. der Austriasund durchschritten: die Weiterreise war undurchführbar, weil wir durch die Trägheit der Magnetnadel uns oft verirrten. Nach großen Anstrengungen hatten wir oft am Tage nur zwei Minuten gewonnen. Die Route wurde gewechselt, das Kronprinzenland betreten. Ein großer Schlitten wurde als untransportabel zerschnitten; mit der einen Hälfte gingen Payer, Orel und Glutinovich nordwärts, dort zeigte sich die Landfahrt undurchführbar. Dann wurde an die Westküste gegangen und der nördliche Ausgang des Sundes gesucht. Eisverhält-

Digitized by Google

nisse deuteten auf klimatische Aenderungen; man fand auffallend schwarzen Boden und das Eis dünn und klippig; an Stricke gebunden gingen die Forscher sondirend vorwärts. Der Vögelflug ging nordwärts; trotzdem mißtrauten wir der Theorie, daß dieser Flug ein offenes Polarmeer anzeige. Es wurden Spuren von Polarhasen und Füchsen gefunden, die Felsen waren voll schreiender Vögel, welche schreiend die noch nie gesehenen Gäste begleiteten. Am 11. April hinderten zwei Basaltsäulen den Vormarsch, am 12. April wurde auf 81 Grad 57 Min. nördlicher Breite der Marsch abgeschlossen; bis Abend hätte 82 Grad 5 Min. n. Br. erreicht werden können und war Land nach Norden über 83 Grad gesehen, „aber man hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß auf diesem Wege der Nordpol nicht zu erreichen, die Theorie eines offenen Polarmeeres unhaltbar sei. Selbst wenn ein Schiff hierher käme, es fände keinen Winterhafen, und ohne die Nähe eines Schiffes kann keine Landexpedition gemacht werden."

Während Payer mit Lieutenant Orel und einem Theil der Matrosen die Schlittenexpedition ausführte, bereitete Capitän Weyprecht, wie es scheint, die Vorbereitungen zur Rückreise nach Europa vor. Drei Böte, mit Zelten überdeckt, waren ausgerüstet, diese wurden auf Schleifen gesetzt und jedes mit 18 Centner Proviant beladen. Am 20. Mai ging die Abreise vor sich. Der Weg war fürchterlich. Eishügel mußten überstiegen und schneegefüllte Thäler zwischen den Eisbergen durchschritten werden. Oft mußten die Reisenden sich auf Händen und Füßen fortbewegen. Um das Gepäck und die Böte fortzuschaffen, mußte die geringste Entfernung oft fünfmal gemacht werden. Bei größter Anstrengung wurde täglich nur eine halbe Seemeile zurückgelegt. Es würde zu weit führen, wollten wir die entsetzlichen Strapazen schildern, welche die beherzten Männer zu bestehen hatten. Bis 15. Juli hatte man mit großer Anstrengung, Mühe, Qual und Noth acht Meilen zurückgelegt. Am 7. August bekundete eine schwankende Bewegung des Eises die Nähe der offenen See. Diese erfreuliche Wahrnehmung erfüllte die Reisenden mit der besten Hoffnung, doch erst am 15. August wurde offenes Wasser gefunden. Die Schlitten ließ man nun zurück, und die Hunde wurden erschossen. Es wurde nun Tag und Nacht gerudert und bei fortwährender Windstille täglich 40 Seemeilen zurückgelegt und endlich Nowaja Semlja und Matoschkin Schar erreicht, aber vergeblich nach einem rettenden Schiff ausgelugt; schon wurde der Plan gefaßt, den Weg nach dem Weißen Meere zu nehmen, da entdeckte man, o, welche Freude! zwei russische Fischer in einem Boote; das waren nach 27 Monaten die ersten fremden Gesichter, welche die Reisenden erblickten. Die nicht wenig erstaunten Russen theilten mit den Reisenden, was sie bei sich hatten, und führten dieselben in ihrem Schooner nach Vardöe, das man am 3. September erreichte.

Mit dem Ende der Gefahr ist auch die Strapaze fast vergessen. Das ist in gedrängter Kürze der Bericht.

Das Hauptergebniß der Expedition ist unstreitig, daß man das gesuchte offene Meer nicht fand, dagegen eine ausgedehnte Inselgruppe entdeckte, ferner die Ueberzeugung gewann, daß von hier aus der Pol nicht zu erreichen ist. — Jedenfalls regen die neuen Entdeckungen zu neuen Unternehmungen an und neue Anstrengungen den Nordpol zu erreichen werden gemacht werden.

H. Lange.

Ende des siebenunddreißigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

JAN 7 - 1942

Digitized by Google

Digitized by Google